Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie

und

Theater.

Herausgegeben

von

E. Willkomm und A. Fischer.

1. Band,

1. bis 8. Lieferung.

1125

Leipzig, 1837.

Julius Wunders Verlagsmagazin.

Plan

der

Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie und Theater.

---

1. Tragödien, Schau- und Lustspiele, ganz oder in Bruchstücken (gelegentlich auch Operntexte.)
2. Dramaturgische Abhandlungen und allgemein interessante Aufsätze, die auf irgend eine Weise mit dramatischen Fragen sich beschäftigen.
3. Biographien verstorbener und lebender dramatischer Dichter, Schauspieler u. s. w. (gelegentlich mit Portraits, Facsimile's und Umrissen zu dramatischen Werken).
4. Analysen schwieriger Charakterrollen mit Rücksichtnahme auf die Darstellung.
5. Correspondenzartikel, Theaterberichte u. s. w. aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
6. Kritiken über dramatische, dramaturgische u. s. w. Schriften und kurze Notizen.

Der Band in 8monatlichen Lieferungen kostet 4 Thaler.

GRABBE.

Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie

und

Theater.

Herausgegeben

von

E. Willkomm und A. Fischer.

20 A 336

1. Band.

Leipzig, 1837.
Julius Wunders Verlagsmagazin.

Inhalt.

Vorwort, von E. Willkomm. S. 1.

Dramen. Kaiser Heinrich der Vierte. Tragödie in 5 Acten, von Herrmann Marggraff. S. 5. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. Trauerspiel in 5 Acten, von Julius Mosen. S. 81. — Scenen aus dem Trauerspiel: Heinrich der Finkler, von E. Willkomm. S. 136. — Mann oder Weib? Lustspiel in 2 Acten, von Franz von Elsholz. S. 185. — Die Bettler. Trauerspiel in 1 Act, von Sigismund Wiese. S. 207. — Lehr-, Wehr- und Nährstand. Dramatische Anecdote in 1 Act, von C. Lebrün. S. 215. — Probe einer Uebersetzung des Calderon'schen Stückes: Die Brücke von Mantible, von Friedrich Günther. S. 231.

Abhandlungen, biographische und dramaturgische Aufsätze. Mittheilungen über den Faust (1. Das Volksbuch), von Ph. v. Leitner. S. 59. — Silhouetten dramatischer Dichter (1. Grabbe), von E. Willkomm (mit Grabbe's Portrait und Facsimile der Handschrift). S. 67. — Akademie und Theater. Eine Petition an die Humanität, von E. Willkomm. S. 115. — Das Leipziger Stadttheater. S. 129. — Ueber die historische Bedeutung der dramatischen Poesie, von Julius Mosen. S. 133. — Mittheilungen über den Faust (2. Marlowe's Faust. Das Puppenspiel. R. Green's Pater Baco), von Ph. von Leitner. S. 145. — Ben Jonson und das englische Drama vor und nach Shakspeare, von E. Willkomm. S. 153. — Silhouetten dramatischer Dichter (2. Percy Bysshe Shelley), von E. Willkomm. S. 234.

Dramatische Literatur: Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann N. Vogl. S. 76. — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie von J. C. Hauch. S. 77. — König Wilhelm. Tragödie von Heinrich Wenzel. S. 77. — Kichora-Komara. Trauerspiel. S. 78. — Dramatische Zeitbilder, von G. F. Rank. S. 78. — Griseldis. Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm. S. 122. — Allgemeine Theater-Revüe. Herausgegeben von A. Lewald. Zweiter Jahrgang. S. 125. — Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Erster Jahrgang. S. 126. — Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1837, von Th. Hell. 14s Bändchen. S. 127. — Zeit und Stände. Historische Skizze nach Scribe und Rougemont, von H. Marr. S. 128. — Der Mann des Ruhms. Nach Dumas, von Bärmann. S. 128. — Dantons Tod, von Georg Büchner. S. 160. — Marfa, letzte Fürstin von Borczki. Trauerspiel von Friedrich Braunschweig. S. 162. — Paulus. Tragödie von Wilhelm Angelstern. S. 162. — Albrecht Dürer's Tod. Drama von Gelbke. S. 163. — Prometheus. Tragödie vom Verfasser des Abälard. S. 163. — Die Herzogin von La Vallière. Schauspiel von E. L. Bulwer. S. 164. — Elisabeth,

Königin von England. Trauerspiel von Herrmann Müller. S. 165. — Der Nachtwandler. Lustspiel. S. 166. — Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Siebenter Jahrgang. S. 166. — Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. S. 243. — Goethe als Dramatiker, von Dr. H. Düntzer. S. 245. — Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. König. S. 245.

Correspondenz-Nachrichten. Aus Berlin. S. 166. — Aus München. S. 174. — Aus Prag. S. 179. — Aus München. S. 246.

Notizen. S. 79. 131. 182 und 248.

An die deutsche Nation.

Ein Zeitraum von wenig Jahren ist hinreichend gewesen, Leben und Literatur fast in der gesammten civilisirten Welt umzugestalten. Es begann eine neue Epoche in der Weltgeschichte und neue Hoffnungen traten an die Stufen des Thrones der Zeit, um von dem proclamirten Gott des verjüngten Lebens die Ministerdienste zu übernehmen. Dieser Huldigungsact konnte nicht vorübergehen, ohne Spaltungen und vielfache Zerwürfnisse hervorzurufen. Die Lebenden schieden sich in zwei Hauptparteien, von denen eine jede wieder zahlreiche Hilfstruppen im Solde hatte. Das Alter mochte sich nicht mehr vertragen mit der Jugend, und die Jugend fand es unzulässig, dem stillen Wesen hoher Jahre den Muth zum Opfer zu bringen und ihre Hoffnung an's Kreuz zu schlagen für eine precäre Erlösung durch Dulden. Aus verheimlichtem Groll entwickelte sich ein offener Angriff; gewappnet bis an die Zähne traten sich die Feinde gegenüber und es begann der Kampf, in dem das stabile Alter die Vergangenheit auf Kosten der Zukunft für den Beherrscher von Welt und Zeit erklären wollte. Ich sollte sagen — erklären will — denn noch ist die Schlacht nicht gewonnen, sie schlägt sich fort von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, unter Schmerz und Thränen, hier still, dort geräuschvoll, und Niemand kann noch sagen, wann der Sieg verkündigt wird. —

Die Besorgnisse des Alters mögen gerecht sein — ich weiß sie zu ehren, aber auch der Jugend muß ein Anrecht bleiben an die Welt, die ihr sicher mehr zugehört, als dem Alter, eben, weil sie Jugend ist. Das Alter versteht nicht immer, was das jugendliche Herz bewegt, und kränkt durch sein starres Festhalten das sehnsüchtige Gemüth eines für das Edle begeisterten Jünglings oft tiefer, als es selbst zugestehet. Der Glanz, in dem das Auge eines Strebenden leuchtet, ist nicht immer eine Freudenflamme, die im Herzen sich nährt, sondern oft nur ein Schimmer des Schmerzes, der erst sichtbar wird, wenn das Auge, ein beweglicher Nachen, dahinschifft auf der krystallenen Thränenwelle. Wie ein Segel steckt es dann das Licht der Pupille auf, das hinüber blickt nach dem zitternden Saum am Horizont, den die Welt in schöner Schwärmerei Hoffnung und Zukunft nennt. Warum fragt nun das Alter nicht, das sich doch der Weisheit rühmt, vor den Pilotendienst versieht in jenem Kahne? Was so hell leuchtend das

Segel funkeln läßt? — Es ist die Theilnahmlosigkeit und die Furcht, Dinge zu erfahren, die unter dem weichen Vließ der wohl vollbrachten Jahre das verkümmerte Herz zittern machen könnten. — Und doch hätte es so gar wenig Ursache, sich zu fürchten! Denn jener schwanke Kahn wird nur gesteuert von dem kräftigen Leben, dem freiwillig der alternde Mensch entsagte; und die Jugend beging keinen Raub, als es den Verabschiedeten des Alters an Bord nahm. Sie that, was sie nicht lassen konnte, sie gehorchte dem Geiste Gottes und der Welt, die sich ungestraft nie trennen lassen.

Und mit diesem Leben begann die Jugend zu scherzen, wie mit einer keuschen Braut. Im Kuß entriß sie ihm die Seele — die Seele der Zeit — die lange geschlafen hatte, und nur manchmal von wüsten Träumen geschreckt hin und her geworfen ward. Die Seele der Zeit machte die Jugend kühn, lebenslustig, freiheitsdurstig. Sie hauchte ihr den schöpferischen Odem ein und sah es gern, daß sie sich nicht schämte, ein Gott sein zu wollen auf Erden neben dem Gott im Himmel. — Der Beifall eines Menschen schon ist oft hinreichend, um zu berauschen, der Beifall eines Gottes aber bildet Halbgötter und weckt aus der körperlosen Glorie des Lichtes die Umrisse neuer Welten.

Wer die Geschichte der letzten Jahre kennt, wird zugestehen, daß solche Umrisse in Menge entworfen wurden — alles Aufrisse zu Tempeln für die Zukunft, zum Theil auch für die Gegenwart. Die Masse aber ist träg, sie will gestachelt sein und auch hinter dem Ohr gekraut. Man soll sie spornen und doch wieder streicheln, peitschen und auch liebevoll küssen. Die Menge fand sich gestört — sie hatte noch Lust, eine kurze Zeit zu schlafen. — Und die Jugend war mild, und ließ sie abermals schlafen und träumen, während sie selbst mit grollendem Auge sich hinsetzte und die Nägel kaute, um nicht an alten Erinnerungen zu ersticken. Der Gott der Weltgeschichte fragt wenig nach dem Wunsche des Einzelnen, denn die Gerechtigkeit genügt sich immer selbst und kommt zum Ziele, sei's in Jahrzehnten, sei's in Jahrtausenden. Auch will es uns nicht ziemen, mit der Vorsehung zu hadern, und ich selbst bin bei aller Lust zur That so bescheident mich mit der Hoffnung zu begnügen, wenn es eine Thorheit scheint, vom kurzen Tage das Resultat langer Jahre zu fordern. Aber die Begrenzung des Individuums schied, dieses doch nicht so weit hinter die Macht der werdenden Geschichte zurück, daß es sich vor der Majestät des Scheins beugen und froh sein müßte, wenn es nur den glatten Saum der Sandale seiner Göttin mit dem Munde berühren kann, wo es für einen Frevel gilt, Begeisterung für das Leben vom Munde des ewigen Lebens selbst zu trinken. Das Leben wird zum Fluch, wenn keine That es beglänzt, und wo die That unter die Unmöglichkeiten gehört, sollte wenigstens deren Schatten, der Wille, ein ehrwürdiger Dieb, von der Geschichte sich den Segen erhaschen, wie einst Jakob von seinem blinden Vater. —

Mit diesem Willen trete ich heut vor das Publicum, umgeben von einer Schaar Gleichgesinnter, festen Auges, voll Muth, voll Hoffnung, aber auch voll Liebe. Es ist die Liebe der Versöhnung, die ich gern dem zerfallenen Leben mit Andern vereint wieder geben möchte. Deutschland hat sich schon längst versündigt an sich selbst und in der jüngsten Vergangenheit mehr als je zuvor. Es ist abgefallen von seinem eigenen Geist

aus Mattherzigkeit, weil es Anstand nahm, seine eigenen Schwächen aufzudecken, oder sich aufdecken zu lassen. Deutschland lebt blos halb, ähnlich einer Pflanze im Gewächshause. Es lebt in der Stube und ist todt in der freien Luft. Heimlich nur wagt es sich zu betrachten, seinen eigenen Leib zu anatomisiren, mit silberner Sonde bedutsam die Epidermis zu heben, um in verschwiegener Abgeschlossenheit den freien Puls des Naturlebens zu belauschen, die Nervenbüschel zu zählen und das Muskelspiel zu studiren unter dem Stoß der voltaischen Säule. — Aber wage es Einer, dieses tiefsinnige Volk mit dem weitschauenden Adlerblick heraus in die Oeffentlichkeit zu führen, und Ihr werdet Euch wundern über die seltsame Verwandlung, die so plötzlich mit ihm vorgeht. Gleich dem Bauer Wurzel in Raimund's Zauberposse, sinkt es zusammen zum alten Manne, sitzt auf dem Dache und schreit blöd in die Welt hinein: „Ein Aschen! Ein Aschen!" Bietet es etwa seine eigene Asche aus, das arme Volk? — Das reiche Volk, das zu bescheiden ist, um zu wuchern mit seinen Schätzen! —

Sollte es denn nicht möglich sein, diese blöde Verschämtheit in ihm zu verbannen? Es scheint, ein Volk, das glänzt durch geistige Tiefe, dessen unergründliches Gemüth das aller andern Nationen überwiegt, das vermöge dieses Vorzuges von der Natur zum Poeten geboren ist unter den Völkern, und das blos durch die Scheu vor dem Leben zum Philosophen ward — ein solches Volk ist berufen, durch ein rasches Ergreifen des Lebens sich über alle übrigen Völker empor zu schwingen. — Die Zeit der Thaten ist noch nicht vorüber in dem Willen der Geschichte, nur die Form derselben hat sich geändert. Sonst nannte man blutige Schlachten, zertrümmerte und verbrannte Städte große Thaten, jetzt begrüßt man mit diesem Namen jene Gebilde, die der sinnende Schöpfergeist der civilisirten Menschheit aus Blut und Grabesduft der Vergangenheit zu gestalten weiß. Ein Wiedererwecken des Geistes der Geschichte in künstlerischem Gewande, umflort vom Schimmer der Freiheit, das ist auch eine That, und zwar die That der Gegenwart, weil sie wieder zur That der Zukunft begeistert. Nur die Rollen hat die Welt gewechselt, die Masken vertauscht, um die Menschheit der Vollendung entgegen zu führen. Um wieder zur That zu kommen, fordert uns die Zeit auf, den Gedanken als Schöpfer hervortreten zu lassen, und vorbildend aus dem müden Chaos schlafriger Unthätigkeit die Herrlichkeit einer neuen Welt zu erschaffen, die in der Zukunft erst als historisches Factum dastehen wird. Dies ist die Aufgabe der Zeit, die Aufgabe der Literatur — des Tribunen der Völker — und vor Allen die Aufgabe des Drama's, dieses offenen Parlamentes, wo der Bettler mit dem Könige weint, jubelt, lebt und stirbt, und keine Willkür herrscht, weil das Gewissen der Geschichte gebietet. Das Drama, geboren aus dem Leben der Vergangenheit und groß gewiegt am Leben der Gegenwart, wird die Mutter sein für die That der Zukunft!

Darum wollet ferner nicht mehr scheiden, Ihr Deutschen, das Leben und die Kunst, wie Ihr bisher es gethan habt, und ein Drama suchen, ohne die Oriflamme des Lebens ihm voranzutragen! Das hat Euch bisher keins gegeben, strotzend von Nervensaft und dem Marke des Löwen. — Euer Drama war ein künstlich geborenes, wie Euer Leben. Es rankte sich nicht um den Säulenschaft, auf dessen Kapitälen sich der blaue Himmel

wiegt mit seiner Sternenborte. Habt Ihr aber Vertrauen und wollt Ihr nicht allein der Hoffnung, sondern auch dem Muth der jugendlichen Welt Euch anschließen; so reicht uns die Hände, und bildet eine lebenswarme Kette, deren Glieder sich zu einer Riesenmauer verschlingen mögen, an der zerbrechend jede Gemeinheit niedersinkt! —

Noch ist freilich die Zeit nicht erschienen, wo wir ganz ohne Zagen der Zukunft das träumerisch gesenkte Augenlid heben dürften. Das deutsche Drama sitzt, ein geblendeter Simson, noch immer unthätig in der Halle der Philister, die über ihm hintoben in sinnenberauschendem Tanze. Möchte aber doch der Zorn den gezähmten Riesen erfassen und er, sich rächend für die angethane Schmach, die Schwibbogen über sich zusammenstürzen! Dann würde aus den rauchenden Trümmern ein junger Held sich erheben und in seinem Arme würde das Leben ruhen. Dieser Held wäre das Drama der modernen Welt, geboren aus Schmerz und Gram, aus Freud' und Lust der Vergangenheit wie der Zukunft. —

Der Tempel der Kunst, jener große Spiegel des Lebens, soll sich jetzt aufthun vor dem Auge Deutschland's. Ob es Acht darauf geben wird, ich weiß es nicht; doch habe ich Ursache, es zu glauben. — Das Orchester hat sich versammelt — ein furchtbar ernster Chor von Jahrhunderten, durch die ein traumhafter Bajazzo schellt — der tragische Witz der Geschichte. Hinter dem Vorhange, die schlangentragenden Stirnen niedergebeugt auf die Stufen des Tempels, ruhen schlummernd die Eumeniden unserer Zeit — der Völker Weh und Schmerz, in der blutrothen Toga Vergeltung fordernder Rache. Vor ihrem Gesange erbeben nur die Feinde des Geistes, die Söldner der Sünde, die Knechte ihrer eigenen Schande! Ein freier Mann mit einem großen Herzen, in dem die Pulse aller Welt sich im Kusse berühren, zittert nicht, wenn Ketten brechen im Strahl des Genius, Kronen schmelzen an der Flamme des Gedankens und die Geschworenen am Throne des Richters der Welt — die Gewissen der Völker — zu Gericht sitzen über das Sonst und Jetzt. Glück auf denn! Es hebe sich der Vorhang, vor dem als Publicum die deutschen Stämme harren!

E. Willkomm.

Kaiser Heinrich der Vierte.

Tragödie in 5 Aufzügen

von

Herrmann Marggraff.

Personen:

Heinrich der Vierte, deutscher Kaiser.
Konrad, Heinrich } seine Söhne.
Hermann von Luxemburg, Gegenkönig.
Friedrich von Hohenstaufen, des Kaisers Schwiegersohn.
Magnus von Sachsen,
Welf von Baiern,
Berthold von Kärnthen-Zähringen, } Herzöge.
Heinrich Welf, des Baierherzogs Sohn.
Ruthard von Mainz,
Werner von Magdeburg, } Erzbischöfe.
Burchard von Halberstadt,
Udo von Hildesheim,
Adelbert von Worms,
Olbert von Lüttich, } Bischöfe.
Erchenbald, des Kaisers Kammergraf.
Wigbert.
Johannes, der Einsiedler.
Guido, der Markgräfin von Toskana Leibarzt.
Agnes, des Kaisers Tochter.
Mathilde, Markgräfin von Toskana.
Beatrice, Tochter Königs Roger von Sizilien.
Wippo, ein alter Ritter.
Ludolf, ein Kriegsknecht. Zwei Leibwächter. Ein Feldhauptmann. Sächsische Fürsten. Weltliche und geistliche Große. Krieger, Diener und Andere.

Erster Akt.

Erste Scene.

Zu Bamberg. Ein alterthümlicher Saal. Versammlung der Fürsten. Herzog Magnus, Vorsitzer. Auf der einen Seite von ihm die Herzöge Welf und Berthold, der jüngere Welf und die übrigen weltlichen Herren; auf der andern Seite der Erzbischof Werner, die Bischöfe Burchard und Adelbert und die übrigen geistlichen Fürsten.

Magnus.

Die Noth gebietet kurz, kurz spricht die Zeit;
In dürrer Worte Sand versiegt der raschen
Gedanken muth'ger Strom; Entschließung geht
An langer Rede lahm; schiffbrüchig treibt
Das Wort; des Hafens sicher ist die That.
Rasch ohne Aufhalt schreitet d'rum zur Wahl
Des neuen Königs! Böse Zeitung kam,
Daß sich aus Welschland aufgeschwungen habe
Der Kaiser, wie ein Adler, scharf und schnell;
Daß er die Kirch' und ihre rüstigen
Vorkämpfer dort besiegt; daß er, erblühend
Im Lorbeerschmuck der alten Siege, neuen
Triumphs gewärtig sei. Schon droht Gefahr! —

Burchard.

Laßt uns, Ihr Herr'n, die Ankunft noch erwarten
Otto's von Nordheim, dessen Wort im Rathe
Nicht minder, als sein Schwert im Felde, wägt.

Der alte Welf.

Der Graf kommt nicht; umsonst hofft Ihr auf ihn.
Auf seiner Reis' hieher, im wilden Ritte,
Wie er gewohnt zu reiten, überstürzte
Sein schnelles Roß im mächt'gen Sprunge sich.
Verletzt am Fuße liegt er krank darnieder.

Burchard.

Um so viel unbefang'ner dürfen wir
Die Stimm' erheben für den edlen Krieger,
Für Herzog Otto, Graf von Nordheim. Keiner
Ist würdiger des gold'nen Reif's, als er.

Welf.

Ich achte hoch den Herzog; doch ich ziehe
Von seinem Werth' den Stolz, der über Maß
Hinaus ihn leitet, ab, und finde, Bischof,
Der Rest ist klein, der ihn der Herrschaft fähigt.

Burchard.

Wer König im Gemüth' ist, sei es auch
Im Reiche, Welf! Wir waren seiner Siege
Handlanger nur, die Masse, die sein Geist
Beseelt hat, die sich sättigt an den Bröcklein,
Vom Tisch der Ehren fallend, d'ran er schwelgt.

Welf.

Auf flücht'gem Rosse sah die Unstrut ihn!
Siegt Otto fliehend, wie der Parther Volk?

Burchard.

Halb hielt er schon den Sieg am Haare fest.
Ihr machtet Wettlauf d'raus, zu sehn, welch Roß
Von schnellstem Schenkel sei. Der Kaiser nahm
Das Lager nicht; wir Alle gaben's ihm.

Welf.

Weil's an Prälaten nicht im Heere fehlte.
Gut! daß Ihr uns an Eure Schmach erinnert.

Der junge Welf.

Nun gibt es einen neuen Pfaffenkönig,
Der hohen Lohn verspricht. Ja! Wählt ihn nur!

Burchard.

Die Jungen flattern, wie die Alten fliegen.
Wo hast Du Deine Kinderjacke, Welflein?

Der junge Welf.

Wer bietet mir's? Ihr mit dem Krummstab, Ihr?
Krummstab fürwahr! Doch seht! mein Schwert geht grade.

Magnus, (wirft sein Schwert zwischen die Streitenden, die eine drohende Stellung angenommen haben.)

Mein Schwert hier werf' ich zwischen Euch! Daß Keiner
Die Grenze, die es zog, mir überschreite!
Wie sollen, wo sich dieser Riß eröffnet,
Die Meinungen die Bruderhand sich reichen?
Wie Heilung unsrer alten Krankheit kommen,
Der Zwietracht, d'ran wir siechen? Wie erstickt
Das Wucherkraut der Selbstsucht werden, das
Auch guten Boden krank macht?

Werner.

Wollten wir
Umformeln Herzog Welf in König Welf —
Der König schwiege, da der Herzog zankt.

Berthold.

O still doch, Erzbischof!

Welf.

Zu wählen kam ich
Nach Bamberg, nicht gewählt zu werden, wie
Ein jeder And'rer, denk' ich.

Burchard.

Wir Prälaten
Erheben Feldgeschrei: Otto von Nordheim!

Die weltlichen Fürsten.

Nein! sagen wir.

Die geistlichen.

Wir rufen Feldgeschrei:
Otto von Nordheim König!

Magnus.

Liegen wir
Zu Felde denn? Lebt noch der alte Argwohn,
Daß ew'ge Fehde zwischen geistlicher
Gewalt sei und der weltlichen? — Wohlan!
Seid unter Euch Ihr bissig, und um Abwurf,
Um todt Gebein, wie schlechte Krähen, zänkisch,
So scheid' ich mich von Euch! — Hört's wohl,
Ihr Herr'n!
Hört's! wenn Ihr wollt — wo nicht, so trat' ich ab.
Weshalb bin ich des Kaisers Feind? — Mich kränkte
Das Unrecht, das er that am Sachsenlande.
Was that er mir? — Nichts, daß ich's etwa nicht
Verwinden könnt' und mich mit ihm vertragen!

Welf.

Ihr Herr'n, wollt' ich behaupten: unergründlich
Sei Haß, der keinen Grund hat — klang' es fast
Wie Widerspruch, der Lüg' ist in sich selbst.
Nun wohl! ich sag's: ich haß' ihn ohne Grund
Und um so hitz'ger doch — auf Grund des Lehn's,
Des Baierlandes, haff' ich ihn, das er
Dem Herzog Otto nahm und mir verlieh.
Pfui dieser Gabe, trüb' in ihrem Quell'
Und Sünd' im Fortgang'! — Pfui der flücht'gen Liebe,
Die nimmt und gibt ohn' alle Rechtlichkeit!
Ich sag's: ich haß' ihn auf den Grund des Lehns,
Das ich als Feind nur, nicht als Freund, von seiner
Dreidoppelzüngig schwanken Gunst mag hüten.

Berthold.

Ja, pfui der Kaisergunst! Wo ist mein Schwaben? —
Wer nahm's? der Kaiser! — wo mein Kärnthnerland? —
Wer gab's, wer nahm's? — der Kaiser! — Wer erhielt
Mein kärnthnisch Herzogthum? — Ja, ich muß sagen:
Ein so geringer Mann, daß ich den Namen
Vergessen hab', der fast wie Eppstein klang.

Welf.

Ihr meinet Eppenstein! —

Magnus.

Geistliche Herr'n!
Sagt doch, was wirft der Einzelne von Euch
Dem Kaiser vor? Ihr rühmt Euch mancher Schenkung.
Doch war ein Spalt stets zwischen Kirch' und Reich.

Hofft nicht, wer nachfolgt, würd' Euch schalten lassen
Nach Willkür! Wenn wir Weltlichen von Euch
Uns sonderten, wie stünd' es dann? Da Ihr
Geringer seid, als wir, an Land und Leuten;
Da Euer Haß im Mißverhältniß steht
Mit Eures Hasses Grund, so bitt' ich, seid
Geschmeidiger und bracht den schnöden Trotz!

Burchard.

Wir kennen Eure Mäßigung und Weisheit;
Ihr seid von Selbstsucht nicht geblendet. Schlagt
Uns einen vor! Was gilt's? Wir nehmen ihn!

Magnus.

Ich geb' Euch einen ritterlichen Fürsten,
Bewährt in des Gefechtes Hitze, wie
Das Gold im Feuer; reich an Schätzen, reicher
An solchen, die des Herzens Schacht ihm birgt.

Adelbert.

Daß wir ihn nicht ernähren dürfen, ist
Ein großer Vortheil freilich.

Berthold.

Tugenden,
Wie sie den Ritter zieren, schmücken ihn.

Welf.

Dem äußern Ansehn königlicher Hoheit
Hält inn'rer Werth die Wage. Eig'nen Gang
Zu wandeln, weiß er nicht. Wir waren stets
Wegweiser ihm. Er ist, wie wir den König
Uns wünschen.

Werner.

Und ein treuer Sohn der Kirche.

Burchard.

Ich stimme zu. Da er das Heer jetzt führt
Gen Würzburg; dort aus sicherm Nest zu treiben
Den Hohenstaufen Friedrich, wird der Titel
Der neuen Majestät ihn stacheln, wie
Das Roß der kant'ge Spor'n.

Magnus.

Ist er gewählt?

Welf.

Gewählt!

Einige.

Heil Luxemburg!

Andere.

Heil König Hermann!

Magnus.

Euch, Herzog Welf, sammt Eurem Sohn, und Euch,
Erzbischof Werner, lief' ich aus, daß Ihr
Die frohe Kund' in Hermanns Lager bringt.
Wir Andern zieh'n gen Goslar, rüsten uns,
Den neuen Herrscher würdig zu empfangen,
Und in dem Dom nach alter Sitt' und Weise
Die Königskrönung festlich zu begehn.

(Alle brechen auf.)

Zweite Scene.

Zu Würzburg. Ein Zimmer.

Der Kaiser (tritt ein mit) Heinrich und Friedrich.

Kaiser.

Ihr seht im lieben deutschen Land' mich wieder,
Doch wie im Fluge nur, wie einen Vogel,
Der rasch am Himmel hinstreift, sturmerfaßt.
Kaum hab' ich jetzt Italiens störr'schen Nacken
Gezeitelt, daß es laut um Gnade rief,
Muß ich das Schwert, schon halb in seiner Scheide,
Von Neuem wider Deutschland selber ziehn.

Heinrich.

Als Block- und Rüsthaus werf' ich meinen Leib
Den Feinden vor! Ha, so verschanz' ich Dich!

Kaiser.

Ein Leu'nblut lebt in meinen Söhnen! Ja! Ihr seid
Zwe'n Löwen gleich, die scharfen Aug's und scharfen
Gebisses hart am Throne Wache halten.

Heinrich.

Des Löwen junge Löwenbrut, mein Vater!

Kaiser.

Auch Du, mein Friedrich, bist des Thrones Pfeiler.
Leg' ich auf Deine Schultern meine Hand,
So ruht sie sicher.

Friedrich.

Und ich trage gern,
Was meinen schwachen Schultern Ihr vertraut.

Kaiser.

Wir hörten, Friedrich, daß der Luxemburger
Zum König ausgerufen sei. Wohlan!
Wir wollen diese Königspuppe entkleiden,
Daß offenbar dies Fürstenmachwerk werde
In seiner Blöße. Während sie verdachtlos
Zur Stadt sich wenden, überfall' ich sie
Im freien Feld! Man soll das Schicksal nicht
Erwarten; man ergreif' es kühn und rasch!
Mich treibt dieselbe Siegesgöttin noch,
Die mir gedient in Welschland. Außer Athem
Darf sie nicht kommen, sich erholen und
In ihrem Laufe still stehn. Sie errang,
Die flinke Dienerin, den Kaisertitel,
Zum Königsnamen mir. Das ist ein Pfand,
Das höhern Lohn verspricht, den Frieden Deutschlands.

Friedrich.

Doch, wenn wir obgesiegt, so möge walten
Die starre, thränenlose Themis, die
Mit rechter Wage wägt und unverändert
In Mien' und Blick, — so mög', im Zährentuche
Verhüllt, der Engel Gnade flieh'n zum Himmel.

Heinrich.

Ein kleiner Kaiser, der sich Raum macht, fleckt
In jedem dieser Fürsten! drück' ihn nieder!

Kaiser.

Der Sturm der Jugend iſt vertobt, die Kirche
Und Rom beſtraft; Gregor, der Kirche Held,
Einwohner jener ſtillen Stadt der Gräber,
Wo kein Verkennen mehr und keine Feindſchaft
Die Nachbarlichen trennt. Kind meines Willens
Iſt Clemens, unſer neuer Pabſt. Dem Aar,
Der ſtets zur Sonne aufflog, Herzog Otto,
Sind auch die Flügel eingeknickt; es ſchreckt
Sein kühner Schwung die Fürſten, die ihn ſchau'n.
Der andern Fürſten lach' ich. Mäuſe ſind's,
Die nur das Leder meines Throns benagen.
Jetzt ſteh' ich auf des Glückes Sonnenhöhn,
Wo mir, wie einem Gott, die Gnade ziemt. —

Friedrich.

Bedenkt! Ihr habt zum reifſten Zorne Grund.

Kaiser.

Zürnt denn der Henker, wenn er richten ſoll?
Die Feinde liegen auf dem Todesblock.
Begleite mich, mein Friedrich! wappne mich!
Nicht wie ein Opfer, nein! wie man Trophäen
Ausrüſtet und behängt mit Waffenſchmuck.
Glück auf! iſt Bergmannsſpruch, wenn er zum Schacht
Hinabfährt — Alle rufen wir: Glück auf!
(Der Kaiſer mit Konrad und Friedrich ab.)

Heinrich (allein).

Glück auf! — fürwahr! der Zuruf thut mir noth!
Der Schacht iſt dunkel, voll Gefahr und Trug,
Den ich befahren will. Drei Steine ſind es,
Die liegen mir im Weg': der Luxemburger
Mit angemaßtem Purpur! mit dem Recht
Der Erſtgeburt mit ſeiner Aachner Krone
Der Bruder! dann der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner
Durch jahrelangen Kampf erſtarkten Herrſchaft! —
Wie ſteht mein Spiel? — Laß ſehn! — der neu erwählte
Scheinkönig, unſers Hauſes Feind, fällt durch gemeinſam
Geführten Krieg! durch Erzbiſchof Ruthards
Sophismen, Dialektik und Rhetorik
Der Bruder, der nach Welfiſchland wird geſendet.
Der Kaiſer tobt dem Abgefall'nen nach.
Frei wird der Raum; die Rennbahn iſt geöffnet,
Drauf meine Liſten ſich zum Siege tummeln.
Ihr Zweifel nieder! Reue vor der That
Iſt eine Fehlgeburt, ein Unding. Mir die Krone!
So lang ſie glänzt von eines Andern Haupt,
Weiß ich von Liebe nichts! Nur auf dem Thron,
Wo Andre ſie verlernen, ab' ich ſie.
Ich höre Stimmen! Ruthard iſt's mit Konrad!
Das Feld zu räumen, zieh' ich mich zurück.
(Konrad und Ruthard treten ein, während Heinrich in ein Nebenzimmer ſich zurückzieht.)

Konrad.

Furchtbar, Erzbiſchof! ſpinnt Ihr Eurer Worte
Umſtrickend Netz, als wackrer Redekünſtler.

Ruthard.

Hört weiter, Prinz! als im Concilium
Des Bannes Act verleſen, Euer Vater
Des Abgrunds Mächten überliefert, ſein Geſchlecht,
Sein Anhang ganz verdammt war und verflucht,
Erhoben feierlich im Kreiſ' umher
Die Mönch' und Prieſter ihre Fackeln, kürzten
Sie auf den Eſtrich, daß verdampfend ſie
Der Kirche Raum mit dichten Dünſten füllten,
Andeutend ſo des Kaiſers ewiges
Und zeitliches Verderben, und ein Wehe,
Ein dreifach Wehe, Wehe! flieg empor.
(Konrad, ſchaudernd, verhüllt ſich.)
Ja! ein verdreifacht, ein unendlich Wehe
Liegt über dem Gebannten, über Euch,
Die ihr mit blinder Liebe an ihm haftet —
Des Körpers Peſt und Tod, der Seele Tod,
Ein maßlos Elend, ohne End' Verdammniß,
Ein Fluch, der Euren Ferſen folgt, auf den Ihr
Bei jedem Schritte tretet, der Euch Allen
Vorangeht, drohend, lauernd, den Moment
Des Untergangs erſpähend — ja! ich muß
Euch ſagen, Prinz: all' Eure Tritte ſind
Bewacht, gezählt, gehütet von dem Fluch,
Den durch Gregors und Urbans Mund der Himmel
Geſprochen über Heinrichs Leib und Seel'.

Konrad.

Genug, Erzbiſchof! haltet ein! Ihr ſchüttelt
Entſetzen auf mein Haupt. Mich faßt der Bann,
Der ſchwer auf unſerem Geſchlechte laſtet.
Die Kirche treibt dem Kaiſer mich entgegen,
Der Kaiſer mich der Kirche. Sprecht, wohin?
Wohin, Erzbiſchof, ſoll ich fliehn?

Ruthard.

Nach Mailand,
Wie ich Euch rieth.

Konrad.

Das heißt Empörung, Ruthard!

Ruthard.

Nennt's Flucht, nennt's Frieden mit der Kirche, nennt es
Verſöhnung mit dem Himmel! Arzenei
Für Eures Vaters trotz'gen Sinn! ſcheinbar
Ein Gift, doch heilſam! angewendet
Nur für den Augenblick! hat es gewirkt,
Ward Eures Vaters Trotz gedämpft zur Demuth,
Kehrt Ihr verſöhnt und fröhlich ihm zurück.

Konrad.

Oft tödtet Gift das Gift; ein böſes Mittel
Führt oft zu gutem Zweck; durchs Chaos ging
Die Welt zum Maß der Ordnung und zur Regel,

Ruthard.

Ein würd'ger Ausspruch, Hoheit! Offner darf ich
Bei solcher Stimmung Euch entgegen treten.
(zieht einen Brief hervor.)
Der Erzbischof von Mailand, als der wack're
Vorkämpfer der mathildischen Partei,
Läßt Euch durch mich dies Schreiben hier behänd'gen.

Konrad (liest).

„Die Zeit ist da! den günst'gen Augenblick
Ergreifet rasch! die Herzen schlagen Euch
Entgegen. Alles ist bereit zur Krönung.
Mathilde hat des Kaisers Völker eben
Im Mantuanischen besiegt! Herbei,
Glorreicher König und Italiens Retter!"
(Giebt den Brief zurück.)
Ihr seid zu weit gegangen, Erzbischof!
Wer Euch mit einem Glied verfeil, den faßt Ihr
An allen Gliedern und mit Haut und Haar.
Mir schwindelt wie vor einem Abgrund.

Ruthard.

Baut
Euch eine Brücke d'rüber, Hoheit! flieht
Des Vaters Räh', dem Ihr verhaft seid, weil Ihr
Der Kirche unsichtbares Reich als wirklich
Daseiend anerkennt, weil Ihr die Rechte
Der Geistlichkeit beschirmt, weil Ihr den Papst
Mit frommem Sinn verehrt und, in der Summa,
Weil Ihr kein solches Weltkind seid, wie er.

Konrad.

Ihr habt da aufgedeckt ein schlimm Register
Arglos'r Sünden. Haß um Haß! Wohlan!
Wir sprechen weiter noch davon, Erzbischof!
Für jetzt erfordert der gemeinsame
Feindliche Bund ein fest Zusammentreten!
So laß' ich mindstens einen guten Ruf
Von mir zurück! Was jenseits liegt der Schlacht,
Wird unnatürlich blut'ge Zwietracht sein,
Sturz aller Blutsgesetze, Blutsverwandtschaft,
Und aller Dämm' und Wehren, die Natur
Gezogen zwischen Kinds- und Vaterschaft!
So höhn' ich nun die heiligen Gesetze,
Die Klammern sind des Reichs und der Natur!
Beschmutze nun das Buch, das unbefleckte,
Darin verzeichnet steh'n des Rechts Artikel
Und merze einen nach dem andern aus!
So will ich Laster hegen, daß die Fehle
Des Vaters sich in ihrer trüben Fluth
Weiß haben nun, wie angeschmutzte Schwäne.
Die Hand ergreift der Krampf; mich faßt der furor
Teutonicus und treibt mich in die Schlacht.
(Indem er hinausstürzt, tritt Heinrich durch die Seitenthür ein.)

Heinrich.

Was fehlt dem Bruder? Welcher Sturmwind schüttelt
Die Taubensitt'ge seines milden Sinns
Und wirbelt ihn hinaus?

Ruthard.

Der Donnerkeil
Der Kirche traf durch meinen Mund ihn schwer.
Verstand und Sinn umnachtet ihm Verzweiflung!
Verzweiflung macht ihn zu dem Unsrigen,
Zum künft'gen Träger der lombard'schen Krone.

Heinrich.

Unglücklicher! Dein schwaches Haupt erliegt
Dem eisernen Gewicht. Willst Du Dein Schicksal,
So hab' es nun!

Ruthard.

Der Brief, an Euch gerichtet,
Benahm den letzten Zweifel ihm.

Heinrich.

Wohlan!
Nun athm' ich freier. Abseits fließen wir
Den Stein, der uns im Wege lag. Ich bin
Der Erstgebor'ne jetzt! Und Ihr der Nächste
An meinem Herzen! Konrad ist so gut
Als todt, begraben, eingesargt! Wir leben
Und leben doppelt, in der Zweiheit Eins.
(Beide ab.)

Dritte Scene.

Lager Hermanns von Luxemburg in der Nähe von Würzburg. Mehrere Krieger.

Erster Krieger.

Wißt Ihr's? Wir haben jetzt einen König im Lager.

Zweiter Krieger.

Und einen Narren, der bist Du. Du willst uns zum Besten haben.

Erster Krieger.

Mein Treu! Wir haben einen König im Lager, Ich habe meinen Spion. Mein Vetter Rudolf hat's herausgekriegt. Sie haben in Bamberg den Luxemburger zum König ausgerufen.

Dritter Krieger.

Das ist einmal ein Popanz, wie sie ihn brauchen können.

Zweiter Krieger.

Ja! das ist ein rechter Knoblauchkönig.

Dritter Krieger.

Warum ein Knoblauchkönig, Kam'rad?

Zweiter Krieger.

Ob gerade Knoblauch seine Lieblingsspeise ist, weiß ich nicht. Aber das Wort drückt so recht aus — so recht sehr — wie soll ich's erklären? — nun! grade das, was ich damit sagen will, wenn ich sage: Knoblauchkönig! Wenn Ihr's nicht verstanden habt, so kann ich Euch nicht helfen.

Dritter Krieger.

Vielleicht, weil der Knoblauch ein so lumpiges Gewächs ist.

Zweiter Krieger.

Oder weil er Einen in der Nase beißt.

Erster Krieger.

Der Luxemburger beißt Einem doch nicht in die Nase?

Zweiter Krieger.

Nun! er beißt doch — so zuweilen, so einiger Massen, wenn er beißt. Wie soll ich sagen? Ihr versteht mich doch. Oder weil —

Erster Krieger.

Weil er ein Knoblauchkönig ist. Ein Blinder ist mit der Nase auf ein Stück Gold gefallen. Er wohnte früher in Eisleben und um Eisleben ist das Paradies des Knoblauchs; schon eine Meile davon mußt Du Deine Augen zusammenkneipen. Das Wort gefällt mir. Wir wollen's unter uns'rer Kameradschaft ausbreiten und ihn unsern Knoblauchkönig nennen, jetzt und immerdar. Und das paßt auch, daß es mit ihm so traurig geh'n wird, wie mit dem Schwaben Rudolf; denn wenn ich so einen Gegenkönig sehe, so gehen mir die Augen über wie vom Knoblauch. Doch — es gibt noch viel Schlechtere im Lande; nicht jeder ist ein Kriegsmann, wie der.

Rudolf (tritt auf).

Setzt Euch in Positur! Der Luxemburger zeigt sich dem Heer als König der Deutschen, und will uns zum Sturm auf die Stadt anfeuern.

Erster Krieger.

Bedarf's nicht. Die Würzburger Weinkeller verstehen's besser.

Rudolf.

Der Luxemburger! Setzt Euch in Positur! Zieht die Lanzen an! So, Ihr Burschen!

(Hermann, der alte und junge Welf und Werner treten auf mit kriegerischem Gefolge.)

Hermann.

Ihr wackern Krieger! Werthe Kampfgenossen! Als König Deutschland's red' ich jetzt zu Euch, Wozu der Fürstenrath mich hat berufen, Der über Deutschland's Wohl zu Bamberg saß. In seinem Auftrag und nach eig'nem Trieb Führ' ich gen Würzburg Euch, und denke, heut' Die Stadt noch zu erreichen und zu nehmen Im allgemeinen Sturm; ich rechne fest Auf Eure Treu. Wegweiser sei g'radaus Der fest gen Würzburgs höhn'sche Zinnen schaut.

Ein Krieger (auf die Bühne flüchtend).

Flieht! Rettet Euch! Sie haben den Nachtrupp überfallen! Die Hölle hat uns' ihre Teufel in den Nacken gesandt!

Hermann.

Wenn das kein Irrthum ist, muß Wahrheit lügen.

Herzog Welf.

Gleich anfangs rieth ich, nicht zu übereilen, Was wohl bedacht muß sein. Ihr alle habt Nicht d'rauf gehört in ungestümer Hitze.

(Waffengeklirr hinter der Bühne. Krieger eilen mit dem Ruf: „der Kaiser! der Kaiser!“ über die Bühne.)

Hermann.

So hat ein Sturmwind sie herbeigeführt.

Ein Krieger.

Ja! ja! sie kamen auf Winden geritten. Ich hab's selber gesehen. Es ist nicht der Kaiser. Der Satan ist's mit seinen Helfershelfern. So scheußlich haben sie ausgesehen; pechschwarz. Es ist Alles verloren!

Herzog Welf.

Ist Dir das Leben lieb, so schweige, Schurke!

Hermann.

Hier gilt kein Zögern mehr. Wir mit dem Kerne Des Heeres geh'n dem Feinde rasch entgegen. Der König zeigt den Weg! Folgt mir, Genossen! Wer nur die Lippe zuckt, als sagt' er: nein! Bedeutlich nur die Augenbraunen faltet; Wer scheu den Fuß zurückzieht, den durchstoß' ich Im selben Augenblick mit meinem Schwert.

Der junge Welf.

Wohlan! so laßt dem Kühnen uns begegnen Mit kräft'gem Gegenstoß. Er finde schneller, Als er gewünscht, was er zu suchen kommt!

(Alle gehen ab.)

Heinrich (tritt auf).

Jetzt, Würger Tod, jetzt breite rüstig deine Polypenarme aus, und aus der Mitte Des Heer's erfasse kühn das höchste Haupt! Am Kaiserschmuck kennst du's und hohem Helm. Wirk' du für mich! Greif' aus, o Schicksal, greif! Sei du der Schnitter! Denn die Ernt' ist reif.

(Geht ab.)

Zwei Hauptleute (jeder von einer andern Seite auftretend).

Erster Hauptmann.

Wie steht die Schlacht im Vordertreffen, Hauptmann?

Zweiter Hauptmann.

Sie steht nicht, Freund, sie schwankt im Mittelzustand, Grad zwischen Ja und Nein, Sieg und Verlust, Vor und zurück! Man spielt um großen Einsatz. Ich sah den Kaiser, sah vor allen Kriegern Empor ihn ragen, — ein lebend'ger Fels! —

Der Helmbusch flatterte gleich einer Fahne
Ihm nach. Voraus den Kriegern, war er stets
Hart an dem Feind, durchtobte seine Reihen,
Hier mordend, dort und wieder hier. Kaum sah
man,
Wo eigentlich er stritt; kaum konnte selbst
Das Aug' in seiner Wohnung sich so rasch
Umwenden, als er kämpfte. Mächtig scholl
Sein „Vorwärts" durch das Feld, daß sich die
Feinde
Gleich Lämmern duckten vor des Löwen Ruf.
Darauf gerieth er mit dem Luxemburger
In Kampf; des Schildes Stierhaut krachte laut;
Die Schwerter flogen Blitzen gleich. Der Kaiser
Verlor den gold'nen Speer, und Hermann floh
Mit seiner Beute in der Männer Dickigt,
Wie ins Gebüsch der Wolf die Beute flüchtet.
Der Kaiser bahnte sich den Weg zu ihm,
Grad' durch den Feind, der d'rauf sich wieder schloß.
So war er eingekeilt. Sein Haupt nur ragte
Weit über'm Schwall, wie Eines, der ertrinkt.
Da stürzte Konrad nach, gefolgt von Andern.
Ob er gerettet, weiß ich nicht. Denn Staub
Stieg hoch empor, verhüllte ihm den Blick
Und rings umher war wüthendes Getümmel.

Erster Hauptmann.

Da kommt ein Krieger mit zerhacktem Schild,
Gekerbter Sturmhaub' und geschlitztem Antlitz.
Der wird, was weiter sich begeben, melden.

(Ein verwundeter Krieger tritt auf.)

Hör', Kamerad! Du sahest nah die Schlacht?

Krieger.

Es war nicht viel zu sehen von der Schlacht vor dem Staube, noch zu hören vor dem Getümmel; aber sie machte sich weidlich fühlbar. Ein kleines Angedenken werdet Ihr auf meiner Stirne sehen, wenn Staub, Schweiß und geronnenes Blut es zulassen.

Erster Hauptmann.

Hier meine Schärpe, Kamerad!

Krieger (indem er sich die Wunde mit der Schärpe verbindet).

Ja! wir arbeiteten tüchtig in einander, wir beiden Heere. Der Kaiser saß mitten in dem Feinde d'rin, wie ein mächtiger Geier unter Krähen und Dohlen. Er war verloren ohne Konrad, der uns Bahn machte. Zuletzt kam der Prinz Heinrich, wie ein angeschossener Eber, auf den Feind losgerannt; aber der Feind rannte seinerseits schon darauf los, auf und davon und bedurfte der prinzlichen Hilfe nicht mehr. Der Kaiser umarmte sodann seinen Sohn Heinrich vor allen Hauptleuten, als seinen eigentlichen Retter, und seinem Erstgebornen spie er einige Lobreden nebenbei ins Gesicht. Es war ein unverschämtes Lob, was den guten Jüngling roth machte und die Runzeln auf seiner Stirn zusammenzog. Die Wunde schmerzt mich, wenn ich daran denke. Führt mich in's Hintertreffen!

(Hauptleute und Krieger ab.)

Der junge Welf (tritt von der einen Seite auf, von der andern Friedrich).

Hier, Hohenstaufe! hierher wendet Euch!
Sucht hier den Kampf, der Euch in Ehren bringt!

Friedrich.

Schuldnab' des Ruhms! Ihr mich in Ehren bringen?
Ha! junger Wolf! Vielleicht gereut's Euch noch,
Daß Ihr heraufgesprungen an dem Bären.
Versucht's mit ihm!

Welf.

Ob Ihr ein rechter Bär,
Ob ich ein rechter Bärenpacker bin,
Das, denk' ich, soll sich erst im Kampf entscheiden.

Friedrich.

Doch ist es gut, des Bären Zorn zu melden.

Welf.

Der Welfe auf den Hohenstaufen! So
Komm' es von uns auf Kind und Kindeskinder!

(Gehen fechtend ab. Von der entgegengesetzten Seite tritt auf der Kaiser mit seinen Söhnen und Gefolge.)

Kaiser.

Ich dank' Euch, Söhne! Beiden dank' ich Euch.
Ja! meine Liebe fürchtet, daß sie Einem
Zu wenig gibt, den Andern übervortheilt,
Daß es zum mind'sten so den Anschein habe.
Zu gleichen Theilen denn! Vom Kaiser fehlt
Kein Stück, auch nicht ein Tropfen Blut. Ich
dank' Euch.

(Konrad geht unwillig auf die Seite.)

Der Sieg ist unser, doch das Wild entflohn,
Der Luxemburger, der sich edel schlug,
Und nur um schweren Kampfes-Preis zurück
Den goldnen Speer, den ich hier trage, gab.
Ich wünschte keinen Schlechtern mir zum Feind.
Ich sehe, dort kommt Friedrich. Flammend schlägt
Aus seinen Augen freud'ge Siegeslust.
Er hat, so scheint es, wackern Strauß bestanden.

Friedrich (tritt auf).

Nach kurzem Sieg ein kurzes Wort! es zankte
Mein Schwert mit dem des jungen Welfen sich,
Doch Recht behielt das meine; brachte sein's
Zum Schweigen. Den Verwundeten befreite
Der Feinde rings andrängendes Geschwärm'.
Doch wie ein Taubenflug, daraus ein Geier
Die eine griff, rasch hin entschwirrten sie
Vor einer neuen Schaar der Unsr'gen.
Verwundet oder todt behauptete
Der Feind das Feld, — was leben wollte, floh.

(Udo tritt auf.)

Kaiser.
Wie? Udo! so in Eil?

Udo.
Mein Kaiser! zürnt
Dem Boten nicht, der nicht zu wählen hat,
Ob Böses er, ob Gutes darf verkünden,
Und nennt ein Buch nicht böse, weil es Euch
Berichtet böse That!

Kaiser.
Das Vorwort ist
Oft schlechter, als das Buch; die Stirne oft
Geheimnißvoller selbst, als das Geheimniß,
Der Wolkenvortrab schwärzer oft, als sich
Das Wetter selbst erweist. Es pflegt im Buche
Oft dem Gedankenstrich, wie Eure Rede
Mir scheint, nichts oder wenig nur zu folgen.

Udo.
Ihr seht mit Eurer Seele großem Auge,
Da scheint Euch mäßig selbst das Riesenhafte,
Dem Blick der Ameis' ist die kleinste Scholle
Ein Hochgebirg. Wißt denn! Italien hat
Entgegen Eurem Pabste einen neuen
Gewählt; Parteigeist liegt zu Felde; wieder
Gespalten ist der Bau der Christenheit,
Und in den Gassen Roms fließt Blut der Bürger.

Kaiser.
Ging Hildebrand aus seiner Gruft hervor?
Wie? Oder haben Rom's Falschmünzer einen neuen
Gregor geprägt?

Udo.
Die neue Münze hat
Urban zur Umschrift.

Kaiser.
Eine falsche doch!
Nur Aechtes soll im Reich des Kaisers gelten!
Wir sorgen bald dafür.

Udo.
Die traur'ge Botschaft
Fand Euch gefaßt. Um so viel lieber wird
Der frohen zweiten Euer Herz sich öffnen.
Der Sachsen Mars, Graf Nordheim, ist verschieden
In dieser Nacht.

Kaiser.
Auch er!

Friedrich.
Ein Tropfen macht
Den Becher überschwellen. Dieser Tod
Füllt unsers Glückes reiches Maß, daß über
Den Rand sein Inhalt schäumen muß.

Heinrich.
Zwei Sonnen,
Hier unser Sieg und dieses Helden Tod,
Regieren an dem heut'gen Tag! Doch welche
Ist strahlenreicher wohl und dämpft den Glanz
Der andern?

Konrad.
Unser Vater steht ergriffen,
Verloren in Gedanken, wie er pflegt.

Kaiser.
Das ist des Ruhmes Ende! Staub in Staub!
Ja! so gebührt sich's und so ist es recht.
Du Eintagsfliege, Mensch! zerbrechliches
Gefäß aus Staub, deß Handhab' bei des Todes
Berührung flugs zerbröckelt und zerfällt!
Mit Fleisch bekleidet, wie mit einer Larve
Zum Possenspiel, und doch nur ein Gerripp!
Verdränger früherer Geschlechter, deren
Man nur gedenkt aus alter Höflichkeit!
Du Aschenkrug erstorb'ner Hoffnungen!
Dein Leben ist ein jahrelanger Tod.
Ein kühner Held ging schlafen, der die Zeit
Nach Tagen nicht, der sie nach Thaten maß.
Als traur'ges Vorbild ging er mir voran
Der eig'nen Größe, eigenen Verfalls.

Heinrich.
Die trübe Laune, Vater, paßt zur Botschaft
Der Freude, wie zum Tanze passen würde
Ein Leichenlied. Es ist ein alter Brauch,
Daß wir uns freu'n, wenn uns ein Feind gestorben.

Kaiser.
Wohlan! wir geh'n nach Würzburg nun voraus.
Ihr, meine Söhne, führet das Heer uns nach,
Das hier- und dorthin kämpfend sich zerstreut.
Zum heitern Siegesfestmahl, bitt' ich kommt!
Dann auf die Feinde morgen, wenn's so frommt!
(Alle ab bis auf Heinrich und Konrad.)

Heinrich.
Ein kalter Aufguß kam auf Deine muntre,
Erhitzte Stimmung, Konrad! — Laß Dir nicht
Des Kaisers Denkart so zu Herzen gehn.
Zieh' auseinander Deiner Stirne Furchen!
Den Mantel breite Deines Herzens aus
Und schüttle seine Falten leer!

Konrad.
Du bist
Der Glückliche, der um des Vaters Liebe mich
Bevortheilt hat!

Heinrich.
Dein ist die Schuld! Du hast
Ein wortkarg Wesen, das ihm nicht behagt.
Verdacht erzeugt sich schnell, dringt fein, wie Staub,
Auch durch des Herzens dicht'ste Wand hindurch.
Wer einen Fleck begehrt zu finden, trifft
Ihn an der reinsten Taub' auch an. Und doch —
Du kannst das Nachtgevögel, Haß und Argwohn,
Verachten, Bruder! Du, ein König! Du,
Ein schon Gekrönter! Du, dem von der Stirne
Das Machtwort spricht, das Salbungsöl, der
Goldreif.

Konrad.
Was häufst Du diese Kränkung über mich?

Heinrich.

Wohl angebracht, bringt Spott in Nerv' und Geist;
Belebend brennt sein Feuerpfeil in's Mark,
Macht jeden Tropfen Bluts zur großen That.
Spott ist die höchste Liebe, so wie meine
Dich hegt und selber nicht der Kränkung schont.
Fürwahr! man trieb' ein Gaukelspiel mit Dir,
Gleich wie mit einem Krieger, dem ein Schwert
Man gibt und spottweis doch die Hände bindet. —
Hast Du von Mailand keine Botschaft, Konrad?

Konrad (bestürzt).

Von Mailand? Sprich! was weißt Du?

Heinrich.

Nichts!
Drum frag' ich eben. Mancherlei Gerücht
Trägt sich von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr.

Konrad.

Die Wahrheit scheut das Wort nicht; angedeutet,
Doch ungesagt, gibt sie Dir bösen Schein.

Heinrich.

Gehässig unserm Vater zieht ein Geist
Des Aufruhr's durch die Lombardei; das Volk
Will seine eh'rne Kron' auf eines eignen
Wahlkönigs Stirne sehn. Es möchte Mancher
Dazu berufen sein.

Konrad.

Nicht ich! — was schaust du mich
So prüfend an? — Ich wahrlich nicht, mein Bruder!

Heinrich.

Wer spricht von Dir, dem vorbestimmten, schon
Rechtskräftig anerkannten König Deutschlands?
Doch geb' ich Dir dies Eine zu bedenken:
Italien ist der Deutschen Mißgeschick,
Blutsauger ihrer Kraft und ihres Goldes,
Sarg ihrer Helden, ihrer Kön'ge Grab.
Denn jeder Kampf für Welschland muß auch stets
Geführt sein gegen Welschland. So zersplittern
Die Kräfte aller deutschen Kön'ge sich.
Denn wer nur um das Augenlicht besorgt ist,
Erblindet an des Auges Sehe. So
Kämpft um Italien sich Deutschland todt.
Hat ihren eignen Herrn die Lombardei,
Wird Deutschland seinen eig'nen König haben.

Konrad.

Ein Räthsel bleibt und dunkel mir Dein Wort.

Heinrich.

Durch Räthseldeutung ward Oedip ein König.

Konrad.

In Schand' und Schmach verstrickte ihn die Sphinx.

Heinrich.

Bin ich die Sphinx, geb' ich ein Räthsel noch.

Konrad.

Gern nehm' ich Rath, zu rathen weiß ich nicht.

Heinrich.

Das Räthsel ist zu lösen leicht, es heißt:
Von Eisen ist die Krone der Lombarden.

Konrad.

Versteckt spielt hier der Sinn in dunkler Rede.

Heinrich.

Ich meine, wenn von Eisen ist die Krone,
Sei eisern an Gemüth ihr Träger auch,
Und lern' des Schwertes Schärfe wohl gebrauchen.
(Geht ab.)

Konrad.

Dem Bruder kam Mitwissenschaft; woher?
Ich faß' es nicht; es billigt meinen Plan —
Warum? ich grübl' umsonst. So drängt mich Alles
Zur raschen That und aus der faulen Ruh',
Kein Rückweg ist mehr möglich. Leicht verbreitet
Sich ein Geheimniß, wenn es nur ein wenig
Des Sarges Deckel hat gelüftet.
Meine
Gedankenwelt ist faul von Sünden. Nur
Kein halbes Werk! Halbtugend ist zugleich
Halb Laster auch. Nun will ich Eisen sein,
Ein Panzer, hart und fest und undurchdringlich,
Ein eh'rner Mann, gewappnet ganz und gar;
Das Mark der Mannheit will ich nähren durch
Raschthät'ge Willenskraft und offnes Handeln.
(Geht nach der linken Seite ab; von der rechten tritt Heinrich auf.)

Heinrich.

Der Platz ist leer. Ich dränge mich nicht ein;
Freiwillig räumt der Bruder seine Stelle.
Das Ich beherrscht die Welt; die Selbstsucht lenkt sie,
Die Mutter jeder großen That. Die Menschen
Sind Nullen, nichtig, haben keinen Werth;
Ich bin die Zahl, die ihnen Geltung gibt,
Wenn ich mir selbst die rechte Stelle gebe;
Ich bin die Eins, die Zwei, Drei und so weiter;
Der Lebensgeist der todten, schlaffen Masse;
Ich bin mein eignes Ziel; die Menschen sind
Nur Mittel und Organe meines Ich's.
Die Größe bricht und stumpft des Lasters Spitze.
Wie man den Blitzstrahl nicht bewegen kann,
Daß er, inmitten des Zerstörungspfades
Umkehr' und sich zurück zur Wolke wende;
Noch einen Ziegel, der vom Dach sich löst
Und eines Kindes Haupt droht zu zerschmettern,
Daß er abseits von seiner Richtung weiche;
Den Strom, daß er zurück die Wellen stauche,
Wenn man den kleinen Finger braucht als Damm;
Den Flammenathem des Vulkanes, daß er
Im Bergesbauche auslösch' und erstick,
Wenn man den Krater deckt mit flacher Hand;
So unverrückbar ist mein Wille, so
Geht meiner Ehrsucht Stoß gradlinig fort
Und trifft das Ziel und macht sich allseits Bahn.
(Krieger sammeln sich auf der Bühne.)

Willkommen, wackres Heer! Arm, Fuß und Rumpf
Des Kaiserhaupts! Du vielgegliedert Eins!
Des künft'gen Herrschers liebstes Augenmerk!
Schaart Euch zusammen! Jede Rotte stelle
Sich unter ihren Führer! jeder Führer
Voran der Rotte! Hebt die Fahnen hoch!
Im Siegesjubel rausche Pauk' und Horn!
(Marsch. Alle ziehen ab.)

Vierte Scene.

Zu Würzburg. Ein Zimmer.

Agnes und Wippo.

Wippo.

Auf welche Weise, schöne Frau, soll ich Eures
Kummers Arzt sein? Ich habe oft, wenn Euer
Vater traurig oder schwarzgalligt war, an dem
Wermuthsstengel seiner Laune den Honig der meinen
abgestreift und die Bitterkeit seiner Stimmung in schmackhafte Süße umgewandelt. Was
soll ich für Euch thun, schöne Frau?

Agnes.

Umsonst wär' Eures Trostes liebe Müh',
Zu meinem Leid zu finden einen Eingang.
Die Ahnung eines Unheils lastet schwer
Auf meiner Brust. In meinem Herzen malt
Die Schlacht sich ab; die kriegerischen Gruppen
Seh' ich im Geist, das umgestaltte Chaos
Entbundner Massen, durcheinander fahrend,
Das regellose Vor- und Rückwärtsschreiten,
Die Wunden klaffend, ächzend Sterbende,
Die Rosse schnaubend, hoch zu Pferd die stolzen
Hauptleute und auf blutgetränktem Grund
Die ohne Wahl gestreckten Leichen, blühend
Vordem, beseelt, in junger Schönheit quellend.
Blutgier'ge Blicke lauern in der Augen
Verstecktesten Diebeshöhlen; Schwerter suchen
Des Feindes Blößen lüstern auf; die Wolke
Leichtsinn'ger Pfeile schwirret durch die Luft
Und weit hinschattend strecken sich die Lanzen.
Doch, wo das dichteste Gewühl sich zeigt;
Wo man den Sperr, das Schwert am wild'sten schwingt,
Und Schild an Schild und Fuß an Fuß der Krieger
Sich mit dem Gegner mißt, seh' ich erschreckt
Vier theure Häupter kenntlich ragen, sehe
Die Schlacht um ihre edlen Leiber sich
Zusammenziehn, die Wogen des Gefechtes
Verdecken ihre ragenden Gestalten —
Und ahnungsvolles Graun umnachtet mich.

Wippo.

Ihr träumt schrecklicher, edle Frau, als das
Schicksal je zu erfüllen die Absicht hat. Der Kaiser ist so vielen Gefahren nicht entronnen, um an
den Luxemburger Reich und Leben zu verlieren.
Einst wird die Zeit kommen, wo jeder dieser Fürsten den Fleck seiner Herrschaft, und wär' er nur
groß genug, um darauf zu sitzen, losreißen wird
vom Reich. Für jetzt sind sie einem Schwarme
von Mücken zu vergleichen, die zwar empfindlich
stechen, aber mit ihren Stichen nicht ans Leben
kommen. Soll ich Euch ein Lied singen, schöne
Frau? Das Alter hat meine Sehe gestumpft,
meine Stimme eingerostet; aber der Fink singt
am schönsten, wenn er geblendet ist, und am schönsten der Schwan, wenn er sterben will.

Agnes.

Singt, guter Mann! damit ich ungestört
In meines Kummers dunkeln Schatten mich
Ergehe. Ach! Gesang heilt Wehmuth, wenn er gleich
Selbst Wehmuth ist, wie einer Nachtigall
Süßschmerzend Lied, der Mondnacht holde Stimme.

Wippo (singt zur Harfe).

„Wer ist's, den so schön der Helmbusch ziert?
Der so mächtig das Schwert im Kampfe führt?
Er muß unter Armen und Reichen
Nicht haben seines Gleichen.

„Er sitzt vor Allen gar kühn zu Roß,
Wehrt von sich ab des Todes Geschoß;
Und wo er auch immer gestritten,
Ist's von ihm abgeglitten.

„In Welschland, in Deutschland, in Sachsenland
Ist er als Sieger gar wohl bekannt.
Die Feinde müssen sterben,
Das Reich bleibt ächten Erben.

„Wo ist, wie der Kaiser, ein zweiter Held?
Dazu die Söhne, ihm beigesellt,
Am Fuße des Thrones sitzen
Zwei Adler, die ihn schützen.

„Und ein vierter Held, den dreien gleich,
Im Kampfe hart, in der Liebe weich,
Der mit Lanz' und Schwert und Bolzen
Erlegt die Feinde, die stolzen.

„In traulicher Kameradschaft stehn
Die vier, wenn sie zum Kampfe gehn.
Dem Tod ist die Macht genommen,
Kann nicht an die Helden kommen."

Agnes.

Den vierten Helden habt Ihr nicht genannt.

Wippo.

Und doch wißt Ihr genauer, wie Einer, daß er im Lager und auf dem Lager ein gleich kühner Held ist. Verzeih't, hohe Frau! Das Alter ist geschlechtslos und die Jugend darf über seine Scherze nicht erröthen.

Volk (hinter der Scene).

Gloria!

Andere.

Victoria! (Trompetenstoß.)

Agnes.

Volksjubel, horch! — man ruft Victoria.
Der Sieg zieht ein in Würzburgs offne Thore.

Wippo (aus Fenster tretend).

Der Kaiser! der Kaiser! Das Volk trägt ihn auf den Händen, auf den Schultern, auf den Achseln — das Volk! — ich wollte sagen, die Bestie! die bald murrt, bald schmeichelt und ihre Laune nach dem Drehen der Windrose bestimmt. Wie tölpelhaft sie an seinem Mantel herumfassen und zerren!

Agnes.

Könnt Ihr das sehn mit Euren alten Augen?

Wippo.

Mit meinem innern Sinne, der dem Auge das Amt des Sehens abgenommen hat. Sie spielen ihre Rolle einmal, wie das andremal; sie haben sie an den Fingern. Das Volk ist, wie der gezähmte Löwe, der auch seinem Herren mit der stachligen Zunge die Hand leckt. Wenn aber Blut kommt, dann ist's mit dem Lecken vorbei und es geht an's Fressen.

Agnes.

Dem raschen Sieg des Augenblicks gehorcht
Des Volkes Herz und lügt nicht. Daß ich eine
Der guten Bürgerinnen drunten wäre,
Einstimmend in die allgemeine Lust!

Wippo.

Vox populi, vox dei! Ihr bildetet dann einen Theil dieser vielzungigen Gottesstimmen. Horcht! man schreitet gegen die Thür. Der Kaiser kommt, den Hausfrieden zu suchen.

Stimmen (hinter der Scene).

Heil unserm Kaiser Heinrich, dem sieg- und ehrenhaften! Heil!

(Der Kaiser tritt ein; Volk drängt nach, Agnes dem Kaiser entgegen. Jubelruf des Volkes hinter der Scene; Trompetenstoß und Paukenschall. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Dom zu Merseburg mit dem Grabmal König Rudolphs.

Kaiser. Heinrich. Erchenbald.

Erchenbald.

Wir sind zur Stelle, Kaiser! Dieses Grabmal
Ist König Rudolphs Schlummerstätte. Wie
Des Fußtritts Hall verdoppelt wiederkehrt
Aus dieser Halle weitrem Rund, als höhnte
Ein Geist, mit starkem Riesengang uns rings
Umschreitend, unsern schwachen Menschentritt!

Heinrich.

Grab' aus der Ruhestatt den todten Feind!
Streu' in die Winde, Kaiser, sein Gebein!
Nicht Ruhe darf in seinem Grabe finden,
Der Dir im Leben Ruh und Frieden nahm!

Kaiser.

Bin ich ein Grabthier, das nach Leichen sucht?
Ich wollte, Jeder meiner Feinde hätte
Ein solch geziemend Grab! Hier laßt mich sitzen!
(setzt sich auf das Grab.)
Stör' ich in Deiner Ruhe Dich? Ruhest Du
Dich etwa, todter Mann? — Kein Athemzug!
Du warst ein tapfrer Held, doch das sind Viele,
Du warst voll hohen Sinn's, das ist so Mancher;
Du warst ein Hochverräther, das sind Wenige;
Du warst am Freund Verräther, das ist Keiner.
Ich wählte Dich zu meinem Freund. Du warst
Die Lieblingspflanze, die in meinem Herzen
Sich festgewurzelt und in seiner Wärme
Gedeihen sollte, wie ein fröhlich Kind
Der blühenden Natur im Frühlingslicht.
An jenem stolzen Tage, als die Unstrut
Sich unter meinem Siegestritte schmiegte,
Und Du der Erste warst, der, in mein Zelt
Sich drängend, mir die frohe Botschaft zurief,
Die glückliche Gelegenheit des Siegs
Sei uns gekommen, sieh! wie freute sich
Mein Herz, daß Du dazu der Bote warst.
Verrätherisch hast Du darauf erhoben
Die Rechte gegen Deinen Freund. Da traf
Des Himmels Rache sie, hieb' ab vom Stamm
Den faulen Zweig, grub Dir in's Herz den Speer.

Erchenbald.

Mit dem da unten, Kaiser, hadert nicht!
Führt nicht mit Todten Krieg! dem Lebenden
Gehört der Lebende in Lieb' und Haß!
Die Fürsten ziehn auf Goslar. Einen Schlag —
Und aus der Wurzel stürzt der kranke Baum.

Kaiser (sich erhebend).

Wir haben jetzt nur große Todte noch;
Klein sind die Lebenden, leib ohne Seele;
Der Geist zog aus, die Masse bleibt zurück,
Das Räderwerk, das einmal angestoßen,
Noch eine Weile forttreibt. Nun wohlan!
Aufruhr, den Wurm, der sich ins Herz des Reiches
Hat eingefressen, schaffen wir hinaus,
Eh' er zernagt der Eiche Mark und Saft.
Schlaf ruhig, todter Fürst! wie Du, so still
Ruht einst der Kaiser, wenn das Schicksal will.
(Alle ab.)

Zweite Scene.

Zu Goslar. Ein Zimmer.

König Hermann; die Herzöge Magnus, Welf und Berthold. Die Bischöfe Burchard und Adelbert.

Hermann.

Was wollt Ihr noch? Was rathet Ihr mir jetzt?

Ich bin des Fuß breit Landes König nur,
Worauf ich steh'; denn mehr gehört mir nicht.

Burchard.

Einst schenken wir zur Kron' Euch noch die Macht.

Hermann.

Ein Bettler will dem Bettler schenken — gut!

Burchard.

Durch uns seid Ihr ein König schon geworden.

Hermann.

Ganz recht! Ein Narr und Fürst von Narren. Gut! —
Ganz Sachsen, sprecht Ihr, würde sich erheben.
Ja wohl! die Fürsten sind im Feindeslager,
Und bieten sich dem Kaiser Heinrich an.
Ihr wolltet ja die Halberstädter sammeln —
Was nahmt Ihr erst den Umweg über Goslar?

Burchard.

Die Feinde saßen uns zu sehr im Nacken.

Hermann.

Im Flichen selbst noch feig? Ihr arger Pfaff!

Burchard.

Was höhnt Ihr mich? Ihr Nichts von einem König!

Hermann.

Ihr eitler Schatten meines Nichts! Seid still!

Burchard.

Das Kind soll schweigen, wenn der Vormund spricht.

Hermann (sein Schwert ziehend).

Herr! dieses ist mein Vormund! Freßt ihn, Priester!

Berthold (ihn haltend).

Wie, Luxemburg! so ganz unköniglich?

Hermann.

Laßt los die Hand! Was mengt der Priester sich
In weltlich Spiel? Kau' er am heil'gen Meßbuch!

Berthold.

Ihr seid von Sinnen, König! Mäßigt Euch!

Hermann.

Hält er nicht Maß, so soll mein Schwert ihn mäß'gen.

Berthold.

Viel Gegner fände Eure Schwert. Steckt ein!

Hermann.

Schlagt Ihr an einen Kiesel mit dem Stahl,
So gibt es Funken; doch mein Stahl entlockt
Dem Priester Blut. Wer rechtet mit dem König?

Welf.

Ja! König, Ihr von heut'; nicht mehr von morgen.

Hermann.

Nehmt erst das Haupt und dann die Krone mir!
Wer wagt's zu thun bei solchem Drang der Zeit?
Einwurzeln soll sie mir im Haupt; ich will
Ein König sein, nicht der Vasallen Spiel.

Magnus.

Schämt Euch, Ihr Fürsten! Liebt Ihr so im tollen
Wortkampf die Zung'? Ihr zankt ja meisterhaft.
Befehden sich die Fürsten, sprecht! wie bleibt
Das Kriegsheer eins und wirkt nach einem Zweck?
Führt gegen Eure Feinde so das Schwert,
Wie gegen Euch die Zunge — und Ihr siegt!

Berthold.

Verknüpfet, was sich löste! Keinen Theil
Hab' ich an dieser unglückselgen Spaltung.

Hermann.

Dem Uebermuth wehrt jeder edle Mann.

Burchard.

Ich gab nur Antwort, Hermann! Ihr fingt an.

Hermann.

Längst habt Ihr Euren Spott auf mich gekehrt.

Burchard.

So ist die alte Schuld auch längst verjährt.

Hermann.

Jetzt sprecht Ihr mildt, weil ein Weiser kam.

Burchard.

Doch Ihr habt auch vor diesem keine Scham.

Magnus.

Wie, Burchard, gab ein langes Alter Euch
Nicht Maß und Ziel? Habt Ihr den Uebermuth
Des jüngern Mann's zu tragen, nicht gelernt?
Glüht Eures Feuersinnes Lava noch
Wie in der Jugend fort? und ist noch nicht
Verkühlt? und lügen Eure grauen Haare?
Ihr aber, König! gegen Wog' und Sturm
Wollt Ihr mit aufgespannten Segeln steuern?
Die Masten kappt ein kluger Steuermann;
Geschmeichelt wollen Wind und Woge sein.
Eint uns die gegenseit'ge Liebe nicht,
Soll unser alter Kaiserhaß uns einen!

Hermann.

Versöhnung denn, wenn Ihr Versöhnung wollt!

Burchard.

Hier, meine Hand! Fürwahr, sie meint es ehrlich.

Hermann.

Vergebt Ihr mir die stolzen Worte, Welf?

Welf.

Wenn Ihr der meinen nicht gedenken mögt.

Hermann.

Hier, Adelbert, gebt Eure wackre Rechte!

Adelbert.

Vertrauungsvoll faß' ich die Eure, König!

Hermann.

Ihr fielt in's Schwert mir, Berthold! Habet Dank!

Berthold.

Nicht Ihr, der Bischof ist den Dank mir schuldig.

Magnus.

Nachdem Versöhnung so der Freundschaft Brücke
Von neuem zwischen den Gemüthern schlug,
Laßt uns das Fernere bedenken, wie
Den Kaiser wir zurück aus Sachsen drängen.

Welf.

Wir werfen, denk' ich, uns nach Magdeburg.
Ich rath's!

Berthold.

Vielleicht steht Werner sich
Mit seinem Schuppatrone gut. Das Haupt
Des heiligen Sebastian hat einst
Im frühern Sachsenkrieg die Stadt gerettet.

Hermann.

Ja! Werners Haupt — wie brächt' es Rettung wohl?

Magnus.

Laßt eine Schlacht zuvor uns noch versuchen!
Der Rückzug bleibt nach Magdeburg uns sicher.

Hermann.

Und Magdeburg ist fest genug zum Steh'n.
Zur Stunde, Fürsten, brechen wir noch auf.
Ruh' ist die Krankheit, d'ran ich sieh' und leide.
Laßt die Trompeten tönen! Spielt mir auf
Zum Tanz! In solchem Tanze ist mir wohl!
Ihr Hochzeitjungfern, Fahnen, flattert hoch!
Zur Brautschau Rab' und Geier! Euer wartet
Ein reiches Mahl; denn Hochzeit feiert heute
Mit edlem Mord die Lanze König Hermanns!

(Alle gehen ab.)

Dritte Scene.

Sachsen. Ebnes Schlachtfeld. Es neigt sich zum Abend.

Der Kaiser, Friedrich, Bischof Udo, Gefolge und Kriegsknechte.

Kaiser.

Ich habe meine Rüden losgekuppelt
Dem flücht'gen Wilde nach, auf blut'ger Spur;
Sie sollen fühlen meinen Kaiserzorn.
Denn Milde, die im Herzen mir regierte,
Ist abgesetzt und Zorn besteigt den Thron.
Bischof von Hildesheim! Ihr sagtet mir,
Daß Sachsenfürsten meiner warteten.
Geht! bringt sie vor des Kaisers Angesicht!

(Udo ab.)

Ich glaube, Friedrich! Alles endet gut.
Sieh! wie die gold'ne Kugel droben glänzt!
Zwar neigt sie sich zum Untergange schon,
Doch spendet sie noch Labung rings umher,
Erfreulich selbst im Sterben. Jeder Tropfen
Des Thau's erglänzt wie eine kleine Sonne.
Herab, herauf im Schein der Sonne wiegen
Die Zweige sich. Des Baches Welle zittert,
Als wär's vor Lust, zu spielen mit dem Schmuck,
Den sie als letzte Gabe ihm verlieh.
Noch einmal öffnet ihren Kelch die Blume,
Um zu empfangen ihren letzten Strahl,
Und schließt sich dann, im Herzen ihn zu hegen.

Friedrich.

Die Vögel gehn bereits zu Bett, es ist
Wohl Schlafenszeit; schon fangt Ihr an zu träumen.

Kaiser (mit der Hand über die Stirn fahrend).

Weg, trüber Dunst, des Kaisers Würd' umnebelnd!

(Udo tritt auf mit den Sachsenfürsten.)

Ha, sieh die Fürsten! — Auf ein Haar — so scheint's —
Gleicht Ihr gebeugt demüthig Büßenden.
Trotzköpfe Ihr bisher! — Was wollt Ihr nun?
Krieg oder Frieden? — Seht! hier in dem einen
Handteller liegen sie! — Was nehmt Ihr?

Die Fürsten.

Frieden!

Vergleich und Pflicht der Unterthänigkeit!

Kaiser (die Hand umwendend).

Nehmt! gut gewählt! — Ha, gut zu wählen ist,
Wo keine Wahl mehr bleibt! Gut spricht Ihr: Frieden!
Wie könntet Ihr auch sprechen: Krieg? — Seht da,
Ihr stolzen Sachsen, wie der Franke herrscht! —
Wer beugt sich nun? Der Sachse! — Wer will Frieden? —
Der Sachse abermals! — Wer hat zu nehmen?
Der Sachse hat's zum dritten! — Und wer gibt?
Der Franke, den Ihr haßt! — Feindsel'ger Stamm!
Was kümmert Deutschland dich? — Ist Deutschland hier
Am Herz? — Nein, nimmer! — Sachsenland, wie blind!
Wie trotzig, undeutsch! — Ha, streitsüchtig Land!

Einer von den Fürsten.

Wir haben uns gebeugt. Nun hebt die Kränkung
Den Nacken uns empor. Ich sag': Ihr habt
Des Volks Gesetz und Recht verkürzt, die es
Vom großen Karl empfing, und was es nie
Zuvor erfuhr, Zwingburgen angelegt
In seinem Lande.

Kaiser.

Weil ich brechen wollte
Der Sachsen Trotz, — doch brach ihr Trotz die Burgen,
Da, als sie meine Lieblingswohnung mir,
Die Harzburg, stürmten, in das heil'ge Haus
Des Herrn, auf den Altar Brandfackeln warfen,
Als ungescheut die Mordlust sich erging,
In Blindheit Jung und Alt, der Volkswuth Opfer,

Nicht unterschied — da, als sie meines Sohnes,
Des Knäbleins, längst bestattete Gebeine
An's Tageslicht aus heil'ger Stätte rissen,
Empor sie hoben und bei seinen Resten
Mir schwuren ew'gen Haß — da rief's in mir:
Krieg denn um Krieg und rächende Vergeltung!
Dem Allgemeinen opfr' ich jetzt den Haß.
Wir gingen Alle fehl! Wohlan! der Frieden
Gleicht jede Unbill aus.

Einer von den Fürsten.

Wenn eine Bill
Er mit sich bringt, die jeder Unbill steuert.

Kaiser.

Das sollst! — Noch einmal! Sehet Euer Land,
Das schöne Sachsen, voll der Frucht des Erzes,
Das in der Erde tiefstem Dunkel wächst,
Der Frucht des Feldes voll, die klar wie Gold
Dem heitern Strahl der Sonn' entgegenquillt!
Seht ferner, wie die Fürsten, Eure Brüder,
Sich Beute suchen in der Erde Gründen,
Das Erz, um Schwerter gegen mich zu schleifen,
Das Gold, ein Kriegsheer gegen mich zu werben.
Was aber hilft's? Wir fangen Eure Krieger,
Erobern Eure Schwerter, und der eigne
Reichthum des Landes richtet Euch zu Grund.
Zerstampft von Rosseshufen liegt der Boden;
Kein Landmann baut das Feld; denn was im Frühling
Noch hoffnungsvolle Saat war, ist im Herbst
Zertretner Traum. In Schutt und Asche liegen
Die Wohnungen. Säugling' und Greise werden
Erwürgt, des Weibes Blüthe wird gepflückt,
Und in den Männern, welche fallen, fällt
Die Hoffnung auf das künftige Geschlecht.
Ich spreche mild als Sieger. Soll der Frieden
Das Feld Euch wieder baun, so stellt mir Geißeln.
Stellt Ihr?

Die Fürsten.

Wir stellen sie.

Kaiser.

Zudem gelobt,
Ihr wollt fortan des Kaisers Hoheitsrechte
Nicht kürzen mehr und meinem Feinde keinen
Vorschub gewähren mehr, nicht jetzt, noch künftig,
Und Eure Hilfe mir fortan nicht mehr
Entziehen, wie bisher; gelobt ihr?

Die Fürsten.

Wir geloben!

Kaiser.

Betrachtet nun als Schirmherr Eurer Rechte
Im weitsten Umfang, ohne Deutung, mich
Und laßt an meinem Kaiserwort euch genügen!
Hier meine Hand als kaiserliche Bürgschaft!

(Die Fürsten vereinigen sich und gehen ab.)

Wo bleiben meine Söhne? lange schon
Zieht Konrad sich zurück. Wo mag er sein?

(Heinrich und Erchenbald treten auf.)

Heinrich.

O Vater! Vater! Traurig ist mein Herz.
Künd' ich Dir gleich, was ich Dir künden muß,
So ist's ein Donnerschlag; zög're ich's heraus
Durch süße, angenehme Worte, marter' ich
Dich nach und nach zu Tod! Wie fang ich an?
Wo hör' ich auf?

Kaiser.

Kennst Du des Vaters Seele
So schwach? Ich bin so zärtlich nicht gebaut.

Heinrich.

Ha, Konrad, Konrad! wozu zwingst Du mich?
Dein Bruder klagt Dich an vor Deinem Vater!

Kaiser.

Wie treibst Du solchen Spott mit mir, mein Sohn?

Heinrich.

Ich spotte nicht. Hier! fasse diesen Brief! —
Fest faß' ihn, fest! — Sein Inhalt zieht Dich nieder!

(Krieger haben sich bei Wachtfeuern unterdeß niedergelassen. Es ist finster geworden.)

Ist keine Leuchte hier? Es dunkelt schon!

(zu einem Kriegsknechte).

Bring eine Fackel her!

(Es wird eine Fackel gebracht; Heinrich leuchtet dem Kaiser, indem er sich abwendet und das Gesicht im Mantel verhüllt.)

Weh dieser Stunde!
Ließ nur, derweil ich weinend mich verhülle!

Erchenbald (zum Kaiser). ●
„Dem Sohn des Kaisers", ist die Aufschrift. Seht!

Heinrich.

Vom Erzbischof von Mailand. Weh Dir, Konrad!

Kaiser (nachdem er gelesen, lächelnd).

Nein, guter Heinrich, das ist eines Feindes
Erfindung nur, der ihn verderben will.
Du hast den Argwohn jeder Prüfung allzurasch voraus bestügelt.

Heinrich.

Ach! Du zwingst mich,
Das letzte Mittel zu erwählen, und
Das schmerzlichste, um aufzudecken ganz
Verworr'ne Thorheit, die, sich überstürzend,
Nothwendig muß zu Grunde gehn. Beweisend
Ist dieser Brief, von Konrads eigner Hand.
Du nöthigst mich; gern hielt' ich ihn zurück.

(Gibt ihm mit abgewandtem Gesicht einen andern Brief.)

Kaiser (liest).

„Mein Bruder! Meine Worte sind kurz, wie meine Reise eilig. Alle Wegweiser zeigen nach Italien. Der Besitz der Lombardischen Krone wird mein

Gewissen beschwichtigen oder berauschen — und
Wenn ich im Rausch untergehen sollte,"

Heinrich.

Die Fackel glühte purpurn auf vor Scham,
Ward wie ein Jüngling roth, vor welchem Bosheit
Sich offenbar enthüllt. Ich löschte sie,
Die, solchem Briefe leuchtend, halb schon starb.
(Tritt die Fackel aus.)

Kaiser.

Das hat in's Herz getroffen, schlimmer Abfall
Von Sitt' und Brauch, vom heil'gen Grundgesetz
Allgeltender Natur! O Kindesliebe!
O, Herz des Sohn's, du reiner Segensquell,
Versumpft zu Moder! Nest für Kröt' und Schlang'!
O Kindesherz! O Kinderherz! Wie wardst du
Jedwedem Treubruch der Beschön'gung Stempel!
Die Räder an der Weltuhr abgelaufen,
Steh'n still in fauler Ruhe! Schaut! Ihr Zeiger
Weist unverrückt auf Abfall und Verrath! —
Hier ist kein Zweifel mehr, hier ist der Aufruhr
Erwiesen, offenbar! hier gährt Empörung!
Ein weit Gespinnst, mit langen Fäden sich
Anknüpfend an die Alpen, wie ein Netz
Die Lombardei umziehend und zu äußerst
Fest an des falschen Papstes Stuhl geknotet.

Friedrich.

Schaut um Euch, Kaiser! Viele Treue bleiben
Euch übrig, und es sind die Schlechtesten nicht.

Heinrich.

Gelt' ich Dir nichts mehr? Konrad! ach! wie raubt
Auch mir Dein Treubruch meines Vaters Liebe!

Kaiser.

Komm her, mein Sohn! Du Liebling meiner Seele!
So lang' Du mein, bin ich ein glücklicher,
Ein überreicher Vater! Deine Liebe
Nähret mich mit süßen Hoffnungen, mit holden
Aussichten, schmeichlerisch, doch ohne Falsch.
Reich' mir die Hand, mein Friedrich! Erchenbald,
Viel theurer Mann, gebt Eure Rechte mir!
Kommt her, mein Ido! Einen wackern Sohn, —
Drei tücht'ge Freunde — wie? bin ich nicht reich?

Erchenbald.

Hoch ehr' ich Eure Fassung, die den Stein
Des Unglücks, der auf Euren Busen stürzte,
Nicht fallen läßt, wie ihr ein weiches Land;
Nein! er zersplittert, wie ein Fels am Felsen.
Nicht Euer Sohn ist Konrad mehr, er ist,
Wie jeder Eurer Feinde, Hochverräther.

Kaiser.

Wie einen Aar der rasche Sturmwind treibt,
Beflügelt meine Rache edler Zorn.
In seiner Höhle such' ich auf das Raubthier,
Das mißgeschaffne Junge, das ins Fleisch
Des Vaters seine Tatzen schlagen will.
Ihr folgt mir, Erchenbald, und Du, mein Friedrich!
Du, Heinrich, bleibst zurück, um noch die Kohlen
Des halbgedämpften Brandes auszutreten.
Vor Leid, ich weiß es, brächte Dir das Herz,
Wenn Du mit Deinem Bruder kämpfen solltest.

Erchenbald.

Nicht solche Eil' hat es; übereilig wär's.
Nur wenig Tage — und um Eure Feinde
Ist es geschehn. Setzt d'ran den letzten Druck!

Friedrich.

So stimm' auch ich. Ihr müßt das Heer sonst theilen.
Nur halbes Werk wirkt jede halbe Kraft.

Heinrich.

Doch wie, wenn sich der Feind in eine Veste
Nach Magdeburg, wie es verlautet, wirft,
Und nun ein Tag den Kaiser an den andern
Verweist und keiner doch die Weisung tilgt?
Wenn nutzlos hier die Zeit vergeudet wird,
Derweil das kluge Welfenhaus gegen uns
Stark wird durch seiner Ränke üpp'gen Wuchs?
Mehr als gedoppelter Verlust wird so
Der tägliche Gewinn.

Kaiser.

Es ist, wie Du
Gesagt. Mit meiner Liebe übertrag' ich
Dir hier die Krone Konrad's. Keinen leeren
Und nicht'gen Raum schließt ein der goldne Reif;
Doch ist er nicht, was er Dir werden soll,
Er ist nur Bürgschaft Deiner spätern Macht!
Drum sei nicht stolz! Doch hüte Dich auch nicht!
Die Krone herbergt viele schlimme Geister;
Sorgenstimmen! Binde, wie Ulyß,
Dich fest an den Verstand, den edlen Mast!
Frühreif wächst der Gedanke sich zu Tod',
Der nicht die Sonne der Vernunft erwartet,
Der Jugend ungestüme Hitze halte
Nicht für den Stempel königlichen Sinn's!
Sie sengt die schönsten Blüthen Dir hinweg.
Sei Deiner Freunde Späher nicht, doch prüfe
Mit ihrem Wort' auch Mien' und Blick zugleich!
Wenn Du Dich nicht als Meister fühlst, so schäme
Dich nicht, ein Schüler noch zu sein. Selbstprüfung
Geh' mit Erfahrung Hand in Hand! Zum Spiegel
Für Wort und That nimm Du der Andern Thun!
Doch sollst Du nicht mit gleichem Maß den Zwerg
Und Riesen messen! Fühlst Du selbst Dich klein,
Was hilft's, daß man dem Riesen Dich vergleiche?
(Ferner Gesang von Kriegern hinter der Scene.)
Für das Gute! Für das Rechte!
Draußen Herr'n, zu Hause Knechte!
Heute noch Machtgebot!
Morgen ein Ehrentod!
Das sind des Reiters Rechte.

Kaiser.

Welch kräft'ges Männerlied tönt durch den Abend?

Erchenbald.
Von blutiger Verfolgung kehrt zurück
Das Heer.

Kaiser.
Wohl that dem Herzen solch ein Lied.

Gesang der Krieger (sich nähernd).
Wer da vorwärts geht, der siege!
Wer da weicht, der unterliege!
Hast du ein Herze frisch,
Sitzest du bald zu Tisch,
Mit unserm Freunde, dem Siege.
Sollt Ihr sterben, Kameraden,
Will der Tod zu Gast Euch laden,
Sei's, in der Hand das Schwert!
Antlitz emporgekehrt!
Gute Nacht, Ihr treuen Kam'raden!

Kaiser.
Wohl! Gute Nacht! Die Erde schläfert schon!
Laßt uns jetzt gehen, Freunde! Finster wölkt
Die Nacht sich rings. Gebilde, mißgeformt
Und riesenhaft, aus Wolken ballen sich,
Und lassen mühvoll nur den Blitz hindurch,
Der uns allein den Weg noch zeigt. Die Feuer
Des Lagers löschen mählig aus. Wir geh'n,
Und nehmen unser Nachtquartier in Goslar.
(Alle ab bis auf Heinrich).

Heinrich.
„Was hilft's, daß man dem Riesen Dich vergleiche" —
Doch, wenn ich mich ein Riese fühle? — Vater!
Ich fürchte, Deine Worte sind verschwendet,
Wie Regentropfen ohne Spur versiegen
Im Feuermeer des siedenden Vulkan's.
Ich will an meiner eig'nen Sonne reifen,
Jetzt trag' ich mich den Fürsten an als König,
Jetzt ist es Zeit — ich brauch' als Werkzeug sie,
Mit dem der Meister spielt, wie's ihm beliebt.
Vormundschaft, gute Nacht! Auf eignen Füßen
Geht Heinrich jetzt und wird die Knechtschaft schließen!
(Geht ab.)

Vierte Scene.

Zu Goslar. Gewölbtes Zimmer. Nacht.

Bischof Burchard; Dietrich, sein Diener.

Burchard.
Von meiner Seite hat die Niederlage
Die Fürsten weggescheucht. Ich steh' allein.
Man sattle mir ein Pferd! Ich muß mich eilen.
Graf Welfer mit den Reisigen voran
Als Vortrab unsrer Schaar! Sag' ihm, er soll
Auf seiner Hut sein! Jede Stunde ist
Der Kaiser zu gewärt'gen.
(Dietrich ab.)

Luxemburg!
Dein Trotz hat meinem Zorn Dich reif gemacht.
Stürzt Heinrich, (indem er mit der Hand eine entsprechende Bewegung nach dem Boden macht) laß ich so Dich fallen — so —
(Ein Diener tritt ein.)

Diener.
Herr Bischof! In der Stadt geschieht ein Auflauf.
Graf Welfer mit den Reisigen kann nicht
Hindurch mehr durch des Volks empörte Masse.

Dietrich (tritt ein).
Eilt, daß Ihr fortkommt, Bischof! Euer Leben
Ist in Gefahr.

Burchard.
Was gibt's so Schlimmes, Bursch?
(Lärm hinter der Scene.)

Dietrich.
Fragt nicht! Hört selbst, wie man das Haus bestürmt!

Burchard.
Was wollen sie von mir, die Rasenden?

Dietrich.
Das Leben nur; lohn's ihnen doch der Kaiser.

Burchard.
Graf Welfer wird zu meinem Schutz genügen.

Dietrich.
Mit seinem Leben büßt' er den Versuch.

Burchard.
Sammt den Gefährten, oder er allein?

Dietrich.
Des Hochstifts ganze Ritterschaft, gekeilt
In enge Gassen, wo nicht vor-, nicht rückwärts
Ein Ausgang war, und von den Dächern selbst
Bestritten, fiel mit ihm nach hartem Kampf.

Burchard.
Die Thür denn zu, ihr Burschen! Fest ist dies
Gemach; noch, hoff' ich, kann uns Hülfe werden.

Stimmen (von unten).
Wir wollen das Eulennest zusammenschmeißen;
Die Eule soll heraus an's Tageslicht.

Burchard.
Schaut her, ihr Diener! Bin ich etwa bleich?

Dietrich.
Ihr seid nicht bleich; Ihr zittert aber, Bischof!

Burchard.
Zittr' ich, so ist's vor Kälte, nicht vor Furcht.
(Stimmen hinter der Scene).
Leitern heran! Wir wollen das Fenster ersteigen.

Burchard (zum Fenster gehend.)
Ihr Bürger Goslar's, sprecht! Was wollt Ihr hier?

Stimme (hinter der Scene).
Die Antwort bringen wir Euch — kalt Eisen!

Burchard.

Ihr seht, wie fest das Fenstergitter ist.
Spart Euch die Müh', und steigt die Treppe herauf!

Stimme (hinter der Scene).

Die Treppe hinauf! Ja! Laßt uns die Treppe hinaufsteigen!

Burchard.

Ich mag nicht um des Lebens Bettelgabe
Sie anflehn! Gute Burschen, geht den Mördern
Entgegen, ob Ihr Euer Leben Euch
Erschmeicheln könnt von ihrem wilden Sinn!

Diener.

Wir standen Euch im Leben stets zur Seit',
Wie mögt Ihr uns im Tode von Euch stoßen?

Dietrich (an der Thür horchend).

Horch! Waffen klirren! Schwere Männertritte! —
Ein dumpfer Fall, erschütternd, gleich wie eines
Gepanzerten, recht auf den Boden hin! —
Verworr'ner Ruf, sich selber übertäubend! —
Sie kommen näher! — Nahe sind sie schon
Der Thür! — Die Stimmen werden deutlicher! —
Tod! Ruft's heraus, und Tod! und wieder Tod! —

Burchard (sich an einen Pfeiler lehnend.)

Hier bleib' ich steh'n, hier sollt Ihr fest mich binden,
Daß ich, begehrt' ich's auch, nicht weichen darf.
Ich denke, mancher Märtyrer starb so,
An einen Pfahl gebunden und durchzuckt
Von grimmen Speeren — doch zum Himmel blickte
Sein Auge, und im Himmel war sein Geist.

(Man hört an der Thür arbeiten).

Ich mein', die Thür' ist treuer, als die Herzen
Der Menschen. Zwischen Tod und Leben ist sie
Die enge Grenze. Fest im Auge halt' ich sie.

Stimmen (draußen).

Will die Thür nicht aus den Angeln? Der
Teufel selbst hat sie im höllischen Feuer geschmiedet.

Eine andere.

Ueber der Thür ist das Mauerwerk lose. Laßt uns eine Oeffnung hineinarbeiten!

(Man hört oberhalb der Thür' hämmern.)

Dietrich.

Gedoppelt Tod ist's, so den Tod erwarten!
Mit jedem Schlage vielfach stirbt das Herz.

Burchard.

Wie's bröckelt, bricht! Der Kalk herunterfällt!
Der Kitt sich löst, und wanken Stein auf Steine!
Der Tod wird nächstens seinen Einzug halten.
Was klag' ich denn? Ich Thor! Auch ich half so
Das Mauerwerk des Staat's erschüttern, so
Auf's Herz des wahren ächten Kaisers zielen.
Komm Tod, herbei! Und hole deinen Mann! —

(Es hat sich unterdessen eine Oeffnung über der Thür gebildet. Ein Spieß fährt in des Bischof's Brust.)

Burchard.

Das saß! — Heraus, verweg'nes Eisen du!

(Er bemüht sich, den Spieß herauszuziehen; der Schaft bricht an der Spitze ab.)

Sitz' drinnen nur und brenne, wie du kannst!

Stimme (durch die Oeffnung).

Nun, Bischof! Habt Ihr noch einen zweiten nöthig?

Burchard.

Laß gut sein, Mensch! Und müh' Dich weiter nicht!

Stimmen (draußen).

Des Bischofs Diener haben Feuer in die Stadt geworfen! Die Stadt steht in Flammen! Rettet Eure Häuser! Rettet Eure Häuser!

(Man hört die Stürmenden mit großem Geräusche abziehen.)

Burchard.

Das war ein schlechter Künstler, der den Spieß
Bereitet hat; er brach ja wie ein Rohr.
Das Lied ist nun am Ende. Weint nicht, Jungen!

(Hält sich noch eine Zeitlang aufrecht; dann sinkt er zusammen.)

Der Pfeiler muß nicht fest gehalten haben, —
Sonst sieh' ich nicht. — Wie Alles mir vor Augen
Zu wanken scheint! — Es will mich fast bedünken,
Es werde Nacht — Oh! — Wie das zuckt und brennt!

(Man hört Geräusch.)

Dietrich.

Nicht einmal ruhig sterben lassen Euch
Die Wüthrige! Schon dringen sie herauf.

Stimme (draußen).

Macht auf die Thür! Der Kaiser steht davor.

Dietrich.

Befehlt Ihr?

Burchard.

Oeffne! Bis zum letzten Tropfen
Will ich des Lebens bittre Neige leeren.

(Dietrich schließt auf.)

(Kaiser mit Gefolge tritt ein.)

Kaiser.

Wie geht's Euch, Bischof? Ist noch Rettung möglich?

Burchard.

Nein! Eisen fraß ich, eine böse Aetzung,
Die unverdaulich in der Brust mir brennt.

Kaiser.

Ich kam zu spät.

Burchard.

Zu früh, da Ihr mich lebend
Noch trafet. Ich glaub', ich that Euch Unrecht.
Sprecht!
Wo seid Ihr? Denn ich kann Euch nicht mehr seh'n.

Kaiser.

Hier! Hier! Betastet meinen Kaisermantel!

Burchard.

Den Kaisermantel! Ha! — Was? Samnt? — Noch immer
Nicht abgenutzt? — Es ist ein Wurm im Leben;
Jetzt faßt er mich; wie lang, so folgt der Kaiser.
(Sich an den Kaiser lehnend.)
Hebt mich noch aufrecht! So! Jetzt laß mich fallen, —
Noch tiefer, — tief, — recht tief — in's Grab!
(den Kaiser am Mantel zerrend.) Herunter,
Herunter, Kaisermantel!
(zuckt zusammen und stirbt.)

Dietrich.

Schaut! er stirbt!

Kaiser.

Wenn Du ihn haben willst, hier hast Du ihn.
(bedeckt ihn mit seinem Mantel.)
Tragt ihn hinweg in meinem Mantel, Diener!
(Burchard's Diener tragen den Leichnam fort.)

Verwandlung.

Fünfte Scene.

Zu Magdeburg.

Ein Zimmer. König Hermann; Erzbischof Werner; Bischof Adelbert; Herzog Magnus; mehrere Diener.

Hermann.

Ihr seid wohl recht erfreut, uns wohl zu seh'n,
Mein liebenswerther Wirth?

Werner.

Fürwahr! Ich hätte
An jedem andern Ort' willkommen Euch
Genannt. So aber werft Ihr unverhofft
In meine Friedensstadt des Krieges Flamme.

Hermann.

Ihr glaubt wohl Euren lieben Leib gefährdet?
So kommt's, wenn Priester sich des Krieg's befleiß'gen.

Adelbert.

Laßt Ihr noch immer nicht von Eurem Spott?

Magnus.

Der König ist bei übler Laune heut.

Hermann.

Könnt Ihr noch keine Königslaunen tragen?
Habt Ihr bei meiner Wahl sie in geheimen
Artikeln mir versagt? Dies Eine hab' ich
Vom König noch und will dies Eine brauchen.
(Berthold tritt ein.)

Berthold.

Um einen Todten abermals sind wir
Nun reicher.

Magnus.

Ihr erschreckt uns. Sprecht! Wer ist's?

Berthold.

Ich sage kürzlich: Burchard ist's. Steht nicht
Bestürzt! Denn Sonn' und Regen wechselt stets.

Magnus.

Ein Donnerschlag — wo fiel er? Sprecht! Und wie?

Berthold.

Goslarsche Bürger haben ihn erschlagen
Bei einem Auflauf. Fast verschied er, wie man
Den Ausgang rühmt der alten Römerhelden.

Adelbert.

Es bricht das Haus; die letzte Stütze fiel!

Magnus.

Das Unglück beugt uns nicht. Wir stehen aufrecht.

Werner.

Nun ist's am Luxenburger, Rath zu schaffen.

Hermann.

Die Posse ist zu Ende. Diener bringt mir
Die Krone her!

Berthold.

Was wollt Ihr denn mit dieser?

Hermann.

Noch einmal satt mich weiden an dem Schein
Des liebgewort'nen Spielzeugs; dann in Nacht
Vergrabe sich mein königlicher Stern!
(Diener bringen die Krone.)
Gebt in des Königs Hand die edle Krone! —
Du goldner Zirkel! Heiliges Symbol
Gewichter Herrschermacht! Wie bist du nicht
Schon längst erblindet unter meiner Hand?
Geh nun zu dem, der würd'ger ist, als ich!

Werner.

Ein Würd'ger findet sich, auch ungesucht.

Hermann.

Ihr spielt mit Kronen, wie mit Kieselsteinen!
Ist eine Krone nur kaufmännisch Gut,
Das man erstehen darf durch Meistgebot?
Ist denn ihr geist'ger Inhalt nicht gewicht'ger
Als ihres Goldes Schwere wiegt? Ich seh',
Bald wird man, statt der Münzen, Königskronen
Dem Söldner bieten; Juden werden sie
Beschneiden und verfälschen. — Ja! Ich sehe,
Sie ist verfälscht, — ha! Da — sie liegt im Staube!
(er wirft sie zu Boden.)

Adelbert.

Ihr rast, wie's dem Manne nicht geziemt.

Magnus.

Dankt's unsrer Langmuth! Noch einmal bitt' ich
Die Königswürd' Euch an. Nehmt, oder nehmt
Sie nicht! Seid thöricht, Hermann, oder klug!

Hermann.

Bin ich in Eurem Sinne thöricht, werd' ich
Klug sein in meinem Sinn. Ich werfe ab,
Was noch vom König an mir ist; der Rest
Reicht hin für ritterliche That, fällt noch
Ein Panzerhemde an. Ich gehe heim.

Was vorwärts liegt, ist ruhmlos Mißgeschick.
Nicht unverletzt tritt aus dem Zauberzirkel,
Dem trügerischen Kreis, der Ungeweihte.
(Herzog Welf tritt ein.)

Welf.

Ich bringe zwiefach Segensbotschaft Euch:
Mein Sohn genas, der junge Kriegsheld; die
Ist für den Vater. Dem gemeinen Wohl
Der Fürsten gilt der zweite: Abgesandte
Vom Prinzen Heinrich tragen gegenwärtig
Uns Freundschaft an.

Magnus.

Freundschaft? Und uns?

Welf.

Nicht anders.

Berthold.

Wer darf dem scheinbar hell'gen Prinzen trau'n?
Wenn er des Blutes Bande so zerriß,
Wie fordert er von uns Vertraun und Glauben?
Ganz offenbar verräth er sich.

Welf.

Wir nehmen
Den Schein des Glaubens an. Ich denke, daß wir,
Helf er für jetzt nur unsrer Sache auf,
Uns später kräftig ihm entgegen werfen.

Berthold.

Wie darf er jetzt der frommen Maske entrathen?

Welf.

Des Kaisers ält'ster Sohn ist gen Italien.

Magnus.

Was holt er dort?

Welf.

Er holt sich eine Krone!

Magnus.

So hat er sich vom Vater losgesagt?

Welf.

Und, wie es scheint, in offener Empörung.

Berthold.

Das hat von Lüge einen Beigeschmack.

Welf.

Wenn Wahrheit Lüge ist. Der Kaiser tobt
Ihm nach, ist schon von Goslar aufgebrochen.

Berthold.

Ging das so schnell? Viel solcher Ammenmärchen
Hört' ich als Kind. Verlor er die Besinnung?

Welf.

Der Kaiser überträgt den Rest des Krieges
Dem Prinzen Heinrich, der mit Friedensbotschaft
Uns jetzt beschickt.

Berthold.

Wenn Ihr's nicht sagtet, Welf,
Und ernst und fest zugleich, wir glaubten's nicht.
Schnell sprecht Ihr aus, was langsam sich begreift.

Welf.

Glaubt' ich doch selber meinem Glauben kaum.
Es ist der Wunsch der Abgesandten, heimlich
Mit uns sich zu besprechen; doch so lang
Der Fürst von Luxemburg noch unter uns
Verweilt und König heißt, verweigern sie's.

Hermann.

Der Fürst von Luxemburg? Wo bleibt der König?
Wißt Ihr nicht näher ihres Antrags Inhalt?

Welf.

Was ich gehört, ist nicht für Euer Ohr;
Doch lag es halb in dem, was ich gesagt.

Hermann.

Sprecht doch das Ganze ohne Scheu nur aus!
Ich soll die Königskrone niederlegen?

Welf.

Wenn Eure Ohren Eurem eignen Munde
Vertraun, so wißt Ihr, was Ihr wissen sollt.

Hermann.

Nicht wahr? Ich löse Eure Räthsel gut,
Die schon gelöst sind, eh' man sie gerathen.
Doch nicht auf mich paßt Heinrichs Wort. Ich bin
Kein König mehr. Ruft nur die Abgesandten!

Welf.

Ihr seid's nicht mehr?

Berthold.

Er will es nicht mehr sein.

Hermann.

Ihr Alle, die Ihr, wie ein blindes Roß,
Euch überstürzt in Eures Hasses Eifer,
Denkt Ihr den Mann zu fällen, dessen Haupt
Von gottgeweihtem Königsöle glänzt,
Als dessen Schirmherr sich der Himmel kund gibt?
Versuchts! Mir ist nichts mehr gemein mit Euch,
Von dieser Stund' an nichts mehr! Wo mein Weg
Mich hinführt, weiß ich nicht. Je weiter aber
Von Euch, um desto lieber sei er mir.
Ich überspannte meine Forderungen —
Da strich das Schicksal nur die ganze Rechnung.
Mein Leben ward zu einem Bruch, der nicht
Zu lösen ist. Lebt wohl! ich fluch' Euch nicht;
Doch wen'ger noch kann ich Euch Segen wünschen.
(Geht ab.)

Berthold.

Ich fürcht', er sprach nicht gänzlich ohne Grund.
Am Kaiser, scheint's mir, handeln wir nicht recht.
Sein Recht an uns ist das des Herrn am Knecht.

Welf.

Ich unterscheide nicht, was bös' und gut,
Ich weiß nur, was ich will, und was ich kann.
Und da uns eine neue Sonn' aufgeht
In Heinrichs Söhnen, denk' ich nicht der Pfeile,
Die nutzlos uns im Kampf verloren gingen.
Auch bietet sich ein and'res Glück mir dar.

Der Gräfin von Toskana Leibarzt bringt
Von seiner Herrin einen Eh'antrag
An meinen Sohn. Ich schwanke noch; doch er
Hat zugesagt.

Magnus.

Was unerwartet kommt,
Ist oft des Himmels auserlesenstes
Geschenk. Ich dächte, Welf, Ihr griffet zu.

Welf.

Das Alter setzt nur Fuß für Fuß, und fürchtet
Bei jedem Schritte drohende Gefahr;
Leicht mit der Hoffnung Blume spielt der Jüngling,
Woran er saugend, wie die Biene, hängt.
Mein Sohn vermeint in Pilgertracht durch's Heer
Des Kaisers unerkannt zu kommen, ihm
Voraus zu sein, gleich wie ein leichter Vogel
Voraus ist einer trägen Riesenschnecke.
Ihr rathet mir's; drum laß ich ihn gewähren.
In zweier Länder Mark, so sprach der Bote,
Wird mein Geschlecht von nun an fest sich wurzeln.
Denn alles Land, was seine große Gräfin
Im Kirchenstaat besitzt und in Toskana,
Fällt gänzlich zu dem Welfischen Geschlecht.

Magnus.

Von allen Seiten wallt das Licht der Hoffnung
An unsers Mißgeschickes dunkle Wolken
Den farb'gen Bogen, der gut Wetter kündet.
Jetzt, Kaiser, gehst du unter oder niemals!
Die Wogen schlagen über dich zusammen!
Welch' wackrer Schwimmer du auch sein magst, diesen
Feindsel'gen Elementensturm kannst du,
Wenn du kein Gott bist, nimmer überwinden.
(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Zu Florenz. Ein Zimmer.

Markgräfin Mathilde. Guido, ihr Leibarzt.

Mathilde (im Eintreten zu Guido).
Sprecht Ihr mit König Konrad? Was beginnt er?

Guido.

So eben sprach ich ihn nach Eurem Auftrag.
In bangen Zweifeln irrt sein Geist umher,
Seit er gekrönt in Mailand ward. Er fragt
Die Kirchenväter und die heil'ge Schrift
Um Rath und Trost; er schließt mit Geistlichen
Sich in sein Zimmer ein; er will, sie sollen
Ihm Zeugniß geben, daß sein Abfall Werk
Und Ausfluß christlicher Gesinnung sei.
So brütet er; noch Keiner konnt' ihn heilen.

Mathilde.

Um ihn mir enger zu verbinden, schlug ich
Als Eh'gemahl ihm Beatricen vor,
Die Tochter Roger's von Sicilien.
Sprich, wie er meinen Vorschlag aufgenommen!

Guido.

Er ließ für Eure Sorglichkeit Euch danken;
Doch sei er jetzt für eine Hochzeitfeier
Am wenigsten gestimmt. Hier diesen Ring
Sollt Ihr indeß entgegennehmen für
Sein künftiges Gemahl. Er hofft, es werde
Auch die erhab'ne Braut ein Gleiches thun.

Mathilde.

Die Liebe wird ihn heilen, Liebe drängt
Ein Herz, das aus der Ordnung Kreise wich,
In seine alten Grenzen sanft zurück.
Als Unterpfand von Konrad's Wunsch und Neigung
Besorgt den Ring an seine Braut!
(Während Guido abgeht, tritt Heinrich Welf, im Gewande eines Pilgers, ein.)
Ha, Welf!
Noch stets im Pilgerstand? Schwert, Schild und Panzer
Thun jetzt uns Noth! Dein Kleid ist fromm und heilig!
So sage mir: Bist Du's von Herzen auch?
Gern ließ ich Herz und Kleid zugleich in Ehren.

Welf.

Und weißt Du's nicht? solch Kleid ist derer Brauch,
Die ins gelobte Land zu zieh'n begehren.

Mathilde.

Du Armer! Zum gelobten Land hinüber
Ist's noch gar weit; drum ziehe weiter, Lieber!

Welf.

Italien werde mein gelobtes Land,
Da, wo ich Dich, Ziel meiner Sehnsucht, fand.

Mathilde.

Du irrst! ist doch Italien, wie man spricht,
Der Schooß der Frevel, der Erlösung nicht.

Welf.

Nach Welfschland wallen Tausend', sich der Sünden
Durch Papsteswort und Lösung zu entbinden.
Auch ich zog her, zu suchen mir mein Heil,
Da ward es, Heil'ge! mir in Dir zu Theil.

Mathilde.

So ist Dir's leicht, den Kaiser abzuschwören,
Und Urban nur und mir noch zu gehören?

Welf.

Dem Papst Basallentreu! dem Kaiser Krieg!

Mathilde.

Du hast's geschworen; gebe Gott den Sieg!

Welf.

Doch wann erfüllst Du meiner Wünsche größten?

Mathilde.

Kurz sei die Brautzeit! kurz auch war die Wahl,
Noch heut sollt Du mich nennen Dein Gemahl.

Welf.

Dann zähl' ich fröhlich mich zu den Erlöſten.

(Konrad, in ſtürmiſcher Bewegung tritt ein.)

Konrad.

Willkommen, junger Welf! Das fromme Kleid
Verbirgt den Löwen. Zeigt den Leu'n! Werft ab
Das Pilgerkleid! Der Kaiſer iſt heran
Mit Heer'sgewalt.

Mathilde (zu Welf).

So grüßt Italien Dich,
Mein junger Freund!

Welf.

Der Hochzeitfeier ſchönſtes
Gorfeſt begeh' ich in der Schlacht. Verlier'
Ich ſie, entbind' ich jedes Anſpruch's Dich.

Mathilde.

Nein, vom Altare in die Schlacht! So kämpft Du
Für mich, Dein Weib, für ein verläßlich Gut;

(wendet ſich raſch gegen den König.)

Ihr für die Krone, König!

Konrad.

Ja! ſie iſt
Auch nur ein Weib, verlockend wie ein Weib,
Und wie ein Weib ein unverläßlich Gut.
Ich abgefall'ner Engel kämpfe gegen
Den gottgeſalbten Herrn! Der Luzifer —
Hätt' ſeine Hölle auch vertheidigt vor
Des Himmels Angriff — ſprecht warum nicht ich?
Was fragt der Kaiſer nicht nach meines Thuns
Urſach und Grund? Was reicht er zur Verſöhnung
Mir nicht die Hand? Denn ich bin der Verletzte.
Nein, hinterrücks fällt er mich an! Er liebte
Mich nie. Wer mir an's Leben will, dem darf ich
Zur Wehr mich ſetzen. Du, mein armes Herz,
So friedlich ehmals, jetzt emporgeſchreckt,
Entartet, von dir ſelber abgefallen,
Du biſt wie eine Flut, die leiſe nur
Berührt, in weiten Kreiſen zittert; biſt
Ein zartes Saitenſpiel, das, nur von Einem
Mißlaut geſtört, all' ſeine Saiten ſprengt.

(zu Welf)

Kommt! laßt geſund uns kämpfen! Kräftig wirkt
Die Arzenei der wilden Männerſchlacht.

(raſch ab.)

Mathilde (zu Welf.)

Geht, junger Welf! Ich ſorge, daß wir uns
Bald wiederſeh'n, hochzeitlich, am Altar.

Welf.

Gerüſtet tret' ich zum Altar! Man wehe
Zugleich zum Tode mich, wenn nicht zum Siege!

(Geht ab.)

Mathilde.

Seltſame Doppelhochzeit! — Seltnes Bündniß!
Wird es beſtehn? — Der wilde Sturm, der über
Das Herz des Königs fuhr, gibt leicht der Stille
Und der Beſinnung Raum. Täuſcht Welf ſich ſelbſt?
Wie? oder täuſchen wir uns beiderſeits? Wir ſind.
Einander dunkle Räthſel uns geworden. —

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Lager des Kaiſers im Florentiniſchen.

Kaiſer. Erchenbald. Mehrere Krieger.

Kaiſer.

Iſt noch kein Bote da vom falſchen König
Italiens, der Unterwerfung kündet?

Erchenbald.

Noch keiner.

Kaiſer.

Wartet er auf mich, der Thor?
Zum Rieſen wächſt ſein Uebermuth, doch meine
Geduld ſchrumpft ein zum Zwerg. Mir ward das Amt,
Den Frevler, der an meiner Staaten heil'ge
Grundfeſten rührt, zu ſtrafen. Auch die Römer,
Auf deren Zung' im ſelben Augenblick
Eid liegt und Bruch des Eides, zügl' ich noch, ſo
Da ſie von Neuem meinen Papſt verjagt,
Der, wie wir hören, nach Ravenna floh.

Friedrich (tritt ein).

Ihr ſprecht mit Worten — draußen ſpricht die That!
Mathildens Herr, geführt von Welf, dem jungen
Feldhauptmann, tobt in wilder Flut heran.

Kaiſer.

So ſtemmen wir als Felſen uns entgegen.
Vernahmſt Du nicht, ob Konrad mit im Heer?

Friedrich.

Als Führer nicht, als ſchlichter Krieger nur.

Kaiſer.

Ich hoff', er findet ſeinen Mann an mir.
Der Vater auf den Sohn! Wie wilde Thiere
Gehetzt von Grimm! Zerriſſen iſt der Schein,
Der ausgeſtellt wird von verwandtem Blut!

(Alle ab. Von der andern Seite tritt Konrad auf.)

Konrad.

Ich kann nicht kämpfen! Wie gelähmt iſt mir
Mein Arm, mein Herz verriegelt, daß das Blut
Unwillig wider ſeine Pforte ſtürmt,
Und doch umſonſt. Ich bleibe nüchtern, mitten
Im Schlachtenrauſch. Wenn jetzt mein Vater, jetzt —

Kaiſer (tritt auf).

Du da! wie kommſt Du hierher? Hochverräther!

Konrad.

Weh meiner Mannheit, Weh!

Kaiſer.

Feigheit im Prinzenblut?

Konrad.

Mich schreckt Dein Blick, des würd'gen Leides Bild!
Weh des Gewissens, das mich wehrlos macht!
(Wirft sein Schwert von sich.)
Sieh', so vertheidg' ich mich — Weh meiner Mannheit!
(Entflieht.)

Kaiser.

Unseliger! Dich schlug Dein falsches Herz.
Flamm' auf, mein Schwert! entzünde Schlachtenbrand!
Oeffne die falschen Herzen, Herzenspalter!
(Fliehende von des Kaisers Partei sammeln sich um ihn.)
Flieht Ihr? Hier prallt Ihr ab! Wer jagt Euch, Hauptmann?

Hauptmann.

Der Welf ist Wolf geworden —

Kaiser.

Ha, ein Wölflein!

Hauptmann.

Er knirscht in unsre Schwerter —

Kaiser.

Beißt sich stumpf.
Wir weisen ihm die unsern. — Deutsche Bären!
Seid Bärenhäuter ihr? — Hier wachsen Feigen,
Der Feigen Mahl — Kernfrüchte nährten Euch;
Die Fahnen hoch! Ich führ' Euch! Macht den Sieg,
Woran ich Euch gewöhnt, nicht toll, abtrünnig, sinnlos,
Daß er ein Ueberläufer wird! Wir fressen
Den Wolf und seine Brut in Seit' und Rücken —
Das Bruchstück hat der Staufe. Wendet Euch!
(Ab. Alle nach mit Kriegsgeschrei.)

Konrad (ohne Panzer und Waffen, tritt auf).

Ein Beter ich, ein Heuler, Weiner, Flüchtling,
Wehrlos, ein Weib, das greint! — Du jämmerliches
Scheinbild von einem Prinzen! Heldenscheuchte,
Vor dem die Helden fliehn, aus Abscheu, nicht
Aus Furcht! — Was thu ich nun? — Mich drückt
Die Sünde auf die Stirn — ja! bitten will ich — pfäffisch
Bin ich gesinnt, nicht prinzlich. Kraft mich jetzt
Ein Pfeil! Kein Panzer schützt mich — mitten
In das Gewühl will ich mich stürzen, blindlings —
In Blindheit sterben, ohne Waff' und Wehr.
(Italiener lachen über die Bühne. Welf tritt auf.)

Welf.

Was steh' ich noch, wo Alles läuft? — Ich mag
Für welsche Feigheit, welsches Land mich nicht
Aufopfern, mich allein! — Was ist mir auch
Das Weib, das zweimal Wittwe war? — Umsonst
Zerhack' ich heut' mein Schwert! — Ha, König! — Ihr,
Ihr haltet fest im Hintertreffen. Schande
Dem Königsnamen, den Ihr tragt! Ihr wißt
Zu schonen Euer theures Haupt! Ja, theuer,
Seitdem der Häupter tausend denn gefallen!

Konrad.

Das meine schleud're ich noch — ich mach' es wohlfeil
Dem Feind, so unbepanzert, unbehelmt!
Nichts such' ich, als den Tod. Wohlan! Hier heb' ich
Mein Schwert vom Boden auf! Hör's, junger Welf,
Hier steht ein Kaisersohn, ein König, Fürst,
Vom Gram gehetzt, ein angeschossnes Wild!
So lösch' ich meine Schmach — in Blut! Ich weiche nicht
Dem ganzen Heer, nur Einem, der mich schreckt
Durch bloßes Anschau'n. Sieh, so spring' ich vor!
(Ab.)

Welf.

Haltet den König! Weh! Das Kriegsgetümmel
Schlingt ihn hinab. Feigheit, besonnen, wäre
Noch besser, als so sinnlos Tapferkeit!
(Flüchtige Italiener im wilden Gemisch. Wigbert tritt auf.)

Wigbert.

Die Höll' ist los! zurück, Feldhauptmann! Seht,
Wie sich der welsche Zwirnknäul rings entfädelt!
Die Kaiserlichen hauen drein wie toll.

Welf.

Wie steht es mit dem König?

Wigbert.

Schlecht! Es steht
Kein Bein mehr fest! die Einen laufen, während
Die Andern liegen — auch der König lag
Und läge noch, trüg' man ihn nicht von dannen.

Welf.

Verwundet oder todt?

Wigbert.

Von beiden etwas.
Halbtodt zum mindesten schien er mir zu sein.

Welf.

Wohlan! wir decken ihm den Rücken —

Wigbert.

Schaut!
Der Hohenstaufe naht heran, roth glühend, wie
Betrunken fast. Hussah! Hier Welf!
(Von der andern Seite.)
Hier Staufen!

Wigbert.

Merkwürd'ges Echo! (Kriegsgetümmel.)
Schlag auf Schlag! Das ist
Ein Echo auch und macht sich wie von selbst.

Welf (laut rufend).
Der Rückzug geht —

Bigbert.
Nicht vorwärts —

Welf.
Nach Florenz!
(Allgemeine Flucht der Italiener. Welf und Bigbert gehen fechtend ab.)

Kaiser. Friedrich (mit Kriegsgefolge treten auf).

Kaiser.
Pflanzt hier die kaiserliche Fahne auf
Ich sätt'ge meine Rach' an diesem Lande!
Das schimpflichste Kapitel tilg' ich nun
Im Buche meines Lebens, d'rin ich steh
Als Büßender verzeichnet zu Canossa!

Friedrich.
Das Mitleid löscht die Schmach, das, wie ein Kind,
Fromm, leichtgerührt, mit lieber Unschuldsmiene
Hinausschaut in die Welt, das Aug' in Thränen.

Kaiser.
Als ich im Vorhof stand, im här'nen Kleid,
Im Winterssturm' drei Tag' und Nächte lang,
Ging durch des Seins Zerknirschung doch ein Schimmer,
Ein Hoffnungsstrahl, zukünft'ger Rache sel'ges Gefühl. Ha, schmählich Land, das mich mir selbst Treulos vordem gemacht, wie jetzt den Sohn!

Friedrich.
Sie haben ihn bezaubert und bethört,
Der Geist des Abgrund's mit dem blendenden
Schild seiner Lüge hat ihn blind geblitzt.

Kaiser.
Die Priester trieben ihn zum Abfall. Grad'aus
Trat gegen mich Gregor, ein Starker gegen
Den Starken. Heimlich schleicht das hinterlass'ne
Gezücht von Mönch und Papst in meines eig'nen
Geschlechtes Fleisch, daß es sich auflehnt wider
Sich selber nun. Wohlan! wir schlagen weiter
Abwärts das Lager auf, hart an den Fersen
Des Feindes, nach der Stadt, die wir umgürten
Mit ehr'nem kriegerischen Netz. Zum Abzug
Trompeten blas't, in stolzer Siegesfreude!
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Florenz.

Konrad. Johannes, der Einsiedler.

Konrad.
Geistlichen Zuspruch hab' ich angerufen,
Doch nimmer den, den Ihr mir da gewährt.
Ihr quält mich, Priester! — Seht, wie schwach ich bin
Und krank an Seel' und Leib! doch brennt mich
Die Wunde bitt'rer nicht, als Euer Trost,
Der giftig ist und in das Mark mir sengt.

Johannes.
Die Kirche spricht durch mich! Ich spreche nicht
Aus mir allein. Ich denk', ihr seid doch mündig
Und seid's gewesen schon, als ihr der Tochter
Rogers durch wechselseit'gen Tausch der Ringe
Euch anverlobt! — Nun wohl! sie zog so eben
Mit Pomp und festlichem Gepräng' hier ein,
Und wartet Eueres Besuch's. Ihr wendet
Euch schmerzlich ab?

Konrad.
Die Wunde brennt mich. Sagt!
Wie kam' ein so verwundet kranker Mann
Zur Bräut'gamsstimmung? Sagt, was kümmert
Euch heil'gen Mann mein Ehe- und Bräut'gamsstand?

Johannes.
Davon ist gar nicht mehr die Rede. Sünde
Hat ihre Tochter Reu' mir anverlobt, —
Ein schlimmes Bündniß, d'raus das bleiche, wilde,
Selbstmörderische Kind Verzweiflung uns
Geboren ward. So ist mein Haus bestellt.
Ich wahr' es treu und gründe mir kein zweites.

Johannes.
Unselige Verblendung! — Thör'ger König!
Unköniglicher Thor! — welch böser Geist
Hat Euch verwirrt, und rückgeschraubt zur Krankheit
Gesunden Sinn? — Ihr denkt auf Abfall, König!

Konrad.
Wenn guter Sach' anheim zu fallen, hier
Zu Lande Abfall heißt! Neumüthig werf' ich
Zu Füßen mich dem Vater, meinem kaiserlichen
Gebieter, dessen Sohn und Knecht ich bin.
Hier in des Busens tiefstem Rückhalt lebt
Ein neu Bewußtsein auf, ein Widerpart
Der alten Irrlehr', die zu Rom Ihr predigt.

Johannes.
Halt, König Konrad, halt! durch mich gebeut
Der Papst. In meinem Munde liegt der Bann.
Wenn er entbunden, wird er, wie ein Blitzstrahl,
Euch niederschmettern! Noch liegt er in Fesseln.
Wer ist der ächte Papst?

Konrad.
Den Gott berufen
Zum Richter der gesammten Christenheit.

Johannes.
Zwei Päpste streiten sich darum. Nothwendig
Ist einer falsch; wer ist der falsche Papst?

Konrad.
Gott wird entscheiden. Wen er aufrecht hält
In Rom, wo sich schon lang bekämpfen beide
Parteien, der ist ächt, der wahre Papst!

Johannes.
Er hat entschieden. Nach Ravenna floh
Der falsche Papst, das Machwerk irdischer
Scheinmajestät. In Rom gebeut Urban.
Sprecht, Konrad! war Gregor von Gott erwählt?

Konrad.

Wenn's einer war, so war's Gregor.

Johannes.

Er bannte
Den Kaiser, Euren Vater. Ist der Bannstuch
Des ächten Papstes heilig? darf er bannen?

Konrad.

Der Richter richtet nach Gesetz. Er darf's.

Johannes.

So darfst ihn auch ein wahrer Papst nur lösen.
Der Kaiser kaufte seinen Papst; er kaufte
Die abgefall'nen Priester, die ihn wählten;
Er kaufte sich das Pergament, das ihn
Vom Banne löste. Doch es wandelt noch
Der Bannfluch lebend unter Lebenden,
Und spricht vernehmlich aus der Gruft Gregor's.
Der Kaiser war gebannt und Clemens war's,
Eh' der ihn wählte und eh' der gewählt ward.
So treibt man Handel mit dem Heiligsten.
Irrt denn die Kirche? Nur die Forderungen
Der Kirche gelten, nicht der irrenden
Natur. Des Blutes Bande sind zerrissen,
Wenn zwischen Sohn und Vater scheidend tritt
Der große Fluch von Rom, der den Gebannten
Ausschließt vom Reiche der Lebendigen.
Nicht darfst Du solchem Liebes thun, noch ihm
Herberg' in Deinem Hause geben, noch
Ihn pflegen, wenn er sieht, noch freundlich ihm
Zusprechen, wenn im Tod verzweifelnd er
Festhalten will am Ueberrest des Lebens:
So menschlich fühlt das Herz der Kirche nicht! —
Ja wenn dem Sterbenden ein Trost noch bleibt,
Noch eine Hoffnung, ein Gebet um Gnade,
Sollst Du ihm Trost, Gebet und Hoffnung nehmen,
Daß ihn Verzweiflung mit der kalten Faust
Ergreift und ihm das wunde Herz zerdrückt.
Und wenn Du anders thust, so bist Du selbst
Verfallen gleicher Strafe und Verdammniß.

Konrad (die Hand wider die Brust pressend.)

Hinab, Gewissenswurm! ich drücke dich
In meinem Busen todt! Wagst Du zu leben,
Um mich vernichtendem Bannstrahl hinzugeben?

Johannes.

Ihr habt den Bann vom wahren Papst für ächt
Erklärt; Euch sagt das Herz, wenn Ihr die Stimme
Mit Eurer falschen nicht betäuben wollt,
Euch sagt Vernunft, und da dem Menschen nicht
Vernünftelei ziemt über Kirch' und Papst,
Der Glauben, der allein nur haltbar ist:
Urban sei ächt! Wohlan! Der ächte Papst
Spricht seinen ächten Bannfluch über Dich
Durch meinen Mund, der gilt an Papstes Statt,
Verflucht Dich und Dein künftiges Geschlecht,
Flucht Allem, was Dir lieb und werth ist, heiligt,
Was Dich verfolgt mit Grimm und Haß, verflucht
Den Priester, der das heil'ge Brot Dir reicht,
Verflucht den Beichtmönch, der Dir Messe liest,
Verflucht Dein arm Gebet und sperrt die Pforte
Zum Himmel ihm, — ja! bis ins Innerste
Hinein verflucht er Dich, daß faul sei jeder
Gedanke, faul sei jeder Wunsch, und jede
Neigung befruchtet von der Hölle Samen,
Wenn Du der Satansstimme folgst, die Du,
Armsel'ger Thor! für Gottes Stimme ausgibst.

Konrad.

Ha! furchtbar, furchtbar schlägt es jetzt zusammen!
Bann, schrecklich Wort! Wie greift es mitten mir
Durch's Herz, wie durch ein gläsernes Gefäß
Der Faustgriff des Zerstörers, daß sein mark'ger
Inhalt verfliegt und ausfließt und verdunstet.
Furchtbare Richter hast du eingesetzt,
O Herr des Himmels, deinem bangen Volk!
Ihr Wort ist Schwert, ihr Blick ist Bann und Fluch.
Auch mich hast du in Nächten und auf Irren
Herumgeschüttelt! Ernten konnt' ich, wo
Des Vaters Hand mir stre'te! Lieben durft' ich,
Wo Liebe mir entgegen kam! Doch weil
Im Bann ist, der mir st're, ist die Ernte
Verflucht, und weil mich ein Gebannter liebt,
Ist Gegenliebe mit der Hölle Schrecken
Bedroht. Sei's denn! Mit Feinden muß ich mich
Zusammenrotten! nächtlichen Verkehr
Mit denen treiben, die ich meiden sollte,
Muß lieben Haß und hassen Lieb' und Gunst. —
Wundfieber, wie's mich brennt! — Mein Kopf
geht irr'. —
Vor meinen Augen zuckt's! — Was faßt mich doch? —
Ist's Wahnsinn, Fieber, Angst? — Der schreitet
drohend
Dort auf mich zu? — Weg, feindliches Gebild! —
Ist deine Brust von Glas? — Da schlägt ein Herz
In blut'gen Pulsen sichtbarlich! — Du zeig'st
Mit deiner Hand darauf? Wer schlug es blutig? —
Ich, Konrad, König so wie du? — Wer's sagt,
Verleumdet mich! — Hier ist mein Handschuh!
— Was? —
Tapp' ich in Blut umher? — Ist das nicht Blut,
Hier an der Diel', ein wilder Strom? — Wer kommt
Zu Hülfe mir? — Die Woge steigt! — Das Kinn
Berührt sie schon! — Kaum athm' ich noch! —
Erbarmen! —
(Stürzt hinaus.)

Johannes (die Hände gen Himmel streckend).
Misericordia! Erbarmen für den König! Misericordia!
(Eilt ihm nach.)

Vierte Scene.

Florenz. Garten. Im Hintergrunde das Schloß mit erleuchteten Fenstern. Abend.

Mathilde. Sigbert (treten auf).

Mathilde.

Sigbert! Ihr habt mir Eure Dienste zugesagt:

mein Säckelmeister hat sie Euch theuer genug bezahlt; Ihr werdet mir treu sein.

Wigbert.

Treu wie ein Deutscher, auf Ehre, Hoheit!

Mathilde.

Was man nicht hat, darauf schwört man leicht, und leistet keinen Meineid. Aber ich habe Vertrauen zu Euch. Ihr seid ein Deutscher, seid erkauft — zwei mächtige Gründe, die mich an Eure Treue glauben lassen. Ihr gehört von jetzt an nicht mehr meinem Gemahl; Ihr seid mein, denn Ihr seid von mir erkauft; Ihr seid treu, denn Ihr seid ein Deutscher; Ihr seid doppelt treu, denn Ihr seid ein erkaufter Deutscher. Ich werde Euch sogar gegen Euren früheren Herren brauchen müssen, als Späher, als Schutz- und Trutzwaffe.

Wigbert.

Meint Ihr's so, Hoheit? danke! Ich bin kein Meuchelmörder, kein Italiener.

Mathilde.

Unverschämter! Euer Auge brauch' ich, nicht Eure Hand. Man sah meinen Gemahl vor kurzer Zeit hier unter diesen Bäumen lustwandeln mit einer Dame, im weißen Gewande, sagt man. Die Abenddämmerung verhüllte sie schlecht. Späht dem Abenteuer nach! Ich muß wissen, was daran wahr und mit welcher Dame meines Hofes Welf gelustwandelt ist. Ein ganzes Schicksal, um nicht zu sagen ein Leben, hängt an der Enthüllung des Geheimnisses. Späht! Horcht! Enthüllt! Lohn, überschwänglich, soll Euch werden!

(Geht ab.)

Wigbert.

Ein Schicksal hängt daran? Wessen? Ein Leben? Wessen? Was kümmert's mich? Ich habe nie nachgefragt, wo ich bezahlt wurde; will's auch jetzt nicht. Aber wo faß' ich Posto? — Hier! Da? am Schloßthore? Auf dem Söller? Was ist das für ein Posten, der so wenig postirt ist! Ich habe Zeit, ich will eine Weile warten. Entfern' ich mich, so läuft mir vielleicht das Geheimniß fort; bleib' ich stehen, so kommt's mir vermuthlich von selbst entgegen.

Welf (tritt auf).

Wer da?

Wigbert.

Gut Freund! Ein ehrlicher Mann — Ihr kennt meine Stimme.

Welf.

Kein Lauscher in der Nähe?

Wigbert.

Wenn ich's nicht bin! aber ich bin's nicht; auf Ehre, Hoheit! Ich habe nicht gelauscht.

Welf.

Du und lauschen! Athmest Du nur, hört man's zehn Schritte weit. Aber ich bin von Spähern umringt. Der Boden brennt unter meinen Füßen, Wigbert! Die Luft ist so schwül, ein Stück Sirocco, Gifthauch, mit ein wenig Blumengeruch angefüllt. Es ist mir, als hätt' ich auf eine Tarantel getreten, seitdem ich diesen angekündeten italienischen Boden betrat. Ich bin in die Ferse gestochen, und die Tarantel, die mich stach, nennt sich Mathilde. Mathilde eine Tarantel! — und doch ist sie eine gute Landesmutter, eine große Fürstin — wer weiß das nicht? Aber ihre Eigenschaften als Ehegemahl sind mir sehr verdächtig, zweideutig, Gefahr drohend. Was hab' ich davon? — Ihre Erbschaft ist schon längst dem päpstlichen Stuhl vermacht. Wie ruhig sie mir das zu sagen wußte! — Wir Leichtgläubigen! — Der Gesandte hat seinen Auftrag überschritten — ist das eine Entschuldigung? — Man hat mit falschen Würfeln gespielt und mich ehrlichen Deutschen überlistet! —

Wigbert.

Setzt Falsch ein gegen Falsch! Ihr müßt sie zu übertrumpfen wissen.

Welf.

Das will ich — Dem König entführ' ich die Braut —

Wigbert (fährt auf).

Ha!

Welf.

Was gibts? — Was bedeutet der Ausruf?

Wigbert.

Ich verschnaufte mich nur; die Luft ist so drückend; es sieht nach einem Gewitter aus, Ha! —

Welf.

Der großen Gräfin entführ' ich mich selbst, mich, ihren Ehegatten; die Dispensation des Papstes kann nicht lang ausbleiben.

Wigbert.

Ein Hauptspaß, bei allen Heiligen! — Aber Herr, Ihr erzählt mir da Dinge, die zu fassen mein geräumiger Kopf zu klein ist. Ihr wollt entführen — wen? die Braut? — wer ist die Braut? Wessen? des Königs? Wer ist der König? — Wen? Wessen? Das sind Fragen, für die mein Katechismus keine Antwort hat.

Welf.

Daß ich Dich in mein Geheimniß einweihen muß! — Aber, ich brauche Deinen Rath, Deine Hilfe, Deine Treue, Deine Ergebenheit, Deinen Arm —

Wigbert.

Sagt, Ihr braucht mich, und Ihr habt Alles das beisammen.

Welf.

Ich sah die Prinzessin von Sizilien bei ihrem Einzuge. Welch glänzendes Weib! — Später traf ich sie hier im Garten. Wie verliebt, hitzig, leichtgläubig sie ist. Die Sonne war im Untergehen, Gold umfloß der Fürstin Körper, strahlte von ihrem Haupte, aus ihren Augen, ein Heiligenschein weltlicher Lust. Ich glühte wie Stromboli, wie Aetna, ich hätte sie vernichten mögen. Als König Konrad stellt' ich mich ihr vor, lag vor ihr auf meinen Knieen, athmete den Duft der Sinnlichkeit, der sich über mich ergoß. — Wie mag Liebe zweifeln an dem, was die Liebe spricht? — Liebe ist leichtgläubig, leicht und gläubig. Sie glaubte meinen Liebesschwüren, sie hielt mich für den König, ihren Verlobten. Das mein Geheimniß.

Wigbert.

Unmöglich! Sie glaubte Euch?

Welf.

Sah sie den König? — Man sagt, er sei wahnsinnig oder fieberkrank — was weiß ich? — Er hat das Zimmer heut noch nicht verlassen; der Prinzessin aber verschweigt man seinen bedenklichen Krankheitszustand; eine leichte Wunde — eine Verletzung der Haut — warum sollte der König nicht im Garten freie Luft schöpfen?

Wigbert.

Warum nicht? Freilich! der Grund wäre nicht einzusehn. Aber was weiter? Ihr habt heut in der Dunkelheit gesponnen, was morgen von der verrätherischen welschen Sonne an den Tag gebracht werden soll.

Welf.

Darum benutzen wir die Nacht. Die Markgräfin hat heut zu Abend ein Fest angesagt. Ich werde die Prinzessin allein zu sprechen suchen, ich überrede, ich entführe sie —

Wigbert.

Sie wird Euch nicht folgen, Herr!

Welf.

Sie wird, sie muß. Ich wage das Aeußerste. Liebt sie den König? Sie liebt ihn, aber in meiner Person. Was gilt in der Liebe? die Person. Komme was kommen will! Ich trotze Allem. Ja, nur eine Nacht, nur eine Stunde an ihrem Busen verschweigt, und ich sterbe, wenn auch nicht auf dem Bette der Ehre, doch auf dem der Liebe. Seid wachsam! Haltet meine Deutschen bereit. Wir schlagen uns durch die italienischen Listen, durch die italienischen Söldner hindurch — morgen will ich in des Kaisers Lager sein.

(Geht ab.)

Wigbert.

Ein treffliches Abenteuer! Was thu' ich nun? — Ich habe der Markgräfin mein Wort gegeben; ich will es halten und als ehrlicher Mann aus Italien gehn. Dann rasch von hinnen. Diese italienische Luft verwirrt uns Alle. Der König wird toll vor Fieber und Gewissensangst; der Herzog und angebliche Markgraf vor Liebe, — ich werde toll und verrathe meinen Herrn. Aber mein Wort will ich halten, als ein ehrlicher deutscher Mann.

Fünfte Scene.

Zimmer. Man hört in der Ferne Musik.

Mathilde und Beatrice.

Mathilde.

Ihr saht den König, Fürstin? — Wunderbar! Unmöglich, sag' ich Euch. Und wo?

Beatrice.

Im Garten,
Vor wenig Stunden! Er erging sich dort —
Ein Zufall führte mich mit ihm zusammen —
Und welch ein Zufall! — Ja, Markgräfin! — Liebe
War erstes einziges Gefühl, das glühend
Uns angehaucht in seliger Begegnung.

Mathilde.

Unmöglich! Und Ihr sprecht ihn? Spracht den König?
Merkt wohl, den König?

Beatrice.

Ja! den Kaisersohn,
Den König Konrad — doch was zweifelt Ihr? —

Mathilde.

Ich zweifle nicht — ich weiß, Ihr täuschtet Euch,
Vielmehr, Ihr seid getäuscht — Ein Abenteurer
Hat Euch verhöhnt, betrogen — schlimmer noch,
Vielleicht auch mich; mir ahnt, wir stehen
An einem Abgrund, den ein kecker Fremdling
Leichtsinnig öffnete. Der König, Fürstin,
Liegt krank im Fieber. Wärter hüten ihn,
Seit heute früh verließ er nicht das Zimmer.

Beatrice.

Entsetzlich! — Doch wer ist der Unbekannte?

Mathilde.

Die Strafe treff' ihn — sie vernichte ihn —
Sie fall' auf ihn mit donnerndem Gewicht.

(Wigbert tritt ein.)

Ha, Wigbert! — Der bringt Licht. — Was wißt Ihr, Wigbert?

Wigbert.

Mehr, als für Eure Ruh' zuträglich ist.
Der Abenteurer, dem ich nachgespäht,
War Euer eigener Gemahl, und sie,
Die er betrog, Prinzessin Beatrice!

Mathilde.

Halt ein, Unglücklicher! hier steht die Fürstin!

(Wigbert zieht sich ein wenig zurück.)

Beatrice.

Weh mir!

Mathilde.

Weh ihm! ja, dreifach Wehe ihm!
Fürstin, wir sind beschimpft. Fließt in Euch Blut
Rein sicilianisch, wie das meine, glühend,
Heiß florentinisch und nach Rache durstig,
So sei der Bund hier zwischen uns geschlossen,
Der Stab gebrochen über ihn, und rasch,
Rasch, wie sein Frevel, unser Urtheilsspruch.

Beatrice.

Hier meine Hand! Fühlt, ob mein Puls nicht tobt
In kochendem Zorn, in glühender Lavahitze,
Sicilianisch heiß.

Mathilde.

Wohlan! wir melden
Durch Wigbert ihm, daß Ihr allein für ihn
Sogleich zu sprechen seid.

Beatrice.

Was sinnt Ihr, Fürstin?

Mathilde.

Gewählt sei seine Strafe! Ihr gesteht
Ihm Eure Huld, bis er erglühend schweigt
In unverständ'ger Liebe. Seht Ihr dort
Zwei Becher kühlen Trank's? der rechts steht, Fürstin!
Den nehmt und reicht ihn dem Erhitzten dar.
Der links steht, Fürstin, ist unschuld'gem Inhalts,
Zu eigenem Gebrauch. Ihr habt mich doch
Verstanden, Fürstin?

Beatrice.

Zu genau. Mich faßt
Der Unthat Schauder im Voraus. Doch bleibt
Hier keine Wahl. Ich habe keine. Laßt
Ihm kund thun, daß ich hier allein zu sprechen.

Mathilde.

So sei des Frevler's Sturz, vom höchsten Gipfel
Des Glücks hinunter in des Todes Schlund!
Der Stab ist über ihn gebrochen! bricht!
Ich richte ihn, denn ich bin sein Gericht.
(Wendet sich, spricht leise mit Wigbert im Hintergrunde; beide ab.)

Beatrice (allein; öffnet das Fenster).

Des Abendwindes Kühl durchzittert mild
Die Luft. Die Blumen, matt von wilder Gluth
Des Tages, haben ihre süßen Düfte,
Die zarte Liebessprache ihrer Herzen,
Dem Abend aufgespart, der ihnen holde
Antwort ertheilt mit seiner bleichen Sterne
Sehnsüchtigem Glanz. — Und ich, in diesem Frieden,
Ein aufgestürmtes Weib! — Doch lieb' ich ihn,
Den schönen Frevler! — Wohl! so gehen wir
Vereinigt in den Tod! — Versöhnung liegt
Im Tode! Ja Versöhnung trink' ich nun
Und Tod ihm zu, — mein letztes Liebeswerk.
(Setzt sich auf ein Ruhebett, ergreift eine Harfe, präludirt und singt. Welf tritt ein.)

Welf.

Wie süß klingt Leid von solcher süßen Zunge,
Zum Liede wird das Leid, das Leid zur Lust
Und in Musik erstirbt des Herzens Weh.

Beatrice.

Wohl, schon erstirbt das Weh, es neigt sich hin
Zum Sterben, und das Schwanenlied beginnt.

Welf.

Ha, Schwänin, weiß und stolz! wie zauberisch
Ziehst Du geheime Kreise um mich her.
Grausame Taube, taub für all' mein Flehn!
So schön wie grausam und so stolz wie schön!
Ach! Deine Augen nur, zwei Schwesterquellen,
D'rin Liebesnacht mit Sternengluth sich spiegelt,
Dein süßer Mund, die warmen Lippen nur,
Die weichen Liebeskissen, d'rauf sich Wollust
Ein Bett bereiten will — nur Aug' und Mund,
Und wärest Du sonst häßlich, mißgestaltet,
Wie Du holdselig bist und süßer Liebreiz,
Erhöben im Genusse mich zum Gott.

Beatrice.

Wie schön Ihr sprecht und garstig doch zugleich!
Ihr nennt mich grausam! War ich's, bin ich's noch?

Welf.

So liebt Ihr mich?

Beatrice.

Mein Mund will sagen, nein!
Und jeder Herzschlag straft den Mund doch Lügen.
So sag' ich, ja! ich lieb' Euch wie den Feind,
Den man nicht hassen kann; ich lieb' Euch, ja!
Wie einen Schmerz, der wohl uns that und weh,
Wie ein Verbrecher liebt sein eigen Haupt,
Das auf dem Blutgerüste fallen soll,
Ja wie ein Eigenmörder liebt das Schwert,
Das er gekehrt hat freudig gegen sich.
Haß ist's voll Lieb' und Liebe voller Haß.

Welf.

Wie spitz Ihr Eure Worte wißt zu wenden.
Ihr schwingt den Dolch, doch Rosen habt Ihr d'rum
Gewunden, daß die Spitze sich verbirgt.

Beatrice.

Der Dolch trifft mich, der Haß in meiner Liebe!
Die Lieb' in meinem Haß, die Ros', ist Euer!

Welf.

O süß erklingend Wort! O herrlicher
Brautabend, der zu Gleichem führet das Gleiche!
Wie nenn' ich Dich? Braut! Mädchen! Seelenblume!
Und Herzens Herz und reichster Lebensquell!
Maiblüthe! Blüthenmai! des Frühlings Zierde,

Wie Deines Leibes Zier der Frühling ist!
Gibt es kein Wort für Himmel, welches mehr
Als Himmel ist; für Seligkeit kein Wort,
Das mehr als Seligkeit; kein Wort für Liebe,
Das mehr als Liebe ist? — Mein, bist Du mein!
Mein Ich ist Du, so ist Dein Du mein Ich.

Beatrice.

Reicht mir die Hand — für ewig! hört Ihr's wohl?
Für ewig —

Welf.

Für mein Leben denn! so lang,
So kurz es sei —

Beatrice.

So kurz!

Welf.

Für ewig!

Beatrice.

Ewig!

Welf.

Hier laß mich niedersitzen neben Dir!
Laß Aug' in Auge sich begraben und ihr Fest
Der Auferstehung feiern — eins im andern
Laß untergehn und wieder auferstehn!

Beatrice.

So! in die Deinen will ich meine tauchen!
Welch treues Aug' in sel'ger Bläue, Freund!
Doch königlich! — Ein König ist Dein Auge,
O, wärst Du's selbst!

Welf (erschrickt).

Und bin ich's nicht?

Beatrice.

Tyrann
Bist Du, Du selbst, Dein Auge, wie Dein Wort —
Stolz, grausam, trügerisch, voll böser List, —
Nicht huldvoll, wahr, voll königlicher Treue —
Du König? — König Du? — Du unvermählt? —
Du mein Verlobter? Beatricen's Bräut'gam?
Geh' Dir, Du bist es nicht.

Welf.

Ha! welch ein Irrwahn
Erfaßt Dich, Weib? — So laß uns fliehn! —
Man hat Dich
Betrogen, Weib! — Ich König nicht? — Laß uns
Von dannen, schnell. — Man gönnt uns hier das
Glück,
Das rasch gefund'ne, nicht — man schleift uns
Dolche,
Dingt Meuchelmörder und bereitet Gift —

Beatrice.

Weh, Heinrich Welf! — Ja, Gift! — Du
hast es uns
Bereitet, Welf! — Wahrhaft'ger König Du? —
Ein Welf! ein Herzog! schon Gemahl — ha! Du!
O, Welf! Betrüger Du!

Welf.

Weh mir! Ich bin
Verrathen, bin erkannt! — Vergebung, Fürstin!
Vergebung! — Tod wär' Euer Zorn! — Tod,
Leben
Liegt jetzt auf Deinen Lippen! — Mehr als das!
Verdammniß, ewig! Gnade, ewig! ewig
Unseligkeit! Spricht, wer betrog Dich? — Liebe
Ist Wahrheit, Trug wird Wahrheit in der Liebe! —
Weib, liebe Welf! — Ich bin's — gekettet fest
An dieser Greisin kaltes Herz. — Ich mache mich
Der Fesseln baar! — Was, König! — Nimmer
Laß' ich dem König Dich! — Ich schwör's: mein
Leben
Für Deine Liebe! — Tod ist überall! Hier ist
Mein Leben, hier bei Dir! in Deiner Liebe!
Der Name Welf — wiegt er nicht Konrad auf?
Ein liebend Herz — wiegt's keinen König auf?
Ein tapfres Schwert — wiegt's keine Krone auf?

Beatrice.

Den Namen Konrad lieb' ich nun in Welf!
Den König nun im treuen Herzen Welfs!
Die Krone nun im tapfern Schwerte Welfs!
Die Welt lieb' ich in Dir — ja, Leben, Tod
Lieb' ich in Dir — mich selbst und meine Liebe
Lieb' ich in Dir! — Wo Liebe ist, da ist
Vergebung! Wo Vergebung ist, da ist
Die Liebe! — Muthig, Welf! — Wir trinken uns
Versöhnung zu! — Du gliihst, wie ich — bedarfst
Der Kühlung so wie ich. —

Welf.

Ja, Kühlung! Kühlung!
Die Gluth der Seligkeit verzehrt mich! Flammenstrom
Ist Deine Huld, gebenedeites Weib!

(Beatrice ergreift den Becher rechts.)

Welf.

Beatrix, zitterst Du? — Der Becher schwankt!

Beatrice.

Nicht ich! ich schwanke nicht; fest halt' ich ihn.
Den Becher der Versöhnung, ew'ger Liebe
Holdseliges Symbol, kredenz' ich Dir.
(trinkt.)
Das kühlt! — still, glühend Herz!

Welf (den Becher ergreifend).

Mein, glühe, Herz!
Glüh heiß, verzehrend, Herz! — Hier sog, hier barg
Der Purpur Deiner Lippen, Beatrice!
Am goldnen Rande hier! So küss' ich liebend
Im Geiste Deinen süßen Mund, indeß
Ich trinke, Weib! (wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.)
Und wär es Gift. —

Beatrice.

Ha, Gift! —

(Während Welf den Becher an den Mund setzen will, stürzt Konrad, mit zerstörten Zügen, in das Zimmer.)

Konrad.

Gift, sprach's hier, Gift? Ja! Gift gebraucht' ich eben.
Mir den Pokal! Mich schüttelt Fieberguth.
Kalt will ich sein, ja kalt! — todtkalt! — den Becher!
Du zögerst, Sclave Welf! Vasall, erkennst Du
Den König nicht in mir?

Beatrice.

Der König? Weh!

Welf (bat. über Konrads Anblick bestürzt, den Becher auf den Tisch niedergesetzt. Konrad greift nach ihm).

Ihr rast't im Fieber! Kühlung bringt Euch Tod!

Beatrice.

Laßt ihn nicht trinken! Ja, der Tod liegt drin,
Am Boden, weh!

Konrad.

Fort, Weib! Was rufst Du Weh,
Weh über mich? — Und läge drin der Tod,
Und dreifach Tod, und dreifach tödtlich Gift,
Ich leere den Pokal.

Beatrice (klingt auf ihn zu).

Halt ein, mein König!

Konrad.

Du weiß Gespenst, du bleicher Todesengel!
Du, selbst vom Tod gezeichnet! Fort von mir!
Du wagst zu ringen mit dem Lebenden,
Dem starken Mann, dem König? Flieh! Entfliehe!

Beatrice.

Welf, steht mir bei! Er trinkt, wie ich, den Tod!

Welf.

Ha, meine Ahnung! König, halt! Der Becher
Ist mein!

Konrad.

Der König trinkt vor dem Vasall!
So will es das Gesetz! Ich lache Deiner!
Mich machen doppelt stark die feur'gen Geister,
Die in mir gähren im Vertilgungskampf.
(Ringt mit Welf, setzt mit Gewalt den Becher an den Mund und leert ihn.)

Beatrice (aufschreiend).

Der Tod, der Tod — er hat den Tod getrunken!
(Taumelt zu Boden. Welf springt ihr zu Hilfe.)

Konrad (vor sich hinbrütend).

Schlimm ist das Nichtsein, schlimmer ist das Sein,
Sehr schlimm der Wahnsinn, schlimmer die Vernunft!
Wo ist Vernunft? Da, wo ich selbst nicht bin!
Mir ahnt so was. — Wie solch ein Fieber haust!
Gleich Feuerbächen rieselt's durch die Adern
Und sengt mir das Gehirn. Wer sagt, daß ich
Verräther sei? Bin ich gebrandmarkt? Steht mir
Ein Zeichen auf der Stirn? — Was seh' ich dort?
Die bleiche Kellnerin und eine dunkle
Gestalt, die mit ihr ringt. Spring' ich zu Hilfe?
Die sind nicht Fleisch und Blut, nur ein Phantom.
Kaum glaub' ich, daß ich selbst noch bin. Ich bin
Nur eine Einbildung von mir, aus dunst'gem
Gehirn entstiegen. (Betastet sich.)
Mein! das ist kein Körper,
Kein menschlicher, womit man leben kann.

Welf.

Sie schlägt die Augen auf.

Beatrice.

Nacht! Dämm'rung! Wo bin ich? Welch Erwachen? Dunkel rings!

Welf.

Die Arme des Geliebten halten Dich,
Du bleiche Braut!

Beatrice.

Ach! eines Sterbenden
Sterbende Braut, verlobt im Tod zum Tode.
(Stirbt.)

Konrad.

Ha, Braut, die bleiche dort? — Ich muß sie kennen. —
Beatrix von Sicilien heißt Du wol,
Mein süßes Kind, so weich gelagert auf
So hartem Brautbett! Schwindelt mich? Warum
Theil' ich ihr Lager nicht? Faßt's mich doch an,
Als müßt' ich betten mich zu ihr. Was Schaam!
Erröthest Du? (sinkt bei ihr nieder.)
Ist's Liebestraum? Ist's Schlaf?
Ist's Sterben? Weh, mein Kopf ist wüst —
Sieh, Herzog Welf, welch schönes Paar, wie matt,
Gebrochen, welk — fort da, vor meinen Augen,
Du fliegendes Gewürm!

Welf.

Das ist der Tod!
Wem spring ich bei? (laut rufend.)
Zu Hilfe! Retter! rettet!
Italiens König sieht am Tod! Zu Hilfe! —
Beatrix! — Nur ein Wort! nur Einen Blick —
Hin, ist sie hin? — ein steinern Bild — so kalt —
So marmorstarr — ein Schwan, der nicht mehr athmet
Und ausgesungen hat.

Konrad.

Da, da, mein Vater!
Solch' würdige Gestalt! Nimm Dich in Acht
Vor Deinem zweiten Sohn! Den ersten hast Du
Verloren! Wende Dich! Von mir hast Du
Nichts mehr zu fürchten — ein so kranker Mann,
Dem Gift am Herzen zehrt! Muß! Muß!
(Man hört lustige Musik hinter der Scene.)

Welf.

Zu Hilfe! Weh! Mein Ruf verhallt! Verlaß' ich
Den König hier in seiner letzten Noth?

Konrad.

Bleibt bei mir! Seht Ihr nicht, wie sich der König

Italiens im Staube windet? — Einen Priester
Begehr' ich! Absolution! Erbarmen!
(Johannes der Einsiedler tritt auf.)
Welf.
Seht, heil'ger Mann, welch Werk der Tod gestiftet!
Hier eine Leiche! dort ein Sterbender!
Johannes (auf die Knie sinkend).
Misericordia! Erbarmen für den König! Misericordia!
Konrad.
Erbarmen meinem kranken Leib! — Der Kopf
So schwer wie Blei! Kommt! helft ihn aufrecht halten!
Welch eine Last auf meiner Brust! Herunter!
Reißt mir das Kleid herab! Die Fenster auf!
Luft! Luft! (stirbt.)
Mathilde (tritt ein).
Prinzessin! — Ha, Entsetzen!
Welf.
Dein Werk! Auch meins! So gibt es gleiche Rechnung!
Schuldlose traf Dein Pfeil! Ich fliehe solch
Gemach des Grauns! Schwer drängt mich seine Wand!
Ein Pesthauch geht vergiftend durch dies Haus.
(ab.)
Johannes.
Misericordia! Erbarmen für den König! Misericordia!
(Verwandlung.)

Sechste Scene.

Feld. Kaiser und Friedrich von Hohenstaufen.

Friedrich.
Der Morgen streift mit kühnen Händen schon
Vom feiner bräutlich holden Erde Antlitz
Den nächt'gen Mantel, den sie wie ein Mädchen,
Das zu dem Liebsten unerkannt will schleichen,
Um ihre Schultern hing. Er streift ihn ab,
Und jede Schönheit zeigt sich offenbar.
Kaiser.
Ich kann von vollgemess'nem Trunk des Lichts,
Dran Deine freud'ge Seele saugend schlürft,
Auch nicht den kleinsten Tropfen mir erschwingen.
Im alten Schmerz hab' ich mich stumpf gefühlt.
Ich wünsche, furchtbar möge sichs entscheiden,
Damit im Bade eines unbegrenzten
Endlosen Elends jede Nerve sich
Anspann' und fühl', sie lebe; jede Faser
Nackt liege, da das Fleisch ihr abgebrannt
Die wilde Gluth des Grams. Schwer träumt' ich heut.
Friedrich.
Das fehlt uns noch, daß unsre Träume selbst
Hinein uns spuken in die Wirklichkeit;
Daß wir ihr dunkles Auch noch um die wen'gen
Erhellten Flecke unsers Lebens breiten.
Kaiser.
Doch ist's ein böser Traum. Mir träumt', es schieden
Von meinem Körper sich die Glieder, fielen
Eins nach dem andern ab, und auf dem Boden
In zuckender Bewegung lagen sie,
Und hoben sich empor, und formten sich
Zu Männern, die mir drohten mit dem Schwert,
Und die ich wohl erkannte. König Rudolf
Und Herzog Otto war's und Welf, die ganze
Verrätherbrut. — So stand ich, bis auf Haupt
Und Hand und Stumpf, beraubt der Glieder. Da
Fiel auch die linke Hand, und Konrad war's,
Der drohend draus emporwuchs. Als ich nun
Mit meiner Rechten, die mir übrig blieb,
Das Schwert auf ihn gezückt hielt, trennt auch diese
Vom Rumpfe sich, und siehe! Heinrich war's,
Und mit gewaltig kühnem Griffe fuhr er
In meine Brust, und riß das Herz mir aus —
Da wacht' ich auf und sah, daß ich geträumt.
Friedrich.
Und glühend weht um Euch die Gegenwart.
Die Träume flieh'n wie Nebel, und zur freundlichen
Gestaltung wird die Wirklichkeit, die That,
Das Heutige, das auffaugt voller Durst
Vergangnes Leid.
Kaiser.
Doch war's ein schwerer Traum.
(Welf mit Dienern tritt auf. Diese setzen eine Ruhebahre nieder.)
Welf.
Mein Herr und Kaiser!
Kaiser.
Welf! Was sucht Ihr
In meinem Lager?
Welf.
Gnade und Versöhnung.
Kaiser.
Demüthig nur im Aeußern! O! ich weiß —
Indeß das Herz auf neuen Abfall brütet.
Welf.
Ich schwör' Euch, Kaiser!
Kaiser.
Schwüre — lustige
Spinnfäden, drin sich dumme Fliegen fangen!
Verlockend Licht für Mücken! Todgeburten,
Die Mutter Red' empfing vom Lügenvater,
Erstickt in ihrem wortgeschwollnen Schooße!
Leichtsinn'ges Wachs, darauf man Heiligenbilder
Gedrückt, genommen in des Jugendfeuers
Unsteter Glut! — Womit erkauft' ich Euch?
Welf.
Herr, seid gefaßt! Seht her um welchen Preis!
(Deckt Konrad's Leiche auf. Der Kaiser steht unerschüttert.)

Kaiser.

Den Todten dort — ich kenn' ihn. Sein Gesicht
So arg verwischt, und doch ein Abglanz noch
Der alten Pracht, die Herrin d'rauf gewesen.

Friedrich.

O Schwager! Bruder! todtgequältes Herz!
Fluch denen, die in Deinem Innern sah'n
Ein schwaches Uhrwerk und mit tückischer
Beflissenheit es auseinander schoben!
Fluch denen, die in diesen Tempel griffen
Und draus das Herz, das heilige Gefäß,
Gefüllt mit Nachtmahlswein der Liebe, stahlen!

Kaiser.

Was öffnest Du mit solchem sündigen
Diebsschlüssel wilden Fluchs Dein Herz und läßest
Dein Leid heraus? Steh' ich nicht da gefaßt?
Und war der Vater dieses Todten doch!
Vor mir liegt die Entscheidung meines Kummers!
Dies letzte Elend ist Arz'nei zugleich;
Denn jede andre Lösung, mein' ich, wäre
Nur folgender Verwirrung Grund gewesen. —
Dein liebes Haupt hier faß' ich, todter Sohn!
Ich habe, wie man welken Blumen thut,
Dich aus dem Vaterherzen nicht gerissen;
Ich denke nur des Duft's, den Du mir gabst,
Als rein der Boden war, des Gifthauchs nicht,
Der sich aus fremdem Stoff in Dir erzeugte.
Du armes Kind! Sieh! Vaterliebe deckt
Dich zu, daß Keiner Deines Angesichts
Entstellte Züge schaue; denn ich seh'
Und seh's mit Graun, wie unter meinen Händen
Verwesung Deinen Reiz zu tilgen strebt.
Das weckt Verdacht. Sagt mir, wie starb er, Welf?

Welf.

Man wird Euch sagen, daß er, fieberkrank,
Den Wärtern sei entsprungen, und erhitzt,
Zu kalten Trunk gethan. So heißt es jetzt.
Berichten wird die Chronik einst, es sei
Verdacht: Mathilde habe ihn vergiftet.

Kaiser.

So nehmen wir zukünftigen Verdacht
Für volle Wahrheit jetzt. — Dort kommt mein Kämm'rer.

(Erchenbald tritt auf.)

Erchenbald.

Mit Mühe lenkt' ich den unwill'gen Fuß,
Denn zentnerschwer war seine Last. O ginge
Das Ungewitter sanft an Euch vorüber!

Kaiser.

Das Wetter ist nun ein Mal oben, schlägt
Nur ein Mal in denselben Gegenstand.
Es schlug und traf. Nun aber ist's vorbei,
Und heilsam hat es rings die Luft erschüttert.
Seht her, an welchem Glied es mich beschädigt!

(schlägt das Tuch wieder von der Leiche zurück.)

Erchenbald.

O traur'ger Anblick! o entsetzlich Leid!

Kaiser.

Was klagt Ihr so? In Heinrich leben mir
Noch tausend solcher Söhne.

Erchenbald.

Armer Vater,
So ganz betrogen um Vertraun und Glauben!

Kaiser.

So fest begründet ist des Sohnes Treue!

Erchenbald.

So kinderlos! so ganz, so ganz verlassen!

Kaiser.

So überreich, so reich durch Heinrichs Liebe!

Erchenbld.

Durch Heinrichs? —

Kaiser.

Soll ich's in das Ohr Euch rufen?
Was dehnt Ihr Eure Worte so, als ob
Sie krankten an der Hölle Ewigkeit?
Durch Heinrichs Liebe, sagt' ich, bin ich reich.

Erchenbald.

So seid Ihr arm an Reichthum, reich an Armuth.

Kaiser.

Die Luft wird krank, die Eures Mundes Hauch
Erschüttert!

Erchenbald.

Heinrich ist Verräther!
Ihr seid vom Thron gestoßen! abgesetzt!
Seid jedes Regiments für los und ledig
Erklärt! An Eurer Feinde Spitze steht
Eu'r Sohn und setzt auf sein Haupt Eure Krone!

Kaiser (nach langer Pause).

Aus meinem eignen Leibe spann ich mir
Ein schrecklich Todesnetz in meinen Söhnen.
Höhnt doch den alten Kaiser! rauft den Bart
Mir aus! Speit mir ins Angesicht und treibt
So Hohn und Spott mit mir zu Eurer Lust! —
Dann werd' ich glauben, Ihr seid treu. Denn Heinrich
hat mir um's Kinn geschmeichelt, schön gethan,
Wie Andre auch, und war wie Andre falsch.

Erchenbald.

Hört doch, mein Kaiser!

Kaiser.

Kaiser? Bin ich's denn?
Ich bin nur traurige Ruin noch
Von alter Herrlichkeit und Majestät.
Wer wagt an einem Hause, das in Schutt
Und Trümmer ist gesunken, noch zu bessern?
Irrsinnig Mensch! wurmstichig Erd und Himmel!
Die Welt, von Schmerz zernagt, zerfressen, ist
Krank in sich selbst, und der Verwesung nah!
Seht! durch der Erde wunde Ritzen drängen
Sich Jammerklag' und Raserei herauf.

(fällt bei der Leiche nieder.)

Friedrich.
Weh! er erliegt dem ungeheuern Leid.

Kaiser (winkt sich auf Konrads Leiche).
Bei diesem Todten will ich bleiben, will
Fortan mit Todten nur verkehren; Todte
Sind still und fromm. Wollt Ihr mich nicht verlassen?
Wollt Ihr nicht gehn? Ich brauch' Euch nun nicht mehr.
(Erhebt sich wiederum.)
Ist es nicht Nacht? Ich dächt', es müßte Nacht sein.
Weltspinne, Sonne! bist du noch nicht satt
Des nicht'gen Treibens, das Du täglich schaust?
Du hast ja Deine Mückenwelten fest
Gewoben in Dein Netz — so sauge sie
Doch aus!

Erchenbald.
Erbarmt Euch, Kaiser! Höhres fordert,
Die Ruhe Deutschland's fordert Euch. Wollt Ihr,
Daß Knaben spielen mit Gerechtigkeit
Und sie zur Metze machen? Bietet auf,
Was Ihr von Mann'skraft habt und laßt uns ziehn!
Denn Eure Gegenwart verlangt das Reich
Und schnell.

Kaiser.
Das Reich! das Reich! Und ich so kinderlos!
(Fällt in Friedrichs Arme.)

Friedrich.
An diesem Land vergeuden wir die Kraft
Zur Ohnmacht. Der, um den wir kämpften, ward
Der Unsrige als Leichnam. Deutschland ruft uns!
Man soll zum Aufbruch blasen! Diesen Todten
Begraben wir in seinem Königreich,
Im welschen Land, so vieler Helden Sarg,
Der deutschen Männer heiße Grabesstille!
(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Versammlung der Fürsten zu Nordhausen.

Magnus; Berthold; der alte Welf; Ruthard; Adelbert; Werner und andere Große des Reichs.

Magnus (zu dem eben eintretenden Berthold).
Bringt Ihr vom Prinzen bess're Kunde, Herzog?
Hat er die ehrenwerthe Scheu besiegt,
Und ist gewillt, die Krone anzunehmen,
Nach dem uns zugestand'nen Wahlrecht?

Berthold.
Im Vorgemache steht der edle Prinz,
Barfuß, barhaupt, in härenem Gewand.
Wenn es dem Rath der Fürsten so beliebt,
Erklärt der Prinz, daß er in solchem Aufzug
Christlicher Niedrigkeit vor uns erscheine,
Um seine Gründe für und wider der Krone Annahm'
Ohne Rückhalt uns zu nennen.

Ruthard.
Er komm' in Demuth und er fehr' in Stolz!

Magnus.
Wir wissen um so mehr des Innern Kern
Zu würdigen. Ich mein', er darf erscheinen.

Die Fürsten.
Wir Alle meinen's.

Magnus.
Nun, so ruft ihn, Herzog.
(Berthold hinaus.)

Ruthard.
Glückliches Deutschland! Jetzt kehrt dir zurück
Die goldne Zeit! Das bürgt dir dieser Held
Der Kraft und Demuth.

Welf.
Mög' es so geschehn!
(Heinrich und Berthold treten ein. Berthold geht zu seinem Sitz. Heinrich in demüthiger Stellung, bleibt an der Thüre stehen.)

Magnus.
Beliebt's Eu'r Hoheit, näher nicht zu treten?

Heinrich (langsam sich nähernd.)
Kaum mag' ich's, würd'ge Herren, in der Furcht,
Zu dreist zu thun, da ich noch nicht befreit bin
Von böser Schuld Verdacht; kaum mag' ich's selbst,
Ihr Herr'n, im's Auge Euch zu seh'n. Denn wahrlich!
Oft hab ich sagen hören, wie der Mensch
Gar wenig Schein und Schuld zu sichten weiß,
Verrosset Gold für Eisen hält, und zu
Gemeinem Kiesel wirft den edlen Stein,
Weil schmutz'ger Anwurf seinen Werth verlaret.

Magnus.
Ich bitt' Euch, uns zu sichten von der Spreu.
Wir fühlen edel und versteh'n das Edle.

Heinrich.
Großmächt'ge Herr'n! fast reuen könnt' es mich,
Daß ich, durch einen leisen ersten Wink,
Die Wahl auf mich zu lenken, Euch vermocht.
Wir hörten, wie mein Bruder that in Welschland,
Und wie der Himmel ihn gerichtet. Soll ich
Wie Konrad untergehen, angespornt
Von jugendlicher Ungeduld? Ziemt sich's
Dem Sohn, zu rechten mit dem Vater? — Zwar
Hat er ein böses Beispiel selbst gegeben,
Die Hand empörerisch erhoben gegen
Den heil'gen Vater, hat die Kirche kühn
Bekämpft, die milde Mutter, die durch Lehr'
Und Warnung ihn zum Himmel lenken wollte.
Ich nun, sein Kläger, spreche so mit Thränen,

Friedrich.

Weh! er erliegt dem ungeheuern Leid.

Kaiser (wirft sich auf Konrads Leiche).

Bei diesem Todten will ich bleiben, will
Fortan mit Todten nur verkehren; Todte
Sind still und fromm. Wollt Ihr mich nicht verlassen?
Wollt Ihr nicht gehn? Ich brauch' Euch nun nicht mehr.

(Erhebt sich wiederum.)

Ist es nicht Nacht? Ich dächt', es müßte Nacht sein.
Weltspinne, Sonne! bist du noch nicht satt
Des nicht'gen Treibens, das Du täglich schaust?
Du hast ja Deine Mückenwelten fest
Gewoben in Dein Netz — so sauge sie
Doch aus!

Erchenbald.

Erbarmt Euch, Kaiser! Höhres fordert,
Die Ruhe Deutschland's fordert Euch. Wollt Ihr,
Daß Knaben spielen mit Gerechtigkeit
Und sie zur Metze machen? Bietet auf,
Was Ihr von Mann'skraft habt und laßt uns ziehn!
Denn Eure Gegenwart verlangt das Reich
Und schnell.

Kaiser.

Das Reich! das Reich! Und ich so kinderlos!

(Fällt in Friedrichs Arme.)

Friedrich.

An diesem Land vergeuden wir die Kraft
Zur Ohnmacht. Der, um den wir kämpften, ward
Der Unsrige als Leichnam. Deutschland ruft uns!
Man soll zum Aufbruch blasen! Diesen Todten
Begraben wir in seinem Königreich,
Im welschen Land, so vieler Helden Sarg,
Der deutschen Männer heiße Grabesstille!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Versammlung der Fürsten zu Nordhausen.

Magnus; Berthold; der alte Welf; Ruthard; Adelbert; Werner und andere Große des Reichs.

Magnus (zu dem eben eintretenden Berthold).
Bringt Ihr vom Prinzen bess're Kunde, Herzog?
Hat er die ehrenwerthe Scheu besiegt,
Und ist gewillt, die Krone anzunehmen,
Nach dem uns zugestand'nen Wahlrecht?

Berthold.

Im Vorgemache steht der edle Prinz,
Barfuß, barhaupt, in härenem Gewand.
Wenn es dem Rath der Fürsten so beliebt,
Erklärt der Prinz, daß er in solchem Aufzug
Christlicher Niedrigkeit vor uns erscheine,
Um seine Gründe für und wider der Krone Annahm'
Ohne Rückhalt uns zu nennen.

Ruthard.

Er komm' in Demuth und er kehr' in Stolz!

Magnus.

Wir wissen um so mehr des Innern Kern
Zu würdigen. Ich mein', er darf erscheinen.

Die Fürsten.

Wir Alle meinen's.

Magnus.

Nun, so ruft ihn, Herzog.

(Berthold hinaus.)

Ruthard.

Glückliches Deutschland! Jetzt kehrt dir zurück
Die goldne Zeit! Das bürgt dir dieser Held
Der Kraft und Demuth.

Welf.

Mög' es so geschehn!

(Heinrich und Berthold treten ein. Berthold geht zu seinem Sitz. Heinrich in demüthiger Stellung, bleibt an der Thüre stehen.)

Magnus.

Beliebt's Eu'r Hoheit, näher nicht zu treten?

Heinrich (langsam sich nähernd.)

Kaum wag' ich's, würd'ge Herren, in der Furcht,
Zu dreist zu thun, da ich noch nicht befreit bin
Von böser Schuld Verdacht; kaum wag' ich's selbst,
Ihr Herr'n, ins Auge Euch zu seh'n. Denn wahrlich!
Oft hab ich sagen hören, wie der Mensch
Gar wenig Schein und Schuld zu sichten weiß,
Verrostet Gold für Eisen hält, und zu
Gemeinem Kiesel wirft den edlen Stein,
Weil schmutz'ger Anwurf seinen Werth verlarvt.

Magnus.

Ich bitt' Euch, uns zu sichten von der Spreu.
Wir fühlen edel und versteh'n das Edle.

Heinrich.

Großmächt'ge Herren! fast reuen könnt' es mich,
Daß ich, durch einen leisen ersten Wink,
Die Wahl auf mich zu lenken, Euch vermocht.
Wir hörten, wie mein Bruder that in Welschland,
Und wie der Himmel ihn gerichtet. Soll ich
Wie Konrad untergehen, angespornt
Von jugendlicher Ungeduld? Ziemt sich's
Dem Sohn, zu rechten mit dem Vater? — Zwar
Hat er ein böses Beispiel selbst gegeben,
Die Hand empörerisch erhoben gegen
Den heil'gen Vater, hat die Kirche kühn
Bekämpft, die milde Mutter, die durch Lehr'
Und Warnung ihn zum Himmel lenken wollte.
Ich nun, sein Kläger, spreche so mit Thränen,

Wie Ihr jetzt seht, und weine so mit Worten,
Daß Ihr der Thränen heißen Grund vernehmt.

Ruthard.

Seh't nur, der Edle weint!

Heinrich.

Hochwürd'ge Herr'n,
Verzeiht! Ich weine wohl dem Kinde gleich,
Doch dazu sind der Augen Herzenspforten
Ja offen, daß in diesem Spiegel sich
Ein Abbild jeglicher Bewegung zeige.

Ruthard.

Ein Frühlingsregen, unser Hoffnungsland
Befeuchtend! Wahrster Perlenschmuck für Fürsten!
Holdsel'ge Blüthen einer reinen Blume!

Magnus.

Ich bitt' Euch, Prinz! Gebt nicht zu sehr Euch hin
Dem kindlich liebenden Gefühl! Als Fürst
Seid Ihr das Herz des großen Allgemeinen,
Das nur für dieses schlagen, nur für dies
Aufflammen soll in Lieb' und Leidenschaft.

Heinrich.

Glaubt nicht, mein edler Fürst, daß diese Regung
Euch Eintrag thun soll. Wüßt' ich nicht mich selbst
Dem Ganzen aufzuopfern, o! wie könnt' ich
Mich doch entschuld'gen, aufzustehn als Kläger
Des eignen Vaters jetzt?

Magnus.

So bitt' ich Euch,
Daß Ihr Gehör gebt dieser fürstlichen
Versammlung, und den Königssessel dort
Besteigen wollt.

Heinrich.

O drängt mich nicht! Ich habe
Mich so noch nicht vertheidigt, daß ich ohne
Erröthen steigen dürfte auf den Thron.

Magnus.

Thut's doch, mein Prinz! und nennt das keinen Thron,
Was nur ein Sessel ist, wie er gezirnt
Dem Rang des Prinzen.

Heinrich.

So steig' ich hinauf;
Hinabzusteigen bleibt noch Wahl und Zeit.
(Er steigt auf den Thron.)
Mit jedem Schritte eine Stufe höher,
Und eine Königssorge mehr! Thu' ich's
Mit Gott! Genad' mir! (Setzt sich.)
Bin ich König nun?

Ruthard.

Heil! Heinrich dem Fünften Heil!

Alle.

Heil König Heinrich dem Fünften!

Heinrich.

O! wartet noch, Ihr lieben Herr'n! Ich bitt' Euch.

Alle.

Heil König Heinrich dem Fünften! Kyrie Eleyson!

Heinrich.

Ich bitt' Euch, liebe Herren, wartet noch!
Ich steige lieber doch hinab. Wie ziemt's sich's
Als Büßender in solcher schlichten Kleidung
Zu sitzen auf dem Thron? Beschimpf' ich nicht
Den prächt'gen Stuhl?

Ruthard.

Mein! Eure Demuth schmückt ihn.

Heinrich.

Zum Himmel schreit des Kaisers Trotz und rückt
Die Ordnung des Gesetzes aus den Fugen.
Weh' ihm, daß ich sein Richter werden muß!
Doch, weil sein Herz nie Früchte tragen kann
Von milder Art, und Ernte nicht, noch Anbau
Dem Himmel und der Kirche gibt, ergreif' ich —
Sei Gott mein Richter! — jetzt das Regiment.
Denn, edle Herr'n! ich seh', ich kann so leicht
Nicht mehr hinab; solch' eine Kluft ist hier.
Ich fühle mich als König jetzt und schwöre —
Bestrafe Gott den Meineid! — Recht zu üben
Und aufzubauen neu das deutsche Reich,
Das in den Stützen wankt, weil Eigennutz
Und selbstisch Wesen faul gemacht den Grund.
Verkannt mich nicht, und haltet mir zu gut
Die grade Sprache, die, was mich betrifft,
Nichts Edles hehlt, noch Schlimmes; denn von Andern
Weiß ich das Gute nur, das Schlimme nicht.

Ruthard.

Ich meine, theure Herr'n! wir brechen auf,
Nachdem der Prinz mit höchster Selbstverleugnung
Gewillfahrt unserm Wunsch.

Magnus.

Wenn's Euch beliebt,
So steigt herab, nach alter Sitt' und Weise
Die Königskrönung zu begehn in Goslar!

Heinrich.

Mit Freuden thu' ich's. Herzog, reicht die Hand mir!
Helft mir herab! Ich hoff', Ihr werdet nimmer
Sie mir entzieh'n, wenn Jugend von dem Alter
Berathung fordert.

Magnus.

Wenn Ihr je des eignen
Urtheils ermangeln solltet, rath ich gern.

Alle.

Heil König Heinrich dem Fünften! Kyrie Eleyson!
(Sie zieh'n in Prozession hinaus; an der Spitze Magnus und Heinrich. Berthold bedeutet Wolf durch einen Wink, zurück zu bleiben.)

Berthold.

Was saget Ihr zu diesem Spiele.

Welf.

Still!
Verdacht belebt die Wand; die Wände hören!
Nein! lieber schließen wir die Wort' ins Inn're
Uns ein, die flücht'gen Vöglein in den Käfig,
Die Flügel ihnen stutzend mit der Scheere
Bedächt'ger Vorsicht.

Berthold.

Sprech ich doch nichts Böses.
Ich sage, Heinrich liebt den Vater, darum
Will er ihn züchtigen; sage ferner, Heinrich
Ist fromm, und weil er fromm ist, so empört
Sich ihm das Herz, wenn Böses wo geschieht.
Im Ganzen sprach er schön, drum muß er auch
Schön fühlen; denn wer schön fühlt, spricht auch schön.
Zwar weint man lieber heimlich; — doch er weinte,
Und öffentlich; und weil's nur Fabel ist,
Daß Krokodile weinen, sage Niemand,
Er habe gleich dem Krokodil geweint.
Ruthard, sein Freund, Ihr wißt's, ist brav und edel;
Wie ehrt' er nicht den guten Magnus! Seht;
Wir haben jetzt ein Janusangesicht
Im Reich. Das alte Haupt ist Herzog Magnus,
Der Prinz das junge. Doch wird dieser Janus
Kein Gott des Friedens sein. Wie lange währt's,
So ist der alte Kopf todt und erblindet.
Der andre wird für sich allein dann denken,
Und denken so, daß kein Gedanke mehr
Uns übrig bleibt; denn Er denkt für uns Alle.

Welf.

Daß ich nur einmal, gerade heut, als falschen
Propheten Euch erfinden mag, das wünscht
Der alte Welf —

Berthold.

Und Berthold, länderlos.

(Beide geben sich die Hand und gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Zweite Scene.

Zu Goslar. Ein Zimmer.

Heinrich allein.

Heinrich.

Ein König bin ich nun. Doch ist Besitz
Von minder'm Werth, als Streben nach Besitz.
Die Berge, die in schmuckem Blau stolziren,
Wenn sie dem Auge fern, was sind sie doch?
Sandhaufen in der Nähe, unerfreulich
Durch dürren Anblick, große Maulwurfshügel.
Was ist der Thron? Ein Sessel, trocknes Holz!
Allmählig dank' ich nun die Ränke ab,
Wie lahm geword'ne Söldner. Dünkt die Krone
Mich noch des hohen Preises werth, wie sonst? —
Jetzt gibt es off'nen Krieg. Da herrscht der Zufall
Ich muß ihn in mein Feld der Listen spielen.
Sonst unterlieg' ich.

(Udo von Hildesheim tritt ein; Heinrich ihm entgegen.)

Seid willkommen, Udo!
Ich mein', Ihr kommt, um meinem Recht zu huld'gen.
Darf ich verzinsen Eure Lieb und Gunst,
So soll Euch wuchern dieses Pfand.

Udo.

Verzeiht!
Ich bin nur Anwald meines Stifts und seines
Vortheils Vertreter. Dies bestimmt mein Thun.
Mein Herz hängt noch am alten Herrn. Es tauschte
So leicht nicht Alt um Neu. Doch schweigt das Herz,
Wo deutlich spricht des Allgemeinen Stimme.

Heinrich.

Kühn sprecht Ihr, kühn. Doch lieb' ich's, daß bei'm Eintritt,
Gleich an des Zimmers Schwelle, mir der Gast
Die Miene zeigt, die mir sein Innre's gibt
Zu lesen. Um so werther wird mir sein
Der Kampf um Eure Huld und Liebe, den ich
Eingeh' und hoff' als Sieger zu besteh'n.

Udo.

Noch Vieles habt Ihr gut zu machen, König,
Eh' der verdächt'ge Schein, in dem Ihr steht
Vor aller Welt, zum Heil'genscheine wird.

Heinrich.

Herr Bischof, hört! —

Udo.

Ich weiß voraus, was Ihr
Mir sagen wollt, daß Ihr von Papstes wegen
Entbunden seid der Pflichten —

Heinrich.

Still! Ich bitt' Euch.
Ich zürn' Euch nicht. Wär't Ihr, wie ich es hoffte,
Schon der Versammlung beigetreten zu
Nordhausen; hättet näher Ihr gehört
Die Gründe meines Thuns. Dem Einzlen steh' ich
Zur Rede nicht; auch ist hier nicht der Ort.
Ich bitt' Euch, geht, und nehmt mein Lebewohl!

(Udo geht ab.)

Heinrich (allein).

Ich seh', ich habe kein Vertraun. Hab' ich
Der Sachsen bravem Anwald nicht geschmeichelt?
Nicht schön gethan? Und biß er nicht mit Worten,
Wie seinem Herrn der Hund entgegen knurrt?
Im Boden, wo ich wachse, wuchert Trotz.

(Die Herzöge Welf und Berthold treten auf.)

Berthold.

Hoheit! Wenn Euer Herz so voll von Müh'n,

Noch einen Platz hat, gebt ihn einer Bitte,
Die nur bescheid'nen Raum bedarf, zur Wohnung!

Heinrich.

Der Euren, wackrer Herzog, ganz gewiß.

Berthold.

Ihr wißt, wie durch des König Rudolf Tod
Das schwäb'sche Herzogthum erledigt ward.
Ich, als sein Tochtermann, hab' Anspruch d'rauf,
Da er verstarb ohn' alle Leibeserben.
Der Kaiser hat dem Hohenstaufen Friedrich
Das Herzogthum verlieh'n; doch da die Schenkung
Von einem Abgesetzten ohne Kraft,
So bitt' ich Euch, den königlichen Herrn,
Das Herzogslehn auf mich zu übertragen.

Heinrich.

Mein theurer Herzog! weh thut mir's zu sagen:
Süddeutschland's größ're Hälfte, wißt Ihr, ist
In Kaisers Händen. Da vermag ich nichts,
Für jetzt noch nicht, vielleicht auch späterhin
Noch nichts.

Berthold.

Wenn es in Eurer Macht steht, König?

Heinrich.

Das Wiederkommen bleibt Euch nicht verwehrt.
Doch ist mein Schwager solch ein Mann, daß er
So leicht nicht fahren läßt, was er erfaßt.

Berthold.

Doch geh' ich nicht von meiner Forderung ab.

Heinrich.

Von Bitte spracht Ihr erst, nun wird sie Forderung?

Berthold.

Bei solchem Recht ist Bitt' und Ford'rung gleich.
Versichert, ich ersuch' Euch, schriftlich mich,
Daß ich des Schwabenland's Besitz ergreife,
Sobald, damit zu schalten, es in Eure
Gewalt gegeben ist.

Welf.

Mein König, thut's!
Gerechtigkeit soll bei dem Throne steh'n.

Heinrich.

Ihr drängt zu sehr; Ihr werdet mir beschwerlich.
Ich kann, ich will jetzt nicht. Ich habe viel,
Sehr viel Geschäfte, die in Anspruch nehmen
Der Seele Thätigkeit. Ich dächt', Ihr ließet's
Noch ruh'n, bis morgen nur, und spätestens
Bis Uebermorgen. Drängt mich nicht, Ihr Herr'n!
Ich weiß es wohl, ich steh' in Eurer Schuld;
Doch bin ich jetzt nicht aufgelegt. Den Neuling
In Herrschermüh'n gleich Anfangs zu bestürmen,
Nenn' ich nicht Werk der Freundschaft. Kommt doch noch
Die Zeit, wo zu gewähren leichter ist,
Als zu versagen. Schriftlich soll ich geben
Zusicherung? Als ob mein Wort nicht gälte,
Das mehr Gewicht doch hat, als Brief und Siegel.

Welf.

Ihr thut nicht wohl, die Freunde zu verstoßen.

Heinrich.

Genug! Ich muß jetzt gehn. Kreuzt mich nicht mehr!
Doch, Herzog Welf, ein Wort nur noch mit Euch!
Da ist ein schlimmer Handel: Euer Sohn
Ist bei dem Kaiser! Ha! wie kommt der Sohn
Zum Kaiser?

Welf.

Meinem Vaterherzen ist's
Ein großes Leid. Erinnert mich nicht dran!

Heinrich.

Kenn' ich Euch nicht? Ihr wollt Euch sicher stellen
Nach zweien Seiten hin. Zweideutig seid Ihr;
Man kann Euch fassen, wo man will. Ihr'gleitet
Wie eine Schlang' hinaus, Ihr Fuchs im Fuchsbau!
Stellt sich der Sohn auf Euren Willen nicht,
So weiß ich, wer Ihr seid und wie Ihr seid! —

(verläßt das Zimmer.)

Berthold.

Nun, Herzog Welf! Was steht Ihr so bestürzt?
Auf diesem Instrument läßt sich nicht spielen.
Zerschlagen muß man's, oder auch für immer
Aufgeben, einen Ton ihm zu entlocken,
Wie ihn der Spieler will.

Welf.

Ich bin betäubt.
Geschändet ist der deutsche Königsstuhl
Durch einen Knaben, Heuchler und Tyrannen!
Ein Kind, wie Heliogabalus! Tyrann
Wie Nero! Lückscher Bös'wicht wie Tiber!
Mit Gold zwar nicht, mit Thränen doch ein Käufer
Des Staats wie Oldins! Wo soll's hinaus?

Berthold.

Ich geh' zum Kaiser Heinrich, hoff', Ihr folgt.

Welf.

Wohlan! ich werfe meinen Trotz hier ab,
Ein altes abgenutztes Kleid, das sich
Nicht in die Zeit mehr schickt. Wir alten Feinde,
Ich und der Kaiser, uns die Hände schüttelnd —
Ein wunderbares Schauspiel muß es sein —
— Für Kinder, denk' ich —

Berthold.

Nein, für Götter, Welf!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Zu Mainz. Ein Zimmer.

Der Kaiser tritt ein, gestützt auf Agnes und Friedrich.

Kaiser.

Ich bin wol eine schwere Last? Denn leichter
Ist volle Kraft zu tragen, als gebroch'ne,

Die welkend hängt. Doch Ihr, Ihr tragt sie gern,
Du, Agnes, schwacher Stab! und Du, mein
Friedrich!

Agnes.

Mein Vater! Liebe, so wie ich sie hege,
Trüg' eine Welt.

Kaiser.

Führt mich zu jenem Stuhl!
(setzt sich.)
Gebrochen ist des Kaisers Kraft. Ich bin
Ein Greis geworden. Ward mein Haar nicht
grau?
Hier diese Runzeln sind gar traur'ge Schrift.
Wer sie versteht zu lesen, liest heraus
Gram, Schmerz und Mühsal; ja! mein ganzes
Leben
Steht hier verzeichnet. Gute Kinder! weint Ihr?
Kommt her! Ich küsse Eure Thränen weg;
Denn sie ersticken Eure Sprache. Liebe,
Seh' ich, ist mehr von Thränen als von Worten;
Auf Thränen schifft sie, steckt die Wimpel aus
Der rothgeweinten Augen; soll sie sterben,
Stirbt sie in Thränen einen süßen Tod.

Agnes.

Lust ist's, wenn Thränen Busenfreunde finden.

Friedrich.

Wehmüth'ge Lust, zu theuer doch erkauft
Um solcher Freundschaft Preis.

Kaiser.

Euch hab' ich noch,
Dies wenige Viel, erübrigt. Wenn dem Landmann
Der Flamme Schlangenleib sein Haus zermalmt,
Und er in solchem Augenblick der Noth
Hinausgeht in die Nacht und raft und weint,
Sein Leben selber geh' in Rauch jetzt auf,
Und drüber sich die Morgensonn' erhebt,
Die oftmals seines Fleißes Zeugin war,
So geht er doch zu seiner Hütte Trümmer
Und sucht, ob etwa sich im Schutte birgt
Ein kleiner Ueberrest des kleinen Guts;
Er sucht und was er findet, ist ihm recht;
Sei's auch ein Messer nur, sei's nur ein Spaten,
Ein Pflug, geschmolzen in des Feuers Hitze,
Doch nimmt er's mit, und über Hoffnung geht
Das Wen'ge, was er findet, noch hinaus.
So hab' ich Euch, und denk', ich habe viel
Gerettet aus dem Brand der Herrlichkeit.
(Erchenbald tritt ein.)

Erchenbald.

Mein Kaiser! Die Gesandten, die vom Pabst
Urban des Bannes Lösung, der ein Spruch
Gregors noch war, für Euch erbitten sollten,
Nach dem Ihr Clemens aufgegeben, den von Euch
Erwählten Pabst, sind nun zurückgekehrt,
Und bringen —

Kaiser.

Schlechte Antwort, denk' ich mir.
Was kann dem Pabst an meiner Unterwerfung
Noch liegen? Ging nicht eine neue Sonne
In Heinrich auf? Ist's nicht ein Kirchensklav',
Der jenes Netz, das schon seit langer Zeit
Die Kirche nach mir ausgeworfen hat,
Um seinen Fang zusammenzog? Ist's nicht
Ein Jäger, der die Hunde, abgerichtet
Vom heil'gen Vater, Bann und Interdikt,
Zu brauchen weiß und los läßt gegen mich?

Erchenbald.

Zugleich mit unseren Legaten kam
Des Sohn's Legat nach Rom. Da hieß es denn,
Man könne nicht mit Euch mehr unterhandlen,
Ihr wärt kein König mehr. Man könne Euch
Vom Banne nur auf die Bedingung lösen,
Daß Ihr freiwillig Eurer Kron' entsagt,
Und für die Herrlichkeit des Himmels wollet
Aufopfern Eurer Erdenhoheit Glanz.

Kaiser.

Hat mir der Pabst kein Kloster angewiesen,
Wo ich, in seliger Beschaulichkeit,
Am Rosenkranz zu Tode beten soll
Mein Leben? In der schmug'gen Mönchskutt'? mit
Geschor'ner Glatze? hüllend dieses Haupt,
Das eine Krone trug, in die Kapuze?
Die Antwort soll in Demuth mich erniedern.
Sie weckt in mir den alten Stolz. Ich biete
Der Klerisei und meinem wackern Sohn
Den letzten Kampf! Wie's sei, entscheide sich's!

Erchenbald.

Nicht fern liegt die Entscheidung. Heinrich wälzt
Den Block des Krieg's zermalmend schon heran.

Kaiser.

So roll' er wiederum zurück auf ihn,
Sein Grabstein! Friedrich, sammle meine Streiter!
Im Namen Gottes und des Kaisers und
Des Rechts erklär' ich meinem Sohn den Krieg!

Friedrich.

Wird nicht mein Schwert lebendig? Springt es
nicht
Aus seiner Scheid' in wildem Kriegestaumel?
Die Pforten öffnet, daß der lust'ge Kriegsgott
Hereintret' und uns salbe.

Agnes.

Wilde Männer!
Ihr habt kein Herz, zugänglich süßem Frieden!
Das Schwert ist Euer Recht, Ihr seid die Würger
Des Friedens! Willst Du Deinen Sohn, mein
Vater,
Zur Sünde reizen? Leg' die Krone nieder!
Gib ihm ein Recht zur Herrschaft! König sein
Ist es so Großes denn? und einem Herzen
Gebieten, dünkt es Dich so klein? Hier bette Dich,
Hier in mein Herz! Ich will Dich pflegen, warten,

Des Tags mit traulichem Geschwätze Dir
Wegscheuchen Deine Sorgen! Will des Nachts
Wach sein für Dich! und wenn Du schlummerst, will ich
Zurecht Dir legen Deine Kissen; will
In Schlaf Dich singen, leise durch das Zimmer
Auf Socken schreiten, jeden Athemzug
Anhalten, daß du ruhig schlummern magst.
Du träumst Dich dann in wahres Glück hinein.
Ist Erdenhoheit doch nur falscher Schein.

Kaiser.

Könnt' ich Vernunft, die schwere Zentnerlast,
Um einen Gran des leichten Wahnsinns geben
In Kauf! Wär' ich doch kindisch, wie ein Greis,
Wie der so friedlich und so harmlos still!
Mir spukt ein Traum, wüst, wie wol Träume sind,
Im Korfe noch von alter Kaiserwürde;
Der muß heraus noch, ch' als Greisenkind
Ich ledig werde der Verstandesbürde.
(Ab.)

Vierte Scene.

Heinrichs Lager vor Mainz. Heinrich und Ruthard treten auf.

Heinrich.

Seht, Erzbischof, wir steh'n vor Mainz! Vielleicht,
Daß Ihr schon nächste Nacht in Eurem Erzstift
Aufschlaget Eure Herberg'. Nicht als ob
Dies Eurer Größe Ziel sei. Mein! ich weiß,
Was ich Euch schuldig bin, und Ihr, was ich
Versprach; denn niedrig lohnt ein Heinrich nicht.

Ruthard.

Ich weiß, Ihr dankt mir viel; drum gebt auch mir,
Daß zwischen uns kein Mißverhältniß sei,
Zur Dankbarkeit Ursach und Grund.

Heinrich.

Ich sehe
Mit Schmerz, daß sich's zum heil'gen Stuhl hinauf
So leicht nicht staffeln läßt. Wir müssen uns
Gedulden noch auf meinen Römerzug.
Dann stürzen wir den Pabst und müßten wir
Selbst aus Sankt Petri heil'gem Dom ihn reißen
Mit kecken Griff! —

Ruthard.

Ich weiß mich zu gedulden;
Ich halte mich an Euer inn'res Selbst,
Das ganz mit meiner Lehren Muttermilch
Getränkt ist und durchzogen.

Heinrich.

Wohl! ich weiß.
Doch steigt ein wunderbar Gefühl, von dem
Ich keine Rechenschaft zu geben weiß,
Oft aus der Seele schwarzen Tiefen auf,
Und nagt sich aus der Brust hinauf ins Hirn,
Gleich einem Wurm, und hängt mit gift'gen Scheeren
Sich drinnen fest. Im Traum und nächtlichen
Halbwachen stellt der Bruder sich vor's inn're
Gesicht, ein wüstes Knochengerippe, nur
Vom nächtlichen Windhauch beseelt, und wie
Von Gift zernagt, und wirft ein blutend Herz
Zu Füßen mir, und ruft zum Kampf mich auf
Dereinst am Tag des strafenden Gerichts.

Ruthard.

Italiens Luft bekam ihm nicht.

Heinrich.

Auch laß ich's mich nicht kümmern; laß den Wurm
Da eben Wirthschaft treiben und vermodern.
Vernehmt mich! Zwischen Sohn und Vater muß
Der Streit um Herrschaft jetzt entschieden werden
Auf einen Schlag. Denn beiderseitig steh'n
Die Heere nah gedrängt — und wo ist mir
Des Sieg's ein Bürge? Gleicher Trotz und Muth
Und gleiche Zahl macht unsre Sache gleich.
Wie, wenn die Kriegesgöttin mit dem Vater
Für diesmal buhlt, rechtliebend, wie so oft?
Der Eine Kampf, weil es mein erster ist,
Vernichtet mich. Doch meinem Vater bleibt,
Auch nach verlorner Schlacht noch vieler Freunde
Willfähr'ger Anhang.

Ruthard.

Doch sorgt Ihr dafür,
Daß seiner Freunde Anhang sich vermehrt!
Zu trotzig wies't Ihr Welf und Berthold ab;
Es war die Zeit noch nicht.

Heinrich.

Die rechte war's.
Schnell löse sich, was sich nicht binden kann
Auf ew'ge Zeit! Drück' ich den Kaiser unter,
Sind sie nur eine Last, die noch mit größerm
Gewicht den Sturz beeilt. Dann hab' ich Grund,
An ihnen Rache, wie ich will, zu nehmen.

Ruthard.

Wenn ich so vor mich hinstarr' in die Luft,
Zeigt, gleich den Bildern in Arabiens Wüsten,
Sich meinem Auge ein Gesicht, das lächelnd
Auf die Gefahr des Kampfes niederblickt.

Heinrich.

Mein Ohr hat schon geöffnet seine Thür.
Ist Leben in dem Bild vor Deinem Auge,
So laß es sprechen.

Ruthard.

Bietet einen Pakt
Der Waffenruhe Eurem Vater an!
Und schlagt zur Schlichtung Eures Kronenstreits
Ihm eines Reichstags Einberufung vor!

Heinrich.

Zwar hilft das Zeit gewinnen; doch Gewinn
An Zeit ist häufig minder nicht Verlust.

Ruthard.

Dies Anerbieten sei ihm nur ein Pfand

Von Eurer Friedensliebe. Und weil dann
Nach solchem Paktum nutzlos ist das Heer,
Muß es entlassen werden beiderseits.
Derweil laßt ihr der Baiern und der Sachsen
Hülfsvölker Mainz besetzen, und er ist
Gefangen, wenn Ihr nur der Ueberredung
Fangschlingen recht zu legen wißt.

Heinrich.

Ruthard!
Den Rath erfaß' ich und ich führ' ihn aus!
Doch fernerhin?

Ruthard.

Im Schlosse Ingelheim —

Heinrich.

Gut aufgehoben, meint Ihr, wär' er da?
Ich mein' es auch! Dort muß er mir heraus
Die Reichskleinode geben —

Ruthard.

Scepter, Krone,
Und Lanze, sich entkleiden überdies —

Heinrich.

Des Kaisermantels — ja fürwahr! er muß! —
Abdanken soll er! —

Ruthard.

Und aus freien Stücken
Soll abzudanken er gezwungen werden.

Heinrich.

Kommt, Ruthard, wackrer Meister! tüchtiger
Rathgeber! Geht und sucht mir einen Mann,
Der fähig ist zu einem Friedensboten,
Denn, was geschehen muß, sei schnelle That,
An Ueberlegung siecht Entschluß und Rath.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

Zu Mainz. Ein Zimmer.

Kaiser; Friedrich; die beiden Welfe; Berthold; Erchenbald.

Kaiser (zu dem vor ihm knieenden Berthold).

Da nun der Riß gefüllt ist, der uns trennte,
Und ausgeglichen worden unsrer Feindschaft
Unebner Boden, Berthold! ganz durch Eure
Willfährigkeit, das schwäb'sche Herzogthum
Bei meinem Schwiegersohn zu lassen gegen
Entschädigung, wie sie uns billig dünkt;
Belehn' ich Euch sofort nach meinem Recht
Mit aller Länder Oberherrschaft, so
Vom Jura bis zum Bernhardsberge reichen,
Mit Dom und Meichbild Zürch, der Reichsvogtei
Thurgau, sammt Eurer Grafschaft, die im
Breisgau,
Und Eurer Güter, die in Basel liegen,
Unmittelbarem Lehn. Nun, ächter Herzog!
Herzog von Zähringen! erhebt Euch doch!
Ihr reicht an jeden andern Fürsten jetzt,
Ja! an den Kaiser, dessen Titel höhnt
Die Ohnmacht, welche seine Stärk' entkräftet.

Berthold (steht auf).

Die Lücken Eurer Kraft, wie ich vermag,
Füll' ich in Zukunft mit der meinen aus.

Kaiser.

Euch aber, Welf, geb' ich zu Reichshanden
Das Baiernland, daß es verblieb' auf immer
Bei Euerem Geschlecht! Gebt mir die Hand
Zum Zeichen ew'gen Friedens!

Welf.

Hier, mein Kaiser!
(reicht ihm die Hand.)
Staunt Ihr, daß meine Hand so welk, die Stirn
So runzelvoll? Auch Euer Antlitz trägt
Der Mühsal Furchen minder kaum als meins.

Kaiser.

Hört, werther Herzog! Steht noch Eu'er Entschluß
So fest, zum heil'gen Grab' zu pilgern? — Nein!
Ich kann's nicht denken, Welf, daß Ihr das
neue
Geschenk der Freundschaft allsoschnell für mich
Unbrauchbar machen wollt, und mich verlassen,
Wo Noth an Mann ist und der Mann in Nöthen.

Friedrich.

Ihr gebt und nehmt in selbem Augenblick
Geschenk der Freundschaft, gebt und nehmt's zurück.

Berthold.

So ist die Gabe Raub. Ich wein' Euch nach.
Denn meines Herzens Hälfte liegt nun brach.

Welf.

Ich gab dem Kaiser, was des Kaisers ist,
Freundschaft und Unterwerfung. Doch mein Selbst
Ist nicht des Kaisers Lehn, obgleich ich auch
Im fernen Lande bleibe sein Vasall.
Drum, wenn ich geb', raub' ich dem Kaiser nichts
Von dem, was ich ihm je gegeben hätte.
Die Kreuzesfahne weht, und um das heil'ge
Panier versammelt sich die Christenwelt.
Ich will nicht fehlen in der Brüderschaft
Christlicher Kämpen, die der Himmel ausschickt.
Längst trieb's mich hin, doch hielt mich hier zurück
Nach ird'schem Gut verblendete Begier.
Fast hätt' ich auch vergessen einen Priester,
Den man wahnsinnig schalt, weil er im Buche
Der Zukunft las, ein Deuten jedes Blatt's.
Ich müsse kämpfen, sagt' er, für den Heiland,
Die Ketten streifend dieser Erde ab,
Und wo der ird'schen Lieb' einst war ein Eiland,
Gäh' himmlische dem alten Welf sein Grab.
Ich denk' er meinte Cypern, Paphos Flur —
O Heil, sterb' ich im Land der Liebe nur.
Laßt mich jetzt Abschied nehmen!

Kaiser.

Soll's geschehn,
So laßt uns hoffen bald'ges Wiedersehn,
Da einen gleichen Wunsch mein Herz bewahrt,
Zum Morgenland zu wenden meine Fahrt.

Der alte Welf.

Wer, wenn die Menschheit Einem Zweck sich weiht,
Die eigne Kraft verkauft an ihr Begehren,
Der ist verständig, der erkennt die Zeit;
Feig ist, wer nicht Partei nimmt in dem Streit
Der Kräfte; thörig, wer dem Strom will wehren.
D'rum steuert hin, wohin die Zeit Euch steuert,
Euch kümmr' es nicht, ob Ihr in Deutschland feiert;
Ein jeder Ort ist mir zum Handeln recht,
Ich bin ein König, bin ich Gottes Knecht.
Wir beiden Alten schüttein uns die Hand,
Und sagen: Wiederseh'n im Morgenland!

Kaiser.

Ja, Wiedersehen! leicht gesprochnes Wort!
Will's nicht das Schicksal, nimmt die Luft es fort.

Der alte Welf.

Dir, lieber Sohn! vertrau' ich Leut' und Land,
Vergrabe nicht, verzinse gut das Pfund!
So geh' ich nun, — denn Alles ist bestellt, —
Wie einer, der da scheidet aus der Welt.

Der junge Welf.

Ach, kaum entrückt der wilden Sturmesfluth,
Worein mich stürzte kecker Jugendmuth,
Hofft' ich an Deinen Busen mich zu retten —
Nun scheidest Du, — wo soll ich jetzt mir betten?

Der alte Welf.

Lehn' an den Kaiser Dich und bleib' ihm treu!
Halt an den Männern fest, die ihn umgeben!

Friedrich.

Ja, junger Welf! laßt uns die Hände geben
Zur wechselseit'gen Wehre.

Der junge Welf.

Wohl! es sei!

Der alte Welf.

O, daß doch ewig hielte dieser Bund!
Doch Traur'ges kündete des Priesters Mund:
Daß sich aus Eurem Geschlecht entspinnt
Ein Kampf, vom Vater erbend auf das Kind;
Der Schlachtruf: Welfen! hier, dort: Hohenstaufen!
Zum Morden und zum Schlachten hetzt die Haufen.
Die Namen werden jedes Unrechts Stempel,
Sturz der Paläste, Schändungsraub der Tempel,
Der Mütter Weh' und Todestag der Greise,
Das Weib zur Witwe machend, Kind zur Waise.
Heimliche Fehd' und offener Zwist und Krieg
Der Bürger hofft auf diesen Namen Sieg.
Das ist der Hohenstaufen und der Welfen
Zukünft'ges Loos; kein Rath, kein Wort wird helfen.
Das geb' ich Euch zum Abschied! Nun, wohlan!
Ich zieh' von dannen, Alles ist gethan!
In welchem Lande auch ein Grab mir werde —
Des Herren überall ist ja die Erde!

(geht ab.)

Kaiser.

Er hat das beste Theil erwählt, er hat
Die Last der Erdensorgen abgethan;
Denn leicht muß jeder Pilger zieh'n die Straße.
Wir aber tragen schwer, bis wir uns endlich
Zu Tode tragen und der Würd' erliegen.

(Wigbert tritt ein.)

Wigbert.

Ich, Wigbert, Heinrich's Abgesandter, mit
Vollständiger Erkenntniß seines Willens
Versehen, und befugt durch seinen Auftrag,
Zum falschen König hier zu reden —

Kaiser.

Falschen?
Wer hat mich denn verfälscht und umgeprägt?

Wigbert.

Der ächte König spricht durch meinen Mund,
In seines Sinnes friedfert'ger Milde, Worte
Des Friedens. Er entbietet Euch, Ihr wollet
Geneigt Euch zeigen einer Unterredung
Auf freiem Feld; er reicht die Hand Euch dar
Zu friedlichem Vertrag auf die Bedingung,
Daß über Euren Zwist ein Reichstag sitze.
Nehmt Ihr das an, so fährt das Schwert, das halb
Gezückt schon war, zurück in seine Scheide,
Wo nicht, entblößen wir es ganz, und lassen,
Dem Blitze gleich, es flammen über Euch.

Friedrich.

Wenn Euer Schwert ein Blitz wär', müßte ja
Geschmolzen sein die Scheide, guter Freund!

Wigbert.

Die Schaaren unsrer Krieger, deren Augen
Der Kriegsgeist röthet, harren der Drommete, —
Ein Heer von Männern!

Friedrich.

Führen wir heran
Nur Weiberschaaren, oder Greis' und Kinder?

Wigbert.

Nach Blute lechzen unsre dürst'gen Schwerter!

Friedrich.

So werden wir uns gegenseitig wohl
Zutrinken müssen; denn auch unsre dürsten.

Wigbert.

Ja! selbst das Roß in hitz'ger Schlachtlust steigt,
Um Euch zu treten unter seine Hufe!

Friedrich.

Sitzt fest! Sitzt fest! sonst geht es mit Euch durch.
Ein allzuweites Kleid ist Wortschwall für
Mannhaftigkeit. Fürwahr! es steht Euch schlecht.

Der junge Welf.

Werft doch den Trotz zurück auf Euren Sohn,
O Herr! Wir trotzen auf gerechte Sache.

Erchenbald.

Ich bitt', entlaßt ihn ohne Antwort, Kaiser!
Am besten so erwiderend diesem Prahler
Durch kriegerisches Schweigen.

Kaiser.

Wigbert, hör'!
Ich nehme meines Sohn's Erbieten an.

Erchenbald.

Die Antwort wird dereinst Euch reuen, Kaiser!

Kaiser.

Ich habe wenig Grund, dem Sohn zu trau'n,
Doch hab' ich keinen in dem jetz'gen Fall,
So wie er vor uns liegt, ihm nicht zu trauen.
Die Sach' ist klar und offen. Kann der Reichstag
Dem Sohn, kann er auch mir zu Gunsten sprechen.
Ich mein', wir sind so arm an Freunden nicht;
Den Ausweg bill'g' ich ganz.

Erchenbald.

Doch wenn Verrath
Sein Aeußerstes zu thun bezweckte? Wenn
Dem Sohn an Eurer Person nur liegt
Als Unterpfand?

Kaiser.

Wir wahren uns davor!
Wigbert! verkünd'ge Deinem Herrn, wir seien
Geneigt, zur Unterredung uns zu stellen
Auf freiem Feld, im Angesicht der Heere,
Inmitten beider, und mit einer Anzahl
Von Reisigen und Obersten des Heeres,
Die zu bestimmen wir uns vorbehalten.
(Alle gehen ab.)

Sechste Scene.

Freies Feld.

Ruthard und Werner treten auf.

Ruthard.

Ich sagt' es ja, daß er die Sache nicht
Zu Ende führen würde ohne mich.
Er braucht mich nöthiger als je.

Werner.

Ich muß
Euch glauben, Erzbischof! Ihr schwebet jetzt
Im Mittelpunct der königlichen Gunst.

Ruthard.

Da seht Ihr's nun, wie fest an meine stolze
Fortuna Ihr die Eure binden könnt.

Werner.

Ja! bliebe nur auf ihren Mittagshöh'n
Die Sonne stets; doch nächt'ges Grauen begräbt sie.

Ruthard.

Das ist nun Eure Weise! stets bedenklich
Und stets verzagt! Wir müssen fest uns halten,
Ich an den König, Ihr an mich und so
Die Kett' herab bis zu dem Niedrigsten.

Werner.

Ihr wißt, ich bin des Kaisers Feind. Er gab
Mir viel; doch Dankbarkeit ist zu beschwerlich,
Hätt' er mir weniger gegeben, würd' er
Vielleicht als Treuen mich erfunden haben.

Ruthard.

Gesteht es, Erzbischof, daß Ihr dem Plan,
Den Kaiser, wenn er wie ein Kind uns blos
Gegeben ward, des Schmuckes zu entkleiden,
Nicht abgeneigt seid um des Unrechts willen;
Ihr fürchtet, weil der Feind noch mächtig ist,
Für unsren Plan. Seit Ihr doch nicht gekürret!
Wir wollen nur, Ihr sollt Euch rüstig zeigen
Ganz insgeheim, Ihr sollt die Freunde stimmen
Für die Gewaltthat, die die Krone uns
Verschaffen wird, und sollt sie warm erhalten.

Werner.

Ich bitte, rechnet ganz auf meinen Beistand!

Ruthard.

Dort, seh' ich, kommen beide Könige.
Laßt uns den Platz freiwillig räumen! Nur,
Wenn's rechte Zeit ist, etwas Unverschämtheit
Und kecke Stirn, Erzbischof! Sorgt dafür!
(Beide ab. Von der andern Seite der Kaiser und der König Heinrich im Gespräch treten auf.)

Kaiser.

Versprichst Du, Dich dem Reichstag unbedingt
Zu unterwerfen?

Heinrich.

Ich versprech's, ganz unbedingt.
Freiwillig, siehst Du selber, kann ich nicht
Zurück mehr treten. Blos gäb' ich mich dann;
Das Recht entscheide, das, zumal den Fürsten,
Wenn sie gefehlt, Schiedsrichter werden soll.

Kaiser.

Das hat uns nah' geführt! Ich glaube, Heinrich,
Du meinst es redlich.

Heinrich.

Sieh! nicht redlicher
Meint's Nachthauch mit dem Thaue, nicht der Thau
Mit Blüthen redlicher, zuletzt die Blüthe
Nicht redlicher mit Bien' und Schmetterling.
Wobei soll ich betheuern meine Treue,
Wenn nicht bei dieser Treue selbst! Genügt
Dir dieser Schwur, so glaub', ich bin Dir treu!

Kaiser.

Ich glaub's, und reiche Dir die Hand zum Bürgen.

Heinrich.

O, langentbehrter Druck der Hände! hält
Mein Herz es aus? Es sollt' erliegen in
Der Wonne Uebersättigung. — Reichstagen wir!

Kaiser.
Gleich ist mir jeder Ort, wo unser Streit
Sich schlichten läßt.

Heinrich.
So sei es Mainz! Doch wagt
Sich eine Bitte noch hervor —

Kaiser.
Sprich kühn und frei!

Heinrich.
Laß auseinandergehen jetzt Dein Heer!
Du sieh'st mich fragend an? Ein Gleiches ja
Geschieht mit meinem auch. Das Land hat schon
Im Uebermaß des Krieges Last erduldet,
Und, wie ich jetzt vernahm, die Bürgerschaft
Von Mainz erklärt, sie woll' in ihren Mauern
Nicht dulden mehr der Krieger Uebermuth.
Wir steh'n zur Schlacht gerüstet. Wenn wir so
Vorsichtig und bedächtig thun, wer glaubt
An unsre Friedensliebe dann! Vielmehr
Wir geben der Parteisucht größern Raum.
Entlassen wir das Heer!

Kaiser.
Ich wollte, sagt' ich,
Dir trauen, und weil ich Dir traue, bring' ich
Dies Opfer Dir. Doch stell' ich so mich blos.

Heinrich.
Der gleiche Nachtheil ist auf meiner Seite.

Kaiser.
Sei heut der Himmel Richter zwischen uns!
Wenn Du mich hintergehst, so füllest Du
Zum Ueberschwang das Maß der Sünde an,
Und was vom Becher abschäumt, ist genug,
Um eine ganze Welt noch zu vergiften
Mit Sünden; jeder Tropfen wird ein Meer.

Heinrich.
Verflucht mein Auge, wenn es Deinem Willen
Entgegenwimpert nur! verflucht die Lippe,
Zuckt sie nur leis' entgegen Deinem Wort!
Verflucht ein jeglich Glied, das wider Dich,
Des Hochverrathes schuldig, sich empört!
Es werde mir das heil'ge Brot zu schlimmem
Giftkuchen, werde mir der heil'ge Wein
Zu Feuer und verzehr' mich im Genusse
Am heiligen Altar, es werde —

Kaiser.
Halt!
Halt ein, mein Sohn! Ich glaube Deinem Herzen,
Das so den Schwur aus seiner Tiefe preßt.
Nein! Nein! Du hintergehst mich nicht, für diesmal
Betrügst Du nicht den Vater!

Heinrich.
O, wie kränkt
Mich auch der leiseste Verdacht von Dir.

(in die Scene rufend:)
Wigbert! der Frieden ist geschlossen! Aus-
Einander geht das Heer!

Kaiser.
So eilig, Sohn?

Heinrich.
Soll Friedensliebe träg' und langsam sein?

Kaiser.
So sei's denn! (in die Scene rufend:) Erchenbald
herbei!
(von der einen Seite Wigbert, von der andern Erchenbald.)

Erchenbald.
Ihr ruft!

Kaiser.
Das Heer geht auseinander! als Erchenbald schweigt, nachdrücklicher)
Zwischen Sohn
Und Vater ward der Friede hier geschlossen.

Erchenbald.
Ihr wollt das Heer entlassen? Ich verstand
Euch falsch! Ihr thätet übel d'ran, mein Kaiser!

Kaiser.
Ich will's. Die Folgen, die es hat, vertret' ich.

Heinrich (heimlich zu Wigbert).
Ist schon der Sachsen und der Baiern Hülfsheer
Heran?

Wigbert.
Ganz nahe, König!

Heinrich (laut).
Jeder Hauptmann
Soll seinem Fähnlein es verkündigen
Durch fröhliche Drommeten. Nicht? mein Vater?
(Spricht heimlich mit Wigbert.)

Erchenbald.
Seht Kaiser, wie er heimlich thut!

Kaiser.
Das zeugt
Für seine Offenheit. Er würde sonst
Vermeiden solch' verdächtig heimlich Wesen.

Heinrich (leise).
Sind die Befehle schon an sie gelangt,
Ganz ohn' Geräusch der Stadt sich zu bemächt'gen,
Noch in der Nacht! und ohne Gnad' und Vorspruch,
Wer von den Bürgern wiedersteht, zu tödten?

Wigbert.
Genau weiß jeder, was sein Auftrag heischt.

Heinrich (für sich).
Nun bin ich sicher. (laut.) Welch' ein sel'ger Tag,
Wo Frieden waltet und Gerechtigkeit!
(leise zu Wigbert.)
Auch Ihr sollt wachsen, wenn Ihr treu seid.
Fruchtbar
Ist jetzt der Boden. Saget Authard: unser

Fuchseisen fange gut, und der's geschmiedet,
Hab' Anspruch auf gerechten Lohn. (laut.)
Nun geht!
Beeilet Euch! verkündet's laut dem Heer!
(Wigbert ab.)
O Vater! zäh und träge ist Dein Herold.
Horch! jauchzt mein Heer nicht schon?

Kaiser.

Auf, Erchenbald!
Entlaßt die Völker! Wendet die Drommete
Des Friedens, die mit ehr'nem Klang verscheucht
Das Raubthier Krieg!

Erchenbald.

Des Friedens Boden wird
Gedrängt einst sein mit Thränen. Wend' es
Gott! (ab.)

Heinrich.

Laß uns zusammenwachsen hier in dieser
Umarmung, wie zwei Eichen, die vereint
Dem Sturme trotzen! Zieh'n wir denn nach Mainz!
Dreihundert Reisige nimmt jeder mit,
Daß nicht unköniglich der Einzug sei.
Dann bechern wir den alten Gram hinunter
Im Liebestranke herzlicher Versöhnung.

Kaiser.

Komm Hand in Hand! Dann das Versöhnungsfest!
Und sei verflucht, wer je den andern läßt.
(Beide Arm in Arm ab. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Nachtherberge vor Mainz. Kaiser und König Heinrich.

Kaiser.

Der Ritt, der Ritt, er hat mich arg erschöpft!
Gar sehr arbeitete der Sorgen Vortrab
Dem Alter in die Hand und hat gefordert
An Schwäch' und Runzeln seine Tageslöhnung.
Gleichwie ein Kriegsmann, der nach Hause kehrt,
Und seine Narben aufzeigt und erzählt,
Wo er die ein' empfing und wo die and're,
So könnt' ich Dir von meinen Runzeln viel,
Viel Trauriges erzählen. Die hier ward
Gefurcht im Feldzug gegen Konrad, diese —

Heinrich.

Mit stillem Vorwurf haben sie sich alle
Verschworen gegen mich.

Kaiser.

Wie es im Herzen
Nun ruhig aussieht und so festlich ernst.
Dereinst, da war's ein wildes Kampfgefild
Von Leidenschaften. Wie ein Schlachtfeld nun,
Wenn Sieger und Besiegte abgezogen,
Und über Todte und Verwundete
Die Nacht den Mantel breitet, nur der Windhauch
Noch schmerzlich flüstert und den Todesseufzer
Den Sterbenden von bleichen Lippen nimmt;
So einsam ist mein Herz, da ringsumher
Die Leidenschaften starben. Wen'ge regen
Sich noch in ihrer letzten Todeszuckung.

Heinrich.

Neu wird das alte Leid durch die Erinn'rung!
(zur Thür hinausrufend.)
Zwei Becher Weins, ihr Diener, das darin
Gedächtniß früherer Feindschaft niedertauche.
(Es werden zwei Becher gebracht und auf den Tisch gestellt.)
Da draußen geht der Geist des Sturms und zieht,
Wie Volkssturm in dem allgemeinen Aufruhr,
Was sich entgegenstellt, gewaltig mit.
Wenn's so am Fenster pocht mit Geisterfingern,
Da pocht sich's gut. Daß sich aus dieser Sturmnacht
Ein morgenrother Tag erhebe! Trink!
(Sie trinken.)

Kaiser.

Wie es so anders war, als Jünglingsmuth
Mich auf das Roß trieb und das Roß hinaus
In Feld und Wald! Als sich mit meinem Rosse
Empor noch bäumte Kühnheit und Begier!

Heinrich.

Wer so in kräftiger Erinn'rung lebt,
Weiß kräftig auch die Gegenwart zu fassen.
Trink'! auf ein jugendfrohes Alter! Trink!
(Sie trinken.)

Kaiser.

Wo ist das Alles hin! Dem Kinde wird
Das Spiel zur Welt, dem Mann die Welt zum Spiele.
Gestalten fesseln uns und flieh'n, und ohne
Zusammenhang sind in der Lebenshalle
Die ernsten und die lächerlichen Bilder
Gereiht!

Heinrich.

Die Buntheit thut dem Auge zwar
Nicht wol; doch faß't Du näher sie in's Auge,
Bemerkst Du tiefen Ordnersinn. Wohlan:
Auf luft'ge Bilder Deines Alters! Trink!
(Sie trinken.)

Kaiser.

Mir ist ein furchtbar Bild noch in Erinn'rung,
Gar frisch von Farben. Meinen Bußzug
Stellt's dar, den mein ich, zum Gregor,
wie ich
Sammt auserles'nen wackern Dienern über
Die Alpenberge zog, im Winter, wie
Aus Höhlen tönen ließ der wilde Berggeist
Des Sturmes Zorn, wie er, erzürnt, daß wir
Die aufgethürmten Massen übertrotzten,

Als wär' es ihm zum Hohn — wir Handvoll Schwache! —
Aus seinen Wäldern rings das Raubgeschlecht
Der Wölf' entsandte, die, wie wir verleugnend
Die Urnatur, gleich Gemsen übersprangen
Die Klippen hinter uns, der Abgrund gähnte
Und sperrte den gefräß'gen Rachen auf,
Dem Hase gleich, und zeigte seine Zähne,
Die spitz'gen Klippen drunten, und so Mancher
Der Diener sank, vor Augen uns, hinab.
Dann goß der Berggeist Ström' uns in den Weg,
So schnell und mächtig, daß des Winters Müh,
Zu bänd'gen sie mit Eis, vergebens war.
Sein mühsam Werk, die rief'gen Schollen, wurden
Gleichmehr gepackt von ihrem starken Arm,
Gewirbelt an einander oder an's
Gestipp' und so zu Staub zermalmt. Dann stieg
Aus dieser Ströme rüst'gem Busen auf,
Wie Lavadampf, im Schaum der Kampfeshitze,
Dem Ringer gleich, der wüthend schäumt, und so
Wie der vom Kampf ermattet stöhnt, so gab's
Ein seltsam Stöhnen in der Ströme Tiefe.
Wo wir auf festen Grund zu treten meinten,
Da zog der Berggeist tückisch drunter weg
Den Schnee, daß wir, hinunter gleitend, oft
Dem Tode kaum entrannen. Die Lawinen,
Schneeriesen, donnerten in's Thal hinab,
Und deckten mit dem ungeheuren Körper
Das Leben drunten und erstickten es.
Und wie vom Menschenkörper Glieder sich,
Die angefault und morsch sind, trennen, so
Entrafften sich von ihrem Zeugungskörper
Bergstheile, krachend, daß die Mutteralpe
In tiefer Brust unwillig wiedermurrte.
Uns aber hat ein Gott geführt, aus allen
Anfechtungen des Alpengeistes, glücklich nach
Dem schönen Land Italien.

Heinrich.

Das war
Ein Zug wie Hannibal's, kühn, unerhört.

Kaiser.

Das Gleichniß spottet meiner. Der Karthager
Zog hin zum Ruhm, und ich zu meiner Schmach.
O hätt' ich doch die Alpenberge erst
Des Lebens hinter mir, die mich in wilden
Gestalten rings umgeben!

Heinrich.

Mein' ich doch,
Du hast das Größte überwunden; was
Vom Weg noch übrig bleibt, darüber soll
Die Hand des Sohn's Dich sanft hinüber leiten.
Auf unser Freundschaft und Versöhnung! Trink!
(Sie trinken.)

Kaiser.

Ich bin sehr müd'; der Panzer liegt so schwer.

Heinrich.

Sammt dem gewicht'gen Helm schnall' ich ihn ab;
Jetzt ist des Sohnes Brust Dir Helm und Harnisch.
Auch hier das Schwert — O Vater! soll ich denken,
Du trugst das Alles gegen mich? — Vergib!
Mit diesem Liebeskusse — (der Kaiser ist unterdeß auf seinem Sessel eingeschlafen).
Still! er schläft. — (Pause.)
Ich könnt' den Schlaf ihn neiden; wie ein Engel
Hat er die Falten des Gesichtes ihm
Zurecht gelegt und mild gemacht. Er schläft
So ruhig, wie in seiner Wieg' ein Kind;
Doch ist die Mutter fern, und eine Schlange
Lauscht bei der Wiege. Solch' ein adliges
Gemüth der baaren Falschheit gegenüber!
Wie mich jetzt Alles so umsonst bestürmt! —
Die Sünd' ist da; nun gilt's die Frucht zu brechen,
Und recht sie zu genießen. Eine Sünde
Zieht andre groß mit gift'ger Muttermilch;
Sie liegen gleich Gebirgen auf mir, daß ich
Sie nicht mehr von den Schultern schütteln kann. —
Mainz, denk' ich, muß besetzt schon sein; das ist's,
Was jeden Rückweg mir verschließt. Auch hat
Der Wigbert seinen Auftrag schon, noch heut'
Nach Ingelheim den Vater fortzuschaffen.
Nun rasch an's Werk! Noch ist mein Sinn erhitzt!
He! Vater, auf! So rühr' Dich doch! Wach' auf!

Kaiser.

Was weckst Du mich? Noch bin ich müde. Laß
Mich noch ein wenig ruh'n! Ist's Morgen schon?

Heinrich.

Was kümmert's uns, obs Tag ist oder Nacht.
Ich brauche Nacht und mein' es ist noch Nacht.

Kaiser.

Du scheinst mir schlecht gelaunt.

Heinrich.

List ködert Fische.
Doch hat man sie gefangen, dann — leb' wohl,
Freundliches Heuchelthun der Ködrerei!
Du siehst so starr mich an?

Kaiser.

Du sprichst ja, was
Ich nicht versteh', auch nicht verstehen mag.

Heinrich.

O gib nichts drauf! Mir spukt der Wein im Kopfe.
Laß uns hier niedersitzen! Wahrlich, Vater!
Ich bin Dir gut. Laß Mährchen uns erzählen!

Kaiser.

Von Kindertreue?

Heinrich.

Wie Du willst. Horch! wie
Der Sturm noch immer fortheult! Keinen Hund
Stieß man hinaus in diese Nacht! Ein wilder
Seltsamer Zorn geht heut durch die Natur.
Hörst Du an ihre Rippen nicht das Herz
Der Erde schlagen? Also todt es auch

In meinem Herzen. Hier steht noch ein Rest
Von Wein. Daß diese stürm'sche Nacht uns glücklich
Vorübergehe! Trink! (Sie trinken.)

Kaiser.

Ich trank, doch trank ich
Dir zu Gefallen nur. Was hast Du, Heinrich?

Heinrich.

Die Mainzer ärgern mich; es ist ein schlimmer,
Ein trotz'ger Schlag von Menschen. Freut' ich mich,
Du weißt wie sehr, auf unsern Einzug morgen,
Wie wir's bestimmt — und jetzt?

Kaiser.

Was ist geschehn?

Heinrich.

Ei nun, es war ein Bote eben hier
Aus Mainz, indeß Du schliefst; der sagte mir,
Wir dürften nicht d'rauf rechnen einzuziehn;
Die Thore wären uns gesperrt. Zwar, meint' er,
Man hätte gegen mich das Mindste nicht,
Doch Dir, Dir wäre man von Herzen gram.

Kaiser.

Sie zeigten sich doch stets als gute Bürger.

Heinrich.

O, eine Heuchlerzunft! Wer grade Macht hat,
Dem schmeicheln sie.

Kaiser.

Was willst Du thun?

Heinrich.

Ich ziehe
Gleich morgen ein. Du sammelst dann ein Heer,
Die Stadt wird Dir geöffnet, und wir strafen
Die Uebermüth'gen und begeh'n den Reichstag,
Der Stadt zum Trotz.

Kaiser.

Fein angelegt — fürwahr!
Es dämmert schon in meiner Seele. Wo
Bleib' ich, derweil Du selber bist in Mainz?

Heinrich.

Ja! Du —

Kaiser.

Was starrst Du nach der Thüre so?

Heinrich.

Ich seh' — kommt's nicht heraus? — nach Deiner Reise-
Gesellschaft! (Wigbert erscheint an der Thüre mit Kriegsknechten.)
Ha! da ist sie. Du? Du mußt
Nach Ingelheim.

Kaiser.

Nach Ingelheim? Und muß?

Heinrich.

Nach Deines Vorfahr's Schloß, des großen Karls.
Wo hat ein Kaiser würd'gern Aufenthalt?
Dort bring' ich in Verwahrung Dich.

Kaiser.

Verwahrung?
Ganz recht! Das ist das richt'ge Wort! Weh' mir!

Heinrich.

Das Volk, Du sieh'st, es ist Dir abgeneigt.
Ich muß vor seiner Wuth Dich sicher stellen.

Kaiser.

Wie liebevoll! Wahr' lieber mich vor Dir!

Heinrich.

Was sprichst Du? Von dreihundert Reisigen,
D'raus mein Geleit besteht, soll Dich die Hälfte
Begleiten.

Kaiser.

Und bewachen, denk' ich mir.
Ich alter Thor, der ich an Liebe glaubte,
Der, wenn er seines Lebens Buch durchblättert,
Auf jeder Seite von Verräthern liest,
Von Treubruch und von ehrvergeßnem Abfall;
Der Schwüre maß nach ihrem Werth, nicht nach
Des Redners Unwerth! Thor! Der ich Dir traute,
Dir, Henker, welcher lächelt, wenn er tödtet!
Dir, frommer Heuchler! frommer Wolf! der Du
So heilig thust, und tückisch doch zerreißest
Das Opferlamm der Liebe und des Herzens
Pestbeulen deckst mit frommen Kleidern, die Du
Den Heil'gen stahlst!

Heinrich.

Du schwatzest Dich um Deinen
Verstand noch, Vater!

Kaiser.

Bin ich Dein Gefang'ner?
Bin ich's denn wirklich? O, so wirf mich nur
In eines Thurmes Kerkerloch, wo man
Die Speisen mir herunter haspeln muß,
Weil's all zu tief für eines Menschen Fuß!
Wo nicht ein eing'ger Strahl der Sonne sich,
Und millionenmal gespalten, nicht
Der millionte Theil von einem Strahl
Durch Mauerritzen diebisch stehlen darf,
Daß er mit meinem Auge buhle, nur
Secunden lang! Wo feuchter Steine Naß
Herniederträufft, mein heißes Haupt erquickend!
Bis ich verdumpfe wie die Nacht, die sinnlos
Hindrütend mich umgibt ohn' Aug' und Sprache! —
Nur führe mich in dieses Denkmal nicht
Altkaiserlicher Majestät und Größe!
Nicht in des großen Karl's Palast! So weit
Wirst Du den Spott nicht treiben.

Heinrich.

Spott' ich Deiner?
Bedenke besser, was Du sprichst! Frei sollst Du sein,
Wenn es die Zeit gestattet. Brich jetzt ab,
Und folge dieser Schaar!

Kaiser.

In diese Nacht,
Die draußen tobt, willst Du hinaus mich stoßen
Wie einen Hund? Vor Deine Füße hier
Wälz' ich mich hin. Tritt nur auf meinen Nacken
Und prahl', ein Kaiser sei Dir unterthan!
Doch weich' ich nicht; — fest halt' ich Dich; —
sieh her!

Heinrich.

Thus nicht! ich bin ein glühend Eisen heut'.

Kaiser.

Wer klammert nicht in höchster Todesnoth
Sich auch an glühend Eisen fest? Bist Du
So hart wie Stein? Soll ich denn heut hinaus
Noch in die Nacht? Gleichwie ein nacktes Kind
Willst Du dem wilden Sturme Preis mich geben?

Heinrich.

Mich reizt bei Gott noch Dein hartnäck'ger Trotz!
Du sollst hinaus! Ich will's! Ich lasse Dich
Vom Boden reißen mit Gewalt.

Kaiser.

Schleppt mich
Im Haare fort! — Nein! tragt mich! Abgeschöpft
Ist meine Kraft; die trübe Hefe blieb,
Die Schwäche, nur zurück, und wie gelöst
Sind meines Körpers Bänder. Tragt hinaus
Den alten thör'gen Mann! Dann bindet ihn
Auf's Pferd! Geschieht' es denn! Nur Eines noch!
Gestatte, mitzunehmen nur des Reichs
Kleinode!

Heinrich.

Wohl! sie bleiben bei dem Kaiser.
Dem Alter wird ein kind'scher Wunsch verzieh'n.

Kaiser.

Mein Sohn! mein Sohn! Dir wird das Königs-
scepter
Noch einst zu einem Schlangenstabe werden.
(Einige von den Reisigen führen den Kaiser hinaus; die Uebrigen folgen.)

Heinrich.

Wigbert! ein Wort! (Wigbert tritt näher)
Ist schon die Stadt besetzt?

Wigbert.

Die Baiern und die Sachsen steh'n in Mainz.

Heinrich.

Ihr seid des Königs Hüter nun!

Wigbert.

Mein König!

Heinrich.

Mein Vater nimmt die Reichskleinode mit.
Besitzen muß ich sie; doch rechten Werth
Gibt ihnen nur ein freies Zugeständniß;
Mit eig'ner Unterschrift muß er entsagen.
Ihr seid sein Wächter! Quält ihn bis auf's Blut!
Drängt ihn mit Todesdrohungen! Doch thut's,
Als wär's auf eigne Hand, wie unberufen
Die Diener oft für ihre Herr'n sich müh'n.
Ihr sollt ihn foltern, sollt ihm Daumenschrauben
Ansetzen, nicht die wirklichen, mein' ich,
Doch die, so recht in's Herz ihm fassen, daß
Es blutet, die, so in den Geist ihm schneiden
Mit keckem Witz der Angst und Todesfurcht.

Wigbert.

Zu Eurem Dienst mein König!

Heinrich.

Ordnet ferner
Im großen Saal zu Ingelheim, dem künft'gen
Wohnort des Kaisers, Alles an für eine
Versammlung der Prälaten und der übrigen
Reichsherrn! Habt Ihr, wie ich Euch sagte,
Den Trotz des Kaisers zahm gemacht, so hoff' ich,
Freiwillig liefert er die Krone aus;
Wo nicht, so muß Gewaltthat es entscheiden.

Wigbert.

Ja, Fluch' und wilde Schwür'! die Hand am
Schwerte,
Der Drohungsworte drohender'm Gefährte!
So wird es geh'n.

Heinrich.

Und, guter Wigbert, wacker,
Wie ihr gesäet, erntet Ihr vom Acker.
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Schloß Ingelheim. Gewölbtes Zimmer. Auf einer Tafel, worüber der Kaisermantel gebreitet ist, die Reichskleinode: Reichsspeer, Reichsapfel, Krone und Scepter.

Der Kaiser (auf einem Ruhebette schlafend); Zwei Leibwächter (bei ihm wachend).

Erster Leibwächter.

Hör, Kammrad's, es ist doch eine Schande für einen ächten Kriegsknecht, den Schlaf eines Gefangenen zu bewachen, und die Fliegen ihm abzuwehren.

Zweiter.

Den Fliegen ist's hier zu kalt, die stören seinen Schlummer nicht.

Erster.

Da fliegt eine um des Kaisers Nase. Daß dich! Ist der Kaiser schon eine Leiche? Die war erwischt. Kopf ab! Wenn ich so den Schuft von Sohn —

Zweiter.

Pst! Die Wände haben Ohren, aber die Ohren keine Wände.

Erster.

Habe mich herumgetummelt in der Welt, — war schon bei Merseburg und hab's selber gesehen,

wie der Herzog von Bouillon, der berühmte Kreuz- und Leidfahrer, dem falschen König Rudolf die Reichsfahne in den Leib stieß, daß sie aussah, wie ein rother Tuchfleck.

Zweiter.

Habt Ihr etwa dem Herzog die Hand geführt?

Erster.

Mein! der führte seine Feder mit eigner Faust. Mein Herr, der Kaiser, war immer voran, wie der Blitz, und ich hinterdrein, wie der Donner, bin drüber alt und grau geworden, und muß nun hier — Ja! wenn Du's nicht wärst, guter Kaiser! Ich habe gehört, daß die alten Könige ihr Liebstes mit sich begraben ließen; ich wollte, die alte Sitte gälte noch, und der Kaiser hätte nichts lieber gehabt, als mich. Er hielt immer große Stücke auf mich.

Zweiter.

Hat er mich nicht auch zum Ehrenwächter gewählt? und war doch sonst mancher treue, wackre Bursche unter uns.

Erster.

Ja, Bruder! 's ist am Ende doch ein Ehrenamt. Wir bewachen den Staat; die Krone da ist in unsrer Hut.

Zweiter.

Ich wollt', sie wär' unter unserem Hut. Da wären wir Könige und könnten lustig leben.

Erster.

Narr Du! wir könnten allenfalls lustig schlafen, wie der da.

Kaiser (im Traum).

Weg da die Hand! Wer greift nach meiner Krone? Verruchter Priester! O, verruchter Sohn!

Zweiter.

Der hat fürwahr einen luft'gen Schlaf.

Erster.

Es geht ihm, wie einem Geizhals, der seine Schätze bewacht, und nur von Dieben und nächtlichem Einbruch träumt. Wie er sich unruhig hin und her wälzt! Die Träume schütteln ihn, wie ein Fieber.

Kaiser.

Laßt mich hinaus, sie wollen mich ermorden.

(Fährt aus dem Schlafe auf.)

Wo bin ich? Wo? Was sucht Ihr hier? Seid Ihr
Gedungne Mörder?

Erster.

Wir sind weder gedungen, noch sind wir Mörder. Wir sind Eure Leib- und Ehrenwacht und von Euch dazu bestellt.

Kaiser.

Wer raubte mir vom Haupte jetzt die Krone?

Erster.

Wollt Ihr die Krone aufsetzen? Sie liegt dort auf dem Kaisermantel.

Kaiser.

Der Schlaf hält meine Sinne noch in Banden;
Doch wird mir's klarer schon. Das ist das Schloß
Des großen Karl's; ich bin zu Ingelheim,
Gefangner meines Sohns, ein schwacher Mann!
O Karl! Kömt' ich das mächt'ge Werk, das hier
Dein Herrscherwort gefügt hat Stein auf Stein
Zertrümmern doch mit Einem Schlag, daß wir
Nicht mehr Erinnerung Deiner Größe bliebe!

Zweiter Leibwächter.

Zieh' Dein Schwert, Kam'rad! Es schließt Jemand an der Thüre.

(Wigbert tritt ein.)

Wigbert.

Beiseit, Ihr Leute! Kennt Ihr nicht mein Amt?

Kaiser.

Was wollt Ihr? seid Ihr Wigbert?

Wigbert.

Ja! Ihr rafft's.
Ich bin befugt durch König Heinrichs Willen,
Daß ich hier Sorge tragen soll für Eure
Bequemlichkeit und hoff', Ihr seid zufrieden.

Kaiser.

Ich bin noch ein zu neuer Gast; des Leids,
Zu sitzen eingesperrt, noch nicht gewohnt.

Wigbert.

Ihr seit ein abgestorbner Baum, könnt nicht
Dem Reiche Frucht und Schatten mehr gewähren,
Und dennoch haltet Ihr die Krone fest,
Gleich wie ein Hund die abgenagten Knochen.

Kaiser.

Wer lehrt und predigt in der Wüste hier?
Wer spinnt dem Kaiser einen Faden vor,
Daran zu reihen seine Handlungen?
Wer gibt Gesetz hier? — Ein armsel'ger Büttel!

Wigbert.

Herr! Ich ein Büttel? — Seh't! Ihr könntet jetzt
Ein gutes Werk verrichten Euch und mir
Und Eurem Sohn.

Kaiser.

Dir, ganz besonders Dir,
Des falschen Königs Schooshund.

Wigbert.

Wenn Ihr dies
Papier hier unterschreiben wollt.

Kaiser.

Zeig' her!

Wigbert.

Und überliefern wollt in meine Hand
Die Reichskleinode. Les't Ihr nichts heraus?

Kaiser.
Nichts, was des Kaisers sich gezieмte.

Wigbert.
Eine
Abdankungsurkund' ist es! Seht Ihr's nicht?
Ich bitt Euch, unterschreibt nur! schreibt!

Kaiser.
Was drängst Du
So nah Dich an den Tisch, und wirfst den Blick
Der dieb'schen Augen ohne Wahl herum
Bald nach der Krone, bald nach Speer und
Scepter?

Wigbert.
Gebt mir heraus die Krone! Unterschreibt!

Kaiser.
So unterschreib' ich! (zerreißt das Papier.)

Wigbert.
Sehr verwegen seid Ihr.

Kaiser.
Allzuleutselig gegen einen Knecht!

Wigbert.
Bei meinem Schwert! Euch wird der Trotz noch
reuen!
Die Diener laß ich kommen, laß Euch binden,
Euch würgen auf dem Boden hier, daß Ihr
Erstickt im eignen Blut!

Kaiser.
Ich warte d'rauf.

Wigbert.
Bei allem schon vergoss'nen Blut! Bei allem,
Was noch vergossen werden soll, sei's heimlich
Im dunkeln Kerker, oder in der Nacht
Des Wald's, sei's offenbar in Schlacht und
Aufruhr!
Bei allem Mord, verübt am Kinde von
Dem Vater, an dem Vater von dem Kind,
Ich tödt' Euch hier mit diesem Schwert, ich tödt'
Euch!
(Er nähert sich drohend dem Kaiser. Die Leibwächter treten dazwischen. Ein Diener tritt ein.)

Diener.
Ein Zug von Fürsten vor dem Thor begehrt
Einlaß in's Schloß.

Wigbert.
Hier ist der Schlüssel! Oeffne
Es gleich. (Diener ab.)

Kaiser (auf mehrere im Saale befindliche Sessel zeigend).
Was wollen diese Sessel hier?

Wigbert.
Weiß nicht. Es ist so angeordnet worden.
Gesellschaft wartet Eurer, wie es scheint.
(Ab.)

Kaiser.
Gesellschaft! Darnach freilich sieht es aus.
Seltsam! mir ist, als müßten jetzt die Geister
Der alten deutschen Herrscher sich erheben
Aus ihrer Gruft und in Besitz hier nehmen
Die Stühle rings, — und die Gesichter glänzen
Wie ernste, geisterhafte Monde; Flammen
Umziehen statt des gold'nen Reifs die Stirn! —
So halten sie Gericht und fragen mich:
Unwürdiger! wo hast Du Deine Krone,
Das von den Ahnen Dir vertraute Gut?
Da nehm' ich, wie zu seh'n, die Krone hier
Und setze sie auf's Haupt; ich thu's! — und
hänge
Den Purpurmantel um! — und fasse d'rauf
Den Scepter; — so — und laß mich nieder hier
Auf diesem Sessel, als auf einem Thron!
D'rauf nicken alle mit beifällig zu,
Und schütteln ihren Bart, daß er vom Staube
Die Diele säubert. Steigt, ihr Kaiserschatten,
Steigt auf! Steigt auf! Ich bin ein Geist, wie Ihr,
Und Schatten nur.
(Ruthard, Werner, Udo und Adelbert treten auf an der Spitze von vielen weltlichen und geistlichen Großen. Ihnen folgt Wigbert mit einer Schaarwacht. Die beiden Leibwächter stellen sich zu beiden Seiten des Kaisers, der seinen Herrscherschmuck angethan und auf einem Sessel sich niedergelassen hat.)

Kaiser.
Bewegen sich die Gräber,
Aus dunkler Herberg' ihre Gäste schütteln?
Das Wasser meiner Augen macht mich blind.

Ruthard (nachdem die Fürsten dem Kaiser gegenüber sich niedergelassen).
Wir sind die Fürsten Deutschland's, kommen hier
Zu halten einen Reichstag.

Kaiser.
Schon erkenn' ich
Euch alle dort. Ruthard! verdankt Ihr das
Erzbisthum Mainz nicht Eures Kaisers Gnade?
Ihr, Werner, das von Magdeburg? dankt Ihr
Nicht Jeder etwas mir? Saßt Ihr nicht alle
Bei mir zur Tafel einst, und wurdet satt
Von meiner Huld? Besitzt Ihr meine Gaben,
Und denkt nicht mehr des Gebers? Ihr auch, Udo!
Dem Bruder gleich, nicht wie ein Unterthan,
Gehalten nah am Herzen? — Hier ein Reichstag?
An diesem Orte hier? So gegen alles
Herkommen, ohne Sitt' und Brauch, und wider
Gesetzes Ordnung? Ward so schnell denn Alles
Entfugt, verrenkt, seit man der Herrschaft mich
Beraubt hat?

Ruthard.
Recht zu impfen und Gesetz
Auf abgelebten Stamm, sind wir gekommen!
Doch müssen wir, sei's auch mit Ungesetz,
Für jetzt den Schaden, der ihn krank gemacht,
Ausschneiden, heilen. Mit nicht minderm Recht,

Als Ihr da sitzt, im fürstlichen Ornat
Und Kaiserschmuck, — für Euch nur Lügenflitter,
Zumal an diesem Ort, der Euch verhöhnt
Und Eure Pracht, kann auch wohl ungesetzlich
Hinsichts der Weis' und Art gerichtstagt werden.
Ich bitte, legt den Schmuck in Demuth nieder,
Mit dem ein ungeziemend Spiel Ihr treibt!

Kaiser.

Ist's Euch nicht recht, daß Euer Herr und Kaiser
In würd'gem Schmuck sich auf dem Reichstag zeige?
Füg' ich in Eure Launen mich, so fügt Euch
In meine auch! Reichstagt! Ich bin dabei.

Ruthard.

Wohlan! Im Namen der Gerechtigkeit,
Im Namen Gottes und im Namen Heinrich's,
Heinrich's des Fünften, unsers ächten Königs,
Erklär' ich, Ruthard, Erzbischof von Mainz,
Zugleich mit dieser ganzen ehrenwerthen
Versammlung von Prälaten und den hohen
Weltlichen Herr'n, Euch, ehmals Kaiser Heinrich
Den Vierten, abgesetzt für Lebenszeit,
Und ford're Euch zur Anerkennung dessen
Die Reichskleinode ab, und leg' Euch vor,
Wollt Ihr nicht Zwang's gewärtig sein, freiwill'ger
Abdankung Urkund' hier zur Unterschrift.

Kaiser.

Was Grund und Ursach dessen führt Ihr an?

Ruthard.

Weil Ihr anmaßlich wider Volkes Willen
Auf Eurem Lügenrecht beharrt —

Werner.

Weil Ihr
Getrotzt dem Papst —

Adelbert.

Und Simonie getrieben.

Kaiser.

Ich Simonie? Sagt an, Ihr, Erzbischof
Von Mainz! sagt an, Bischof von Worms!

Erzbischof

Ihr dort von Magdeburg, zusammt den Andern!
Sagt alle an: Was hab' ich mit Gewalt,
Was Euch mit Schmeichlerlist geraubt? Wo klebt
Nur eines Gutes unrechtmäßiger
Besitz mir an? Auf Treu und Glauben frag' ich,
Antwortet nur ohn' Falsch, wie ich Euch frage:
Wem schenkt' ich nicht, wem raubt ich seine
Güter?

Adelbert.

Uns freilich nicht —

Kaiser.

Seht da! ich preise Gott,
Daß Ihr ohn' Unrecht mich darin erfunden.
Ich bitte, thut nicht wider Eure Treu'!
Ich bin in meinem Alter; endet nicht
So meinen Ruhm mit Schmach! Ich erbte auch
Sündhafte Regungen; ich schuldete
Dem bösen Beispiel sie und der Erziehung,
Dem jugendlichen ungestümen Blut!
Doch Engel huldvoll löschten sie im Bache
Des Richters; denn ich habe sie gebüßt
Mit aller Leiden reichgemess'nem Maß.
Wer ist von Euch so kühn, zu richten mich?
Wer hebt die Hand von Euch, sagt, er sei rein?
Wer wirft den ersten Stein auf mich? Seht doch!
Gefahr war meine Amme, Sorge hat
Dem Knaben schon ihr Wiegenlied gesungen;
Kampf war mein Pflegevater, zog mich groß.
Ihr nun, zumal Ihr, Priester! die Ihr wollet
Von Christi Huld und höchster Liebe sein,
Mögt doch des Unglücks Sprache nicht versteh'n?

Ruthard.

Legt Euren Trotz und Eure Krone ab,
So ist's gethan, und große Ehre soll
Euch werden jetzt, wie künftig Ruhm und Preis.

Kaiser.

Nein, Ruthard! ich begehre der gemeinen
Versammlung, wie es angeordnet ward,
Nicht solches ungesetzlich hier zusammen
Getretnen Afterreichstags.

Ruthard.

Afterkaiser Ihr!
Was trotzt Ihr uns mit Eurer kind'schen Hoffarth?
Wo sind die Krieger, Herr! wo Eure treuen
Leibwächter, d'rauf zu gründen Euren Trotz?

Kaiser.

Ich gründe ihn auf diese Zeichen hier;
Das sind die Zeichen kaiserlicher Würde!
Die hat des ew'gen Gottes Milde mir
Verliehen und der Fürsten freie Wahl!
Gott kann mich wol dabei erhalten, bin ich
Auch jetzt des Schutzes baar und blos gegeben
Dem Angriff schnöder Tück' und üpp'ger Habsucht,
Die rings umher im fetten Boden wuchert
Von tauber Blüthe und von fauler Frucht.
Leibwächter werden seine Engel, Flammen
Die Waffen mir zu Schutz und Trutz! Wohl auf!
Zum Kampf ihr Priester und ihr Großen! Wagt's!
Kämpft mit dem Himmel! Werbt die Hölle an!

Erster Leibwächter (zu Wigbert, der sich bemüht, ihn herauszudrängen).

Geht mir vom Leibe, Herr! wenn ich nicht
Schlagschatten in Euer Gesicht malen soll! Wollt
Ihr meinen Spieß? Hier ist er! (Hält die Lanze vor.)

Ruthard.

Ein frecher Sklave, nach des Herrn Zuschnitt,
Verderbt in Trotz und Hoffarth!

Wigbert.

Weg den Spieß!

Leibtrabant.
Fort mit der Hand!
Wigbert.
Ich lehr' Euch trotzig sein! (schlägt nach ihm.)
Leibtrabant.
Ich lehr' Euch bluten, Herr! (durchsticht den Wigbert.)
Wigbert.
Ich hab' genug.
Gott sei mir gnädig! (stirbt.)
Werner.
Haut den Schurken nieder!
(Der Leibtrabant fällt unter vielen Streichen.)
Leibtrabant.
Hilf, gütiger Himmel! hilf meinem armen, lieben Herrn! Vergib mir meine Sünden um der Treue willen, die ich meinem Herrn gehalten bis in den Tod! (stirbt.)
Udo.
Da brach ein wackres Herz!
Werner.
Seid Ihr von Sinnen?
Ein Schurkenherz!
Kaiser.
Wird Treue so belohnt?
Dann wuchre, wuchre Untreu und Verrath!
Verhöhnt, verkannt geht Treue auf der Erde.
Ruthard.
Gebt Ihr die Krone nicht heraus? Ihr wartet
Auf Eure Krieger wol, die himmlische
Heerschaar? wollt Ihr, daß wir Euch zwingen sollen?
Kaiser.
Wie, wagtet Ihr so großes Unrecht? Mein!
Das wagt Ihr nicht, zu legen Euer Hand
An mein gesalbtes Haupt! Gott ist mein Schutz.
(Ruthard nähret sich ihm und streckt die Hand nach seiner Krone aus.)
Weg da die Hand! Wer greift nach meiner Krone?
Verruchter Priester, seht? ich halte sie! —
Wer zieht die Hand mir von der Krone weg?
Ruthard (reißt ihm die Krone vom Haupte).
Ich, schwacher Mann!
Kaiser.
O, unerhörte Schmach!
Werner.
Den Kaisermantel reißt herab!
Kaiser.
Steht keiner
Mir bei in meiner Noth?
Andre.
Das Königsscepter
Entwindet ihm.
Andre.
Zieht ihn von seinem Stuhl!
(Sie fallen über ihn her, entkleiden ihn des Schmucks und ziehen ihn vom Stuhle.)
Udo.
Ihr Wölfe! haltet inne! Räuberisches
Gewild, von Menschen nicht gezeugt. Wer heißt
So weit Euch geh'n? Verflucht sei Eure Hand!
Verflucht mein Mund, der solchem Thun geschwiegen.
Ruthard.
Ich ganz allein nehm' diese That auf mich.
Kaiser.
O, weh mir, weh! Macht wird's vor meinen Augen!
Zerreißt mich! Viertheilt mich! Reißt mich in Stücken!
Dann geht von hinnen! Tragt zum lieben Sohn
Ein Jeder, was er nahm, ein Stück vom Kaiser!
Sei still, mein armes Herz! Sie höhnen sonst
Und treten mich noch unter ihre Füße.
(Sinkt, von Udo unterstützt, kraftlos zusammen.)
Udo.
Könnt Ihr dies leiden seh'n? Es fehlt, Ihr lachtet
Bei diesem traur'gen Anblick, wilde Herzen!
Ruthard.
Der Sieg ist unser. Wir behaupteten
Nur eine Weile noch, zum Zeugniß dessen,
Das Schlachtfeld, räumen's nun und schwingen hoch
Die Zeichen unsres Sieg's. Folgt mir zum König!
(Alle, bis auf Kaiser und Udo, gehen ab.)
Udo.
Wie ist Euch, Kaiser?
Kaiser.
Matt, zum Tode matt!
Der Leichnam richtet sich empor und drängt
Den Haufen Erde weg. Was bin ich mehr
Als Leichnam, Schatten, abgehetztes Wild,
Das freie Jagd für Jeglichem gewesen.
Was bin ich mehr? Den Kaiser schälten sie
Mir ab mit tempelschänderischen Händen.
Der Kern macht nicht die Nuß, die Schaale macht sie.
Der Rest bleibt übrig: Narrheit, ganz entkleidet
Des Purpurs kaiserlicher Majestät,
Der, wo er etwa Blößen gab, schon längst
Die Narrenjacke zeigte! Bettelthum!
Das nackte Sein, das, wie es kann, sich fristet!
Ein stattlich Bild, durch eigen Zug gewandelt
Zur Frage! Ein erhab'nes Schauspiel, Posse
Im letzten Aufzug! —
Udo.
Frevelt nicht! Erhebt Euch
Zum richtenden Himmel!
Kaiser.
Auswuchs menschlicher
Natur ist Menschlichkeit! Vergebung schlage

Herberge beim Gezücht der Wüste auf!
Fluch sei Gebet, und Rache Feldgeschrei
Strafender Engel.

Udo.

Seid ein Mann doch, Kaiser!
Ihr wart ein Fürst, seid mind'stens nun ein Mann!

Kaiser.

Auch Ihr seid eine Natter, habt im Dunkeln
Euch an mein Herz geringelt. G'rade Euch
Hab' ich geliebt vor Allen, g'rade Ihr
Habt mich am schmerzlichsten verwundet, Ihr
Gabt mir den Herzstoß. O! Ihr habt an mir
Nicht gut gehandelt, Udo!

Udo.

Schmäht mich nur!
Ich hab's verdient. Ich Thor! ich bös'rer Thor,
Der Unrecht nahm für Recht in blinder Klugheit!
Mit Thränen wasch' ich nun die Augen aus,
Daß sie von jetzt an heller sehen mögen.

Kaiser.

So zollt aus Tausenden doch einer mir
Sein Mitleid! Diese Größe, so herab
Gestürzt! Zum kleinsten Punct zusammen so
Gezogen dieser kaiserlichen Macht
Weitsprüh'nde Sonnenscheibe! Solches Schicksal
War Thränen werth! — Ihr tragt den Zoll der Thränen
Mir ab, aus Tausenden doch Einer! — Bin
Ich denn ein Kind, das weinen kann und lächeln
Im selben Augenblick? — Dies Spielzeug da
Von Thränen hat den Sturm der Seele, hat
Des Herzens Groll beschwichtigt. Und wie oft
Mich auch Verrath gekränkt, gehöhnt, zuletzt
Mich so entkleidet und vernichtet hat, ich ward
Doch gläubig stets erfunden!

(Friedrich und Agnes treten ein.)

Agnes.

Hab' ich Dich
Und lebend noch, mein Vater?

Kaiser.

Kommst Du, Engel
Des Trostes und des Lichts, mein treuer Arzt?

Agnes.

Ich wähnte Dich getödtet oder sterbend
Vor Gram und tiefem Kummer.

Kaiser.

Ja! sie hätten
Mich fast zerrissen, Tochter! Doch sie haben
Mich nur beschmutzt, zertreten, der von ihnen
Sich wandte wie ein Wurm.

Friedrich.

Laßt ihnen nur
Den Lohn der Sünde, der als goldne Geißel
Sie strafend quält! Schon schreitet, wie ein Riese,
Durch's Seelendunkel Heinrich's, Eures Sohns,
Gewissensangst und legt an Ketten ihn.
Dem dankt Ihr, daß Ihr ledig seid der Haft,
Und wie ein Vogel frei.

Kaiser.

Frei, sagst Du, frei?
Wächst mir kein Fittig? hebt die Luft mich nicht
Hinweg? Vergebung meinem Sohn! Für dies
Geschenk Vergebung meinem Mörder!

Friedrich.

Als wir ihn
Mit Bitten drängten, das Gewissen schon
Des Herzens zähes Wachs ihm weich gemacht
Für tiefern Eindruck, sagt' er weder Ja,
Noch Nein, doch schien er Eure Flucht zu wünschen.
Ergreift den Augenblick! Die Zeit ist reif;
Denn Keiner, hoff ich, hindert Eure Flucht.

Agnes.

Und an des Schlosses Pforten wartet Deiner
Der treue Erchenbald mit schnellen Rossen
Und auserles'nen Dienern. Uns're Wünsche
Begleiten Dich, Schutzengel, die im Himmel
Wohl angeschrieben sind.

Friedrich.

Wir unterdessen,
Wir wirken hier für Euch bei Eurem Sohn.

Udo.

Doch wohin wollt Ihr wenden Eure Flucht?

Kaiser.

Wohin der Wind mich trägt! — Doch kenn' ich Einen,
Dem ich nichts gab, der mich auch nicht verräth,
Zu Lüttich, Bischof Olbert; der verschließt
Sein Haus mir nicht; da find' ich mein Asyl.

Agnes.

Ach! meine Seele schaut durch trübe Thränen
Hinaus in unsrer Zukunft Land. Sie findet
Es traurig, winterlich; steht für Cypressen
Des fernen Landes Blüthenbäume an,
Für Gräber seine Blumenhügel. So
Malt Ahnung, stichlt hinweg den frommen Stern
Des Wiedersehens, daß ich weinen muß.

Kaiser.

Laß Deiner Augen blaues Meer verschlingen
Die traur'gen Perlen, wo kein Taucher sie
Vermag zu finden! — —

Agnes.

Wenn Du stirb'st,
Wer wird Dich pflegen? wenn Dir Nahrung fehlt,
Wer wird Dir Deine Nahrung reichen, Vater?
Ach! wenn wir jetzt zum letzten Mal uns sähen,
Und niemals wieder!?

Kaiser.

Fröhlich sterb' ich dann
Im vollen Athemzug der Freiheit; komme
Zu unsrer großen Ahnenschaft. Lebt wohl!

Wie Ihr, an Lieb' und Tugend reich, sei Euer
Geschlecht, Ihr Lieben! — —
Wie Ihr in meiner höchsten Noth mich nicht
Verlassen, fehle nie des Freundes Zuspruch
Und Trost der Thränen, wenn Ihr sie bedürft!

Udo.

Empfangt noch einmal meinen Huldigungseid!
Entfürstet auch, in Dürftigkeit und fern
Von Eurem Reich, bleibt Ihr mein ächter König!
Nicht einen sonst erkenn' ich über mir.

Agnes.

Empfange meinen Eid — daß Du im Herzen
Allein mir lebst, daß jede andre Regung
In Bann gethan sei, die von meiner Liebe
Zu Dir ein Tättelchen nur raubt'!

Friedrich.

Ich schwöre,
Daß ich mein Schwert nur für das Recht, für Euch,
Wenn's Gott gibt, ziehen will.

Kaiser.

Habt meinen Dank!
Ach! meine Kraft, seit Langem untergraben
Vom wilden Bohr des Grams, doch immer wieder
Gestützt durch alten Stolz und alter Größe
Erinnerung, dem Fallen oft schon nah,
Ich fühl's, sie sinkt und wird nicht lang' mehr halten.
Noch einmal will ich unter Menschen gehen.
Noch einmal soll die Luft, wie eine süße
Geliebte, mir mit schmeichlerischem Arm
Umfangen Wang' und Brust. Die Bäume rauschen
Von Freiheitsträumen mächtig, — Vögel singen
Von Freiheitslust! — Führt in die Freiheit mich!
(Alle gehen ab.)

Dritte Scene.

Ein anderes Zimmer im Schlosse.
König Heinrich und Ruthard.

Heinrich.

Jetzt, guter Ruthard! lach' und spott ich aller
Beschuldigungen blöden Menschensinn's.
Jetzt bin ich Herr der Welt!

Ruthard.

Ganz Deutschland huldigt
Zu diesem Kniefall!

Heinrich (hält Ruthard, der im Begriff war, niederzufallen).

Nein! Ihr sollt nicht knieen,
Wenn Tausende ihrem neuen Herrscher bringen
Der Ehrfurcht Zoll, Ihr steht zur Seite mir.
Ihr seid die Halbscheid meines Ichs.

Ruthard.

Ich zins' Euch
Mit Wucher.

Heinrich.

Meinen Dank im Voraus! Einen
Prozeß, der menschlichem Natur entgegen,
Hab' ich geführt, gewann ihn. Ungesetz
Als Anwalt triumphirte. Nehmt Ihr mir
Des Frevels Hälfte ab?

Ruthard.

Ich nehme hin,
Was Ihr mir gebt.

Heinrich.

Da hab' ich eine Last,
Zu schwer für mich. Ich bitte, nehmt sie ganz!
Befreit von meinem Vater mich! Verwahret ihn!

Ruthard.

Ihr kommt entgegen meinem höchsten Wunsch.

Heinrich.

Seid nicht so wortkarg! Sprecht! Wißt Ihr kein Mittel
Der Schlange ihren Giftzahn auszubrechen?

Ruthard.

Ein welscher Arzt —

Heinrich.

Schweigt, schweigt! Wenn Jemand lauschte!
Doch wie? wenn ich den Vater frei zu lassen
Schon die Befehle ausgestellt? Wenn sie
Vollzogen sind?

Ruthard.

Ihr scherzt mit ernster Sache.

Heinrich.

Der Kaiser ist entfloh'n, nicht ohne mein
Begehr; nicht ohne mein Gebot, ließ ihn
Die Wache an des Schlosses Pforte durch.

Ruthard.

Das habt Ihr nicht gethan! — er findet Hände,
Er wirbt ein Heer.

Heinrich.

So lang er neben mir
In diesem Schlosse athmete, war dumpf
Die Luft mir zum Ersticken. Offner Krieg
Sei Losung jetzt! Ich brauch' ihn zur Betäubung,
Ich brauch' ihn, meines Ansehn's letzten Rest
Zu retten, Ruthard! Eine Freude schlug
Euch fehl. Ersinnen wir ein andres Spiel!
Hängt mir des Vaters Purpurmantel um,
Zu seh'n, wie er mir steht!

Ruthard (hängt ihm den Purpurmantel um).

Heil Euch, mein König!

Heinrich.

Dank mein Vasall! Die Krone gebt mir noch!

Ruthard (nachdem er ihm die Krone aufgesetzt).

Beliebt's? den Scepter.

Heinrich.

Gebt! Doch hier die Perlen
Am Griffe glänzen Thränen gleich. Der Scepter
Ist feucht von meines Vaters Thränen. Nehmt!
Ich mag den Scepter nicht.

Ruthard.

Den goldnen
Reichsapfel hier?

Heinrich.

Die eine Hälfte mag
Gesund sein, doch die andre ist vergiftet.
Seid Ihr gewillt, mir Gift zu geben? Geht!
Ich mag den Apfel nicht.

Ruthard.

Den Reichsspeer hier?

Heinrich.

Der bindet meine Hände. Frei muß sein
Des Königs Hand. Ich mag die Lanze nicht!
Bringt einen Spiegel mir, mein Ebenbild
Zu sehn, zu mustern die gefürstete
Gestalt! (Ruthard bringt einen Spiegel.)
Da steht mein Doppelgänger! Laß
Dich fühlen! Du bist Schein, bist Nichts! Bin ich
Auch Spiegelbild? Ist Sein auch Schein? Aeff' ich,
Wie Du mich äffst, ein unsichtbares Ich
Nur nach? Ist dies nur wahr? und ist die Form,
Die äußerlich wir zeigen, nur das Kleid
Des innern Sein's, der Affe unsers Wesens?
Wie? Oder sind Gedanken, innrer Stolz
Und adliges Gemüth nur Kinder dessen,
Was an uns hängt, der Uebung eingelernten
Gebrauchs? Nach unsers Kleides Zuschnitt uns
Erträglich angepaßt? Macht wahres Sein
Den Schein und umgekehrt? Wo liegt die Würde
Des Menschen hier?

Ruthard.

In dem Prokrustesbett
Des eignen Willens, Herr, der Kleines dehnt
Zum Riesen und das Riesige kürzt zum Zwerg.

Heinrich.

Mühsel'ge Arbeit dennoch, schmerzliche! —
Die dank' ich Euch.

Ruthard.

Mir diesen Vorwurf, König?

Heinrich.

Mehr noch als das! die Qual, die ich erduldet
Am heut'gen Tag, die aus dem Hinterhalt
Der Seele längst schon murrte, die mich jetzt,
Gleich einem Tiger, schnellen Sprungs ercackt,
Daß all' mein Sein in einen Schmerz zusammen
Sich krümmt und zuckt, wie ein gepeinigt Thier,
Die dank ich Euch! Daß meine Jugend bis
In's Mark so angesteckt ist und so faul,
Das dank' ich Euch! Daß ich so viele Nächte
Auf weichem Pfühle, wie auf heißem Rost,
Geschlafen, halb und halb gewacht, gehohnneckt
Von Ausgeburten wüster Phantasie,
Die unter wilden Weh'n mein Haupt erzeugte,
Das dank' ich Euch!

Ruthard.

Mir? König! Alles mir?
Sprecht! fände nicht der Stahl den Funken schon
Im Steine vor, möcht' er den Funken wecken?
Weß zeiht Ihr mich?

Heinrich.

Ihr habt geheime Wünsche,
Die sich des Daseins kaum bewußt, genährt
Mit trüglicher Lockspeise, habt das Streben
Nach Hoheit hingelenkt zum falschen Ziel.

Ruthard.

Daß Euch, was groß ist, nicht für groß mehr gilt,
Ist's meine Schuld? Kann ich das Künftige
Berechnen? Durft ich ahnen, daß Gewissen,
Der melancholi'sche Marr, einst gasten werde
Bei Euch am Tisch der Freuden? Eurem Heil
Entsprechend, glaubt' ich, wäre meine Lehre.
Gelang's Euch früher doch, an schmutz'ger That
Zu schneuern, bis sie blank war und gereinigt
Und glänzend, wie ein nackter Cherub ist.
Was frommt Euch die Betrachtung des Geschehnen,
Die ein Spion ist, der die Gegenwart
An traurige Vergangenheit verräth?
Ihr schmeicheltet auf's schmale Bret mich hin,
Das auf des Glückes Schiff mich führen sollte!
Jetzt zieht Ihr's unter meinen Füßen fort.

Heinrich.

Flieht! eh' das Brettlein sinkt.

Ruthard.

Ich gab mich ganz
Euch hin, Ihr habt mich einzig ganz erkannt.

Heinrich.

Ja! traur'ge Kenntniß, hab' ich mir erschmeichelt.
Giftmischer Ihr! Den brauch ich nicht am Hof.
Aus meinen Augen! Ihr seid gleich dem Stein,
Der mir im Weg liegt, d'ran ich wund mich stieß!

Ruthard.

So geh' denn flüchtig, alte Lieb und Huld!
Schen' vor dem Kaisermantel, fahre hin!
Ich will Euch quälen wie ein Geist der Hölle,
Der selbst der Sünde größter Künstler ist,
Und dennoch grinsend dem Verdammten vorhält
Den Frevel, Frevels Strafe, und der Strafe
Unausgeschöpftes Maß. Was seid Ihr, Heinrich?
Ein zweiter Absalom! Ein Höhner dessen,
Was das Gepräge trägt der Heiligkeit!
Des Vaters Kron' erstürmend, mit der Schaar
Unsaubrer Ränke! dann das heil'ge Haupt
Begeifernd mit der Schlangentücke Schaum!

Heinrich.

Ihr alter Höhner! schlecht steht Euch Moral.

Ruthard.

Wie wollt Ihr herrschen, dem das Ich nur gilt?

Heinrich.

Wie Ihr belehrt mich habt! Der Staat bedeutet
Im Einzelnen nur Alles. Seht! aus Eurem
Rüsthaus nehm' ich zu Schutz und Trug mir Waffen!

Ruthard.

Zweischneid'ges Schwert war meine Lehre, trug
In ihrem Schooße Euer Heil, doch auch
Den bösen Zwillingsbruder, das Gewissen.

Heinrich.
Die böse Schneide kehr' ich gegen Euch;
Den Waffenschmied verdirbt sein eignes Werk.

Ruthard.
Mich stoßt Ihr so, den eing'gen Freund, von Euch?

Heinrich.
Uns, nachgepflanzt, geht Licht und Sonne aus.

Ruthard.
Wie wollt Ihr Lieb' erwarten, dankt Ihr so?

Heinrich.
Im königlichen Schmucke sitz' ich hier,
Und nicht umsonst, ich spreche jetzt als ächter
Rechtssprießer; richte gegen Euch den ersten
Act der Gerechtigkeit in meiner Herrschaft.
Seid denn verbannt! so will's des Königs Spruch.

Ruthard.
Ist's Euer Spruch, wünsch' ich zum Abschied so:
Euch mache Eure Herrschaft nimmer froh!
Zweideut'ge Saat, von mir gesät, geh' auf,
Voll Hoffnung erst, Euch zum Verderben drauf!
Im Kampf mit Welt und Kirche sonder Ziel,
Fortsetzend Trug, seid des Gewissens Spiel!
Halb Werk sei Euer Leben, ohne Schluß,
Des Wirkens Mitte nur, voll Ueberdruß!
Ganz ohne Freund, in Wüstenei allein,
Nachdem Ihr mich verstoßen, mögt Ihr sein!
(Geht ab.)

Heinrich (allein).
Ich fühl's, ich bin allein und keiner ist
Mit mir, als nur ich selbst. Verlaß Dich nicht!
Wirf nicht Dein altes Ich von Dir! Was hast Du
Noch Andres, Heinrich? Sei Dir selbst getreu.
Ein arger Gegner will Dich mit Dir selbst
Verfeinden; nimm Dich vor dem Feind in Acht!
Wenn's einen Spiegel für mein Innres gäbe,
Wie sah' es aus? — Du predigst, thör'ger Mund?
Wem? — Mir? — Doch meine Ohren hören's nicht.
Mein Haupt fühlt tiefer die Moral, es fühlt
Die goldne Kohle, Krone, wie sie heißt;
Sie sengt ins Hirn. Der Purpurmantel liegt
Zu schwer auf mir. Vielleicht ist's auch mein Blut,
Das sich verdickt durch meine Adern wälzt.
Ich leid' am Alp — fort Kaisermantel! — fort! —
Du machst mein Haupt blutrünstig, eitle Krone!
(indem er Krone und Kaisermantel abwirft.)
Mein Unrecht sei mein Recht! die Satzung geb' ich!
Hab' ich mich auf dem Thron erst fest gefußt,
Tödt' ich die Meinungen, die mir gebaut
Der Herrschaft Grund, bekämpf' ich kühn die Kirche,
Tret' die Tiare in den Staub und pflanze
Hoch auf den Vatikan das königliche
Panier des deutschen Reichs, des Rechtes Fahne.
In Arbeit sorg' ich mein Gewissen ein,
Verbaue so mit königlichen Werken
Mein Selbst, daß sich die Schaar der nagenden
Vorwürf' umsonst nach einer Pforte umsieht.
Euch nur, Kleinode, die ihr meine Augen
Ausbrennt und mein Gewissen nährt, deck' ich
Hier mit dem Purpurmantel zu. Doch mag ich
Der Greif nicht sein, der goldne Schätze hütet.
Ihr Kettenhunde an der Thür' habt Acht!
(auf die Thür zuschreitend.)
Ihr Diener, Diener, her zur Kronenwacht! (ab.)

Vierte Scene.

Zimmer zu Lüttich. Es ist Nacht.
Bischof Otbert (einen Brief in der Hand); Meinhard, sein Diener (schlafend).

Otbert.
Die ganze Welt geht irr', der Himmelsgeist
That einen Fehlgriff diesmal. Ich kann nicht
Gut nennen, was er jetzt hat zu gelassen.
Verrechnet hat die ew'ge Weisheit sich
In Zweck und Mittel. Thor! weißt Du denn auch,
Was Mittel oder Zweck, bös' oder gut
In diesem Thatenwirrniß ist? zankst Du
Mit Gott? Dein altes Auge ist geblendet;
Schlag's zu und öffn' es, wenn Du sehen kannst!
Bemüht, wie sonst, in Büchern alter Weisheit
Den Kern zu finden, für den Wissensdurst
Mir aufzusuchen einen Quell, den ich
In meines Geistes trocknes Land mir leite,
Bleib' ich doch stehen unverrückt beim ersten
Buchstaben, da mein Blick stets willenlos
Hinüber schweift in diesen Unglücksbrief.
Der Kaiser von dem eignen Sohn um Reich
Und Krone straßenräuberisch bestohlen!
Jetzt nackt und schuldlos irrend durch die Welt,
Landstreichern gleich, auf eigner Herrschaft Boden
Ein Bettler! — So steht's hier im Brief, und hier
Im Herzen Antwort, freundliche, voll Lieb'
Und Huld für meinen Kaiser überströmend.
Könnt' er sie lesen in der Fern', er nähme
Hierher den Weg. Schleppt sich die Nacht so träge
Von hinnen oder ist's mein eigner Geist,
Der sich so bleiern hängt an ihren Pendel
Und ihn beschwert? Tief ist's schon in der Nacht.
Sie läßt die lichten Sterne, gaukelnde
Goldbienen, aus, die mit den Strahlenflügeln
Um unsichtbare Himmelsblüthen schweben,
Schließt Blumen ihre matten Wimpern zu,
Hüllt ein im Nebelbett das träumerische
Gebüsch, malt an des Menschenauges dunkle
Rückseite Bilder, daß es sich ergötze,
Wenn es nach innen sieht, an ihren Farben:
Und Alles schläft. Nur ich, ich wache noch,
Vielleicht noch Einer außer mir.
(Es klopft am Fenster.)
Wer klopft?
Wer stört mich auf?

Erchenbald (draußen).
Ich bitt' Euch, herbergt uns!

Otbert.

Wir haben eine schöne Nacht. Bleibt draußen!
Verdächtig sind die Zeiten jetzt.

Kaiser (draußen).

Gebt uns
Herberge! Seid barmherzig, harter Priester!

Otbert.

Des Kaisers Stimme!

Erchenbald.

Keines Andern.

Otbert (den Diener aus dem Schlafe rüttelnd).

Meinhard!
Auf, Meinhard! Schüttle Deinen Schlaf von Dir!
Geh! öffne meines Hauses Pforte! Laß
Das Unglück ein in meine Friedeswohnung!
Eil' Dich, mein Bursch! (Meinhard thut's.)
Vor Gram und Freude schlägt
Mein Herz, daß hier an meiner Tafel soll
Geliebter Kummer gasten. Nur herein!

(Kaiser, Erchenbald und Diener treten auf.)

Kaiser (mit bittrem Spott).

Erkennt Ihr Euren Herrn und Kaiser noch?
Beugt Euch vor mir, Vasall!

Otbert.

So log der Brief,
Den ich hier halte, nicht. Auch war die Antwort,
Hier in der Brust, Euch lesbar in der Ferne. —
Ihr kommt zu mir! O schlimme Schicksalswandlung!

Kaiser.

Ist hier kein Thron? der Sessel ist mir recht;
Hier will ich niedersitzen! — Bischof Otbert!
Ich gab Euch nichts, ich habe nie für Euch
Gesorgt, Ihr lagt mir fern, ganz außer meinem
Gesichtskreis. Sprecht! was gebt Ihr mir dafür?

Otbert.

Was ich besitze, ist zur Hälfte nicht,
Ist Euer ganz.

Kaiser.

In einem Priester, einem
Leviten so viel Samaritertugend?!
Ich wußt' es wohl. Ihr habt Euch nie gedrängt
Zum Sonnenkreis des Thrones, dort zu glänzen
Im kalten Wiederschein, dem Monde gleich;
Nun, da ich ausgebrannt, gebt Ihr von Eurem
Geringen Strahlenreichthum Wärme mir.

Erchenbald.

Wer viel verlangt, gibt auch vom Reichthum nichts,
Vom Wen'gen spendet gern, wer nichts begehrt.

Otbert.

Mein ganzes Haus steht zu Gebote Euch.

Kaiser.

Ein Lager nur begehr' ich groß genug,
Es mit dem treuen Erchenbald zu theilen.

Otbert.

Bald sammeln wir ein Heer, um Euer Recht
Zu schützen; denn der Freunde hab' ich viel.
Auch dieser Brief, der Bote Eures Unglücks,
Spricht uns von Hoffnung. Also schreibt der Herzog
Von Lotharingen, Heinrich, daß zu ihm
Der wackern Kämpen Viele sich gesellt,
Daß nächstens zu befehden er gedenke
Den falschen König, Euren Sohn, der noch
Belagert hält die treue Bürgerschaft
Von Köln, und, tapfern Widerstandes nicht
Gewärtig, gegen Erd' und Himmel raf't.

Kaiser.

Reichsstädter, treu wie Gold! In ihnen lebt
Der Freiheit Sinn, doch auch Gefühl des Rechts,
Das jenen dämmt in's Bette des Gehorsams.
Für mich soll Bürgerblut nicht fließen; ich
Bin todt; wer kämpft für einen Leichnam? Wir
Ist wohl, mir ist, als soll' ich mich zerblättern;
Gleich einer Blume ist mir, die verächtlich
Aus einem prächt'gen Garten ward gerissen,
Und nun am Fenster eines armen Mannes
In Scherben wächst, sich seiner Sorgfalt freut,
Doch fröhlich zuwelkt einem lieben Tode,
Seht Ihr den Tod auf meiner Stirne nicht?

Otbert.

Zwar Lebensmüh', doch Lebensfülle auch.

Kaiser.

Im Herzen, fühl' ich, wohnt er mir.

Erchenbald (leise zu Otbert).

Ich sehe
Verändert seine Züge, fahl, und fürchte,
Der Tod ist nah.

Kaiser.

Was flüstert Ihr? Ihr wißt
Argwöhnisch sind die Kranken. Spracht Ihr nicht
Von meinem Tode jetzt?

Erchenbald.

Ich sagte nur,
Daß Euer Auge glänzt, wie niemals sonst,
Verklärt von Lebens innerster Gewalt.

Kaiser.

Und wißt Ihr nicht, daß ein verklärtes Auge
Des Todes Merkmal ist? In's Auge sich
Die letzte Lebenskraft dann drängt?
Im Kriege
Zieht Schaar auf Schaar verwüstend durch das Land,
Und diese raubt, was jene übergangen.
So raffte hin das Elend dieser Flucht
Den Lebensüberrest, den Gram mir ließ.

Otbert.

Mein Kaiser! Stark, seid stark! So lang der Mensch
Noch lebt, so lange hofft und wünscht er auch.

Kaiser.

Die eitlen Bitten und die stolzen Wünsche
Erfüllt der Himmel vorschnell. Best're sind

Bittbriefe, unerbrochen, ungelesen;
Jetzt hab' ich keinen, da's zu Ende geht.
Der Tod wird nächstens seinen Einzug halten;
Das fühl' ich wohl. Den Geist, die ew'ge Blüthe
Kömmt er zu pflücken vom verwelkten Stengel.
Der Tag läßt seine Sonnenwimper fallen —
Die Nacht verhängt das Schattenspiel — die Welt
Ist eine Augenhöhle ohne Auge —
Schwarz, finster — Sieh' da ziehn die Sterne auf,
Des Glaubens Sterne, liebe goldne Sterne! —
(Seine Sprache ist allmählig schwächer geworden, das Haupt sinkt in den Lehnstuhl zurück; Erchenbald unterstützt ihn.)

Erchenbald.

Mein lieber Herr! verweilt im Leben noch!
Macht uns noch nicht zu Waisen! Bleibt noch bei uns!

Kaiser (sich ermannend).

So stirb' ich unter lieben Händen doch!
Nur wenige Pulsschläge, dann ist's aus.
Seht, Bischof! Eure Lampe sinkt, sie zehrt
Am letzten Oel, sie thut's dem Kaiser gleich.
Zieht aus der Scheide mir das Schwert! Nehmt's hin,
Mein treuer Erchenbald! — Ich hab's mit Ehren
Geführt! — Bringt's meinem Sohne Heinrich!
Sagt,
Ich ließ ihn grüßen, ich vergeb' ihm!
Er mög' ein Vater seines Volkes sein,
Ein um so besserer Fürst, als er mir war
Ein schlechter Sohn! — Er möge meine Diener
Nicht von sich stoßen! Möge seinen Haß
Begraben mit dem Vater! Kommt heran,
Ihr meine Treuen! (die Diener stellen sich um den Sterbenden)
daß mein brechend Auge
Um mich versammelt sehe, was mich liebt!
Seid Eurem neuen Herrn getreu, wie mir!
Grüßt meine Agnes, meinen Friedrich! Ein
Geschlecht von Kön'gen, einen Heldenzug
Von Enkeln reicht die Folgezeit an sie,
Geschmückt mit Deutschlands Krone, mit Italiens
Und mit des fernen Ostlands Krone, wo
Der Heiland hat gewandelt. Trocknet doch
Den Todesschweiß von meiner Stirn. Lebt wohl!
(Sie knien um ihn, küssen ihm die Hände.)

Kaiser (wie in Verklärung mit erhobner Stimme).

Bin ich schon bei den Seligen? Knie'n dort
Nicht Engel um mich? Ach! sie kleiden mich
In weiß Gewand mit goldnen Borten, schmücken
Mit bunten Bändern mich und Blumen, ringeln
Mein braunes Haar und wischen mit geweihten
Schweißtüchern von der Hand den Kummerschweiß,
Bereiten auch den goldnen Sessel neben
Der großen kaiserlichen Ahnenschaft! —
Drauf soll ich sitzen! — Und das Morgenroth
Scheint hell herein und blendet mich, — den Glanz
Verträgt mein Auge nicht, — legt still mich zu.

Erchenbald.

Du hast des Unglücks schon zu viel gesehn;
Den letzten Liebesdienst will ich Dir leisten.
(drückt ihm die Augen zu, der Kaiser stirbt.)

Otbert.

Die Stirn ist kalt.

Erchenbald.

Die Hand ist abgestorben.

Otbert.

Er wohnt im Glanz; wir bleiben in der Nacht
Zurück und schaun mit Schwindeln in die Tiefen
Des menschlichen Geschicks. Wir fragen ewig
Hinab; verworren tönt's herauf — doch Antwort
Gibt uns kein guter Geist. Wer löst das Räthsel?
(Der Vorhang fällt.)

Mittheilungen über den Faust.

1) Das Volksbuch.

Von Ph. v. Leitner.

Als in der christlichen Weltanschauung eine Scheidung des Diesseits und Jenseits eintrat; als für Kümmernisse, für Noth und Leiden hier auf Erden dort oben himmlische Freuden versprochen wurden: da leitete oft das immer etwas argwöhnische und neidische Volk den übergroßen Aufwand, Pracht und Ehre Einiger vom Teufel, als dem Urheber, ab, ließ jene für die hiesigen Freuden die jenseitige Glückseligkeit verkaufen, und der Gott der Welt, wie der Teufel sehr charakteristisch genannt wurde, erhielt nach dem Tode Leib und Seele, um sie im Höllenpfuhle ewiger Pein preiszugeben. Dies wurde vom Volke allgemein als ein herabsteigender Religionscultus betrachtet; der alleinige und wahre Gott wurde in dem schriftlichen Bunde mit dem Teufel abgeleugnet, und statt

seiner der Gott der Welt als Herr und Meister anerkannt. Schon im hohen Mittelalter finden sich Ueberlieferungen von Gottesleugnern, und die kürzlich aufgefundene Sage von Militarius, einem Ritter, so wie die schon früher bekannte vom Bischof Theophilus, der um 835 zu Adana in Cilicien lebte, erzählen von einem schriftlichen Bunde mit dem Teufel um geistlicher Ehre und Wollust willen. Namentlich war die letztere Sage durch Legenden und Volksbücher weit verbreitet, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß ein Geistlicher hier der Gegenstand ist. Denn innerhalb des Catholicismus stand ein geheiligter Priesterstand weit über die andern Menschen, ihm waren ausschließlich oder doch zur Austheilung die geheimnißvollen Segnungen der Religion in den Sacramenten anvertraut, und wer von ihnen abfiel, kam in Gefahr, durch den geheimnißvollen Fluch der Sinnlichkeit zu verderben. Diese Gefahr war für die Geistlichen um so größer, als sie höher und erhabener in der Meinung der Menschen dastanden, sie unterlagen am leichtesten dem eigenen Hochmuthe und Stolze, und waren deshalb am meisten dem Argwohne und Neide des Volkes ausgesetzt; ihr Sturz von der geweihten Höhe war um so schrecklicher, und gemahnte am stärksten zur Demuth und Bescheidenheit. Doch nicht bloß diese Seite brachte die Geistlichen oft in den Ruf, einen Bund mit dem Teufel zu haben, auch die Beschäftigung mit Wissenschaften, die dem gewöhnlichen Sinne des Volkes weit entlegen waren, und die von ihm argwöhnisch und mißtrauisch beobachtet wurden; so das Erlernen von fern entlegenen Sprachen, besonders der hebräischen, in der Mathematik die Beschäftigung mit Zeichen, die dem Volke fremd waren, besonders aber die Kunde der Naturwissenschaften, das Vorhersagen von Ereignissen in der Natur, und die durch die natürliche Magie erfolgte Erzeugung von Dingen und Phänomenen, welches Alles namentlich von Geistlichen, die während des Mittelalters allein die Gelehrsamkeit besahen, getrieben wurde, und sie kamen hierdurch eben so, wie durch das früher Erwähnte in den Ruf einer nahen Verbindung mit dem Satan. Denn durch die fremden Sprachen gelang es ihnen, in geheimnißvollen Worten die Geister zu beschwören, die Mathematik gab ihnen Zeichen, welche die Geister bannen konnten, sie lehrte ferner, in die Naturwissenschaft übergehend, die Gestirne des Himmels kennen, und daraus die Geschicke der Menschen erforschen, die Naturwissenschaften gaben ihnen Kunde von Ereignissen, die bald eintreffen mußten, und ließen sie selbst manches dem gewöhnlichen Manne Unbegreifliches ausüben. So kam es, daß namentlich auch vielen Päpsten, weil sie eben am höchsten standen, Werke und Kenntnisse zugeschrieben wurden, die sie allein durch die Macht des Teufels besitzen sollten.

Durch die Reformation änderte sich einigermaßen das Verhältniß. Der ausschließliche Besitz der Wissenschaft wurde den Theologen genommen, und es waren jetzt besonders Aerzte, die sich mit dem Studium der Naturwissenschaften beschäftigten, und sich den Ruf erwarben, Kenner der Magie und der mit dieser zusammenhängenden Künste zu sein. Dieser wurde um so weiter verbreitet, als viele unter ihnen umherziehend selbst ihren Ruhm verkündeten, und für dessen Ausbreitung sorgten. Gegen diese Männer wandte sich eigentlich noch schärfer, wie früher, der Haß des Volkes, denn es war gehoben worden durch die sich schnell verbreitende und an vielen Orten Eingang findende Lehre, daß jeder Mensch von Hause aus durch das, was in der Bibel stände, selig werden und das ewige Leben erlangen könne. Mit Argwohn wurde von ihm das üppige, verschwenderische Leben jener Abenteurer betrachtet, die meist aus seiner Mitte hervorgegangen waren, während die Zauberkünste, die Magie und Aehnliches der Art von ihm mit einer Art von Grauen angestaunt wurden. Die Mittel zur Bestreitung des ersteren, so wie die höhere Einsicht in der Schwarzkunst, wurden dem Teufel zugeschrieben, und der Glaube an jenen war fast weiter verbreitet, als vor der Reformation, denn die feindliche Gesinnung gegen die große Zahl jener Abenteurer fand ihre Berechtigung in dem einfachen, aus der Bibel geschöpften Glauben, wodurch der Unabhängigkeitssinn des Volks gehoben und gekräftigt worden war. Dazu kam, daß bei der allgemeinen Erschütterung der Wissenschaften, die zur Zeit der Reformation durch so viele neu herandringende Lebenselemente geschah, in diesen wenig Festes und Sicheres zu finden war. Eine große Anzahl philosophischer Systeme tauchte auf, und verschwand eben so bald wieder, und viele mochten in der Magie Befriedigung für ihr resultatloses, wissenschaftliches Forschen suchen; sie waren sicher meist in gleichem Maße Betrogene als Betrüger, sie glaubten eben so fest an den Teufel und an die höhere Macht und Wissenschaft, die sie durch ihn zu besitzen wähnten, als das unverdorbene Volk an Gott glaubte. Einer der merkwürdigsten Männer jener Zeit ist Agrippa von Nettesheim, der nur in umgekehrter Ordnung das in seinem Geiste durchlebte, was der später und höher gefaßte Faust, der von der Nichtigkeit und Eitelkeit aller Wissenschaften sich zur Magie wendet, um in ihr Befriedigung für sein heißes Streben zu finden. In seinen früheren Jahren schrieb Agrippa von Nettesheim über die verborgene Philosophie, stellte darin in begeisterten Anschauungen ein vollständiges System auf, in dem er die Magie als die Vollendung der Phi-

losophie und den Schlüssel aller Geheimnisse in der Natur darzustellen suchte. In spätern Jahren mochten ihm diese begeisterten Visionen mehr und mehr erbleichen und unsicher erscheinen, denn er verfaßte eine beißende Abhandlung über die Eitelkeit der Wissenschaften und Künste, worin er ihre Mängel, Schwächen und innern Widersprüche mit scharfem Geiste aufdeckte, aber, um Beruhigung zu finden, zur christlichen Religion flüchtet, wodurch er von Faust allerdings ganz und gar abweicht. Um diese Zeit, in der Theophrastus Paracelsus, Agrippa von Nettesheim und viele Andere als Aerzte und Schwarzkünstler im Lande umherzogen, als die Reformation alle Gemüther erschütterte, tried auch ein gewisser Faust in Sachsen und Schwaben sein Wesen, und auf diesen Einen concentrirte die Sage, um einen festen Punkt zu gewinnen, die von vielen verübten Thaten und Wunderdinge, und erzählt von ihm im Volksbuche*) etwa Folgendes:

Johannes Faust, geboren in der Grafschaft Anhalt, war der Sohn armer Bauersleute. Er hatte aber einen reichen Vetter zu Wittenberg, der ihn zu sich nahm, und ihn zu Ingolstadt Theologie studiren ließ, wo er auch bald, weil er fähigen Kopfes und guten Verstandes war, den Titel eines Magistri erlangte. Damals war indeß das Geisterbannen, Teufelsbeschwören und ander abergläubisches Thun im Schwange, und Faust gerieth in böse und gleichgesinnte Gesellschaft von Burschen, die solches trieben, und die Studia hinten an setzten, und ward gar bald zur Folge gebracht und verführt. Dies behagte Faust so, daß er die Theologie, die er bisher betrieben, bei Seite setzte, sich auf die Arzneikunst legte, den Himmelslauf erforschte, Nativitäte stellen lernte, und endlich sogar zur Beschwörung der Geister kam. Dabei trieb er die Arzneikunst so fleißig, daß er nach drei Jahren Doctor der Medicin wurde. Nach dem Tode seines Vetters zu Wittenberg, wohin er sich indeß begeben, erbte er ein Vermögen, zechte, fraß und spielte nun, und war nicht viel nüchtern. Da aber das Geld weniger wurde, entzog er sich etwas der Gesellschaft, und forschte wieder nach dem Teufel und den bösen Geistern, ob er durch ihre Hülfe nicht immer Freude und tägliches Wohlleben überkommen könnte. Auch untersuchte er genau seine eigene Complexion und Natur, die Stellung der Gestirne in seiner Geburtsstunde, und fand, daß er mit einem herrlichen Ingenio begabt, auch die Geister eine sonderliche Inclination und Zuneigung zu ihm hätten, und ob er sich auch gegraut vor der schwarzen Kunst, und davor, den Satan zu beschwören, so hat er sich doch aufgerichtet und getröstet damit, daß solche, die sie besäßen, sehr berühmt wären, und von Allen geehrt würden, auch sie schon lange im Schwange gewesen, ja von Kaisern, Königen und heiligen Päpsten selbst getrieben worden sei. Endlich beschwört Faust zitternd und zagend, unter Mißbrauchung und Verlästerung des göttlichen Namens, den Satan, der auch erscheint, und ihm einen Geist verspricht, welcher ihm in Allem willfahren solle, was sein Herz begehren würde, wenn er fünf Bedingungen erfüllen möchte. Thue er dies, dann wolle er ihn zu einem Manne machen, der sein ganzes Leben hindurch Lust und Freude genießen, auch in der Kunst der Größte sein solle. Folgende Bedingungen legte ihm der Teufel vor: 1) Er solle Gott und allem himmlischen Heer absagen. 2) Er solle aller Menschen Feind sein, und sonderlich derjenigen, so ihn seines bösen Lebens wegen würden strafen wollen. 3) Den Pfaffen und geistlichen Personen solle er nicht gehorchen, sondern sie anfeinden. 4) Zu keiner Kirche gehen, die Predigten nicht besuchen, auch die Sacramente nicht gebrauchen. 5) Den Ehestand hassen, sich in denselben nicht einlassen, noch verehlichen. — Diese gräulichen und gottvergessenen Artikel überlas Faust in schweren und drückenden Gedanken, jedoch gedachte er bei sich selbst, alldieweil doch der Teufel ein Lügner sei, und ihm schwerlich Alles dasjenige, wonach etwa seinem Herzen verlangen würde, seiner Zusage nach schaffen und zu Wege bringen sollte, so wollte er auch alsdann noch wohl anderes Sinnes werden. Käme es aber mit der Zeit dahin, daß der Teufel ihn als sein wahres Unterpfand haben und hinnehmen möchte, so wolle er wohl bei Zeiten ausreißen, und sich wieder mit der christlichen Kirche versöhnen; würde ihm indeß wider alles Verhoffen Zeit und Raum zu kurz, sich zu bekehren, so habe er gleichwohl nach seines Herzens Lust und Begierde in dieser Welt gelebt. Derhalb gibt er dem Teufel auf seine Bedingungen diesen Bescheid: den ersten Artikel nehme ich an, dieweil ich jederzeit an der Auferstehung der Todten gezweifelt, noch anjetzo an ein jüngstes Gericht glaube. Den andern Artikel aber kann ich nicht halten, denn ich kann nicht derjenigen Menschen Feind sein, die mir nichts zu Leide gethan haben. Auch habe ich immer die Gesellschaft von Leuten geliebt, und kann diese nicht entbehren, mit wem hätt' ich sonst meine Freud' und Ergötzlichkeit. Aber wer mich anfeinden will, der soll von mir gehaßt und verfolgt werden. Auf den dritten Artikel entgegnet Faust, daß er immer der Pfaffen Feind gewesen, auch habe er wegen der wenigen Zuneigung von der Theologie abgelassen. Auch den vierten Artikel nimmt Faust an, da er nicht

*) Von diesem, das in neuerer Zeit fast selten geworden ist, erschien 1834 zu Reutlingen bei C. Kurz eine sehr zweckmäßige, mit angemessenen Holzschnitten verzierte Ausgabe.

viel auf Predigten, Ceremonien und Sacramente der Kirche achte, dagegen trägt er über den fünften mancherlei Bedenken; allein wenn er betrachtet, wie aus dem Ehestand Unruhen und Sorgen hervorgehen, auch des Weibes böse Sitten Verdruß machten, so wolle er sich nicht verehelichen, denn er könne sich doch wohl mit Köchinnen und Kebsweibern behelfen. Mit diesem Bescheid ist Satan zufrieden, und Faust muß noch eine, mit seinem eigenen Blute geschriebene Obligation ausstellen, welche also lautete:

Ich Johannes Faustus, Doctor, bekenne hie öffentlich am Tag, nachdem ich jederzeit zu Gemüthe gefasset, wie diese Welt mit allerlei Weisheit, Geschicklichkeit, Verstand und Hoheit begabet, und allezeit mit hochverständigen Leuten geblühet hat; dieweil ich denn von Gott dem Schöpfer nicht also erleuchtet, und doch der Magie fähig bin, auch darzu meine Natur von himmlischen Einflüssen geneigt, zu dem auch gewiß und am Tage ist, daß der irdische Gott, den die Welt den Teufel pflegt zu nennen, so erfahren, mächtig, gewaltig und geschickt ist, daß ihm nichts unmöglich, so wende ich mich nun zu dem, und nach seiner Versprechung soll er mir Alles leisten und erfüllen, was mein Herz, Gemüthe, Sinn und Verstand begehrt und haben will, und soll an nichts Mangel erscheinen, und so dem also sein wird, so verschreibe ich mich hiermit mit meinem eigenen Blute, welches, wie ich gleichwohl bekennen muß, daß ich's von dem Gott des Himmels empfangen habe, daß ich dasselbe, und auch diesen meinen Leib und Gliedmassen, so mir durch meine Eltern gegeben, und Alles, was an mir ist, sammt meiner Seele, hiermit diesem irdischen Gott feil trage, und verspreche mich ihm mit Leib und Seel.

Dagegen sage ich vermöge der mir vorgehaltenen Artikel ab allem himmlischen Heer, und was Gottes Freund sein mag. Zur Bekräftigung meiner Verheißung will ich diesem allen treulich nachkommen; und dieweil unser aufgerichtetes Bündniß vier und zwanzig Jahre währen soll, so soll er denn, wenn diese verschienen und verloffen, dieses sein Unterpfand, Leib und Seele angreifen, und darüber zu schalten und zu walten Macht haben: soll auch kein Wort Gottes, auch nicht die solches predigen und vortragen, hierin einige Veränderung thun, ob sie mich schon bekehren wollten.

Zu Urkund dieser Handschrift habe ich solche mit meinem eigenen Blute bekräftiget und eigenhändig geschrieben.

Faustus, Doctor.

Nach seinem Versprechen verleiht nun Satan dem Faust einen gelehrten und erfahrenen Geist, Mephostophiles genannt, der ihm Zeit seines Lebens dienen und gehorsam sein soll. Als nun der Geist dem Faust Alles besorgt, was sein Gemüth verlangt, lebte jener fort und fort im Luder, spielte, fraß und soff mit seinen Zechbrüdern, Goldmachern, Goldgründern und etlichen Studiosis, und bekümmerte sich um nichts, weder um die Praxis der Arzneikunst, noch um Aecker und Wiesen. Da dies den Leuten auffiel, bestellt Faust auf Anrathen des Mephostophiles in etwas sein Geschäft wieder, hält sich ein wenig eingezogener; welches Leben ihm aber gar nicht behagt, denn namentlich Spielen ist, wie er sagt, seine liebste Beschäftigung, deßhalb bestellt jene Verrichtungen sein Geist Mephostophiles für ihn, und Faust lebt nach wie vor im Luder fort. Doch beschleichen ihn auch wohl einige gute, ernste Gedanken, und er will in der Bibel lesen. Dies verbietet ihm aber Mephostophiles ernstlich, und er erlaubt ihm nur, das erste, andere und fünfte Buch Mosis zu lesen, im neuen Testamente aber die drei Jünger, die von den Thaten Christi geschrieben haben, den Zöllner, Maler und Arzt, (nämlich den Matthäum, Marcum und Lucam); dagegen verbietet er ihm den Johannes, die Psalter Davids und den Schwätzer Paulus, nebst den andern, die Epistel geschrieben haben. Dies hinsichtlich der Bibel, denn die andern Bücher, sagt der Geist, acht' ich nicht. Auch die Kirchenväter erlaubt er ihm, nur dürfe er nicht viel reden und disputiren von Sacramenten und andern Glaubenspunkten, auch die Dreieinigkeit müsse er absagen, dagegen möge er sprechen von Concilien, Ceremonien, Messe, Fegefeuer und dergleichen andern Glaubenssachen mehr. Da Faust sehr traurig ist, daß er nicht selbst in der Bibel forschen dürfe, so verlangt er wenigstens von seinem Geist Auskunft über Mehreres, und er redet mit ihm über den Himmel, die Engel und über das Paradies. Doch spricht der Teufel nicht gern von diesen Dingen, weil er dabei zu großen Schmerz über die verlorene Herrlichkeit empfindet. Den Abfall Luciffers erzählt Mephostophiles so, daß jener früher der oberste Engel gewesen, aber neidisch und hoffärtig wurde, als er sah, daß Gott die Menschen zu gleicher Würde, Freiheit und Seligkeit bringen, und neben die Engel setzen wollte. Deßhalb bot er Gott Trotz, und wollte sich gleichen göttlichen Wesens theilhaftig machen. Als nun Gott diesen großen Hochmuth sah, verstieß er Lucifer aus dem Himmel. Auch über die Teufel verlangt Faust Auskunft, und Mephostophiles beschreibt ihm die neun Ordnungen. Die erste Ordnung werden falsche Götzen genannt, die ohne Unterlaß Gottes Ehre und Namen verlästern, auch den Menschen in allerlei Abgötterei führen, ja sie thun und begeben sich bisweilen in die abgöttischen Bilder, daraus sie sich göttlichen Namens und Würde anmaßen, und wollen auch wie Gott selbst angebetet sein. Mit dieser ist die

fünfte Ordnung einig, deren Oberster Satan heißt, und die man Prästigiatores oder Zaubergeister nennt. Diese lehren den Menschen übernatürliche Sachen und Wunder, und lehren sie mit falschen Wunderzeichen, mit Versprechen zeitlicher Ehre und Wohllebens vom wahren Gott und vom rechten Gottesdienst ab. Mephostophiles gesteht dem Faust auf dessen Frage, daß, wenn er ein Mensch geworden wäre, er Tag und Nacht seine Hände mit Danksagung gegen Gott emporgehoben haben würde, daß jener seinen Sohn mit menschlichem Fleisch und Blut bekleidet habe, damit das Geschlecht von des Teufels Gewalt erlöset würde, und einginge in das ewige Leben. Dieses aber hätte Faust nun verscherzt durch seine zeitliche Pracht, Ehrgeiz und Hoffart. Hierüber jammert Faust sehr, denkt indeß, als Mephostophiles ihm auf seine Anfrage die Hölle beschreibt: Es ist noch lange hin! Noch öfter hat er ernste und traurige Gedanken, die er sich meist verscheucht, indem er in lustige Gesellschaft geht, und dort zecht und spielt. Namentlich geräth Faust einmal hart mit dem Teufel zusammen, als ein frommer Alter ihm zusetzt, daß er sich bekehren, und von seinem gotteslästerlichen und ärgerlichen Leben lassen solle. Mephostophiles wird äußerst böse, droht, ihn in Stücke zu zerreißen, und Faust muß sich von Neuem dem Teufel verschreiben, der Alte aber wird aus Rache gelähmt, und stirbt innerhalb Jahresfrist. Jetzt erzählt das Volksbuch eine Masse Zauberkünste, was mehr als die Hälfte desselben einnimmt. Die Zauberkünste, welche hier unter dem Namen Faust's mitgetheilt werden, waren schon seit Jahrhunderten größtentheils als Tradition von bekannten Zauberern im Umlauf, wie vom Albertus Magnus, von dem Abt Erisolf von Fulda, von Simon Magus, Johann Teutonius und Andern, und Faust dient der Sage offenbar nur als ein bequemer Mittelpunkt, die einzelnen Stücke wie auf einem Faden aufzureihen. Man sieht hierbei im Verlaufe des Volksbuches recht deutlich, wie Faust einestheils fürchtet, bekannt und als Zauberer bestraft zu werden, wie er anderntheils aber auch seinen Ruhm gern so weit als möglich verbreiten möchte, und wie er nach und nach immer dreister mit seinen Künsten hervortritt, und man muß gestehen trotz dem, was wir so eben von der Uebertragung der Künste Anderer auf seine Person anführeten, daß sein Charakter, wie ihn das Volksbuch einmal faßt, überall sehr consequent festgehalten wird, und das ganze Volksbuch auch in künstlerischer Hinsicht ein treffliches Gemälde liefert. Es wird auch vor der Mittheilung der Zauberkünste im Volksbuche noch erwähnt, daß Faust schon vor seinem Bündniß mit dem Teufel ein berühmter Astrolog und Mathematiker gewesen, durch Beihülfe seines Geistes aber darin so erfahren wurde, daß er es Allen zuvor that, und sagte Witterung, Theuerung, Krieg, Aufruhr, Seuche und die Schicksale Einzelner voraus, so daß viele berühmte Personen sich an ihn wandten.

Doctor Faustus lebte indeß, je näher sein Ende herannahte, je wehrt und mehr epicurisch, führte ein rohes, sicheres und wüstes Leben, daß er das tägliche Vollsaufen, Spielen, den Umgang mit liederlichen Mädchen für seine höchste Ergötzlichkeit hielt. Um diese Zeit verliebte er sich in eine arme, vom Lande gekommene Dirne so sehr, daß, als sie auf keine Weise zu überreden war, seine Concubine zu sein, er sie heirathen wollte. Hierüber wird Mephostophiles sehr böse, er erinnert ihn an die eingegangenen Bedingungen, denn den Ehestand habe Gott eingesetzt, und er würde deßhalb vom Teufel verfolgt. Als Faust dennoch beharrt, droht der Teufel, ihn in Stücken zu zerreißen, und als jener noch nicht weicht, und das Rauhe herauskehrt, da kommt ein Sturmwind auf das Haus zu, Feuer kommt überall hervor, so daß Faust um Hülfe schreit, und ganz nach des Geistes Willen zu leben verspricht. Als ihm sogar Lucifer selbst erscheint, ist Faust ganz kleinmüthig und erschrocken, und sagt mit zugethanen Augen, er möchte ihm noch die Tage verlängern, denn er hätte ein verkehrt-wankelmüthiges Menschenherz, und würde bald auf andere Gedanken kommen. Um ihn darin zu befestigen, gibt ihm Satan den Gedanken ein, daß er die Helena aus Griechenland zur Concubine haben möchte. Diese verschafft ihm auch der Geist auf seinen Wunsch, und Faust ist über deren Schönheit so entzückt, daß er nicht wußte, ob er bei sich selbst wäre oder nicht. Mit dieser lebt er nun, vergaß der Ehe, und wollte keinen Augenblick von ihr sein, auch bekam er von ihr einen Sohn Justus Faustus. Seinem Famulus Christoph Wagner vermacht Faust seine ganze Hinterlassenschaft, auch seine Bücher, da er überall treu und hülfreich gewesen, auch namentlich sich verschwiegen gezeigt habe. Er ermahnt ihn, in den Schriften und Büchern zu studiren, denn die Nigromantia sei eine große Weisheit, und brächte hohes Ansehn bei aller Welt. Er treibt ihn an, sich der Welt zu gebrauchen und die Schrift fahren zu lassen, und sich nicht daran zu kehren, daß die Priester sagen, die Schwarzkunst sei Teufelswerk. Auch verschafft er ihm einen sittsamen und unbetrüglichen Geist in Gestalt eines Affen, Auerhahn genannt, gibt ihm auf, seine Thaten, Kunst und wunderliche Abenteuer nach seinem Tode zu verzeichnen, und tröstet sich überhaupt über sein herannahendes, erbärmliches Ende damit, daß sein Name der Nachwelt bleiben werde.

Einen Monat vor seinem Tode kündigt ihm

Mephostophiles den Dienst auf. Faust ist darüber ganz bestürzt, weint bitterlich, und klagt, daß er wegen kurzwährender Wollust der Welt die ewige Seligkeit verscherzt habe. Wagner holt, um die Traurigkeit seines Herrn zu verscheuchen, einen Geistlichen herbei, der dem Faust eindringlich zuspricht, und ihm versichert, daß er noch selig werden könne, wenn er sich demüthige vor Gottes Angesicht, wahre, herzliche Reue über die begangenen Sünden empfände, und fest glaube, daß sich Christus um der Sünden der Welt willen dahingegeben habe. Ueber Nacht kommt der Teufel zu ihm, und verspottet ihn wegen seiner Frömmigkeit, sagt, er heuchle nur vor sich selber, und dichte sich eine nichtige Hoffnung an, denn er habe es zu grob gemacht, und seiner Sünden seien mehr, als der Sandkörnlein am Meere, und hält ihm vor, nicht der Seligkeit wegen sei er eigentlich traurig, sondern darüber, daß er die angenehme Behausung der Welt und die guten Freunde und Gesellen verlassen müsse. Als der Geistliche wieder zu ihm kommt, tröstet er ihn wieder, verweist ihn auf den festen Glauben an Gott und an seine Barmherzigkeit, und spricht ihm so eindringlich zu, daß er einige Tage Ruhe hat. Dann kommen ihm aber wieder Zweifel, die auf's Neue der Geistliche zu beschwichtigen sucht, indem er ihn zum festen Glauben ermahnt, auch wird dem Faust eine Bibel in die Hand gegeben, und ihm die besten Sprüche darin bemerklich gemacht. So ist Faust wirklich nahe daran, aus des Teufels Klauen gerettet zu werden, und Mephostophiles gesteht dies selbst, er stellt ihm aber vor, daß Gott Gute und Böse erschaffe, und daß er von Gott zur Seligkeit nicht erwählt, sondern ein Stück vom bösen Baum sei, und daß, wenn er auch alle Tugend und Frömmigkeit hätte, so erlangte er doch nicht das ewige Leben. Dies leuchtet Faust ein, denn er bedenkt, wie doch alles Firmament und Gestirn des Himmels ausweisen, was dem Menschen Gutes und Böses begegnen solle, also sei es auch mit ihm beschaffen. Als nun der Geistliche wieder zu Faust kommt, da sieht er wohl, daß jener der Vernunft zu viel Raum gibt, und daß ihn daher der Teufel leicht gefangen nehmen könne. Vergebens setzt er ihm auseinander, daß die menschliche Natur nicht Gott in seiner Majestät begreifen könne, deßhalb müsse man sich an das Wort halten; welche aber, wie Faust, in jene Gedanken gerathen, denen gehe ein Feuer im Herzen an, das sie nicht löschen können, also daß ihr Gewissen nicht zufrieden wird, und müssen endlich verzweifeln. Dies Alles aber trifft Faust's Sinn nicht, er wird immer mißmüthiger. Ach Vernunft, ruft er aus, ach Muthwill', Vermessenheit und freier Wille! Seine Herzensbangigkeit nimmt immer zu, er hält sich einsam, und läßt Niemand zu sich. Er liest wohl die Trostsprüche im alten und neuen Testament, die ihm seine Freunde empfohlen haben, doch beruhigen sie ihn nicht, sie dringen nicht bis in's Herz, also er sagt bei sich selbst: Ach, ach! das geht mich nicht an. In seiner Einsamkeit ist es ihm, wie einem Uebelthäter oder Mörder, der im Gefängnisse alle Stunden und Augenblicke den Tod erwarten muß. Deßhalb versucht er zweimal, sich zu entleiben, aber der Teufel läßt es nicht zu, und macht ihn an den Händen lahm, so daß er seinen Vorsatz nicht in's Werk richten kann. Da er nun immer allein ist, klagt er sich selbst und seinem Famulus, daß er so roh gelebt, und seinem lüsternen Fleisch und Blut nicht gleich anfangs gesteuert habe. Denn Gott hatte mich, jammert er, mit herrlichem Verstande begabt, und die Lehrer haben sich männiglich über mich verwundert, so daß ich gewiß ein berühmter Mann geworden wäre. Aber dies war meinem ehrgeizigen Streben nicht genug, ich wollte viel größer werden, und hatte nicht Rast und Ruhe, bis ich höher stieg, und zu dem Ende mich dem Teufel ergab. Was habe ich jetzt davon? Nichts anderes, als daß ich den großen Namen, den ich mir in der Welt machen wollte, befleckt, und daß ich nicht allein einen bösen Namen davon bringe, sondern auch einen nagenden Wurm und böses Gewissen. Deßhalb wäre mir viel besser, daß ich als ein unvernünftiges Thier geboren oder in zarter Kindheit gestorben wäre. Ich bin meiner Sünden wegen nicht würdig, daß mich der Erdboden trage, vielweniger, daß ich den Himmel anschaue. Ich fühle schon hier die ewige Verdammniß und die Hölle, als wenn ich armer Mensch schon darin säße, und es dünkt mich, alle Creaturen stehen wider mich auf, mich anzuklagen. Meine Sünden sind größer und mehr, als des Sandes am Ufer des Meeres sein mag; weil ich so höslich Gott, der mir Leib und Seele, ja alles Gutes gegeben, verlassen, den in der heiligen Taufe mit ihm aufgerichteten Bund vernichtet und gebrochen, ja allem himmlischen Heer widersprochen und mein Todfeind zu sein versprochen habe. Einen Tag vor Ablauf der vier und zwanzig Jahre kündigt ihm der Teufel an, daß er ihn morgen holen werde, und zeigt ihm seine Obligation. Faust ist ganz trostlos darüber, aber Mephostophiles tröstet ihn, und er wird so aufgerichtet, daß er den Abend mit Studenten und guten Freunden, die er eingeladen, ißt und trinkt, und ihnen am Schluß seinen Lebenslauf erzählt: Er habe zu hoch hinaustgewollt, habe sich deßhalb auf die Schwarzkunst gelegt, und sei einen Bund mit dem Teufel eingegangen. Dadurch sei er mit allerlei trefflichen Künsten begabt worden; dazu aber, was das Meiste gewesen wäre,

habe er Geld, gutes Essen, gutes Trinken und täglichen Wohlleben verlangt, denn er sei zum müßigen Leben geneigt, und seine größte Lust sei Fressen, Saufen und Spielen gewesen, er habe aber nicht die Mittel dazu gehabt. Anfänglich vom Teufel mit der Antwort, was ich begehrte, dann aber ließ er mich stecken, und meinte, ich solle selbst durch meine Kunst mir etwas erwerben, und so bin ich aus Vermessenheit und Wollust in diesen unsäglichen Jammer gerathen. Nun aber ist die Zeit um, und diese Nacht wird der Teufel sein Unterpfand holen. Darauf wünscht er ihnen und den andern Freunden alles Gute, weist ihre Ermahnungen ab als ungenügend und nicht passend, und sinkt wie ohnmächtig auf die Bank. Um Mitternacht hören die Studenten einen entsetzlichen Lärm in Faust's Stube, und finden am Morgen sein Hirn und seine Zähne am Boden, seinen Leichnam auf einem Misthaufen. Sie veranstalten, daß er begraben werde, warum er sie den Abend noch gebeten hatte, und geben ihm das Geleite, wobei sich aber ein ganz erschrecklicher Wind erhob, woraus denn die Studenten schließen und urtheilen mochten, wie ein verzweifeltes Ende Dr. Faustus müsse genommen haben. Nach seinem Tode verschwindet auch Helena mit ihrem Sohne Justus Faustus.

Aus dieser meist mit den Worten des Volksbuches kurz zusammengefaßten Erzählung ersieht man klar, wie äußerst volksmäßig die Sage gefaßt ist, und fast jeder einzelne Zug beweist, daß sie im und vom Volke selbst gedichtet wurde. Zuerst ist der ganze Verlauf und die Motive, die den Faust leiten, äußerst naiv und ungekünstelt. Faust verläßt das Studium der Theologie, weil es ihm nicht behagt, und weil er in die Gesellschaft von schlechten und gleichgesinnten Burschen geräth, die sich mit Magie abgeben. Es ist hier in gleicher Weise eine äußere Veranlassung als auch ein innerer Zug dahin; letzterer wird auch dadurch noch hervorgehoben, daß Faust, als er seine Natur erforscht, findet, er sei mit einem guten Verstande begabt, und die Geister empfänden eine besondere Zuneigung zu ihm. Um seiner Neigung nachzuhängen, studiert er Medicin, macht eine reiche Erbschaft, verknüpft diese mit guten Cameraden, und ist jetzt erst zu dem Entschlusse gekommen, den Teufel zu beschwören, und sich ihm mit Leib und Seele zu verschreiben. Diese reinsinnliche Seite, das Verlangen nach einem lustigen, fidelen Leben hier auf Erden, tritt fast mehr hervor, als die andere Seite, daß er in der Magie erfahren, und darin der Erste seiner Zeit sein möchte. Mit diesen beiden Gründen, mit dem flotten Leben in der Gegenwart und mit der Ehre und dem Ansehn, das er seiner Künste wegen genießt, beschwichtigt er auch immer sein oft unruhiges Gewissen. Doch tritt der Zug des Stolzes, der sich so leicht mit dem Bewußtsein einer tieferen Einsicht und eines Höherstehens, als die andern Menschen, verbindet, bei dem Faust der Sage nach durchaus in den Hintergrund; keine Gesellschaft ist ihm lieber, als die von Studenten und andern Freunden, mit denen er zechen und spielen kann, und man bemerkt nirgends, daß er sich über diese seine lieben Brüder erhöbe oder auf sie herabsehe. Deshalb verwirft er auch sogleich die Bedingung des Teufels, als dieser von ihm fordert, er solle aller Menschen Feind sein, die übrigens eine für den Teufel ächt charakteristische ist, und das Isolierstehen des Bösen trefflich ausdrückt. Denn Faust erwiedert, er könne die Gesellschaft von guten Freunden und lustigen Gesellen nicht entbehren, da diese seine höchste Freude und Ergötzlichkeit wäre. Daß Faust mit seinen Künsten dem Kaiser und andern Großen dient, verschafft ihm freilich Ehre, Ansehn und einen weiten Ruf, doch erscheint das Streben des Faust nach so hoher Gesellschaft keineswegs als Grundzug, und die meiste und beste Zeit verbringt er immer unter Zechbrüdern und guten Cameraden. Wir wollen hier, des Contrastes wegen, nur an den Faust Göthe's erinnern, dessen einzige Worte, als er in Auerbach's Keller mit zechenden Studenten zusammentrifft, die sind, daß er Lust hätte, nun abzufahren. Zeigt sich in allem diesen die populäre Auffassung des Faust, so auch natürlich, wie sein ganzer Charakter gehalten ist. Wir erwähnten schon der ehrlichweise fast gewöhnlichen Motive, die Faust zu einem Bunde mit dem Teufel bestimmten, auch daß ihm alle aristocratische Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit des Geistes mangele. Eine äußerst volksmäßige Färbung erhält der Charakter des Faust durch das Schwankende und Unsichere, was ihm beigemischt ist. Denn was dem Faust der Sage ganz fehlt, was dagegen in späteren Dichtungen fast überall hervortritt, ist der Zug festen Stolzes und Selbstvertrauens, einer hohen Zuversicht zu sich selbst, ein Beharren bei dem einmal gefaßten Entschluß, kurz eine Charakterstärke, die immer adelt, und dem Bilde des Faust ein so hohes Interesse einflößt. Der Faust des Volksbuches dagegen schwankt sehr oft, denkt häufig an Bekehrung, aber der Teufel zieht ihn auf diese oder jene Weise davon ab, meist daß er ihm droht und einschüchtert. Noch nahe an seinem Ende will er sich aus einer verliebten Grille verheirathen, und dem liederlichen Junggesellenleben, wozu ihn der Teufel, der hier als ein ächt deutscher und protestantischer Teufel erscheint, verpflichtet hatte, entsagen, und er scheint fast für diesen verliebten Eigensinn den größten Kraftaufwand, der ihm zu Gebote stand, aufzubieten, da er einzig bei dieser

Gelegenheit rauh gegen den Teufel wird. Vornehmlich aber zeigt sich die innere Haltungslosigkeit des Faust in der tiefen Zerknirschung und höchsten Niedergeschlagenheit, die ihn einen Monat vor seinem Tode überfällt, als ihm Mephostophiles den Dienst aufkündigt. Hier ist er oft ganz zerbrochen, kann sich weder durch die Trostgründe seiner Freunde, noch durch die anhaltenden, eindringlichen, sich öfter wiederholenden Zusprüche des Geistlichen aufrichten, denn er fühlt zum Glauben keine Kraft in sich, eben so wenig zum Selbstmorde, den er zweimal versucht, was die Sage so ausdrückt, daß ihm der Teufel die Hand gelähmt habe. Als Faust in dieser Zeit einmal durch die kräftigen und andauernden Ermahnungen des Geistlichen in etwas beruhigt ist, verwirrt ihm der Teufel mit leichter Mühe durch Vernünfteleien den auftauchenden Glauben, und hier ist, wie auch noch an einigen andern Stellen, jenes Motiv, was später von mehreren Dichtern wieder aufgenommen wurde, angedeutet, daß durch die forschende und Alles prüfende Vernunft der unmittelbare, kindliche Glaube aufgehoben und zerstört würde. Was nun das Volk in dieser Sage, die überhaupt aus seiner Opposition gegen jene Abenteurer hervorgegangen ist, besonders anspricht, ist leicht zu bezeichnen. Es ist im allgemeinen die populäre, ihm überall nahe liegende Auffassung des Charakters von Faust, die ihn leitenden, gewöhnlichen Beweggründe, und der tragische, entsetzliche Untergang, welcher eine erschütternde Theilnahme erregte. Das rein Schreckliche, was in ihm lag, ergriff auf eine angemessene Weise den derben Sinn des Volks, das sich auch moralisch durch das Ende befriedigt fühlte. Es glaubte die Qualen der Hölle theilweise schon hier zu sehen, wann es den peinvollen Zustand des Faust betrachtete, in dem er sich während des Monats vor seinem Ende befand. Noch mehr fast ergötzte sich das Volk an den vielen, mitgetheilten Zauberkünsten. Denn wenn es auch ein gewisses Grauen gegen sie empfand, und den Urheber derselben argwöhnisch betrachtete, so lag doch darin nichtsdestoweniger ein geheimer Reiz, den jedes Außerordentliche, jedes Anzustaunende bei dem gewöhnlichen Menschen hervorruft. Wurde das Volk somit durch die Wunder überhaupt schon angezogen, so ergötzten es noch mehr die mannigfaltigen, komischen Zauberspäße, wie denn Lachen im allgemeinen das Element des Volkes ist, und es belustigte sich an den Schwänken, wo Faust einem Bauer ein Fuder Heu auffraß, wo er auf einem Fasse aus dem Keller ritt, die Studenten durch das plötzliche Erscheinen seines Hundes Prästigiar erschreckte, und was dergleichen mehr ist. Auch der Uebergang in das Böse, der nothwendig aus dem Ergeben an den Teufel entspringt, und den Goethe so tragisch erschütternd in der Verführung Gretchens und in dem Tode ihres Bruders ausgeführt hat, scheint wenigstens schon angedeutet. Denn Mephostophiles, als ihn Faust fort und fort um Geld drängt, sagt, weshalb er denn seine Kunst besäße, wenn er sich nicht etwas damit verdienen wolle. Dies leuchtet auch Faust ein, und er prellt deshalb einen Juden, dem er für sein Geld seinen Fuß als Unterpfand gibt; er verkauft ein Pferd und Schweine, die sich aber, als sie ins Wasser kommen, in Stroh verwandeln, und begeht Aehnliches der Art. Doch erscheint auch hierbei Faust im ganzen als ein gutherziger und fröhlicher Mann, wie ihn in einem Schreiben ein Bekannter einmal nennt, und findet eben nicht viel Gefallen an diesen Betrügereien. Auch wo ihm Einer übel begegnet, entgilt er es ihm zwar, ohne indeß bitter und rachsüchtig zu erscheinen, und meistentheils läuft die Sache auf eine Täuschung oder einen Witz aus. Am schlimmsten erscheint Faust da, wo sein Ruf und sein Ansehn auf dem Spiele steht, und so bemerkt er, daß ein Zauberer den andern den abgeschlagenen Kopf nicht wieder aufsetzen kann, wodurch jene früher ein großes Aufsehn und einen bedeutenden Zulauf erregt hatten.

So etwa wäre die Auffassung des Faust im Volksbuche, dessen Charakter indeß schon von dem Dichter, der unstreitig am frühsten diese Sage behandelt hat, von Marlowe, sehr der Sphäre des Volks entrückt wurde, dessen Stück wir im nächsten Aufsatz besprechen wollen.

Silhouetten dramatischer Dichter.

Von E. Willkomm.

1. Grabbe *).

Um eines Dichters Wiege versammeln sich Genien und Dämonen. Sie fassen mit Geisterhänden die kleine schaukelnde Welt, in welcher der neugeborene Säugling bewußtlos träumend die ersten Stöße des Lebens verschlafen soll. Es ist schön, daß man Kinder wiegt; es ist eine bedeutungsvolle, aber unberechnete Erziehung für jene ewige Unruhe, womit das Leben einen Jeden ergreift. Nur die Art und Weise macht einen Unterschied; der Eine wird in ehernen Ketten durch die Welt geschleudert, der Andere auf duftigen Guirlanden blühender Rosen sanft geschaukelt. Der gewöhnliche Mensch vergißt diese vorberechneten Stöße des Schicksals, oder nimmt sie mit jener Geduld hin, die man als Charakterstärke bald zu loben, bald zu belächeln pflegt. Dichter hingegen, denen man immer den traurigen Vorzug, sie seien ungewöhnliche Menschen, zugestanden hat, können sich nur schwer mit jener Geduld befreunden, und fühlen sich deshalb von den Stößen, die zuerst ihre Wiege in schaukelnde Bewegung setzen, entweder beglückt für das ganze Leben, oder in der verschwiegensten Tiefe ihres Gemüthes erschüttert, beleidigt, unheilbar verwundet. Es kommt darauf an, ob die schmeichelnde Hand segnender Genien oder die harte Faust höhnender Dämonen jener Wiege den ersten beschwingenden Stoß beibringen kann. Ein Kampf auf Tod und Leben wird in furchtbarer erhabener Stille von unsichtbaren Gewalten ausgefochten an der schwanken Lebensbarke, dessen Borde sich einem Dichter gastfreundlich entgegenneigen. In diesem Kampfe liegt sein Glück und sein Schmerz, sein irdischer Himmel und seine irdische Hölle.

Es mochte wol ein stürmischer, trüber Wintertag sein im Jahre 1801, an dem sich um Grabbe's kleine Wiege in Detmold jene Pathen des Geschickes zusammenfanden. Die entlaubten Eichen des Teutoburger Waldes streckten wie händeringend ihre dürren Aeste in die Wolken und schütteten sich unter dem Brausen des Nordwindes, der die gefrorenen Thränen des Himmels als schimmernder Krystallbänder um ihre Knöchel band. Am Fuß der Eichen aber wurden Seufzer laut, die dürren Blätter raschelten und Nebel, wie Menschengestalten, flatterten durch die beschneiten Stämme. Das erschlagene Römerheer fühlte sich gestört in seiner Ruhe. Der Schrei eines neugebornen Kindes sprengte die Gräber und die Glieder der gefallenen Helden rasselten zusammen. Jener Laut weckte aber auch noch einen andern gewaltigen Todten aus seinem langen Schlafe. Eine hohe Heldengestalt verließ ihr Grab, und zwischen die ringenden Genien und Dämonen ihren Schild werfend, deckte sie das Haupt des Säuglings und kniete nieder an seiner Wiege. Und das Kind schlug die Augen auf und ward geblendet von dem Schilde Arminś, des Retters der Deutschen. Das erste Lächeln spaltete ihm die Lippe, während die freie Stirn sich ausweitete und gleich einem Schilde ruhig dem Sturm und Trotz der Welt sich entgegenwarf. Die Stirn Grabbe's war ein Abbild vom Schilde Hermanns, das einzige, was er zu besitzen wünschte bis an seinen Tod.

Geburt und früheste Umgebung sind die Metallkapseln zwischen denen der Charakter eines Menschen ausgeprägt wird. Auch die unbedeutendste Individualität würde manches belehrende Wort darüber zu sagen haben, wollte nur die große Menge innigeren Antheil nehmen an Beantwortung psychologischer Fragen. Aber wir sind allzubequem, und wenn die Lust des Studirens über uns kommt, so muß sie in der Stube zu befriedigen sein, fern von dem grollenden Geräusch des Lebens. Das System allein wird unser Leiter und dem Systeme gehorcht sogar die Moral, an der zu mäkeln sich nur verrufene, sogenannte Freigeister, erlauben. Sie selbst ist leider auch ein festgefugtes System geworden, nach dem der Mensch gemessen wird, wie der Rekrute. Wer nicht die gehörige moralische Länge oder Kürze besitzt, den erklärt sie für einen Krüppel. Er ist untauglich für das Heer der systematisch moralischen Menschen.

Unter diese Untauglichen gehörte auch Grabbe. Doch war das freisinnige Leben weniger trübe. Diesem lustig-ernsthaften Clown des Weltschöpfers kommt es nicht darauf an, wer ihn begleitet. Nur Gesellschaft verlangt er, und die bunteste, verrufenste, ist ihm die liebste. Weil er selbst die Tollheit liebt, achtet er auch an seinen Vettern

*) Hierzu Grabbe's Portrait und ein Facsimile seiner Handschrift.

und Basen das Verrückte. Er übernimmt es, in Kneipen und auf den Gassen praktische Vorlesungen über die Psychologie zu halten. —

Grabbe's Wiege stand in einem Gebäude, das jeder freie Mensch gern flieht. Sein Schlummerlied war das eintönige Summen und Schwirren arbeitender Maschinen, die in Bewegung gesetzt wurden von gefesselten Händen. Kettengeklirr klang früher an sein Ohr, als der Schmelz seiner hochdeutschen Muttersprache. Schwere Schlüssel klapperten eine unheimliche Musik; Thüren knarrten und rasselten, und des Voigtes rauhe Stimme entlockte der Brust des Kindes Seufzer und Röcheln. Das Verbrechen wandelte mit schwerem, kettenbelastetem Fuße über seinem Scheidel dahin; es stöhnte bang unter der Diele, die seiner Spiele Schauplatz war. Grabbe wurde im Zuchthause zu Detmold geboren, wo sein Vater ein einträgliches Aemtchen bekleidete.

Mich dünkt, diese einzige Bemerkung gibt den Schlüssel zu all seinen nachmaligen Seltsamkeiten. Der Aufenthalt im Zuchthause gab uns den Grabbe, welchen wir besitzen. Grabbe's Jugend war die Mutter seines immerwährenden Zwiespaltes; sie entwickelte frühzeitig den verachtenden Mismuth seines ganzen Wesens in so greller Form, wie er sich späterhin offenbarte. Verbrecherphysiognomien waren die Muster, an denen sein Schönheitssinn sich berauschen konnte. Das Bizarre, Barocke umgab ihn alle Tage; er mochte nicht selten die züchtigende Geißel schwingen sehen und den Menschen nur zu genau studiren können in seiner Versunkenheit, halb ein Knecht des Lasters, halb ein Schuft, um des Gesetzes Strenge zu mildern. Unverbürgte Sagen erzählen, der Knabe habe frühzeitig Gefallen gefunden an dem Verkehr mit diesen Sträflingen. Sein unabhängiger Sinn, der in ungezähmter Heftigkeit der Milde Hohn sprach, schlug wol zuweilen auch in eine Frechheit über, die weniger Product der eigenen Entwickelung, als ein nothwendiges Resultat der Eindrücke war, die er von seinen steten Umgebungen empfing. Die Keckheit des Knaben kannte keine Grenzen und beschämte, wie behauptet wird, sogar den Muth der Erwachsenen, als einst ein Sträfling durch die Flucht sich retten wollte und in dieser Absicht den Schornstein hinanklimmte. Damals soll der sechs- oder siebenjährige Grabbe eine Pistole ergriffen und den im Rauchfange Hinaufkletternden so stark verwundet haben, daß seine Flucht ein sehr klägliches Ende nahm.

Trotz, Stolz und Ehrgeiz, auf eine eigenthümliche Weise gemildert durch eine sanfte Kindlichkeit, entwickelten sich sehr zeitig in dem Knaben. Ihn trieb es immer zu Kampf und Streit, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eine kriegerische Laufbahn Grabbe's eigentlicher Lebensberuf gewesen sein würde. Er selbst schmachtet und sehnt sich noch darnach, als schon der zusammenbrechende Körper seinem kräftigen Geiste kaum mehr als Hülle dienen konnte. Noch am 6. Juni 1835 schrieb er: „Ich bin in vollstem Ernst ganz lebensatt. Und ich fürchte, daß ich, wenn ich den Herrmann vollendet, die Rechnung schließe. Ich habe zu viel genossen. Der P. sitzt mir auf den Füßen. Gäb's nur Krieg. Es wäre meine einzige Rettung. Selbst Aerzte haben mir Krieg gewünscht."

Dieser Wunsch konnte keine Befriedigung finden. Er sah sich genöthigt, die lodernde Flamme seines Muthes anderweitig auszutoben zu lassen, und suchte dem übermächtigen Drange theils durch Raufereien zu begegnen, theils durch ein Versenken in historische Studien einen Ableiter dafür zu finden. Die kriegerischen Bewegungen der Napoleonischen Zeit rissen den Geist des Knaben zur Bewunderung hin, noch mehr aber der Aufschwung des deutschen Volkes, als es dem schönen Wahn einer nahen Freiheit Gut und Blut willig zum Opfer brachte. Die zerstreuten Bemerkungen in seinen späteren, fragmentarisch hingeworfenen Briefen, beweisen zur Genüge, mit wie großer Theilnahme Grabbe an jenen Tagen hing; wo es irgend möglich ist, bringt er eine derartige Notiz bei, was ihm weit geläufiger war, als den Kalender nachzuschlagen. Fehlte ihm eine historische Erinnerung, so schreibt er gewöhnlich: „Der Teufel weiß das Datum." Der lithographirte Brief gibt einen ungefähren Begriff von seiner Begeisterung. Deutschland stand ihm höher als Alles, so wenig er ihm zu verdanken hatte, und so ungezähmt harte Worte er auch manchmal halb zürnend, halb scherzend über dasselbe in brieflichen Mittheilungen ausspricht.

Das Studium der Geschichte, verbunden mit dem Eindringen in die poetischen Schätze des Alterthums weckten sehr zeitig die Lust zu poetischen Schöpfungen in ihm. Aristophanes, Shakspeare und später besonders Byron waren seine steten Begleiter. Von dem Letzteren pflegte er zu sagen: „Byron war ein großer Kerl;" oft bediente er sich auch noch eines derberen Ausdruckes, der in seinem Munde sehr vielsagend war, im Umgange aber jedoch das Bürgerrecht sobald wol noch nicht erlangen möchte. — Nachdem Grabbe auf dem Gymnasium zu Detmold seine Schulbildung erhalten hatte, wandte er sich nach Leipzig, um seinen Aeltern zu Liebe die Rechtswissenschaften zu studiren. Dieser Entschluß war ein arger Mißgriff, der, so viel sich errathen läßt, viel beitrug zu greller Entwickelung des Zwiespalts, den man als Grundzug seiner Natur anzunehmen genöthigt wird. Sein wüster Ungestüm achtete Persönlichkeiten wenig, ja er achtete sich nicht einmal

selbst, wenn nicht etwa sein Stolz beleidigt wurde. Seine Phantasie mochte sich nicht minder befreunden können mit der Nüchternheit geschriebener Gesetze. Was er trieb, ist schwer zu bestimmen, doch läßt es sich aus einzelnen Aeußerungen errathen. Es scheint, seine Zeit zerfiel von selbst in eine geniale Liederlichkeit und liederlich-geniales Produciren. Gewiß wenigstens ist es, daß im Jahre 1822 „Herzog Theodor von Gothland" entstand. Mancherlei Ehrenhändel und eine nur zu unbesonnene und zügellose Hingabe an sinnlichen Lebensgenuß reizten den Sturm seines schöpferischen Menschen zu sieberhaften Zuckungen. Körperlich von wüthenden Schmerzen gefoltert, tauchte er seine zitternde Hand in den Farbentopf seiner seltsamen Poesie und in kurzer Zeit warf er das riesenhafte Gebilde hin, das wir im „Gothland" mit Bewunderung und Abscheu betrachten. Nur ein Halbkranker konnte so dichten wie Grabbe im Gothland gedichtet hat. Es ist ein Schütteln der Seele in wilden Fieberträumen, ein tolles Phantasiren des Genius, der mit dem Satan ringt, und mit seinem Haupte sich in dem Saume des Fürstenmantels verstrickt, den der Verführer um seine Schultern faltet. Eine praktische Lebensverzweiflung spottet und weint und mordet Mensch und Gott gleichermaßen dahin, um am Ende nur in dem Ausspruche Beruhigung zu finden, der aus Grabbe's tiefster Ueberzeugung hervorwuchs: „das Menschenherz ist da, daß es zerrissen werde."

Der „Gothland" trägt die unverkennbarsten Spuren eines Lebens an sich, das sich in rastlosem und wenig gewähltem Genusse einen Ekel gelogen hat an der menschlichen Gesellschaft. Die Verbrecherphysiognomien aus dem Detmolder Zuchthause verzerren zu grinsendem Lachen ihre Züge, und wenn zuweilen ein Friedenston in diese poetische Lästerung hereinweht, so mag dies wol mehr dem Ewig-Menschlichen in Grabbe, das ihn nie verließ, als seinem Willen, zugeschrieben werden.

Grabbe fühlte sich bewegt, unglücklich, dem Leben schon damals entrissen, weil seine colossale Natur dem Nivellement der Gesellschaft sich nicht bequemen konnte. Gab er sich dann ohne Wahl dem hin, was physisch aufreizt, so trug einen unberechenbar großen Theil der Schuld die Flachheit der Sitte, die sein lächelnde Stupidität dessen, was man gemeinhin „Lebensart" nennt. Wer dagegen verstößt, ist in Europa heut zu Tage eben so übel daran, als vor drei- oder vierhundert Jahren ein vom Papst mit dem Bannfluch Belasteter. Man muß Lebensart haben, um in der Welt eine Carriere zu machen, Manschetten, oder wenigstens Glacehandschuhe tragen, des Mittags bunte und des Abends weiße. Man muß die Claque zu handhaben verstehen, die Binde nach der neuesten Mode knüpfen und jedes empfangene Compliment mit einem noch feineren in die Flucht schlagen können. Die Kunst, mit Anstand zu lügen, wird in ihrer höchsten Virtuosität als hohe Sitte geachtet. Es ist die Moralität des Salonlebens, dem der Mensch sein heiliges Anrecht auf die Göttlichkeit zum Opfer bringen muß.

Von alle dem hatte Grabbe gar keinen Begriff. Er war grob, wenn ein lavendelduftiges Lächeln erwartet wurde. Er log nie, weder um zu gefallen, noch um als gesittet zu gelten. Seine Scherze waren, um mich eines Provincialismus zu bedienen, „hagelsgrob" und schlugen daher auch meistentheils tiefe Wunden in die Papier-machés-Schädel unserer Gesellschaftsmenschen. Wollte er einen Witz machen, so verwandelte er sich auf seiner Zungenspitze noch in eine Zweideutigkeit, die, in Grabbe'scher Weise ausgedrückt, einer ganzen Salonbevölkerung Ohnmachten zugezogen haben würde. Unter solchen Verhältnissen blieb dem unglücklich Construirten nichts übrig, als ein einsamer Wandel auf Bahnen, die theils wirklich tadelnswerth waren, theils in ihrer ausgesuchten Seltsamkeit der Mitwelt so scheinen mußten. Die Gesellschaft war für Grabbe nicht vorhanden, und ihm konnte billig kein Zutritt in ihr gestattet werden, so lange er nicht vermochte, sich nur einigermaßen zu accommodiren. Seine Natur lichte das Seltsame, auf die Spitze Getriebene. Seine Poesie ist das Abbild seines nackten Menschen. Wie diese, war er bald weich und zart, bald titanenhaft großartig, bald bizarr bis zum Entsetzen. Er trug stolz einen weiten Königsmantel, dessen Purpur und Hermelin von Schmutzflecken starrte.

Eine wegwerfende Verachtung der großen Menge arbeitete sich in Grabbe immer mehr an's Tageslicht heraus. Die Ursache davon liegt nahe. Die Abneigung gegen sein Studium, wodurch sein an sich hinlänglich großer Zwiespalt noch mehr geweckt wurde, steigerte den Mismuth und tilgte ihn auf zu einer unnatürlichen Verachtung alles ihn Umgebenden. Sein Lebenswandel mußte die entstandene Kluft schnell ausweiten; Mangel an Unterstützung nöthigte ihn wol auch einer nicht als civil geltenden Lebensweise die Hand zu reichen, um den grollenden Leib zugleich mit dem Ingrimm des gemishandelten Genius wenigstens momentan zu befriedigen. So schieben ihn die Zustände, in denen die Deutschthümlichkeit zur Tugend stiller Solidität erzogen wird, von der Gesellschaft, dem gewöhnlichen Leben und auch von sich. Die Furcht, vor der jeder ächte Deutsche mehr oder minder sich unterthänigst bückt und somit seine Loyalität der Gesinnung zu erkennen gibt, war das Hinderniß,

an dem Grabbe's Genius die Fittige sich zerstieß. Die verdüsterte Psyche verpuppte sich in den Schnitzeln, die Stunde und Tag vom Leben reißen. Er machte Gemeinschaft mit den freudenlosen, tückischen Mächten des menschlichen Gemüthes, die mit unheimlichem Auge, ähnlich der Klapperschlange, die Seele jedes Einzelnen an sich zu ketten suchen. Um genial bleiben zu können, ward er gemein, und leider nur zu oft raste die losgelassene Genialität Grabbe's im ungegerbten Bärenfell einher, vor dessen bloßem Erscheinen wir geeckten Menschen der Neuzeit ein lautes Zetergeschrei erheben.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß sich Grabbe dies im Stillen selbst gestand. Beharrte er dessen ungeachtet auf seiner Weise, so war dies nicht minder Sache der Nothwendigkeit, als das Ergebniß jenes unsäglichen Stolzes, der ihn sogar zu der — wie mir scheint, nur eingebildeten Ueberzeugung hintrieb, er sei der natürliche Sohn eines bekannten Fürsten, welcher auf dem Bette der Ehre ein ruhmwürdiges Leben in der Blüthe der Jahre beschloß. Das Genie liebt Extravaganzen, und vollends ein Mensch wie Grabbe, der sein tägliches Brod nur in den Gegensätzen fand, konnte nicht leben ohne sich in abenteuerlichen Phantasmagorien aus dem Schlamme des Cynismus die Hohheit seiner Bestimmung als Dichter zu erbauen. Hätte Grabbe länger gelebt, so zweifle ich gar nicht, daß er, gleich dem unglücklichen J. K. Wezel, im Wahnsinne untergegangen sein würde. Wer aus genialem Trotz und Uebermuth den Schmutz sich zum Ruhepolster erwählt, dem ist es ein Kleines, grade, weil er im Kothe wühlt, auch die Rechte des Gottes sich zu vindiciren. Es fehlte wenig, und Grabbe hätte mit leiblichem Anstande als Prätendent des Himmels auftreten können. —

Das Bewußtsein, er tauge nichts für die gewöhnliche Welt, brachte ihn auf die abenteuerlichsten Gedanken. Er trieb alle freien und unfreien, wohl auch unsaubern, Künste und knirschte dabei im Gefühl seiner Kraft mit den Zähnen, weil er nirgends einen Halt für sich fand und keine Neigung mit so überwiegender Kraft aus ihm hervorsprudelte, daß er sich ihr in sorgloser Unbefangenheit hätte hingeben können. Die wenigen Bekannten — denn Freunde mag ich sie nicht nennen, da Grabbe bei diesem Worte fibet gedonnert hätte — die er etwa besaß, suchten ihn zu irgend einem Entschlusse zu treiben. Es kam ihm in den Sinn, Schauspieler zu werden. Der verstorbene Hofrath Dr. Wendt, damals Professor der Philosophie in Leipzig, bekannt durch seine Humanität, suchte ihn an sich zu ziehen und Grabbe's theatralisches Talent zu erproben. Wie es aber oft zu gehen pflegt, daß der tiefere Genius sein eigenstes Wesen völlig verkennt, so hatte auch Grabbe eine Bestimmung für die seinige gehalten, zu der ihm nichts weniger als Alles abging. Grabben stand weder Stimme, noch Gebehrdenspiel zu Gebote; sein Declamiren soll einem Bellen nicht gar unähnlich gewesen sein. Wendt machte ihn liebevoll darauf aufmerksam und ließ dabei die Bemerkung laut werden: er solle doch mit sich selbst zu Rathe gehen und sich fragen, wozu er am meisten Neigung fühle. Da schlug der ingrimmige Grabbe an seine nackte Brust (er trug sich altdeutsch) und sprach die zermalmenden Worte aus: „Das ist ja eben mein fürchterliches Unglück, daß mich gar nichts reizen und fesseln kann!“ — Und mit diesem seelentödtenden Gefühlniß ging er einsam, unverstanden, sich selbst zur Last, in die sittsam lächelnde Welt hinaus. —

Niemand erfuhr in dieser Zeit, womit er sich beschäftigte. Er verließ mittlerweile Leipzig und wandte sich nach Berlin, wohin ihn vielleicht weniger die Gesellschaft junger Dichter zog, die dort zusammengetreten war, als vielmehr die Bühne, für die er sich, alles Abrathens ungeachtet, dennoch bestimmt glaubte. Die Jurisprudenz ward an den Nagel gehangen; Bekanntschaften wurden angeknüpft, so weit dies bei Grabbe's Eigenthümlichkeit möglich war, und der unstätt Suchende kam in nähere Berührung mit H. Heine, v. Uechtritz und Anderen. Vielleicht hätte er sich wohl befunden in dieser neuen Gesellschaft, wenn er nicht durch Mangel an dem Nöthigsten von den Vergnügungen abgehalten worden wäre, denen die Uebrigen sich leichten Sinnes überlassen konnten. Seine neuen Freunde waren im Beste, Grabbe hatte nichts, als einen fadenscheinigen Rock, Hunger und unbegreifliche Gedanken. Nichts desto weniger besuchte er das Theater und gestattete sich, trotz seiner beschränkten Mittel, einen ganz besondern Genuß, so oft ein Shakspeare'sches Stück zur Aufführung kam. Ein solcher Abend war ein Festtag für ihn, und er aß dann zu seiner Erquickung Schweizerkäse. — Um sich eine Stellung zu erringen, wollte er Schauspieler werden. Brieflich wendete er sich deshalb an eine hohe Person und trug mit genialer Offenheit, kräftig, wol auch in mancher Hinsicht kühn, sein Anliegen vor; das Bettein war Grabbe's Charakter nicht angemessen. Darum erzählte er nur, gestand, daß er sich zum Schauspieler berufen halte, aber nicht wisse, ob er ein Genie sei, wie die Leute sagten; das nur sei ihm klar, daß er ein Kennzeichen mit dem Genie gemein habe — den Hunger! — — Der Brief ging ab, allein Grabbe blieb nach wie vor brodlos, ohne Unterstützung sich selbst und den launen des Ungefähr preis gegeben.

In dieser großen Bedrängniß mag es wol gewesen sein, wo er das Manuscript seines

„Gothland" einpackte und an Tieck in Dresden schickte, der nach ziemlich langer Frist jene bekannte Antwort darauf folgen ließ, die späterhin dem barocken Drama als Vorrede vorgedruckt wurde. Grabbe schnürte sein Bündel und wanderte nach Dresden. Sein erster Besuch bei Tieck soll wunderlich genug gewesen sein. Auch hier war es abermals das Theater, dem er sein künftiges Glück verdanken wollte. Es wird erzählt, man habe ihm gewillfahrt, doch sei die erste Probe hinreichend gewesen, ihn selbst von der Unmöglichkeit eines öffentlichen Auftretens zu überzeugen. Grabbe blieb aber sein Lebtage der Meinung, er habe nur Feinden in Berlin und Dresden das Nichtgelingen seiner theatralischen Laufbahn zu verdanken.

Kurze Zeit darauf ward Grabben das Amt eines Regiments-Auditeurs in Detmold, seiner Vaterstadt, übertragen. Es war nicht mehr die Rede von Poesie, Kunst, Theater, die Akten wurden registrirt, das Genie schnürte sich geduldig in die enge Halsbinde militärischer Etiquette, und ließ unter seiner Aufsicht die Rekruten des kleinen Fürstenthums dem Bundescontingente zumessen. Der geniale Grabbe muß sich in seiner grünen Detmold'schen Auditeurs-Uniform komisch ausgenommen haben, obwol er später noch sehr stolz darauf war. Grabbe hat ohne Zweifel viele sogenannte dumme Streiche gemacht, daß er sich jedoch zum Auditeur in Detmold ernennen ließ, war am Ende doch der dümmste, den er auf die Liste bringen konnte. Grabbe, ein Militär-Beamteter! Dabei konnte unmöglich auf die Dauer Glück und Friede herauskommen, wol aber brachte das Jahr 1827 zwei Bände dramatischer Dichtungen, in denen sein „Herzog von Gothland," das Bruchstück einer Tragödie „Marius und Sulla," ein kleineres Trauerspiel und das tolste Lustspiel, das je geschrieben worden ist: „Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung," in dem der Teufel an dem heißesten Augusttage erfriert und erst im Kaminfeuer sitzend und Kohlen fressend, wieder auftaut, enthalten waren. Man kann nicht sagen, daß diese Producte einer ungeheuren, aber zügellos wüsten Phantasie spurlos vorübergegangen wären. Sie fanden ihrer Seltsamkeit wegen ein Publicum, konnten aber nicht erfreuen, da es ihnen an jener innern Schönheit gebrach, die der alleinige Probirstein eines Kunstwerkes ist.

Unterdeß hatte sich Grabbe einen Heerd gegründet und sich mit der Tochter des geachteten und von ihm selbst hochgeschätzten Historikers Closterneyer verheirathet. Die Liebe hätte wol seinen innern, zerrissenen Menschen heilen können. Bedarf irgend ein Mann der Liebe, des sanft begrenzenden Zartsinns eines weiblichen Wesens, so ist es der Dichter. Die Liebe heilt wol tiefere Wunden, als man gewöhnlich glauben mag; ihr ist es allein möglich, die Zerwürfnisse, an denen der Weltkörper krankt, auszugleichen und eine ewige Versöhnung zu stiften zwischen Geschöpf und Geschöpf. Denn all unser Unglück erwächst nur aus dem Starrsinn der Parteien. Wir haben Frieden mit Gott seit langen Jahrhunderten, der Himmel streitet nicht mit der Erde, nur Staub und Staub sind eifersüchtig auf einander und haben sich ewigen Tod geschworen. Da rettet nichts als die Liebe, und bevor das zerrissene Herz des Einzelnen nicht besänftigt worden ist im glücklich stillen Kusse, wartet die Gesammtheit vergeblich auf den Tag eines allgemeinen Liebes- und Versöhnungsmahles.

Warum gab Grabben die Liebe nicht das Glück, den Frieden, nach dem er schmachtete? — O, der Arme hatte die holde Göttin wol längst verscherzt unter Tändeln und Kosen mit den verflatternden Gunstbezeugungen des Augenblicks, die in verführerischem Reiz im Lauf seines Lebens ihm ein flüchtiges Genüge gewährten! Ihm selbst gebrach es an der starken Kraft des Mannes, die Gattin zu fesseln, und das momentane Aufflammen eines tieferen Liebedürfens konnte nicht Gegenliebe erwecken. — So mußte Grabbe der Nothwendigkeit der Lebensentwickelung erliegen. Anstatt die Liebe ihn mit der Welt versöhnen sollte, entzweite sie ihn auf immer mit ihr. — Er hatte sein zeitliches Unglück besiegelt. Keiner möchte sich berufen fühlen, ein Urtheil über ihn zu fällen, denn, wer mag alle Falten in seinem Herzen glätten, das nicht einmal er selbst je ganz gekannt hat! Es gibt Nothwendigkeiten, die nur im Schweigen verstanden werden, und wenn ein ausgezeichneter Mensch in scheinbarem Untergange aus dem Leben scheidet, so mag der Weise wol mit Recht auch darin eine Vollendung der Aufgabe erblicken, die ihm — einem Gliede in der Kette der Gesammtheit — gestellt worden war von dem unerforschten Gotteswillen.

Grabbe's Ehe muß sehr unglücklich gewesen sein. Er suchte Befriedigung in der Poesie und schrieb schnell hinter einander seine beiden Hohenstaufen-Dramen, die Tragödie „Don Juan und Faust" und das seltsamste aller dramatischen Productionen in der deutschen Litteratur „Napoleon, oder die hundert Tage." — Vielleicht wäre ihm noch zu helfen gewesen, wenn auch nur eine seiner Dichtungen auf der Bühne hätte Platz ergreifen können. Grabbe aber war viel zu stolz, um nach den ersten mislungenen Versuchen später auch nur die geringste Rücksicht auf das Theater zu nehmen. Er hüllte sich, wie Cäsar in die Toga, in seinen Ingrimm und harrte schweigend des Todesloses, den die Gemeinheit der Theaterwelt dem zürnenden Genius des deutschen Drama

geben würde. Und er durfte nicht gar lange warten. Das Theater kümmerte sich nicht um den Riesengeist, der es umschlich, wenn es den Blitz Jupiters nachahmte mit Kolophonium, während er selbst des Gottes Blitze glühen fühlte unter seiner erhabenen Stirne. Grabbe war kein Dichter der Nation, nicht einmal auserwählter Zirkel; er dichtete nur, um seinen Geist los zu werden, der ihn verzehrte und einige rüstige Köpfe zu enthusiasmiren, die begierig die colossalen Trümmerstücke eines genialen Menschen als Raritäten auffammelten.

Detmold ward ihm zu eng, seine häuslichen Verhältnisse behagtem ihn nicht mehr. Er fühlte sich behindert im Schaffen; Andere nahmen Anstoß an seinem Leben, das ihm freilich weit eher die Freundschaft eines Diogenes, als civilisirter Menschen erworben haben möchte. Seit längerer Zeit schon trug er sich mit dem Plane, Hannibal dramatisch zu bearbeiten. Um innere Ruhe, oder vielmehr Spielraum für seine Launen zu gewinnen, verließ er Detmold, wie es scheint, ohne seine Entlassung aus den Diensten des Fürsten sich erwirkt zu haben. Er wandte sich nach Frankfurt am Main, wo er einige Zeit mit Duller verkehrte, an seinem Hannibal schrieb und zuweilen nicht übel Luft zeigte, im Verein mit Duller ein, wie er sich ausdrückte, „verrücktes" Lustspiel zu schreiben, denn verrückt mußte nun einmal Alles bei ihm sein. —

Wol mochte er schon damals seine physische nahe Auflösung fühlen. Ein früher, regelloser und ungebändigter Genuß aller Lebensfreuden, die einem leidenschaftlichen Menschen entgegenhüpfen, hatten seinen Körper geschwächt, der überdies noch an ein paar alten Wunden litt, die er in Duellen erhalten hatte. Zitterte nun seine Hand, wollte der dünne Strahl verglühen, an dem die Gebilde seiner Phantasie herabglitten unter die poetische Lupe, so griff er zu Reizmitteln, die nur stärken, um späterhin gänzlich zu schwächen. Des unglücklichen Mannes Kräfte waren so zusammengebrochen, daß selbst nicht der Feuergeist des Weines sie aus ihrem traumhaften Dämmern aufschütteln konnte. Mit dem concentrirten Saft des Zuckerrohres nur, gegohren an der tropischen Sonne, und dem künstlich bereiteten Geist des Reises kitzelte er so lange die ersterbenden Nerven, bis sie galvanisch zuckend auch dem Geist jenes grelle Wetterleuchten entlockten, das hier blendend, dort niederschmetternd seinen Hannibal charakterisirt. Wol kann man sagen, dieses im Großartigen großartigste, im Kleinen niedrigste Werk Grabbe's, schrieb sein Genius, wenn er halb trunken die Sterne über sich funkeln sah und die gespaltene Himmelsdecke seines verloren gegangenen Friedens ihn anfächelte mit mildem Hauche der Versöhnung. Grabbe war weniger als Mensch, sobald die Nüchternheit der gewöhnlichen Natur seine Stirn berührte, und er war ein Genie, das bestialische Fratzen schnitt, wenn er dichtete und mit dem Prometheusfunken spielte, den doch nur der Reine beglückend für die Welt handhaben kann. —

Grabbe mochte dies in den Stunden, wo er schweigend seine Pläne ausweitete, selbst fühlen. Frankfurt bot ihm keine Ruhe, wenn er sich auch täglich mit doppelter Kleidung einwühlte in sein Federbett und aus Schoppengläsern das zerstörende Gift genoß, das für ihn — zur Medicin geworden war. Er schrieb an Immermann in Düsseldorf und bat ihn um ein Asyl, in dem er, abgeschlossen von der Welt seinen Hannibal, beendigen könne. Immermann reichte ihm freundlich die Hand und lud ihn nach Düsseldorf ein, wo er ihm auch in so fern eine sorgenlose Stellung verschaffte, als er ihm als Rollenabschreiber beim Theater zerstreuend zu beschäftigen verstand. Und Grabbe, das größte dramatische Genie der Neuzeit, schrieb ganz geduldig Rollen ab, strich für den Bogen seine zwei gute Groschen ein und ließ sich von seinem Burschen, den er vertraulich mit „Luder" anredete, Rum holen, um nach dem Genusse desselben am Hannibal zu schreiben und sich in die Zauberwelt der Mährchen hinüber zu wiegen. Denn auch „Aschenbrödel" entstand in dieser Zeit. — Vielleicht aber war es nöthig, den zerlebten Grabbe auf die angedeutete Weise zu beschäftigen.

Nach der Beendigung Hannibals ging er mit Eifer und wahrhaft begeisterter Liebe an die Vorstudien zur „Hermannsschlacht", die nächstens bei Schreiner in Düsseldorf erscheinen wird. Er kehrte im Geiste schon heim in seine Wälder. Hermanns Heldengestalt verließ weder sein Lager, noch schied sie aus seinen Träumen. Er wollte Deutschland geben, was es ihm nicht gegeben hatte, ein Geschenk, an dem es zehren könnte lange lange Jahre. In den Zwischenstunden las er alle Zeitschriften ohne Ausnahme und kritisirte sie brieflich nach seiner Weise. Es wäre mir ein Leichtes, einige Proben dieser Grabbe'schen Kritik hier mitzutheilen, aber die Auswahl würde mir, dem Publicum gegenüber, sehr schwer fallen. Grabbe's Kritik ist so originell, wie er selbst war, so stolz, wie sein Geist und in so cynischen Ausdrücken abgefaßt, als stamme sie geradeswegs aus der Tonne des Diogenes.

Die Hermannsschlacht flößte ihm eine eigene Scheu ein vor der Größe der Geschichte. Mag er immerhin in seinen Zetteln und Briefen schimpfen und auf seine colossale Art unsaubere Witze reißen, je nachdem ihn Verstimmung und toller Humor gerade kitzelten, ein einziger Gedanke an seine Tragödie stimmt ihn ernst. Die Begeisterung

umfließt sein blasses Gesicht wie mit einem Heiligenschein, und poetisch gestaltet sich Wort und Bild. Dabei meldet er gewissenhaft, wie weit er in seinen Arbeiten vorgerückt ist, wann er nun an die eigentliche Ausarbeitung gehen werde. Als er fast damit zu Stande gekommen ist, schreibt er: „Ich betreibe jetzt die Vorstudien zum Armin; ende sie wol morgen. Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün vor Wald.“ Und bald darauf: „Jetzt ist mein Herz frei, alle Vorstudien zur Herrmannsschlacht sind beendigt. Ach, ich selbst kenne aus meiner Kindheit ja jeden Baum, jeden Steg dazu! Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert; ihretwegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen.“

Später ruft er aus: „Der Herrmannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende, vollenden, ohne zu sterben? Wär' ich todt! — Im Leben ehrt man das Große und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen.“ — Das Gefühl seines nahen Todes überschlich ihn oft, weshalb er wol auch manchmal zu sagen pflegte, er wolle noch eine Tragödie schreiben und dann sterben. „Wir alle wollen durch's kummervolle Leben kommen,“ schreibt er in einem der vor mir liegenden Briefe, „schlecht, daß ich mich wundere, den Pfennig vom Leben noch nicht weggeschmissen zu haben. Das Leben hat nur drei Gutes: Frühling, erste Liebe, Krieg. Die einzigen Erfrischungen!“

Alle diese Stimmungen, in denen die versteckte Melancholie des Gemüthes in ihm laut wird, halten aber nur secundenlang an, denn unmittelbar an solche Expectorationen knüpft er wieder die lächerlichsten, abgeschmacktesten Räsonnements, und kritisirt Freund und Feind, daß einem vor Entsetzen und nebenbei wol auch vor Lachen die Haare zu Berge stehen. Selbst auf die Gefahr hin, mich bei dem Publicum schlecht zu accreditiren, erlaube ich mir ein paar der subtilsten Stellen aus einigen Briefen hier ganz mitzutheilen, nur um denen, die Theil nehmen an außerordentlichen Individuen, anschaulich zu machen, wie Grabbe vertraulich zu schreiben pflegte.

„Wenn heut einer Ihrer Journaltage ist, so denken Sie an Gott und nachher an mich.

„Schade, daß der liebe Gott nicht courfähig ist. Er ist weder vom Adel, noch Offizier. Das kommt von der —, die so undankbar! —

„Wie ich glaube, mach' ich dem Burgmüller heut sein Zeugs zurecht*), oder der Tacitus packt mich. Der steht mir heut Morgen da, wie ein Wölkchen, das zum Typhon ostindischer Gewässer wird. Er hat die römischen Kaiser, welche mit dem Volk gegen die Aristokraten und Begüterten kämpfen mußten, nicht capirt. Tiberius war ein großer Mann mit kleinen schlechten Anhängseln. Tacitus verdreht bei ihm und Allen, weil er selbst Aristokrat ist, Alles, aber der Teufel, mit welcher Consequenz und Schärfe!

„Der Rhein befindet sich wohl, nur etwas Gelbsucht. Der Hund meiner Madame auch. — Der Tiberius soll in meinen Herrmann.

„Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr 3000 Thaler und ich will euch in drei Jahren einen Faust schreiben, daß ihr die Pestilenz kriegt. Mein Faust und Don Juan ist nur 'ne dumme Vorarbeit. Das Beste ist noch die Marionetten-Comödie. Einfach, lustig, ohne Affenei. Hätte man nur ein Manuscript davon. —

„Die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Geist rein zu waschen; Himmel, Erde und Unendlichkeit anzudeuten, und fest in sich zu bleiben. — — Teufel, was laufen die Blitze an den Himmelszöpfen, unsern K—ch—n! —

„Den ewigen Juden möcht' ich wol auch bearbeiten, fiel ich nicht so frühe. „Wir springen von den Säugethieren zu den gefiederten Geschöpfen,“ sagt da Einer. Ich will den Teufel thun. —

„Daß Dampfschiffe, dann Luftschiffe, alle übrige Schifffahrt vernichten, ist bei mir Ueberzeugung. Zuletzt werden noch Sonnenstrahlschiffe kommen. Die Welt gibt Stoff. Er ist nur zu wenig verarbeitet. Chr. Raupach. — Auch Schiller andei mit Dank zurück. Ich las ihn bei Nacht, vielleicht zum tausendsten Mal. Er ist doch besser als Goethe, und seine Flecken sind unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser in's Gesicht geschleudert.

„Die Herrmannsschlacht ist in und über mir, wie ein Sternenmeer. Wohl mein letzter Trost.

Uebersumm

Grabbe.

Diese kleine Probe wird sich wol auch ein verwöhnter Leser gefallen lassen. Will man einen Menschen kennen lernen, so darf man sich nicht mismuthig von seinen Schwächen abwenden, selbst wenn diese grandios wären. An Grabbe war aber Alles grandios, das Erhabene, wie das Gemeine.

Nach Beendigung der Herrmannsschlacht gedachte Grabbe noch drei Stücke auszuarbeiten. Er that davon nur ganz kurz Erwähnung bei Gelegenheit einer Aufzählung seiner bisher in Druck erschienenen Schriften. Den alten fügte er bei: „Armin — bald fertig. Zerreißt mir die Seele — Eulenspiegel — Alexander der Große. Christus.“ —

*) Grabbe schrieb für Burgmüller eine Oper: „Der Cid,“ von der er sehr oft sagt, „sie geht brillant vor.“ —

Christus und Grabbe! Man möchte wünschen, es sei ihm vergönnt gewesen, diesen Plan auszuführen. Von allen theilt er hin und wieder, wie er es liebte, Bruchstücke mit. Auch der Schluß vom Christus findet sich und ich trage kein Bedenken, die wenigen Worte hier abdrucken zu lassen:

Golgatha.

(Christus wird vom Kreuz genommen. Maria weint in die Wunden.)

Ein Israelit (kommt).

Das Heiligste im Tempel ist zerrissen!

Maria (die Nägelmale küssend).

So ist's!

Der Israelit.

Die Gräber bersten!

Magdalene (tröstend).

Gottes Sohn zieht ein,
Die Hölle zu besiegen und den Tod!

Maria.

Mir
So schmerzenvoll entrissen!

Soldat der römischen Leibwache (zu seinem Gefährten).

Vide: Mater dolorosa!"

Zahlreicher, aber ohne allen Zusammenhang hingestreut, sind unter seinen Papieren die Fragmente aus „Alexander dem Großen." Was ich hier mittheilen kann, haben wir dem Aerger zu verdanken, den ihm die hin und wieder neu auftauchenden dramatischen Dichterlinge verursachten. Als ein junger Oestreicher mit einer dramatischen Production hervorgetreten war und Grabbe Kunde davon erhielt, ließ er sich das Buch bringen, fand aber nichts darin, was ihm behagen konnte. Da schreibt er: „daß die verfluchte langweilige Chausseepappel der Baum der Freude ist, lehrt uns —. Der Kerl verletzt die Troubadoure mit schlechten Nachahmungen. Das macht mich, wie jeder Aerger, stolz. So schreibt man:

Alexander.

Phalangen, haltet! Hier der Hellespont!
Jenseits der Perser unermessnes Reich!

Die Phalangen.

Wonach sieht er sich um?

Alexander.

Drei blut'ge Flecke rückwärts:
Dort Marathon, da Salamis, näher noch
Platäa! Und noch ein Bergesthor, das einst
Leonidas mit seinem Blut und Namen zierte,
Die Thermopylen!
— Und die Spartaner fehlen!

Feldherrn verschiedener Völker.

Alle übrigen
Hellenen ersetzen sie mit Blut.

Alexander (deutet auf den Hellespont).

Den Faden
Durchschnitten, der da brausend Asien von
Europa trennt! Die Schiffe her! Wer aber kühn,
Der schwimmt, die Fluth zertrümmernd, durch,
Wie ich, mit Helm und Panzer!

Macedonier.

Wird er Meergott!
Ihm nach!

Auch einige Fragmente aus Liebesscenen liegen vor mir. Ordnung freilich läßt sich in diese zerrissenen Goldfitzer nicht bringen. Sie glänzen mitten aus Schutt und Trümmern hervor:

Alexander.

Wenn ich Dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all' den brennenden
Gestirnen!

Thais.

König, flammt' ich über'm Haupt
Dir doch, wie Dir da! Eine Flamme wärd'
Der Himmel!

Und anderwärts,

Alexander.

„Siehst Du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.

Thais.

Und ich?

Alexander.

Du bist ein Schimmer
Von seiner glüh'nden Wange.

Endlich finden sich noch ein paar Worte aus der Schlußscene:

Alexander (sterbend).

Begrabt mich königlichst!

Ein Perser.

Verlaß Dich drauf.

Alexander.

Doch meine rechte Hand hängt Ihr aus dem
Sarge, weiß, nackt, wie sie ist! Sie hat die ganze
Welt gefaßt, und nichts ist ihr geblieben. —

Proben aus dem Eulenspiegel, auf den er sehr große Stücke hielt, könnte ich ebenfalls mittheilen, wären sie nicht allzu unfläthig. Ich kann nicht glauben, daß Grabbe mit diesem Product, hätte er es zu Stande gebracht, irgendwo Anklang gefunden haben würde. Der Stoff reizte ihn; er schreibt wiederholt: „Hätten wir nur den Eulenspiegel aus Cöln! (das Volksbuch). Das leitet ab. Ich werde sonst krank. Gäb's nur Krieg, gesund' wär' ich! — doch nun muß man ihn machen in Tragödien." —

Grabbe's Leben in Düsseldorf war einförmig, wenn man will, regelmäßig. Er bewohnte auf der Rheinstraße in einem Weinhause ein bescheidenes Zimmer. Bequemlichkeiten waren ihm unbequem, Comfort liebte er nicht. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, daneben Papier, Feder und Tinte nebst hinreichenden Spirituosen konnten ihn glücklich machen. Umgang begehrte er ebenfalls nicht. Sein ganzer Aufzug mochte nicht sehr anziehend sein. Er blickte finster, mistrauisch, mürrisch und verächtlich auf Jedermann herab, namentlich auf solche, denen er es ansah, daß sie ihn aus Neugierde besuchten. In solchen Fällen war er nicht grade gentil zu nennen. Auf ein schlagendes Wort mehr oder weniger kam es ihm dann nicht an, und wie ein so Abgefertigter späterhin von ihm dachte, galt ihm gleich. Er konnte es nicht leiden, sich wie ein Wunderthier von allen Seiten betrachtet zu wissen.

Nur ein einziger Mensch konnte diese starre, verschlossene Brust erweichen und Gefühle in ihr erwecken, die man in Grabbe kaum mehr als vorhanden annehmen durfte. Dieser Mensch war der talentvolle Componist Norbert Burgmüller. Es ist wenig von ihm bekannt geworden, und als seine Kraft rüstiger in die Welt zu treten Lust hatte, ertrank er im Bade zu Aachen. Vielleicht war es die Wortkargheit, die Grabben an Burgmüllern fesselte. Schwerlich hat je eine ähnliche und seltsamere Freundschaft zwischen zwei Menschen bestanden, als die Grabbe und Burgmüllern verband. Wenn der Abend niedersank, stieg Grabbe wankend, einem Schatten gleich, die Treppe herab und setzte sich in der fünfeckigen Weinstube in einen Winkel. Ueber seinem Haupte hing dann wol gar sein Portrait. Er achtete nicht auf die Gäste um sich her und auf ihre Gespräche, die Gäste nahmen eben so wenig Notiz von ihm. Man rückte wol auch weg von dem Tische, an welchem der stumme, saloppgekleidete Grabbe Platz nahm. Fremde hielten ihn für ein mauvais sujet, denn er wußte sehr schlechte Toilette zu machen. Ein Schoppen leichten Moselweins mußte wenigstens vor ihm stehn, ob er davon trank oder nicht, das hing von Launen ab. Der Wein mundete ihm nicht mehr; sein Gaumen begehrte nach dem Scharfen, Beizenden. Der Ekel an Welt und Zeit hatte seinen Geschmack verdorben; es ging ihm, wie den wilden Irelawnen, der nur in starkgewürztem Glühwein seine Gelüste abkühlen konnte. — Nach einiger Zeit trat dann gewöhnlich Burgmüller ein. Grabbe's verglühter Blick flammte auf; um seine zusammengebissenen Lippen hürfte ein frohes Lächeln, aber kein Wort des Grusses entschlürfte dem Munde. Burgmüller setzte sich Grabbe gegenüber, trank Wein, wie dieser, schwieg wie Grabbe und vergaß, gleich ihm, die lärmende Gesellschaft der übrigen Gäste. Zuweilen zupfte Grabbe einen Fidibus aus dem Messingbecher und schrieb ein paar Gedanken nieder, die er Burgmüllern zuschob. Der stumme Freund las, nickte mit dem Kopfe und gab sie dem Dichter zurück. Dies waren die Rudimente, aus denen die „Hermannsschlacht“ entstand. Waren nun beide recht glücklich, so reichten sie sich die Hände, sahen einander fest in die erdenmüden Augen und schlummerten ein, oft Stundenlang. Die Gäste zerstreuten sich, der Wirth räumte auf, Grabbe und Burgmüller schliefen noch immer, die Hände fest in einander geschlagen. — Ach, es muß weit gekommen sein mit der Jugend, wenn sie nur schlafend noch sich ungestört Freund sein kann! Der schlafende Grabbe im Weinhause zu Düsseldorf ist die modernste tragische Figur im deutschen Leben der Gegenwart. Er schlief, weil ihm Alles zum Ekel geworden. Der Boden unter seinen Füßen war eingesunken und den Himmel konnte sein erlöschendes Auge nicht mehr erkennen. Da hielt er sich fest an die Hand des stummen Freundes und schlief. Grabbe konnte nichts Besseres thun, als schlafen — er übte sich im Sterben! —

Als nun aber der einzige Freund im Mai 1836 ihm entrissen wurde, da bemächtigte sich des unglücklichen Dichters ein ungeheurer Schmerz, den er nur aussprechen konnte in jenen Worten, die er im Düsseldorfer Fremdenanzeiger einrücken ließ: „Norbert, Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest; Norbert, kommst Du nie wieder?“ Wenige Tage darauf packte er seine wenigen Habseligkeiten ein. Er fühlte den Tod in seinen Gebeinen. Mit aller Kraft warf er sich nochmals auf seine Herrmannsschlacht, die er fünfmal umarbeitete und zog aus, um in seine Wälder schlafen zu gehen. Er durfte nicht lange warten. Seine Kräfte reichten grade noch hin, die Herrmannsschlacht zu beendigen und mit der Welt abzuschließen. Schnell griff die Verwüstung um sich, an der seit langen Jahren die widernatürliche Lebensweise gearbeitet hatte. Die Physis konnte nicht mehr widerstehen und die geistige Kraft mußte endlich der Nothwendigkeit weichen. Grabbe soll viel gelitten haben in den letzten Tagen seines Lebens. Die im Uebermaß genossenen Spirituosen tobten vulkanisch in seinem Innern — er starb, berichtet die Sage, an verbrannten Eingeweiden! —

Wir aber wollen schweigen und festhalten, was sein Geist uns gegeben hat. Seine Fehler, die so groß waren, als seine Vorzüge, müssen billig vergessen werden. Den Lorbeer, den seine hohe Jupitersstirn verdiente, hat man ihm nicht entzogen. Geschmückt mit dieser schwer erkämpf-

ten Krone ward er begraben in den Schatten seiner heilig geachteten Eichen und Buchen, die mit goldglänzendem Laub über seinen Grabhügel rauschten, wie am Tage seiner Geburt. Er fiel wie ein Held, die Hand am Schilde. Grabbe ist gestorben für das deutsche Drama, seiner Nation, die ihn unbeachtet ließ, ein Werk hinterlassend, in dem er sie, die undankbare, auf seine Weise verherrlicht, wie wol selten ein Dichter. Hätten sich die Deutschen die Mühe geben wollen, ihn zu verstehen, so würde ein glücklicheres Leben sein Loos gewesen sein und die Nation sich dadurch selbst geehrt haben. Wie viel Großes und Edles ist schon zu Grunde gegangen durch unsern unseligen Hang, hübsch ruhig zu bleiben und uns für nichts mehr begeistern zu lassen ohne ausdrücklichen Auftrag! Da hör' ich's rauschen im Teutoburger Walde, wie das Flügelschlagen der Freiheit, für die Armin fiel, und dies Rauschen flüstert mir zu, daß es schöner sein wird in der Zukunft. Schade nur, daß Grabbe diese Zukunft nicht mit bewundern, nicht mit lieben konnte! —

Dramatische Literatur.

Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann N. Vogl. Erster und zweiter Theil. Wien, 1837. Rohrmann und Schweigerd.

Was Raimund in seinem Leben gethan hat, ist bekannt, was er aber hätte thun können, wissen wir nicht. Raimund war ein Oesterreicher, lebte in Wien, und schrieb und spielte in Wien seine eigenen Possen, Mährchen, Zauberspiele ꝛc. Bei alle dem ward er aber nicht froh. Die Heiterkeit umhüpfte ihn nicht im Leben, er lächelte selten; die Rosen der Freude blühten nur auf seiner Wange, wenn er unter dem trüben Schimmer der Theaterlampen seine Lazzi vor dem vergnüglichen Wiener machte. Raimund war ein melancholischer Mensch, ob aus Kränklichkeit und schlechter Verdauung, oder aus einer Art von Verzweiflung an dem wunderlichen Geschmack seiner Landsleute, die ein für allemal Knödel für delicater und nahrhafter halten, als klare Begriffe, und helle und kecke Gedanken: das mag Gott wissen, bei dem er jetzt Beichte hört. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung im Leben, daß gute Komiker trübselige Menschen sind, und große Tragödienspieler heitere Lebemänner. Ich will nicht untersuchen, woher das kommt, sondern halte mich hier blos an Raimund, der aber auch die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen half. Raimund starb bekanntermaßen an einigen Loth Blei, die er sich in den Kopf schoß. Das war ein Unglück für Wien und seine lustigen Bewohner; den armen Komiker aber brachte es in Besitz jener Freiheit, nach der er sich wol oft recht herzhaft gesehnt haben mag. —

Das Publicum hat bereits über Raimund's dramatische Leistungen entschieden und zwar sehr günstig. Obwohl seine Zaubermährchen ursprünglich nur für Wien geschrieben waren, erregten sie doch in ganz Deutschland Aufsehen und wurden mit Enthusiasmus begrüßt. Wie hoch der Dichter in der Gunst des Wiener Volkes stand, kann man daraus abnehmen, daß sein „Mädchen aus der Feenwelt" auf einem einzigen Theater Wien's bereits 166 mal aufgeführt worden ist. Ein Dichter, dem sein Publicum so liebevoll entgegenkommt, hat wenigstens diesem Publicum während seines Lebens genug gethan, wenn auch nicht „den Besten seiner Zeit." Und hier muß man billig fragen, ob nicht Raimund zum Theil an Wien oder den Wiener Zuständen zu Grunde gegangen ist? Es lag so viel Poesie in Raimund verborgen, daß er in einer freieren, bewegteren Atmosphäre wol Goldfäden aus den hanfenen Stricken gesponnen haben würde, in denen wir jetzt seine Muse sich winden und krümmen sehen. Die Lustigkeit in seinen Zauberspielen ist so wehmüthiger Natur, so voll lachenden Ingrimms, daß einem, Trotz der Possen, recht unheimlich wird. Die Zustände zwangen den Dichter, Dummheiten zu erfinden, in denen die Wahrheit in burlesken Grimmassen die wohlgenährten Bäuchlein der Zuschauer lachen macht und ihnen auf eine gelinde Art so etwas von dem beibringt, was der Zeit Noth thut. Aber auch dies Wenige wußte noch unter moralisirenden Flitterstaat versteckt werden, um es maul- und mautherecht zu machen. Und in der That, Raimund ist ein Meister in der glücklichen Kunst Viel durch Nichts zu sagen. Da setzt der grillige Mann sich hin, verschreibt sich aus dem Reich der Phantasie irgend einen Geist, ein oder zwei Feen mit Zubehör, eine Menge Zauberer und andere Geistergesindel. Neben diese stellt er ein paar ehrliche östreichische Unterthanen und nun geht der Tanz los. Raimund ist klug. Er schmeichelt nicht, aber er versteht zu streicheln. Dabei wendet er den Kopf um und lacht sich in den Bart. Er reißt Witze nach Wiener Art, singt frische muntere Lieder, in denen die Moral mit der Freiheit liebäugelt, und der gute Wiener ist höchlichst erbaut und ist ein gebacken Hähndel mehr als gewöhnlich, wenn er Abends nach Hause kommt. Wer gesteht nicht zu, daß Kunst und Talent zu einer solchen Thätigkeit nöthig sei? Streifen wir Alles ab in Raimund's Schriften, wozu ihm Wien zwang, so bleibt uns ein reicher Schatz wahrhaftiger Poesie, der in edlere Formen gegossen, die Besten entzücken würde. Man muß es bedauern, daß Raimund seine glücklichsten Einfälle, um auf das Volk wenigstens einigermaßen zu wirken, und den Naderen zu entgehen, solchen Wiener-Würstelgeistern, wie Longimanus einer ist, in den Mund legen mußte! Es ist eine schlimme Zeit, und doch auch wieder eine gute. Sie macht uns lachen, daß uns die Augen überlaufen. Und

das ist eine sehr bequeme Art und Weise überflüssige Thränen loszuwerden. Danken wir deshalb dem armen Raimund, der sich eine Kugel durch den Kopf schoß, weil er sich vor der Hundswuth fürchtete!

Die beiden ersten Bände seiner gesammelten Schriften enthalten vier Raimund'sche Märchen, „der Diamant des Geisterkönigs," „der Alpenkönig und der Menschenfeind," „Moisasur's Zauberfluch" und „das Mädchen aus der Feenwelt."

Wer sie von der Bühne her kennt, mag sich immerhin veranlaßt fühlen, diese originellen Compositionen auch einmal zu lesen. Es wird sich Keiner dabei langweilen, nur lehren sie uns, wie bedauerlich es ist, daß gerade in Wien, dem einzigen Orte Deutschlands, wo die meisten und ergiebigsten Elemente zur Gründung eines nationalen Drama vorhanden wären, jede Kraft an den Zuständen scheitern muß. Wenn es unmöglich wird, für die Nation zu schreiben, findet sich das Talent genöthigt, entweder zu schweigen oder zum Trosse herabzusteigen. Ich bin überzeugt, daß wir dem Ziele, ein Höhendrama zu besitzen, weit näher sind, als dem, ein wahrhaftiges Volksdrama entstehen zu sehen. — Doch stehe ich zu überall rothes Gewölk am Himmel aufsteigen. Wer sagt mir nun, ob dies Rosenblätter sind aus dem blühenden Kranz der Hoffnung gerissen, oder Blitze des Zorns, der vergeblich mit dem Licht des Gedankens grollt, weil es nicht emporlodern will zur Flamme, an deren Kusse, wie man sagt, die härtesten Metalle schmelzen. Die Zukunft, denk' ich, soll mir Antwort geben. W.

Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. Von J. C. Hauch. Leipzig, bei Brockhaus. 1836.

Noch bleibt für die gelegentliche Auferstehung des deutschen Drama Vieles zu hoffen, so lange Tragödien, wie vorstehende, geschrieben werden. Es bedarf nur der Theilnahme von Seiten eines empfänglichen Publicums, um einer so durchaus gesunden Arbeit die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, auf die sie Anspruch machen kann. Nur mit Bedauern müssen wir sehen, wie die besten, tüchtigsten Kräfte, von dem Mißgeschick der Zeit verfolgt, dramatischen Productionen nach und nach entfremdet werden und in barocken Novellengebilden den ursprünglichen reinen Quell künstlerischer Begeisterung zugleich mit dem Gift ausprudeln, das sie mit der verpesteten Atmosphäre, in der zu leben jeder productive Geist gezwungen ist, eingesogen haben. — Hätte Deutschland eine Bühne und Künstler, die eine wahrhaft dramatische Schöpfung in's Leben einführen könnten, so würde diesem „Tiberius" gewiß eine rege Theilnahme von Seiten des Publicums nicht entgehen! — Das Drama beginnt am Rhein, wo die Truppen den Germanicus zum Kaiser ausrufen wollen. Später wird die Handlung nach Rom verlegt, theils in den Palast des Kaisers, theils in den Senat. Die hündische Speichelleckerei des Letzteren, wie die heimtückisch-schmeichelnde Tyrannei Tibers sind durchaus lobenswerth geschildert. Nirgends begegnet uns Reimgeklingel und Sentenzengewäsch. Der Dichter hat sich von jedem sentimentalen Anfall frei zu halten gewußt und gibt dem Drama sein volles Recht. In kurzen, rasch wechselnden Bildern eilen der Sturz des Germanicus, Cordus, Sejanus an uns vorüber. Der menschenscheue, Jedermann fürchtende Tiberius flieht, um sicher zu sein, nach Capreä und spinnt von dort aus seine gleißnerischen Netze über Jeden aus, mag er ihm nun Feind oder Freund gewesen sein, bis er endlich der gerechten Nemesis erliegt und der wo möglich noch elendere Caligula den Thron besteigt. Das Einzige, was wir an dem Drama zu tadeln finden, ist der zu locker angelegte Plan. Zwar spinnen sich die leis gezogenen Fäden am Ende wieder zusammen, aber nicht von selbst, nicht ungezwungen. Es ist nicht das unerbittliche Schicksal, die ewige Nothwendigkeit der rächenden Weltgeschichte in der unerforschten Tiefe des Menschenherzens, was die einzelnen Handlungen hier zum Drama gestaltet — einige Willkürlichkeiten des Dichters helfen mit eingreifen. Eine Tragödie aber muß aus sich selbst herauswachsen, ein kräftiger, starker Baum. In ihr liegt vorzugsweise das große Weltgange verborgen im festgefugten Mikrokosmus. — Nach dem, was der Verfasser hier und in seinem früheren Product: „die Belagerung von Mastricht" geleistet, glauben wir noch Bedeutenderes von ihm zu erhalten. Sein Styl ist durchaus dramatisch, der Dialog meist rasch, charakterisirend, und das ihm der Tiefblick des Psychologen nicht abgeht, bewiesen die Charakterzeichnungen Tiber's, Sejans, Caligula's und des Germanicus. —

Interessant ist die Vorrede des Vers., der bekanntlich ein Däne, als Professor an der Akademie zu Soröe lebt. „Diese Tragödie ist im J. 1826 in Rom geschrieben," sagt er, „wo ich des Tarnanen Bildniß jeden Tag vor Augen hatte. Ich verweilte zuvor zwei Jahre in Neapel, da sah ich Capri in den Wellen liegen, wie eine Sphinx, die, wenn sie nicht so stumm wäre, ein ungeheures Räthsel erzählen könnte, welches vielleicht unter andern Formen sich schon öfters im Leben wiederholt hat. Dies Räthsel habe ich zu errathen versucht, denn ich sah nicht allein Capri, ich las auch die Zeitungen mitunter, wo das, was ich nach meiner Ansicht als verwerflich betrachten mußte, mit allen möglichen Sophistereien vertheidigt wurde, um das Schwarze als weiß erscheinen zu machen. Als ich Alles dies gesehen hatte, schrieb ich den Tiberius." B.

König Wilhelm. Tragödie in fünf Acten von Heinrich Wenzel. Hannover, 1836. Hahnsche Hofbuchhandlung.

Diese Arbeit ist ein Erstling besserer Art, dessen Vers. ein nicht unbedeutendes Talent zu haben scheint. Augenscheinlich war Shakspeare unsers Dichters Studium und Vorbild, und er hat nicht umsonst geschöpft in dieser für den Dramatiker unversiegbaren Quelle. Die Hinneigung zu dem großen Meister ist eine geistige, und wenn dieselbe sich zuweilen in der Form zu stark verkündet und dadurch der Diction einen etwas dienerischen Anschein giebt, so zeigen doch andere Stellen, daß Shakspeares Geist sich hier auch sachlich bethätigt; wieder andere Stellen aber beurkunden, daß der Vers., auch ohne sich festzuhalten an eine vorgestellte Norm, Treffliches liefern kann und in der eigenen Brust einen poetischen Reichthum birgt, der in mannigfacher Gestaltung hervortritt, und

sich üppig und lebenskräftig geltend macht. Für das wahrhafte Dichtertalent und die sprachliche Gewandheit und Kraft des Verf. dürfte die Rede des Boten in der ersten Scene des ersten Actes schon genügend sprechen, wenn auch das ganze Buch minder reich an poetischen Stellen wäre; für die Fähigkeit, etwas Höheres, Vollendetes zu leisten aber zeugt unverkennbar der kühn entworfene und festgehaltene Charakter des Königs Silthem. Der Typus wahrer, thatkräftiger Mannheit voll Mark und Saft tritt uns in dieser Erscheinung entgegen; er ist ein gelungenes Despotenbild, aber eines Despoten, der zu herrschen verdient, weil er dazu fähig ist und nicht leben kann, wenn eine Schranke sein freies Walten hemmt. Neben diesem Könige ist zwar kein eigentlicher, ausgebildeter Charakter mehr vorhanden; aber die sämmtlichen Figuren, die neben und um denselben sich gruppiren, sind immer noch weit besser, als die Strohpuppen mit einem Bombast von Phrasen und hohlen Redensarten, wie sie Raurach und mehrere neuere Poeten in ihren sogenannten Tragödien zu schaffen pflegen. — Was man an diesem Erstlinge tadeln muß, ist: daß dem Werke die dramatische Einheit, der Zusammenhang mangelt. So gut auch einzelne Scenen gearbeitet sind, so ist doch das Ganze keine Tragödie, sondern nur eine Reihenfolge dramatischer, oft nur dialogisirter Scenen mit einem tragischen Schlusse. Ferner: daß der Verf. die innere dramatische und besonders die theatralische Oekonomie nicht berücksichtigte und dadurch sehr weitschweifig wurde und viel zu viel Worte machte, und: daß die Nachahmung seines Vorbildes oft gar zu sichtlich hervortritt, so daß Einzelnheiten — namentlich die humoristischen Scenen — oft als fremdartig zum Ganzen stehen und den Anschein einer nicht wohlthuenden Gezwungenheit erhalten. Sucht der Verf. diese Mängel zu entfernen, was ihm bei seinem Talente nicht schwer fallen kann, so darf man nach dieser Probe das Tüchtigste von ihm erwarten. R. B.

Kichora Komara. Trauerspiel. Meißen, bei Gödsche. 1836.

Eine sehr löbliche Arbeit, umhüllt von dem süßesten Duft morgenländischer Poesie. Die Geschichte schon ist so ganz eigenthümlich, daß sich in einem poetischen Gemüthe etwas Tüchtiges daraus gestalten lassen mußte. Kichora Komara ist die Tochter eines indischen Fürsten. Zwei Männer, ebenfalls aus fürstlichem Geblüte, werben um sie. Die Liebe Beider entzündet einen Krieg zwischen ihnen, der mit aller Leidenschaft eines tief gewurzelten gegenseitigen Hasses geführt wird. Die Fürstentochter entscheidet sich für keinen von Beiden, sondern schenkt ihr Herz einem Dritten, dem Prinz von Kerrader. Die Liebenden gestehen einander ihre Neigung in einigen Scenen, die an tief gefühlter Zartheit und süßem Zauberreiz natürlich schuldloser Sprache an das Zwiegespräch Romeo's und Julia's erinnern. Unterdeß hat zwischen den beiden fürstlichen Bewerbern eine Schlacht entschieden. Der Sieger begnadigt den Besiegten, da die Kunde von Komara's Liebe zu Sagwan-Sing ihm hinterbracht worden. Beide vereinigen sich zur Rache, indem sie sich scheinbar auf das Gesetz der heiligen Bücher stützen, das bekanntlich der Wittwe den Flammentod mit ihrem verstorbenen Gatten gebietet. Kichora Komara wird einstimmig für eine jungfräuliche Wittwe erklärt, da sie Männer gegrüßt, ohne ihnen die Hand zu reichen. Die Verzweiflung läßt das Mädchen den Giftbecher trinken, um dem entsetzlichen, unnatürlichen Tode zu entgehen. Ihr Geliebter, der Prinz von Kerrader, vermag nicht, die Unglückliche zu retten, er kommt mit den Seinigen nur, um ihren Leichnam zu finden. Diese seltsame Geschichte ist mit so viel Grazie, tiefer Poesie und innerer Wahrheit in den Rahmen eines dramatischen Gedichtes gefaßt, daß sie bei Jedermann die innigste Theilnahme erregen müßte, wäre nicht fast alles Dramatische in Deutschland eine sichere Vogelscheuche für unser verwöhntes Publicum. Der Verf. dürfte daher wol Recht behalten, wenn er in der kurzen Vorrede, die mir, ihrer pikanten Bitterkeit halber, ganz besonders gefallen hat, davon überzeugt ist, daß er nur ein undankbares Geschäft mit Herausgabe dieser Tragödie verrichtet haben werde. Möge er sich mit dem leidigen Tubal'schen Troste beruhigen, daß es andern Leuten grade auch so ergeht, ergangen ist und wahrscheinlich noch lange in gleicher Weise ergehen wird! — B.

Dramatische Zeitbilder von G. F. Rank. Erster Band. Leipzig, bei Otto Wigand. 1837.

Unter diesem Titel werden uns hier zwei Schauspiele geboten: „Der Emporkömmling oder Bürger und Aristokrat" und „die Patrizier," jedes in 5 Aufzügen. Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, Zustände unseres Gesellschaftslebens auf die Bühne zu bringen, schade nur, daß, um dies zu bewerkstelligen, vor Allem erst eine Bühne vorhanden sein muß. Wir wollen uns in kein Raisonnement über unsere theatralische Misere einlassen; es ist im Grunde Alles ganz in der Ordnung. Wie unser soziales Leben, so unsere Bühne und umgekehrt. Keins hat dem Andern etwas vorzuwerfen. — Bei dieser Wahrnehmung ist es aber freilich schwer zu begreifen, wie „Zeitbilder" im dramatischen Gewande auf das Volk wirken sollen. Daß der Verf. diese Absicht bei dem hier Gebotenen gehabt, unterliegt keinem Zweifel. Es ist ein trefflicher Wille sichtbar, nur die Perspective, in der jedem Gebildeten die Bühne erscheinen muß, verbunden mit noch so manchen andern Hindernissen scheint die freie Bewegung des Geistes gelähmt zu haben, wodurch beide Dramen an einer merklichen Inclination zur Fläuderei leiden. —

Im ersten Drama wird das Leben eines bürgerlichen Notarius, der durch die Betrügereien adliger Hallunken in Schulden gestürzt und dadurch an seiner Carriere verhindert wird, geschildert. Es geht anfangs sehr gehäbig, später laut und fast bis zu einer wahnsinnigen Episode stürmisch zu, bis die ursprünglich liberale Gesinnung den Sieg davon trägt und Alles — nur zu bürgerlich — befriedigt schließt. Schwer zu begreifen sind des Verfassers eigentliche „Bürger." Denn der Apotheker-Kakorant Stößel mit seinen Bauern kann doch unmöglich als Repräsentant des wahren Liberalismus hingenommen werden. Eher würde man in diesem Popanz eine Parodie darauf erblicken.

Das zweite Drama ist nach einer Erzählung des verstorbenen G. Döring gearbeitet und zeichnet auf eine gute, aber nicht eben sehr neue Art, die sehr gewöhnlichen Schliche reicher Patrizier, denen kein Mittel zu schlecht ist, um zum Ziele zu gelangen. Daß auch hier Alles mit dem Triumph der Redlichkeit endigt, versteht sich von selbst, ist aber wiederum ein Beweis, daß der Verf. sich noch lange nicht aus den Isländischen Fesseln losgerungen hat. Ueberhaupt scheint uns der Hauptfehler dieser beiden Dramen darin zu liegen, daß die geschilderten Zustände weniger in den verwickelten Verhältnissen der Gegenwart, als in der jüngsten Vergangenheit, zu suchen sind, weshalb auch eine Darstellung derselben das Publicum ziemlich gleichgiltig lassen dürfte. Sollte der Verf., wie wir glauben, diesem ersten Bande eine Fortsetzung folgen lassen, so möchten wir den Wunsch, die socialen und politischen Widersprüche, die so schreiend das Herz der Gegenwart zerreißen, schärfer aufzufassen, berücksichtigt sehen, ohne hier anzugeben, in wiefern dies bei der mißlichen Lage, in welcher sich Literatur und Bühne befinden, in deutschen Landen möglich ist! — Zur Lectüre können wir allen Gebildeten das Buch bestens empfehlen. Es ist in Prosa geschrieben, die Sprache kräftig, schmucklos, aber gewählt. Der Plan ist einfach, aber fesselt, und einzelne Partien verrathen gute Beobachtung des Lebens in den höhern Ständen. W.

Notizen.

Gastspiel der Madame Rettig, geb. Gley, in Leipzig.

Die Tragödie und das höhere Schauspiel sind von dem Leipziger Stadttheater schon seit Jahren verbannt worden, nur wenn irgend ein berühmter Name aus der Fremde sich melden läßt, erscheint mit ihm die tragische Muse als Gast auf der Bühne. Das hat seine guten und schlechten Seiten. Das Gute spürt blos die Theatercasse, das Schlechte hört, sieht und schmeckt das gesammte Publicum. Ein Goliath unter einer ganzen Menge kleiner Davidchen ist kein schöner Anblick, selbst wenn der Goliath mit allen Reizen der Anmuth geschmückt wäre. Gibt sich dann auch unser städtisches Theaterpersonal die möglichste Mühe, dem Unerreichbaren nahe zu kommen, die That bleibt weit zurück hinter dem Willen, und die tragische Poesie wird in wahrhaftige Fetzen zerrissen. Dies Schauspiel bot uns der Juli. Mad. Rettig vom Burgtheater in Wien gab einen Cyclus von Gastrollen, wozu natürlich Stücke erforderlich waren, die in dem hiesigen Repertoir mit fingerdickem Staub bedeckt sind. Die Künstlerin trat im Ganzen sechsmal auf, zweimal als Griseldis, sodann als Donna Diana, Julie, Gretchen und Johanna d'Arc. Das Bedeutendste leistete sie in der Rolle der Griseldis. Ihr ganzes Naturell neigt zur Darstellung von Scenen, in denen die Leidenschaft sich ganz austoben kann. Griseldis bietet dazu einen hinlänglich großen Spielraum, und es gelang der Künstlerin, durch die ergreifende, naturgetreue Darstellung selbst das raffinirt Unwahrscheinliche des Gedichtes*) vergessen zu machen. Weniger gelingen ihr Rollen, wie Julie, Donna Diana und Gretchen. Vermag sie auch den zarten Schmelz hingebender Liebe zu malen, so fehlt ihr doch die lebendige Farbengebung. Sie spielt diese Gestalten, sie lebt sie nicht aus sich heraus; nur, wo die Leidenschaft sie auf dem höchsten Gipfel der Tragik emporschnellt, ist sie wahrhaft groß. Ihre Stimme, die sie von den sanftesten Diskant bis zum tiefsten Alt mit Leichtigkeit austönen läßt, schmückt sogar die tragischen Momente zuweilen mit fast zu grellen Schlaglichtern. Dies fühlte man vornehmlich in der Darstellung der Donna Diana. Sobald die Künstlerin der leidenschaftlichen Bewegung sich hingab, trat sie völlig aus der Peripherie des Lustspieles heraus. Sie ward durchaus tragisch. Herr Rettig, der seine Gattin begleitete und im Spiel accompagnirte, besitzt ein sanftes Talent, weshalb die gewählten Rollen ihm nicht gar wohl zu Gesichte standen. Doch muß man Fleiß und Studium lobend anerkennen. Es ist zu bedauern, daß Mad. Rettig nicht als Sappho auftrat. Mich dünkt, Rollen wie diese, ferner Medea, Lady Makbeth und andere, würden ihr Gelegenheit geben, ihr großes Talent auf eine bewundernswürdige Weise zu entwickeln. — Das Publicum bewies auf's Neue, daß der Sinn für die hohe Tragödie nicht in ihm erstorben ist. Wenn Einer aber Hunger hat, und man setzt ihm, anstatt eines Rehrückens, Holzäpfel vor und Haferbrod, nun so stopft er sich wol auch damit den Magen. Die Nutzanwendung überlaß' ich dem Publicum.

*) Wir sprechen nächstens ausführlicher über den Werth dieses Drama's. D. R.

Herrmann Marggraff über die deutschen Schaubühnen.

Der 2te Band der Dioskuren von Th. Mundt, dessen Reichhaltigkeit dem Theile des Publicums, das Theil nimmt an dem Fallen und Steigen der geistigen Interessen der Nation, nicht genug empfohlen werden kann, enthält unter andern auch einen Aufsatz von H. Marggraff: „Tableau der deutschen Schaubühnen." Marggraff gehört unter jene Gattung moderner Literaten, die mit der deutschesten Deutschheit so viel ächende Schärfe der Satyre zu verbinden wissen, daß man sich oft wundern möchte, wie so heterogene Elemente sich neben einander vertragen können. Marggraff spricht derb und kräftig; er nimmt keine Sammetbürste, um den alten Pelz, in dem tausende von Motten und Ehrenfalden, wie in Faust's Rocke, nisten, fein säuberlich auszustäuben; er schlägt mit dem Ziegenhainer drauf, der noch von der lustigen Schulzeit her hinter dem Ofen steht, und die Fetzen fliegen herum, daß es gar eine Lust sein könnte, wenn's keine Schande wäre. Darum aber muß man ihn loben. Kernhaft muß heut

zu Tage ein Literat sein; eine Stirn von Eisen muß er über der milden, menschlichen tragen, wenn die Schlacht beginnt und die Gedanken wie Streitkolben auf ihn niederschlagen. Ich drücke ihm herzlich die Hand für seine scharfen Worte, wenn ich auch nicht Alles unterschreiben mag, und über Dies und Jenes anders denke. Ich wünschte aber, das Publicum liese jenen Aufsatz mit Aufmerksamkeit, es bekäme doch ein Bild von dem Miserere, an dem unsere Bühnen sterben.

Die Mohikaner.

Die pariser Theaterunternehmer wissen nicht mehr, wodurch sie ihr Publicum electrisiren sollen. Das civilisirte Europa bietet nicht genug Pikantes, um den übereizten Gaumen der Pariser Gourmants in Sachen der Kunst zu kitzeln. Man muß sich anderweit umsehen — man geht nach Amerika, in die Urwälder, unter die Indianer. Die Franzosen sind immer pfiffig in der Wahl ihrer Stoffe. Vor Kurzem kündigte das Opernhaus ein neues Ballet, von Guerra arangirt, an, „die Mohikaner" betitelt. Das muß fesseln, wär's auch nur des berühmten Cooper'schen Romanes wegen, an den sich Jedermann dabei erinnert. Guerra hat das richtige Mittel ergriffen und den Cooper'schen Roman für das pariser Publicum zu einem Ballet zurecht gemacht. Es muß wunderlich aussehen, wenn der starre Jäger Falkenauge mit Alice und Heward einen Groteskentanz aufführt, bei dem die Huronen accompagniren. Eine neu geschulte Tänzerin, Nathalia Fitz-James, soll als Alice Wunder gethan haben in Fußtrillern. Ein pariser Blatt nennt diese neue Erscheinung in der Welt des Tanzes „ein Werk Guerra's." Trotz dieser Werkmeisterschaft hat man sich aber doch ennuyirt und das Ballet, vielleicht aus einer Art Ehrfurcht vor dem tragischen Stoffe, erbärmlich gefunden. Jules Janin meint, er wolle hoffen, daß diese Mohikaner in der That „die letzten Mohikaner" sein möchten. —

Georg Büchner.

Gutzkow gibt in einem vortrefflichen Aufsatze unter der Ueberschrift: „Ein Kind der neuen Zeit" im Frankfurter Telegraphen, Notizen über diesen zu früh verstorbenen Dramatiker. Büchner sendete zu Anfange des Jahres 1835 sein Drama „Dantons Tod" an Gutzkow. Ein Brief voll leidenschaftlicher Aufregung begleitete das Manuscript, in dem Gutzkow alsbald die Spuren eines außerordentlichen Talentes erkannte. Seiner Verwendung haben wir allein den Besitz dieses Drama's zu verdanken, in dem er die zu starken Schlaglichter mit freundschaftlicher Sorgfalt milderte. Büchner mußte jedoch schon wenig Tage nach jenem Briefe landflüchtig werden, da er an den Frankfurter Unruhen betheiligt war. Er ging nach Straßburg, wo er am Busen der Geliebten Ruhe und Befriedigung zu finden hoffte. Später wandte er sich nach Zürich, um an der dortigen Universität sich zu habilitiren. In dieser Zeit blieb er mit Gutzkow im Briefwechsel, von denen charakteristische Bruchstücke mitgetheilt werden. Ein Jahr später machten die Zeitungen seinen Tod bekannt. Aus all' den einzelnen Zügen, die Gutzkow mit seinem Tact zu einem Ganzen zusammenzufassen wußte, geht die schmerzliche Gewißheit hervor, daß wir an Büchner eins jener bedeutendsten Talente verloren haben, durch deren Ausdauer dem deutschen Drama vielleicht eine Zukunft erwachsen kann.

Jules Janin über Bulwer's Herzogin von La Vallière.

Das Journal des Debats enthält eine sehr ausführliche Beurtheilung dieses ersten Bulwer'schen Drama's. Der Kritiker unterschreibt sich J. J. (Jules Janin) und definirt das Stück ungefähr folgendermaßen:

„In diesen Tagen wird in London ein seltsames Stück dargestellt, das weder eine Comödie, noch eine Tragödie, noch ein Drama, noch ein Melodrama ist. Ludwig XIV. und das 17. Jahrhundert sind auf die trivialste und burleskeste Art von der Welt mit hineingeflochten. Der Vers dieses Werkes ohne Namen ist dennoch in seinem Vaterlande eine sogenannte Berühmtheit. Er nennt sich Mr. Bulwer, ist Mitglied des Hauses der Gemeinen, hat eine große Anzahl Romane geschrieben, die, will man sie gelind beurtheilen, eine Vergleichung mit Victor Ducange aushalten können ꝛc." In diesem Tone geht es Seiten lang fort; und hin und wieder mag der strenge Franzose wol Recht haben.

Das russische National-Theater in Petersburg.

Vom 17. April 1836 bis zum 12. März 1837 sind im Ganzen 360 Vorstellungen auf demselben gegeben worden. In neuen Stücken kamen unter diesen 56 auf die Bühne, darunter 24 Originalarbeiten, nämlich 1 Tragödie, 5 Dramen, 4 Lustspiele, 1 Oper, 2 Ballets und 11 Vaudeville's, außerdem 32 Uebersetzungen, worunter 24 aus dem Französischen, 6 aus dem Deutschen, 1 aus dem Englischen und 1 aus dem Italienischen. Also auch in Rußland überwiegen wie allerwärts die französischen Producte. Von 27 dramatischen Schriftstellern, die für das russische Theater schrieben, zeigte sich Kuni am fruchtbarsten. Von ihm allein wurden 7 Stück zur Darstellung gebracht.

Cola Rienzi,

der letzte Volkstribun der Römer.

Ein Trauerspiel

von

Julius Mosen.

Personen:

Raymond, Bischof und Legat.
Stefano Colonna, Souverainer in Rom.
Giovanni Colonna, sein Sohn.
Paolo Ursini, römischer Fürst.
Cola Rienzi, Notar; später Volkstribun.
Camilla, seine Gattin.
Caterina, ihre Mutter.
Enrico, Rienzi's Jugendgenosse und Secretair.
Tomaso, Rienzi's Agent.
Baroncelli, natürlicher Sohn Stefano Colonna's.
Daniello, Römer von Trastevere.
Lorenzo, Obmann vom Quartier des Campo Marzo.
Andrea, Benedetto, Crasso, Scipione, } römische Bürger.
Filippo, ein Florentiner.
Montreale, Ritter und Condottiere.
Lodovico, Fürst von Tarent, Gesandter von Neapel.
Kupa, Gesandter von Ungarn.
Leopold von Aufstein, Gesandter von Baiern.
Ein Knabe. Diener. Römische Bürger. Jungfrauen. Camilla's Ehrendamen. Richter. Lictoren. Ein Scharfrichter. Krieger. Volk.

Erster Act.

Erste Scene.

Zimmer in Rienzi's Hause.

In Unordnung liegen Bücher, zerbrochene Büsten, altrömische Opfergeräthe und andere Antiquitäten umher. Vorn in einem Lehnstuhle bei einem Schreibtische sitzt Rienzi mit einer Laute beschäftigt, weiter hinten zwischen Actenstößen Enrico.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Nicht mehr verleihst du Trost der kranken Seele,
Du arme Zither, meiner Jugendzeit
Gefährtin! Deine Saiten sind zersprungen,
Und deine zarte Wölbung ist geborsten!
Auch deines Freundes Seele hat zerrissen
Unnennbar herber Schmerz! Du stille Freundin,
Hast du nicht einen Ton für deinen Freund?
Du kleiner Zirkel, der sonst eine Welt
Voll süßer Töne mir gefangen hielst,
Behausung holder Geister, sage mir:
Wo haben wir den Frieden hingethan?
Du arme Zither, Gleichniß meines Lebens,
Du bist das letzte väterliche Erbstück,
Du letzter Freund, fahr' wohl, du letzter Trost!
Der Seele Frieden, alles fromme Glück
Werf' ich, wie dich, von mir!
(Er wirft die Zither weg und nimmt ein Buch.)
Nimm du mich auf, o Titus Livius!
Entrolle mir die blutgetränkten Blätter
Der Republik zu Rom, voll Geisterschlachten
Der Redner und Todeskämpfen der Helden,
Und laß durch meinen Geist die schmetternden
Fanfaren aller Siegeshörner klingen,
Bis ich gefunden das gewalt'ge Wort,
Das Rom aus seinem Todesschlafe weckt!
(Er wirft das Buch weg.)
Es lebet wahrlich noch der letzte Römer;
Denn diese kleine Wölbung meiner Brust,
Die nicht den Frieden konnte mehr bewahren,
Verbirgt noch eine Welt voll alter Götter,
Die Seelen der Catonen, der Cäsaren,
Das alte Rom und seine Legionen.

Enrico (kommt vor).

Nun war ich endlich fertig mit dem Schreiben.
Sieh an! Ich hab' noch nie so gut copirt;
Das muß Colonna in die Augen blitzen.
Ich hab' mich fast gefürchtet bei dem Schreiben;
Du haft so kühn wie Cicero gesprochen.
Und daß der Gouverneur kein Recht am Strom
Und auch die Schiffe nicht bezollen dürfe.
Schau, die Fractur mit diesen Schnörkelzügen
Und da die goldnen Blumen mit den Ranken!
Ich mein', das soll schon seinen Eindruck machen.

Rienzi.

So viel, wie ein gemalter Papagei.

Enrico.

Was du doch sagen darfst! Du warst von je
So recht für dich. Ich denke oft daran,
Doch nicht mit Neid, daß ich, Dein Kamerad,
Dein Schreiber bin, du aber jung, wie ich,
Schon päbstlicher Notar und Advocat!
Du wirst gar bald noch einen Schreiber brauchen.

Rienzi.

Doch rothe Tinte werden wir gebrauchen.

Enrico.

Es ist recht schad', daß diese arge Zeit
Dir keine Muse läßt zur Poesie;
Ich bring nicht jenes Lied mehr aus dem Sinn:
„Von Seligkeit sind trunken
Die Armen und die Mäden,
Es ist herabgesunken
Der Himmel mit dem Frieden."

Rienzi.

O, diese Nacht! ich sehne mich nach Licht.

Enrico.

Es gibt ein großes Drängen auf der Straße.

Rienzi.

Geselle Dich zu dem Volk, bring Nachricht heim
Von dem, was diese Nacht im Traume lallt.

(Enrico ab.)

Rienzi.

Es naht die Zeit, gewaltig ist ihr Schritt,
Eh' ich es wähne, muß ich Rede stehen.

Lorenzo, Andrea, erster, zweiter und dritter und andere römische Bürger kommen schnell herein.

Lorenzo.

Herein! Immer herein!

Bürger.

Rienzi, hilf!

Erster.

Verlaß uns nicht!

Zweiter.

Rienzi, steh uns bei!

Rienzi.

Ich dien' euch gern; bin ich ja doch Notar!

Dritter.

Und Du bist unser Mann!

Andrea.

Du sollst uns retten!

Lorenzo.

Du siehst, Rienzi, Abgeordnete
Der angesehnsten Bürger hier in Rom.

Rienzi.

Herr Obmann vom Quartier des Campo Marzo,
Ihr, Handelsherr Andrea, all' ihr Herrn,
Seid mir willkommen, nehmet Platz bei mir!

Lorenzo.

Wie arme Leute bei der Wassersnoth,
Wenn jeden Augenblick die Fluthen steigen,
So in der Nacht noch rufen wir Dich an.

Rienzi.

Andrea, sprecht, welch Unheil ist geschehn?

Andrea.

Geplündert ist die Strada di Ripetta
Von den Hatschiren Stefano Colonna's.

Rienzi.

Ihr habt dort auch ein köstliches Gewölbe!

Andrea.

Bestohlen! ausgeleert! Ich aber schweige;
Mein Unglück ist ein Theil des allgemeinen;
Vergeßt mich jetzt; Herr Obmann, redet Ihr!

Lorenzo.

Dir ist bekannt, wie keinem Anderen,
Das Elend dieser Stadt und seine Quelle,
Daß vor dem zügellosen Haus Colonna
Und der Gewaltthat der Patricier
Vor dreißig Jahren schon nach Avignon
Die Macht der Kirche sich gewendet hat.
Ganz ging uns da des Glückes Sonne unter.
Rom war von seinem rechten Herrn verlassen,
Wie eine Wittwe ohne Rath und Hilfe
Und preisgegeben jedem Frevelmuth.
Doch als es Stefano Colonna wagte,
Vom heil'gen Stuhl mit Arglist und Gewalt
Den Titel eines Gouverneurs von Rom
Sich zu ertrotzen, waren wir verloren
Wie eine arme, hirtenlose Heerde.
Da sandten wir Dich hin nach Avignon
Zu unserm Vater, doch Du kamst zurück
Mit Raymond, dem Legaten, und Verheißung
Der bessern Zukunft; — schlimmer ward es nur!

Andrea.

Erst heute hat er unter eitlem Vorwand,
Daß wir ein altes Zollgesetz umgangen,
Alle Tiberschiffe mit Beschlag belegt.
Da von Trastevere kam Daniello,
Und kaum hört' er die armen Schiffersleute
Am Tiberstrome um Erbarmen schreien,
Und kaum rief er im jähen Zorne aus:
Habt ihr nicht Hände, wehret euch doch der Hunde!

So drangen die Hatschire auf ihn ein;
Er, waffenlos, doch rüstig wie ein Leu,
Warf sie bei Seit', ihn rettete die Flucht,
Da stürzten die Hatschire in die Häuser;
O namenlose Sünden sind geschehn!

Lorenzo.

Rienzi, es entrüstet Dich noch nicht,
Du rasest nicht vor Wuth? Du stehst uns an
Mit starrem Auge und unwandelbar?
Du räthselhafter Mensch, gib jetzt Dich kund!

Rienzi.

Was wollt Ihr nun von mir?

Lorenzo.

Ich sag' Dir redlich, was von Dir man hält.
Bald scheinst Du uns ein Träumer, bald ein Weiser,
Bald auch ein Thor, der die Patricier
Mit Possen unterhält, und bald ein Schwärmer;
Dann wiederum tiefsinnig und gelehrt!
Bist Du ein Brutus, wirf die Maske ab!
Bist Du ein Cäsar, so ergreif' die Zügel
Des Regiments von Rom! Entschließe Dich!

Rienzi.

Drängt euch die Noth so sehr? Wolan, so geht
Zu Stefano Colonna, fragt wie Männer:
Ob er denn leben könne ohne Luft?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Odem!
Und ob er leben könne ohne Wasser?
Gerechtigkeit wär' eines Volkes Brunnen!
Wer aber könnte leben ohne Licht?
Gerechtigkeit wär' eines Reiches Sonne!
Doch wer dem Volke Luft und Licht und Wasser
Versagen wolle, sei des Todes schuldig!

Andrea.

Das sollen wir ihm sagen?

Rienzi.

Wer nicht Herz zum Wort,
Der aber hat es nimmermehr zur That.

Lorenzo.

So hüllst Du wieder Dich in Deine Räthsel.

Rienzi.

Geht! Thut, was ich euch heiße! Gute Nacht!

Lorenzo.

Ich ahne Dich, Rienzi, und ich gehe;
Doch falle ich, so sei die Rache Dein!

Rienzi.

Das sprach ein alter Römer und ein Mann,
Und wie ein Römer halte ich Dir Wort!

(Alle, außer Rienzi, ab. Camilla tritt ein.)

Rienzi.

Mein holdes Weib, schläfst Du noch nicht zur Nacht,
Was treibt Dich noch aus Deiner stillen Kammer?

Camilla.

Rienzi, Du und Rom und meine Träume.

Rienzi.

O, ich versteh' Dich nicht!

Camilla.

Mich quälet nur
Ein wunderlicher, eigener Gedanke,
Nicht ruhen läßt er mich! Ich war noch kaum
Dem Kinderkleid entwachsen, als ich hörte:
Rom wär' einst Königin der Welt gewesen;
Gewalt'ge Kaiser hätten hier beherrscht
Den Erdkreis, und zu jener Zeit wär' Rom
Ein wunderherrlich Paradies gewesen
Voll Pracht und Herrlichkeiten ohne Ende,
Wie noch die Erde nimmermehr gesehn;
Da sollen so viel Könige in Rom,
So viele Helden hier gewesen sein,
Als Bürger auf das Capitol geschritten;
O, Cola, sag' mir, ist das Alles wahr?
O, lache nicht, sprich lieber, wie es ist?

Rienzi.

Das also ließ mein gutes Weib nicht schlafen?

Camilla.

Wenn ich vor meines Vaters Hütte saß,
So kamen dort zuweilen alte Bürger
Und netzestrickend lauschte ich ihren Worten,
Mit denen sie zurück die Zeit der Kaiser,
Die Herrlichkeit der alten Tage wünschten;
Da rief ich ihnen wol im Scherze zu:
Getröstet euch, ich stricke hier ein Netz,
Darin will ich euch einen Kaiser fangen!
(an seinem Halse.)
Mit diesen Armen hab' ich ihn gefangen!
O, wenn ich je die Zeit erleben sollte,
Daß ich die funkelhelle Kaiserkrone
In Deine dunklen Locken drücken dürfte,
Dir schlagen um die Schultern einen Purpur
Und rufen laut: es lebe hoch der Kaiser!

Rienzi.

Du schwärmst so sündlich, liebes Weib, daß mir
Die Seele in der tiefsten Brust erschrickt.

Camilla.

Hab' ich denn nicht gehört, was auf der Straße
Die Bürger flüstern, nicht gemerkt bei Dir
In jeder Nacht die Boten auf und zu,
Belagert unser Haus zu allen Stunden
Von Hilfesuchenden, gesehn bei Dir
Gar häufig auch den päpstlichen Legaten?
Was sollten die Geheimnisse bedeuten,
Wenn nicht zuletzt herauskommt etwas Großes?

Rienzi.

Mein eing'ger Stolz ist, daß ich Römer bin,
Plebejer auch wie Marius gewesen!
Komm' an mein Herz und höre, was ich sage:
Des Kämpfers Namen rufen in der Schlacht
Bringt ihm den Tod, ich aber kämpfe schwer.
Schlaf wohl Du süßes, Du geliebtes Weib!

Camilla.

Ich möchte immer bei Dir sein, Rienzi!

Rienzi.

Geh' schlafe, o genieß den milden Schlaf,
So lang er Deinen Augen noch vergönnt;
Es kömmt die Zeit, wo Du ihn missen wirst!

Camilla.

Felice notte! O, ich weiß, wovon
Ich träumen werde bis zum hellen Morgen!

Rienzi (heimlich zu ihr).

Hörst du einst eine Nacht mit eherner Zunge
Gewaltig stürmen über dieser Stadt,
So denk daran: Rienzi kehrt sie sprechen.

(Er drängt sie fort; Camilla ab.)

Rienzi.

Auch über sie kommt jener dunkle Geist,
Der mit prophet'scher Zunge zu mir spricht,
Deß Augen zu mir funkeln durch die Nacht
Und Aufruhr predigen in meinem Herzen.
Du Dämon meiner Seele schreit' voran,
Wer du auch bist, ob Brutus oder Cäsar,
Ich folge unerschrocken deiner Spur
Mit nackter Brust in einen Speerenrechen!
Blick nicht zurück, ich hefte mich an dich,
An deinen Schatten, der du selbst ein Schatten!
Ich komme, Dämon, doch verleih den Kranz,
Und wär's am Fuße der Pompejussäule!

(Baroncelli tritt schnell herein, hinter ihm Tomaso.)

Baroncelli.

Rienzi, gute Nacht!

Rienzi (erschreckend).

Ah! Du? Ihr seid es!

Baroncelli.

Was ist Dir, Cola? Sieh, so geht's Phantasten,
Daß sie erschrecken, tritt in ihre Träume
Die baare Wirklichkeit!

Rienzi.

Schilt immer zu,
Daß ich in dir den Geist des Brutus sah!

Baroncelli.

Aufrichtig, Freund! Ich bin zu liederlich
Dazu! Ich hab' einmal auf dem Theater
Im Tod des Cäsar's diese Tugendfratze
So abgespielt, daß ich mit süßem Wein
Noth hatte meine Seele abzuspülen,
So angesteckt war sie von eitel Tugend!

Rienzi.

Wärst Du so schlecht, wie Deine Worte sind,
So wollt' ich, daß ich nimmer Dich gesehn!

Tomaso.

Was streitet ihr? Wir haben Luft gemacht.

Baroncelli.

Die Comödie ist fertig. Hast du brav
Dein Stichwort einstudirt? die großen Reden?

Rienzi.

In Dir verleugnet sich Dein Vater nicht,
Die angeborne Hoffahrt und der Frevel!

Baroncelli.

Zum Teufel! sag' nicht, daß ich Bastard bin,
Ein Nebenkind des Stefano Colonna!
Ich will nicht länger hungern an der Thür
Des Rabenvaters, der sich meiner schämt
Und mich von seiner Schwelle jagen ließ,
Als mich die Noth vor seine Füße warf.

Rienzi.

Es theilen sich die Wege, Baroncelli!
Du willst das Unrecht, ich Gerechtigkeit,
Unordnung Du, doch ich den besten Staat.

Baroncelli.

Als wenn Dein bester Staat von selbst sich machte,
Wie Du ihn reinlich auf Papier geschrieben.

Rienzi.

So sprecht, wie weit ist unser Werk gediehen?

Tomaso.

Es kocht der Kessel bis zum Ueberlaufen!
Nachdem wir angeschlagen an den Thoren
Und Straßenecken Deine rothen Zettel,
So kamen Müßiggänger schnell und lasen:
„Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heimkehrt nach Rom die alte Republik!"

Baroncelli.

Da lief das Schlagwort schnell von Mund zu Mund;
Die Wasserträger, die Limonenhändler,
Die Straßenkönige zusammen riefen
Durch alle Gassen, Winkel und Tabernen:
Es naht die Stunde der Gerechtigkeit,
Heimkehrt nach Rom die alte Republik!
Der rothe Weinschenk auf dem Platz Novona
Hing schnell ein Schild heraus mit großer Inschrift:
„Zur einzig ächten, alten Republik!"
Dort ist nun jetzt das Hauptquartier des Volkes.

Rienzi.

Sie wählen sich climatisch in den Schlamm.

Baroncelli.

Jetzt machten ich und meine Spießgesellen
Die Runde in der Stadt und flüsterten
Dem Einen und dem Andern in das Ohr:
He! kennst du den verhüllten Mann der Zeit?
Und eh' noch eine Stunde war vergangen,
So zuckte heimlich donnernd schon Dein Name
Wie ein Erdbeben auf an allen Enden!

Tomaso.

Ist mit den Römern etwas anzufangen,
So ist es jetzt.

Baroncelli.

Wo sie betrunken sind.

(Daniello tritt ein.)

Daniello.

Da bin ich noch lebendig und gerettet!
Des Gouverneurs Hatschire hol' der Teufel!
Rienzi, Kamerad von alter Zeit,
Da hast Du mich, mit Leib und Seele denn!

Rienzi.
Gerettet, Daniello? Du gerettet!

Daniello.
Und mehr, als dies! die wackeren Gesellen
Von der Trastevere hab' ich beisammen,
Bei der Rotonda hab' ich sie gestellt!
Wohin soll ich mit meinen tollen Burschen?
Wenn sie vor ihrer Brust sich nicht die Arme
Geschlagen hätten in ein Kreuz zusammen
Und sich so selber fesselten und hielten,
Sie hätten Rom schon über sich geworfen!

Rienzi (bald für sich).
So ständest Du, mein Dämon, schon vor mir,
Da ich Dich oft gerufen, also plötzlich?
(Pause.)
Noch könnte ich zurück, mich still versenken
In die Gewohnheit des gemeinen Lebens,
Im engen Kreis des Menschen Loos erfüllen;
O, wer mir jetzt den Spruch der Weisheit sagte!
Wer ruft mich? Ist es nicht der Gott der Zeit,
Der mich mit Donnerworten mahnt zur That?
Seht ihr nicht auch dort eine dunkle Hand
Wie einen Schatten? Wie sie vorwärts winkt!
O Cäsar, Cäsar! Hier ist meine Seele!

Baroncelli.
Erwach', Rienzi!

Rienzi.
Rom, hier bin ich!

Tomaso.
Cola,
Was soll geschehn?

Rienzi.
Zum Volke von Novona!
Verkündet ihm: noch heute in der Nacht
Zög' ein in Rom die alte Römerzeit!
Laßt die Trompeten lustig dazu schmettern!
Und nach dem Forum sollen Alle eilen;
Denn schwanger geht die Nacht mit großen Dingen!
Du, Daniello und die Deinen aber
Das Zeughaus sprengt ihr und bewaffnet euch!

Daniello.
Luft! Luft! Rienzi, Daniello kommt!
(Daniello ab.)

Tomaso.
Nun hab' ich alle Hände voll zu thun.

Baroncelli.
Du hörst von mir, ich will die Hölle schüren,
Daß ihre Gluthen an den Himmel schlagen.
(Baroncelli und Tomaso ab.)

Rienzi.
Roll' hin! Roll' hin, gewaltig Rad der Zeit!
Ich gebe Dir den Stoß! Weh' jeder Hand,
Die greifen wollte jetzt in deine Speichen!
(Ab.)

Zweite Scene.

Saal im Palaste Colonna.
(Durch die offene Thüre im Mittelgrunde sieht man einen Maskenball. Musik.)

Stefano Colonna. Ein Diener.

Stefano.
Mehr Kerzen her! Es ist nicht Licht genug!

Diener.
Zwölfhundert Lichter brennen in dem Saal.

Stefano.
So hängt ein Schleier vor den Augen mir;
Es ist mir Alles so entsetzlich dunkel!
Schafft frischen Syrakuserwein heran!
Was spielen heut' die Musikanten oben
So melancholisch auf, als wäre hier
Ein Leichenhaus, als sollten da die Todten
Noch tanzen helfen! Schnell, Petruccio, lauf!

Giovanni Colonna und Paolo Ursini
(treten auf, sie nehmen die Masken vor einander ab.)

Paolo.
Giovanni?

Giovanni.
Paolo?

Stefano.
Ihr Cavaliere
Dürft nicht den Saal verlassen und die Schönen!
Ihr, Fürst Ursini, laßt euch nicht verdrängen
Von andern Freunden aus der Gunst der Damen.
Ihr streift mit eu'ren Augen durch die Menge,
Ihr suchet Jemand?

Paolo.
Pah! nur einen Narren,
Den Antiquar, der unsre Alterthümer,
Die alte Römerzeit so gut studirt,
Daß man ihm glauben möcht', er hab' mit Cäsar
Und Brutus ehmals Brüderschaft gemacht, —
Den sie von Avignon zu uns gesendet,
Um uns die röm'schen Rechte zu erklären,
Den besten Staat, — den thörichten Rienzi.

Stefano.
Ich ließ ihn laden; gut, daß er nicht kam,
Denn seiner Weise bin ich überdrüßig;
Er macht sich unbequem.

Paolo.
Doch immer Spaß!
Er ist so durch und durch phantastisch albern,
Daß er im Ernste neulich mich versichert:
Er hör' die alte Zeit mit einem Spaten
Arbeiten fleißig unter unsern Füßen!

Stefano.
Zum Tanz, ihr jungen Herren, hütet euch,
Daß ich euch bei der Dame eures Herzens
Nicht überstügle! Schnell hinein zum Fest!
(Während sich Giovanni und Paolo zurückziehen, kommt Raymond.)

Stefano.
Herr Bischoff, ihr? Seid tausendmal willkommen!
So selten gebt ihr meinem Gastgebot
Ein freundliches Gehör, daß ich nun heute
Kaum sattsam weiß, den seltnen Gast zu ehren.

Raymond.
Colonna, nicht das Festgebot sowohl,
Mich treibt ein ernsteres Geschäft hierher!
Zwei Augenblicke stehl' ich eurem Fest;
Ihr gönnt sie mir?

Stefano.
Recht gern, Herr Bischof, sprecht!

Raymond.
Ihr wißt, daß ich und der Notar Rienzi
Mit aller Vollmacht von dem heil'gen Stuhl
Hierher nach Rom gesendet worden sind,
Zu prüfen seinen Zustand, seine Noth,
Die uns so arg geschildert worden ist,
So mährchenhaft und grausig, unerhört,
Daß nicht ein menschlich Herz es glauben mochte!
Ich kam und mehr als wahr fand ich das Mährchen!
Herr Gouverneur, auf diese Greuelthaten
Drückt nicht die heil'ge Kirche ihre Siegel!

Stefano.
Herr Bischoff und Legat!

Raymond.
Noch heute ward
Das Gräßlichste vollbracht in eu'rem Namen.

Stefano.
Wähnt ihr, der Stefano Colonna wär'
Nur so ein Spielwerk in der Kinder Hand?
Meint ihr, ich wüßte nicht, wie eu're Kirche
Von je beschützt die Städte gegen uns?
Wähnt ihr, es sei die alte Zeit gekommen
Mit dem lombard'schen großen Städtebund?
O, irrt euch nicht! So lang' Colonna lebt,
Herrscht Einer nur, und Einer ganz und gar!
Wollt ihr mich lehren, wie das Roß man bändigt?
Mir eine Rede halten, wenn ich ihm
Den Sporn eindrücke, auf das Haupt es schlage?
Genug, Herr Bischoff, schreibt nach Avignon:
Ich danke für den Titel Gouverneur!
Zur Zeit kam' hier ein anderer in Mode,
Mastino della Scala in Verona
Und Malatesta und die vielen Andern,
Die sich die Städte unterworfen haben
Und ihren Willen zum Gesetz gemacht,
Gebrauchen einen andern guten Titel;
Mir klingt er gut genug, er heißt: Tyrann!

Raymond.
Nehmt dieses Wort zurück, nehmt es zurück!

Stefano.
Spricht's euch nicht an, es ist und bleibt gesprochen,
Und da euch nicht die Luft von Rom gefällt,
So will ich euch, Herr Bischof, nicht verhindern,
Die besser Luft von Avignon zu suchen.

Raymond.
Wie Du von uns, so sagen wir uns los
Von Dir und Deinen Werken, Stefano!
Du hast Dich losgerissen vom Gesetze,
Das mit der Menschheit Dich zusammenhielt,
Und wie ein Stein, gelöst von seinem Felsen,
So wirst Du abwärts rollen und zerschmettern!
Die heil'ge Kirche wird auf Mittel denken,
Zu schirmen ihre Heerde vor den Wölfen!
(Ab.)

Stefano.
Wolan, so hüte Dich vor meiner Bahn!
Mit großem Sprung auslaufen will ich sie,
Wie noch vor mir kein Anderer gethan!
(Ein Diener spricht heimlich mit ihm.)
Paolo (zu Giovanni).
Bei fürchterlicher Stimmung ist der Herr.
Giovanni.
Er ist mein Vater.
Paolo.
O, beschwichtigt ihn!
Giovanni (zu Stefano).
Was ist euch, Vater?
Paolo.
Gouverneur, was gibt's?
Stefano.
Das unverschämte Volk bringt noch zur Nacht!
Ich mein': sie wollen mich zu Rede stellen!
Scheun sie des Löwen Höhle nicht, nun denn,
So mögen sie des Löwen Krallen sehn!
Laßt sie herein; ich will mit ihnen sprechen!
(Ein Diener entfernt sich.)
Sie kommen recht, die Laune mir zu kühlen,
So ganz natürlich sollen sie mich finden.
(Lorenzo und andere römische Bürger treten ein.)
Lorenzo.
Herr Gouverneur! in rechter Angst und Noth
Stürzt zu euch her die schwerbedrängte Stadt;
Denn da wir nur noch arme Bettler sind,
So betteln wir jetzt um Gerechtigkeit!
Stefano.
Gehorsam sollt ihr lernen, denn Gehorsam
Ist euer Handwerk! Das Gelüst in euch
Nach alt lombard'scher Freiheit kenne ich,
Austreiben will ich das bis auf die Wurzel!
Lorenzo.
Gewaltthat macht der bessern Zeit gedenken,
Die selbst hier unterm Krummstab noch geblüht!
Stefano.
Und diese gute Zeit hat euch verdorben!
Lorenzo.
Ihr habt daran, Herr Gouverneur, nicht Schuld
Wie ihr uns halten mögt; das Eine nur,
Gerechtigkeit, verlangen wir von euch!
Denn wer mit Füßen tritt das Heiligste,
Kein Recht im Himmel und auf Erden kennt —

Stefano.
Sprich aus! Sprich aus! Nun der? nun der? sprich aus!

Lorenzo.
Ist selber rechtlos, wie ein wildes Thier!

Stefano.
Das eben war es, was ich hören wollte.

Bürger.
Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Stefano.
Ihr Meuterer!
Mit Lanzenstößen zwischen eu're Rippen
Sollt ihr sie haben, und mit Messerklingen
In euer Eingeweid', mit Art und Kolbe
Auf eu're Schädel! und so fahrt zur Hölle!

Lorenzo.
So zählt von euch und eu'rem Regiment
Das Volk von Rom durch meine schwache Zunge
Sich los und ledig, und so ladet euch
Rienzi auf das Forum vor Gericht
Zur Rechenschaft! Zu Ende bin ich so!

Stefano.
Zu Ende, Narr! Bei Gott, du bist zu Ende!

Bürger.
O, Gnade! Gnade!

Stefano.
Packt ihn an, ihr Knechte,
Hinunter schleudert ihn von diesem Söller!

Paolo.
Erbarmen, Gouverneur! Hat er beleidigt,
Er ist bestraft nun mit dem Todesschreck!

Bürger.
Erbarmen! Erbarmen!

Stefano (zu den Bürgern).
Verliert kein Wort, denn tödtlich ist es euch!

Lorenzo (von den Dienern gepackt, indem er fortgeschleppt wird).
Rienzi, hilf! Rienzi räche mich!

(Lorenzo und die Diener verschwinden; man hört einen Wehschrei.)

Stefano.
Das ist auf eure Frage meine Antwort!

(Die Bürger ab.)

Stefano.
Musik! Musik! Ich bitte zu entschuld'gen,
Wenn meine lieben Gäste ich erschreckt;
Es ist so meine Art ein wenig jäh!
Musik! Musik! Die Morgensonne soll
Den holden Damen in die Augen blitzen!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Das alte Forum.

(Scipione und Benedetto treten auf.)

Scipione.
Seht, dort gerad über dem Capitol hängt der Comet seinen Schweif herein! Wie er blutigroth herunterdräut mit geballter Faust! Was das bedeuten soll?

Benedetto.
Und das wißt ihr nicht, daß Lucifer da über das Firmament seinen Drachenschweif schleppt und der Stadt Rom Mord, Aufruhr und Hungersnoth erregt und dabei die Herzen der Menschen bethört, daß sie hinuntersausen wie behext in die glathige Hölle?

(Crasso mit vielen Bürgern kommt.)

Crasso.
Und weil mich der Lärm doch nicht wieder einschlafen ließ und die Hitze Nachts ärger ist, als bei Tage, und hier die alte Römerzeit wieder ganz sichtbar werden sollte, so ließ ich mich hernarren.

Scipione.
Es lebe die alte Römerzeit!

Volk.
Die alte Zeit!

Benedetto.
Das kommt Alles von dem Cometen!

Crasso.
Aufruhr und Blutvergießen!

Scipione.
Schlimmes Regiment!

Benedetto.
Theuerung und Hungersnoth.

(Rienzi von Fackelträgern begleitet, erscheint auf dem Postamente einer umgestürzten Säule, etwas tiefer hinter ihm Baroncelli.)

Volk.
Rienzi und die alte Republik!

Rienzi.
Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft? Wo bin ich hingerathen? Dieser Ort?

Volk.
Das Forum ist es!

Baroncelli.
Komme zu dir, Cola!

Rienzi.
Bist du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeschickes Würfel unsre Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er ist es noch, in seinem Elend noch!
Noch blickst du auch herab, o Capitol,
Schweigsame Mitte, Cäsarenmutter!
Dich überfiel ein schweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebster Sohn, dir stürzte
Mit drei und zwanzig Wunden — an dein Herz!

Baroncelli.
Du packst sie wahrlich nicht! Hol' anders aus!
Du bist zu antiquarisch! Sei vernünftig!

Rienzi.
Wer bist Du, Mensch? Wer seid ihr, Leute, hier?

Volk.

Nun Römer sind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörst Du, Cola?

Rienzi.

Seid Römer ihr vom Todesschlaf erstanden,
Daß ihr das alte Forum wieder sucht?
Doch seid ihr nicht Gespenster, lebet ihr?
Weh' über euch! Verhüllt die Angesichter,
Verbergt euch in der Winkel dunkelsten,
Daß eure Schmach der Morgen nicht erblickt!
Denn wahrlich diese Stelle ist das Forum,
Das einst gesehn die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarsch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Fremde!
Doch jetzt? O blicket nicht um euch! Doch jetzt
Seid ihr gefühllos, werdet blind dazu!
Ringsher verhüllte, tiefe Todesöde,
Geröll und Schutt, und über diesen Graus
Empor vergeßne Zeugen alten Ruhmes,
Schmucklose, einsam düstre Römersäulen,
Verlorne, lebensmüde Waisenkinder,
Die zu uns betteln stumm, doch schrecklich redsam!

Baroncelli.

Mit Deiner Poesie verdirbst Du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sclaven, schlaft den Rausch euch aus,
Daß nicht Colonna's Scherzen mit der Peitsche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem ihr einen Tag zum andern schleppt!
Ist einer unter euch, der sagen kann:
Er hab' ein Weib! Er lügt es, wie ein Narr,
Colonna's Häscher theilen es mit ihm!
Wer sagt: das Blut in seinem Leib ist sein?
Er lügt es, wie ein Schuft, denn jeder Morgen
Erschrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen!
Ja selbst die Luft zu Rom ist eine Pest!
Schmach über jeden, der ein Römer ist,
Er ist ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, seines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O nennt ihn Nero nicht! Gib uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, schneller noch vorbei,
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt,
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle beide jetzt verloren sind!

Volk.

In die Hölle mit ihm!

Rienzi.

Was sagt ihr von der Hölle? Ist nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wust und Laster,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß selbst der Hölle Grausen gegen Rom
Ein blumig, freundlich Paradies erscheint?
Dort ist Gerechtigkeit, doch nicht in Rom!
Dort ist nur Strafe, doch Gewaltthat nicht!
Dort sind sich alle arme Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli (zu Rienzi).

Ich küß' Dich heute wahrlich todt, Rienzi!
Du redest wie ein Gott! Schön zu! Schön zu!

Volk.

Das gute Recht! Das alte, gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht? O wüßtet ihr davon,
Es würde jeder Tropfen Blut in euch
Rebellisch werden und nach Waffen schreien.

Volk.

Rienzi, sprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Strom der Zeiten
Liegt auf dem Capitol die eh'rne Tafel,
Darauf die herrliche **Lex regia**,
Mit der das Volk Vespasian, dem Kaiser,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Gesetz zu geben, und den Römergarten,
Italia zu mindern und zu mehren,
Und ab- und einzusetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Ob're nach Belieben!
Das ist das Recht von Rom und unser Recht,
Das unverjährbar ist, wie Luft und Meer!

Volk.

Wir wollen unser Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich euch, die ihr versammelt seid:
Ist hier das rechte, ächte Volk von Rom?

Volk.

Wir sind das Volk von Rom, wir sind die Römer!

Rienzi.

So habt ihr Römer die Gewalt und Macht,
Aus eu'rer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt!
Das Volk hat den Beschluß, so wählt, ihr Männer!

Volk.

Rienzi der Tribun, Rienzi Volkstribun!

Baroncelli (für sich).

Das war ein kühner Sprung, Du list'ge Schlange!

Benedetto.

Leute! Bürger! Christen! Nichts gegen die heilige Kirche!

Volk.

Nichts gegen die Kirche!

Rienzi (für sich).
Zerspring nicht Herz, du ungeduld'ges Herz!
Still meine Seele, grolle nicht empor!

Volk.
Der päpstliche Legat! der Bischof Raymond!

(Raymond mit Gefolge tritt auf.)

Rienzi (ihm entgegen).
Sei uns gegrüßt, ehrwürdiger Legat,
Dem Volk der Römer, das in seiner Noth
Rath pflegt und mich erwählt hat zum Tribun!
Sei mir gegrüßt, der ich in aller Demuth
Dich bitte um Bestätigung im Amte,
Das meinen schwachen Händen ist vertraut!

Raymond.
Im Namen unsrer allgemeinen Mutter,
Der heil'gen Kirche darf ich laut verkünden:
Verborgen sind nicht eurem Oberhaupte
Die Missethaten, die ihr dulden müßt!
Es hat den Wehschrei seiner Stadt gehört!
Schon längst, Rienzi, warst du ausersehen
Von ihm zum Boten seiner Vatermilde,
Doch auch zum Richter aller Uebelthat,
Und da das Volk von Rom in dir erneut
Das Tribunat, so grüß' ich dich, Rienzi,
Als rechten Sohn der Kirche und Tribun!

(Daniello mit bewaffneter Volksmenge tritt auf.)

Daniello.
Werft eu're Finger um die Messergriffe!
Werft ab die Mäntel, drückt den Hut in's Auge!
Reißt Steine aus der Erde, Männer! Römer!
Und schreit um Rache, daß der Himmel brüllt!

Volk (durcheinander).
Was ist? Was gibt es? Daniello, sprich!

Daniello.
Colonna hat uns Alle todtgeschlagen
In unsrem Abgeordneten, dem alten
Lorenzo, eu'ren Ohmann! Todt Lorenzo!
Todtgeschmettert auf das Pflaster der Straße!

Rienzi.
Voll, voll gerüttelt ist das Maß der Sünde!

Volk
Rache! Rache!

(Man hört mit allen Glocken stürmen.)

Rienzi.
Hervor aus eu'ren Gräbern, Römergeister!
Zersprengt die Erde und die Todtengrüfte!
Gerüstet stürzt heraus mit Schwert und Helm,
Heraus zu uns, zu eu'ren Kampfgenossen!
Stählt mich vom Wirbel bis zur Zeh' hinab, —
Ich halt' die Waage der Gerechtigkeit;
Rom ist erstanden und die Erde bebt!

Zweiter Act.

Erste Scene.

Rienzi's Zimmer auf dem Capitol.
(Der Hintergrund ist mit einem Vorhange verhangen.)

Rienzi. Enrico, schreibend am Tische.

Enrico.
Es ist die dritte Nacht, daß wir kein Auge
Geschlossen.

Rienzi.
Urlaub sollst Du haben,
Sobald das eing'ge Schreiben noch beendet.
Wo stehen wir?

Enrico (liest):
Eurer Heiligkeit immer dienstbar befliſſen —

Rienzi (diktirend:)
habe ich die Fürsten und Herren von Rom vor mein Tribunal geladen —

Enrico.
— geladen —

Rienzi.
— Rechenschaft zu geben von allen Missethaten, verübt an Gott, seinem Statthalter und so vielen Gerechten —.

Enrico.
— Gerechten —

Rienzi.
— Sie aber mit Stefano Colonna und seinem Sohne Giovanni entwichen —

Enrico.
— entwichen —

Rienzi.
— und haben sich gegen Rom auf der Straße von Tivoli her gelagert —

Enrico.
— gelagert —

Rienzi.
— Aber alle Heiden sollen inne werden, daß Gott ist, der sich Israels annimmt, hilft und rettet!

Enrico.
Das klingt gar fromm!

Rienzi.
Es hört ein jeder gern
In seiner eignen Sprache mit sich reden!
Nun schließe also: Heiliger Vater, Deinem Gebote sein Heil, Deinem Segen sein Vorhaben empfiehlt demüthig flehend —

Enrico.
— flehend —

Rienzi.
Wir sind zu Ende!

(Er unterzeichnet.)

Brich die Schrift und siegle,

Gib sie im Vorsaal an Tomaso ab,
Ich habe ihn von Allem unterrichtet!
Für heute sind wir fertig, mein Enrico!

Enrico.

Es bricht der Morgen an.

Rienzi.

Verschlafe ihn!

Enrico.

Und Du?

Rienzi.

Ich habe keine Zeit! Schlaf wohl!
(Enrico ab.)

Rienzi.

Ha, Tagesanbruch! Hab' ich nicht befohlen
Zu dieser Frist mir den bestohlenen
Toskaner vorzuführen?.
(Victoren bringen Filippo herein.)
Sieh, er kommt!

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrest Du
Nicht zu versuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Bezahl!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger Du!
Trag' in der Ordnung Deine Sache vor!

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reisender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder bestohlen auf dem freien Heerweg
So gut wie in der Stadt, selbst in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr,
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden sei.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jetzt Florenz vernommen hatte,
Daß Du hier wieder Recht und Ordnung schafft,
Beredet mich Anselmo, der mein Freund
Und Vetter ist, an Gold- und Silberwaaren
Ein Weniges her auf den Platz zu bringen.

Rienzi.

Und sicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern.

Rienzi.

Doch wurdest Du bestohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward bestraft, so muß es sein!
Denn wie wir das Gewölbe vorgerichtet,
Durchstrich ich mit Anselmo hier die Straßen
Und freute mich der wundersamen Ordnung,
Die überall wir fanden; selbst Florenz
Hat noch so gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und sahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, schwere, goldne Spangen
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar jedem,
Der flüchtig dort vorüberstreifen mag;
Und Leute, die dort standen, sagten uns,
Daß Du zum Zeichen: wie der beste Staat
Gesäubert sei von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den kostbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jetzt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund
In seiner Weise fröhlich, voll Humor,
Noch meine goldne Kette hinzuhängen,
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut
So sicher sei in Rom, wie Deine Spangen.
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und Deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächsten Morgen war sie weg!

Rienzi.

Gestohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, sie auch später aufzufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anselmo's eben, den ich schon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier ist die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der gestohlen!
(Der Vorhang wird aufgezogen; man sieht den Scharfrichter mit dem Beile stehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!
(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Hast Du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anselmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelst Du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erstanden?

Filippo.

Du großer und entsetzlicher Tribun!
Ich lieg' vor Dir vernichtet wie ein Wurm.

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz!

(Filippo ab.)

Rienzi.

Ein Jeder geht vorüber an der Sphinx
Der Zeit, und Jedem ruft sie zu
Ihr altes Räthsel; Viele gehn vorbei,
Doch steht ihr erst oft nach Jahrhunderten
Ein Einziger, der frisch das Wort ihr nennt,
Mit dem er trifft des Räthsels innern Sinn!
Hell ihm, denn dieses Wort bezwingt die Geister
Der Todten und Lebendigen zumal!
Daß ich nach so viel Sinnen nächt'ger Stunden
Dich doch entdeckt und deine Spur gesehn
Hinflammen durch die Blätter der Geschichte!
Wie an dem Angesichte seiner Braut
Der junge Bräutigam, so schwelgt mein Herz
An deinem Anblick, du Unwandelbare!
Nun ich mit meinen Armen dich umfaßt,
Hab' ich mich selbst und alle Zeit erkannt;
Nun ich dich in das tiefste Herz geschlossen,
Bewege ich die Welt mit einem Wink,
Und nun ich weiß, daß mein geringes Haupt
Die Achse ist, um das die Zeit sich dreht,
Weiß ich, daß Rom zum dritten Mal die Völker
Der Erde unter seine Adler sammelt.
Gerechtigkeit! rief ich der Sphinx entgegen,
Da zitterte vor Schrecken selbst der Erdkreis,
Es donnerte die Luft und vor mir nieder
Sank diese Zeit und hieß mich ihren Herrn!

(Montreale und Baroncelli treten ein.)

Baroncelli.

Ich bringe Dir den Ritter Montreale
Aus der Provence, dessen junger Ruhm
Sein Herold ist!

Montreale.

So seh' ich Dich, Tribun?
Der in so kurzer Zeit Europens Völker
Gelehret in hunderttausendfachem Echo
Die Namen: Rom! Rienzi! auszurufen?
So seh' ich Dich, der wie mit Zauberssprüchen
Die alte Römerwelt heraufbeschworen,
Und der ein längst vergessenes Jahrtausend
Hereingeworfen hat in diese Tage,
Daß man sich noch betroffen reibt die Augen,
Nicht fassen kann die Größe dieses Wunders!

Rienzi.

Willkommen, junger Held! Nicht unbekannt
Bist Du bei uns, auch Freunde findest Du,
Von Dir hat Baroncelli oft gesprochen.

Montreale.

O, wie ein Adler über seine Jungen
Hab' ich gebrütet über meine Träume
Am mittelländ'schen Meer in Thatendurst
Auf meinem halbverfallenen Castell!
Dort treibt' ich mit dem Messer auf die Steine
Viel hundert Pläne ungeschlagner Schlachten
Und nie gesch'ne Risse starker Burgen!
Oft schrie ich wie ein Leu vor innrem Grimm
Und schwieg nun wieder lange Monden still!
Da wie ein Blitz in wetterdunkler Nacht
Vor einem irren Wandrer niederfährt,
So wurde plötzlich Weg und Pfad mir hell;
Des Worts Lauwine: Rom ist auferstanden!
Rienzi hat die Todten aufgeweckt!
Riß mich empor, ich war erwacht zum Leben.
Hinab stürzt' ich zum Strand und mit drei Knechten
Warf ich mich in ein schlechtes Fischerboot;
Ich trieb das Steuer ohne Unterlaß,
Schon sah ich fern Italiens Küste blauen,
Da brandete im Sturm das Meer zum Himmel;
Ich warf die Waffe, das Gewand von mir,
Und kaum geschehen, bäumte sich das Schifflein,
Da schrie der wüsten Woge ich entgegen:
Respect! Rienzi! und der Gott des Meeres
Trug mich auf Riesenarmen an das Land.
Entstellt von Salz und Sand ward ich gefunden
Ohnmächtig dort von Räubern, die sich meiner
Erbarmten, Kleider, Roß und Schwert mir
schenkten, —
Und so steh' ich in Rom vor Dir, Rienzi!
Mein Heldenbruder mußt Du wahrlich werden!

Rienzi.

Du meinst, zwei Adler könnten einen Horst,
Zwei Löwenmänner eine Höhle theilen?

Montreale.

Wenn gleich Bedürfniß sie zusammenbindet,
Und in Gemeinschaft nur der Raub gelingt;
So darf auch ich Dir, dem Gewaltigen
Ein großes und gewalt'ges Bündniß bieten!

Rienzi.

Laß Deinem Plan mich in das Auge blicken!

Montreale.

Noch keine Zeit war günstiger, als diese,
Dem, der Was wagen will im großen Styl.
Rom hat verloren seine beiden Augen,
Den Kaiser und den Papst; frei sind die Hände
Und Leidenschaften, die das Reich verwirren.

Baroncelli.

Und guter Fischfang ist im trüben Wasser.

Montreale.

Es streiten fern von hier im wüsten Norden
Zwei Fürsten um das Recht des Kaisertitels,
Der Luxemburger und der Baier halten
Sich selbst im Odem, und die beiden wieder
Den Papst in Avignon, der selbst nicht weiß,
Wie er durch diese Strudel steuern soll; —
Neapel aber, wo Johanna herrscht,
Des Königs, ihres Gatten, Mörderin,
Verhaßt beim eignen Volk, verklagt vom König
Der Ungarn, ihres Gatten strengen Bruder,
Hat in den eignen Netzen sich verstrickt!
Das ist der Stand der Welt!

Rienzi.

Du hast die Zeit
Als Rechenmeister nach dem Einmaleins
Klug ausgerechnet, dividirt und addirt;
Du hast den einen Factor nur vergessen,
Den schaffenden und den lebend'gen Geist!
Die Zeit ist immer da, wo Geist und Herz
Vermag das Große, Tüchtige zu leisten.

Baroncelli.

Das heißt: Gott hilft, wo man sich selber hilft.

Montreale.

Mehr, als Du wähnst, begreift Du meinen Plan!
Lang' habe ich die Welt mir angeschaut
Rundum wie einen Topf, bis ich den Henkel
Gefunden habe, der zu fassen ist!
Mit einem Wort: die Gottheit dieser Zeit
Ist Eigennutz, und wer den Zeitgenossen
Darbieten wird die größere Gewähr,
In einem Punct zusammen und zumeist
Die Wünsche aller Andern zu erfüllen,
Wird sie gehorsam seinem Willen finden.
Du bist der Mann, Rienzi! Du gewährst
Gerechtigkeit und bietest jedem Bürger
Die Sicherheit für Leib und Eigenthum!
Du, Baroncelli, klug, gewandt und schnell,
Gesellst dazu die Umsicht und die List!
Da fehlt noch einer zu dem großen Bund!
Ich weiß: Colonna zieht jetzt gegen Rom,
Und alle Edle sind mit ihrer Mannschaft
Bei ihm, — bei Gott, ein zahlreich, tapfres Heer!
Sie prahlen schon, was sie beginnen sollen
Mit Dir, Rienzi? ob sie gleich Dich tödten?
Ob wie ein seltnes Thier in einem Käfig
Dich aufbewahren und den Leuten zeigen?

Rienzi.

Aufgeht die Sonne, untergehn nicht mehr
Erblickt sie Stefano Colonna! Wahrlich
Das prophezeit mein Geist, der nie gelogen!

Montreale.

Ich will die Prophezeiung Dir erfüllen!
Ich prahle nicht, doch schnell wie da mein Schwert
In diesem starken Arm, ist der Gedanke
In meinem Haupt, mein Auge ist ein Blitz,
Ich seh' den Vortheil in der Schlacht voraus,
Des Kampfes Ordnung weiß ich schnell zu finden,
Des Ortes Gunst mir plötzlich zuzuwenden,
Verstellte Flucht und Hinterhalt zu machen,
Des Feindes Glieder plötzlich zu zersprengen
Und wie ein Wolkenbruch des Heeres Trümmer
Zerstreuen weit hinaus in das Verderben.

Rienzi.

Ich zweifle nicht an Deiner Worte Wahrheit,
Ich seh' den Mann vor mir! Dein Angesicht,
Dein offnes Auge und Dein ganzes Wesen
Preist Dich noch mehr, als Deine Rede kann!
Doch da der Eigennutz die Welt beherrscht,
So sage mir: wie theuer kauft man jetzt
Sich einen Helden? Fordere den Preis!

Baroncelli.

Versteht sich: gleiche Brüder, gleiche Theile!

Montreale.

Es ist gesagt! ich setze noch hinzu:
So lang nicht jegliche Provinz erobert
Durch Unterhandlung oder durch die Waffen,
Muß zwischen uns die gleiche Macht sich theilen
In dem Triumvirat nach alter Weise! —

Rienzi.

Und endlich scheitern, so wie jegliches
Triumvirat!

Montreale.

Dann theilen wir die Beute!
Ich nehm' Neapel, Baroncelli aber
Die Lombardei, den schönsten Ueberrest
Toskana, Rom —

Rienzi.

O, hört mich, hört mich an!
Aus solcher Selbstsucht, schnöder Niedertracht
Hat Rom nicht seinen Volkstribun gewählt,
Hab' ich mich selbst mit freier Männerbrust
Geworfen nicht entgegen diesem Kampf!
Ihr großen Geister der Vergangenheit,
Vor euch liegt offen all mein Thun und Wesen,
Ich rufe euch, zu zeugen gegen diese,
Die hier im Staube wühlen und mich selbst
Zu ihrem Schmutz hinunterziehen wollen!
Ich rufe dich, du unerbittliche,
Dich, meine Göttin, o Gerechtigkeit!
Herab zur jähen Rache auf mein Haupt,
Wenn je ich keinen eisern strengen Spruch
Aus Schmeiche, Menschengunst, aus Furcht, mit
Absicht
Und ohne Absicht beugte; wenn ich je
Vergoß unschuldig Blut in bösem Willen!
Dann gib mein Leben Preis dem größten Schuft,
Den je Italiens Sonne hat beschienen!

Montreale.

Du hast Dein Urtheil selber Dir gesprochen;
Denn straflos hat kein Sterblicher noch je
Mit den Unsterblichen sich messen dürfen!
Ich habe mich getäuscht in Dir; es taugen
Nicht zu einander unsre Sinnesarten;
Geh Deinen Weg, doch ich verfolg' den meinen!

Rienzi.

Wir dürfen nimmer wieder uns begegnen!
(Montreale ab.)

Rienzi (zu Baroncelli).

Du weißt noch? Hast Du etwas auf dem Herzen?

Baroncelli.

Ich schüttle nur noch die Gedankenwürfel
So hin und her und zähle wie die Augen,
Ich möchte einen kleinen Posch mir werfen!

Tribun, denk' nicht, daß ich sogar verstockt,
Versessen bin auf die lombardschen Hammel;
Es wird doch wo ein andrer fetter Bissen
Im Sack des besten Staates für mich stecken —
Ein kleines, quickes Fürstenthum, je nun,
Das wär' mir eben recht!

Rienzi.

So seid ihr Alle!
Gemeinsinn fehlt, doch nicht gemeiner Sinn!
Deshalb nur hätten wir so viel gewagt
Und in Alarm die halbe Welt gebracht,
Um uns mit Gold die Börse vollzustopfen?

Baroncelli.

Gold oder Ruhm, es glänzt am Ende beides!
Du nimmst den Ruhm uns allen Andern weg,
So geiz' nicht mit dem Gold, wir wollen leben!
Ich kann mich nicht mit Redensarten füttern.

Rienzi.

Welch eine Sprache?

Baroncelli.

Zum Verstehen gut!
Doch hab' ich heute meine Großmuthslaune,
Aufopferung ist meine Leidenschaft;
Doch Geld, Rienzi, Geld gebrauch' ich viel!
War ich Dein Hetzhund nur, der Dir in's Garn
Das Römervolk gejagt, wolan, heraus!
Heraus den Lohn!

Rienzi.

So gilt Dir Alles nichts,
Die neue Wohlfahrt Deiner Vaterstadt —

Baroncelli.

Sehr wohl! fang jeder bei sich selber an,
So wird die allgemeine Wohlfahrt fertig!
Rienzi, hüt' Dich, willst Du mich betrügen!

Rienzi.

Das heißt?

Baroncelli.

Nun, der für Dich das Volk empörte,
Der könnt' es wol auch gegen Dich versuchen.

Rienzi.

Wahr' Deinen Kopf! ich meine Deinen Kopf!
Vor meiner Thüre stehen zwölf Lictoren,
In jedem Bündel tragen sie ein Beil!

Baroncelli.

Das wär' ein Pröbchen von Gerechtigkeit!
Rienzi, wir sind quitt! Ade, Rienzi!

Rienzi.

Brich ab! Nicht weiter geh' der Zank, der schon
Zu lang gewährt! Vergiß ein schnelles Wort,
Wie ich vergessen will, was Dir entschlüpft!
Die Feinde rücken an, wir hadern hier?
Da, Baroncelli, meine Hand! Du bleibst
Mein rascher, toller, lebenslust'ger Freund!
Dir ist das Thor vertraut bei Sanct Lorenzo,
Dort wird der Feind zuerst den Angriff wagen;
Schlag ihn zurück, das Volk soll königlich
Den Sieger lohnen, aber ich den Freund!
Wir sehn uns noch.

Baroncelli.

Wir sehn uns noch, Tribun!
(Baroncelli ab.)

Rienzi.

O das Verderbniß dieser Zeit hat tief
Sich eingenistet in die besten Herzen!
Mit solchem Werkzeug soll den Streit ich führen,
Mit solchem Werkzeug einen Staat erbauen,
Auf solchem Boden seinen Grundstein legen?
O, Dämon meiner Seele leite mich
Durch Nacht und Graus zu meinem Ziel hinauf.

Daniello (tritt auf).

Daniello.

Auf! Auf, Tribun! Es schreit das Volk nach Dir!
Den Helm stürz auf! Die Feinde stürmen an!
An's Schwert die Faust! Colonna vor dem Thor!

Rienzi.

Es klingt die Wage und es zuckt das Schwert;
Der Volkstribun geht heute zu Gericht!
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Der Platz vor der Kirche Antonio auf dem Esquilin.

(Bewaffnete stellen sich auf und sperren die Straßen ab.)

Scipione. Bewaffnete Bürger.

Scipione (schnell herbeistürzend).

Verrath! Baroncelli ist über! Verrath! Das Thor offen, herein Colonna! flieht! flieht!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Cospetto! Sacrato dio! Bisbone maledetto!

(Feldgeschrei der Nobili aus der Ferne.)

Rache und Colonna!

(Feldgeschrei der Römer.)

Rom und Rienzi!

Fliehende.

Er kommt! Colonna kommt!

Scipione.

Luft! Luft! Der verfluchte Tribun! Die verdammte Freiheit bringt uns um!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Neunmal ausgeblasene Maccaronigesichter laßt uns durch! durch!

Bewaffnete.

Halt! Halt!

Scipione.

Mir fährt die Angst in den Leib!

(Feldgeschrei Colonna's: Rache und Colonna!)

Daniello (hört herbei).

Daniello.

Rom und Rienzi! Steht! Steht!

Scipione.

Den Teufel auch! Dort kommt er heraus der alte Höllenhund!

Fliehende.

Colonna! Colonna!

Stefano Colonna, bald darauf Rienzi.

Stefano.

Zahnlose Meute, kennst Du nun den Eber?
Großsprecher, ho! wo bist Du, Narr Rienzi!

Rienzi (mit dem Schwerte ihm entgegen).

Hier hast Du ihn!

Stefano.

Hab' ich denn jetzt das Glück,
Den großen Volkstribun vor mir zu sehn?
Den alten Römer, den gerechten Brutus?

Rienzi.

Tyrannen war zuweilen er gefährlich!

Stefano.

Das sagst Du mir, der ich die Stadt erobert?
Das Thor liegt hinter mir!

Rienzi.

Vor Dir der Tod!
Drei Worte gönn' ich Dir, dann ist Dein Blut
Geweiht den unterird'schen strengen Mächten.

Stefano.

Drei Worte, Pöbelfürst? Du willst gebieten
Dem Stefano Colonna hier in Rom?

Rienzi.

Dem Du verfallen bist mit Haupt und Hand!
O Stefano! so viele Missethaten
Hast auf Dein graues Haupt Du aufgehäuft,
Daß Du nun in die Knie sinken mußt!
Todtschläger, weh! an Deinen Händen klebt
Unschuldig Blut, der Angstschweiß der Gequälten,
Dir schleichen nach die Seufzer der Zertretenen,
Auf Dich herunter schleudern finstre Geister
Schuldlos Erwürgter felsenschweren Fluch!

Stefano.

Das mir? Verfluchter Possenreißer, mir?
Entzwei ist die Geduld, ergieb Dich, Narr!

(Sie fechten.)

Rienzi.

Entsetzen über Dich! Nimm hin! Nimm hin!
Auf Dich den Tod! Verderb! Nimm hin!

(Beide fechtend ab.)

Rienzi's Stimme.

Und sieh!

Alle.

Nieder mit Colonna! Rienzi hoch!

(Alle ab.)

Scipione, geführt von einem Knaben; später vorübereilende Krieger.

Knabe.

Wo seid Ihr denn verwundet?

Scipione.

Mitten durch das Herz ein Lanzenstich. Es ist vorbei mit mir.

Knabe.

Ihr blutet aber nicht?

Scipione.

Da hast Du's! Es ist eine verschlossene, so eine recht heimtückische, unsichtbare Wunde!

Knabe.

Armer, guter Herr Scipione!

Scipione.

Sterben! Sterben!

Knabe.

Ich hör' jetzt rechten Trommellärm.

Scipione.

Das ist der alte Colonna! Reiß aus! Reiß aus!

(Er entläuft.)

Knabe.

Meister Scipione! Herr Scipione! Da war er um die Ecke!

(Ab.)

Vorübereilende Krieger.

Victoria! Victoria!

(Ab.)

Dritte Scene.

Vor der Treppe zum Capitol.

Crassus. Andrea. Vieles Volksgedräng.

Crassus.

Kann man denn einmal ordentlich ausschlafen vor diesen Trommeln und Trompeten! Elend wird man davon. Hatte ich sonst den Rock zugeknöpft über den Leib, so konnt' ich die fünf unteren Knöpfe nicht mehr sehen; jetzt fällt mir schon der vorletzte in die Augen.

Andrea.

Aber die schöne Gerechtigkeit! Ich sag' euch, er schlägt gut ein! Keine Steuern! Keine Abgaben!

Crassus.

Aber die Unruh! Der Lärm!

(Triumphmarsch aus der Ferne.)

Volk.

Da kommen sie! Da kommen sie!

Crassus.

Was drängt ihr denn! Hier stehen auch Leute!

Rienzi, neben ihm zwei Krieger, welche Colonna's Waffen und Rüstung tragen, Daniello und die übrige Schaar ziehen im Triumphmarsch auf; später gebunden Baroncelli.

Volk.

Rienzi hoch!

Rienzi.

Dich, alte Gottheit dieses Ortes, grüße
Nach seinem ersten Sieg der Volkstribun;
So lange Rom steht, ward zu dreienmalen
Dir nur zu Theil die heil'ge Fürstenbeute;
Nach tausend Jahren komme ich einher
Und weih' zum vierten Mal die Spolien
Dem großen Jupiter Ferretrius!

Daniello (welcher Baroncelli gebunden vorführet).
Tribun, es bittet Dich das Bürgerheer,
Noch eh' Du steigst zum Capitol empor,
Den schändlichen Verräther, Ueberläufer,
Den Baroncelli hier, den ich gefangen,
Nach dem Gesetz zu richten. Sprich und richte!

Rienzi.

Kein Blut mehr heute! heute nicht!

Baroncelli.

Doch Gnade!

Volk.

Den Tod! Den Tod!

Baroncelli.

Was schreit ihr, lieben Freunde!
Wie wenn ich nur aus Kriegeslist so gethan?
Ihr wißt, ich hatte immer eine List!

Crassо.

Das ist wahr: immer ein pfiffiger Kopf! lustig und guter Ding!

Viele aus dem Volke.

Baroncelli! der lustige Baroncelli!

Rienzi.

Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigen!

Volk.

O laß ihn leben! laufen!

Rienzi.

O, Baroncelli, werde wieder heu,
So will ich Deine Untreu Dir vergessen!
Macht seine Hände frei! Doch, Baroncelli?

(Musik von Flöten und Hoboen.)

Camilla mit einer Schaar geschmückter Jungfrauen; sie stellt einen Lorbeerkranz empor.

Camilla (überreicht Rienzi den Lorbeerkranz).
Dem Sieger, dem Tribun, verleiht Roma
Die Ehre des Triumphs, die Lorbeerkrone!

Rienzi (verhaftet in die Betrachtung des Lorbeerkranzes).
Die Last des Kampfes und gestählte Mühen,
Der Tage Drangsal und der Nächte Qual,
Des Neides Schmach und Lehren sonder Zahl,
Wer möcht' sie tragen und im Streit erglühen,
Die Seine bieten jedem Wetterstrahl,
Gehörte nicht des Ruhmes ew'gem Sohne
Das grüne Reis der schönen Lorbeerkrone.

O Held und Dichter, Dioskurenbrüder!
Euch lohnet weder Gold, noch Sold und Gut,
Freiwillig, wie der Sonne Morgengluth,
So wallet mächtig ihr zur Erde nieder,
Mit euch, durch euch ein neuer Lebensmuth,
Vor euch die That, und euer Ruf: es werde!
Stürzt einen ganzen Himmel auf die Erde!

Andrea.

Er ist verzückt! Er prophezeit!

Volk.

Hört! Hört!

Rienzi.

Was kann ein Volk, was kann die Welt euch reichen,
Als was den Göttern sie zum Opfer bringt,
Den Göttern selbst um ihre Schläfe schlingt,
Den Lorbeerzweig, des Ruhmes heilig Zeichen,
Das außer euch kein Sterblicher erringt,
Ein Lohn so leicht, daß ihn das Haupt nicht fühlet,
Ein grünes Blatt, das euch die Stirne kühlet!

Cäsarenkranz, des Lorbeers ew'ge Grüne,
Ich halte dich, du wunderbares Reis,
Symbol des Weltalls in so kleinem Kreis,
Dich, Heldenkrone, jedem Drangsal Sühne,
Ich halte dich, der Ehren höchsten Preis.
Glückselig, der nach todeskühnem Streiten
Bekränzt mit dir darf zu den Göttern schreiten!

Volk.

Hoch, Volkstribun Rienzi! Cäsar! Cäsar!

Rienzi (Camilla's Hand ergreifend).
O Roma, deine Hand! Ich leite dich
Zu deinem Götterstuhl und beuge dir
Zu deinen Füßen eine Völkerwelt!

(Im Triumphe ziehen Alle auf der Treppe des Capitols hinauf, außer —

Baroncelli, welcher zurückbleibt).
Ist irgendwo ein altes Bettelweib,
Das mir für drei Bajocki heulen mag?
Wer borgt mir einen Strick, daß ich mich hänge
Aus Dankbarkeit? Die Großmuth bringt mich um.

Dritter Act.

Erste Scene.

Zimmer Rienzi's, wie im zweiten Acte.

Rienzi (sitzend, prächtig gekleidet und geschmückt, allein).
Oft wenn ich stundenlang als Knabe noch
Still dort gesessen an dem Strand der Tiber,
Indeß die goldnen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Mährchen alter Tage,
Wie einst der Ahn einhergetraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einst Horatius Cocles dort die Brücke

So lang vertheidigt, bis sie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren, nicht verloren
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgesprungen und zur Stadt geschwommen,
Da schlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wundersamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich selbst hinein,
Die Wogen drückt' ich brünstig an die Brust,
Quer durch mich ringend nach dem andern Strand.
Ich blies vor mir den Schaum in wilder Lust,
Ich streichelte des Flusses Löwenmähne
Und sprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und: Freiheit! schrie ich, und: Victoria!
Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, saß ich wieder
Am großen Tiberstrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungestillten Thatenlust,
Und warf mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit starkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und springe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: Victoria! —
Ich hab' den alten Römergott geweckt,
Mit seinem rechten Fuß — Italien
Steigt wieder auf den Nacken dieser Erde
Jupiter terminus.
In niederer Hütte bei Sanct Thomä Kirche
Unsern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäscherin die treue Mutter;
Es schlitt oft das Brod auf unsrem Tisch,
Der kleinen Lampe Oel, die Sorge saß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege,
Ich aber starrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.
Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schicksal schlich ich nach;
Und nun auf einmal dieser Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, diese Herrlichkeit!
Einst priesen wenig Knaben meinen Namen,
Jetzt flehen alle Völker an dem Strand
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus.
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentact
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich krank und schlank
In deine goldne Fluth, ich trink' dich aus
Bis auf den letzten, allerletzten Tropfen,
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, imperium, du Herrscherwonne,
In todt in dir mich schwelgen wie ein Gott!
(Enrico kommt.)

Enrico.

Heil Dir, Tribun, zu diesem großen Tage,
Da Du das ganze Römervolk bewirthest,
Die Abgeordneten der fremden Völker
Und Menschen aller Länder, aller Sprachen!
Als gält es, hier das Heil der Welt zu holen,
So strömen Hunderttausende nach Rom,
Nicht fassen mehr die Häuser, nicht die Straßen
Die Zahl der Gäste, das Gewühl des Festes!
Wie einem Träumenden ist mir zu Sinn.
Mein Amtsgewand, fast kaum mein Prätorstab,
Kaum die Begleitung herrischer Lictoren
Vermochten mir den Weg zu Dir zu bahnen.
Fast trunken bin ich von dem Duft der Blumen,
Der vielen Myrthen- und Orangenblüthen,
Die im Gewinde alle Säulen schmücken,
Fast blind vom Glanz der bunten Teppiche,
Die reich an Seide, Stickerei und Gold
Von jedem Fenster, jedem Söller wehen,
Fast taub vom Lärm der tausend Musikanten,
Die durcheinander Melodieen wirbeln.

Rienzi.

Hat diese Pracht Dich auch emporgerüttelt,
Dein Herz erweitert und mit Lust erfüllt,
So ist das größte Wunder heut' vollbracht.

Enrico.

Doch mir ist angst um Dich; Du wirst nicht scheiten,
So bang, als wär' das hohe Himmelszelt
Einbrechen, plötzlich trügerisch der Boden.

Rienzi.

Was fehlt Dir an?

Enrico.

Wenn ich Dich seh' Rienzi,
So freudig, prächtig und so kaiserlich,
Allmächtig fast gebietend, o Tribun!
So überkommt mich ein geheimer Schmerz,
Als würdest plötzlich Du hinweggenommen;
So Schönes gönnt der Himmel nicht der Erde!
O, thu' nur heute diese Pracht von Dir!

Rienzi.

Kommst Du von Sinnen?

Enrico.

Du geisst zu weit. Rienzi, stehe still!
Denk' heut' nicht an den ungeheu'ren Plan
Der Weltherrschaft! Noch ist Dir Zeit gegönnt,
Dich zu entschuldigen; noch sind der Papst
Und Kaiser nicht so sehr von Dir gekränkt,
Daß sie für ihren Feind Dich halten müßten;
Noch ist ja nichts, noch gar nichts ist verloren,
Noch nicht die Brücke hinter Dir gebrochen!
(Beinend an seinem Hals.)
Rienzi, mag' es nicht! Rienzi, thu' es nicht!

Rienzi.

Soll ich vor jeder Kutte niederfallen
Und um Entschuld'gung bitten, daß ich wage
In Rom zu sein ein Römer mit den Römern?

Enrico.

O, wenn hat je ein Magistrat in Rom
Sich angemaßt, die Geistlichen zu richten,
Die nur gerichtet werden von der Kirche.
Du aber ohne Unterschied hast jeden,

Ob Priester oder Laie, dir gestellt,
Und unerbittlich mit dem Beil gestraft
Selbst eines Cardinals, Cercano's Neffen!

Rienzi.

Sie waren allesammt des Todes schuldig;
Ausnahme kennt nicht die Gerechtigkeit,
Verbundnen Auges wägt sie ab das Recht,
Verbundnen Auges hält sie auch das Schwert.

Enrico.

Das wird und kann nicht dulden der Legat,
Der hier in Rom vertritt den heil'gen Vater.

Rienzi.

Bin ich so schwach, daß mich Tonsuren schrecken?

Enrico.

Und schlimmer noch! Das Patrimonium
Sanct Peters hast Du wiederum erobert,
Doch nur dem Volk und in des Volkes Namen,
Du hast der Kirche Ansehn hier vernichtet.

Rienzi.

Ich bin Tribun des Volkes, nicht des Papstes!

Enrico.

Er kann Dich dennoch nicht gewähren lassen,
Nicht dulden, daß Du jeglich Zugeständniß,
Das ihm das Volk vor alter Zeit gemacht,
Daß seine Rechte also Du zertrittst.
Die Kirche war Dir immer hold gesinnt,
Sie hat mit treuer Hand zu Dir gehalten,
Versöhne Dich mit ihr!

Rienzi.

Das ist unmöglich!
Wie Nordpol von dem Südpol auseinander
Geh'n unsre Wege, aber nie zusammen.

Enrico.

Ich hab' erst gestern in der Canzelei
Des heil'gen Vaters Briefe durchgelesen,
Und auch den letzten voll Ermahnungen,
Am Ende aber auch die strenge Drohung,
Daß er von Dir sein gnädig Antlitz wende!
Dreimal hat der Legat Dich vorgeladen,
Dich zu rechtfertigen und Deine Thaten;
Du aber hast noch keinen Schritt gethan,
Ihn zu versöhnen! Dreimal vorgeladen,
Erschienen bist Du nicht! Tribun, bedenk':
Es muß nunmehr das Allerärgste folgen.

Rienzi.

Du siehst es selbst, nicht möglich ist der Frieden.
Nicht herrschen kann die Kirche, herrscht das Volk.
Wie könnte da der Streit vermieden werden?
Und da nun doch gebrochen werden muß,
So soll es heute und für immer sein!
Denn Ungewißheit ist das Allerschlimmste.
Ich wage heute, was ich morgen muß,
Den großen Wurf um eine ganze Zeit.
Gar nichts will ich erzingen, soll ich nicht
Das Allerhöchste, das Nothwend'ge haben!
Ich kann nicht lügen und zwei Sachen nicht
Und zwei Parteien nicht auf einmal dienen;
Ganz muß ich thun, mit voller Seele thun,
In rechtem Ernste, was geschehen muß.
Ich will ein Beispiel geben aller Zeit,
Daß unter so viel halben, — Viertels-Menschen
Noch sein und wirken kann ein ganzer Mensch,
Mit seiner Seele, seiner Sache eins,
Und ohne Makel wie von Erz gegossen.

Enrico.

So wirst Du dennoch in das Elend stürzen!

Rienzi.

Es leitet eine Brücke noch hinüber;
Italien und alle seine Völker
Gehorchen mir und nicht dem fernen Papst
In Avignon, den keiner kennt und liebt.
Ich habe hier den besten Staat gegründet,
Sein ew'ger Grundstein ist Gerechtigkeit;
Und zu mir stehen Mailand, Padua,
Ferrara, Mantua, Florenz, Perugia,
Viel hundert Fürsten, ungezählte Städte,
Die mich als ihren Richter anerkennen.

Enrico.

Trau nicht der Volksgunst, o, sie ist nur eine
Windrose voller Laune und voll Zufall,
Aus zwei und dreißig Winden kann sie blasen,
In Gegenwinden selbst, im Wiederspiel,
An dem zerscheitert jedes treue Herz;
Ein unlösbar Exempel ohne Facit!

Rienzi.

Ich kenn' das Volk, das treue Römervolk!

Enrico.

O, Du siehst dieses Volk mit Deinem Auge
Und siehst doch nur Dein eig'nes großes Herz,
Dich selbst im Volk, doch aber nicht das Volk!
So wiß' es denn, ich täusch' gewiß mich nicht,
Sie sehn auf Dich mit Mißgunst, Haß und Neid!

Rienzi.

Du lügst! Bei Gott, Du lügst, Du lügst, Enrico!
Wenn Du auch lügen lernst, wer sagt die Wahrheit?

Enrico.

Sie tadeln Deinen Haushalt, deine Pracht
Und die Verschwendung öffentlicher Gelder.

Rienzi.

Das sagen sie? Und sehen sie nicht ein,
Daß ich in Rom die fremden Nationen
Bewirthen muß in alter Römerpracht?
Die Herrlichkeit des besten Staates zeigen?
O, dieser Aufwand bringt mir große Zinsen!

Enrico.

Dann scheiten Andere Dich einen Helden,
Du gingst zur Kirche nicht und glaubtest nicht
Wie sie so ganz an alle Satzungen!

Rienzi.

Hab' ich denn Zeit zum Paternosterbeten?
Geh', mach' mich nicht zu lachen! Schweig, Enrico!

Enrico.

Rienzi, taste nicht den Glauben an,
Raub' nicht das letzte Gut den armen Leuten,
Sie haben sonst ja nichts im Leben mehr!
Du kannst sie nicht losreißen von der Kirche,
Die sie wie eine Amme hat gesäugt,
Und die sie lieben wie die wahre Mutter!

Rienzi.

Hab' ich das je gewollt?

Enrico.

Wenn sie denn nun
Der Kirche angehören überall,
So bist Du doch verloren, ach, verloren!
O, wirf von Dir das schwere Regiment,
Werd' wieder Advocat, wie gerne wollt' ich
Dein Schreiber wieder sein! Rienzi, höre!

Rienzi.

An Deinem Wesen habe ich kein Theil!
Ich fühle mich so hoch, so frei und froh,
Daß ich, wie einen Apfel auf der Hand,
Die Erde sammt dem Himmel wachten möchte!

Daniello (prächtig gewaffnet kommt).

Ich grüß' dich, großer Volkstribun, Rienzi!

Rienzi.

Sieh, mein Centurio! Wir haben redlich
Gestanden in dem Kampf, nach diesem Mühsal
Gilt es den Lohn, den köstlichen zu kränzen!

Enrico.

Sieh, Daniello, mit mit Bitten bei;
Denn er will heut' das Unerhörte wagen!

Rienzi.

Heiß' im Mittag die Sonne stille stehn,
Dreh auch den Vollmond rückwärts durch die Nacht
Und peitsche aus dem Meer zurück die Tiber,
Dann ruf mir zu: Rienzi, stehe still!

Daniello.

Das sag' ich nicht, doch etwas Andres ist,
Zu einem Berg zu sprechen: komme her!
Als seinen Gipfel mühsam zu ersteigen;
Du runzelst Deine Stirne? Zürne nicht!
Seit Du republicanisch mich gemacht,
Muß ich mit freiem Munde reden dürfen!

Rienzi.

Verweigr' ich Dir das Wort?

Daniello.

Sie hieß der Alte,
Der immer schrie: Carthago sei zerstört!
Ich aber sage: Palestrina steht,
Und ein Colonne sitzt noch immer dort,
Den Kopf voll Pläne und die Hand voll Waffen,
Und hier zu Rom gedeihen gut die Feigen.
O, hättest Du die Schlacht vom Thor Lorenzo
Verfolgt so weit die Waffen nur gehalten,
Meinst Du: ich hätte Stillstand Dir gerufen?

Rienzi.

Ihr wollt die schönste Stunde mir vergällen;
Das ist so Menschenart! Der Beste quält.

Daniello.

Doch, daß Du der Gerechtigkeit entzogst
Das Haupt des Ueberläufers Baroncelli,
Rienzi, o, das wirst Du hart verbüßen!
Von Deinem bösen Dämon sprichst Du oft,
Bei seinem Namen heißt er: Baroncelli!
In Palestrina ist er bei Colonna!
Käm' er nach Rom, ich möchte wol mit ihm
Einmal so recht trasteverinisch reden.

Rienzi.

Rom ist ja mein! Was fürchte ich mit Rom?

Daniello.

Kehr' ich vom Capitol in meine Hütte
Zu meinem Weib und meinen lieben Kleinen —
Ich hab' zwei wackre Jungen und ein Mädchen —
Da werf' ich gleich von mir den prächt'gen Schmuck,
Den Helm und Panzer, den verbrämten Mantel
Und fahr' mit beiden Armen in die Jacke,
Schling' um den Leib mir die gewohnte Schärpe,
Stülp' auf den Kopf mir wieder meinen Hut,
Und nun gehör' ich erst mir selber an!
Wenn ich so wieder in den Garten geh',
Die jüngsten Kinder auf den beiden Armen,
Mit ihren Füßchen hier in meiner Brust,
Der klit're Knabe, der den Rechen trägt,
Und ihre Mutter mit dem Korb voraus,
Da solltest Du mich wahrlich kaum erkennen.
Wie nun, Tribun, wenn einmal überdrüssig
Der neuen Herrlichkeit und Pracht ganz Rom
In seine Allragejacke wieder fährt
Und stülpte auf den Kopf den alten Hut?

Rienzi.

Daß ich bei euch, den allerbesten Freunden
So niedrige Gesinnung finden muß,
Nur dies allein verkümmert mir den Tag,
Der freudig strahlend eine zweite Sonne
Im goldnen Glanz am Himmel rollt empor.

Daniello.

Das Volk von Rom erwartet den Tribun.

(Camilla tritt auf mit Gefolge von Jungfrauen und Knaben; einige tragen Körbe mit Rosen; andere Körbe voll Goldstücke, dann folgt ein Zug geschmückter Ehrendamen.)

Camilla.

O, mein Gemahl! Nur einen Augenblick
Laß ruhn mein müdes Haupt an Deiner Brust!
Ist Dir nicht auch, als trüge uns empor
Ein königlicher Aar zur goldnen Sonne?
Mich schwindelt nicht, Rienzi, bangt Dir?

Rienzi.

Mein stolzes Weib, in Deinen Adern glüht
Glutheiß ein Strahl des reinen Römerbluts
Vom großen Julius; der seine Abkunft

Herleitet von der Göttin Aphrodite,
Und ihre Tochter klopt an meinem Herzen.

Camilla.

Dich schwindelt nicht? Rienzi, fühlst Du Kraft
Und rechten Muth in Deinem Busen hier,
Mit fester Hand zu greifen nach der Krone?
Du bebst zurück? Blick mir in's Auge, Cäsar!
Wankt da der Stern in seinem weißen Himmel?
So wanke Du auch nicht! Leg' Deine Hand
Hier an mein Herz! Es hat nur volle Schläge!
Geh, junger Gott, ich âge Dich mit Muth,
Mit Herrschermuth in diesem eing'gen Kuß!

Rienzi.

Du drängst mich rastlos vorwärts, immer weiter,
Und wenn nun doch vor mir die Erde bräch',
Und ich hinunterstürzte in den Schlund?

Camilla.

Ich fang' Dich auf mit meinen beiden Armen!

Rienzi.

Du Du den Muth hast zu dem Aeußersten,
So bind' ich kühn mit meinem Schicksal an.
Wer sich getraut zwei Dinge zu verachten —
Den Neid, den Tod, unsterblich ist der Mann!
(Zu Enrico und Daniello.)
Kommt, Freunde, kommt! denn heute sollt ihr sehen
Im neuen Rom die alte Kaiserzeit.
(Rienzi mit den Beiden ab.)

Camilla.

Ihr holden Kinder, immer tragt herbei
Lorbeer und Rosen, flechtet helle Kränze
Den Jünglingen des Festes, spart die seidnen
Und goldnen Bänder nicht! denn dieser Tag
Sei schön geziert mit Allem, was entzückt!
(Erster Zug der Jungfrauen zieht vorüber; man vernimmt eine sanfte Musik. Die Ehrendamen kommen vor.)
Ihr Alle, die so freundlich mir genaht,
Theilt fröhlich mit mir dieses Tages Wonne!
Nach Ara Coeli laßt vor Allem erst
Uns beten gehen für das Heil des Reiches!
Ihr Knaben, tragt voll Gold gefüllt die Körbe
Zu unsrer Seite, daß wir glücklich machen
All überall die Armen und Bedrängten!
(Alle ab.)

Zweite Scene.

Platz vor dem Lateran.

Auf den Stufen zur Kirche steht ein Thronsessel. Masken und allerlei Volk auf und nieder. Montreale und Baroncelli in Halbmasken kommen vor.)

Baroncelli.

Er ist der Julian, der Apostat
Und spielt mit alten Zeiten Comödie;
Das ist nicht Sanct Johann vom Lateran,
Palast des Constantins heißt nun es wieder,
Und hier will heut' das Weltgericht er halten.

Montreale.

Wir wagen unser Leben, Baroncelli!

Baroncelli.

O, ruf nur unsre Namen durch die Straße,
So hast Du Recht! Der göttliche Tribun
Hat heute Maskenfreiheit ja gegeben;
Es wäre schad', benutzte man sie nicht.

Montreale.

Dreihundert von den angeworbnen Räubern,
Die der Tribun verschmacht in die Gebirge,
Hab' ich noch Rom Dir glücklich eingeschmuggelt,
Vermummt als Pilgrime und theils als Mönche,
Dort schleichen wieder fünf der Unsern hin
Zur Kirche Sanct Salvators bei der Tiber,
Wo Du den Sammelplatz für sie bestimmt.
Zehntausend Gulden hab' ich nun verdient,
Die Du mir ausgezahlt. So sind wir quitt.
Ich hab' an Deinem Werke keinen Theil!
Bedenk, was Du beginnst! Groß ist die Stadt
Und dreißigtausend Bürger können schnell
Beim ersten Lärm zu ihren Waffen greifen.

Baroncelli.

O, sorge nicht, ich kenne meine Römer!
Dann gilt es auch, nur die Gelegenheit
Schnell zu benutzen, die sich bieten kann!
Er hat sich mit der Kirche überworfen,
Siehst Du denn nicht, daß es zum Bruche kommt?
Merk auf: heut thut der Gaukler auf dem Seil
Den Todessprung durch seinen letzten Reif!

Montreale.

Wag' Deinen Kopf! Ich such' das Thor und ziehe
Dem Handwerk nach. Mit Waffen und mit Leuten
Für Geld steht Montreale Dir zu Dienst.
(Montreale ab.)
(Crassus. Scipione. Andrea und viele andere Bürger mit und ohne Masken bunt durcheinander treten auf.)

Crassus.

Das ist eine Hitze über Menschengedenken!

Scipione.

Laßt mich vor, daß ich Alles höre, per Bacco!
Er geht ja heute gegen den Papst los!

Andrea.

Der Legat ist mit der Geistlichkeit in Maria Maggiore zusammen. Denkt an mich, der Tribun ist zu gewaltig! Vor lauter Gerechtigkeit wird einem angst und bang; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, greife ich nach meinem Kopf und freue mich, daß ich ihn noch habe.

Volk.

Der Volkstribun Rienzi!
Rienzi, zu beiden Seiten Fahnen- und Schwertträger mit großem Gefolge im prächtigen Aufzuge, darunter Enrico und Daniello, welche, wenn Rienzi auf dem Thronsessel Platz genommen, neben ihm zu stehen kommen. (Trompetenfanfare.)

Rienzi.

Ich rang in öder Nacht in schweren Träumen,
Ich hörte eine Donnerstimme rufen!
„Zum Drittenmal ist Roma nicht zu retten;
Denn alle Götter haben sie verlassen!“
Gespenst'ge Leiber schlichen durch die Straßen,
Von Sünden so beladen und gedrückt,
Daß bis zur Erde ihre Häupter hingen,
Ein Spott, ein Greuel den Völkern dieser Welt!
Und da geschah ein schneller Donnerschlag,
Und plötzlich stehe ich vor euch, ihr Männer!
Ich sehe Lust und Leben, Freude, Freiheit,
Mit festen Angesichtern wackre Bürger,
In jedem Auge unsrer Feinde Tod!
Den Strom des Weltverkehrs hiehergeleitet,
Der Häuser Speicher ringsum angefüllt
Von Kostbarkeiten, Gütern aller Art,
Die Straßen reingefegt von Raub und Mord,
Und wiederum aus jeder Himmelsgegend
Die Nationen hilfeflehend stürzen
Zu eurem Richterstuhl, Quiriten, Römer!
Ist das, ihr Männer, nur ein zweiter Traum?
Zu beiden Malen sah ich Wirklichkeit!
O, haltet fest an eu'rer guten Sache
Wie an des Feindes Nathen jener Grieche!
Als ihm die rechte Hand war abgehauen,
Hielt er ihn mit der Linken, diese fiel,
Da biß er mit den Zähnen sich hinein,
Fest auf dem Haupte den metallnen Helm!

Volk.

Wir bleiben treu in alle Ewigkeit!

Rienzi.

Todt sei der Zweifel!

Volk.

Lebe hoch, Tribun!

Rienzi.

In Einem ist das Heil der Welt gefunden,
Der beste Staat in der Gerechtigkeit,
Rom ging voran, zur Folge lade ich
In seinem Namen alle Völker ein
Von Ost, von Süd, von Mitternacht und Abend
Zum allgemeinen großen Völkerbund!

Gesandtschaften verschiedener Völker ziehen auf, darunter Lodovico, Fürst von Tarent, Gesandter aus Neapel, und Kupa, Gesandter aus Ungarn, ferner Leopold von Altstein, Gesandter Ludwigs von Baiern.

Lodovico.

Neapel beuget sich vor Rom und Dir,
Und bittet um Genossenschaft mit Rom.

Rienzi.

Sie ist gewährt.

Kupa.

Vor Deinem Richterstuhl
Gewaltiger Tribun, Hungaria!
Gerechtigkeit schaff' gegen die Johanna,
Die zu Neapel unsres Herren Bruder,
Den eignen Gatten schmählich hat gemordet.

Lodovico.

Du lügst!

Rienzi.

Zu rechter Zeit werd' ich das Urtheil finden!

Leopold.

Von Baiern Ludwig, der erwählte Kaiser
Des heil'gen Römerreiches grüßet Dich
Und fordert gegen Karl von Böhmen Recht,
Der sich die Kaiserkrone angemaßt!

Rienzi.

Wer sind die Männer, die sich Kaiser nennen?
Rom kennt sie nicht, Rom hat sie nicht gewählt!
Im Namen des Senates und des Volks
Lad' ich vor meinen Richterstuhl die Beiden!

Baroncelli (für sich).

Nun wird es Zeit, ich laß die Meute los!

(Baroncelli ab.)

Rienzi.

O, armes Rom, so lang von Deinem Vater
Verlassen, sollst Du ewig um ihn trauern?
Du hast vergeblich Jahre lang gefleht,
Im fremden Lande höret er dich nicht!
Will er dein Vater sein, hier ist sein Haus!
Dem Römerbischof, keinem anderen
Gehorcht die Christenheit, ein Bischof aber,
Ob er der höchste auch, gehört zum Sprengel,
Und so befehl' ich seinem Oberhaupt
Aus Avignon zu seinem Sitz zu kehren!

(Trompetenfanfare.)

Volk.

Der Bischof und Legat!

Raymond mit Gefolge.

Raymond.

So weit bist Du gediehen, weiter nicht!
Du hast von Dir gestoßen Deine Mutter,
Die Dich genährt hat an der frommen Brust;
Den Undankbaren muß sie von sich thun!
Mit Herzeleid gewahrt sie jetzt ihr Recht!
Armsel'ger Mensch, in diesem Augenblick
Wird ausgesprochen über Dich der Bann!

(Glockengeläute.)

Enthoben bist Du Deines Regimentes
Und ausgestoßen aus der Christenheit!
Ihr Bürger aber, losgezählt seid ihr
Von ihm und Allem, was ihr ihm gelobt!
Mit Flammenschwert treibt ihn ein Engel aus.

Rienzi.

Das Oberhaupt ist übel unterrichtet,
Entscheide ein Concil der Christenheit!

Raymond.

Dir bleibt der Fluch, mir aber doch — der Schmerz.

(Raymond mit Gefolge ab.)

Volk.

Im Bann! Im Kirchenbann!

Benedetto.

Sagt euch los! Sagt euch los!

Rienzi.

O, schämt euch, Männer, sehet her auf mich!
Steht Rom nicht mehr, sind von dem Lateran
Herabgestürzt die Säulen und das Dach?
Am heißen Tag zieht leicht ein Wetter auf
Und um den Berg Soracte spielt der Blitz,
Ist deshalb noch die Welt wo eingefallen?
O, schämt euch Männer, weichet nicht zurück,
Vorübergeht das Wetter und der Fels
Steht hoch und hell in neuem Morgenroth!
Ihr Männer, seht mich an, bin ich erschüttert?
Rienzi blieb' ich und der Volkstribun!

Crassus.

Ruhe über Alles!

Volk.

Ruhe und Frieden! Der Bann! Der Kirchenbann!

Rienzi.

O, kommt zu Sinnen, Freunde, Römer, Bürger!
In kurzer Zeit will ich den Irrthum heben,
Der zwischen mir und Raymund sich geworfen.

Scipione.

Wir sind arme, verführte Leute!

Benedetto.

Wir sind betrogen!

Volk.

Wir sagen uns los!

Benedetto.

Er hat uns mit Gewalt zum Tumultuiren gezwungen.

Volk.

Mit Gewalt! Mit Gewalt!

Rienzi (bald für sich).

Ihr Götter leiht mir eu're Donnerworte,
Daß ich die Herzen dieser Memmen treffe!
(laut.)
Ich rufe Sonn' und Mond zu meinen Zeugen,
In kurzer Zeit, so viel ein Bote braucht
Nach Avignon, von Avignon zurück,
Lös' ich den Bann! Nur diese kurze Frist
Das Herz mit beiden Händen haltet fest!
Es ist unmöglich, daß ihr jetzt, mich jetzt
In diesem großen Augenblick verlaßt!
Nicht meinetwegen, eure eigne Sache
Verlangt, daß ihr euch selber nicht verlaßt!
Herrgott! o, dieser Augenblick entscheidet
Das Schicksal Rom's auf ein Jahrtausend hin!
Ach, diese große, einzige Minute,
Wo ihr ergreifen müßt das ehrne Zepter
Der Weltherrschaft, laßt nicht vorübergehen
In schnöder, feiger, ehrvergessner Ohnmacht!
Sechs Tage seid mir treu, sechs Tage noch!
Dann stürzt von den tarpejischen Felsen mich!
So weit hab' ich die Kugel des Geschickes
Emporgerollt, nun sollt' der Boden weichen?
Ich kann mein Werk nicht untergehen lassen!
Nur einen ein'gen Tag vergönnt mir noch!
Aufreißen will ich alle meine Adern
Und vor euch schütten jeden Tropfen Blut,
Verlaßt mich nicht, verlaßt euch selber nicht!
Seht nicht so schüchtern, nicht so feig mich an,
Jagt wieder in die bleichen Angesichter
Das frische Blut und denket an euch selbst,
Faßt männlich euch und schlagt auf eure Brust,
Es pocht ja wahrlich noch darin das Herz,
Das eu're Faust gefühlt, als ihr die Feinde,
So viele Edle schrecklich hingestreckt,
Dasselbe Herz, bei dessen hohen Schlägen
Der Erdkreis an die Römerzeit gedacht!

Volk.

Frieden und Ruhe!

Rienzi.

Und jetzt, ein Wort des Irrthums könnt' euch schrecken?
So schmählich alle Größe von euch waschen,
Wie Schminke von der Wange einer Dirne?
(Für sich.) Ich muß sie anders, wieder anders packen!
(Er wirft Mantel, Scepter und Lorbeerkranz hin und fällt auf die Knie.)
O, seht auf meinen Knieen, hier im Staube
Streck' flehend meine Hand ich zu euch auf,
Mit Salz und Blut, mit heißen Seelenthränen
Fleh' ich euch an: o, werdet heute nicht
Ein Spottgelächter fremder Nationen,
Die hier als Zeugen eu'rer Schande stehen!

Benedetto.

Er will uns bethören.

Volk.

Hört ihn nicht! Hört ihn nicht!

Rienzi (für sich):

Sind meine Worte Wind, hier habt ihr Sturm!
(laut:)
Wacht auf ihr alten, heil'gen sieben Hügel,
Schreit ihnen zu in meiner Todespein:
Quiriten! Römer! Rast mit Donnerwirbeln!
Rom in Gefahr!
(Man hört von ferne Alarm trommeln.)
Wer läßt die Trommel rühren?

Andrea.

Heim! heim, ihr Nachbarn und verschließt die Läden,
Die Häuser und Tabernen! Baroncelli
Ist eingebrochen! Von der Ader her
An tausend Räuber!

Volk (durcheinander).

Räuber! Mörder! Diebe!

(Alle ab, außer Rienzi, Cavicio und Daniello.)

Rienzi.
Mein böser Genius, o Baroncelli!

Daniello.
Leer ist der Platz und weggefegt das Volk!
Es fährt nun wieder in die Alltagsjacke
Und stülpt den alten Hut sich auf den Kopf!

Rienzi.
Gesindel, lauf, verkriech dich in dich selbst
In dumpfer Angst und doch verdirb daran!
Ihr Würmer der Verwesung in dem Aas
Des alten Roms, freßt selbst einander auf
Und speit euch wieder selbst vor Abscheu aus
Und wirbelt euren Gestank empor
Wie Thürme in den Himmel noch hinein,
Daß ihr die trägen Götter endlich zwingt,
Mit Feuerbesen euch hinwegzukehren!

Enrico.
Was sollen Deiner edlen Frau wir sagen?

Rienzi.
O, tröstet sie auf eine bess're Zeit!
Enrico, sei ihr Vormund! Bergt sie hier
In Rom bei euch!

Daniello.
Hört ihr den Jubel dort?
Das Volk jauchzt schon dem Baroncelli zu!

Rienzi.
Ha! Rohig Herz! zum Abschied will ich beten:
Wer ihr auch seid da droben über uns,
Seht her auf mich, gebraucht ihr Rattengift,
Gebraucht ihr Scorpione, Feuerbrände
Für dieses Rom, nehmt mich, nehmt mich dazu!
(Es donnert.)
Es nickt der alte Zeus mit seinem Haupt.
Habt ihr gehört den Donner? freuet euch,
Ich gehe fort und komme bald zurück
Zu einer kurzen Zwiesprach mit dem Volk!
Ihr letzten Freunde, bleibt der Farbe treu,
Ich geh', den Tag der Rache aufzuwecken;
Mein Weg heißt Mitternacht, mein Reich — Exil!
(Rienzi verhüllt sich das Haupt, während er abgeht, fallen sich Enrico und Daniello in die Arme.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Garten im Schlosse zu Civita Castellana vor Rom.

Raymond. Paolo. Ursini.

Raymond.
Stets wackre Weisen waren die Ursini
Als rechte Säulen unsrer heil'gen Kirche!
So habt auch Ihr die Hand Euch rein gehalten
Vom Sündenwust des Bastards Baroncelli,
Vor dessen Treiben ich entsetzt entwich
Nach Avignon, von wo ich nun gesendet
Mit starker Heeresmacht zurück hieher,
Die Wirrnisse Italiens zu schlichten.
Von allen Fürsten seid nur Ihr allein
Mit Friedensgruß entgegen mir gekommen,
Und wie Ihr Euer freundliches Besitzthum
Mir selbst zu einer Herberg mit der Aussicht
Nach dem treulosen Rom hinab, geöffnet,
So sollt Ihr in der Gunst der heil'gen Kirche
Die sicherste und beste Herberg finden.

Paolo.
Aus Eurem Munde klingt mein Lob so schön,
Daß ich mich gern davon berauschen lasse;
Vergönnt mir noch, vertraulich Euch zu fragen:
Der Mann, dem ich so viel Bewund'rung zolle,
Der immer groß ist, selbst als Schwärmer noch,
O, sprecht, was kann, was soll für ihn geschehn?

Raymond.
Wie ihn die Kirche mütterlich gepflegt,
So hat den Undankbaren sie verstoßen.

Paolo.
Doch nun? Doch nun?

Raymond.
Er ist nicht aufgegeben.
Als er den unerhörten Schritt gewagt,
Vor unsrem Oberhaupte zu erscheinen
In Avignon, traumächtig niedersinkend,
In Demuth flehend um Gerechtigkeit,
Und ohne Murren in den Kerker stieg,
Da wurde selbst das strengste Herz besänftigt;
Als dann sein Weib, das einst von Königen
Der Erde Huldigung erhalten hatte,
Nun arm und elend und als Bettlerin
Das treue Herz dem armen Dulder brachte,
Da sprang von seinem Fuß der Kette Band,
Von seinem Haupte ward der Bann genommen,
Mit meinem Heere sind sie hergekommen.

Paolo.
Ihr aber führt ihn nicht nach Rom zurück?

Raymond.
Wär' ich nur überzeugt von seiner Treue!
Doch ist noch nicht sein alter Stolz gebrochen,
Nicht der Gedanke an die Weltherrschaft;
Denn solche Menschen sind dämon'scher Art,
Wie groß sie sind, gefährlich sind sie immer!

Paolo.
Ich sehe dort sein edles Weib sich nähern,
Die arme Dulderin, gesenkten Hauptes,
In ihrer Hand ein Lorbeerreis zerpflückend;
Laßt ihre Bitte Euch empfohlen sein!
(Paolo ab. Camilla kommt.)

Raymond.
Ihr nahe so traurig, edle, werthe Frau?
Darf ich den Kummer wissen, der Euch drängt?

Camilla.
Schon längst, Herr Bischof, hätt' ich gern zu Euch

Ein Wort der Bitte flehentlich gesprochen;
Doch wenn im Schlosse ich mich nähern wollte,
So stahl mir die Befangenheit das Wort;
Doch hier, wo nun das allgemeine Dach
Des Himmels über uns sich freundlich wölbt,
Wo Luft und Sonne Allen ist gemein,
Ist mir es so, als wär' ich Eu're Tochter
Und könnt' zu Euch mit leichtem Herzen sprechen.

Raymond.

Das könnt Ihr immer; nicht hab' ich verhehlt,
Wie ich Euch ehre, liebe, werthe Frau!
Nicht hat der Glanz des Glückes Eure Seele,
Das Unglück aber hat sie hoch erhoben.

Camilla.

O, zürnt nun nicht, daß Ihr mich kühn gemacht,
Die allergrößte Bitte noch zu wagen!
Ich küsse Eure milde, edle Hand,
In der das Schicksal meines Gatten ruht;
Laßt ihn nicht untergehn in seinem Harm!

Raymond.

Du Treue! ich verpfände Dir mein Wort;
Besteht Rienzi diese Prüfungszeit,
Die ich mit Vorbedacht ihm hab' gesetzt,
So soll das alte Glück ihm wieder leuchten!

Camilla.

Nicht Worte, nehmt zum Dank die Thränen an,
Die stummen Boten der gerührten Seele!

Raymond.

Sei ruhig, fromme Tochter, kehr' zurück
In Dein Gemach und denke nur daran,
Daß ich für euch besorgt bin wie ein Vater!

(Camilla küßt seine Hand und geht ab.)

Raymond.

Gott segne dieses edle Römerherz,
Das sich in eine solche Zeit verirrt!
Calpurnia, des großen Cäsars Weib,
Cornelia hat edler nicht empfunden.

(Ein Diener kommt).

Diener.

Es bittet eine römische Gesandtschaft
Euch, Eminenz, um gnädiges Gehör.

Raymond.

Sie komme vor!

(Der Diener ab.)

Raymond.

Im Angesichte Roms
Will ich die Bitte dieser Römer hören.

(Andrea in Begleitung römischer Bürger.)

Andrea.

Um Eu're Gnade bitten wir voraus!
Seit Eu're Eminenz die gute Stadt
Verlassen, sind wir Baroncelli's Willen
So überlassen, daß Gehorsam kaum
Noch helfen kann; und da von mir man spricht,
Ich gält' etwas bei Eu'rer Eminenz,
So ist mir seine Botschaft aufgebürdet.

Raymond.

Ich hör' Euch an.

Andrea.

Er wünscht mit rechtem Ernst,
Des Krieges Wuth von Rom hinwegzuwenden,
Mit der Ihr jetzt zu uns hinunterdroht.

Raymond.

Ich kenn' den Giftshauch der pontin'schen Sümpfe
Und diesen Baroncelli. Hat er doch
Von seiner wüsten Herrschaft Anbeginn
Verfolgt die Kirche ohne Zucht und Scheu,
An heil'ger Stelle Orgien gefeiert,
Daß selbst das Heidenthum er noch beschämt,
Mich und so viele hundert fromme Priester
Durch seine Lotterbuben weggehöhnt,
Und diese Eiterbeule will das Messer
Um Frieden bitten, das sie tilgen muß?

Andrea.

Er will die alte Lebensweise ändern
Und nur als Gouverneur zu Rom regieren.

Raymond.

Und solchen Auftrag habt Ihr übernommen?

Andrea.

An einem Wink von ihm hängt unser Leben.
Ja, wenn Rienzi wiederkommen sollte!

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch so viel in Rom?

Andrea.

Zög' jetzt in Rom er ein, ich glaub' der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnsinn stürzen,
So sehr bewundert und geliebt ist er.

Raymond.

Wo, meint ihr, daß er ist?

Andrea.

Bald sagen Einige:
Er hause bei dem ungarischen König!
Dann Andere: er lebe bei dem Kaiser
Zu Prag und trinke Wein mit ihm!
Noch Andere: er wär' gleich einem Gott
Wie im Triumph durch Deutschland, Schweiz und Frankreich
Nach Avignon zum Sitz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu lösen
Und säß dort nun gefangen auf den Tod!

Raymond.

So war es auch. Und wenn die heil'ge Kirche
Versöhnt von seiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom gesendet!

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erschien er jetzt,
Ich wäre selbst vor Freude außer mir!

(Rienzi erscheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf, er kommt!

Andrea.

Er ist's!

Raymond.

Er spricht mit sich,
Wie er zu thun gewohnt; verbergt Euch hier,
Daß ihr ihn freudig überraschen könnt!

(Raymond ab, die Andern verbergen sich.)

Rienzi.

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verschlagen,
An den Polarstern seinen Blick zu heften!
Ich bin der Schiffer und mein Stern ist Rom.
Weit über die Campagna streift mein Blick
Bis hin zu dir, der undankbaren Wölfin,
Zu dir, o Rom, du schnöde Buhlerin,
Die schlaff sich wirft in eines Jeden Arm
Und Jeglichen ist auf das Mark vergiftet!
Wer löst des Räthsels Unsinn, daß ich liebe,
Wo ich verachten, wo ich hassen muß,
Und dennoch drängt es mich an deine Brust,
Da du mich doch einmal verdorben hast.
O, so verworfen bist du sündhaft schön,
Und doch bleibst du das große Herz der Welt!
Es schweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trägerisches Leben sich getrunken,
Bis ich, wie sie, nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, so jammervoll, doch groß
Wie jener Dämon, welchen Brutus sah!
Schon dort, als ich von den gebrochnen Steinen
Den Epheu zog, aus grünem Moos heraus
Inschriften las von Consuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zersprengen und die Geister wecken,
War ich auf ewig deinem Dienst geweiht;
Ich mußte schleudern in die Gegenwart
Die große, alte Welt mit ihren Wettern.
Ich hab's gewagt, — so muß ich auch vollenden!
Dort steht noch Rom und Marius, der große,
War noch der allerletzte Römer nicht,
Und nicht der letzte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt.

(Andrea und die übrigen Gesandten eilen auf Rienzi zu.)

Die Gesandten.

Rienzi! Volkstribun!

Andrea.

Er ist es noch!
Es ist sein Angesicht wie baares Geld;
Es leuchtet einem so von selbst in's Auge!
Er ist und bleibt der große Volkstribun!

Rienzi.

Ihr seht wie Römer aus, was wollt ihr Männer?

Andrea.

Kennst du nicht mehr den Handelsherrn Andrea,
Da die Bottega, Strada di Ripetta?

Rienzi.

O, die Gesichter kamen mir einmal
Im Traume vor, ich träumte dahinter
Mir recht lebend'ge, frische, frohe Farben!
Nicht wahr, ihr seid nur Leichen? Seltsam!

Schrecklich!

Lebend'ge Leichen! Lieber geht zur Ruhe!
Wir haben Comödie gespielt zusammen,
An einem Faden hatt' ich eu're Glieder,
Ich legt' euch große Worte in den Mund
Und selber Heldenthaten in die Hände,
Und wie ich glaubte, leben würd' daraus,
Da riß der Faden! Ach, die Gliederpuppen!
O, thut nur nicht, als wenn ihr Leben hättet!

Andrea.

Wir haben schlacht gethan, wir sehn es ein!
Bring wieder uns zum besten Staat zurück;
Du stehst bei uns vollgiltig in Credit!

Rienzi.

Gut! Sprechen wir denn von der Gegenwart!
Gebrauch ich nicht ein Heer, das mich geleitet?

Andrea.

Soldaten gibt es in der Welt genug.

Rienzi.

Doch ohne Geld wirbt man Soldaten nicht,
Und ohne Geld, wer gibt mir Brod und Waffen?
Da fin' ich einen Freund! Andrea ist
Ein Ehrenmann, der reichste Bürger Roms,
Fünf Schiffe hat er auf dem hohen Meer,
Zehn Fähren bringen ihm von Ostia
Kostbare Waaren, Barren Gold und Silber —

Andrea.

Sehr wohl! Recht gut! Du denkst selbst von mir!
Ich laß mich wol mit einem Beitrag finden —
Die Zeit ist schlecht, die Nahrung schlechter noch, —
Der Handel stockt, — ich spränge gern Dir bei,
Säh' ich vor mir den Weg —

Rienzi.

Dich fortzuschleichen!

Die Gesandten.

Rienzi, komm zurück!

Rienzi.

So geht denn heim
Und sagt, ihr habt gesehen einen Römer!

(Andrea und die Gesandten ab.)

(Montreale, der sich schon einige Zeit vorher auf der Bühne gezeigt hat, tritt vor.)

Montreale.

Kennst Du die Römer endlich?

Rienzi.

Montreale?
Genosse Baroncelli's!

Montreale.

Hadre nicht!
Bist Du doch Schuld, daß ich den Thatendrang
Nur als Condottiere büßen muß!
Wer mich bezahlt, dem bin ich auch zur Hand.
So war's mit Baroncelli! Half ich ihm
Zur Herrschaft dort in Rom, so helf' ich auch
Ihn dort verjagen, wenn ein Andrer zahlt.
Der ist kein Mann für mich, ich mag ihn nicht!

Rienzi.

Du bleibst Dir treu: die Sottheit dieser Zeit
Ist Eigennutz, und wer das Meiste bietet,
Der wird die Meisten in der Zeit beherrschen;
Denn fett ist diese Welt, wie eine Metze!

Montreale.

Du hast von meiner Bande doch gehört,
Die ganz Italien im Zaume hält?
Es stehen zwanzigtausend Reisige
Mir zu Gebot; wo mir das Lager haben,
Ist unser Reich, der Himmel unser Zelt.
Ich hab' auch einen freien Staat gemacht;
Was wir bedürfen, haben wir bei uns,
Getreidewagen, Sicheln, Sensen, Rechen,
Bis auf die Handmühl', Bäckerei und Schmiede;
Bei meinem Heer ist jegliches Gewerb.
So wie der Ocean bin ich auch frei;
Welt, ungemessen branden meines Lebens
Gewalt'ge Wogen fesselos sich aus!

Rienzi, unsre Meinung war verschieden,
Du suchtest Freiheit in Gerechtigkeit,
Drum bist Du ausgestoßen und geächtet.
Fahr' nicht empor! Mein Wort soll Dich nicht tränken.

Rienzi.

Schütt' immer Gift in meine schwüle Seele,
Daß sie bis in den Himmel fährt hinauf
Und nach Gerechtigkeit dort oben fragt!
Und wenn ich nur ein Thor, ein Narr gewesen,
Dann ist die Lüge, jede Schlechtigkeit
Die Herrscherin der Welt, dann schrei ich aus
Mit einem Schrei, der diese Brust zersprengt:
Im Himmel ist ein Dämon, doch kein Gott!
Und wenn die Erde eine Hölle ist,
Erlösungslos in Ewigkeit verdammt,
O, nehmt euch dann in Acht ihr andern Teufel;
Denn alle, alle kann ich überbieten!
Ich stand so hoch im Sonnenschein des Glücks
Und zur Gerechtigkeit rang ich empor,
Und wie ein gläubig Kind sah ich hinauf,
Da stürzt' ich plötzlich in die dunkle Tiefe,
In diese sternenlose, dunkle Nacht,
Durch welche nur das Hohngelächter schallt!
O, Ewigkeit ein jeder Augenblick!
Und auch der letzte Trost ist mir versagt, —
Der Wahnsinn, den die Götter nur verleihn.

Montreale.

Ich habe Deiner herzlich oft gedacht
Im höchsten Glücke, das mich stets verfolgt,
Denn an Dein Schicksal ist mein Loos gekettet;
Dein Name rief aus der Provence mich,
Die Räuber, die vor Deiner Hand entflohn,
Warb ich zuerst zu einem Fähnlein an,
Das nun zu einem Heere angeschwollen,
Und als Dein Sturz zu Rom Italien
Zugleich aus allen Fugen plötzlich riß,
Versiel es mir und meinem Regiment.
So möcht' ich nun auch jetzt mit Deinem Stern,
Der wieder an dem Horizont erscheint,
Den letzten Wurf des Schicksals mir versuchen.

Rienzi.

Es gibt kein Schicksal, Unsinn heißt das Ding!

Montreale.

Es dauert mich, Dich hier so nah bei Rom
Und doch so fern zu sehn! Ich führ' Dich hin!

Rienzi.

Willst Du mit Deinem Hohn zu Tod' mich quälen?

Montreale.

Siehst Du den Rauch vom Monte Rossi dort?
An tausend Reiter habe ich da drüben,
Es sind verschmitzte, abgefeimte Deutsche,
Wie Bären tapfer und wie Füchse schlau!

Rienzi.

O, steck' die Höllenpfeife ein!

Montreale.

Zwei Wörtchen sind
So klein, so leicht gesagt, doch zentnerschwer!
Zu rechter Zeit ein Ja! ein Nein! entscheidet
Das Schicksal einer Zeit und aller Menschen.

Rienzi.

Hab' ich schon: Ja! gesagt?

Montreale.

Nicht Ja, nicht Nein!
Begehrst Du nicht die Waare, pack' ich ein.

Rienzi.

O, Seelenhändler, mit dem Preis heraus!

Montreale.

Es handelt hier ein Freund mit einem Freunde.
Auf dreizehn Wochen leih' ich Dir die Leute
Und meinen Kopf dazu, hier Baroncelli's
Und dort Colonna's Anhang auszurotten;
Dafür bezahlst Du hunderttausend Kronen!

Rienzi.

So vieles Geld, der ich ein Bettler bin?

Montreale.

Ich halte mich an Dich und Du an Rom!

Rienzi.

So wär' es endlich doch so weit gekommen,
Daß Rom ich niederwerfen müßt' vor mir?
Ein anderer Coriolan und schlimmer, —
Ein zweiter Sulla stoßen in das Herz
Der Mutterstadt das mörderische Eisen?

Montreale.
Mit reiner Hand hält man das Glück nicht fest!

Rienzi.
Es ist doch besser, daß ich hier verweile,
Bald führt mich der Legat nach Rom zurück
Und ich bin ohne Schuld und ohne Schulden!

Montreale.
Das weißt Du so gewiß, so ganz gewiß?
Ich frage Dich, was wird aus unsrer Macht,
Wenn in Italien der heil'ge Stuhl
Von Neuem fest sich stellt? Hast Du nicht Lust
Zu einer Mönchskutt', einem Rosenkranz?
Schau in das Auge den Verhältnissen!
Als reif der Plan zu Avignon, hat man
Ein Heer geworben und hiehergesendet,
Ihm einen guten Namen mitzugeben,
Ward jetzt der Kirchenbann von Dir genommen,
Du bist bei dem Legaten und dem Heer,
Doch sprich: Hast Du ein Wörtchen zu befehlen?
Je mehr der Bischof Rom sich hat genähert,
War er bedacht, die Heeresmacht zu trennen;
Man sagt, Du spielst mit bleiernen Soldaten! —
Ein Theil blieb bei Spoleto und ein anderer
Belagert jetzt Ancona, und der dritte
Urbino, ist dort wieder rein gekehrt, —
O, der Legat hat Alles klug bedacht! —
Und ist nur Baroncelli hier noch übrig,
So hat es gute Weile mit Rienzi!
Gewöhn' Dir an, zu wedeln mit den Armen
Und schneid' ein grimmiges Gesicht dazu,
Häng' alte Scherben um, Arzneiengläser,
Steck' auf die Mütze einen Federwisch
Und scheuch die Vögel aus des Papstes Garten!
O, schäm' Dich nicht, Du bist im Dienst der Kirche!
Entscheide Dich!

Rienzi.
Nicht gleich!

Montreale.
Entscheide Dich!

Rienzi.
Ich werde thun, was mir gerathen scheint.

Montreale.
Es ist nicht meine Art mich aufzudrängen.
Sei Gott befohlen!

(Er will gehen.)

Rienzi.
Montreale?

Montreale.
Hier!

Rienzi.
Du gehst von mir wohin?

Montreale.
Ich habe einen Weg;
Was fragst Du mich? Vielleicht kann ich in Rom
Mit Baroncelli einen Handel machen.

Rienzi.
War das Dein letzter Pfeil? Er hat getroffen!
Hier, Teufel, nimm! Hier hast Du meine Seele!
(Sie geben sich den Handschlag.)
Ha! überschritten ist der Rubicon!
Ich geh' und nehme Urlaub vom Legaten,
Dann stürzt ihr bösen Geister in den Kreis,
Blutgier und Haß und Grausamkeit zumal,
Auftreib' ich meine Brust, zieht jauchzend ein,
Rienzi will euch königlich bedienen!
Schnell führet Deine Rotten mir heran;
Noch heute, heute brech' in Rom ich ein,
Ein Donnerwetter in die faule Nacht!
Schnell stürzt herbei! in wenig Augenblicken
Steh' ich zum Kampf auf Tod und Leben da!
(Ab.)

Montreale.
Hm! Geh nur hin! Da springst du, armer Wolf,
Nach einer Gans, die auf der Grube flattert!
Mit Deinem Namen kann ich Rom gewinnen,
Bin ich darin, so bleibe ich wol dort;
Dann weiß ich auch für die Ital'schen Staaten
Noch irgend einen König aufzufinden;
Gut ist das Auge, sicher meine Hand,
Ich hab' den Pfeil, nun seh' ich auch mein Ziel!
(Ab.)

Camilla. Caterina (treten auf.)

Camilla.
O, Caterina, meine beste Muhme,
Du treueste Gefährtin meiner Noth,
Begleiterin auf meinem Pilgerpfade,
Wo ist er, sprich, wo ist Rienzi hin?
Hast Du nicht auch den fremden Kriegsmann hier
Bei ihm gesehn? Hast Du ihn nicht erkannt?

Caterina.
Sie sahen aus wie zwei Gewitterwolken,
Die mit einander todt sich schlagen möchten;
Sie stritten gar gewaltig mit einander!

Camilla.
Da kommt Rienzi; laß uns nun allein!
(Caterina ab. Rienzi, gerüstet, tritt auf.)

Camilla.
Rienzi so gerüstet? Ach, nichts Gutes
Bedeutet dies! O, meine schlimme Ahnung!

Rienzi.
Ich kann in Trägheit nicht freiwillig schmachten;
Mein Schiff treibt wieder in die hohe See.
Camilla! Eh' noch diese Sonne sinkt,
Pocht an das Thor von Rom Rienzi an!

Camilla.
Aus Deinen Augen glüht kein guter Geist!

Rienzi.
Genossin meiner Noth, was sieht Dich an?

Camilla.
Als jenen finstern Mann ich bei Dir sah,

Die harte Geisel, die Italien schlägt,
Da sank ich auf die Kniee hin vor Gott,
In Seelenangst rang im Gebete ich,
Dich der Versuchung nicht anheim zu geben!
Er hat mich nicht erhört. So hast Du Dich
Zu Räubern und zu Mördern doch gesellt!
O, Du bist nur ein Opfer der Verführung!
Denn Montreale will den guten Namen
Dir stehlen, Deine Ehre zinsbar machen,
Und wie ein Dieb die Finger eines Kindes,
So will er Dich zu seinem Werk gebrauchen,
Und hat er Dich gebraucht, was bleibt Dir dann?

Rienzi.

Ist das Camilla noch, die einst so stark
Und groß sich achtete, die Hand zu strecken
Mit mir nach einer röm'schen Kaiserkrone?
Die mich mit stolzen Worten unabläßlich
Zu allerkühnsten Wagnissen gereizt?
Und die so herrlich ihre Stirne hob,
Als hätt' von Jugend auf um ihre Schulter
Der Mantel mit dem Hermelin gewogt?

Camilla.

Als Völker noch um Deine Gunst gefleht,
Im höchsten stand die Sonne Deines Glücks,
Da dacht' ich anders, jetzt geringer nicht;
Was wollt' ich mehr, als Deinen Ruhm, und doch
War jener Tage Glanz nur Flittergold!
Als ich mich bettelte nach Avignon —

Rienzi.

O, rühre nicht diese Saite meiner Seele!

Camilla.

Und vor mir her des Gatten Namen ging,
Der dort im tiefen Thurm gefangen saß —

Rienzi.

Vergiß die bittern Leiden dieser Tage!

Camilla.

Kein Dorf so klein, so groß war keine Stadt,
Daß unser Schicksal unbekannt gewesen.
Umringt war häufig ich von Tausenden,
Die weinend meinen Pilgermantel küßten,
Und schluchzend sich da auf die Erde warfen
Und Deinen Namen in Verzweiflung riefen!
Da sah ich ein, es gibt noch größern Ruhm,
Als den die Schmeichler einem Herrscher zollen,
Das ist des Unglücks wunderbare Macht!

Rienzi.

So lang' ich lebe, muß ich handeln können
Aus voller Seele und mit ganzer Kraft;
Ich hab' ein Adlerherz, es steigt zur Sonne!

Camilla.

Wenn dem Legaten Du Dich recht vertraut;
Er wollte Dir und Deiner würdig helfen!

Rienzi.

Stumpf sind die Zähne mir von süßen Reden,
In seiner Seele hat er mich verhöhnt!
Denn sieh dort unten, da vor meinen Augen,
Fast zu ergreifen mit der Hand, liegt Rom,
Monate hab' ich hier mich abgequält,
Nur einen Schritt zu diesem Ziel zu thun;
Ich hatte Zentnerketten an den Füßen,
Wie ein Galeerensclave lag ich hier
Und Montreale bietet mir die Feile, —
Und Montreale kann ich besser brauchen
Zu meinem Plan! denn dieses alte Rom
Will ich mit Feuer hetzen, bis es glüht,
Bis es gesäubert ist von Rost und Schmutz;
Ausstrecken will ich es mit Hammerschlägen,
Bis ich den Kernstahl halte in der Hand;
Ich härt' es ab in Essig und in Blut!

Camilla.

Bei Deinem guten Geist, geh' nicht nach Rom
Mit diesen wilden, zügellosen Schaaren!
Willst Du es wagen, nimm Dir einen Dolch
Und geh' allein hinab, versuch das Glück
Tollkühn in alter Art, flieg durch die Straße
Und ruf die Bürger unter Dein Panier,
Und hören sie Dich nicht, nun dann — nun dann
Stürz' in die heiße Brust den scharfen Stahl!
Und ich will jauchzen: seht, er war ein Römer!
Und Dir freiwillig folgen in den Tod.
Doch jetzt, weh' mir! wenn ich die Botschaft höre:
Rienzi ist ein Räuber und ein Mörder!
Sie zwingen Dich dazu!

Rienzi.

Die nicht! Die nicht!
Mich zwingt nur die geheimnißvolle Macht,
Die über'n Webebaum der Zeiten spannt
Die Fäden aller Seelen und daraus
Das große Sargtuch der Geschichte wirkt!

(Militärische Musik. Im Hintergrunde der Bühne erscheint Montreale mit seinen Schaaren.)

Camilla.

O, wehe mir! Sie reißen Dich von mir!

Rienzi.

Ich bin ein Kind des Schicksals und ich folge
Dem Zwang der eisernen Nothwendigkeit;
Mich faßt und treibt die Brandung dieser Zeit;
Kennst Du den Strand, wo ich einst ruhen werde?
Du bleibst hier in dem Schutz des Bischofs Raymond,
Bis ich in Rom gesichert meine Macht,
Dann will er Dich, — so hat er mir gelobt, —
Mit Ehren hin nach Rom geleiten lassen.
Auf Wiedersehn im Purpur! Jetzt Ade!

(Er umarmt sie.)

Camilla.

Rienzi! Cola! Ach, Rienzi!

Rienzi.

Schmettert nun auf, ihr kriegerischen Hörner!
Schlagt an einander, mörderische Waffen!
Frohlockt, ihr Höllengeister allzumal,
Denn todt ist die Gerechtigkeit auf Erden!

Rienzi kehrt als Feind nach Rom hinab,
Rienzi greift zum Schwerte der Gewalt!
(Unter militärischer Musik ab mit Montreale und seiner Schaar.)
Camilla (kürzt händeringend auf die Knie).
Sie führen ihn zum Tod; er ist verloren!

Fünfter Act.

Erste Scene.

Zimmer Rienzi's auf dem Capitol wie im zweiten Acte.

Rienzi. Enrico.

Rienzi.

Wer hat den frischen Lorbeerkranz dorthin
Gelegt auf meine Sella?

Enrico.

Ich, Tribun!
Ein Blumenmädchen hielt mich auf dem Platz
Und drängte mich, bis ich den Kranz genommen.

Rienzi.

Unüberwindlich treu bist Du, mein Freund!
Sonst sind sie Alle Schufte hier in Rom;
Ich hasse grimmig, schmerzlich diese Römer.

Enrico.

Sie haben Dich wie einen alten Helden
Mit Fahnen und mit Zweigen eingeholt!

Rienzi.

Sie helfen fort dem jüngeren Colonna,
Und Baroncelli, wo ist Baroncelli?

Enrico.

Du weißt, er ist verschwunden.

Rienzi.

Wie die Natter,
Die grollend in die Erde sich verbirgt;
Soll ich nun ewig meine Ferse hüten?
Ich sehe seine Schleimspur in dem Sand
Allüberall; er ist in Rom, in Rom!
Enrico, treue Seele, sage mir:
Was spricht, doch nein, was denkt man hier in Rom?
O, wer doch die Gedanken wissen könnte!

Enrico.

Man fürchtet Dich.

Rienzi.

O, lernen sie es nun,
Daß es gefährlich ist, mit mir zu spielen?
Hast Du nicht auch gesehen auf den Straßen
Die vielen finster drohenden Gesichter?

Enrico.

Du kennst das Volk, es hängt am Augenblick.
Tribun, vulkanisch ist Italien,
Und plötzlich aus der Erde zuckt das Feuer!
Bedenk' die arge Hungersnoth in Rom;
Colonna hat die Saaten rings verbrannt,
Und seine Schaaren schneiden von der Stadt
Die Zufuhr ab!

Rienzi.

Der schändliche Verräther,
Der Montreale steht mit seiner Bande
Entgegen ihm! Sie schonen sich einander.
Verräther, Schufte sind sie Alle, Alle!
O, Baroncelli, Montreal', Colonna!
Drei Köpfe brauche ich nur, so wär' ich glücklich.
Enrico, drei Verräterköpfe nur!

Enrico.

Hast Du noch nicht genug? An allen Enden,
In allen Straßen stecken Köpfe aus;
Die Mordarbeit der Henker hört nicht auf,
Und wieder voll sind die Gefängnisse.

Rienzi.

Nur von Verräthern, von Verschworenen!
Die Gutgesinnten sollen sicher sein.

Enrico.

Was heißt das: gutgesinnt? O, dieses Wort
Ist wie ein Wolf in einem Lämmerstall!

Rienzi.

Ich kann nicht schlafen; theuerster Enrico,
Drei Köpfe schaffe mir, ich wäge sie
Mit Gold Dir auf! Schaff mir die Köpfe nur!

Enrico.

O, wer hat Dir Dein gutes Herz gestohlen?

Rienzi.

Still! Still davon! Ich war ein frommer Narr;
Ich suchte die Gerechtigkeit hienieden!
Ich war ein Thor; es gilt nur die Gewalt!
Und mit Gewalt will dieses Volk ich peitschen
Aus seinem Sumpfe der Verworfenheit;
So lang will ich es schütteln in dem Sieb,
Bis nur noch ächte Römer übrig sind.
Mit Schrecken und Entsetzen zwing ich sie!
Um jung zu machen ein verdorbnes Volk,
Kennt nur der Arzt zwei Mittel: Stahl und Feuer!
Studier' mir im Gesichte nicht herum!
(Tomaso kommt.)

Rienzi.

Sieh', unser Späher bei dem Herr! Wie geht's?

Tomaso.

Spazieren geht's und Zeit hat Montreale!

Rienzi.

Er soll nicht zu viel haben, wahrlich nicht!

Tomaso.

Marschiren läßt er wol den ganzen Tag,
Am Abend bringt den Zirkel er zu Ende!
Ein wahrer Spaß ist in dem Zelte los;
Burgossen, Freund und Feind gehn Arm im Arm,
Aus einer Flasche trinken sie sich zu;
Ein gar gewalt'ger Feldherr Montreale!

Rienzi.

Er bringt mich hier in Rom noch zur Verzweiflung;

Unruhig ist das Volk, es leidet Hunger.
Von Tivoli war Zufuhr mir versprochen.

Tomaso.

Wer kann für Unglück? Diese hat Colonna
Hinweggeschnappt.

Rienzi.

Und Montreale?

Tomaso.

Das Gewehr
Im Arm sah von der Höhe ruhig zu.

Rienzi.

O, Teufel, schick' ihn mir lebendig her!

Tomaso.

Nun aber gibt es Meuterei im Heer.

Rienzi.

Ha, Schlange, noch nicht Gift, nicht Gift genug?

Tomaso.

Die deutschen Söldner dienen länger nicht,
Wenn Du nicht den rückständ'gen Sold bezahlst.

Rienzi.

Ha, schlagt mich todt und münzt zu Geld mich aus!

Tomaso.

Das sage Montreale; denn er kommt!
Ihr werdet, denk' ich, manches Freundliche
Euch im Geheimen zu eröffnen haben.

Rienzi.

Er kam'? Der Montreale kam' hieher?
Ich mein', leibhaftig? Ach, nun ist mir leicht!

Tomaso.

Dich läßt auch Daniello vielmals grüßen;
Er will die fremden Söldner heut' bereden,
Wenn Montreale aus dem Lager ist,
Auf Palestrina einen Sturm zu wagen.

Rienzi.

Der brave, eisenfeste Herzensjunge!

Tomaso.

Der Einzige, dem noch zu trauen ist!
Da ist noch was für Dich! denn gestern Abends
Schlug ich vor Palestrina todt den Juden,
Den ich vorher bei Montreal' gesehen.
Da die Papiere trug er unterm Hute!

Rienzi (durchliest flüchtig die Papiere, welche ihm Tomaso überreicht).

O, kann denn auch ein Mensch sich herzlich freuen,
Wenn er verrathen, dreifach ist verrathen!
Tomaso such' Dir aus, was Dir gefällt!
Nimm Dir aus diesem Saale, was Du willst!

Tomaso.

Ich diene nicht um Lohn; es freut mich aber
So überall die Hand im Spiel zu haben.
Ich geh' jetzt durch die Straßen spionieren;
Denn seit drei Tagen fliegen auf und zu
Vom Lager und von Rom geheime Boten.
Gedenk' an mich, es ist Etwas im Werk!

(Ab.)

Rienzi.

Enrico, hörst Du? Montreale kommt!
Bestelle schnell das ganze Tribunal!

Enrico.

Tribun! Bei unsrer Kindheit, Christi Wunden,
Befleckt nicht mit Blut die reine Hand!

Rienzi.

Du bist ein Kind.

Enrico.

O, thu' es nicht, Rienzi!

Rienzi.

Was denn?

Enrico.

Du sinnst ein gräßlich blut'ges Werk.

Rienzi.

Gehorche, Prätor!

(Enrico ab.)

Rienzi (allein).

Du warst mein Meister! Hätte Dich, daß ich
Nicht heut' an Dir mein Meisterstück versuche!
Verhöhnt hast Du so oft mein Ideal
Von der Gerechtigkeit, mit angepriesen
Den Eigennutz, die herrische Gewalt;
Hab' ich Dir Deinen Kunstgriff abgelernt,
So nimm vor Deinem Schüler Dich in Acht!

Montreale (tritt wild herein).

Mir diesen Schimpf? Thu' mir genug, Tribun!
Bin ich denn ein Bandit? Thu' mir genug!

Rienzi.

Was rasest Du?

Montreale.

Mir haben die Lictoren
Im Vorsaal meine Waffen abgenommen;
„Es dürf' in Waffen Niemand zu Dir ein!"
Ich trag' vor Gott, vor Königen und Kaisern
Mit Ehren meine ritterlichen Waffen!

Rienzi.

Ich bin kein Gott, kein König und kein Kaiser!

Montreale.

Meintwegen Räubesführer! Meine Waffe!
Ich bin entehrt von Dir! Thu' mir genug!

Rienzi.

Erhitz Dich nicht, es künnt' sich also fügen,
Daß Du noch heute Deinen Witz gebrauchtest!
Bringst Du von Palestrina mir die Schlüssel?

Montreale.

Den Teufel auch!

Rienzi.

Noch nicht, noch nicht die Schlüssel?
So bringst Du Proviant? wir darben hier.

Montreale.

Wir aber können hungern in dem Feld?

Rienzi.

Ich weiß, dreimal war schon in Deine Hand
Colonna mit den Seinen Dir gegeben,
Doch immer offen ließt Du ihm die Flucht;
Gib Antwort! Sprich weshalb? Doch nein!
Ich weiß es schon, ich kenn' Dich, Montreale!

Montreale.

Ich kann mit tausend Rettern Antwort geben.

Rienzi.

Gewiß! Die Anzahl hat sich nicht verringert;
Dein Feldzug macht Bankrott die Apotheker!

Montreale.

Ich sage Dir gerade in's Gesicht,
So lang Du nicht die Löhnung hast bezahlt,
Wird nichts aus Palestrina. Geld! schaff Geld!
Mit leeren Händen geh' ich nicht von hier.
(Enrico kommt.)

Rienzi (zu Enrico heimlich).

Sind sie versammelt?

Enrico.

Cola!

Rienzi.

Hier?

Enrico.

Geschehn!

Rienzi (zu Montreale).

Nimm Palestrina, dort ist Geld und Gut!

Montreale.

Kriegsbeute stellen wir auf Rechnung nicht.

Rienzi.

Du bist unsäglich hart. Du drängst mich sehr.
Ich weiß: Du kennst die Noth von Rom und meine;
Du weißt es auch zu gut, daß Du uns selbst,
Ob mit, ob ohne Schuld, so weit gebracht!
Sei redlich, Mann, und ende diese Noth!
Du wolltest einst dem Meer mit meinem Namen
Respect geboten haben, daß ein Gott
Dich an Italiens Küste tragen mußte;
Gebiete jetzt so Deinem eignen Herzen!

Montreale.

Haha! Du glaubst noch an das Kindermährchen,
Das ich damals Dir vorgelogen habe?

Rienzi.

Wär's möglich, daß so sehr der Lügengeist
Nachmachen kann die Wahrheit, o, bei Gott!
Dann ist Dein Muth, den man so sehr gepriesen
Und Alles eine prahlerische Lüge!
So hohl inwendig, wüst und tödtlich leer,
Hast Du nicht Furcht, daß in dem Augenblicke,
Wo Du bei Deinem Namen wirst gerufen,
Du plötzlich wie ein Traumgespenst zerfährst?

Montreale.

Schaff Geld, reelles, baares Geld! Schaff Geld!

Rienzi.

Schnell dreht das Glück des Menschen Schicksal um;
Erbarme Dich des hartbedrängten Volks!
Noch einmal, — aber auch zum letzten Male:
Ende diese Noth und laß uns Freunde sein!

Montreale.

Sprichst Du zu einem Stein? Ich höre nichts.

Rienzi.

Wenn Du nun selbst vor mir im Staube lägst,
Sollt' ich nicht auch des Freundes mich erbarmen?

Montreale.

O, leg' auf Dein Erbarmen einen Heller,
Und schenk' es einem Bettler auf der Treppe!

Rienzi (laut).

Ihr unsichtbaren Richter, richtet denn
Hier zwischen Montreale und Rienzi!

Montreale.

Ich frag' Dich: schaffst Du das bedungne Geld?

Rienzi.

Und zahl' ich nicht?

Montreale.

So zahlte mir dafür
Colonna noch einmal so viel, als Du!

Rienzi.

Das heißt Verrath an Rom, an mir und Dir!

Montreale.

Wie Du es nimmst.

Rienzi.

Enrico die Papiere!
Lies vor! lies diesem Mann es deutlich vor!

Enrico (liest).

Gott zum Gruß dem Fürsten Giovanni Colonna
Diesem meinen Unterhändler könnt ihr vertrauen.
Nachdem ich mit dem Abenteurer Rücksprache genommen, komme ich mit Entschluß zum Abschluß.
Montreale.

Rienzi.

Bekennst Du Dich zu diesem Briefe hier?

Montreale.

Wie auch der Wisch in Deine Hände kam;
Ich wiederhole: schaffst Du nicht den Sold,
So werd' ich handeln, wie es mir gefällt.
(Rienzi zieht den Vorhang auf. Man sieht im Halbkreise die Richter des Tribunals sitzen.)

Montreale.

Was soll die Mummerei?

Rienzi.

Ihr rechten Richter,
Habt ihr vernommen deutlich und vernehmlich
Die Eingeständnisse des Mannes hier?

Richter.

Gehört!

Rienzi.

So klag' ich Montreale an

Der Räuberei, des Mordes, des Verraths,
Den er an ganz Italien begangen!

Montreale.

Mich willst Du schrecken mit der Narretheï,
Mich, den Italien mit Entsetzen nennt?
Wer hat zu meinem Richter Dich gesetzt?
Wer bist Du, Creatur von meiner Hand?

Rienzi.

Ihr Richter habt gehört, so frage ich:
Ist schuldig des Verraths, Mordes, Raubes
Der angeklagte Ritter Montreale?

Richter (aufstehend).

Schuldig! Schuldig! Schuldig!

Montreale.

Zur Hölle mit dem Spaß! Mein Schwert! — Mein Schwert?
Mein gutes Schwert! O Gott im Himmel hilf!

Rienzi.

Raub, Mord, Verrath! Sagt ihm dafür die Strafe!

Richter.

Der Tod! Der Tod! Der Tod!

Montreale.

O, ich elender Thor, stürz' in die Grube,
Die ich dem abgefeimten Schuft gegraben!

Rienzi (ein Stäbchen nehmend).

Du schuld'ger Mensch, wie dieser dürre Stab,
So sei Dein Leib zerbrochen, und gegeben
Dein Haupt dem Beil, und Deine arme Seele
Befohlen in die Hände Deines Gottes!

(Rienzi zerbricht den Stab und wirft die Stücke über ihn.)

Richter (die Stühle umwerfend).

Zeter! Zeter! Zeter!

(Der Vorhang wird wieder vor dem Tribunal zugezogen. — Victoren mit Bändern und Beilen erscheinen.)

Rienzi.

Und so zerreiß' ich Dich und Deine Lüge!

Montreale.

Unmöglich! Nein, entsetzlich ist es nur!
Du wollt'st mich versuchen, ja, ich weiß!
Und schlecht hab' ich bestanden diese Probe;
O, auch den Tapfersten kann man erschrecken!
Du darfst nicht so mit einem Menschen scherzen.
Schweig nicht so eisern! Sprich zu mir ein Wort!
Ich will es eingestehen, willst Du so,
Daß ich zu geizig meinen Vortheil suchte; —
O, schweige nicht so leblos, starr und wild!
Gott, alle Heilige und unsre Väter
Sind Zeugen, daß schon morgen Palestrina,
Colonna auch in Deinen Händen sind;
Laß mich nur ungefährdet weg aus Rom!
O, schweige nicht so tödtlich wie das Grab!
Ich will dem Heer die Löhnung selbst bezahlen,
Erlassen will ich Dir die ganze Schuld;
O, sprich ein Wort, ein einzig armes Wort!
Ich stelle Dir zu Bürgen meine Brüder
Und meine Kinder, wehe, meine Kinder!
Ich weiß, Du brauchst Geld, nimm hin! nimm hin!
Ich löse mich mit dreizehn Zentnern Gold;
Du weißt: ich bin der reichste Mann der Welt!
Du nimmst es an? O, rede, rede nur!
Ich kann nicht sterben, jetzt nicht, jetzt nicht sterben!
O, wache ich? ich träume nur so gräßlich;
Ich rede Wahnsinn, glaube nicht daran!

Rienzi.

In Dir gerichtet sei die ganze Zeit,
Das ganze menschliche Geschlecht in Dir,
Der ganzen Welt Verworfenheit und Lug!
Ich hätt' euch vor euch selbst erretten können,
Von euch gestoßen habt ihr mich mit Hohn,
Geschmäht, gelästert, tausendfach verrathen!
Und da ihr cu're Schlechtigkeit getrieben,
An mir den Frevel bis auf's Aeußerste,
Und ich die Bosheit bei der Kehle faße,
Will heuchlerisch sie um Erbarmen heulen?
Ich hab' euch satt, euch alle herzlich satt,
Zum Ekel satt, wie scheußliches Gewürm!

Montreale.

Verdammter Geiz, der mich so weit gebracht
In diesen aufgesperrten Löwenrachen!
Ach, in die Hölle wie ein Narr, ein Schuft!

Rienzi.

Man nannte Dich den zweiten Hannibal;
Bist Du der Mensch, der dreißig Schlachten schlug,
Die man den Tapfersten Europa's nannte?
So reiß ich Dir die Maske vom Gesicht,
Und seht, dahinter steckt die feige Lüge!

(Zu den Victoren.)

Hinweg mit ihm!

Montreale.

Vorbei! Vorüber! Und war das mein Ziel?
Im eignen Netz erwürgt! O, meine Klugheit!
O, die verdammte Dummheit bringt mich um!
Nein! diese nicht, o, die Hyäne hier,
Die ich für eine fromme Katze nahm,
Sie kratzt mich nun zu Tod'! Pest über Dich!
Ich habe immer herzlich Dich gehaßt!

Rienzi.

Ha, doch ein Funken Wahrheit noch in ihm!
Er hat genug gerast, führt ihn zum Tode!

Montreale.

Zum Tod'! Zum Tode? Wohl, ich bin gefaßt!
Allmächt'ger Gott! erbarm' dich meiner Seele!
Gedenk' an mich, Rienzi! Volkstribun!
Kein Heil aus meinem Blute wird Dir sprießen;
Denn unsre Sterne gehen mit einander,
Jäh ab schießt unsre Laufbahn an das Ende!

Rienzi.

Hinweg mit dieser Eule!

Montreale.

Ich lade Dich vor Gottes Richterstuhl;
Denn in drei Stunden stehst Du dort mit mir!

(Er wird abgeführt; Enrico folgt.)

Rienzi (allein.)

Ha, wie so tödtlich ruhig wird es hier?
Wie, ausgebrannt so schnell, Vulkan der Brust?
Hat dich, den nicht das Weltmeer löschen konnte,
Verlöscht der Wahnwitz eines Sterbenden?
Ich brauch' noch immer Gluth und Feuerstrom!

(Man hört einen Glockenschlag.)

Horch, pocht der Tod mit seinem Finger an?

(Zweiter Glockenschlag.)

Jetzt haben sie die Augen ihm verbunden.
Der noch vor einer Stunde Rom, Italien,
Mich selbst zu seinen Füßen liegen sah,
Thut jetzt den letzten, letzten Odemzug!
Der Narr fing noch zu prophezeihen an!

(Dritter Glockenschlag.)

Amen! Amen!

(Lange Pause. Daniello tritt ein.)

Daniello.

Heil und Victoria!

Rienzi.

Ach, Daniello?

Daniello.

Vorbei ist alle Noth!

Rienzi.

Meinst Du! Meinst Du?

Daniello.

Als Montreale abgegangen war —

Rienzi.

Weißt Du es schon? Ich hab' ihn abgefertigt.

Daniello.

Da hatt' ich einen Anhang bei dem Heer;
Nur Montreale war der böse Geist!

Rienzi.

Mein böser Geist? Gewiß! Ich dachte immer,
Der schlimme Baroncelli wär' es nur.

Daniello.

Mir folgten Alle. Wahrlich brave Kerle
Sind diese Deutschen! Palestrina war
Genommen, und Colonna und die Seinen
Haben capitulirt und schwören Treue.
Wie bist Du so verstimmt? Du freust Dich nicht?

(Enrico kommt.)

Enrico.

Vom Bischof, dem Legaten, dieses Schreiben!

Rienzi.

Lies vor!

Enrico (liest).

Geliebter Sohn! Dich segnet die heilige Kirche und ernennt Dich hiermit zum Senator und Gouverneur von Rom! Uns ist befohlen, an Montreale die bedungene Summe auszuzahlen, und seinen Abzug zu beschleunigen.

Rienzi (gezwungen lachend).

Hahaha! Zum Wahnwitz ist der Spaß!

Enrico (weiter lesend).

Ein Kleinod bringen wir Dir mit, das Dich binden soll an die Sache der heiligen Kirche, an Dein eigenes Wohl und an unser Herz.

Raymond, Legat.

Rienzi.

Ha, Herrengold, es stinkt nach Blut und Aas!

Daniello.

Was ist mit ihm geschehen?

Enrico (leise).

Montreale

Hat er enthaupten lassen,

Daniello.

Montreale?

Das war nicht klug, das war nicht gut gethan!
Sein Argwohn warf erst neulich in die Stadt
Dreihundert Söldner. Schwierig sind die Bürger;
Eh' wir es meinen, ist der Aufruhr fertig.

Rienzi.

Fluch diesem Dämon, der mich so gehetzt
Durch Armuth, Ruhm, Verzweiflung, Tod und Sünde
Bis mitten in den Wirbel der Verdammniß!
Fluch dem Phantom, das sich mir vorgegaukelt,
Fluch über mich und Rom und alle Welt!

Enrico.

O, komm zu Dir!

Daniello.

Laß von ihm ab und schweige!
O, tröst' ihn nicht; er ist vom Blut berauscht;
Austoben thut ihm gut.

Rienzi.

Seht dort den Brutuskopf, er rollt die Augen;
Ein Marmorstein und kann die Augen rollen!

Enrico.

Ein schrecklich Ding, wacht das Gewissen auf!

(Tomaso tritt ein.)

Tomaso.

Ein Polcinello mit viel hundert kleinen
Verdammten Maccaroni's hinterdrein,
Mit Besen und Laternen durch die Straßen
Und kehren überall und schreien laut:
Die gute Zeit, die alte gute Zeit!

Daniello (zu Tomaso).

Du siehst, er hört Dich nicht: sag' mir es an!

Tomaso.

Und viele tausend Männer, Frauen, Jungen
Sind schon um sie herum und helfen schreien.

Daniello.

Wer ist der Polcinello?

Tomaso.

Baroncelli!
Jetzt eben sprang, wie eine tolle Katze
Die Nachricht durch die Stadt: enthauptet sei
Der große Montreale.

Daniello.

Meine Furcht!

Tomaso.

Aus den Quartieren stürzten da die Söldner
Mit furchtbar schrecklichem Geschrei um Rache,
Und so rollt jetzt die Wasserhose her. —
(Man hört trommeln und schreien: Gerechtigkeit und Brod! Gerechtigkeit und Brod!)

Tomaso.

Mein Werk ist aus, fangt nun das eure an!
(Ab.)

Daniello (steht zum Balcone hinaus).

Da wächst der Aufruhr aus dem Boden raus,
In einem Mann wird jeder Pflasterstein.

Volk (von Außen).

Heraus! Heraus! Heraus!

Rienzi (emporfahrend).

Was ist? Wer ruft? Was gibt es?

Daniello.

Aufruhr! Aufruhr!

Volk (von Außen).

Heraus, Tribun! Tyrann! Heraus!

Rienzi (zum Balkone hinaustretend.)

Es lebe Rom! Tod über seine Feinde!

Volk (von Außen).

Nieder mit ihm! Nieder!
(Steine fliegen in die Fenster und zum Balcon herein; Rienzi taumelt zurück.)

Rienzi.

Confect! Confect!
Noch lebe ich! Verderben über sie!
Schnell, Daniello, nach Trastevere! —
Ah, die Hallunken wollen Aufruhr machen! —
Nicht wahr, da drüben seid ihr noch getreu?

Daniello.

Für die Trasteveriner steh' ich ein.

Rienzi.

Hinüber Daniello! Führ' sie her!
Gleich einem Wetterkeil brich durch die Meute,
In ihrer eignen Feigheit streck' sie hin!

Daniello.

Gewinnst Du so viel Zeit, so kurze nur,
Bis ich mit meinen Kameraden komme,
So beiß ich Dich heraus!

Rienzi.

Stärk' hin, als jagte
Das ganze Elend heulend hinterdrein.
(Daniello und Enrico ab.)
(Diener, mit Gewehr beladen, stürzen über die Scene.)

Rienzi.

Ha, kommt der Wurster mit der Schaufel an?
Es stäubt die Spreu hinweg, wo ist der Weizen?

Enrico (zurückkommend).

All' Deine Diener haben Dich verlassen;
Nun hab' das veste Thor ich zugeschlossen.

Rienzi.

Verlassen hat mich Alles und Enrico,
Die schüchterne und schwache Seele will
Bei mir jetzt bleiben, wo Gewittersturm
Den Mast zerschmettert und das Steuerruder?
Du hast ein Weib daheim!

Enrico.

Ich hatte eher einen Freund an Dir!

Rienzi.

In dieser Demuth hättest Du ein Herz,
In Lumpen den Karfunkelstein verborgen?
Du braves Herz!

Enrico.

Ich bleibe schon bei Dir.
(Heftiges Trommelwirbeln von Außen mit Hallohgeschrei.)

Rienzi.

Was ist das für ein Rauch? ein Feuerqualm?
(Enrico geht.)

Volk (von Außen).

Nieder mit dem Tribun!

Rienzi.

Heran, du Tigerkatze, spring heran
Und sauf dich satt, hier hast du Römerblut!

Enrico (zurückkommend).

O, wehe! wehe! das Gesindel hat
Feuer geworfen in die Canzelei;
Im lichten Feuerbrand steht das Archiv!

Rienzi.

Die Rasenden! In diesen Pergamenten
Bewahrt sind alle Privilegien,
Die alten Rechte dieses Pöbelvolks!
Heut stirbt zum letztenmal die alte Roma,
Sie morden heute ihre eigene Seele!

Enrico.

Wie grüne Schlangen fährt's an den Tapeten
Herüber durch die Gallerie zu uns!

Rienzi.

Habt Dank, ihr Meuterer, ihr weckt mich auf!

Volk (von Außen).

Holla! Holla! Heraus, heraus, Tribun!

Rienzi.

Reich mir den Helm, den Schild, das große Schwert!
(Während er sich rüstet, wobei ihm Enrico hilft.)
Fällt Dir nicht auch das alte Lied noch ein:
„Von Seligkeit sind trunken
Die Armen und die Müden;
Es ist herabgesunken
Der Himmel mit dem Frieden!“

Volk (von Außen).
Tod dem Tyrannen! Nieder mit ihm!

Enrico.
O, diese Worte, und zu dieser Zeit!

Rienzi.
Ich freute mich zu sterben, so wie Du,
Gewalt'ger Cäsar, Vorbild meines Lebens!
Ich rief Dir zu: reich mir den Lorbeerkranz,
Und wär's am Fuße der Pompejusstatue!
Du hast mir kaiserlich Dein Wort gehalten.
Das beste Ende ist ein jäher Tod.
Du scharfes Schwert, mit dem ich hingestreckt
Den Götterich Colonna? Keine Hand
Soll dich mehr führen! Treuer Schild, fahr wohl!
(Er wirft Schild und Schwert weg.)
O, Helm, mit deinem Römeradler hast du
Bedeckt ein Haupt, in dessen kleinem Ring
Platz fand der unermeßliche Gedanke
Der Weltherrschaft, o, mein Cäsarentraum!
Auch du fahr hin!
(Er wirft den Helm weg.)

Enrico.
Da sprüht das Feuer auf.

Rienzi.
So schwer wird ihnen noch, mich zu verderben,
Daß sie auf mich die Elemente hetzen,
Aufbieten mußten das Entsetzlichste!
Es soll ein Schauspiel für die Götter sein,
Zu sehen einen Mann im Heldentod;
Bald sollen sie ein solches Schauspiel haben.
Komm, treuer Freund, und schmücke mich zum Tode!
Die Götter nahen gern in Feuergluthen;
So schreiten durch die Flammen wir hindurch
Zur Wohnung der Unsterblichen hinüber!
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Platz vor dem Capitol, das man theilweise im Feuer stehen sieht. Bewaffnete und unbewaffnete Volksmenge drängt sich in die Scene. Baroncelli, phantastisch verkleidet. Crassso. Benedetto. Scipione. Bald darauf Rienzi und Enrico.

Baroncelli.
Her, ihr Jungen mit Reißbündeln! Heizt ihm ein! Da hinan! Da hinan!

Benedetto.
Paßt auf! er kann nicht verbrennen. Er löscht das Feuer wie ein Eidechs! Er hat einen Bund mit dem Bösen. Eh' wir es denken, wird er auf feurigen Pferden aus dem Dache hinausfausen.

Scipione.
Kriegen wir ihn heut' nicht unter, so ist er sattelvest, wie neun Teufel!

Crassso.
Immer Unruh und nichts als Unruh!

Volk.
Heraus, Tribun! Heraus! Heraus!
(Das Thor geht auf; Rienzi mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte, das ehrne Scepter in der Rechten, mit der toga pretexta bekleidet, erscheint, hinter ihm Enrico. Eine Stimme aus dem Volke: „Der ist Der da!" Eine andere Stimme: „Der letzte Volkstribun!")

Volk
Der letzte Römer!

Benedetto.
Seht hin! Er ist kein Mensch! Ein Gespenst!

Scipione.
Sein Auge brennt!

Crassso.
Er ist gefeilt!

Scipione.
Ein Cäsar!

Volk.
Cäsar! Cäsar!

Enrico.
Zu Deinen Füßen bete ich Dich an.
O, sprich ein Wort, ein einzig, einzig Wort!
Jetzt tödtet Dich das Schweigen. Sprich ein Wort!
Ein Wort! Er tödtet sich! O, Gott im Himmel!

Baroncelli (vortretend zu Rienzi).
Ich beuge meine Kniee, Volkstribun!
Ich beuge meine Kniee, großer Cäsar!
Verdien' ich keinen Blick, o Majestät?
Felice notte!
(Er ersticht ihn.)

Brutus über Dich!

Enrico (wirft sich auf Rienzis Leiche).
Ermordet, ach, von einem Policinell!
Der letzte Volkstribun von einem Narren!
(Man hört kriegerische Musik sich nähern.)

Volk.
Die päpstliche Armee!

Einige.
Der Bischof und Legat!

Scipione.
Seht, hier voraus
Auf weißem Zelter sprengt Camilla her!

Baroncelli.
Puh, das wird heiß!
(Ab.)

Camilla (kommt).
Ihr Rasenden, was ist geschehn?
(Sie erblickt Rienzi's Leiche.)
Rienzi?
Rienzi Du? Rienzi, wache auf!
Den Herrlichen ermordet, ihr Verruchten?

O, stürz' zusammen Rom, verschärr' dich selbst,
Da sie ermordet deinen letzten Cäsar!
Was starrt ihr so auf mich? Was bebet ihr?
Wühlt in die Erde euch! Stürzt in die Hölle,
In die Vernichtung! Ueber euch wälz' ich
Den Fluch der That, das ganze Weltgericht!
Ich lebe noch, da alles Große todt?
Ich mag nicht theilen diese Luft mit euch;
Die Römerin stirbt mit dem letzten Römer!
(Sie ersticht sich.)

Raymond; später Daniello mit Baroncelli (kommen).

Raymond.
Umzingelt, bindet diese Rasenden!
Wo habt ihr den Tribun?

Camilla.
Zum Tod' vereinigt.

Raymond.
O böser Tag des Jammers!

Camilla.
Ach! lebt wohl!
(Sie stirbt.)

Raymond.
Wer hat an dem Tribun die That vollbracht?

Daniello (schleppt Baroncelli herbei.)
Hervor, Du Bluthund! Mörder! Meuchelmörder!

Raymond.
Bind ihn und schlepp ihn nach Sanct Angelo!

Daniello.
Kam ich zu spät, vor Dir den Freund zu retten,
Ich komme nicht zu spät, Dich zu erwürgen!
(Er schleppt ihn fort.)

Raymond.
Sorgt für die beiden Leichen! Eine Gruft
Umfange beide! Ausgetoset haben
Die bösen Leidenschaften; — Friede kehrt,
Der Friede eines Kirchhofs, kehrt zurück!
Im Namen unsres heil'gen Oberhauptes
Nehm' so ich wiederum Besitz von Rom.
(Der Vorhang fällt.)

Akademie und Theater.

Eine Petition an die Humanität.

Von E. Willkomm.

Bildungsanstalten für die Jugend erfüllen nur dann vollständig ihren Zweck, wenn ihr innerster Organismus dem Leben, wie es sich täglich neu und frisch gebiert, angemessen eingerichtet ist. Ob in früherer Zeit immer darauf Rücksicht genommen ward, mag dahin gestellt bleiben, wenn es auch mit zu den Lebensfragen der Gegenwart gehört, an der verlöschenden Fackel der Vergangenheit den werdenden Tag zu beleuchten. Das deutsche Leben zumal war von jeher so reich in sich und hat eine so große Anzahl bildender Institute durch Ausdauer und eine, ich möchte sagen, geschichtliche Berufung, Humanität überall hin zu verbreiten, hervorgebracht, daß es nicht überflüssig scheint, zu fragen: ob denn alle jene Geburten der Nothwendigkeit auch immer von der Weisheit ein ehrendes Angebinde empfingen? Umsichtig zwar ist der Deutsche, und aus Ueberrellung begeht er wol nur selten einen Fehler; sollte dies aber auch dem Einzelnen zufällig einmal begegnen, die Societät weiß dergleichen Schritte eines extravaganten Beglückenwollens schon zu rechter Zeit wieder in die ebene Bahn eines gesunden Strebens zurückzuleiten.

Das Alterthum kannte auch schon ähnliche Bildungsanstalten, Akademien, in denen die wißbegierige Jugend von erfahrenen Männern in der Kunst, weise und doch thatkräftig zu leben, unterwiesen ward. Diese Schulen der Weisheit, wie sie das Griechenthum zur Zeit seiner höchsten Blüthe in reinster Form gebar, können wir füglich wol mit unsern Anstalten gleiches Namens parallelisiren, wenn auch nicht im Range einander nebenordnen. Der Begriff der Academien ist heut zu Tage wesentlich ein anderer geworden. Die Zeit mit ihren Bildungsstößen, und dem zürnenden Rütteln an der verschlossenen Brust der schöpferischen Menschheit, änderte mit dem äußern und politischen Leben derselben auch die Art und Weise, der Innerlichkeit Form und Gestalt zu geben. Die veränderte Sprache der Gesetze dictirte dem Freistaat des Geistes beschränkende Regeln. Selbst Land und Luft mochten bestimmend mitwirken. Jener frische Duft, der am äolischen Himmel das Auge

der Jugend erquickte, indem das Volk von Athen sich berauschte zu Thaten ewigen Ruhmes — dieser Duft mußte verschwinden unter den Nebelwolken des Nordens. Die Sehnsucht des jugendlichen Herzens, Weisheit zu trinken an Mutterbusen der Natur, ward durch den Himmel selbst gekündigt, und wenn der Grieche, wandelnd unter den schlanken Bogen seiner Säulenhallen, die Tiefen des Lebens zu erforschen suchte als ein Sohn der Freiheit, die ihm der Breitengrad schenkte; so mußte der Sohn des rauheren Nordens in das Kohlenglühen des Kaminfeuers den Farbenbrand des Südens sich hineinphantasiren. Frei waren sie beide, nur war es der Eine wirklich, der Andere in seiner Phantasie. — Darf es uns da noch wundern, daß unter einem mildern, heitern Klima sich auch das Denken anders gestaltete? Daß die freie Schule jenes geistigen Lebens sich bei uns verfestigte zu einer gebundeneren? Daß nicht nur dem Denken die wohlthätige Schranke eines gesetzlichen von fern gezeigt ward, sondern auch das Leben sich lächelnd damit umfriedigen ließ? Es war Bedürfniß, Vorausbestimmung, ein nothwendiges Eingreifen der Natur selbst, die dem Menschen mit ihren Vorzügen auch gern ihre Launen vererbt.

Die Akademien, wie sie das Mittelalter ausbildete und zu Staaten im Staate erhob, hatten mit denen des freien Alterthums nur noch den Namen gemein. — Es wäre thöricht, dies auch nur vorübergehend beklagen zu wollen. Nicht der Name adelt, sondern die Sache und der Geist, der sie durchleuchtet und belebt. Und was Großes in jener Zeit sich entwickelte — es ging fast ohne Ausnahme hervor aus den düstern Lehrsälen der Akademien.

Der Grund davon liegt nahe. In jenen Jahrhunderten verstrickte das öffentliche Leben der Nationen sich gern noch in die Maschen selbst erfundener Sittenregeln. Es war das Zeitalter der Kameradschaften, Innungen, Gilden, Zechen, Aemter und Orden. Die Kirche hatte sich fest umgürtet mit dem glänzenden Panzer ihrer Dogmen; der Adel trat zusammen und verflocht sich auf Tod und Leben zu Ritterorden; Kaufleute reichten einander brüderlich die Hände und schmiedeten sich einen goldenen, weitumfassenden Ring der Gemeinschaft, in welchem sie die Industrie als gemeinsame Braut fein geschmückt herumführten.

Nach und nach änderte sich auch diese Sinnes- und Handlungsweise mit dem lauteren Fortschreiten der Geschichte, und seit einem halben Jahrhunderte will man nicht mehr so ganz den unträglichen Nutzen aller Institute des Mittelalters einsehen. Funfzig Jahre sind jetzt ein langer, sehr langer Zeitraum, der wol hinreichend sein konnte, das in andere Formen zu gießen, was Jahrhunderte mühsam erschufen. Dieser Zug eines kalten Undankes der Zeit, an dem das leicht erregbare Herz manches Einzelnen verbluten will, läßt sich nicht wegspotten aus der Geschichte. Er gehört mit zu den bittersüßen Launen, auf denen sich das eigensinnige Kind der Wandelbarkeit so gern schaukelt. Die Zeit ist nicht eben sehr fromm, noch weniger dengt sie sich in stiller Pietät vor ihrem Urahn — ein geniales Kind hüpft sie vielmehr scherzend über die größten Hindernisse hinweg, nur liebugend mit dem goldnen Perlenstaub, der an ihren Wimpern hängt und ihr angeflogen ist von der Sonne, weil sie nach deren hellem Licht so unverwandt das blitzende Auge richtet. Dort hinter dem flammenden Aether rollt der dunkle Körper der Zukunft, die aller Zeiten einzige Geliebte ist, und die eine jegliche doch ganz die ihrige nennen möchte.

Die Gegenwart zeigte sogar die große Impietät, zu behaupten, die Institute der Akademien seien fortan überflüssig, und für die Bildung eher hindernd als fördernd. Tiefer auf diese Frage einzugehen, ist hier nicht der Ort, und ohnehin haben die letzten Jahre der Worte darüber so viele gemacht, daß es schwer fallen möchte, einen gesunden Satz daraus zu formiren. Nur die eine entschiedene Frage muß ich mir erlauben, nämlich: ob unsere Akademien in ihrem jetzigen Organismus dem Leben der Zeit, wie es sich eben gestaltet hat und ferner noch gestalten wird, so innig verwandt sind, daß sie mit Recht den Namen zeitgemäßer Institute führen dürfen? Und hier will es mir scheinen, als müsse der ruhige und unparteiische Beobachter, wenn auch ungern, doch verneinend antworten. —

Läugnen läßt es sich zwar nicht, daß von Seiten der Regierungen Schritte gethan worden sind, um nach und nach den Forderungen zu entsprechen, die ein bewegtes Leben an ein nicht minder bewegtes Geschlecht mit Recht stellt. Schnelle Umgestaltung ist weder rathsam, noch möglich, wenn auch Beschleunigung gleichermaßen als wünschenswerth und leicht erreichbar genannt werden muß. Staubwolken des Mittelalters hängen noch immer wie große Spinnweben in den Hörsälen der Akademien, und wollen selbst da nicht verschwinden, wo die heitere Kunst mit Pinsel und Palette die Wände übertüncht, und keine Kreuzgewölbe über den Zuhörern sich mehr wie händeringend verflechten. Noch will das Altgesetzliche sich nicht mit dem glänzenden Firniß der Neuzeit überziehen, und dem angezündeten Licht des heutigen Tages steht nicht gar selten ein dicker Scheffel im Wege, der bis oben hinauf angefüllt ist mit Formeln, Herkommen, Gewohnheiten. Gewohnheiten aber und Herkommen, denen aus dem Leben gebenden Quell der Zeit

sein Nahrungstropfen mehr sprudelt, sind todt und können mit Recht von der Humanität der Civilisation die Ehre eines anständigen Begräbnisses verlangen.

Indeß abgesehen von den Hindernissen, die in den einmal festgewurzelten Institutionen der Akademien gegen ihr frisch erblühendes Leben sich selbst erheben, gibt es noch ganz andere, die von größerer Bedeutung und doch leichter zu entfernen sind.

Unseren einmal gesetzlich geordneten Staatseinrichtungen zufolge, tritt der wissenschaftlich sich bildende junge Mann erst in dem Augenblicke dem größeren Leben näher, wenn er die Akademie bezieht. Früher lag sein Wollen und Dürfen theils in der Hand seiner Aeltern, oder es mußte sich den oft wunderlichen Grillen mehrerer verdandischer Schulmänner bequemen. Geht dabei auch manches Gute verloren, die Elasticität des Geistes ist in dieser Zeit des Lebens so frisch und kräftig, daß auch ein unbilliger Druck, ein thörichtes Hemmen der geistigen Selbstständigkeit durch willkürlich erfundene Martern nicht immer tiefe und bleibende Spuren zurücklässt. Es geht meistentheils nur die Zeit verloren durch Beschäftigung mit fast- und kraftlosen Quisquillen, woran wol Jeder ein recht erkleckliches, wo nicht für die Lachmuskeln exquisitliches Klagelied singen kann, der je einmal das hohe Glück genossen hat, Zögling einer Gelehrten-Schule gewesen zu sein. Mit dem Austritt aus diesen Schranken, in denen der Geist nicht selten sich nur im stillen Grolle austoben konnte, öffnet sich der strebelustigen Jugend die eigentliche Welt des irdischen Daseins. Licht, wie das Morgenroth, wird ihr Auge, heiß, wie die tropische Sonne am stillen Mittage, klopft ihr Blut, und empfänglich für alles Erhabene und Schöne, begrüßt sie das Asyl der Freiheit, das sie zu finden glaubte und auch findet auf der Akademie.

Je entfernter früher das Leben dem Jünglinge und er dem Leben stand, desto eifriger und lustbegieriger suchen jetzt beide einander. Das Neue reizt, der Rausch lockt, die Möglichkeit der Gefahr, zu strauchen, spornt an und der Muth will sich die ersten Sporen verdienen. Der kaum flügge gewordene Jüngling versucht Alles, und am ersten das, was ihm von Seiten seiner Aeltern und früheren Lehrer grade als recht verführerisch geschildert worden ist. Das reifere Alter ist hierbei noch immer in einem seltsamen Irrthum befangen und zeigt in Behandlung der Jugend einen wunderlichen, unpsychologischen Tact. Wer weiß es nicht, daß die grellsten Farben in der Perspective nur um so verführerischer leuchten und funkeln? Und doch bedient sich die warnende Liebe dieser Coulissenmalerei des Weltlebens recht mit Vorbedacht, in der Meinung, ein solches Bild werde den Lebenslustigen abschrecken. Der letzte Wunsch des besorgten Vaters, des moralisirenden, oft pedantisch haranguirenden, nur die Studien des Alterthums anempfehlenden Schullehrers, ist eine weit sichere Verlobung des Entlassenen mit dem Dämon der Verführung, als eine Mitgabe leitender Engel, wofür man sie doch immerdar noch zu halten pflegt. Und ich möchte wol eine hohe Wette eingehen, daß unter Hunderten volle Neunundneunzig möglichst bald die als verboten angezeigten Früchte zu kosten sich beeilen, blos, weil sie eben verboten sind.

Unter den verbotenen Früchten oben an steht das Theater. Es gibt keine bedeutende Universitätsstadt, in der sich nicht eine Schaubühne befindet. Das Theater aber hat von jeher das seltsame Unglück gehabt, in den Augen der etwas blödsichtigen Masse, vorzugsweise aber bei den Provincialen und Kleinstädtern, in schlechtem Rufe zu stehen. Verdenken kann man diese Mißachtung oder mindestens das Mißtrauen, welches jene Menschen gegen Anstalten dieser Art hegen, grade nicht. Selten nur wird ihnen die Gelegenheit, Schaubühnen zu besuchen, auf denen die Kunst zugleich mit den Künstlern dem Höhepunkt der Vollendung zustrebt. Nur umherziehende, kunst- und sittenlose Truppen, wo die Kunst recht nach dem Worte mit dem Bettelsacke nach Brod geht, geben den Provincialen einen ungefähren Begriff von Schauspielkunst und Theaterwesen. Vor Besuchen von Häusern aber zu warnen, in denen nicht allein die Leidenschaft in Fetzen zerrissen wird, sondern wo der Darsteller oft selbst nur noch ein Fetzen eines Menschen ist, kann man der gesunden, bürgerlichen Sittlichkeit nicht übel nehmen. Das Schauspiel wird daher als eine Sache betrachtet, die man sich wol zum Zeitvertreib einmal mit einiger Scheu, etwa wie einen Bärentanz, betrachten kann. Die Namen Kunst, Poesie u. s. f. sind jedoch unbekannte, oder doch unverständliche Klänge.

Die Mehrzahl der Studirenden strömt aus den Provinzen der Universitätsstadt zu. Hier höft sich eine größere Menge von Menschen, das Betriebscapital der Intelligenz schwillt an und jeder Einzelne treibt damit Wucher nach besten Kräften. Ein freierer Blick in die große und kleine Welt öffnet sich dem Neulinge; dunkle Reize locken und kirren den Lebenslustigen. Der Glanz der Redeweise, ein üppiges Aufschießen der Ideen berauscht ihn, das Alte, als ehrbar Angepriesene, verliert in seiner rauhen Solidität alles Fesselnde, und es gehört nichts als Jugendlust dazu, um mit keckem, jauchzenden Sprunge mitten in das zerstörende und im Zerstören wieder aufbauende Leben sich hineinzustürzen. Sinkt auch der ungeübte Neuling an-

fangs unter, bald wächst mit der Kraft das Talent der Bewegung, und mit leichtem Tact bändigt er ein Element, das ihm bisher unbekannt geblieben war.

Die Jugend will sehen, der Muth, wenn er sich nicht selbst in Thaten emporrichten kann, doch an Thaten erstarken, und wären es auch blos *gespielte*! diese Befriedigung bietet die Bühne, ich will nicht sagen, in reichem Maße, aber sie bietet sie doch; und der jugendlich Lebendige, ungewohnt des Genusses, welcher ihm mit einem nicht zu großen Kostenaufwande öfters entgegen winkt, müßte ganz der heitern Freude und dem Zauber, der in der Kunst uns mit süßen Schauern überströmt, abgestorben sein, könnte er kalt und gleichgiltig diesem Entgegenkommen begegnen. Auch muß ich bekennen, daß eine solche geistige Prüderie selten das Zeichen eines edlen Gemüthes ist. Sie widerspricht der Natur, und die scheinbare Enthaltsamkeit verstacht sich nur in eine Koquetterie der Gesinnung, die dem offenen Herzensdrange der unverdorbenen Jugend zuwider bleibt.

Wenn Schiller in edelaufflammender Begeisterung die Bühne einmal als „moralische Anstalt" auffaßte und an ihr nachzuweisen bemüht war, wie sie wirken solle und müsse, wenn sie recht wirken wolle, so hatte er von seinem Standpuncte aus vollkommen recht. Doch möchte ich keiner Bühne das Beiwort „moralisch" schlechthin vindiciren, und zwar blos deshalb nicht, weil der Begriff desselben zu unbestimmt ist und darum allzuleicht falsch gedeutet werden kann. Die Schaubühne braucht an sich gar keine moralische Anstalt zu sein, sie wird es aber von selbst, wenn sie den Zweck erfaßt hat, weshalb sie überhaupt in jedem civilisirten Staate vorhanden sein muß. — Immerhin mögen wir sie „die Bretter nennen, die die Welt bedeuten." Es gibt keine bessere Bezeichnung für das Institut der Schaubühne, das nicht die Willkür einzelner Lustigmacher erschuf, sondern das hervorging aus dem nothwendigen Conflicte, in welchem das Werdende sich wund stieß an dem Vergehenden. Die Bühne ist immer ein offener Sprechsaal gewesen, auf dem alle Nationen sich versammelten, um das Für und Wider zu beleuchten, das wechselnd in der Ebbe und Fluth des weltlichen Werdeprozesses bald auf- bald untertaucht. Wenn die Geschichte schweigt und die Stille des Todes über den Gräbern wie dunstiger Nebel steht, dann öffnet das Gewissen der Welt seine geheime Pforte und schreitet heraus in die lebendige Gegenwart, umgeben von den verstorbenen Jahren, um zu versöhnen, was ungesühnt, zertreten, wehschreiend und rächerufend aus dem Leben schied. Was der Moment der fortstürzenden Geschichtsentwickelung nicht auszugleichen vermochte, weil die Zeit mit beflügelter Sohle als Läufer des ahnenden Gottes die Begebenheiten mit sich hinwegriß, das sucht der gern versöhnende Geist der Menschheit, eben weil er sich göttlich fühlt, zu seiner eigenen Beschwichtigung auszugleichen. Und hier tritt die Kunst auf, als Consul, dessen Lictoren die Symbolen der Milde sind, nur angethan mit verschiedenen Masken. Der menschlich erhabene Wunsch, den verschwiegenen Willen der Geschichte frühzeitig zu errathen, die oft grausam erscheint in ihrer kalten Zertrümmerungslust, gebar die Kunst, deren höchste Bühne das Drama ist. Dieses steht da in dem Zeitalter der Humanität als ein Vermittler zwischen dem verhüllten Geist der Weltgeschichte und dem oft so sehr kurzsichtigen Zweifler an der ewigen Gerechtigkeit, dem Menschen. Und hierin allein liegt die Moralität des Drama's, die übergeht auf die Bühne, als dem Fruchtboden, in welchem der Thaten-Embryo des Geistes zu dauerndem Leben emporwächst.

Es ist jetzt eine Lebensfrage der Humanität, die religiösen Bedürfnisse des Gemüthes möglichst und zeitgemäß zu befriedigen, und es ist eine zweite Lebensfrage dieser Humanität, der umherwandernden Skepsis zu begegnen im Ausdeuten der Vergangenheit und Zukunft auf dem Wege der Dichtung. Mag diese sich auch in die je zeitweilige Form immer am liebsten kleiden, die wirksamste wird stets das Drama bleiben, weil in ihm die Möglichkeit einer wahrhaftigen Lebendigwerdung gegeben ist. Dies zu verwirklichen, sind die Schaubühnen vorhanden. Es fragt sich aber nur, ob die Bühnen zur Zeit dies leisten, oder ob sie ganz andere Zwecke verfolgen? Und hierauf ist leider eine Antwort zu geben, die einer recht ansehnlichen Menge jetziger Theaterliebhaber nicht behagen wird. Der Zweck dieser Blätter fordert mich aber auf, mit volltönender Stimme ein Wort hier auszusprechen, das ich grade jetzt an der Zeit halte und darum auch der Zeit zu bedenken geben will, ohne Scheu, ohne Anmaßung, aber auch ohne Liebedienerei, die nie der Schleppenträger meiner Gedanken gewesen ist.

Ich brachte vorhin in Anregung, das Akademien den Lebensodem der Zeit belauschen und, so viel als möglich, ihn auch in sich aufnehmen müßten. Sie können und sie werden es, je mehr die Nothwendigkeit dieser vernunftgemäßen Anforderung Allen immer einleuchtender wird. Nach dem, was die Schaubühne, ihrer innersten Natur nach, einer jeden Nation sein soll, tritt kein Institut für die Erziehung des edleren Theiles der Gesellschaft den Akademien näher, als die Bühne. Wenn der Jünger der Wissenschaft am Tage zu den Füßen des Lehrers saß und die Worte zu fassen suchte, an denen die Vergangenheit leicht-

oder schwerfällig, je nach den Umständen, zu ihm herabsteigt, so sehnt er sich des Abends nach Erholung. Das Wort ist freilich vieldeutig, und mannigfacher Erklärungen fähig. Derjenige indeß, dem ohne ein Zusammenfließen geistiger Elemente ein erfreuliches Ausruhen von den Mühseligkeiten des Tages nicht denkbar ist, sucht sie nur da, wo er dem Widerspiel gehaltlicher Kräfte begegnet. Das Theater öffnet seine heitern Räume, in denen fröhlich bewegte Gruppen sich sammeln, um dem Lebensabriße eines Individuums oder einer ganzen Zeit die tieferen Töne abzulauschen, die schon leise hinter dem Vorhange flüstern. Da nun scheint es mir nur eine Forderung der Billigkeit zu sein, wenn verlangt wird, daß man dieser Jugend, auf deren gedeihliches Emporwachsen dereinst Staat und Kirche sich stützen sollen, auch wirklich ein Leben zu betrachten gebe, das würdig sei dem Zwecke des Instituts und in der That eine ergreifende Erläuterung dessen gäbe, was nur in kurzen Andeutungen der Mund des Lehrers vom Katheder herabrufen konnte. Schlich dort auf den Zehen der Angst das Leben der Geschichte um die stillen Hörer, so braust es hier im Donner der lautwerdenden Begebenheiten, im knirschenden Zorn der zertrümmernden Leidenschaften vorüber. Die Schaubühne wird ein Complement der Akademie, wenn sie sich selbst begreift; sie ruft in's Leben, was die Wissenschaft in abstracten Formen dem edelsten Blute des Volkes nur fragmentarisch und als in Spiritus gesetzte Präparate vorzeigen kann. Die Bühne ist ein nothwendiges Requisit einer Universitätsstadt — man muß sie hoch und werth halten, oder, kann und will man dies nicht, sie lieber völlig vernichten! Denn ein Institut, das frech sich selbst entweiht und, statt seine Bestimmung zu begreifen, im geflissentlichen Selbstverkennen nur seine Existenz sucht, taugt nichts.

In welchem Zustande sich gegenwärtig in allen deutschen Landen die Bühnen befinden, ist zur Genüge bekannt, und wenn man auch genöthigt wird, den Grund davon in den Wechselverhältnissen deutscher Art, Sitte und deutschen Lebens zu suchen, so gibt dies doch immer noch kein Kriterium ab, um ein Verdammungsurtheil im Allgemeinen über das dramatische Können oder Nichtkönnen der Nation auszusprechen. Klar zu Tage liegt für jeden unbefangen Aufblickenden die Hauptursache des Verfalls der Schaubühne; sie ist einzig und allein zu suchen in der allgebundenen Oeffentlichkeit, die wahrhaftig keiner Nation wohl ansteht, am wenigsten aber den Deutschen, an deren freiere Bewegung sich so große Fragen der Cultur und Civilisation für die Zukunft knüpfen. — Hält ein ganzes Volk das Vorhandensein der Schaubühnen für überflüssig, so muß der anders denkende Einzelne billig schweigen; will es aber doch im Hohlspiegel der Kunst zuweilen des Lebens wandelnde Schatten, die prophezeihenden Geister der Vergangenheit sprechen hören, so kann es ihm nicht gleichgiltig sein, ob die Kunst im Hermelin der Majestät auftritt oder sich einhüllt in den schmutzigen Fetz eines permanent trunkenen Vagabunden. Wäre das Volk aber auch im Stande, vermöge eines sogenannten ausgezeichneten Magens, selbst dies ganz gemächlich zu verdauen, so wird es der Staat als Staat nicht dulden dürfen. Denn so lange der Staat die Verpflichtung über sich genommen hat, für das Wohl des Volkes zu sorgen, muß er auch alle Institute beaufsichtigen, die im Staate als einmal bestehend einen integrirenden Theil der staatlichen Existenz ausmachen. Läßt er ein oder das andere aus Mißachtung sinken, und zwar so tief, daß die Gemeinheit weit mehr Theil an demselben hat, als edle Gesinnung, so gibt er stillschweigend zu erkennen, daß er entweder sich selbst nicht gar hoch achtet, oder doch das sinkende Institut nicht der Beachtung werth hält. Ein gesunder, wohl organisirter Staat kann diese Meinung von der Schaubühne niemals fassen, weil er weiß, daß sie mit der Modernität und Sitte des civilisirten Lebens aller Völker so eng verwachsen ist, daß ein Verschwinden derselben wenigstens nicht ohne eine gewaltsame gesellschaftliche Revolution möglich sein möchte. Der Staat weiß, daß der empfängliche Mensch manch großes und allgemeines Leid bewältigen kann, wenn es ihm vergönnt ist, den Grund gewaltiger Schmerzen zugleich mit den Mitteln zu schauen, in denen der gefolterten Seele Linderung dargereicht wird. Die Kirche allein mit ihren sanften Tröstungen stärkt nicht ein jedes Gemüth. Es gibt Geister, denen Heilung nur aus gewaltsamer Aufregung erwächst, die eine Welt um sich entstehen und vergehen sehen wollen, um das Chaos ihrer eigenen Gedanken an dem schöpferisch ordnenden Licht der nie rastenden Gerechtigkeit durchwärmen zu können. Solchen gewährt die Schaubühne, was die Religion allein ihnen nicht geben kann, und zwar deshalb nicht, weil in dem Tempel Gottes nur die Milde der Versöhnung, in dem Tempel der Kunst aber neben jener auch die erschütternde Wohlthat der Leidenschaft thätig sein darf.

Die meisten Regierungen besitzen entweder aus wirklichem Interesse an der Kunst und weil sie ihre bildende Kraft erkannt haben, oder aus Liebhaberei, ihre Hoftheater, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet werden und zum Theil noch einen blühenden Kranz bedeutender Künstler um sich frisch erhalten. Das ist gut, aber nicht nothwendig. Dem Residenzbewohner mag eine wohl

organisirte Bühne erfreuen; er hat wol auch Gelegenheit, sich anderwärts damit zu brüsten und die Kunstliebe seiner Regierung herauszustreichen. Für den Staat ist dies aber gleichgiltig und völlig ohne Bedeutung. Dagegen hat es große Folgen, ob eine Universitätsstadt, wo die Blüthe der geistigen Kraft eines Landes sich versammelt, eine gute oder schlechte Schaubühne besitzt. Die Jugend ist bildsam, und eben so leicht zu entflammen für das dauernd Große und Schöne, als zu lockerer Gesinnung heranzuziehen. Und nichts wirkt mächtiger in dieser Hinsicht als die Bühne. Wenn der lebhafte Jüngling jahrelang nichts erblickt, als den faden Lustigmacher mit seiner stereotypirten Geistlosigkeit im Gesicht, jeder Miene den schmunzelnden Zug eintättowirt, der ein klingender Geldbeutel hervorzubringen vermag; so erschlafft nach und nach der Sinn für das Edle, und eine Art von Ergötzen heftet sich auch an die gemeinste Possenreißerei. Es ist nicht einerlei, ob in besuchten Universitätsstädten Shakspeare, Schiller, Goethe, Kleist, Calderon, Gozzi und Andere das Theater beherrschen, oder Nestroy, Angely, Scribe, Madame Birch-Pfeiffer, und das ganze namenlose Chor poesieloser Schmierer und schamlos um den geringsten Preis überspender Fabrikarbeiter. Fällt die dramatische Poesie in die Hände von Personen, die mit den geistigen Schätzen einer Nation Wucher treiben, so ruht der Fluch nicht minder auf dieser Kunst, wie auf dem Volke, das geduldig dieses Verschachern seiner eigenen Seele mit offenem Munde anstarrt.

Es ist mir wohl bekannt, daß heutigen Tages zu einer zeitgemäßen Erhaltung eines Theaters sehr viel Geld gehört. Wie das bürgerliche und gesellschaftliche Leben, so ist auch das Theater im Luxus arm geworden an wahrem Glück, an tieferem Geiste. Eine Theaterdirection opfert Tausende ohne eine Miene zu verziehen, um eine neue Decoration recht glänzend und funkelnd auszustaffiren, aber sie zuckt die Achseln und trämmt sich, wie ein Matrose, dem die neungeschwänzte Katze sich in den Rücken einbeißt, wenn sie ein paar lumpige Louisd'or Honorar für ein gutes Originaldrama bezahlen soll. Da man nun aber o h n e Bühne nicht leben kann und eine Bühne, wie sie wol sich ziemte, außer Residenzstädten, nicht herstellen mag, so hilft man sich durch einen feinen Kniff. Man speculirt, calculirt und verpachtet die Theater an so genannte unternehmende Köpfe, und ist nur erst der Contract geschlossen, dann: fahr' wohl Kunst und Poesie! Der Pachter ist eben ein Pachter, der zwar als ein Mäcen der Kunst aufzutreten vorgibt, im Grunde aber nur mit ihr Handel treibt, wie ein Häringskrämer. Und wahrhaftig, es fehlt bei dergleichen Theatern niemals an Salz, wenn es auch gerade kein attisches ist!

Die Klage, es mangele in Deutschland an dramatischen Dichtern, ist eben so albern als verletzend. Die Dichter wären wol da, wenn ihnen nur nicht zweierlei entgegen würde: die Möglichkeit, das Leben zu erfassen und darzustellen, wie es ist, und die Belebung des geschaffenen Bildes auf der Bühne. An dem ersteren verhindert den deutschen dramatischen Dichter die Politik, die Furcht vor der Oeffentlichkeit und ein allzuängstliches Berücksichtigen der Privilegien Dritter und Vierter. Das zweite verwehrt ihm der Krämergeist der Directoren, der n u r auf den pecuniären Gewinn sieht, von der wahren Kunst aber grade so viel versteht, als ich von dem Mongolischen.

Ein solcher Zustand der Bühnen schwächt die Gesinnung derer, die sie besuchen, und weit besser wär' es, es gäbe gar keine Schaubühne, als Gaukelbuden, wie sie großentheils mit wenigen Ausnahmen in deutschen Landen jetzt anzutreffen sind. Es ist hinlänglich bekannt, was ein gutes Theater wirkt und man kann es noch jetzt sehen, wenn zufällig einige wahre, für die Sache selbst begeisterte Künstler sich zusammenfinden und ein poetisches Kunstwerk darzustellen unternehmen.

Der Mensch ist, wie gesagt, ein bildsames Geschöpf; ich will ihn zum Halbgott emporheben und auch herabziehen zum schuftigsten Lump. Es kommt dabei nur auf Ausdauer und Consequenz an. Und wahrlich, die deutsche Jugend lumpig zu machen, ihre schönsten Gefühle in der blühendsten Zeit ihr systematisch aus dem Herzen zu reißen, dazu haben die Bühnen in vielen Universitätsstädten die sicherste Bahn eingeschlagen! Es ist ein gut geregeltes Morden aller Großheit in der vergnüglichsten Manier, so was man „spielerisch" nennt, und man muß sich nur wundern, wie solchem langsam, aber sicher entsittlichendem Wesen, von Seiten der Regierungen so gar wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, während man doch sonst in der Regel über Mangel an Beaufsichtigung nicht grade Klage führen darf.

Ich kann nicht glauben, daß es in dem Plane der geistigen Oekonomie irgend eines Staates liege, die frische Jugend abzuschwächen; diese Schwächung kann aber nicht ganz unterbleiben, wo neben so manchen Gebrechen an den bestehenden Akademien, die ein völlig freies Bewegen der geistigen Kräfte noch immer ausschließen, die Schaubühnen thun und lassen dürfen, was sie wollen, wenn nur ihre Mitglieder sonst als ehrliche Leute sich betragen. Die Erziehung der Jugend zur Großsinnigkeit, zu einer mannswerthen Charakterfestigkeit, zu einem in den Grenzen ehrender Sitte bleibenden Freimuth — dies, dünkt mich, soll die Aufgabe der Akademie sein. — Gewiß kann es einem Staate nicht gleichgiltig bleiben, ob seine dereinstigen Stützen blos wohlgebildete Ma-

schinen, oder geistig kräftige, freisinnige Menschen sind. Die Letzteren aber können ihm nur die Akademien geben und die Umgebungen, welche sich an jene anschließen. Wo es nun dem jugendlichen Geiste an hinreichender, wechselnder und bedeutsamer Anregung gebricht, da wird man im Allgemeinen vergeblich auf das Erwachsen eines großen Geschlechts warten. Die meisten Universitätsstädte entbehren, weil sie fern sind von der Residenz, jener mildernden Sittenbildung, die nichts mehr verschafft, als theils die Anschauung classischer Kunstwerke, theils der Eintritt in die höheren Zirkel der Gesellschaft, wo die heitere Grazie des Umgangstones sich frei bewegt. Da sich nun einmal das Leben der modernen Welt zu dieser Verallgemeinerung der Humanität hindrängt, so muß auch der studirenden Jugend die möglichst häufige Gelegenheit gegeben werden, dasjenige Leben, welches sie bietet, an sich vorübergleiten zu sehen. Der Hörsaal allein bildet nicht mehr den Mann der Neuzeit. Wer aus ihm nur wieder zurückkehrt in sein Studierzimmer, mag immerhin ein gelehrter Mann werden, einen Charakter wird er nicht entwickeln. Die Pedanterie einer schülerhaften Befangenheit wird ihm immer anhaften, wol auch ein starker Schlagschatten jener studentischen Rohheit ihm zur Seite wandeln, die sich auf der Bierbank inmitten der Comilitonen so gern dem muntern Burschen aufhockt, wenn er nicht Gelegenheit hat, sie im Vorsaal der feineren Gesellschaft gelegentlich wieder abzuschütteln. — Auch hier bleibt das einzige Auskunftsmittel wieder das Theater. Denn nur Wenige sind so begünstigt vom Glücke, daß sie durch Reisen anderwärts suchen könnten, was die Akademie in ihrer Kargheit ihnen nicht geben kann. Die Bühne aber vermöchte zu gewähren, was erforderlich ist, wenn sie wäre, was sie sein soll. Das Fest der Handwerker aber und Lumpacivagabundus, ja selbst ein Goethe'sches, Schiller'sches oder Shakspear'sches Drama, bilden nicht, wenn die letzteren so dargestellt werden, wie man es nicht oft, aber doch sattsam, erleben kann.

Sollte dieser Gegenstand nicht eine nähere Beherzigung verdienen und zur Sprache gebracht werden, wenigstens in den Staaten, die sich einer repräsentativen Verfassung erfreuen? Die Volksvertretung richtet ihre Aufmerksamkeit auf so Vieles, mehr oder minder Wichtiges. Sie beschäftigt sich anhaltend mit der Verbesserung höherer und niederer Unterrichtsanstalten, um das Volk von Jugend an jener Bildung entgegenzuführen, die eine Frucht der Humanität unseres Jahrhunderts ist. Wie kommt es da wol, daß, so viel mir bewußt, noch in keiner repräsentativen Ständeversammlung der Bühne gedacht worden ist? Oder wären die Abgeordneten des Volkes wirklich innerlichst entweder von der Vortrefflichkeit oder der unschädlichen Unbedeutenheit dieser Institute überzeugt? Eins wäre so irrig, als das andere! Die Schaubühne, wie sie in der Gegenwart sich zeigt, ist trostlos erbärmlich, aber keineswegs unbedeutend, weil sie besucht wird, und zwar sehr besucht. Sie schadet dem Geiste des Volkes so, wie sie eben ist, sie würde ihn bilden und das Gefühl der Ehre und Größe in ihm wecken, erfüllte sie ihre Bestimmung!

Und selbst, wenn die allgemeine Stimme anders lauten sollte, so muß doch der Sinn für das Schickliche allein schon hinreichend sein, die Kunst wenigstens nicht in die Hände solcher zu legen, welche sie blos als eine milchende Kuh betrachten. Abgesehen von der Verderbniß, die als nothwendige Folge aus der herabgedrückten Kunst im Leben sich äußert, verräth es wenig Zartsinn, wenig wahrhafte Tugendhaftigkeit, wenn dem Kunstbeflissenen der schacherndе Mäkler vorgezogen wird. Ich glaube nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß selbst unter den jetzigen mißlichen Verhältnissen eine Nationalbühne in deutschen Landen herzustellen wäre, sobald der Wille von Seiten edeldenkender Behörden nur kräftig sich bethätigen möchte. So arm an ästhetisch tüchtig gebildeten Männern, die, selbst auf Kosten ihrer eignen Freiheit, der dramatischen Kunst gern ein Opfer bringen dürften, weil deren hohe Wirksamkeit ihnen klar geworden, ist das deutsche Vaterland lange noch nicht, daß man genöthigt wäre, die Institute fortschreitender Humanität den Krämern zu überlassen, um doch eben Spectakel zu haben. Nur in Universitätsstädten aber kann die dramatische Kunst sicher gedeihen, weil die studirende Jugend am ehesten und wärmsten Theil nimmt an der unmittelbaren Thatgestaltung, die hervorbricht aus Kunst und Leben. Es käme hier nur auf einen Versuch an, auf ein im Zwecke schon edles Opfer, zu dem jede Regierung sich wohl entschließen könnte. Man lege einmal die Leitung der Bühne in die Hände von Männern, die Kenntniß der Sache mit Begeisterung für die Kunst verbinden. Man geize anfangs nicht, um später gesunde Früchte zu sehen! Man schreibe streng von der eigentlichen Schaubühne die Oper; man muthe auch den Schauspielern nicht zu, in einem Baudeville hübsche Triller zu schlagen. Man verbanne streng alle Uebersetzungen aus dem Französischen von einer solchen Bühne und bringe nur deutsche Originalarbeiten auf diese Bretter! Aber man vergesse nicht, die dafür arbeitenden Dichter durch eine Tantième zu honoriren! Ich möchte meine Ehre verwetten, daß ein so arrangirtes Theater, auf dessen Ausstattung die Regierung alle Kosten verwendete, die man für den unnützen Opernstaat, für Coulissenmalereien und Maschinen-

wunder so reichlich verschwendet, nach wenig Jahren der Mühe, nicht allein der Sammelplatz ausgezeichneter Talente sein, sondern auch ein begeistertes Publicum sich bilden und über den pecuniären Gewinn nichts weniger als Klage führen würde. Dies allein, scheint mir, wäre die Art und Weise, den Deutschen ein Nationaltheater, ein Nationaldrama zu geben, an dem zugleich die Jugend sich erwärmen, bilden und erholen kann von den thörichten Dingen, zu der sie Beschränkung und Verdruß oft genug veranlassen.

Eine solche Anstalt neben die Akademie gestellt würde von dauerndem, hoch bildendem Einflusse sein. Denn nichts erhebt und läutert mehr den Geschmack, stärkt tüchtiger den Willen und spornt an zu ehrenwerthem Thun, als eine Kunst, die um ihrer selbst willen vorhanden ist. Dann müßte das Leben sich ihr verbrüdern, und die Kunst das Leben wieder mit Reizen schmücken, die man ihm jetzt gänzlich entwendet hat. Käme nur erst ein solches Institut zu Stande, es würden bald mehrere entstehen. Ist nur der Sinn geweckt und die Möglichkeit der Ausführung eines schwierigen Planes dargethan, dann schließt auch der Schwächere sich an. Nur handeln müßt Ihr und ein wenig kühn sein! Mit Bedenken und Kopfschütteln kann man wol die Zeit todtschlagen, nicht aber sie erfüllen. — Es verabreiche der Staat die Mittel, anvertraue sie einem Manne, der ohne unnützen Flitterstaat sie weise zu benutzen versteht und die Fähigkeit besitzt, eben so Talente zu suchen als zu unterstützen, alsdann schütze er diesen Mann gegen alle Willkür Dritter; und die Nation wird einem solchen Unternehmen den gerechtesten Beifall nicht vorenthalten! Die Menschen sind bildsam, der Deutsche unter allen am bildsamsten. Doch ist er zaghaft im Beginnen, dagegen tapfer und muthig im Ausdauern. Nun denn, wollt Ihr Beförderer sein der Humanität, so verschafft ihrem geliebtesten und edelsten Kinde, der dramatischen Kunst, ein Asyl, wo sie gepflegt wird, und ehret Euch darin selbst. Seid ganz human und gegen Alles, damit die Wage der Gerechtigkeit nicht mit gekrümmter Zunge ein Spottlied auf Euch singe! —

Die Humanität verlangt es, daß die Kunst als ihr eigenstes und liebstes Kind, der Mutter sich zuwende und sie um Schutz anrufe. Das Kind ist geraubt worden von schmutzigen Piraten. Es ward in die schmachvollste Sclaverei geführt und muß jetzt entehrende Knechtsdienste verrichten, um seinen Peinigern die Säckel zu füllen, damit sie leben können in Prunk und Schwelgerei. Das geknechtete, mit Lumpen behangene Kind der Humanität naht sich seiner Mutter und erhebt die mit blinkenden Sclavenringen geschmückten Hände mit der bescheidenen Frage: ob es noch länger dulden und unter der goldenen Geißel seiner Vögte bluten solle, oder ob es auf Erlösung rechnen dürfe? Mütter sind in der Regel mildthätig. Sie helfen gern, sie können ein liebes Kind nicht umkommen sehen im Schmutz der Erniedrigung. Vielleicht gehört auch die Humanität zu den mildthätigen Müttern.

Dramatische Literatur.

Griseldis. Dramatisches Gedicht in 5 Acten von Friedrich Halm. Wien. Gerold. 1837.

Dieses Gedicht wurde zuerst auf dem Wiener Hofburgtheater aufgeführt. Die Theilnahme bei der ersten Darstellung war, so viel darüber bekannt geworden ist, lau, unentschieden; erst bei der zweiten Aufführung brach es sich Bahn und das Publicum jauchzte dem jungen Dichter lauten Beifall zu. Es ist leicht möglich, daß dieser glückliche Erfolg von einigen Nebenumständen mit abhing, wie ja gern Alles, was geschieht, gewöhnlich von Dingen bedingt ist, die an und für sich gleichgiltig sind. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser stürmischen Theilnahme durch ganz Deutschland und auch andere Bühnen wurden lüstern nach einem dramatischen Product, das, tragische Stoffe in sich schließend, so gewaltige Wirkungen hervorbringen konnte. In Deutschland freilich ist heut zu Tage eine solche Erscheinung ziemlich ungewöhnlich, und ein dramatischer Autor, dem die seltene Gunst beschieden wird, nur einmal in solcher Weise dem Publicum zu imponiren, hat in der That von großem Glück zu sagen. Indeß die Darstellungen auf anderen Bühnen wollten nicht gleichermaßen die Menge elektrisiren. Dieses und jenes Theater brachte es wol auch nur ein- oder zweimal zur Aufführung. Unterdeß schrieb Halm ein neues Drama „der Adept", dem schnell ein drittes „Camoëns" folgte.

Ein bestimmtes Endurtheil kann erst jetzt, wo uns das Product im Druck vorliegt, abgegeben werden. Es wäre mehr als ungerecht, wollte man dem Verf. nicht ein schönes, frisches Talent für's Drama zusprechen. Ein anderes aber ist

es, Talent besitzen und es weise zu benutzen wissen. Das Letztere hat der Dichter in dieser Erstlingsarbeit noch bewiesen, wenigstens nicht so, wie es der strengere Beurtheiler wünschen muß. Halm hat durchaus versäumt, in seiner Dichtung jene ewige Wahrheit hindurchleuchten zu lassen, die vorzugsweise im Drama zur Erscheinung kommen muß, da diese Gattung der Poesie bestimmt ist, den Zwiespalt auszugleichen, der sich erhebt aus dem Frevel des Individuums gegen die Gerechtigkeitspflege des still waltenden Geistes der Geschichte.

Griseldis gehört der romantischen Fabelwelt der altenglischen Geschichte an. Der Stoff ist anziehend, und auch früher schon, glaub' ich, für die Oper benutzt worden. Wollte Halm ein ernstes Drama daraus bilden, so hätte er zuvor bedenken sollen, daß es gegen den Geist der Tragödie feindselige Streiche führen heißt, wenn man die tragische Katastrophe abhängig macht von einer launenhaften Wette. Nicht die Willkür darf herrschen im ernsten Drama, sondern einzig und allein der bald leis, bald laut klopfende Puls des ewigen Lebens, in dessen Aether die Welt sich badet. Ein unverwüstlicher Hauch blühender Gesundheit muß den Stoff eines Drama's durchströmen, wenn es wirken soll und auf dauernden Werth Anspruch machen will. Dazu ist aber erforderlich, daß der Dichter seine Figuren nicht mit Launen vollstopft, oder sie durch widernatürliche Gelüste belebt. So lange er innerhalb der Grenzen des natürlichen Schaffens bleibt, mag er sich selbst das Entsetzlichste erlauben, ohne deshalb irgend eine Beleidigung des sittlichen Gefühls befürchten zu dürfen. Ein einziger Schritt über diese Grenzlinie raubt ihm Theilnahme und Vordererr, selbst, wenn sich eine unverkennbare Kraft in seiner Schöpfung ausspräche.

Diesen Fehler hat Halm begangen in seiner „Griseldis." Das Gedicht ist dramatisch, aber keine Tragödie, die es doch der ganzen Anlage nach sein soll. Halm stellt als Hebel seines Gedichtes eine kleinliche Beleidigung leicht reizbarer Frauen und eines unmäßig stolzen, ehrgeizigen Mannes hin. Beide Theile wollen nicht nachgeben und man kommt überein, sich zu vergleichen. Percival von Wales, um dessen Weib, Griseldis, eine Köhlerin von Geburt, sich der Streit mit Englands Königin, Ginevra, erhebt, stillt die Liebe seiner Gattin der List und Rachsucht der beleidigten Königin mit ihren Hofdamen gegenüber. Ginevra verspricht vor Griseldis zu knien, wenn diese wirklich das liebende, fromme, gehorsame Weib sei, das Percival in ihr zu besitzen vorgibt. Dies zu erproben, fordert die gereizte Dame: Percival, Griseldens Gemahl, solle seinem Weibe den Sohn abfordern, unter dem Vorgeben, der König verlange dies; er solle sie im Beisein aller Vasallen öffentlich aus seiner Burg verstoßen und die Ehe für gelöst erklären. Hierauf müsse er selbst sich der Verstoßenen, als mit dem Bann belastet, vorstellen, der, von dem König verfolgt, seines Lebens nicht mehr sicher sei. Erduldet nun alle diese Martern Griseldis, ohne daß ihre Liebe zu Percival sich in Haß verwandle, so erkläre Ginevra sich für besiegt und Griseldis für die tugendhafteste, liebreichste Frau von England. Percival entsetzt sich nicht nur nicht vor dieser Forderung, sondern geht den fürchterlichen Scherz mit lachendem Muth ein, und die andern Alle, Ritter und Damen, lassen das grausenhafte Spiel beginnen. Griseldis besteht zwar die mehr als barbarische Probe, verläßt aber nach Lösung des Räthsels den Gatten mit gebrochenem Herzen.

Ich weiß nicht, von welchem Gesichtspuncte aus Halm die Liebe eines Weibes aufgefaßt wissen will. Nehmen wir aber den Menschen, wie ihn Gott in der Schöpfung hingestellt hat. Das Weib erträgt viel, es ist wahr; die bittersten Schmähungen schmückt es mit dem Perlenkranz der Thränen und sucht in ihrem feuchten Glanze die Versöhnung. Das Weib duldet für den geliebten Mann alles Ungemach, es hungert und dürstet, es friert und gibt sich dem gewissen Tode preis; selbst Mißhandlungen wird es von ihm hinnehmen, wenn es nur gewiß ist, daß sein Herz nicht böse sei, sondern sein Ungestüm eine bloße Folge vorübergehender Aufwallungen eines leicht reizbaren Temperamentes. Ich will sogar die Möglichkeit nicht läugnen, daß ein wahrhaft liebendes Weib ihr Kind im Augenblick der furchtbarsten Gefahr dem Leben des Gatten aufopfern könne, allein von dem gewaltigen Arm willkürlicher Tyrannei, und wäre sie die blutigste, läßt die Mutter sich das Kind, das sie gebar, nicht vom Busen reißen, um dem Ehrgeize des Gatten freien Spielraum zu lassen. Eben so wenig wird es dulden, daß man heilige Bande zerreiße, offen vor allem Volk, um selbst dem Tode zu entgehen. Denn das liebende Weib achtet und liebt im Manne den Muth, die Kraft, ein edles Gemüth, nicht die Laune, den widerlichen Reiz einer flatchlenden Leidenschaft. Wollte man aber auch dies Alles noch zugeben als möglich, so erhebt sich auf der andern Seite wieder die Unnatur der Königin, die es über sich gewinnen kann, eine so grausame Prüfung für eine ihres Geschlechtes auszusinnen — zur bloßen Kurzweil! Eifersucht verleitet zwar zu seltsamen Dingen, sie wird sogar grausam, sie sucht schmerzhafte Wunden zu schlagen; beleidigte Eitelkeit übt dasselbe, ein Herz jedoch völlig zu zermalmen, vermag kein Weib, kein Mensch. Diesen Vorzug gesteht bis jetzt der gebildete Mensch nur dem besoffenen Barbaren zu. Daher war es ein un-

seliger Mißgriff des Dichters, einen so auf die höchste Spitze der Unnatur getriebenen Stoff zum Vorwurf eines Drama's zu machen. Das darf der wahrhafte Genius nicht ohne innere Selbstentweihung. Es ist eine Sünde gegen den heiligen Geist der Poesie, ihn zu mißbrauchen in Scherzen, die das Ekelste, was die Erde kennt, ein keusches, schuldloses, liebendes Frauenherz langsam in tausend Fasern zerreißen, von deren jede einzelne ein volles Leben zu verlieren hat.

Der Tragödiendichter, wie überhaupt jeder Poet, hat das Recht, Schuld und Schuld gegen einander zu stellen und im Getümmel der leidenschaftlich bewegten Welt den unsichtbaren Moment zu erhaschen, an welchem die Gerechtigkeit des Rufes der gequälten Unschuld harrt. Der Mensch ist da, um geprüft, nicht aber, um zertreten zu werden, und was der furchtbare Conflict der zürnenden Weltkräfte sich nicht einmal erlaubt im Rausch blutgierigen Wahnwitzes, das darf noch weit weniger der Dichter, dessen Amt es ist, zu richten in Erschaffung einer neuen Welt, wo die Gerechtigkeit der gewöhnlichen, wirklichen mit Beschämung ihre Unzulänglichkeit gesteht. Das ist sein göttliches Richteramt, seine unmittelbare Verwandschaft mit Gott selbst, die kein getrübtes Haupt ihm streitig machen kann. Wenn er es aber wagt, zu spielen mit diesem ihm anvertrauten Schwert, und es zu verwandeln in eine Pritsche, um damit die zuckenden Bewegungen eines Mutterherzens zu accompagniren, so frevelt er. Aus einem Fastnachtsscherz darf sich keine Welt gestalten, weil ihm die innere Möglichkeit dazu fehlt. Um Experimentalphysik mit dem Menschenherzen zu treiben, ward weder die Poesie erfunden im Geist der Schöpfung, noch das Herz des Weibes dem roheren Manne untergeordnet. Gottlob, es thut kein Mann, was Halm seinem Percival anzudichten wagt! Es ist das Raffinement eines Talentes, das seine Kraft fühlt und durch möglichst pikante Seiltänzersprünge vor dem etwas apathischen Publicum zu debütiren sucht.

Abgesehen nun von dieser Unmöglichkeit der Geschichte, gebührt Halm's Arbeit ein hohes Lob. Halm besitzt ein bedeutendes dramatisches Talent und ein Schatz von Poesie birgt sich in seiner Brust, dem nichts gebricht, als das Belauschen der glücklichen Stunde, um ihn rein und glänzend aus der Tiefe empor zu heben. Seine Sprache ist überall gewählt, nicht gesucht, rein, wohllautend, oft zu sanft majestätisch hinströmend. Dies allein hindert zuweilen, den Gedanken sich dramatisch enthüllen zu lassen. Hierin erinnert Halm an Raupach, überragt diesen jedoch weit in poetischer Durchfärbung der Sprache. Wenn jener schöne Harmonikaklänge abspielt und runde Phrasen zwitschert, spricht Halm den poetischen Gedanken im poetischen Bilde aus. Dabei befleißigt er sich einer lobenswerthen Kürze, die auch der Charaktermalerei wesentlich von Nutzen ist. Griseldis, Percival, Ginevra, Cedric und Andere sind scharf umrissen. Zum Beweise, wie der Dichter die Sprache handhabt, mögen einige Auszüge aus dem Schlusse des Stückes folgen, nachdem vor Griseldens Augen der Vorhang des furchtbaren Spieles gehoben worden ist, das ihr ganzes Lebensglück zerstörte. Als Percival ihr alle Freuden, allen Glanz der heißesten Liebe für die Zukunft verspricht, erwidert Griseldis:

„Was Du versprichst, vermagst Du nicht zu geben! —
Nicht Freude mehr wird diesen Busen heben,
Nicht Wonne mehr begehrt mein Blick! —
Kann Macht und Glanz das arme Leben schmücken?
Nicht Hoheit, Pracht, nur Liebe kann entzücken! —
O, Percival, Du hast mein Glück verwettet!
Ein Spielzeug war Dir dieses treue Herz;
Am Pfahl der Schmach hast Du mich angekettet,
Und preisgegeben immer tieferm Schmerz!
Du zogst nicht, ich möchte unterliegen;
Dein Fürchten war, sie könnten Dich besiegen! —
Vergeb' Dir Gott, so wie ich Dir vergebe!" —

Und ferner:

„O Percival! mein Blick sucht Dich mit Thränen,
Die Lippe bebt, die Dich begrüßen soll.
Doch sprechen muß ich, denn es muß entschieden,
Klar muß es sein; in Klarheit wohnt der Frieden! —
Mein Herz war Dein. Du hast es nie verstanden;
Es brach in Deiner Hand! — Du konntest spielen
Mit seiner reinen Gluth; Du konntest prüfen
Mit seiner Treue, seinem Opfermuth!
Du hast mich nie geliebt! — Dahin geschwunden
Ist meines Lebens froh beglückter Wahn,
In Trümmer ist mein Paradies gesunken,
Und eine Wüste starrt mich freudlos an! —
Ich kann nicht mit Dir gehen, Hand in Hand,
Wenn Herz vom Herzen nüchtern sich gewandt,
Ich kann's nicht, Percival!" ꝛc.

Griseldis verläßt den Gatten und folgt ihrem greisen Vater, Cedric, der sie früher verstieß, weil eine zu große Liebe sie so innig an den erwählten Gatten fesselte, daß sie darüber die sterbende Mutter vergessen konnte. — Es ist anerkennenswerth, daß der Dichter durch diese zu große Anhänglichkeit auch über Griseldens Haupt eine Art von Schuld sich anhäufen ließ; denn es mildert doch in etwas das entsetzliche Spiel Percivals und der Königin. Immer aber bleibt das ganze Drama das Product eines raffinirenden Talentes, dem man in vollem Ernste jene Mäßigung zurufen muß, ohne welche alles Streben nach Vollendung in Sachen der Kunst ein nutzloses bleibt. Eine aus Stolz, Uebermuth und verletzter Eitelkeit eingegangenen Wette, deren Gegenstand das zum Opfer gebrachte Herz eines treuen, schuldlosen, liebebegeisterten Weibes ist, kann nie der Stoff eines Drama's sein. Es verräth dies eine Barbarei des Gemüthes, die sich nur wieder auf der

Koquetterie erklären läßt, womit die Civilisation so gern ihre zweideutigen Bestrebungen zu schmücken pflegt. W.

Allgemeine Theater-Revue. Herausgegeben von August Lewald. Zweiter Jahrgang. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1836.

Lewald ist unablässig bemüht, für Kunst und Literatur eifrig zu werben. Er besitzt ein eigenthümliches Talent, neue Unternehmungen zu arrangiren und sie, bei nur einiger Hoffnung auf Erfolg, bald in Schwung zu bringen. Dies ist ihm vielfach gelungen und es steht zu hoffen, daß sich auch seine Theater-Revue in kurzem allgemein Bahn brechen wird. Das Verdienst, unserm Theater wieder aufhelfen zu wollen, gehört Lewald fast ausschließlich zu, und es scheint, der Versuch ist nicht ganz vergeblich gewesen. Die Mannigfaltigkeit der Beiträge schon im ersten Jahrgange erregte die Aufmerksamkeit des Publicums, und dieser zweite Band ist noch bei Weitem reichhaltiger ausgestattet. Alle Freunde des Theaters und der dramatischen Kunst mußten diesmal um so begieriger auf das Erscheinen der „Theater-Revue" sein, da Jedermann das W. Gerle'sche und Uffo Horn'sche Lustspiel „Die Vormundschaft" kennen zu lernen wünschte, dem einstimmig der ausgesetzte Preis zuerkannt worden war. Freilich erhoben sich noch vor der Bekanntmachung des Lustspiels zweideutige Stimmen, und die gehegten Erwartungen sanken einigermaßen. 60 Stücke waren eingesendet worden und unter diesen sechzigen, hieß es, sei das Beste noch immer mittelmäßig genug! Und leider hat das Gerücht nicht gelogen. Ich habe „Die Vormundschaft" gelesen und aufführen sehen, muß aber offen gestehen, daß es sehr schlecht bestellt ist mit dem deutschen Lustspiele, wenn man von diesem gekrönten einen Schluß machen soll auf jene übrigen, denen auch eine solche Bettelkrone nicht zu Theil werden konnte. Zwar sagt Lewald in dem Vorworte zu diesem Jahrgange „es sei keinerlei Fortschritt des deutschen Lustspiels wahrzunehmen gewesen," allein davon kann im Grunde nicht einmal die Rede sein. Dieses gekrönte Lustspiel ist so himmelweit von jedem Fortschritt entfernt, daß man beinahe auf den Gedanken kommen möchte, die drei Schiedsrichter hätten dem möglichst schlechten den Preis ertheilt. Ich kenne die Grundsätze nicht genau, denen man bei Beurtheilung der eingesendeten Stücke gefolgt ist, kann es aber nicht glauben, daß unter allen 60 kein besseres vorhanden gewesen sein sollte. Und war diese „Vormundschaft" wirklich das Vorzüglichste; wäre es da nicht gerathener gewesen, die Preisvertheilung ganz zu unterlassen? Ich will gar nicht die Ehre unserer deutschthümlichen Lustspieldichter retten — denn es ist nirmals viel Erfreuliches darin geleistet worden — wenn aber zufällig etwa die Franzosen sich einfallen ließen, ein solches deutsches Preislustspiel zu übersetzen: so bin ich gut dafür, daß ganz Deutschland in pleno ausgezischt wird. Ohne Rücksicht zu nehmen auf künstlerische Gestaltung, glückliche und originelle scenische Anordnung, will ich bei einem ganz einfachen Lustspiele wenigstens lachen können und zwar über den Witz, die komischen Situationen und die Wahrheit der Verwicklungen. Das Alles kann kein verständiger Mensch bei dieser Vormundschaft und besitzt er auch das lachseligste Temperament. Die Erfindung ist sehr abgegriffen, der Witz weder glücklich, noch neu, sondern gemein, und bewegt sich das ganze Stück hindurch, mit sehr wenigen Ausnahmen, um ein paar jämmerliche Zweideutigkeiten, die an die Frage eines entomologisirenden Professors: ob die Schmetterlinge in der Monogamie oder Polygamie leben, angeknüpft sind. Man kann leicht errathen, wie dieser herbeigezerrte Witz angewendet und abgedroschen wird, und ich bedaure von Herzen die Darstellerin der Emilie Brand, die gewiß erröthen müßte, wenn die Schminke nicht dagegen schützte. Folgendes ist der Inhalt: Emilie Brand, eine reiche Erbin, wird von drei Personen, zwei Männern und einer Dame, bevormundet. Im Testamente ist nämlich festgesetzt, daß Emilie nur denjenigen Mann heirathen dürfe, den alle drei Vormünder einstimmig zum Bräutigam ihr erwählen. Da kommt denn nun ein junger Bruder Liederlich, Georg, Neffe des Legationsrathes v. Morgenstern, als Vagabund im Wohnorte Emiliens an. Er ist von seinem Onkel enterbt worden und besitzt nichts, als seine gute Laune. Er läßt sich von einem Jugendfreunde bei dem Entomologen Adam, einem der Vormünder Emiliens, einführen und zwar als Naturforscher. Ein Brief, den kurz zuvor der Prof. erhalten hat von einem gelehrten Freunde, schlägt dem Entomologen einen jungen Magister zum Bräutigam seiner Mündel vor. Der Gelehrte aber schreibt so schlecht, daß Adam den Namen nicht zu lesen vermag. Da tritt der junge Morgenstern ein, lügt nach Herzenslust und Adam hält ihn für den empfohlenen Bräutigam, da er in dem Namen des vagabundirenden Bonvivant den unleserlichen im Briefe des Prof. wiederzufinden glaubt. Auf ähnliche Weise geht es bei den übrigen Vormündern; Georg erobert sich Emiliens Hand mit Blitzesschnelle, die drei Vormünder erkennen ihn einstimmig für Emiliens Bräutigam an und erst nach Unterschreibung des

Contractes ergibt sich, daß alle drei betrogen sind. Das wäre nun Alles recht schön, wenn der Witz frisch und originell, die Situationen nicht zu sehr der Schachmaschine abgelauscht wären und das Ganze weniger gerfahren. Ich bin überzeugt, daß kein Publicum zu einer rechten Vergnüglichkeit kommt bei der Darstellung, und wäre sie auch noch so gut. Man langweilt sich zwar nicht, aber noch weniger ist an ein Ergötzen zu denken. Und das nennt man nun ein Preislustspiel! Wahrlich, es sieht schlecht aus in Deutschland, wenn die Verfasser solcher Machwerke gekrönt werden können! Doch nehmen wir an, daß diejenigen, denen der Gott die Sterne berühret hat, gar nicht in die Reihen der Bewerber getreten sind, so bleibt uns wenigstens einige Hoffnung für die Zukunft, an der wir sonst ohne Barmherzigkeit verzweifeln müßten. —

Die übrigen Beiträge sind großentheils sehr interessant. Varnhagen v. Ense gibt aus zum Theil ungedruckten Briefen eine Zusammenstellung von Mahel's Urtheilen über Theater; Dr. Feuerbach einen recht hübschen Artikel über die Hamburger Oper von 1678—1728; Woldemar Gerstäcker spricht über das Theaterwesen in England und beurtheilt darin vorzugsweise das Shakspear'sche Zeitalter. Es fehlt nicht an interessanten Mittheilungen, nur möchte man dem Style des Verf. etwas mehr Beweglichkeit und Elasticität wünschen. Das schreitet aber Alles so zäh und gespreizt einher, daß es fast aussieht, als wolle dem Verf. nach und nach seine Muttersprache etwas ungeläufig werden. Dagegen wird die Mittheilung des Sendschreibens von Jules Janin „Das Theater in Frankreich in den letzten sechs Monaten des Theater-Jahres" von hundert Grazien umhüpft. Alles sprudelt und schäumt in leicht geschürzten Sätzen, und kann man sich auch nicht eben durchgängig mit den Urtheilen Janin's befreunden, so ersetzt der Witz, und die Art und Weise, die gröbsten Grobheiten mit duftender Grazie an den Mann zu bringen, die fehlende Tiefe. Der Herausgeber endlich bereichert uns mit einer großen Anzahl Künstler-Porträts, die leicht umrissen, wol richtiger Silhouetten heißen sollten. Sie sind in Lewald's bekannter Manier geschrieben und werden vorzugsweise Schauspieler interessiren. Die „Vergleichenden Uebersichten" und „Theater-Curiositäten" enthalten manches Dankenswerthe. Vorgesetzt ist diesem Jahrgange das Portrait von Julie Rettich in Wien, das die Züge der geehrten Künstlerin glücklich wiedergibt.

M.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. Leipzig. Brockhaus. 1837.

Wir erhalten hier fünf Bühnenstücke, drei Lustspiele, ein Schauspiel und ein sogenanntes dramatisches Gedicht. Der Herausgeber Dr. Franck, der mit lobenswerthem Eifer für die Wiederbelebung des Drama's thätig ist, gehört unter die strebendsten Litteratoren Oesterreichs, und sein uneigennütziges Bemühen, durch ein gemeinsames Wirken dramatischer Talente die Theaterdirectoren aufzumuntern, deutschen Originalarbeiten den Vorzug vor den seichtesten Uebersetzungen fremder Waare zu geben, verdient allen Dank. Nur kann man nicht umhin zu fragen: ob der bloße Wille bei einem solchen Unternehmen schon ausreichend sei, und nicht noch weit mehr zum Gelingen erfordert werde, als ein Paar Dramen und eine hinlängliche Summe Geldes, um Druck und Honorar davon zu bestreiten? Franck selbst begreift die Zeit, aber nicht im Ganzen und Großen, wie aus seinen dramatischen Zeitbildern zu ersehen ist. Die Tiefen unserer modernen Weltwirren hat er noch nicht durchschaut. Es ist der Wiener Horizont, der mit seinem Staubnebeldunst vor dem Blick des strebenden Mannes aufsteigt und die Weltkämpfe in verzerrten Bildern abspiegelt. Ein solches edles Verkennen erhält einen komischen Anstrich, den die Menge gern auffaßt, ohne sich Rechenschaft abzulegen von dem Grunde dieser Erscheinung.

Läugnen läßt es sich nicht, daß alle Bestrebungen dem Drama Vorschub zu leisten, bisher leider noch immer unter die mißlichen gezählt werden müssen. Nichts desto weniger aber kann man aufmunternde Schritte thun für die Aufrütteln des phlegmatischen Volkes, wenn es nur auf eine etwas ergreifende Art und Weise geschieht. Die dramatische Poesie bemächtige sich des Lebens, wie die Novellistik und neuere Lyrik! Ueber das Wie? lassen sich keine Regeln geben. Wer nicht selbst, vom Instinct der Zeit getrieben, fühlt, wie dies anzufangen ist, dem wird's kein Kritiker beibringen. Darin aber hat der Herausgeber dieser dramatischen Originalien völlig fehlgegriffen. Die hier mitgetheilten Dramen berühren auch nicht mit dem leisesten Finger eine Saite, die Beifalltöne erklingen machte. Es sind leichte Sachen, zum Theil gut zusammengereiht; auch einige komische Situationen kommen wol darin vor, aber sie erwecken kein Mitgefühl, nicht einmal eine ehrliche Lustigkeit. Selbst Bauernfeld hat in seinem „Musikus von Augsburg" die ganze Verwicklung auf eine ziemlich gewöhnliche Erfindung gestützt. Zwei Verliebte bestellen zu ein und derselben Stunde für den Gegenstand ihrer Neigung eine

Nachtmusik. Darüber entspinnt sich ein Streit zwischen den Nebenbuhlern, Verwechslungen, falsche Entführungen ꝛc. Wer kann sich heut zu Tage dafür noch besonders interessiren? Bauernfeld mit seinem großen Talente hat längst schon bewiesen, daß er auch zeitgemäße Stoffe mit weit feinerm Tacte zu behandeln versteht. Warum kokettirt er den Witz nicht auf durch die Bitterkeit, die jetzt aller wahrhaftigen Poeten Morgen- und Abendtrank ist? Liebenau's: „Milton's Muse" ist höchst unbedeutend, ohne Charakteristik, ohne Poesie! Glücklicher, wenigstens in Benutzung des komischen Moments, bewegt sich der Herausgeber in dem Lustspiele „Autorequalen." Aber auch hier handelt es sich um bloße Lappalien, um Mißverständnisse, die ein eitler Theaterdichter, der sein erstes Stück aufführen läßt, in dem Worte jedes Vorübergehenden wittert. Denkt der Mensch, es recensire jede Klatschschwester sein Stück, wenn sie irgend eine Küchenneuigkeit der Frau Nachbarin erzählt. Ich bin gut dafür, über solche Erfindungen lacht Keiner mehr als einmal, und was hätte sich, auch für das Lustspiel, aus einem solchen Stoffe, zumal in unsern Tagen, machen lassen! Warum begnügte sich Dr. Franck mit dem oberflächlichen Abschöpfen des Schaumes, wo es in seiner Macht gestanden hätte, eine ganze Welt um sich zu gruppiren? Dr. Franck hat Talent, aber er weiß es nicht anzuwenden und verpufft seine Kräfte in leichtfertig losgelassenen Schwärmern. Nicht besser ergeht es ihm in dem zweiten Lustspiele „Der Herr im Hause," in dem ein vornehmer Mann, der dem Pantoffelcommando seiner Frau gehorcht, sich sehr viel auf seine Hausherrschaft zu gute thut, die er doch blos mit seiner Junge besitzt. Seine Frau macht, was ihr beliebt und der Herr Gemahl thut, was jene wünscht, ohne sich seines Zungenhausrechtes zu begeben. Und so wird denn zuletzt eine charmante Hochzeit daraus, ungeachtet der Herr vom Hause als solcher sich ihr von Anfang an widersetzte, weil die Frau es so wollte, diese aber am Ende ihre Gesinnung ändert und der Herr Gemahl natürlich nicht zurückbleiben kann, weil er — der Herr vom Hause ist! — Von Pannasch hätten wir etwas Besseres erwartet, als diese „Christnacht," eine dramatische Nichtigkeit ohne Gehalt und baar aller Poesie. Da läuft ein Förster, dessen Kind krank ist, zum Bader, auf dem Rückwege kommen Wilddiebe über ihn, die durch das gespensterartige Erscheinen einer dritten Person verscheucht werden. Dieser vermeintliche Geist ist aber des Försters Frau, die bei einem geweihten Baume unter dichtem Schnee hervor Moos holen will, weil dies, einer Sage zufolge, in der Christnacht geübt, für alle Krankheiten helfen soll. Der Förster glaubt wirklich einen Geist zu sehen und schießt darauf, verwundet seine eigene Frau, und das Stück ist aus, denn unterdeß hat ein anderer Arzt das Kind gerettet. Es ist kaum glaublich, was unsere Dramatiker für curiose Begriffe von einem Drama haben. Man kann's nur beklagen und recht von Herzen ausrufen: Gott besser's! Wir wollen wünschen, daß der zweite Band reichhaltiger ausfallen möge. Die beigegebenen Kupfer dienen dem Bache zur Zierde. Wohl getroffen ist das Porträt Bauernfeld's, das dem Titelblatte vorgesetzt ist. B.

Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1837, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 14tes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung.

Diese Neujahrsgabe des wirklich sehr fleißigen Herausgebers enthält zwei von ihm selbst übersetzte Stücke, deren eines ernsten, das andere halbkomischen Inhalts ist. — Das erste: „Die Dame von Laval," ein Drama in drei Abtheilungen und sechs Gemälden, ist eine im modernen Geschmacke dramatisirte Geschichte des Grafen ... von Chateaubriand, welcher nach einer unverbürgten Sage seine Gattin, Françoise de Foix, heimlich ermordete; der Verf. hat aus dieser Maitresse des Königs Franz I. ein edles, tugendhaftes Weib gemacht, die den Verführungskünsten des Königs siegreich widersteht und uns durch ihren Leichtsinn und die Genußsucht, welche sie gegen den Willen des Grafen an den glänzenden und üppigen Hof lockt, die blinde Eifersucht des Gatten erweckt. Der Graf, durch ein unseliges Mißverständniß geblendet, vollbringt die entsetzliche That, nachdem er vorher im Zweikampfe mit dem ihm feindlichen Admiral Bonnivet, der als königlicher Kuppler fungirt, Schwert und Ritterehre verloren hat, und verfällt zuletzt den Händen der Gerechtigkeit. — Ob das Alles tragisch sei, wollen wir nicht untersuchen. Die französischen Tagesschriftsteller, welche keiner Schule angehören, und nur die Theater zweiten und dritten Ranges mit ihren Fabrikarbeiten versorgen, kümmern sich um das Tragische wenig; wenn die Sache nur gräßlich ist und Knalleffecte hat, so entspricht sie ihrem Zwecke und unterhält das Publicum, dem sie bestimmt ist. An solchen drastischen Mitteln nun fehlt es dem obigen Drama nicht; es hat Effectmomente, die auf der Bühne von tüchtiger Wirksamkeit sein müssen; hat ziemlich brillante Rollen und eine bis zum Schlusse spannende Fabel; die sprachlichen Längen — deren allerdings nicht wenig sind — lassen sich zum größten Theile leicht entfernen und so darf man also das Stück, bei unserm Zeit-

geschmacke, als eine Bereicherung der Bühne betrachten. — Das zweite Stückchen: „Laurette, oder das rothe Siegel" in einem Acte, nennt der Verf. ein Lustspiel, obschon die Elemente eines solchen darin eigentlich nicht vorhanden sind; Stoff, Anlage und Ausführung des Stückchens sind durchaus ernster Natur und beim Schlusse möchte man fast behaupten, daß der Verf. selbst über die Grenzen des bürgerlichen Drama hinausgegangen sei; jedenfalls war es an dem Willen des Selbstmordes bei dem Corsitain genug; die nur durch einen Zufall verleitete Ausführung hätte erspart werden können. — Indessen bietet auch dieses Stückchen in dem engen Raume, worin es sich bewegt, recht viel Anziehendes; — die komische Figur des Schiffsjungen Jaquet, ob sie auch der Handlung fremd ist, unterhält und erheitert, und das Ganze wird bei guter Darstellung gewiß überall gefallen.

R. B.

Zeit und Stände. Historische Skizze in drei Abtheilungen, frei nach Scribe's und Rougemont's „Avant, Pendant et Après" von H. Marr. Hamburg. 1836.

Flüchtige, aber nicht ohne Geschick entworfene Bilder aus den Zeiten vor, während und nach der französischen Revolution. Die Geckenhaftigkeit des im Schmutz der Unsittlichkeit entnervten Adels, verbunden mit einem Ekel erregenden Stolz auf Geburt und angestammte Rechte, ist in lebhafter, französisch-leichter Conversation glücklich geschildert, nur die Tiefe fehlt, ohne welche auch ein Genrebild dem prüfenden Beschauer nicht befriedigen kann. Das Beste von diesen drei Bildern möchte, seiner mannigfachen Verwicklungen wegen, das zweite sein, obwol kein Mensch dadurch mit dem innersten Getriebe der französischen Staatsumwälzung bekannt gemacht wird. Der bloße burleske Scherz langt nicht aus, wenn es gilt, den düstern Schleier der Geschichte zu lüften. Dazu bedarf es eines tief greifenden Humors, der unter Thränen lächelt und im bittersten Schmerz noch immer sein Gesicht nicht zur Fratze verzerrt. Verständen diese leicht beweglichen Farcenschreiber diesen Engel sich zum Begleiter zu nehmen, so würden sie die Welt beherrschen; wie sie jetzt sind, haben sie nur das Privilegium, von der leicht zu befriedigenden Menge tapfer belacht zu werden. Sich als Bufso gezehrt zu sehen, hat aber auch einen Reiz. — Die Uebersetzung ist fließend, und gut dargestellt, wird es seine Wirkung auf der Bühne nicht verfehlen.

W.

Der Mann des Ruhms, oder dreißig Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde in fünf Abtheilungen, mit dazu gehörendem Vorspiele. Nach dem Französischen des Alexander Dumas zeitgemäß für die deutsche Bühne eingerichtet von Georg Nicolaus Bärmann. Hamburg.

Vor einigen Jahren schrieb der geniale Grabbe ein Drama „Napoleon oder die hundert Tage," das in seiner colossalen Regellosigkeit allgemeines Aufsehen erregte. Wir wissen nicht, ob unsere Nachbarn jenseits des Rheins von dieser in Auffassung und Composition eben so beispiellos kühnen, als großartig-willkürlichen Arbeit, Notiz genommen haben. Sei dem nun, wie ihm wolle, beim Lesen des eben angezeigten Werkes, konnten wir uns des Gedankens nicht enthalten, der Verf. möge auf eine oder die andere Art die Bekanntschaft mit dem Grabbe'schen „hundert Tagen" gemacht haben. Einzelne in diesem „historischen Gemälde," des geistreichen Franzosen auftretende Personen, kommen uns vor, wie die aufgegriffenen Schatten der Riesengebilde Grabbe's, ohne daß sie deshalb an Leben und Interesse verloren haben. Möglich, daß wir uns irren, die Aehnlichkeit aber ist zu frappant. — Alexander Dumas hat es sich zur Aufgabe gestellt, Napoleons ganzes Leben in einer Reihe von Gemälden dramatisch zu behandeln. Nach einem besonders kunstvoll angelegten Plan darf man natürlich dabei nicht fragen. Die Franzosen machen es sich bequem, nachdem sie einmal die starren, unfruchtbaren Fesseln ihrer sterilen Classicität abgeworfen haben. Darüber wollen wir nicht mit ihnen rechten, da wir selbst eine kecke Regellosigkeit, in der sich neue Formen verbergen, jenem submissen, knechtischen Hingeben an für untrüglich anerkannte Gesetze vorziehen. Dumas hebt großentheils mit feinem Tact die bedeutendsten Momente heraus, in denen sich der Charakter Napoleons und seiner Helden am grossartigsten darstellte. Doch hat er sich's wenig Mühe kosten lassen, indem er dem Selbstschaffen ein oft wörtliches Abschreiben bekannter Thatsachen vorzieht. Um der Historie treu zu bleiben, war dies ohne Zweifel das beste Auskunftsmittel; um sich aber als Dichter zu zeigen, müssen wir es für einen argen Mißgriff oder für eine bis zum unerträglichsten Phlegma gesteigerte Bequemlichkeitsliebe erklären. Am auffallendsten tritt diese Abschreiberwuth in der vierten Abtheilung „Die Insel Elba" hervor. Zuweilen verliert sich der Verf. in's Kleinliche, z. B. wo er viele Seiten lang die Schulden der Kaiserin Josephine aufzählt und den Zuschauern vorrechnet, wie viele

Hörte sie monatlich gebraucht hat. Daß dies mit in das Stück Weltgeschichte gehöre, welches unter Napoleons Herrschaft fabricirt wurde, möchten wir bezweifeln.

Das Ganze zerfällt in fünf Abtheilungen, denen sich ein Vorspiel „Toulon" anreiht. Hier tritt Napoleon als Artillerie-Capitain auf und spricht und handelt, wie wir es schon zehnmal gelesen haben. Diesem folgen „die Kaiserwahl," „der Zug gen Norden," „die Thronentsagung," „die Insel Elba" und „der Felsenkerker." — Einzelne Scenen sind vortrefflich durchgeführt und selbst eine bitter-ernste Ironie schleicht versteckt durch das Ganze, die jedoch, sollte sie von Wirkung sein, tiefer aufgefaßt werden mußte. Von den erdichteten Personen sind der Lothringer, der Spion, der Schirmverkäufer und einige andere gut gezeichnet und nicht ohne einen Anflug von Humor angelegt. — Auf der Bühne können einzelne Abtheilungen Glück machen, wenn das Unnöthige oder wenigstens für ein deutsches Publicum minder Interessante weggelassen wird. Gleicht, was die Sprache anlangt, das Original der Uebersetzung, so ist diese Prosa meisterhaft zu nennen. —

Das Leipziger Stadttheater.

Das Theater der Stadt Leipzig gehörte noch vor zehn Jahren zu den ausgezeichnetsten Bühnen Deutschlands. Damals stand es unter Küstner's Leitung, der keine Kosten scheute, wenn es der Verherrlichung der Kunst galt. Was Küstner that, kann ihm nicht Jeder nachmachen. Es gehört ein sehr großer Fond dazu, um ohne Unterstützung oder Zuschüsse eine heutige Bühne dem wählerischen und dabei wandelbaren Geschmacke des Publicums entsprechend auszustatten. Auch Küstner vermochte nicht gar lange den Anforderungen zu entsprechen, die er selbst als ein feiner und gebildeter Kunstkenner, an eine Bühne machte, und dabei zugleich auch alle Launen des Publicums zu befriedigen. Als der verdienstvolle Mann die Direction niederlegte, ward das Stadttheater zu einem königlichen erhoben. Der Abstand war groß, doch konnte die Bühne noch immer mit mancher guten rivalisiren. Im Jahre 1832 endlich kam die oberste Leitung des hiesigen Theaters in die Hände des Hrn. Director Ringelhardt, der früher der Bühne in Köln am Rhein vorgestanden hatte. Bei der ersten Eröffnung der Bühne versprach man sich viel Gutes, schon aus dem einfachen Grunde, weil ein humanes Publicum immer geneigt ist, der Hoffnung vertraulich die Hand zu drücken. Hr. Ringelhardt ist auch in der That ein thätiger und umsichtiger Mann, der nebenbei in einer langen Praxis das Theater eben so wol, als das Publicum kennen gelernt hat. Den Wünschen dieses Publicums noch- oder vielmehr zuvor zukommen, scheint mir bei einem Manne, der ohne eigenes Vermögen die Verwaltung eines so schwierig zu leitenden Institutes übernimmt, nicht mehr als natürlich zu sein. Der Director sah dies ein und handelte darnach. Wer mag ihn deshalb tadeln! — Die Zeit, die zwar in ihrem Streben sehr unharmonisch ist, liebte und liebt noch desto mehr die Harmonie — es ist eine musikalische Zeit! War es da nicht billig und vernunftgemäß, vorzugsweise die Oper anzubauen? — Freilich sind die Bühnen eigentlich, so viel mir bewußt, des recitirenden Drama's halber da, indeß, das Publicum geht des Gesanges oder einer Sängerin wegen hinein, und da es den Brettern ganz gleichgiltig ist, ob sie unter dem Sturmschritt der gesprochenen oder gesungenen Leidenschaft erzittern, so fiel das Leipziger Stadttheater, trotz Posaunenklängen und Accompetenschall, nicht ein, wie weiland die Mauern Jericho's. — Etwas anderes aber kam mindestens ins Stolpern — die Tragödie und das höhere Schauspiel; und gegenwärtig ist es einstweilen, was man sagt „unselig" geworden, weil es gar so lange schlafen muß, eh' es sich einmal zum Leben erheben darf.

Dieser Verfall des Schau- und Trauerspiels ist aufrichtig zu bedauern. Die Direction wird zwar sagen, er sei nothwendig, weil die Zeit ihn mit sich bringe; ich aber behaupte als ein hartes Kind dieser Zeit, dem sei nicht so, denn die Zeit bringe blos mit sich, was die Menschen, als Directoren dieser Zeit, ihr aufpacken. Und aus diesem einfachen Grunde ist das Verfahren des Hrn. Director Ringelhardt nicht ganz zu billigen, schon deshalb nicht, weil es sehr wohl in seine Hand gegeben wäre, wenn nicht ein ausgezeichnetes, doch ein gutes Schauspiel neben der Oper auf hiesigem Theater herzustellen. Leipzig ist eine Stadt, die, vermöge ihrer Stellung zum Welthandel, ein so genußsüchtiges, sowol einheimisches, als fremdes Publicum fast tagtäglich beherbergt, daß ein leeres Haus zu den Seltenheiten gehört. Ein erfreuliches Ensemble für Schau- und Lustspiel würde die Theaterbesucher nicht abschrecken, sondern nur anlocken, während die gegenwärtige Besetzung der meisten Schau- und Lustspiele auch einen genügsamen Deutschen nicht befriedigen kann. Die Direction ist nun zwar stets darauf bedacht, das so genannte Conversations-Lustspiel neben der Oper vorzugsweise anzubauen, allein gut kann man auch diese Besetzung nur selten nennen. Gegenwärtig ist kein einziger Liebhaber vorhanden, den man, ohne einige leichte Krampfbewegungen zu spüren, eine Liebeserklärung hersagen hören könnte. Rollen, in denen sich Grazie und ein productiver Humor im Darsteller vereinigen müssen, können gar nicht besetzt werden, und deshalb ist es ein lustiger oder vielmehr trauriger Zufall, so ist es gleich kläglich für die Schauspieler, wie für die Zuschauer.

Warum die Direction diesem offenbaren, von

Jedermann gefühlten Uebelstande nicht abzuhelfen sucht, ist schwer einzusehen. Müßte auch anfangs ein Opfer gebracht werden, ein kurzer Zeitraum würde hinreichend sein, das anfängliche Deficit wieder auszugleichen. Es gewönne durch eine geringe Aufopferung die Kunst und das Publicum, und wenn auch einer Direction die Erlangung von Dank nicht zu denjenigen Dingen gehört, die ursprünglich in ihrem Interesse liegen, so mag doch ein öffentliches Anerkennen uneigennützig geleisteter Dienste auch unter die erfreulichen Lebenserfahrungen eines Kunstbeflissenen gerechnet werden. Der Director einer öffentlichen Anstalt, wie die Schaubühne, übernimmt mit deren Verwaltung auch öffentliche Verbindlichkeiten und eine bedeutende Verantwortung, da es gar wohl in seiner Macht steht, den Geschmack und somit die Sitten, ja die Gesinnung des Publicums gleichermaßen zu verderben, wie zu veredeln. Wo sich das Publicum im Theater nicht freuen kann aus Freude, so freut es sich wenigstens aus Aerger, und wird nebenbei roh, geschmacklos. Das ist nicht gut; das accreditirt auch die Direction eines Theaters nicht, sondern weckt eines Theils nur Mistrauen, während auf der andern Seite der Lästerzunge Gelegenheit gegeben wird, auch dumme Urtheile zu fällen, wenn sie nur irgend im Bereiche der Möglichkeit liegen.

Der gegenwärtige Zustand des Leipziger Stadttheaters ist — das recitirende Schauspiel betreffend — höchst hilfsbedürftig. Wir haben keinen Helden, keinen Liebhaber, keinen Komiker! Daher wird denn auch nur das im gewöhnlichen Gleise einherrrabende Lustspiel und die Posse gut gegeben, was drüber ist, das ist mehr oder minder vom Uebel. — Es ist zu wünschen, daß die Direction zu der Einsicht komme, bald möglichst diesem verbrieflichem Stande oder vielmehr, dieser Lage der Dinge abzuhelfen, der Kunst, dem Publicum, sich selbst zu Liebe. Bei einiger Ausdauer kann es jetzt so gar schwer nicht mehr sein, und nach den Engagements, die in neuester Zeit geschlossen worden sind, läßt sich eine ernstlich erstrebte Verbesserung hoffen.

Es scheint mir, als schade zuweilen grade der gute Wille der Direction der guten Sache. Ich kenne keine Bühne in Deutschland, die so viele neue Stücke in Scene gehen läßt, als die hiesige. Gewöhnlich ist das neueste Product zuerst auf dem leipziger Theater. Von den Opern läßt sich hier gar nicht bestreiten, und hier mag wesentlich ein ökonomisches Interesse mitwirken, was der Sache selbst keinen Eintrag thut. Ein gar zu häufiges Vorführen neuer, unbedeutender dramatischer Kleinigkeiten aber, meistens dem Französischen entlehnt, bringt einer Bühne nie Vortheil. Der Schauspieler schon kann wenig Interesse bei Dingen haben, die nie im deutschen Leben Wurzel schlagen werden, weil der Tag mit seinen Ereignissen in Paris sie erzeugte. So kommt es, daß sie leichtfertig einstudirt, abgespielt, vergessen werden. Auswahl des Bessern, ein strenges Sichten und innigeres Verknüpfen von Studium und Spiel würde hier gewiß von glücklicheren Folgen sein, denn in Sachen der Kunst kann doch unmöglich das Dictum gelten: „Die Menge muß es bringen.“ —

Was nun den zu Ende gehenden Monat August anlangt, so gehört er zu den bedeutenderen im Jahre. Die Zahl der durchreisenden Gäste war in diesem Jahre sehr ansehnlich, und es zeugte von dem Eifer der Direction, wenigstens zuweilen den Anforderungen eines etwas wähligeren Publicums zu entsprechen. Hr. Anschütz aus Wien gab vier Gastvorstellungen, in denen er als Beissar, Wachtmeister Werner in Lessings: „Minna von Barnhelm, König Lear und Abbé de l'Epée, im „Taubstummen“ von Kotzebue auftrat. Das Größte leistete der Künstler als Lear. In den Scenen, wo der Abfall der undankbaren Töchter das Herz des armen Greises langsam zermalmt, wußte er eine so wahre Empfindung in seine, aus dem tiefsten Herzen heraufschluchzende Stimme, zu legen, daß ein entsetzliches Weh gewiß jeden gefühlvollen Hörer ergriff. Das Uebergehen in den Wahnsinn, sein Toben gegen sich selbst und die Elemente, der königliche, edle Stolz in der Nacht des zerrütteten Geistes, waren gleich groß und wahr. Unter die glücklichsten Momente gehörte das in der Phantasmagorie des Wahnsinnes gehaltene Gericht über seine Töchter, und der Ausruf: „jeder Zoll ein König!“ Warum aber die Schlußworte Kent's und Albaniens im fünften Acte gänzlich weggelassen wurden, sieht man nicht ein. Der aphoristische Schluß störte, die Versöhnung, der die Zuhörer entgegenharren, war unvollständig, verletzend. — Von eben so großer Wirkung zeigte sich die Darstellung Beissar's, die noch durch das einem glücklichen Zufalle zu dankende Zusammenspiel von Vater und Tochter einen eigenen Reiz erhielt. Frául. Anschütz trat als Beissar's Tochter zum letzten Male auf der hiesigen Bühne auf und gab sich in dieser Rolle so ganz der aufgeregten Kindlichkeit hin, daß sie gut spielte, was man in anderen Darstellungen nicht von ihr sagen konnte. Die Kerkerscene gewann dadurch, trotz der etwas widerlichen Sentimentalität, die das ganze Stück beschmutzt, ungemein an Wahrheit, und die Darsteller beider Rollen erndteten verdientes Lob. Recht gut, doch nicht unübertrefflich spielte Herr Anschütz als Paul Werner und Abbé de l'Epée. In diesen beiden Rollen, wie im Lear, trat seine Gattin zugleich mit ihm auf. Als „Taubstummer“ ward sie vom Publicum gerufen, weshalb ich glaube, daß die Darstellung dieser Rolle ihrem Talente am meisten zusagte.

Eine lobenswerthe Erwähnung verdienen auch noch Hr. Düringer als Edgar im Lear, den er, einige zu heftig und in singendem Tonfalle declamirte Stellen abgerechnet, recht brav darstellte. Auch Hr. Reger, als Graf von Glocester, war gut, eben so als Wirth in „Minna von Barnhelm.“ Mir scheint es, als liebe dieser Schauspieler das Auftragen starker Farben, ob in der Ueberzeugung, es helfe dies der Kunst auf, oder um sich bei dem gewöhnlichen Publicum zu anknuiren, das allerdings recht laut geschrieene Stellen meistens beklatscht, weiß ich nicht. Er würde indeß jedenfalls besser thun, wollte er weniger outrirt erscheinen, mag er nun im Lust-, Schau- oder Trauerspiele auftreten. Die Kunst soll Wahrheit geben, und da bedarfs keiner Zettel, die man ihr ins Maul steckt, mit der Aufschrift: „Hier wird die Wahrheit gesagt.“ Zuletzt debutirte Madame Schenk in einigen kleinen Lustspielen, recht brav, naiv, natürlich. Zu wünschen wäre, diese talentvolle Schauspielerin bemühe sich, zuweilen etwas mehr Kraft in ihre Stimme zu legen, die, an sich sehr weich, manchmal halbend erscheint, was immer störend wirkt. Wir sahen sie früher sehr ausgezeichnet im Egmont als Clärchen, wo sie Kraft und ein schönes Talent entwickelte.

Um vorläufig auch der Oper zu erwähnen, die später einer umfassenderen Besprechung in diesen Jahrbüchern unterliegen soll, verdient das Gastspiel der königl. Hofsängerin Franchetti aus Hannover, Schwester der Mad. Franchetti-Walzel, Anerkennung. Eine biegsame, wohltönende Stimme, heiteres, natürliches Spiel, ohne den Schein gemachter Koquetterie, sichern dieser jugendlichen Künstlerin einen ehrenden Ruf. Sie trat im „Figaro," „Freischütz" und der „Zerstörer" auf, und gab in allen drei Opern die zweite Gesangspartie. Fräul. Franchetti ist die beweglichste, schalkhafteste Soubrette, die wir seit längerer Zeit auf dem hiesigen Theater gesehen haben. — Eine neue Erscheinung kam nicht auf die Bühne. Das Alte blieb alt oder wurde wol gar noch älter, Fortschritt war keiner zu bemerken. Die ächte Kunst ging noch immer in spanischen Stiefeln, an denen Pfundsporen rasselten. Manchmal kommt man auf den Gedanken, es seien dies Ketten und Demoiselle Thalia, die verschmähte Schöne, betteie auf diese Weise, doch vergeblich, um Befreiung. Da die Künstler so unbarmherzig sind, wird wol nächstens das Publicum bittweise einkommen müssen, sollte aber auch dies fruchtlos bleiben, aus der Gedankenrepublik der Tribun, die radicale Vernunft, mit seinen zahlreichen Victoren zur Unterstützung herbeizurufen sein.

Notizen.

Urtheil eines Engländers über Bühnenfreiheit im Jahre 1727.

In Oswald's „allgemeiner Theater-Revue" liefert Dr. Woldemar Gensfleisch einen interessanten und mit vieler Sachkenntniß geschriebenen Artikel „das englische Theaterwesen." Unter dem vielen Beachtenswerthen dürfte es Manchem besonders interessiren, wie vor mehr als einem Jahrhundert die freisinnigen Engländer über die Freiheiten sich äußerten, die sowol Dichter, als Schauspieler sich von der Bühne herab erlauben durften, um Mißbräuche der Regierung zu rügen und nicht selten zu verspotten. Einstmals hatten mehrere Schauspieler die Grenzen der Schicklichkeit überspannen und namentlich erlaubten sie sich boshafte Anspielungen auf den damaligen ersten Minister Sir Robert Walpole, dessen Mängel der Verwaltung man unverhohlen dem Gelächter des Publicums preis gab. Walpole suchte sich zu rächen, und als bald darauf ein Stück auf dem Haymarket-Theater aufgeführt wurde, das schonungslos Alles verspottete und angriff: so trat Sir Robert mit einer Abschrift des Stückes in das Haus der Gemeinen, und verlangte zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit und Ordnung einen Gesetzesvorschlag, durch welchen die Zahl der Schauspielhäuser vermindert, die Schauspiele einer besondern Aufsicht unterworfen und jeder Dramatiker gezwungen werden sollte, jedes neue Stück dem Lord Chamberlain vorzulegen, um die Erlaubniß zur Aufführung von diesem einzuholen.

Bei diesem Antrage erwachte der Stolz der Altengländer und das Bewußtsein ihrer Freiheit. Man erblickte in der Motion des Ministers die Absicht, die Freiheit der Presse beschränken zu wollen, und darüber ergrimmt, erhob sich Lord Chesterfield und hielt eine gewichtige Rede, in der sich folgende Stelle durch den Adel der Gesinnung besonders auszeichnet. „Es ist wahr," sprach der Graf, „unsere Bühne muß ihre Schranken halten; doch das zu bewirken, genügen die gegenwärtigen Gesetze. Sie oft unserer Schauspieler und ihren Schranken retten, mögen sie darüber zur Rechenschaft gefordert, mögen sie deshalb bestraft werden. Das ist bereits geschehen und wir haben Beispiele von Bestrafungen für mancher verbrecherische Dinge, als einige der neuerlich zur Aufführung gekommenen Stücke. Ein neues Gesetz ist also unnöthig. Aber es kann im vorliegenden Falle nicht unnöthig sein, ohne gefährlich zu sein. Jeder unnöthige Zwang ist eine Fessel an den Füßen, eine Schelle an den Händen der Freiheit. Eine unserer größten Segnungen, eins der schönsten Wohlthaten, die das Erdreich einem Volke sein können, ist Freiheit. Wie jedem dem irdischen Gut ohne Uebel, so ist Aufschwelgung das Begrenzen der Freiheit. Es ist eine Aufwallung, ein Auswuchs; es ist ein Flecken auf dem Auge des politischen Körpers, den ich nur mit sanfter, leiser Hand berühren darf, damit ich den Körper nicht zerstöre, das Auge nicht verletze, auf welchem der Flecken sich zeigt. Schmutz die Bühne aus; stellt ein Stück sich dar als Pasquill gegen die Regierung oder gegen irgend einen, — das Königl Gerichtshöfte stehen offen, das Gesetz genügt, den Frevler zu strafen. Sollen Dichter und Schauspieler eingezengt werden, so geschehe es, wie bei anderen Unterthanen, durch die Kraft der bekannten vaterländischen Gesetze: freveln sie, so werden sie gerichtet, wie jeder Dritte gerichtet werden muß, vor Gott und Vaterland und Volk. Nicht aber wollen wir sie dem Willen und der Willkür eines Einzelnen Preis geben. Die Macht in der Hand eines Einzelnen, zu richten und zu entscheiden — unbeschränkt, unbeaufsichtigt, ohne Berufung — das ist eine Macht, unserer Gesetzgebung fremd und unverträglich mit unserer Verfassung. Es ist eine höhere, eine absolutere Macht, als wir dem Könige vertrauen, und deshalb, meine ich, dürfen wir mit solcher Macht nicht des Königs Kammerherren bekleiden." —

So sprach der Ehrenmann Lord Chesterfield vor hundert Jahren. Sir Robert's Antrag ward verworfen. Dramatiker und Schauspieler behielten die Freiheit jedes Engländers und noch immer ist England darum nicht zu Grunde gegangen. — Man fühlt sich doch manchmal bewogen recht von Herzen auszurufen: Old-England for ever!

Victor Hugo und sein Cabinet.

August Lewald, der geistsprühende und fleißige Sammler bald ernster, bald heiterer Bilder aus dem Leben seiner Zeit, gibt in den Tableaux aus Paris, die einen Theil des ehen erschienenen dritten Bandes seiner „Annerlien" füllen, eine anziehende und interessante Beschreibung von Victor Hugo, dem dramatischen Napoleon unter den neuen französischen Dichtern. Ihn selbst schildert er als „einen runden Mann von mittler Größe, im langen, schwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine schmale, schwarze Halsbinde, aus welcher ein hartes rundes Kinn, mit einem guten Ansatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein blasses, volles Gesicht, eine niedrige Stirn, die sich unmerklich nach dem frischen Munde senkt, breite Backen, klare Augen, die fest auf ihrem Gegenstand sich richten, über denen sich eine Erhöhung wölbt, die nur eine schwache Spur lichter Augenbrauen zeigt; die Haare braun, glatt,

sind aus der Stirne gestrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. — Es ist bekannt, daß V. Hugo, ähnlich W. Scott, am Prunk mittelalterlicher Geräthschaften sich ergötzt. Spuren dieser Liebhaberei zeigt sein Cabinet. „Es war,“ sagt Lewald, „mit Gegenständen aller Art überfüllt. An den Wänden standen hohe, strotzende Bücherschränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten, reichen, mit Silber durchwirkten Seidenstoffen, die malerisch zurückgeschlagen waren. Alte Waffen, kostbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hie und da. Auf dem Kaminsimse, auf Tischen und Schränken standen alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamin ein herrliches Bild, die drei Hexen aus Macbeth darstellend, wie sie durch die Luft streifend Duncans Heer heimkehren sehen und auf dem Schreibtische stand Goethe's kleines Standbild im Ueberrock.“

Caroly Kisfaludi.

Dieser im Jahre 1822 in Pesth verstorbene Dichter gilt nebst seinem Bruder Alexander Kisfaludi für den Reformator der neueren ungarischen Poesie. Die Ungarn sind ein heißblütiges Volk, keck in Wort und That, nur leider zu sehr durch die Verhältnisse niedergehalten. Die deutsche Literatur weist Namen auf vom besten Klange. Man denke nur an Lenau. Andere, Jüngere werden in Kurzem diesem sich anreihen. Kisfaludi ist, wie es scheint, der deutschen Sprache nicht mächtig gewesen. Er schrieb ungarisch, anfangs Gedichte, später Dramen, die er in einer Zeitschrift drucken ließ, da sie für die Darstellung sich nicht eigneten. Im Jahre 1810 unternahm Kisfaludi eine Reise nach der Schweiz und Deutschland. Seine Freunde benutzten die Abwesenheit des Dichters und ließen eine im Manuscript zurückgelassene Tragödie „Tatarok“ aufführen, die in Pesth mit großem Beifall aufgenommen wurde. Als der Dichter 1817 nach Pesth zurückkehrte, ward seine Tragödie ihm zu Ehren abermals gegeben und er, wider Willen auf die Bühne geführt und hier unter dem stürmischen Freudenruf des Publicums gekrönt. Dieser unerwartete Erfolg reizte Kisfaludi, und in Zeit von 3 Jahren erschienen acht Theaterstücke von ihm, die von großem Talente zeigten, aber auch alle Spuren der Eilfertigkeit an sich trugen, mit welcher sie geschrieben waren. Kisfaludi wurde am 19. März 1790 im Raaber Comitate geboren. Es wäre zu wünschen, ein talentvoller Ungar, der beide Sprachen gleich gut zu handhaben verstände, legte den Deutschen einige Proben dieser ungarischen Nationaldramen in einer glücklichen Uebersetzung vor.

Mozart's Gedächtnißfeier in München.

Am 16. Aug. wurde im Hoftheater zu München zum Behufe der Errichtung eines Denkmals für den Componisten eine Feier veranstaltet, worin der erste Act des Don Juan aufgeführt ward, welchem Tableaux aus den übrigen Opern des Componisten folgten. Heinrich Stieglitz, seit einiger Zeit in München wohnhaft, leitete die Feier durch ein ansprechendes, erklärendes Gedicht ein. Der Ertrag, welcher über Erwartung reichhaltig ausfiel, ward nach Salzburg gesendet.

Lebrün.

Aus der Feder dieses rüstigen Uebersetzers und vormals beliebten Komiker's, hat die Theaterwelt ein Lustspiel zu erwarten „Lehr-, Wehr- und Nährstand.“ Der Stoff soll aus Lafontaine's Leben entlehnt sein. Wenn die Bühnen damit belehrt und genährt werden könnten, verdiente die Arbeit eine Prämie, sonst aber nicht.

Meyerbeer.

Der Componist „Robert des Teufels,“ „der Hugenotten“ ꝛc. der vor einiger Zeit von Paris nach Baden-Baden abging, wie man sagte, einen neuen, eclatanten Operntext von Scribe in der Tasche, war jüngst in Berlin, wo ihm zu Ehren „Robert der Teufel“ aufgeführt wurde. In den letzten Tagen ging er durch Leipzig nach Weimar. Man erwartet ihn in Kurzem wieder von dort zurück und hofft alsdann unter seiner Leitung „die Hugenotten“ hier zu hören.

Theater in Athen.

Es bestehen jetzt in Athen zwei Theater, ein griechisches und ein italienisches; doch soll leider keins viel taugen! Vor kurzem ward auf der griechischen Bühne ein Lustspiel „die verliebte Familie“ aufgeführt, als dessen Verfasser der Staatsrath Rhigo genannt wird. Das Publicum soll sich sehr amüsirt haben, wahrscheinlich des Scandals halber, den es erregte, da einige Redacteure arg darin mitgenommen wurden. Ueberall Lappereien, auch in Athen, wo man sonst große Thaten dachte und spielte. Die Athenienser von gestern aber erfreuen sich des guten Gedeihens der veredelten Schafzucht, die jetzt unter den Zinnen der Akropolis getrieben wird. Die Griechen wollen in die Wolle kommen.

Esslair.

Dieser greise Mime hat neuerdings einen Cyclus von Gastrollen auf dem Burgtheater in Wien mit rauschendem Beifall gegeben. Am meisten Enthusiasmus erregte der ehrwürdige Künstler als Kriegsrath Dallner in der „Dienstpflicht,“ sodann als Essighändler und Walter in Raupachs „Bettler.“

Der Tenorist Düprez.

Dieser ausgezeichnete Sänger ist den Parisern so unentbehrlich geworden, daß man ihm den ersten Monat seines ihm bewilligten Urlaubes mit 20,000, den zweiten aber mit 25,000 Franken abgekauft hat. Eine gute Kehle — will sagen eine tönende, nicht eine schlingende — ist heut zu Tage ein wahres Goldbergwerk.

Neue Oper von Halevy.

Dieser thätige Componist hat eine fünfactige Oper „Cosmus von Medici“ für den September angekündigt, während er für das Theater der komischen Oper eine Buffo-Oper zu schreiben versprochen hat. Das Componiren wird bald so schnell gehen, als das Drucken mittelst Dampfpressen.

Der Postillon von Lonjumeau.

Diese neue Oper, die in Paris schon unzählige Male aufgeführt und mit großem Beifall auch in Berlin gegeben worden ist, wird in den nächsten Tagen auch auf dem Leipziger Stadttheater in Scene gehen.

Der Mägdekrieg in Paris.

Nicht der, welcher allen Männern den Untergang im Leben geschworen hat, sondern zur Kurzweil ein hübsches Spiel auf dem Theater an der Porte St. Martin. Der Director will sich das Stück Arbeit, ein Melodrama, was kosten lassen. Er hat einige hundert junge, schöne Mädchen engagirt, die nun wahrscheinlich geübt werden im Bogenspannen und Pfeilschleudern. Die Pariser wissen Alles lustig und schmackhaft einzurichten.

Ueber
die hiſtoriſche Bedeutung der dramatiſchen Poeſie.

Von

Julius Moſen.

Ein verſtändiger Bergmann weiß aus der Aufeinanderfolge der Erdſchichten auf die Erze zu ſchließen, welche darunter ſich hinziehen; ein guter Brunnengräber mit und ohne Bünſchelruthe auf die Ader des Waſſers, die er unter der Erde zu ſuchen hat. So ſoll auch der rechte Geſchichtsforſcher von der Oberfläche zur letzten Tiefe ſteigen, bis er das Herz des Weltgeiſtes fühlt. Nur die Gegenwart hat dieſen Scharfſinn abgeſtumpft in Niedrigkeit der Geſinnung und thieriſcher Klugheit ohne Inſtinct, und doch ſpringt der Weltgeiſt in der Geſchichte oft ſo gewaltig zu Tage in großem Bogenſtrahle, wie der Uraguay in Südamerika unmittelbar aus der Erde, daß darunter ein ganzes Regiment manoeuvriren kann, ohne von dem lebendigen Waſſer benetzt zu werden. Aber wenn auch nie eine geliebte Hand auf das Herz des Weltgeiſtes fühlend ſich gelegt hätte, doch ſchlägt es fort in heiliger Sehnſucht nach Erlöſung von ſich geiſtig und leiblich; da werden Gedichte daraus, — Roſen und Leukoien, Fiſche und Vögel, und allerlei Thiere und wir Menſchen ſelbſt ſind nur Gedichte dieſes uralten Meiſters, Gedichte, die wie die Perſonen in einem Schauſpiele bei der Aufführung auf den Brettern, ein eigenes Leben bekommen haben, und ſich wieder zurück dichten möchten in die Seele des großen poetiſchen Vaters. Deshalb iſt die Welt- und Völkergeſchichte nur eine Telegraphenſprache voll armſeliger Zeichen, welche das größte Liebeslied, das nur je geträumt worden iſt, plump und hart wiedergeben. Darum ſpricht die Menſchheit ihre eigentliche, innere Geſchichte noch in einer andern Sprache, in der Dichtkunſt, aus. Jeder Menſch, jedes Volk hat ſeinen Theil daran. Wie der einzelne Menſch erſt die Kindheit, dann das Jünglingsalter und die Epoche eines Mannesalters durchzuleben hat, bis er ſich anſchickt, als Greis hinüberzugehen zu ſeinen Vätern: ſo ſollte jedes Volk ſeine Kindheit — ein Hirten- und Jägerleben —, ſein Jünglingsalter — ein Heroenthum —, ſein Mannesalter — ein Bürgerthum — erleben, bis es von dieſer Höhe als ein alterſchwacher Greis hinunterſteigt und aus der Geſchichte verſchwindet. Eben ſo dreifach ſpricht ſich bei jedem Menſchen und bei jedem Volke die Poeſie aus. Mit dem Kinde betet ſie, jauchzt und klagt, liebt und ſpielt ſie, und iſt lyriſch; — mit dem Jünglinge ſtürzt ſie, Heldenthaten ſingend, zu neuen Heldenthaten, und iſt epiſch, aber wie der Menſch erſt zu ſeinem Bewußtſein als Mann gelangt, ſo erſt ein Volk zu ſeinem Bewußtſein im National-Bürgerthume, und in dieſem die Poeſie zu der dramatiſchen Dichtkunſt.

Wie aber der Mann gern die Erinnerung ſeiner Jugend mit zu den ſpätern Tagen hinüber trägt, ſo ein Volk in das Bürgerthum hinüber aus den Wäldern und Auen die alten lyriſchen Klänge. Wie die **Nymphaea alba**, die Seeroſe, wechſelnd mit ihrer Blume untertaucht und wechſelnd wieder blühend emporſteigt, ſo auch die Lyrik.

Wenigen Menſchen iſt es vergönnt, ſich bis zum Bewußtſein ihrer ſelbſt durchzuleben, ſie bleiben lyriſch oder werden höchſtens epiſch. Wenigen Völkern war das Glück ſo hold, ihr inneres poetiſches Leben bis zum Drama zu ſteigern.

Vor Allen gelang es dem Volke der Hellenen, alle Phaſen der innern und äußeren Geſchichte in herrlicher und faſt ununterbrochener Reihefolge poetiſch zu durchleben.

Mit der Lyra ziehen die Hellenen aus den Wäldern heraus, um Städte und Staaten zu errichten, — mit dem Rhapſodenſtabe ſtürzen ſie ſich in das Heldenthum; — das ewige, ſpeerdurchſchwirrte Buch der Iliade ſchließt die Jünglingsepoche ab —; aus dem Heldenthum ſünde- und beutebeladen kehren ſie heim in ihre Städte, — ſie ſind Männer geworden, die das Erworbene bewahren und vermehren wollen, ein jeglicher im Bewußtſein göttlicher Individualität; — das freie Bürgerthum iſt begründet, und wieder in ihr die dramatiſche Poeſie durch Aeſchylos den gewaltigen, faſt noch lyriſch und epiſch zugleich; ſie gelangt zu ihrem klarſten Bewußtſein in Sophokles unter

dem großen Bürger Perikles, — zu derselben Zeit, wo Athen, diese Metropolis der Hellenen, plötzlich aufbrach zur herrlichsten Blüthe der Freiheit, — und so fällt wieder mit der höchsten Glorie des Bürgerthums die vollendetste dramatische Poesie zusammen. Schnell verblühen die zartesten Blumen, schneller die Freiheit. Ein altes Volk, welches den Unbestand jeglicher irdischen Größe und Herrlichkeit gesehen hat, gelangt, wie so viele Greise, zur Ironie, — zur Verspottung des Lebens und seiner Täuschungen, — zum eigentlichen Geiste des Lustspiels, — zur Kehrseite der dramatischen Poesie, deren Lichtseite die Tragödie ist. So verhüllte auch das Hellenenthum das Haupt und ging mit bitterlächelnden aristophanischen Scherzen zum Hades hinab.

Da, wo nicht, wie bei den Hellenen, ein freies Volksleben entstand, der Einzelne des Volks vielmehr in ungebundener Freiheit ein Hirten- und Jägerleben fortlebte, scheint es, als wenn die ganze Poesie ihres Daseins mit allen ihren Leiden und Freuden in der Lyrik aufgehen wollte, wie bei den Arabern.

Wo jedoch ein Volk bis zum Heldenthume gelangt ist, finden wir auch immer das epische Element ausgeprägt, wie bei den Spaniern in ihren Romanzen, ähnlich den unzusammenhängenden Kämpfen castilianischer Ritter mit den Mauren.

Ein Volk, das nach der Heroenzeit zu keinem rechten, gesunden, freien Bürgerthume gelangt ist, sondern nur wie das Volk der Chinesen und Hindostaner, zu einem Spießbürgerthume mit Handel und Gewerbe und blühender Polizei, dichtet das Mährchendrama ohne durchgreifenden Charakter, ohne Zusammenhang mit den Weltereignissen, — so wie auch ein Mensch, welcher die Morgenstunden der That im Bette der Trägheit verschläft, viel tolles Zeug durch einander träumt. Selbst die Sakontala ist ein solcher Morgentraum, eine farbige Schattengestalt an der weißen Wand vor der Laterna magica. Alle ähnlichen Dramen sind Gespenster des vor der Geburt gestorbenen Freibürgerthums: — sie repräsentiren jedoch gut genug das asiatische bürgerliche Wesen, eine Gleichheit ohne Freiheit unter dem göttlichen Bambusrohre.

Höher stehen schon diese Nationen im Reiche der Geschichte und der Poesie, welche wenigstens die Anwartschaft auf ein Freibürgerthum bei ihrem Auftritte auf der Weltbühne mitbrachten, und doch darum betrogen worden sind, wie manchmal Jünglinge, die aus der freien Studentenjahren in die dumpfe Schreibstube zwischen Acten hineinversenkt werden.

Selten verlieren diese Sclaven der Verhältnisse ganz das Gefühl ihrer ehemaligen Anwartschaft auf das Recht, ihre Potenz ausleben zu können; selbst wenn sie sich dem Bureaukratismus acclimatisiren, blitzt zuweilen der Spott über sich und die Welt in ihnen auf — sie überspringen die Zeit der Tragödie, und werfen sich in die Comödie und in die mit ihr verwandte humoristische Novelle.

Mehr oder weniger gilt dies von Spanien.

Spanien tritt mit der castilischen Sprache und seinem Romanzenepos: „der Cid" zuerst in die Reihe der Nationen. Spanien, berufen zum Freibürgerthume schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo damit in Arragonien der Anfang gemacht wurde, beginnt fast zu gleicher Zeit sich der dramatischen Poesie zu nähern. Als aber in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Arragonien sich mit Castilien verheirathete, — und die drei gewaltigen Menschen, Ferdinand, Isabelle und Ximenes, der Nation zwar die Einheit, aber auch zugleich die Inquisition, gaben; da hatte Spaniens hohe Braut, die Freiheit, beim Hochzeitmahle einen Gifttrunk erhalten. Sie siechte und starb in den Armen des entsetzlichen Philipp II. An ihr Grab setzt sich die Comödie, und fragt: was ist die Welt anders, als eine Intrigue? — Zu ihren Füßen kniet der komische Roman — Don Quixote — und fragt wieder: schöne Dulcinea, bin ich denn wirklich ein Narr?

Die Romanze und Comödie ist die Poesie der Spanier; — Jünglings- und Greisenpoesie; — sie hatten nie ein rechtes Mannesalter.

Ihre Tragödie kommt mir vor, wie der sterbende Fechter auf dem Capitol in Rom, der mit der Todeswunde in der Brust und einer stummen, wehmüthigen Sentenz auf der Lippe, sich anständig verblutet in der Arena zum Schauspiele den Herren der Welt. Calderon tritt ein und spricht:

Was ist Leben? Trug der Sinne.
Was ist Leben? Hohler Schaum.
Ein Verblühen beim Beginne. —
Ein Phantom, ein Schatten kaum.
Wenig kann das Glück uns geben.
Denn ein Traum ist unser Leben,
Und die Träume selbst sind Traum.

Wie der Spanier, so hat auch der Italiener aus denselben Gründen in späterer Folge nur die Poesie der verlorenen Freiheit — das Mährchen und die Comödie; desto höher steht, wie auch dort, seine frühere, die lyrische und epische Poesie. Es scheint, als könne unter diesem Himmel nur Heldenthum und Liebe gedeihen. Der Geist der römischen Geschichte widerspricht diesem nur scheinbar. Die Römer, welche unter den Nationen das sind, was der Arsenik unter den Metallen ist, der alle übrigen zerfrißt, waren von vorn herein ein zusammengelaufenes Räubervolk, und scheinen deshalb voraus bestimmt gewesen zu sein, die Nationalitäten der alten Welt zu vernichten. Sie

waren und blieben große Räuber. Wie sie ihre Bande von Anfang an durch Aufnahme fremder Nationen zu verstärken suchten, so fuhren sie fort, bis alle Nationen zusammenliefen in ein großes Römerthum.

Sie romanisirten den Erdkreis, und gelangten darüber selbst nicht zu ihrem Schwerpuncte — zu einem rechten Nationalbewußtsein im Freibürgerthume, deshalb auch nicht — zur ächten Poesie. Das, was ihnen eigen ist, stellt sich dar in den Liebesgedichten Ovid's, in ihren Satirikern und in ihrer Neigung zur Comödie.

Einen bestimmteren Anlauf, als die Italiener, nahmen die Franzosen zur dramatischen Poesie und zugleich zum welthistorischen Freibürgerthume.

Auch zwischen ihrer epischen und dramatischen Zeit liegt eine Periode, in welcher die Nation und ihre Freiheit zu verkümmern schien; Rabelais schrieb seine Satiren.

Die Franzosen waren aber zäheren Stoffes als die Italiener und Spanier. Eben dadurch, daß Ludwig XIV. die Freiheit mit dem letzten Todesstreiche, welchen er dem Adel versetzte, gänzlich vernichten wollte, brach er dem neuen Freibürgerthume die Bahn. Es kündigte sich mit Tragödien an, und Cornelle, berauscht von dem Geiste der Zukunft, declamirte seinen Cinna, Mort de Pompée und Nicomède in parlamentarischer Redeweise des Livius. Die Hofleute lächelten über den Franzosen mit den starren Römerworten, über seine rohen Sitten, seine Armuth und den noch größeren Bettelstolz, aber die Zukunft lauschte von Ferne mit trunkenen Ohren, und memorirte so lange die prächtigen Worte, bis sie wieder emporschmetterten in der Marseillaise, im Nationalconvent aufbrausten und verhallten in den Reden Napoleon's. Cornelle war der Danton der französischen Tragöden. Ergriffen von diesem Geiste der Zukunft, schrieb auch der sanfte Racine seine Tragödien. Er brachte französische Leidenschaft, süße Liebesworte zur starren Römertugend seines Vorgängers. Er ist der Girondist der französischen Tragöden.

Die freie Sevigné prophezeihte, daß seine Tragödien und der Kaffee, den man damals zuerst in Europa einführte, bald wieder in Vergessenheit gerathen würden. Die Façon ihrer Busennadel findet man noch jetzt in den Gewölben der Juweliere, aber man trinkt auch noch Kaffe und liest die Tragödien des zarten Racine.

Von allen neueren Nationen waren die Engländer so glücklich, zu ihrem nationellen Bewußtsein und zur Freiheit des Bürgerthums, in Vermählung mit Königthum und Aristocratie, zu gelangen.

Aus dem Epos der Bürgerkriege, aus den blutigen Kämpfen der Häuser York und Lancaster geht das Bürgerthum siegestrunken hinüber in die goldene Elisabethan age; — und sein Shakspeare fliegt, wie ein zweiter Jason, entdeckungslustig nach dem Colchis der Poesie, steckt die königliche, großbrittanische Flagge dort auf und nimmt davon Besitz auf ewige Zeiten im Namen Elisabeth, der Großen, Königlichen, Großbrittannischen Majestät. Er kehrt heim mit dem goldenen Vließe und läuft, umjauchzt von dem unzähligen Geschwader der Kauffartheischiffe, mit vollen Segeln ein in die heimische Themse — der geliebte Sohn der bürgerlichen Freiheit, der ewige Admiral der Poesie.

Könnte ich von Deutschland so sprechen! — Von dem Epos der Römerzüge und der Hohenstaufischen Kämpfe kam es im ganzen Mittelalter zu keinem rechten Bewußtsein seiner Nationalität, am allerwenigsten zu einem nationellen Freibürgerthume. Es kam von seiner epischen Zeit zurück nach langer Irrfahrt, wie Odysseus, weinend in die fremdgewordene Heimath, bettelnd in das eigene Haus, verspottet von den übermüthigen Freiern, — und noch jetzt liegt der alte Bogen ungespannt am Boden. Dennoch ist das Heldengedicht zu Ende. Die Frage um ein nationelles Freibürgerthum ist nicht, wie in England, zur Tagesordnung gekommen. Mit dem Bauernkriege und der darauf folgenden Nemesis des dreißigjährigen Krieges kürzten alle drei Stände des Reichs in den Zustand einer langen Lethargie.

Da blühte wieder über dem Wasser heimlich empor die Nymphaea alba der Lyrik. Bald darauf trat Lessing, der erste große Bürger Deutschlands, mit der Frage nach Nationalität und dramatischer Poesie hervor. In seinen letzten Jahren soll Lessing häufig geäußert haben: er sterbe aus Mangel einer großen Idee! Er hätte sagen sollen: er sterbe am Wehe der Geburt der neuen Idee, welche erst später unter die europäischen Völker trat, wie die Minerva mit klaren Augen und speerbewaffneter Hand, auf der Brust das Gorgonenhaupt.

Auf derselben Bahn drang Schiller vor; er warf seine Räuber in die Welt, diesen Wehruf einer großen Seele im Kerker, stürzte mit Marquis Posa vor den Thronen nieder und rief: gib Gedankenfreiheit, Herr! — schrieb seinen Wallenstein, die heimliche und letzte Hoffnung böhmischer Nationalität, und seinen Wilhelm Tell, den Freiheitshelden der Schweizer.

Goethe, aufgewachsen unter mittelalterlichen Institutionen einer Reichsstadt, ist mehr epischer Natur; er ist eigentlich nie tragisch, so wie er auch später jeden tragischen Schmerz sich vom Leibe zu halten wußte; er ist dafür der große, unübertroffene Meister im modernen Epos — dem Roman.

Der dramatische Dichter muß eine Thatsache aus der Geschichte schöpfen, wie jener indische Zauberer, welcher das Wasser im Strome zusammenballte, und auf der flachen Hand wie eine Kugel hervorheben konnte; anders ist es mit dem Epiker, der vom Strome der Begebenheiten wie ein Schwimmer sich tragen läßt in die blaue Ferne. — Goethe war ein solcher wogengetragener Genius. Sein Vater, welchem der epische Charakter des Sohnes nicht recht behagen mochte, und sich darüber ärgerte, daß der junge Epiker keine Landschaft fertig zeichnete, nöthigte ihn dazu, daß er um die Zeichnung ein willkürliches Linienquadrat zog, das sein Wolfgang ausfüllen mußte. Wolfgang behielt aber seine epische Untugend, wie so viele poetische Fragmente in seinen Werken bezeugen. Beide Heroen unserer Literatur ruhen nun bei ihrem Freunde, Carl August, in der Gruft. Es ist anders geworden. Hier beginnen die Fragen der Politik, welche in diesen historischen Versuch nicht mehr gehören. - Soviel darf noch erwähnt werden, daß die deutsche Nation, als nach dem französisch-russisch — deutschem Kriege ihre Frage beseitigt wurde, dennoch groß genug war, sich von der Tragödie abzuwenden, wie sie mit spanischen Trochäen und Sentenzen sich anständig, wie der sterbende Fechter auf den Hoftheatern, verbluten wollte. Seit dem klang in Wien die Poesie der dramatischen Mährchen an. Von diesen war kürzlich oben die Rede.

Scenen aus dem Trauerspiel:

Heinrich der Finkler.

Von E. Willkomm.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Memleben. Ein Saal.

König Heinrich. Otto und Heinrich, seine Söhne. Drei Abgesandte der Magyaren.

K. Heinrich.
(auf dem Throne.)

Da habt ihr den Bescheid. Macht nun damit,
Was euch beliebt! Ihr könnt mir's nicht verdenken
Und meinem Volk, daß wir die Fesseln brechen.
Wir sind es überdrüssig, euch zu dienen
Und wollen fortan für uns selber leben.
Sagt das dem Hunyad.

Erster Gesandter.
Also der Vertrag ....

K. Heinrich.
Ist somit aufgehoben.

Zweiter Gesandter.
Und gebrochen?

K. Heinrich.
Das nicht. Ich hab' ihn wie ein Mann gehalten.
Neun lange Jahre hab' ich euch versprochen
Tribut zu zahlen; das hab' ich gethan.
Die Zeit ist um, und nun erst sag' ich offen:
Von heut an zahl' ich nichts mehr.

Erster Gesandter.
Glaubst Du denn,
Daß unser mächt'ger Fürst dies freche Wort
Mit ruh'gem Blick vernehmen wird?

K. Heinrich.
Ich zweifle.

Zweiter Gesandter.
Wenn nicht, was soll er thun?

K. Heinrich.
Was ihm beliebt!

Dritter Gesandter.
Ha! wagst Du uns zu höhnen, schwacher Sachse?

K. Heinrich.
Eh' ihr von Schwäche redet, laßt uns erst
Die Kräfte messen. Wenn ich schwach mich fühlte,
Glaubt ihr, ich spräche so vertrauensvoll?

Erster Gesandter.
Du sollst erzittern!

K. Heinrich.
Wenn die Erde bebt,
Der Himmel wankt und Stern an Stern wird fallen,
Doch nicht vor eurem Grimme!

Zweiter Gesandter.
Wofür denn hast Du uns den Zins gegeben
Neun Jahre lang, als weil Du sicher wußtest,
Daß wir die Kinder Dir zerschmettern würden,
Die Weiber Deiner Sachsen mit uns schleppen

Und ihre zartgeformten Töchterchen
An unſrer Roſſe Schweif als Zierrath binden,
Um nach dem Kampf bei ihnen auszuruhen.
War das nicht Furcht?

K. Heinrich.

Daß ihr an Grauſamkeiten euch ergötzt,
Iſt allbekannt, ihr braucht's nicht zu betheuern.
Doch könntet ihr vielleicht als Neuigkeit
Dem weiſen Fürſten Hunnad hinterbringen,
Daß auch der ſo gering geſchätzte Sachſe
Durch Liſt Magyaren zu berücken weiß.

Erſter Geſandter.

Berücken!

Zweiter Geſ.

Uns berücken?

Dritter Geſ.

Hinterliſtig?
Ein Sachſe?

K. Heinrich.

Ja, ein Sachſe euch Magyaren.

Dritter Geſ.

Ha, Rache, blut'ge Rache!

K. Heinrich.

Steht euch frei,
Wenn ihr's vermögt. — Ihr meinet, es ſei Furcht
Vor euch geweſen, daß ich ſchweren Zins
Bewilligte und zahlte? Habt Ihr denn
In dieſer Zeit gar nichts von mir vernommen?
Von meinen Kriegeszügen, meinen Thaten?
Von Völkern, die beſiegt zu meinen Füßen
Sich warfen und mir huldigten? Gar nichts
Von jenen Städten, die ich raſch erbaut,
Die Grenzen mir zu ſchützen? Habt ihr nicht
Die hohe Burg zu Meiſen angeſtaunt,
Die mir den Paß vertheidigt an der Elbe? —
Glaubt ihr, ich habe das aus langer Weile,
Weil mir die müß'ge Zeit zum Ekel ward,
Gethan? O ſchafft euch beſſ're Augen!
Gewöhnen ſollte ſich der Sachſe nur
An's ſtarre Waffenhandwerk; ſollte muthig
Die off'ne Bruſt dem rauhen Wetter bieten
Und nicht ermatten bei verlängten Mühen.
Das hinterbringet eurem Fürſten. Sagt ihm,
Er möge kommen, Sachſen harrten ſein,
Geübt in Waffen und ergraut beim Siege.
Dies meine Furcht; jetzt geht!

Erſter Geſ.

Zahlt den Tribut!

K. Heinrich.

Wenn Du recht tobſt, wird er Dir nicht entgehen.

Zweiter Geſ.

Nicht nur mit hunderttauſend ziehet Hunnad
Heran an Deine Grenzen, ganze Völker
Begleiten ihn, die roßgewandten Slaven,
Der Mähren Stämme und der Wenden Kraft,
Der Normann, deſſen Kampf an hundert Orten
Zu gleicher Zeit den Feind zum Streite zwingt:
Sie Alle fliegen hinter dem Siegeswagen
Des mächt'gen Fürſten der Magyaren her!
An tauſend Enden ſtürmend wie der Nord,
Wird er die Thüren Deines Reiches ſprengen,
Die Marken überſchwemmen, wie die Theiß,
Wenn brauſend ſegt vom Tatra her der Sturm!
So wird er kommen, Dich zertreten und
Gefeſſelt an den Siegeswagen bindend
Fortſchleppen über Berg und Thal; bis Du
Zerſchmettert, faulſt auf öder, feuchter Steppe!

K. Heinrich.

Man hört den Ungar ſprechen.

Erſter Geſ. (ungeſtümer).

Zahlt Tribut!

K. Heinrich.

Du willſt? — Nun gut! Empfange, was Dir gebührt,
Doch, haſt Du ihn, ſo fahr' nicht aus der Haut!
(Er winkt. Ein Knappe ſchleudert dem Geſandten einen todtigen Hund zu. Lautes Beifallgejauchz der Sachſen: „Hurrah und Halloh!“)

Dritter Geſ.

Fluch und Tod auf Dich!

Zweiter Geſ.

Blut für den Hohn!

Erſter Geſ.

Der todt'ge Hund ſoll Reue Dir bereiten,
Die Du nicht locken wirſt in's Vogelneſt!
(Die Geſandten ab.)

K. Heinrich.

Geh, Otto, ruf' mir Sigefried und Herrmann.
Du, Heinrich, Lohengrin, und ſag' ihm an:
Ich warte ſein, ſobald die Grafen ſcheiden.
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Vor dem Schloſſe.

Kleine, Georg (von verſchiedenen Seiten kommend).

Kleine.

Guten Abend, Georg; weißt Du's?

Georg.

Was! Iſt's gut?

Kleine.

In alle Welt ſind ſie gejagt die drei Hungerleider! Eben ſagte mir's Ethelwolf. Der Heinz hat zu ihnen geſagt: Geht! Ich mag kein Diebe füttern. Ich will mich ſelber ſatt eſſen, und meine Kinder da in der Au', die wollen auch nicht Hungers ſterben. Drum marſch! Geht in Gottes- oder vielmehr in drei Teufelsnamen und kommt mir nicht mehr vor die Augen! Jetzt gilt's!

Georg.

Nun, das iſt doch ein Anfang.

Kleine.

Ja wahrhaftig, der ist's! Für den Ausgang aber müssen wir mit sorgen.

Georg.

Da kommen Diepholt und Kunrad von Wollmirstätt, die werden glotzen!

Diepholt.

Guten Abend, Georg; viel Glück zum Herbst, Kleine! was gibt's Neues in Memleben? Ihr seht ja aus so rein und lustig, wie die ersten Maikäfer.

Kleine.

Du kannst dieselbe Gesichtsfarbe auflegen, wenn Du Lust hast, einen Tanz zu machen.

Diepholt.

Tanz?

Kunrad.

Wo denn? Mit wem? Etwa mit den Fremden? Oder ist es nicht wahr, daß ihr hohe Gäste beherbergt?

Kleine.

Richtig! Du weißt den Kern zu verspeisen, eh' Du die Nuß gesehen hast. Mit der Gastfreundschaft aber ist's aus; es ist nur eine Last Feindschaft draus geworden. Hast Du gute Sohlen?

Kunrad.

Wenn's nicht über geschliffene Felsen geht, werden sie wol halten. Was gibt's?

Kleine.

Die Ungarn wollen uns aufspielen. Der Heinz hat drei von den Rackern aus dem Schloß gejagt und ihnen noch Fersengeld dazu gegeben.

Diepholt.

Na, das ist doch mal ein gescheidter Einfall!

Kleine.

Ein Mal? Grobian! Als ob's das erstemal wäre, daß der Heinz was Vernünftiges thut!

Diepholt.

Nun, nimm's nur nicht krumm! Weißt ja, daß ich immer grade 'raus rede. Versteh's recht! Es lebe Heinrich! Nun?

Kunrad (der mit Georg gesprochen).

Bravo! — Und wenn geht's los?

Kleine.

Morgen, Uebermorgen! Sobald das Gesindel anfängt zu spektakeln.

Kunrad.

Gott lob! Da gibt's doch wieder eine Gelegenheit, dem braven Heinz einen Herzensgefallen zu thun. Guten Abend! Ich muß fort nach Allerstädt, um's denen auch anzusagen. Die sollen jubeln!

Kleine.

Viel Glück! Ruf' auf, wen Du kannst; es gilt ja unserem Heinz und dem lieben deutschen Vaterlande.

Diepholt (zu Kunrad).

Wird, wird! Es ist herrlich! Eine Zeit, wo einem das Herz doch wieder warm klopft. Glück auf die Reise. Ich sag's den Unsrigen! Guten Abend! (Alle ab.)

Vierte Scene.

Der Schloßgarten. Zur Seite ein Altan.

Kunigunde.

(auf dem Altane.)

Es ist ganz still; man hört das Heimchen zirpen
Im Moos. Ob er mich hier erwarten mag?
Da liegt die Leiter; dorthin rankt der Weg
Sich an der Eiche Riesenwuchse fort
Zur Unstrut. Dort verträumt er süße Stunden
In stillem Sinnen, oder senkt die Angel
In's helle Reich der Fische. Süßer Angler,
Könnt' ich Dich heut doch angeln! — Still!
Was rauscht?
Die Birke schwankt; es regt sich was! — Er ist's! —
Pst, pst! — Er sieht sich um. Pst, pst! — Wie flugs
Er schirmend über'm Auge schürzt die Hand.
Wol ahnt er nicht, wer flüstert. Mich verbirgt
Der Schatten dieses Pfeilers. Reck' ich ihn
Noch eine süße Frist erwartungsvoll.
Pst, pst! — Bald wird er taumlich werden;
o der Schelm! —
Wie er sich jauchzend hin und wieder biegt.
Noch einmal popp' ich ihn, so merkt er's schon,
Nur lauter noch. Pst, pst! — Ei, daß Dich Schelm!
Jetzt geht er rückwärts? Wahrlich! Gelt, ich fang' Dich,
Sing ich ein Liedchen, leise, Heimchen gleich.

(Sie ergreift eine Harfe und singt:)

„Saust Vöglein
Im grünen Hain
Sang in der Nacht:
Wacht, wacht!
Kommt flugs herein
Ein Mädchen fein
Geschlüpft sacht.
Sanft lacht.
Es dreget zurück
Mit forschendem Blick
Die Aeschen zart
Nach Schelmen Art.
Und das Vöglein duckte sich.
Da kichert er sacht,
Und das Vöglein lacht:
Wir vertragen uns sicherlich!"

Bruno (kommt näher).

Bei Gott, sie ist's! Es ist mein Maienlied,
Das ich ihr einst im scheinischen Spiel gedichtet,

Wo sie sich nur versteckt?

(Er ruft leise.)

Ho, Kunigunde!

Wo bist Du? Kunigunde, sprich!

Kunigunde.

Pst, pst! —

Nun soll er mir noch zappeln.

(Tritt in die Thür des Altan zurück.)

Bruno.

Sei nicht grausam.

Wo bist Du, Sängerin?

Kunigunde (tritt heraus).

Pst, pst!

Bruno.

Das kam von Oben.

Schwebt sie wie Geistertöne in der Luft,
Die schwellend blau sich wiegt um diese Zinnen?
O laß Dich sehen, Kunigunde; bitte!

Kunigunde (wirft ihn mit Rosen).

Im Rosenhain, pst, pst!

Bruno.

Hier? Komm herab.

Kunigunde.

Nein, nein, komm nur herauf.

Bruno.

Es ist zu spät,
Das Thor ist schon geschlossen.

Kunigunde.

Wo warst Du?

Bruno.

In Burg Scheidungen.
Du weißt's, ich liebe diese alten Trümmer,
Die an der Vorzeit große Tage mahnen.
Aus ihnen spricht mit märchenhaftem Mund
Die Sage bald und bald auch die Geschichte.

Kunigunde.

Laß das; komm nur herauf.

Bruno.

O könnt' ich nur!

Kunigunde.

Dort schimmert eine Leiter.

Bruno (ergreift sie).

Ist zerbrochen.

Kunigunde.

Hier ist ein Ast; erstrig' ihn. Hier mein Tuch.
Das halt ich fest, Du, faß' es hurtig an,
Doch nicht zu stark — o weh! Laß los! Ich falle.
Mach' Dich doch leichter!

Bruno.

Fasse das Geländer
Des Söllers fest, — doch nein! Umschlinge lieber
Das steinerne Geländ mit Deinem Tuch.
So! wirf's herab!

Kunigunde.

Jetzt spude Dich, und leise!
Man könnt' es hören. Rasch; brich nicht den Ast!

(Der Ast bricht. Hatto und Hogar in der Ferne.)

Du bist recht ungeschickt!

Bruno (steigt über den Söller).

Bin ich doch hier,
Was thut das Aestchen. Still!

Kunigunde.

Vernahmst Du was?

Bruno.

Mir schien's, als hört' ich Zweige brechen, pst!

Kunigunde.

Der Nachtwind ist's, der mit dem Birkenhaar
Im Schein des Vollmonds spielt, und das Gemurmel
Der Unstrut klingt wie lauschendes Geflüster.

Bruno.

Dem Lächeln gleicht es, das um Deinen Mund
Die Perlenschnur der Grübchen hängt, wenn Liebe
Im heißen Kuß von Deines Herzens Lippe
Das Blut, als rothergühter Fischlein scheucht.

Kunigunde.

(lobt ihn lächelnd in's Auge.)

Sieh', wenn ich Dir die blonden Locken kräus'le,
Da denk ich jedesmal, Du seist ein König
Der Elfen, die auf Mondlichtgondeln segeln
Durch Gras und Waldung; seh' ich Deine Augen,
Ist mir's, als glänzte Sängerweisheit drin;
Betracht' ich Deiner Stirne heitren Glanz,
So spricht das zartgebogne Rund zu mir:
Sei ihm ja gut, er lauscht des Himmels Tönen;
Und drückst Du mir die Hand, gleich geb' ich dann
Dem süßen Wahn mich hin, ich ruhe heimlich
Auf blühendem Moos vom Schlummergott gewiegt, —
Da fährt ein Traum mir in phantast'schem Spiel
Aus meines Lebens Schrein die Stunden alle
Vorüber und die schönste trag' Dein Bild. —

Bruno.

Das jetzt in warmem Leben Dich umfängt.

(Er umarmt sie.)

Hatto.

(unten hinter den Bäumen.)

Laß mich los!
Ich trag' es nicht — die Buhle!

Hogar.

Nimm Vernunft an!
Es ist des Heinrichs Sohn.

Hatto.

Und wär' er's selbst.
Mein Dolch für seine Küsse!

Kunigunde.

Deine Mutter?
Sie ist mir gut.

Bruno.
Dein Vater?

Kunigunde.
Kann er's hindern?

Hatto.
Das ungerath'ne....

Hogar.
Still!

Bruno.
Ich zweifle dran,
Daß er zu unsrer Liebe freundlich sieht.

Kunigunde.
Sehn nur wir selber freundlich. Sieh, mein Bruno,
Auf jene Lichter hier zu unsern Häupten,
Wie sie sich glänzend zu einander neigen!
Das sind die Abgeschied'nen; Selige,
Die Umgang pflegen in dem Haus der Geister —
So werden auch wir Beide einst zur Erde,
Der buntgeschmückten Schmerzensamme, schaun,
Und uns erinnern dieser sel'gen Nacht!

Hatto.
Ha! hätt' ich das geahnt — sie eine Metze
In Heinrichs Schloß geworden! — Teufel!
Der Graubart!.... Futter für die Raben!.....
Verfluchter Singfang! Alles reißt er nieder.
Zur Hölle mit den Sängern!

Hogar.
Du bist toll!
Ich seh' nicht ein, wie Dich's verdrießen mag,
Daß sich zwei gute Kinder küssen.

Hatto.
Wollte —
Ja, wenn's beim Küssen blieb! Bist Du ein Falke?
Siehst, was am Kusse hängt?... Ein Satansfinger!
Fluch ihm und meinem Kinde!

Hogar.
Rabenvater!

Hatto.
Wollt', das Gewickel wär' im Bad erstickt,
Hätte Gift getrunken aus der Mutter Brust!

Bruno.
Die Nacht ist, wie die Dichter singen, still
Und traulich und von Blüthenduft durchhaucht.
Johanniswürmchen schwärmen durch die Gipfel
Der Buchen und umkreisen das Gelock
Der Trauerbirken, wandelnden Türkisen
Und leuchtenden Rubinen gleich.

Kunigunde.
So werden
In unsern Haaren einst die Kränze blühen
Und flammen, die uns Lieb' und Treue binden.

Hatto.
Die Rache soll sie flechten! Laß mich los!
Ich schlag dem feigen Buben sein Gehirn
Heraus, eh's ihn die Liebesbrunst verzehrt.

Hogar.
Daß ich ein Narr wär'! Los uns gehen; komm!
Hast' was zu reden, sprich mit Heinrich selber.

Kunigunde.
Du träumst wol, Bruno!

Bruno.
Die Erinnerung
Taucht nieder in den Glanz vergang'ner Zeiten,
Und der Gedanke schwingt sich muthig auf
Zu den Gefilden, wo die Zukunft schlummert.
(Kurze Pause. Dann wie im Traum; von fern Harfenspiel.)
O, sieh, sieh, wie sie um uns kreist! Die Bogen,
Worunter wir gespielt, sie heben sich
Und steigen hoch empor — und drüber hin
Rauscht lind der ew'ge Chor beglückter Sänger.
In ihren Reihen ziehn die Könige,
Die guten, ihrer Völker milde Väter,
Vorüber — Engel ebnen ihre Bahn —
Da kommt mein Vater! Bei ihm Lohengrin,
Zur Seite Sachsens Kinder. — Alle jubeln,
Und Kränze, Kronen, ewige Guirlanden,
Aus Wünschen und aus heiligen Erfolgen
Geflochten, wehen über seinem Scheitel
Dahin, und alle Sachsen jubeln laut:
„Das ist der Fürst, der ewig leben wird,
Er gab die Freiheit uns und junges Leben!"
(Pause.)
Vorüber ist der Zug! War's ein Gesicht? —
Wie! — Kunigunde? Schläfst Du? — Wie sie lächelt!
Der Harfenton hat uns sie eingesungen.
Hier in der Wangen Grübchen spielt das Glück
Die Rose unsres Lebens aus. O, schlafe! —
Wirf, holde Nacht, du Traumgebärerin,
Auch über mich die Gaben deines Zaubers,
Den Frieden der Vergessenheit!
Komm, bunte Schaar, umhüpfe mich! Dein Schritt
Zähl' mir die schönsten Stunden meines Lebens!
Schlaf, Kunigunde, Frieden mir im Kuß!
(Er lehnt sein Haupt an Kunigundens Schulter.)

Hatto.
Sie schlafen. Auf! Ich will ihm seine Träume
Vertreiben; könnten lüstern werden! Geh!
Ich sage, laß mich los! Bei meinem Eid,
Verflucht sei diese Hand, die....

Hogar.
Still! Die Thür
Zum Söller öffnet sich.

Hatto.
Und wär's ein Engel,
Der sie beschützen wollte, hier der Grimm,
Der meine Adern schwellt zu blauen Schlangen,
Er soll ihn bald verjagen!

Hogar.

Schweige, sag' ich!
Es ist der alte Sänger Lohengrin.

Hatto (dumpf lachend).

Zwei schöne Kuppler! Nun, Gevatter Glück,
Steh mir nur bei, ich will den Kupplern lohnen!
Gespart ist nicht gezeigt.

Hogar.

Geh'n wir nach Haus.

Hatto.

Versteht sich — auch zum Teufel in die Schule!

(Beide ab.)

Lohengrin (die Harfe im Arm, tritt auf den Söller).
Welch duftiger Schein sein Haar umspielt! Der Mond,
Der durch Akazien lauschet, wirft sein Licht
In ungewissem Glanz auf seine Wangen.
Geschlossen spricht der Mund geheime Worte
Zum Geiste, der sich frei bewegt im Schlaf.
Der Augenwimpern Zucken zeiget an,
Wie er die Deutung wünschend niederschreibt
In Blätter, die kein Mensch erkennt. — Er lacht,
Und in dem Lächeln wiegt sich stiller Trost
Für jeglichen Geschickes böse Tücke. —
So spricht der Schlummer zu des Wachen Auge.
Es denkt der Traum, und was er denkt, das weiß
Die Seele nur, die wunderbar getheilt
In Eine ewig doch zusammenrinnt,
Sobald des Tages rosiges Erblühen
Den Mohn der Nacht von Schläfers Wange weht.
Schlaft sanft, ihr Kinder, und ersteht beglückt,
Wenn golden sich der Morgen regt im Osten.

(Lohengrin geht, die Harfe leise schlagend, ab.)

Vierter Aufzug.

Zweite Scene.

Gegend bei Keuschberg. Das Lager der Magyaren.

Hatto (an einen Baum gelehnt, ihm gegenüber der Fürst der Magyaren auf einem Stein sitzend).
Ich Thor! Wenn's wirklich wahr ist, was er sprach!
Ein Nebel decke ewig meinen Namen
Den kommenden Geschlechtern! — Kehr ich um? —
Ja, wenn es möglich wäre! Doch die Hölle
Wirft hinter jedem Sünder bei dem ersten,
Oft kleinsten Fehl, schon einen Riesendamm
Bang drohend auf, den kaum der Unschuld warmer,
Holdselger Kinderglaub' erklimmen möchte;
Wie soll's die hohle Furcht des Schuldigen! —
Und doch — — wer Reue fühlt, dem winkt sein Engel. —
Reich ihm die Hand, Du siegst! — Ist's aber nicht
Der Feigheit Schwäche? — — O, ein Kind, ein Mann! —
Man lacht dem Kindermann; — — lacht immerhin,
Lag' Hell im Hinterhalt, verflucht' ich's doch! —

(Er geht ab.)

Ein Bote (kommt).

Sie rücken an! Ein wandelndes Gebirg
Von Staub verräth den Weg, den sie gewählt,
Und ziehet, wie ein trübes Meteor,
Dem Heer' voran.

Zweiter Bote (kommt).

Die Feinde nahen uns!
So weit den Kreis das Auge schlagen mag,
Erbebet rings die Luft auf dem Gefilde
Vom Widerhalle ihrer Tritte Wucht.

Erster Bote.

Wir sind verloren!

Hunyad (steht auf).

O, ehrlose Memmen!
Wer spricht: ich zittre, wenn er mich erblickt?

Die Boten.

Erhabner Fürst!

Hunyad.

Schweigt still! ich will kein Wort
Von Eurer Lippe weib'schem Zucken hören.
Eh' sich die Sonne senkt, bin ich der Herrscher
In diesem Land. Seid still!

(Er setzt sich wieder.)

Ein Führer (naht den Boten).

Sagt an, wie's steht.
Der Fürst ist finster, trüb und melancholisch,
Doch, wenn er nur das Schlachtruf wird vernehmen,
Gleich einem Adler, der die Lämmer raubt,
Wird er muthschnaubend auf die Feinde stürzen.

Erster Bote.

Es dampfet allet Land in weiter Runde
Um uns herum, wie wenn ein Sturm den Staub
Der Steppe aufwühlt in der Heimath Fluren.

Zweiter Bote.

Die Feinde sind nicht fern.

Erster Bote.

Mir war's, als ob
Ein leises Klingen durch die Lüfte zöge.

Zweiter Bote.

Für ihrer Götter Zuruf hielten wir's.

Der Führer.

Mag's sein. Es war der Wiederhall der Stimmen,
Die nach dem Schlachtgetümmel riefen.

Erster Bote.

Sieh!
Was bringt man da?

Mehrere Magyaren (bringen Kunigunde geführt).

Ein Fang, ein Fang! Ein herrlich Mädchen, Fürst!
Ein Sachsenkind!

Hunyad.

Wo habt Ihr es ergriffen?

Ein Magyare.

Wir streiften in der Gegend, da geschah's,
Daß wir von fern 'nen Trupp Beritt'ner sahen.
Sogleich mit unsrer Rosse junger Kraft,
Zerbrachen wir der Felder braune Rippen
Und holten ihn in kurzer Weile ein.
Zehn Reiter waren's, die in ihrer Mitte
Verschleiert das verschämte Mädchen führten.
Sie weinte; zarte Perlen klarsten Wassers
Entquollen ihres Auges heller Blume;
Und zitternd, gleich dem Grasblatt in der Nacht,
Bog hin und her der weichgeformte Körper.
Rasch schlugen wir der Führer Macht zu Boden,
Und fort mit uns die schmucke Dirne reißend,
Siehst Du sie hier, als Beute vor Dir liegen.

Hunyad.

Seid brave Kinder! Geht! Soll mir behagen.

Kunigunde (wirft sich vor ihm nieder).

O, großer Krieger, Gnade! Laß mich frei! —
Ich elend, elend Kind! —

Hunyad.

Ein zart Gebild. —
Komm, laß Dich herzen.

Kunigunde.

Weg, entsetzlich Scheusal!

Hunyad.

Oho! bist Du so sperrig?

Kunigunde.

O, mein Gott! —
Ach, Vater! Vater!

Hatto (kommt).

Rief mich denn mein Kind?

Kunigunde (zum Fürsten).

Erbarmen!

Hatto.

Großer Gott im Himmel, hilf!
Mein Kind! — was bringt Dich hier in diese Hände?

Hunyad.

Kennst Du das Mädchen?

Kunigunde.

Vater, rette mich!

Hunyad.

Kennst Du das Kind? frag ich zum andern Male.

Hatto.

'S ist meine Tochter!

Hunyad.

Sieh, das trifft sich gut,
Gib sie zum Pfande mir für Deine Treue,
Und wir sind gute Brüder. — Komm, mein Weib,
Umarme mich! —

Kunigunde.

(wirft sich zu Hatto's Füßen.)
O, was hast Du gethan! —
Der Himmel, Vater, ob er tausendmal
Noch milder wäre, als es lehrt der Priester;
Er könnte doch des Frevels Uebermaß,
Das Du verübet, nimmermehr vergeben! —
Erbarmen, Fürst! — O, rettet mich, ihr Mächte,
Die sonst die gläubig Betende beschirmten,
Wenn hingesunken an des Altars Fuß
Sie ihren Blick zur Wölbung scheu erhob,
Und in der ew'gen Lampe sanftem Schimmer
Ein Gnadenlicht erblickte — rettet mich,
Beschützt die der Verzweiflung Hingegeb'ne!

Hunyad.

Das Kind gefällt mir, Hatto; gib sie mir;
Sie soll mir Könige gebären.

Hatto (finster für sich).

Ja, Du bist
Gerecht! — — Vergilt mir, Kunigunde.

Kunigunde.

Vater!
(Sie sinkt erschöpft nieder.)

Hatto (zum Fürsten).

Laß mir mein Kind!

Hunyad.

Bist Du so weich und mild?
Verräther pflegen sonst meist hart zu sein. —
Das Mädchen wird mein Weib!
(Er will gehen.)

Hatto (faßt ihn).

Verruchter Ungar!
Gib sie mir frei!

Hunyad.

Du schwärmst!
(Zu den Seinen.)
Bewacht mir diese
Und traget Sorge, daß dem zarten Kinde
Nichts Uebles mag begegnen!
(Man hört von fern den Schlachtgesang der Sachsen.)

Ein Magyare (kommt).

Der Feind ist da!
Wie eine Windsbraut vom Gebirg herab
Braust her die Fluth der wüthenden Sachsenschaaren!

Hatto.

Verflucht sei ich, daß mich der Zorn beherrscht,
Die Rache und die Eifersucht mich kitzelt!
Da liegt der Stamm! — Die Axt daran gelegt,
Und Brennholz wird daraus! —

Hunyad.

Erwacht zum Kampf!
(Jubelgeschrei der Magyaren.)
Ergreift die Wehr und singt den Schlachtgesang,
Bevor Ihr jauchzend Euch im Blute badet!
(Er schlägt an's Schild.)

Schlachtgesang der Magyaren.
(Sie schlagen mit Waffen an ihre Schilde.)
„Den Pfeil geschärft, das Roß geschirrt,
Zur Schlacht!
Der Panzer klingt, die Sonne schwirrt,
Zur Schlacht!
Die Steppe saust,
Der Kämpfer haust,
Und wirbelnder Eile von dannen
Zum Siege eilen die Mannen!“ —
(Sie brechen auf, dem Feind entgegen. Einige Magyaren, Hatto und Kunigunde, bleiben zurück.)

Hatto.
O, unglückseligst Geschick, das mich
So tief, so tief in's Elend muß verweisen!
Verflucht sei ewig ich und mein Verdacht!
(Ueber die ohnmächtige Kunigunde gebeugt:)
Sie schlummert; oder nein, sie liegt im Arm
Des Schlafes, der sich mit dem Tode ernst
Ein Zwillingsbruder nennt. — Die Wache dort,
Ich hoffe, daß sie mehr den Tönen lauscht,
Die fern herüber vom Getümmel schallen,
Als dessen achtet, was sich hier begibt. —
So mag sie schlafen! Ich entferne mich.
Heinrich wird mir verzeihn; — ich werfe mich,
Ein Neuiger, zu seinen Füßen nieder
Und helf' ihm jetzt, den Schändlichen, bekämpfen.
Fort! Sei's gethan, eh' sich der Geist erhebt,
Der hämisch lachend in dem Weltall liegt,
Und sich bekundet, eh' er soll. Fort, fort!
Du, süße Tochter, schlummre, Fried' umfang' Dich!
(Er läßt sie und geht ab. Schlachtgetümmel von fern.)

Kunigunde.
(Nach einer Pause zu sich kommend.)
Wo bin ich? Gott, mein Gott! — Der Vater floh? —
Ja, in der Wüste einsam girrt die Taube,
Und nur der neckend fürchterliche Ton
Des Wiederhallens ihrer eignen Klage
Gibt Antwort auf den Schmerzenslaut der Sehnsucht!
O, das ist viel für diese enge Brust! —
Ich bin zu jung, um es zu tragen. — Bruno!
Geliebter! Hörst Du nicht? Reicht Deine Liebe
Nicht bis in diese Ferne? Liebe, sagt man,
— Ich las es wol im Mährchen oder war's
Der gute Sänger, der es mir erzählte —
Daß ächter Liebe Zartheit sich so fein
Wie Frühlingsluft gestalte, und so säuselnd
Tief in das Blau der Ferne sich verstecke,
Wie in den Kelch der Rose Sommerwürmchen. —
O, wär' ich solch ein Würmchen! —
(Schlachtruf von fern.)
Gott im Himmel! —
Ob ich entfliehe? Ich bin frei. — Die Gegend,
Obgleich mir unbekannt, sie trägt mich wol
Bis in die Stadt, wo oft mein Vater wohnte.
Der Vogel findet ja sein Nestchen auch,
Wenn gleich der Sturm ihn weit hinweggeschleudert. —
'S ist still! — Versuch' ich's! — Schütze, mich,
Geliebter,
Des Schein und Ahnung geistig mich umschwebt!
(Sie entflieht.)

Die Wache (nach einer Pause).
Ha, fort! die Dirne ist entflohn.
(Eilen nach. Zwei Magyaren kommen.)

Erster Magyare.
Es ist vorbei und Alles geht verloren!
Wie Riesen, die sich in der Dämmerung
Gespenstig heben aus dem Rauch der Ebne;
So stürzen diese Sachsen wild heran
Und, wo sie stehn, da fesseln sie den Sieg.

Zweiter Magyare.
Ich raste; mein Gebein ist wie verbrannt,
Die Gluth des Blutes siedet in den Adern.
(Sächsische Krieger kommen.)

Erster Krieger.
Hast Du's gesehen?

Zweiter.
Auf drei verschied'nen Orten
Zugleich schwang er der heil'gen lange Schaft,
Und überall floh heulend der Magyare.

Erster.
Es ist ein augenscheinlich Wunder!

Zweiter.
Gott
Beschützet uns und unser Vaterland.

Erster.
Wer sind die Todeslarven?

Zweiter.
Magyaren.

Rasch, nimm den Kolben, schlag die Brut zusammen!
Sie mögen immerhin das Erdreich düngen.
(Die Magyaren entfliehen.)
Ha, ha! Sie laufen wie begoss'ne Hunde.

Erster.
Die Schlacht kommt näher, helfen wir den Brüdern.
(Beide ab.)

Hatto (kommt).
Es ist umsonst! Spielt einer mit dem Teufel,
Verfällt er ihm beim ersten Wurf! — O Gott!
Wer hätte es geahnt, daß ich gezwungen
Mit Heinrich kämpfen sollte? — Und er fiel.
Fort in die Schlacht! Ich kämpfe, bis ich falle! —
(Ab.)
(Die Wache bringt Kunigunde gefesselt zurück.)

Erster Wächter.
Da zapple, bis der Schlächter kommt.

Zweiter Wächter.

Solch Ding!
Kaum hätt' ich's meinen sollen, daß in ihr,
Dem zarten Püppchen, so viel Feuer lebe.

Erster.

Sitz' still, sonst spielt der Tod mit Dir!
(Gehen zur Seite.)

Kunigunde.

Er spielt und tändelt längst schon, wie vor Kurzem
Im Schlaf mit meinen Locken, so jetzt wirklich
Mit meinem Herzen. — Wohl denn; immerhin!
Es ist ein alt Gesetz in der Natur,
Daß zu viel Wonne vielen Jammer bringt.
Ich war zu glücklich, und das ist nun Alles!
(Schlachtlärm.)

Hatto.

(kommt mit einem Magyaren fechtend wieder zurück.)
Laß ab! Ich bin nicht Manns genug dazu,
Zugleich mit Menschen und mit Geistern mich
Zu messen.

Der Magyare.

Stich, Du Feigling!
Und küsse meine Wehre, willst Du leben!

Hatto.

Du irrst Dich, wenn Du denkst, ein Sachse lasse,
Selbst wenn er fiel, sich schänden. Kolb an Kolbe,
So, dies entscheide! —
(Kampf, Hatto fällt. Der Magyare geht ab.)
Sei gegrüßet, Tod!
Du neuer, seltsamer Gefährte! — Leben,
Fahr' hin, Du warst mir doch nur ein Betrüger,
Wie ich dem Himmel! — Meine Tochter!

Kunigunde.

Vater,
Ich bin zufrieden.
(Konrad und Diepold kommen.)

Diepold.

Dort am Waldsaum hin
Schlägt sich der letzte Rest der Hungerleider.
Auf dieser Seite stoßen sich nur Todte.
Ein blut'ger Bach rinnt von dem Keuschenberg.
(Schlachtgesang.)

Konrad.

Frisch auf! Die Brüder rufen neuen Muth
Mit Lohengrins Gesang sich selber zu.
Komm, fort zum Siege!
(Sie gehen ab. Hunyad kommt. Magyaren fliehend von allen Seiten.)

Hunyad.

Muß ich dies erleben?
Mein Volk zu elend jämmerlichen Wichten,
Die sich vor Thieren fürchten und vor Nebeln,
Herabgewürdigt sehen? — Grausam Zeichen
Vom Zorn der Götter! —
(Hatto erblickend.)
Bist Du da, Verräther?
So recht! Du blutest; — sollst im Brand der Sonne
Verdorren, aber Deine Tochter sei
Mein Weib und was sich fügt. — Ich bin besiegt,
Doch ohne Beute zieh' ich nicht zur Heimath.
(Er will Kunigunde fortführen.)

Kunigunde.

Errettung aus den Händen des Barbaren!

Hatto (rafft sich auf und entreißt sie ihm).

Erst sterb ich, eh' Du meine Tochter schändest.

Hunyad (ersticht ihn).

So stirb!

Hatto.

'S war tief genug!

Kunigunde.

O, Vater, rette!

Hatto.

Du rufest nicht vergebens. War ich's doch,
Der Dir das Leben gab, Dich elend machte;
Warum nicht soll ich wieder Dich beglücken?
Schlaf ruhig, Arm in Arm mit Deinem Vater!
(Er ersticht sie.)
Der Tod von Vaterhand ist sanfter wol,
Als des Barbaren schmeichelnde Wollusthand.

Kunigunde.

Mein Bruno....
(Sie stirbt.)

Hatto (sie küssend).

Laß mich Deinen Frieden kosten.

Mittheilungen über den Faust.

2) Marlowe's Faust. Das Puppenspiel. R. Green's Pater Baco.

Von Ph. v. Leitner.

Fast zu gleicher Zeit mit der ältesten Ausgabe des Volksbuchs, die wir besitzen, erschien die Bearbeitung Marlowe's, der ohne Zweifel jenes vor Augen hatte, da sich die Sage nicht nur im Ganzen und Großen in ihm wiederfindet, sondern selbst kleine Nebenumstände genau mit dem Volksbuche übereinstimmen. Daß die Abfassung dieser Tragödie (von der Wilhelm Müller 1818 eine Uebersetzung geliefert hat), in die Zeit der Anfänge der englischen Schaubühne fällt, erkennt man leicht aus dem auffallenden dramatischen Ungeschick,*) mit dem das Stück gefertigt ist. Dennoch kommen einzelne, sehr interessante Andeutungen vor und im allgemeinen ist der Charakter des Faust aus der Volks-Sphäre, worin er sich im Volksbuche noch ganz und gar bewegte, gehoben; er ist großartiger, kräftiger, stolzer geworden, jedoch keineswegs consequent durchgeführt. Auch verleugnet sich hier in einzelnen Stellen die hohe, etwas bombastische Sprache Marlowe's nicht, wogegen dann die andern, matteren Stellen desto mehr abstechen. Besonders interessant ist der erste Monolog, den Faust am Studirtische hält, nachdem der Chorus vorher den Zuhörern angekündigt hatte, daß diesmal das Spiel von Faustus' Schicksal handele, der in Wittenberg Theologie studirt, den Doctorhut erworben habe, der überall der Erste gewesen sei, bis er, in Witz und Eigendünkel überschwellend, sich überhoben, und der Weisheit goldene Gaben verachtet habe. Da sei er dem Teufel anheimgefallen, der ihn mit Magie und Schwarzkunst so gewonnen habe, daß sein ewiges Heil auf dem Spiele stehe. Der Monolog, den Faust hier hält, fordert vielfach zum Vergleich mit dem Göthe's auf. Hier, wie dort, hat Faust alle Wissenschaften durchgemacht, keine genügt ihm, er will Höheres und Tieferes, er strebt nach dem Ziele der Weisheit, und glaubt Befriedigung allein in der Magie zu finden. Eigenthümlich ist die Art, wie er die Wissenschaften hier einzeln abfertigt. Die Philosophie, die er treibt, schmeckt noch sehr nach der Scholastik des Mittelalters; Aristoteles steht noch in vollem Ansehn, und gut disputiren ist das Höchste hierin. Die Medicin, sollte man meinen, müßte ihm schon eher Befriedigung gewähren, aber auch von ihr verlangt er ein Größeres. Besonders schnöde wird die Jurisprudenz behandelt. In der Theologie trifft der Dichter mit sicherem Tact sogleich die beiden Punkte, um die sich das Christenthum und auch die Sage von Faust zugleich dreht, und vernichtet sie auf eine treffende Weise gegenseitig durch einander. Jetzt geht er begeistert zur Magie über, preist ihre Macht in tönenden Phrasen, und in den Worten, daß ein Zauberer ein halber Gott sei, erhebt er den, der sie treibt, auf die höchste Stufe. Wir wollen diesen Monolog, als das Bedeutendste des Stücks, mittheilen:

Geh' ab mal vom Studiren, Faust, und schau
In diese Tiefe, die du willst ergründen!
Des Doctors wegen heiß nur Theolog.
Doch noch dem Ziele jeder Weisheit strebt'
Und leb' und stirb im Aristoteles.
O süße Analytik, meine Wonne!
Bene disserere est finis logices.
Gut disputiren ist der Logik Krone.
Kann diese Kunst kein größres Wunder bieten?
Dann lies nicht mehr: die Krone ist gewonnen!
Nach einem höhern Preis fragt Faustus Geist
Fahr' hin, Philosophie! Cairn, komm' her!
Sei dem ein Arzt, Faust, häufe Gold zusammen
Und werd' ein Gott für eine Wunderkur!
Summum bonum medicinae sanitas,
Gesundheit ist der Heilkunst letztes Ziel —
Wie, Faustus, hast du nicht dir's Ziel erreicht?
Hängen nicht deine Recepte zum Denkmal
In mancher Stadt, die sie der Pest entrissen
Und retteten auf tausend grimmen Seuchen?
Und bist doch nur der Faustus und ein Mensch!
Könnt's du den Menschen ew'ges Leben spenden,
Die Todten wieder aus den Gräbern wecken:
Dann wäre diese Kunst noch etwas werth.
Leb' wohl, Arzuei! Wo ist Justinian?
Si una eademque res legatur duobus,
Alter rem, alter valorem rei —
O, armer Fall von ärmlichen Legaten!
Exhereditari filium non potest pater, nisi —
Ist dies der Inhalt der Institutionen;
Ist dies das ganze, große Corpus Juris?

*) Damit auch für unser Theil die gerühmte Unparteilichkeit der Deutschen nicht verletzt werde, wollen wir bemerken, daß L. Tieck das Stück für sehr verworben hält, indem bei spätern Aufführungen von den Schauspielern willkürlich gestrichen und zugesetzt wurde, was ihnen beliebte.

Das Studium ist für einen Lohnknecht gut.
Der nur nach fremdem Wegwurf lüstern ist,
Für mich zu sclavisch, zu illiberal!
Da bleibt zuletzt das Erste doch das Beste!

Die Bibel Hieronymi — laß sehn!
Stipendium peccati mors est — ha, stipendium!
Der Lohn der Sünd' ist Tod — ei, das ist hart!
Si peccasse negamus, fallimur,
Et nulla est in nobis veritas —
Wenn einer sagt, er habe keine Sünde,
Der täuscht sich, und in ihm ist keine Wahrheit —
Das heißt denn doch, wir müssen sündigen
Und dem zufolge sterben.
Ja, müssen sterben einen ew'gen Tod.
Das nenn' ich mir 'ne Weisheit! Pui sera, sera —
Was sein wird, wird sein. — Bibel, leb' denn wohl!

Die Metaphysiks der Zauberei.
Die Nekromantenbücher, die sind himmlisch!
Die Linien, Kreise, Lettern, Charaktere,
Die sind's, wonach am meisten mich verlangt.
O, welche Welt der Wonne, des Genusses,
Der Macht, der Ehre und der Allgewalt.
Ist hier verheißen einem treuen Jünger!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam; Könige und Kaiser
Sind Herren, jeder nur in seinem Gauen;
Doch wer es hier zum Herrschen bringt, dess Reich
Wird gehn, so weit der Geist des Menschen reicht.
Ein guter Zauberer ist ein halber Gott —
Hier gilt's zu grübeln um ein Himmelreich.

Die Beschwörung des Teufels geht auch jetzt rasch vor sich. Faust ist ganz entbrannt, sich in der Magie zu versuchen, er wird unterrichtet von zwei kundigen Zauberern, und beruft ohne Zagen den Teufel. Daß Faust sich zum Teufel wendet, wird hier streng als ein descendenter Religionscultus gefaßt, und Mephistopheles sagt zu Faust nach scholastischer Terminologie: sein Beschwören sei nur der Grund per accidens, daß er erschienen, denn die beste Beschwörung des Teufels sei es, wenn einer Gott verläßtert und die Schrift und Christum, seinen Heiland, abschwört. Wer fromm zum Herrn des Höllenreiches betet, zu dem fliegen die Geister, das stolze Herz zu fangen. An einer andern Stelle sagt Faust, daß der Gott, dem er diene, sein eigner Wille sei, und in diesem stehe der Beelzebub oben an, ihm wolle er Kirchen und Altäre bauen, und neugeborener Kinder Blut ihm opfern. Es entspricht hier das Opfer, das gebracht wird, ganz dem Cultus und dem, der in ihm verehrt wird, so wie auch dem Sinne dessen, der es bringt, und der furchtbare Ausdruck wäre vollkommen treffend, wenn das Folgende in diesem Sinne gedichtet wäre. Der Contract, den Faust mit dem Teufel macht, und den er auch hier mit seinem eignen Blute schreibt, ist sehr einfach, und lange nicht von der sinnigen Tiefe, die den des Volksbuchs charakterisirt. Mephistopheles verlangt, um sicher zu gehen, daß er ihn in forma juris schreiben solle. Faust stellt eigentlich nur zwei Bedingungen, von denen die erste wieder ganz nach scholastischer Weisheit klingt. Faust verlangt, ein Geist zu werden in Form und Substanz, und den Mephistopheles zum Diener, der ihm alles thun solle, was er begehrt. Dagegen verspricht er, ihm nach vier und zwanzig Jahren Leib und Seele zu überlassen. Die erste Forderung, die Faust an Mephistopheles macht, ist, daß er ihm ein Weib schaffen solle, denn er wäre von Natur üppig, und könne nicht länger ohne ein Weib leben. Doch gefällt ihm diejenige, welche Mephistopheles herbeibringt, gar nicht, und jener bittet den Faust, nicht an die Heirath zu denken, er wolle ihm dafür die schönsten Dirnen schaffen, und um ihn zu beruhigen, gibt er ihm ein Zauberbuch, worüber denn Faust auch ganz entzückt ist. Kurz darauf hat er mit Mephistopheles ein Gespräch über die göttliche Astrologie, und fragt ihn über den Mond, die andern Himmelskörper, ihre Beschaffenheit und Bahnen. Alles dies aber ist so zerrissen und zerstückelt, daß es nie ein rechtes Totalbild liefert, und man nicht sagen kann, daß Faust hierauf gerade den größten Werth lege. Kommen auch im Anfange einzelne Aeußerungen vor, die den festen Willen, die Charakterstärke und Manneskraft des Faust anzudeuten scheinen, wie er denn einmal, als er sich mit Mephistopheles über die Hölle und über die Verdammniß bespricht, und jener ungern mit betrübter Seele von den verlorenen Himmelsfreuden redet, ihm zuruft, er solle von Faust Kraft des Mannes lernen, und sich nicht um verlorene Freuden kümmern: so deuten doch eben so viele Züge auf ein Schwanken des Faust hin. Dies ist auf eine naive Weise so ausgedrückt, daß von verschiedenen Seiten zwei Engel, ein guter und ein böser, auftreten, die ihn mit wenigen Worten jeder auf seine Seite zu locken suchen. Fast kindisch kommt es heraus, wie Faust immer beruhigt wird. Bald gibt ihm der Teufel ein Zauberbuch, bald verspricht er Reichthum, dann treten Teufel auf, die vor ihm tanzen und verschwinden, ein andermal zeigt ihm Beelzebub die sieben Todsünden und Faust ist jedesmal sogleich ganz entzückt und vollkommen beruhigt.

Den meisten Raum nehmen auch hier die Zauberkünste ein, die Faust verrichtet, und er scheint auf die Ehre und den Ruf, den er durch sie erlangt, auf das Ansehn, das er durch sie bei Kaiser und Herzog, denen er mit ihnen dient, davonträgt, das meiste Gewicht zu legen. Sie sind größtentheils dem Volksbuche, oft bis auf Kleinigkeiten, entnommen. Zugesetzt ist die arge Verspottung und Verhöhnung des Papstes, die sich in der Tragödie Marlowe's findet. Faust befreit nicht bloß den Gegenpapst, den der Kaiser aufgestellt hatte, aus der Gefangenschaft, sondern

er foppt auch auf eine arge Weise den Papst, um den er unsichtbar ist, ja er geht so weit, ihm eine Ohrfeige zu geben. Die Richtung gegen den Catholicismus herrschte übrigens schon im Volksbuche, und Faust sowohl, als auch der Teufel, waren, dem Geiste nach, wesentlich Protestanten, nur daß dies nicht so handgreiflich, wie hier, hervortrat. Es wechseln auch in unserm Stück ernste Zaubereien mit komischen Späßen ab, und wenn Faust den Papst verhöhnt, dem Kaiser Alexander den Großen, den Darius und des Ersteren Geliebte zeigt, der Herzogin zu Diensten ist, und ihr schafft, was sie begehrt: so zaubert er dagegen einem Ritter, der an seiner Macht zweifelt, Hörner an den Kopf, prellt einen Pferdephilister, setzt einem Kärner ein Fuder Heu auf und treibt mehrere solche Späße. Auch in diesen Scenen springt auf eine seltsame und barocke Weise Faust einmal plötzlich ab. Unmittelbar nach dem Auftritt, wo er dem Pferdephilister ein Pferd für vierzig Thaler verkauft hat, das sich, wenn es in das Wasser geritten wird, in ein Bündel Stroh verwandelt, hält Faust einen Monolog von sechs Zeilen, worin er beklagt, daß er zum Tode verdammt sei, Verzweiflung sein Denken auf und ab treibe, und daß er, um seine Qual zu vergessen, einschlafen wolle mit dem Gedanken, daß Christus den Schächer am Kreuze gerufen habe. Darauf tritt der Pferdephilister in nassen Kleidern auf, schreit über den spitzbübischen Doctor und reißt ihm scheinbar ein Bein aus.

Indeß naht Faust's Ende heran, und er sucht sich die Zeit zu vertreiben, indem er mit den Studenten zecht und schmauset. Es ist dies eigentlich das erste Mal, daß Faust seine Kunst dazu anwendet, sich etwas gütlich zu thun, während im Volksbuche dies hauptsächlich hervortrat; und auch hier wird es nur von Wagnern berichtet, und wir seh'n Teufel mit gedeckten Tischen in Faust's Stube gehn. Zum Ergötzen zeigt er den Studenten noch die Helena. Wie im Volksbuche sucht ihn ein alter Mann zu bekehren, doch Mephistopheles bringt ihn durch Drohung bald auf andere Gedanken, und führt ihm die Helena zu, umwich mit ihr die Zeit zu vertreiben. Alles ist hier wieder abgerissen, kurz, unzusammenhängend, wie denn das ganze Stück nicht in Acte und Scenen abgetheilt ist. Endlich kommt der Tag, wo die vier und zwanzig Jahre um sind, Faust gesteht den Studenten, was er gethan, und Mephistopheles sagt zu ihm: er solle jetzt verzweifeln, denn wem es oben zu wohl gehe, dem gehe es unten weh. Diesen letzten, acht christlichen Armensündergedanken wiederholen ihm auch der gute und böse Engel, die jetzt zum letzten Mal erscheinen, und Faust ist ganz verzweifelt. Die Glocke schlägt elf Uhr, Faust hält einen Monolog, Angst und Schrecken quälen ihn, umsonst sieht er die Zeit, langsamer zu verlaufen; um zwölf Uhr kommen die Teufel und zerreißen ihn. Die Studenten, die in der Nacht den Sturm gehört und sein Schreien vernommen haben, finden am Morgen seine zerstückten Gebeine. Indeß beschließen sie, da Faust ein Meister hoher Weisheit auf deutschen Schulen gewesen sei, ihn feierlich zu bestatten, indem alle Studenten in schwarzer Trauer dem Leichenzuge folgen sollen. Zuletzt schärft noch der Chorus den moralischen Satz ein, daß des Faust Mißgeschick den Klugen warnen solle, nicht verbotener Weisheit nachzugehn, denn ihre Tiefe locke den vorschnellen Erdenwitz zu thun, was hier und dort der Erde wenig nütze.

Dies wäre kurz der Verlauf und der Inhalt der ältesten Bearbeitung der Sage, die eben deshalb so interessant ist. Ein sicherer Mittelpunkt, ein leitender Grundgedanke, läßt sich nicht herausfinden, und am meisten scheint Faust noch auf das Ansehn und die Ehre zu geben, die er durch seine Künste erlangt, indem er den Großen mit ihnen dient. Im Anfange tritt auch das hervor, daß er vom Teufel Belehrung empfängt über Gott, Himmel und Hölle. Auch am Schluß sagen die Studenten, daß sie alle ihm in einem Trauerzuge folgen wollen, da er ein Meister hoher Weisheit auf deutschen Schulen gewesen sei, und diese Worte scheinen fast die Meinung des Dichters mehr auszusprechen, als es der darauf folgende Chorus thut, der mehr die allgemeine Ansicht des Volkes gibt. Am meisten tritt in diesem Stücke in den Hintergrund das liederliche Leben des Faust, was nur gegen das Ende, und auch dort nur angedeutet wird. Außer den komischen Zauberschwänken ziehn sich durch das Ganze noch komische Scenen, die bald Wagner, meist aber Dick und Rüpel, die Diener Wagner's, übernehmen müssen, und die mit ihrem plumpen und groben Witze, namentlich auf das Volk wirken sollen, da die Tragödie doch eigentlich zur Darstellung bestimmt ist, und das Volk vom Dichter dergleichen verlangte.

Wer von uns erinnert sich nicht, in seiner Kindheit die erschreckliche Sage vom Faust im Puppenspiel gesehen zu haben? Wer hat nicht herzlich über die Witze Kasperl's gelacht? Deshalb mag eine kurze Erinnerung daran nicht ohne Interesse sein, zumal wirklich diese Schaubühne eine Art von Bedeutsamkeit im deutschen Leben einnimmt, und sie längere Zeit die einzige war, die dramatische Werke, wenn auch noch so plump, darstellte: denn die Deutschen hatten von je an mehr Neigung, sich schwelgerischen Gefühlen zu überlassen, oder denkend die Dinge zu betrachten, als daß sie mit entschlossenem Willen rasch han-

delten, und so in sich selbst Antrieb fänden, im Spiegelbilde des Drama ihr eigenes Leben zu beschauen. Lange Zeit gab es deshalb keine eigentliche Schauspielertruppe. Denn die einfachen Stücke von Rosenplüt, Hans Sachs, Jakob Ayrer, wurden von Bürgern in Bürgerhäusern aufgeführt. Daß nicht ein nationales Bedürfniß eine Schaubühne hervorrief, zeigt schon der Name der ersten umherwandernden Schauspielertruppe, die sich „englische Komödianten“ nannten, wahrscheinlich deshalb, weil die Stücke, die sie spielten, englischen Ursprungs waren, da in England zu der Zeit, wo sie in Deutschland auftraten (1600), ein Nationaldrama in raschem Wachsthum sich zu entfalten anfing. Doch auch diese Truppe verschwand sehr bald, und die Noth während des dreißigjährigen Krieges, so wie der niedergedrückte Zustand nach demselben, ließen diese aus der Fremde eingebrachten Versuche verschwinden; man suchte Trost in geistlichen Liedern, die fast die einzige Poesie waren, welche gleichmäßig durch alle Stände des Volks verbreitet war. Denn die andern Gattungen der Poesie waren von Gelehrten in Beschlag genommen, denen es unwürdig schien, sich dem Volke anzubequemen, und die nur für ihre Zunft Producte fabricirten. Neben den geistlichen Liedern befriedigten nur die Puppenspieler das poetische Bedürfniß des Volkes; sie stellten die erhabensten und rührendsten Stoffe dar, doch so, daß Kaspar immer zugleich durch seine derben Späße für ein gesundes, herzerschütterndes Lachen sorgte. Diese seine unerschöpfliche Laune verleugnet er nicht im Puppenspiel von Johannes Faust; dessen Inhalt wir kurz erzählen wollen. *)

Faust sitzt in seinem Studirzimmer bei einem großen Buche, und erklärt, er habe nunmehr sämmtliche Wissenschaften durchstudirt, aber er komme zu nichts Rechten, und er wolle sich deshalb auf die Schwarzkunst werfen, die werde ihm mehr gewähren. Man sieht, hier ist sogleich über das Volksbuch hinausgegangen, und das Motiv Marlowe's, dessen Tragödie in Deutschland wohl nicht unbekannt geblieben war, angenommen. Sogar im Puppenspiel hat Faust alle Wissenschaften durchgemacht, aber sein Geist hat in ihnen keine Ruhe gefunden, und er hat sich deshalb auf die schwarze Kunst geworfen. Als Faust diesen Gedanken ausgesprochen hat, ertönt von der linken Seite ein aufmunterndes Wort, aber von der rechten eine Ermahnung, ja bei dem Studium der Theologie zu bleiben. Faust erkennt sogleich, von wem die Stimmen herrühren, beharrt aber bei seinem Vorsatze; er tritt in einen magischen Kreis, und beginnt die Citation der Teufel. Sie erscheinen, und er thut an sie die bekannte Frage nach ihrer Schnelligkeit. Ihm genügt der nicht, welcher so rasch ist, wie ein Vogel in der Luft, oder wie ein Pfeil, oder wie die Pest; er wählt denjenigen, welcher so schnell ist, wie der Gedanke des Menschen. Es ist dies ein recht guter Einfall des Puppenspielers, denn jeder höher strebende Mensch fühlt zu oft die hemmenden Schranken des Raumes und der Zeit, als daß er nicht die Allmacht und Allgegenwart des Geistes wenigstens wünschen sollte. Faust wird durch seinen Famulus Christoph Wagner unterbrochen, der den hohen, geistigen Drang seines Herrn, wie bei Göthe, pedantisch nachahmt. Nun kommt eine lustige Scene zwischen Kaspar und Wagner, indem sich ersterer als Diener verdingen will. Der geforderte Lohn wird ihm nach einigen Zwischenreden bewilligt, Wagner entfernt sich, und Kaspar blättert neugierig in Faust's großem, magischem Buche. In der Kunst zu lesen, hat er es nicht sonderlich weit gebracht, indeß bringt er heraus, daß bei dem Worte: Berlik! die Teufel erscheinen, bei: Berlak! verschwinden; dies übt er aus, bringt die Teufel fast außer Athem beim schnellen Wechseln der Wörter, amüsirt sich über ihre Antworten, neckt sich mit ihnen und wird von ihnen wieder geneckt. Darauf schließt Faust den Contract mit dem Teufel, der ihm die Kunst der Magie verleihen, ihm immer die Wahrheit sagen, und die Macht verschaffen soll, Raum und Zeit besiegen zu können. Als er den Contract, wie es der Teufel verlangt, mit seinem Blute schreibt, bildet dies die Buchstaben H. F. (im Volksbuche und bei Marlowe heißt es: homo fuge!). Sein Schutzgeist flüstert ihm zu: Mensch fliehe! Angst ergreift ihn und er fällt in Ohnmacht. Sein Schutzgeist schwebt herbei, Mephistopheles muß auf einen Augenblick weichen, doch Faust ermuntert sich bald, sein Entschluß steht fest, und die Verschreibung nimmt ein schwarzer Rabe, um sie dem Fürsten der Hölle, Pluto, zu bringen. In andern Bearbeitungen ist diese Scene furchtbarer gehalten, und es scheint dies ganz passend zu sein für den derben Sinn des Volks und als stärkerer Contrast gegen die komischen Scenen. Es wurde nämlich in jenen auf eine grauenerregende Weise der Gnade Gottes und dem Verdienste des Erlösers entsagt. Faust begehrt nun sogleich an den Hof eines italienischen Herzogs, wo Hochzeit gehalten wird, sich versetzen zu lassen. Dort will er seinen Namen verschweigen, bis er, der durch seine Künste jetzt schon ganz berühmt ist, durch seine Stücke allgemeines Aufsehen erregt; dann will er erst hervortreten und sich nennen. Nachdem Kaspar sich noch über die Teufel geär-

*) Wir folgen hierbei meist F. Horn's Darstellung, ohne indeß seine Motive, die meist viel zu künstlich sind, aufzunehmen.

gert hat, die sich in jeder Ecke des Hauses blicken lassen, wird er mit seinem Herrn an jenen Hof versetzt. Kaspar verräth in einer lustigen Scene mit einem Hoffmann den Namen seines Herrn, der besonders von der Herzogin gut aufgenommen wird, und darüber ganz entzückt ist. Sie fragt ihn: ob er Geister citiren könne, und er sieht sogleich zu Diensten, und zeigt ihr auf ihren Wunsch den Simson, Goliath, Salomon und Judith, und legt sie ihr aus. Diese Gestalten gerade werden herbeigerufen, da sie eben so sehr der Frau, als den Zuschauern imponiren, und Erstaunenswürdiges und Schreckliches gern von ihnen gesehn werden. Faust bittet indeß die Herzogin, ihrem Gemahl seine Anwesenheit zu verschweigen, denn bei Tische wolle er plötzlich durch ganz absonderliche Kunststücke die Gesellschaft überraschen; er wolle machen, daß die Gläser plötzlich durcheinander hüpfen und klingen, und dann werde man dorpelt erstaunen, wenn es heiße, daß Doctor Faust unter ihnen sei. Wie naiv ist hier nicht die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Fausts gefaßt! Doch dem Puppenspieler dauert die Sache schon zu lange, und er bricht sie schnell ab. Als Faust zum Gastmahle sich begeben will, erscheint plötzlich der Teufel, warnt ihn, daß seiner dort ein Giftbecher harre, und Faust entschließt sich endlich, mit Mephistopheles sich auf den Staube zu machen. Daß Kaspar zurückbleibt, dient dem Verf. der Posse, um in einer kläglichen Scene Kaspar in herzbrechende Klagen ausbrechen zu lassen, daß er allein im unheimlichen Welschland zurückgeblieben sei. Um doch etwas Gesellschaft zu haben, citirt er sich einen Teufel, und es erscheint ein überaus kleines, zierliches, weichherziges Kerlchen, den Kaspar fast freudeweinend und zärtlich umarmt. Dieser verspricht auch, ihn fortzuschaffen, und räth ihm, Nachtwächter zu werden, was Kaspar nach einigen Bedenken eingeht. Auch hier ist die Absicht des Verf. ganz klar; er will Kaspar mit Faust in dessen letzten Stunden zusammenbringen, und wählt dazu das erste beste Mittel. Diese sind denn auch sogleich da, Fausts Ende ist nahe, er fühlt Reue, ist ganz trübselig gestimmt, und will von Ergötzlichkeiten nichts wissen, wozu ihn Mephistopheles aufmuntert. Diesen fragt Faust: ob er noch zu Gott kommen könne; der Teufel will ausweichen, und antwortet auf die wiederholte Frage zögernd: Ich weiß nicht. Faust kniet zum Gebet nieder, und Mephistopheles muß entfliehen, kehrt aber mit der schönen Helena zurück, die er dem Faust anbietet. Dieser will zuerst nichts von ihr wissen, unterbricht aber sein Gebet damit, daß er meint, ansehn könne er sie doch wohl. Auch dies ist wieder sehr naiv, und es ist klar, wie wenig Ernst das Gebet und die Bekehrung Fausts gewesen. Der Teufel ist froh, daß er seinen Zweck erreicht, und den Faust vom Himmel abgewandt hat. Dieser kehrt bald verzweifelnd zurück, da sich die schöne Frau, wie er sie umarmen wollte, in eine gräßliche Furie verwandelt hat. Jetzt wird es immer dunkeler, es schlägt neun Uhr, und eine ernste Stimme ruft von oben in lateinischer Sprache: Bereite dich! Faust zittert bei der Bedeutung dieser Worte, und verliert sich in den Hintergrund. Jetzt tritt auch, wie wir schon lange ahneten, Kaspar als Nachtwächter auf; und ein komisches Intermezzo mit seiner bösen, zänkischen Frau sorgt dafür, daß die Eindrücke nicht zu ernsthaft, zu tragisch werden. Als er abgegangen, erscheint Faust wieder, und die verborgene Stimme ruft wieder in lateinischer Sprache: Du bist angeklagt! Faust geht trostlos ab, und Kaspar muß, als es zehn schlägt, die Stunde absingen, wobei er wieder den Streit mit seiner Frau anhebt, der aber jetzt ernster wird, weil auch sein Kind mit einer entsetzlich grungenden Baßstimme über den Vater schreit, daß er es immer im Schlafe störe. Da zittert gar der arme Kaspar, aber vor dem Abgehn bricht wieder seine unerschöpfliche Lustigkeit durch. Dem Faust ruft jetzt, da es elf schlägt, die Stimme zu: Du bist gerichtet! und Kaspar erscheint, um die elfte Stunde abzusingen. In dieser letzten Stunde, die sein Herr zu leben hat, trifft er mit ihm zusammen, er schreit laut auf, wie er Faust sieht, und was sagt er zu ihm? Daß er ihm noch den Lohn für drei Monate schuldig sei. Man sieht wiederum, der Verfasser greift den ersten Einfall, der ihm beifällt, auf, ohne viel nach der Wahrscheinlichkeit zu fragen; er will uns recht in die gewöhnlichen, niederen Interessen des Menschenlebens herabziehen. Faust ist ganz verwirrt, er gesteht die Forderung zu, und will sich jetzt durch eine, selbst für ein Puppenspiel etwas plumpe List, retten, er bittet Kaspern um dessen Kleider, damit er ihm das Geld holen könne, und hofft im Herzen, daß der Teufel sie beide verwechseln werde. Kaspern ist indeß bei seiner Dummheit noch sehr pfiffig, merkt die Sache, und geht ab. Eine Stimme ruft Faust noch einmal zu: Du bist gerichtet! und nach einem kurzen, gereimten Monologe holen ihn die Teufel. Jetzt sehn wir Kaspar wieder auf der Bühne, er ruft die zwölfte Stunde ab, zieht den Schwefeldunst, merkt also auf sinnliche Weise den Teufel, und läßt sich die Sache sonst nicht anfechten, singt ein fröhliches Lied, und neckt sich mit einigen halb verirrten Teufelchen herum, da der Verf. es auch von dieser Seite für gut fand, die Zuschauer mit einem heiteren Eindruck zu entlassen, damit sie recht bald in diesen hallen Thalias durch ein tückisches, alle Nerven erschütterndes Lachen ihre Constitution in die gehörige Verfassung setzen.

Es möge hier noch eine kleine Notiz aus dem interessanten Buche August Zeller's: Bilder aus Schwaben (Stuttgart. 1834), folgen, der kurz eine Darstellung Faust's von Zigeunern beschreibt. Zuerst erscheint Faust, und hält folgenden Monolog: „Ich bin der geschickteste Doctor und alle meine Geschicklichkeit hilft mir nicht dazu, daß mich die schöne Prinzessin lieben soll. Ich will den unterirdischen Satan heraufbeschwören, daß er mir in meinem Plane, die Prinzessin zu verlieben, beistehn soll. Teufel, ich rufe Dir!" Während dieser Rede ist der lustige Diener erschienen, und hat das Publicum einstweilen mit komischen Gesticulationen unterhalten. Satan erscheint, und fragt unter dem Gelächter des Dieners: weßhalb ihn Faust gerufen. Dieser sagt ihm sein Anliegen, daß er die schöne Prinzessin in sich verliebt machen möchte, und der Teufel antwortet ihm, daß nichts leichter sei als dies. Du schneidest Dir in den Finger, verschreibst mir Dein Leben, dann steht Dir alle meine höllische Kunstfertigkeit zu Gebote, bis Du die vierte Mordthat verrichtet hast. Faust willigt ein, reitet mit dem Teufel ab, und der Diener macht sich über den Unverstand seines Herrn lustig. Im zweiten Act des Puppenspiels tritt die schöne Prinzessin auf; sie jammert, daß ihr Geliebter nicht kommen will. Dann erscheint Faust, und ruft nach einem Furio. Die Geschwindigkeit des Auerhahns genügt ihm nicht, auch nicht die der Kugel aus dem Rohr, die Schnelligkeit, die der Gedanke des Menschen besitzt, ist ihm recht; auf diesem Furio reitet er nach Mantova. Wieder macht der Diener einige kernhafte Bemerkungen, und der Vorhang fällt. Im dritten Act verleitet der Teufel den Faust, seinen Vater umzubringen, um die großen Schätze nicht länger erwarten zu müssen, denn der Mann hat „einen zähen Leben." Im vierten Act ersticht Faust aus Eifersucht seine geliebte Prinzessin und ihren vermeintlichen Liebhaber. Der kleine Diener faßt das ermordete Paar an den Beinen, und schleppt es unter mancherlei jocosen Redensarten auf der Bühne umher, gibt den Todten auch zu großer Unterhaltung des Publicums einige Ohrfeigen, damit sie wieder erwachen sollen, und verschwindet dann. Im fünften Acte hören wir die Glocke elf schlagen. Faust hat das Maß seiner Verbrechen voll gemacht; der Teufel erscheint, demonstrirt ihm sein Leben weg; es schlägt zwölf Uhr; der Dampf eines Sprühteufels erfüllt die Luft, Faustus wird vom Teufel geholt, der kleine Diener schlägt eine gellende Lache auf, gibt einen grausamen Witz über seines Herrn Dummheit zum Besten, und das Stück geht zu Ende.

Auf den ersten Blick fällt es auf, wie unschuldig das deutsche Puppenspiel gegen das der Zigeuner ist. Jenes folgt mehr dem Volksbuche und der Auffassung Marlowe's, dieses geht einen eigenen Weg, und deutet auf einen Uebergang zur Sage des Don Juan hin. Nicht um Künste, um Gelehrsamkeit, um Geld und Herrlichkeit verschreibt sich bei den Zigeunern Faust dem Teufel; er will durch ihn die Liebe der schönen Prinzessin sich verschaffen, und der Gelehrte ist hier einseitig zum Liebhaber geworden. Wie diese Auffassung auf das südlichere, heißere, leidenschaftlichere Blut der Zigeuner deutet, so ist auch die Bedingung ganz ihrem eigenen Thun und Treiben entnommen, daß ein gewisses Maß seiner Sünden seinem Leben ein Ziel setzen solle. Die vierte Mordthat, worunter auch die des Vaters und der Geliebten ist, erfolgen auch ziemlich schnell. Zu dieser Auffassung, die das Ganze in ein grausigeres, blutigeres Gebiet spielt, stimmt auch der Witz des Dieners, der verletzender, gefühlloser ist, während er im deutschen Puppenspiele mehr albern, gutmüthig dumm war.

In vielen englischen Stücken aus jener Zeit, wo Marlowe wirkte, oder doch unmittelbar nachher, findet sich ein Anklang an die Faustsage. Im „lustigen Teufel von Edmonton," den Tieck für eine Jugendarbeit Shakspeare's hält, fängt das Stück mit der Scene an, die eigentlich die Sage schließt. Der Geist kommt, um den Gelehrten Peter Fabel abzuholen, da seine Zeit um, und er ihm noch der mit seinem Blute ausgestellten Schuldverschreibung verfallen ist. Allein der Teufel läßt sich überlisten, Fabel nöthigt ihn auf einen Stuhl, der ihn festhält und befreit den Teufel nur unter der Bedingung aus seinen Banden, daß er ihm noch sieben Jahre zu leben gibt, bevor er mit ihm nach Willkür schalten könne. Den Grund, weßhalb Fabel in die Gewalt des Teufels gerathen ist, gibt er an, als hervorgegangen aus dem edelsten Triebe des Menschen, dem Durst nach Wissenschaft! Daß sein Stolz ihn weiter drängte, als der Mensch eigentlich wissen soll, ist der Grund seines, so wie des Falls der Engel. Merkwürdig ist noch, daß auch der Gedanke, den Göthe durch Mephistopheles dem Schüler so höhnisch nachruft, schon ausgesprochen wird, daß, wer des Uebels Tiefe ganz ergründen wolle, um Gott zu sein, dem Teufel anheimfalle, indeß wird dieser Gedanke hier nicht ausdrücklich an jene bekannte Bibelstelle angeknüpft. Uebrigens steht mit dieser ersten Scene das Stück selbst fast außer aller Verbindung. Fabel verhilft in diesem einem Freunde durch sehr unschuldige Künste zu seiner Braut, die ihm der Vater, trotz seines Versprechens, verweigert hatte. In dem zweiten, verloren gegangenen Theil des Stücks scheint sich Peter Fabel ebenfalls glücklich durch List von den Ansprüchen des Satans befreit zu haben, denn

der Prolog spricht von dem Denkmal, das ihm in der Mauer der uralten Kirche von Edmonton steht, was doch wahrscheinlich nicht der Fall wäre, wenn ihn der Teufel geholt hätte. Vielleicht beabsichtigte der Dichter auch schon mit dem ersten Theile zu zeigen, welche gute Anwendung Peter Fabel von den neu erlangten sieben Lebensjahren mache.

Das Treiben der Hexen führt Th. Heywood in den „Hexen aus Lancashire," ergötzlich genug vor. Die Hexen verschreiben dem Teufel ihre Seele, geben ihrem Geiste die Brust, um ihr Blut auszusaugen; dafür ist er ihnen mit allerlei Kunststücken zur Hand, und sie richten denn auch tausend Verwirrungen in dem Stücke an, worüber sie eine unbändige Lust empfinden. Zuletzt werden sie entdeckt, wie gebührlich, der Justiz übergeben, und die Macht ihrer Geister scheint eben nicht weit zu reichen, da sie umsonst dieselben rufen. Mephistopheles in Göthes Faust weiß doch wenigstens mit der Polizei, nur mit dem Blutbann schlecht sich abzufinden, aber hier meint eine Person des Stückes, welche die Zweifel desselben ironisch auszusprechen scheint, daß der kleine Demogorgon Constable mit seinem anvertrauten Stabe im Stande ist, trotz aller Zauberworte der Hexen, den größten Teufel wegzujagen, und daß es recht ein Stückchen des Teufels sei, sie in den Klauen der Gerechtigkeit zu lassen, wenn sie einmal von ihnen ergriffen wären. Bemerkenswerth ist noch der Trotz und die eigensinnige Hartnäckigkeit der Hexen, unter denen übrigens alte und junge sind. Sie wollen durchaus nichts gestehen, und wüthen gegen eine unter ihnen, die etwas von ihrem Wesen und Treiben verräth. Hexe bleibt, die nur einmal es versucht hat, sagt eine Frau, die ihrem Manne vorher, als er hinter ihr Treiben gekommen war, mit Thränen Besserung versprochen hatte.

Wichtiger, als diese beiden Stücke, ist „die Sage vom Pater Baco," von Robert Green dramatisirt, obgleich Ende und Schluß wesentlich anders sind. Denn es fehlt hier der Contract mit dem Teufel und das Verschreiben der Seele, so wie der daraus folgende tragische Untergang. Ging schon aus den vorhergegangenen Mittheilungen hervor, daß die in der Magie Erfahrenen bei Kaisern und hohen Herrn sehr gern gesehn waren, so ist hier gar vor dem deutschen Kaiser, dem Könige von England, von Kastilien und andern hohen Herrschaften, ein Streit zwischen dem deutschen Zauberer Bandermast und dem englischen Bungay, wer es weiter in der schwarzen Kunst gebracht habe, und die Ehre und das Ansehn des Landes scheint von ihnen vertreten zu werden. Zuerst disputiren diese sehr gelehrt: ob die Erd- oder die Feuergeister mächtiger wären; doch diesen Streit brechen sie ab, um durch ihre Kunst gegenseitig ihre Behauptungen zu bewähren. Bungay zaubert den mit Gold belaubten Baum aus dem Garten der Hesperiden nebst dem Drachen, der ihn bewacht. Bandermast beschwört den Hercules, damit er den Drachen bändigen und die Zweige des Baumes abbrechen solle. Dieser beginnt auch sogleich, den Befehl seines Meisters auszuführen, ohne daß ihn Bungay hindern kann. Da tritt Baco auf. Mit disputiren will dieser gar nicht die Zeit verthun, und auf sein Geheiß muß Hercules mit der Arbeit inne halten. Zur großen Freude Heinrich III., Königs von England, befiehlt er noch dem Hercules, den Bandermast sogleich nach Habsburg zu tragen, und Heinrich ist vergnügt, daß Baco durch seine Weisheit England ehre, weßhalb er ihm auch ein gnädiger Kaiser sein wolle. Hier kommt durchaus noch nichts vor, daß das Treiben des Baco gottlos und verrucht sei, und während im Volksbuche der Kaiser dem Faust, als er ihn auffordert, seine Kunst zu zeigen, verspricht, daß ihm nichts Argesbehalb wiederfahren solle, ist hier von dergleichen gar nicht die Rede. Als Folie erhält auch hier Baco, der Meister, einen äußerst dummen Famulus, Miles, indeß schadet die Dummheit nicht dem Witze des Burschen, der von einem recht muntern Ingenio beseelt ist, und nur der gelehrte Kram scheint nicht in seinen Kopf hineinzuwollen. Baco erscheint im Stücke als ein mit der tiefsten Einsicht begabter Mönch, der seine größte Mühe während sieben Jahren darauf gewandt hat, einen eisernen Kopf zu verfertigen, der seltsam neue Sprüche verkünden, und der England mit einem Walle von Erz umgürten soll, damit es unüberwindbar gegen die stärkste Macht dastehe. Jetzt kommt es nur darauf an, genau die Zeit abzupassen, wann der Kopf zu sprechen anfange. Sechzig Tage schon wachten Bungay und Baco bei dem Kopfe; jetzt ist letzterer so müde, daß er seinem Famulus Miles die Wache anvertraut, mit dem bestimmten Befehl, ihn sogleich zu wecken, wenn der Kopf sprechen sollte, damit er dann seinen Zauber beenden könne. Doch Miles selbst ist müde, pappelt sich etwas vor, und als der Kopf nun sagt: Zeit ist's, faselt er nur über die neue, unerhörte Weisheit, die der Kopf zum Besten gibt, ohne seinen Herrn zu wecken. Auch wie der Kopf spricht: Zeit war's, versäumt er den Befehl, bis endlich bei den, nach einer Weile gesprochenen Worten: Zeit ist hin! ein Blitz herabfährt, und eine Hand mit einem Hammer den Kopf zertrümmert. Als nun Miles seinen Herrn weckt, ist es zu spät, und Baco trauert tief über die verlorene Zeit und über das Dahinschwinden seines größten Werkes. Es ist der Neid des Asmenoth, des stolzen Herrschers des Nordens, und des

Demogorgon, des Lenkers der Geschicke, wie Baco gesteht, der dies sein Werk zertrümmerte. Sie gönnten einem Menschen nicht so Großes, auf dessen Ruf die Hölle bebte. Die Teufel zürnten, daß ein Mensch ihr Meister sei. Voll Zorn jagt Baco Miles fort und schickt ihm einen Teufel nach, damit er ihn zur Hölle führe. Die Macht des Baco ist hier auf eine Höhe gehoben, wie bei keinem andern Zauberer, und der Stolz des Engländers auf sich und sein Vaterland, so wie der Patriotismus des Baco selbst bei seinem Vorhaben sind charakteristisch. Auch der Kampf, in den Baco mit der Hölle geräth, ist eigenthümlich. Daß sein Werk durch die Dummheit und Albernheit seines Famulus mißräth, ist nicht ohne ironische Bedeutung, die später in anderer Wendung noch stärker hervortritt. Indeß wird Baco nicht blos hierdurch im Innersten erschüttert, sondern auch noch durch einen andern Vorfall. Zwei Studenten, die ihn besuchen, bitten ihn, sie in einem Zauberglase ihre Väter sehn zu lassen, die Nachbarn und Freunde waren. Er ist ihnen hierin gefällig, obgleich er Böses ahnet; da seine Weissagung ihm auf den Tag Unglück verkündet hatte. Die beiden Studenten erblicken ihre Väter im Zweikampf begriffen, und beide fallen durch einander. Da ergreift auch die Söhne Wuth, sie fallen sich gegenseitig an, und tödten sich. Durch diesen Vorgang, der vor seinen Augen geschieht, ist Baco so erschüttert, daß er den Zauberspiegel, der schon manches Weh hervorbrachte, zerschlägt, und den Entschluß faßt, durch Buße die Gnade des Himmels zu erwerben. Jetzt gereut es ihm schwer, daß er die Zeit verbrachte in pyromantischen Zaubern, und in der Stola den Teufel beschwor mit Mißbrauchung des heiligen Namens Gottes, daß er mit dem Teufel Gott entgegenwirke. Doch verzweifelt er nicht, sondern faßt Muth, durch reine Andacht noch das zu retten, was seine Eitelkeit verlor. Diesen Entschluß thut er noch einmal am Schlusse des Stückes in Gegenwart des Kaisers, der Könige und anderer Herrn kund, und prophezeit noch, daß aus der Ehe Eduards, des Prinzen von Wales, und Eleonorens von Castilien, für England eine glückliche Zeit hervorgehn werde, womit er unstreitig die von allen Dichtern dieser Zeit verherrlichte Epoche der Regierung Elisabeth's meint. Während Baco glücklich aus den Schlingen des Teufels befreit wird, müssen wir noch sein ironisches Gegenstück betrachten. Der von Baco seinem Famulus nachgeschickte Teufel findet endlich Miles, und sie verständigen sich ganz freundschaftlichst über die vorzunehmende Procedur, ja Miles kommt ihm sogar entgegen, indem er selbst freiwillig Lust äußert, einmal die Hölle zu sehn. Mit großem Behagen vernimmt er, daß dort gute Trinkhäuser seien; denn ein tüchtiges Feuer, ein gut Glas Bier und ein Spiel Karten ist immer seine Lust gewesen, und alles dies soll er dort finden, verheißt ihm der Teufel. Als er gar in der Hölle ein Amt bekommen soll, ist er ganz vergnügt, und bittet sich das eines Bierzapfers aus. So setzt er sich wohlgemuth auf den Rücken des Teufels, der ihm im ruhigen Schritt, ohne zu traben, in die Hölle zu führen verspricht. Sahen wir vorher, daß das Größte und Höchste durch die Albernheit und Dummheit eines ganz gewöhnlichen Menschen scheiterte: so sehen wir hier den Dummen zur Hölle fahren, und den Klugen, der lange mit Teufeln in Verbindung gestanden hat, fromm werden und Buße thun. Der weltliche und heitere Sinn des Dichters spricht sich auch noch nach einer andern Seite recht hübsch aus, die wir wenigstens andeuten wollen. Wir haben bei unserer Relation alles übergangen, was nicht in den von uns hier einseitig herausgehobenen Kreis des Zauberers gehörte, so auch die eingeflochtene Liebesgeschichte. Margarethe, die schöne Maid von Frefingfeld, hat die Liebe des Lord, Grafen von Lincoln, erworben, und von ganzem Herzen erwiedert. Der Graf indeß will sie auf die Probe stellen, schreibt ihr einen Brief, daß er sich auf Befehl des Königs hätte verheirathen müssen, und die arme Maid ist so betrübt, daß sie ins Kloster gehen will. Unmittelbar nach der Scene, wo Baco sich vornimmt, fromm zu werden, erblicken wir Margarethe auf dem Wege zum Kloster, und ihr Vater und dessen Freund bemühen sich vergeblich, ihr den Vorsatz auszureden. Wie schöne Worte macht sie sich nicht, indem sie sich vorwirft, daß sie mehr an ihrem Geliebten, als an Gott gehangen; wie glaubt sie nicht zu der Einsicht gekommen zu sein, daß Liebe nur Lust, und nur die Himmelsliebe wahre Liebe sei; als Lacy erscheint, um sie zu seiner Gemahlin zu machen, bricht sie gern ihr Gelübde, und reicht ihm ihre Hand. So steht diese Scene in einem ungeachten, anmuthigen Gegensatz zu der unmittelbar vorhergehenden. Anlaß zu solchen Betrachtungen, wenn hier der Ort dazu wäre, böte das Stück an vielen Stellen dar, und fehlt auch allen Personen der prägnante, individuelle Ausdruck, so ist das Stück doch äußerst reizend in seiner Ungesuchtheit und Naivetät, herrliche Elemente und treffliche Andeutungen findet man überall, und die Stoffe, woraus ein gewaltiger Geist, wie Shakspeare, Ewiges schaffen konnte, treten einem überall entgegen.

Ben Jonson

und das englische Drama vor und nach Shakspeare.

Von E. Willkomm.

An den Namen: Ben Jonson knüpfen sich fast eben so viele Erinnerungen, als an den seines Zeitgenossen: Shakspeare. So wenig auch die Beiden merkwürdigen Männer im Sinn und Geist einander ähnlich waren, so oft berührten sie sich doch in ihrem Streben. Für Shakspeare sprach die Wahrheit seiner Natur- und Lebensanschauungen, der urewige Zauber ungekünstelter Poesie, der ihm seine Zeitgenossen zuführte. Ben Jonson dagegen ward von einer nicht geringen Schaar fein Gebildeter umschwärmt, gelobt, als größtes Genie seiner Zeit ausposaunt, da er dem gewaltigen Nebenbuhler durch den Fond seiner Gelehrsamkeit auf dem Felde zu schlagen glaubte, und bei kluger Rücksichtnahme auf den Geschmack des Publicums doch auch die classische Feile der Antike nicht aus der Hand legen mochte.

Außerhalb England ist Ben Jonson mehr dem bloßen Namen, als seinen Werken nach, bekannt, und wenn auch Dieser und Jener etwa einmal ein Wort von dem lustigen Stück „Every man in his humour" gehört hat, bis zur Lectüre wird wol selten Einer gekommen sein. Man kann es daher für eine wesentliche Bereicherung der Literaturgeschichte ansehen, daß einer der gründlichsten Kenner und feinsinnigsten Beurtheiler der altenglischen, dramatischen Literatur, Graf von Baudissin,*) es unternommen hat, das deutsche Publicum näher mit dieser hervorragenden Gestalt in der Entwickelungsgeschichte des englischen Drama's bekannt zu machen. Erst aus einer Zusammenstellung der verschiedenartigsten Elemente der sich im Schaffen bekämpfenden Kräfte hebt sich das Bild einer vergangenen Literaturepoche klar und bedeutsam an das Licht der Gegenwart. Weniger mag das hinsichtlich des dramatischen Lebens bei andern Völkern der Fall sein, England aber und seine Bewohner können erst ganz begriffen werden durch dies Combiniren, weil in der englischen Nationalität der Grund zu einer von den Völkern des europäischen Continentes völlig verschiedenen Geistesentwickelung gegeben war.

Abgeschlossen auf ihrer glücklichen Insel, konnte die Nation früher in und an sich selbst erstarken, als die übrigen Völker des Continents. Einmal des Sieges gegen einbrechende Fremdlinge gewiß, begann sie, die Oeconomie ihres eignen Staats- und Geisteslebens schnell und mit einem sichern Tacte für alles Praktische zu ordnen, und producirte, unabhängig von der völkergemeinschen Allgemeinheit des europäischen Denkens, ein ihr eigenthümliches, geistiges Leben, das nur in den Anknüpfungspuncten seine Verwandtschaft mit den übrigen Völkern Europa's verräth. Die Bildung in ihrem umfassendsten Sinne blieb immer in England europäisch-continental, ward aber durchaus eigenthümlich gefärbt durch die Abgerundetheit, wozu das Inselleben das Volk nöthigte. Die Engländer waren fertig mit der Welt, als die übrigen continentalen Völkerschaften erst recht in Kampf und Sturm der Geschichte hineingerissen wurden. Denn, wenn die Briten auch Theil nahmen an den Wechselfällen der geschichtlichen Völkererziehung, so verloren sie dadurch doch nie den festen innern Halt ihrer Nationalität, den sie sich um so leichter bewahren konnten, als es meist in ihre Willkür gegeben war, ob sie sich ausschließen wollten vom Streit, oder nicht. Selbst als die abenteuerliche Ueberspannung der Gemüther und ein religiöser Fanatismus auch Englands Könige mit hinüberlockte nach Kleinasien, war dies mehr ein Gelüst der Herrscher, verbunden mit dem Hange des Zeitalters, Abenteuern nachzugehen und in ihrem Aufsuchen sich unverwelklichen Ruhm zu erwerben. Das Volk blieb ziemlich indifferent und seufzte höchstens über den Druck Johanns ohne Land, der die Beutel von Christen und Juden gleichermaßen plünderte, und übrigens Alles gehen ließ, wie's eben Gott gefiel.

Um die nachmalige Gestaltung des englischen Drama's zu verstehen, dessen höchste Blüthe in Shakspeare sich entfaltete, und das in Ben Jonson und dessen Schule wieder herabsteigt zur bürgerlicheren Gewöhnlichkeit, ist ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Entstehung desselben unerläßlich.

*) Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf. Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Leipzig. Brockhaus. 1836.

Bei keinem Volk der modernen Welt liegen die Wurzeln und Keime der dramatischen Kunst so tief in der Innerlichkeit seines Bewußtseins, als bei dem Engländer. Frühzeitig zu einer hohen Freiheit des politischen Rechtsgenusses gelangt, entwickelte sich auch eben so bald eine hohe Achtung für religiöse Einrichtungen in dem Briten. Waren andere Nationen nicht minder dem Geheimnißvoll-Beseligenden der Christuslehre ergeben, so konnte doch die Geburt dieser Art von Andacht nicht immer mit vollem Recht ein Product glücklicher Stellung zum Leben genannt werden. Der Deutsche, der Franzose, der Spanier, der Italiener, sie alle besaßen nicht das Gut der Freiheit in dem Sinne, wie es schon Alfred seinem Volke verlieh in den Worten: Die Engländer sollen so frei sein, als ihre Gedanken, und wie es später unter Heinrich III. die magna charta ihm sicherte.

Dem Engländer wuchs aus der Glaubensfestigkeit schon damals die Garantie der Staatsfreiheit empor, wie beide jetzt noch fest verschlungen sind im Sinn und Geist dieser Nation.

Ein Verlieren des religiösen Bedürfnisses ist ein Unglück, keine Schande. Es gibt Menschen genug, deren Gemüth verarmt an heiterer Glaubensstärke, und es liegt in den Verhältnissen mancher volksgeschichtlichen Conflicte die traurige Nothwendigkeit gegeben, wodurch ihnen oft auf sehr lange Zeit hinaus ein solcher unersetzlicher Verlust bereitet wird. Der kurzsichtige Moralist, dem es genügt, das Nächste mit dem Nächsten zu verbinden, und darüber ganz die Perspective zu betrachten vergißt, die bei der Anschauung größerer Räume doch nie unbeachtet gelassen werden darf, schilt dann in seinem gut gemeinten Eifer auf die Verarmten, und schleudert Drohworte und Verdammungsreden gegen sie, anstatt mit erwärmendem Troste, dem Seelenleben entnommen, ihnen Frieden und Glück wieder zu geben. Ein geschichtlich prüfender Geist aber ist von der Nothwendigkeit auch solcher Verirrungen so fest überzeugt, daß er aus der Tiefe des Jammers schon die Freude wieder heraufsachen hört, die nach überstandenen Leiden ungerufen wieder um Tisch und Altar schwebt.

Den Grund aufzusuchen, aus dem ein so greller Irrthum ganzer Völkerschaften, ganzer Zeitalter sich bemächtigt, ist nicht immer gar leicht, liegt aber gegenwärtig zu sehr außer dem Zwecke dieser Zeilen, als daß ich ihn zu ermitteln suchen könnte. Für das Vorhandensein desselben spricht die Geschichte im weitesten Umfange. Nirgends aber möchte er so bestimmt umrissen heraustreten, als in der Geschichte der Kunst und Literatur. Und je früher in einem Volke die Künste blühen, desto eher wird es hingedrängt durch sein sich abrundendes Streben zum Tempel des Glückes.

Hier tritt sogleich England in den Kreis der Betrachtung. Die glückliche Insel, umfaßt von dem Silberreif des Meeres und dadurch scheinbar geschieden von der übrigen Welt, mit der in lebhaftesten Verkehr zu bleiben doch ihr eigenster Vortheil war, fühlte den Beruf und die Kraft in sich, früher das Geschrei des Barbarismus abzudämpfen, als andere Völker. Weil das Geschick Europa's auch in ihrem Herzen wieder zitterte, ohne es aber zu erdrücken, konnte sie sich leichter gegen die zertrümmernden Mächte schützen. Im Kampf mit sich selbst erstarkend, überwand die Nation die Außenwelt fast ohne es zu ahnen, und verlor dabei nichts an jener Glaubensinnigkeit, die in andern Völkern bedeutend schwächer wurde. Zwar stritt noch Jahrhunderte lang der kampfgeübte Geist ununterbrochen mit der Rohheit der Gesinnung; langsam nur brach sich die Gesittung Bahn, und erst, als in den grausamsten Bürgerkriegen die rohe Kraft verbraucht war, klopften die leiseren Mächte des Lebens an das Herz des reich begabten Volkes. Mit dem Frieden, der in der Erinnerung an die Vergangenheit die sicherste Bürgschaft für seine Dauer hatte, gediehen dann aber auch mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle Beschäftigungen, die ein natürlicher Frieden immer mit sich führt. Das Gewerbe hob sich, die Staatsverfassung erhielt Festigkeit, alle Zerwürfnisse waren geschlichtet und das Herz des Volkes blutete nicht an Wunden, die keine Zeit und kein Zauber zu heilen vermögen.

Unter solchen günstigen Auspicien mußte sich der Geist einer Nation, die von Natur tiefsinnig war, der Wissenschaft zuwenden, zu der sich bald ihre heitere Begleiterin, die Kunst, gesellte. Das Gerundete, durchaus Nationale in der Vergangenheit des englischen Volkes, weckte und entflammte das gestaltende Talent; der Patriotismus, bei diesem Volke kein bloßer Schall, ward seine Muse, Verherrlichung der großen, thatenreichen Vorzeit, Begeisterung für die starke Gegenwart durch die Verklärung des Vergangenen, konnte einziger Zweck derer sein, die als Dichter in Britanien aufstanden; und so ward das Drama bei diesem Volke geboren mit seiner Geschichte, es durfte nicht erst geschaffen werden. Nur es zu weihen, das Leben poetisch zu umhüllen, den Weihrauchduft des Genius über ihm emporsteigen zu lassen, war Aufgabe des Poeten. — '.

Englands Volk hatte seit dem Jahre 1100*) Sinn und Empfänglichkeit gezeigt für das im Drama reproducirte Leben; die Theilnahme wuchs von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, und selbst die blutigen

*) Unter Heinrich I. wurden bereits Mirakelspiele in lateinischer und französischer Sprache aufgeführt und vor 1119 ward das Leben der heil. Katharina in Dunstaple gespielt.

Bürgerkriege*) vermochten nicht die Luft an dem zu kühlen, was einem geistig gesunden Volke über die Zerrissenheit des momentanen Lebens hinweghilft und den sinkenden Muth wieder anfacht. Die Nation krankte nur an ihrer eigenen Entwickelung; sie hatte keinen unheilbaren Schmerz in tiefster Seele, wie unsere Gegenwart, die aus einem naturgemäßen Leben herausgetreten ist. Englands Kinder mordeten sich wechselseitig, das Land schwamm in Blut, aber es war nicht die feige Sünde, die im Solde der Ohnmacht den schlummernden Säugling umbrachte. Der Uebermuth des Lebens schäumte auf in dem Moment seiner geistigen Entwickelung. Das innerste, unentheiligte Menschenleben wollte sich freimachen, die Nation ließ alle Leidenschaften im zügellosen Rasen toben, weil sich auf einmal zu emancipiren ihr gelüstete. Freilassung des Geistes kann nicht so ruhig und bürgerlich gemessen vor sich gehen, wie das Losprechen eines Handwerkslehrlings. Soll die Kraft Schönes gebären, so muß sie sich erst losringen von der Häßlichkeit, in die sie von Anbeginn her gehüllt ist. Sie stäubt den Moder ab und versucht mit schmerzendem Gefieder den Flug, der sie zu dem ersehnten Ziele tragen soll. —

Kaum waren mit der Thronbesteigung Heinrich VII. alle Parteien beschwichtigt, so stieg mit der materiellen Entwickelung der Nation auch deren ideeller Reichthum. Die Wissenschaften blühten, die Kunst begann sich zu gestalten, das Drama bekam eine nationale Färbung.**) Mit der Regierung Heinrich VIII., dessen Verschwendung und Prachtliebe sich überallhin erstreckte, wurden prächtige Masken bei dem Cardinal Wolsey aufgeführt***) und 1520 wird sogar der Dichter John Heywood als Sänger mit 5 Pf. Gehalt besoldet. Zehn Jahr später schrieb derselbe Dichter seine Plays, die in jeder Hinsicht von den früheren morals und Mirakelspielen verschieden sind. —

So entwickelte sich mit der Theilnahme von Volk und Fürsten der poetische Sinn. Unbeengt von thörichten Gesetzen, war dem schöpferischen Geiste ein freies Feld gelassen. Man erblickte nicht in jedem derben Scherze ein geheimes Bulletin gegen Staat und Kirche; die Kraft konnte und mußte sich entfalten, da sich Niemand um ihre Auswüchse kümmerte, deren Vertilgung in ihre eigene Willkür gegeben war. Der Beifall oder das Toben des Volkes war der einzige Kritiker des Talentes, das schallende und verhöhnende Gelächter des bunt zusammengewürfelten Publicums die Censur. Noch hatte die Civilisation nicht so weit um sich gegriffen, daß sie mit der geschärften Dialektik ihres anbrüchigen Gedankens mit Bewußtsein hätte sündigen können. Sie war unbefangen, weil keine eigene Schuld sie belastete und das Herz nicht ängstlich geworden war, umringt von dem Schmutz gemeiner Seelenverkäuferei. Die damalige Zeit, gebildet, wie die Gegenwart, aber nicht verkrüppelt im gliederverrenkenden Zwangsthume seltsamer Formeln, sah mit Recht in dem Aufblühen aller Geisteskräfte eine Stütze ihrer Macht, eine Sonne ihres Gedeihens. Staatsklug und voll reiner Herzensgüte, ließ sie den Geist Wucher treiben mit der Ursprünglichkeit seines Wesens, und unbehindert die goldenen Münzen, die er jubelnd unter das Volk warf, coursiren. Das ausgetheilte Gold konnte den Edelmuth einer kindlichen Reinheit nicht verführen; nur der Argwohn, der geizig sein eigenes Herz zu einer Truhe umwandeln möchte, muß in Furcht leben, es möge sie nun der Uebermuth erbrechen oder zertrümmern. Die Schuldlosigkeit der Gesinnung, die derbe Ehrlichkeit des Zeitalters, das zwar auch todt schlug und dem Gewissen die Rippen brach, aber nicht mit dem feinen Lächeln jetziger Weltsitte, sondern auf altenglische, grobe Manier: diese waren die unverwüstlichen Schützlinge des Lebens und der Kunst, die nur im Leben Wurzel zu fassen vermag.

Man kann sich eines tiefen Schmerzgefühles nicht erwehren, wenn man auf den gleichzeitigen Zustand von Kunst und Leben in unserm Deutschland sieht. Der deutsche Kaiser war damals noch

*) Unter Heinrich VI. müssen eine sehr große Menge Mirakelspiele aufgeführt worden sein. Die einzige Sammlung von Widkirk-Abbey enthält deren 30 und ein Personen indi coventrios, 42. Zu derselben Zeit kamen die morals auf, oder Dramen mit allegorischen und symbolischen Personen. Auch zeigen sich bereits wandernde Schauspieler, die im Solde großer Herren stehen.

**) Während der Regierung Heinrich VII. kamen zum ersten Male vier in seiner Farbe und Livrirung stehende player's of enterludon vor, die jährlich 3 Pf. 6 Sch. 8 Pence erhielten. Auch wird eines weltlichen Intendanten der königl. Lustvarleten gedacht, welcher the lord oder the abbot of misrule heißt. Französische Schauspieler erschienen am Hofe und empfing Große besoldete Komödianten. Im Jahre 1502 wird Skelton's Moral: the Nigromancir zu Woodstock aufgeführt, welche die Verurtheilung des Geizes und der Simonie schildert. Als handelnde Personen treten auf: ein Reformant, der Teufel, ein Notarius publicus und Philargyrie, oder die Habsucht. Diese wird am Schlusse des Stücks in die Hölle verwiesen.

***) Bevor Heinrich VIII. der Reformation zuhel, ward auf alle nur denkbare Weise die Lehre Luthers angegriffen. So wurde z. B. am 10. November 1378 zu Greenwich von den ungen Leuten der Paulsschule eine lateinische Moral vorgestellt, in welcher Luther und seine Frau auf der Bühne erschienen wurden und die Reformation verhöhnt wurde. Der Verfasser dieses Schmähspiels war Mr. John Rightwise. Religio, Ecclesia und Veritas treten darin auf in seidenen Gewändern. Hasrosia und Corruptio Doctrinae als teuflische Frauen gekleidet; Luther als Mönch; Katharine v. Bora in rothem Atlas und in der Tracht einer Frau aus Spoire. Außerdem noch Petrus, Paulus und Jacobus; ein Cardinal; der Dauphin und sein Bruder; Lady Erede, Lady Hope und Lady Zufriedenheit.

der mächtigste Fürst der Christenheit, von dessen Gebote die Staaten des übrigen Europa mehr oder weniger abhingen. Nirgends aber eine laute Regung nationaler, geistiger Bedürfnisse, nirgends ein Freiseinwollen in volksthümlichen Bestrebungen! Während Italien, Spanien, England, zum Theil auch Frankreich, aus den Gaben des Genius die Ahnungen tieferen Lebens schöpften, ließen sich in Deutschland die Musen von Schustern und Handschuhmachern nasenstübern. Die Kunst hatte sich geflüchtet zur hausbürgerlichen Beschränktheit des Mittelstandes, und die Großen des Landes suchten in faustrechtlichen Raufereien einer allgemeiner werdenden Gesittung zu widerstehen. Die guten nürnberger Bürger pfiffen und zwitscherten auf gut deutsch wie Spetlinge und Rohrdommeln ihre gutgemeinten, aber geistesarmen Lieder, und zählten die Solden ab nach den Zollen ihrer Ellen und Maßstäbe, während der edle Ritter und Graf kaum seinen Namen zu schreiben vermochte. Selbst die Reformation, obwol aus deutschem Tiefsinn und der keuschen Sterpfis einsamen Geistesleben erzeugt, blieb doch, und zwar allein, fruchtlos für die Gesammtheit der deutschen Nation. Luther, mit dem Ernst seines gewichtigen Wortes, mit der Reinheit seines Strebens, ward nur zur Hälfte von den Zeitgenossen verstanden, und wenn sich auch ein bedeutender Theil der Nation seiner Lehre anschloß, so geschah es weniger aus klarem Bewußtsein und richtiger Auffassung dessen, was er wollte, als vielmehr, weil die alten Zustände von selbst in sich zusammenfielen und der natürliche Widerwille vor Fäulniß die nach Besserem verlangende Menge ihm in die Hände jagte. Weder ein weltumfassendes Wissen, noch der symbolische Tiefsinn der Kunst lag in Luthers großer Wesenheit zu Tage; er war nur der Mann des Schicksals, der mit eiserner Stirne und dem unzerbrechlichen Trotz eines unter dem Klosterzwange obstinat gewordenen Mönches ohne Wanken seine Bahn verfolgte, als er einmal wider Willen von den Umständen sie zu betreten genöthigt worden. Nur der Ferne, den Völkern fremden Stammes, brachte die angezündete Fackel das reinere, heitere Licht einer zum Selbstbewußtsein gekommenen Lebensfreudigkeit. Ueber Deutschland dagegen und seine Völkerschaften stürzte mit der Reformation die Verheerung herein, die ihnen mit der Unabhängigkeit von andern Staaten auch alles Belebende raubte und sie zu Knechten der Freiheit machte, die unter ihnen geboren ward.

Unter allen Völkern am trifften zu einer religiösen Umgestaltung war England. Das Volk dieser Insel hatte alle Phasen völkergeschichtlicher Entwickelung bereits in sich durchgekämpft. Es wurde ihm leichter, die Widersprüche eigener Entfaltung zu beseitigen, das Herz fand eine Freistatt und dem begehrerischen Geiste ward ein Spielraum für sein Wagen und Wollen auf dem Elemente eröffnet, das zugleich seine Schutzwehr und sein sanfter Feind war. Der Wissensdrang konnte sich nicht einwühlen in das Mark des Lebens, denn die gesammte Welt schlug in dem Donner der brandenden See an den grübelnden Gedanken, und lenkte ihn hin auf das Ferne. Alles das, was die Binnenvölker auf sich selbst zurückführt, lockte die Briten hinaus in die Weite. Das dunkle, unentschleierte Bild einer neuentdeckten Welt ragte wie ein tönender Schatten herüber über die ungemessene Fläche des Meeres bis in seine stillsten Thäler. Angewiesen auf nautische Thätigkeit, schlug der unruhigste Geist dem Gotte selbst in's Gesicht und erprobte den Uebermuth im Kampf mit den Elementen. So fand die Reformation in England den Boden gedrnet, die Geister durch einen freieren, wenn auch noch längst nicht umfassenden, Weltverkehr für tiefere Fragen empfänglicher. Der Gedanke hatte sich durch frühere Kämpfe selbst entpuppt und harrte nur des wärmenden Strahles, der die Psyche auffordern sollte zum Gebrauch der leichten Fittige. Der anfängliche Kampf Heinrichs VIII. gegen die Reformation vermehrte noch die Lust des Volkes, nach erlangter politischer Selbstständigkeit sich auch vollends einem Joche zu entwinden, dessen Druck es längst überdrüssig war. Mit seltenem Talent und hohem Freimuth ergriff der Brite die dargebotene Gelegenheit, und die geschichtliche Stimmung, wie das nationale Interesse des Volkes für dramatische Darstellungen benutzend, wurde sowol die politische Lage des Landes, als die religiösen Bedürfnisse auf eine Weise besprochen, die, ungeachtet der strengen Maßregeln, welche man dagegen ergriff, von unberechenbarem Erfolge waren.*) Ehe noch eine eigentliche Bühne existirte, war sie bereits für Hoch und Niedrig das allerehrlichste und derbste Parlament geworden.

Diese immerwährenden Reibungen, verbunden mit dem angeborenen, praktischen Sinne der Engländer, blieben nicht ohne dauernden, bedeutenden Einfluß. Der Zwang trieb die Kräfte nach innen

*) Schon im Jahre 1549 unter Eduard VI., berichtet Graf Bandinus, ward aus politischen Rücksichten die Aufführung aller Schauspiele, Interludien und Dialogen im ganzen Königreiche vom 9. Aug. bis zum Fest aller Heiligen untersagt, und später, 1582 ward den Schauspielern einzelner Grafen verboten, ohne spezielle Erlaubniß des privy council Vorstellungen zu geben. Eben so durften Buchdrucker weder Komödien, noch Lieder und dramatische Sachen ohne ausdrückliche Erlaubniß verlaufen. Die „blutige Königin" Maria trieb die Sache noch weiter und verbot schlechthin die Darstellung aller Dramen, welche der Reformation günstig waren. Im Jahre 1556 wurde sogar die Aufführung aller Schauspiele auf das förmlichste untersagt, woraus ihr großer Einfluß auf das Volk zu Tage liegt.

und concentrirte sie; der frühere Zweck aller dramatischen Darstellungen, so lange sie in der Kindheit verweilen, die bloße, farblose Unterhaltung des großen Haufens, verwandelte sich in den edleren der Volksbildung, das Flache schied von selbst immer mehr aus, mit der Satyre und dem Witz nahm der Geist Besitz von dem Theater und erhob es in bewundernswürdig kurzer Zeit zu einer Macht. Es lag in der Natur der Sache, daß mit dem Ergreifen nationaler Interessen eine andere, bedeutsamere umfassende Form, sich bilden mußte, und so ist nicht zu vergessen, daß mit dem Jahre 1561 das erste englische Trauerspiel auf die Bühne kam *). Mit dem Tode der katholischen Königin und dem Regierungsantritte der Elisabeth erfolgte ein Umschwung in dem ganzen nationalen Leben der Engländer. Die Nation hatte Zeit gehabt, das, was von dem fernen Deutschland her ihr überliefert worden war, in sich zu verarbeiten und in frommer Stille als heilig zu pflegen. Lebensheiterkeit und der Hang, das Derbe festzuhalten, verwahrte sie vor dem Versinken in ein bloßes trockenes Wissen, wozu in Deutschland durch die unablässigen Kämpfe der forschende Theil des Volkes verleitet ward. Der hellere Glanz des geistigen Tages ging in Mark und Saft des Lebens über; die Skepsis des Protestantismus, so unselig wirkend auf deutsche Volksthümlichkeit, ward durch den nationalen Humor der Engländer gemildert und in der naiven Derbheit ihrer Weltanschauung völlig absorbirt. Das Glück des Landes, der Wohlstand seiner Bürger, der Glanz, wodurch die Regierung der jungfräulichen Königin sich auszeichnete, zugleich mit der Besiegung der unüberwindlichen Flotte, die den Grundstein zu Englands Herrschaft auf den Meeren legte, trug nicht wenig dazu bei, den Sinn der Nation zu entflammen und für Festlichkeiten empfänglich zu machen, die bei Scherz und Laune eine Verherrlichung der Nationalität bezweckten. —

Die Weltgeschichte scheint oft launenhaft zu sein in Vertheilung der Geschicke. Jahrhunderte lang seufzen ganze Nationen nach dem Tage, an dem sie die drückendsten Ketten abschütteln dürfen, und dieser treue Famulus des ewigen Gottes erhält doch keinen Wink, die Verschmachtenden nur zu trösten. Aber ungerufen schüttet er seine süßesten Gaben denen in den Schooß, die deren weniger bedürftig, vielleicht ohne Dankesblick das Empfangene hinnehmen und es mit der Kälte der Gleichgiltigkeit als gute Prise betrachten. — Den Briten ward diese Segnung zu Theil. Ein ganzer Chor von Dichtern ging in wenig Jahren aus ihrer Mitte hervor, die Alles vorbereitet fanden, was sie von dem Himmel erflehen mochten. —

Nur so ward es möglich, daß Shakspeare nach dem Vorgange von Robert Green, Christopher Marlow, Georg Peele und Anderer mit seinem gewaltigen Geiste der Nation ein Drama geben konnte, dessen Einfluß, anfangs nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, endlich die gesammte Welt umfassen sollte.

Gerade das, was ihm so oft von Mit- und Nachwelt vorgeworfen worden ist, seine geringe Schulbildung, förderte seine Zwecke und half sein tief verschlossenes Innere zu dem heiligsten Tempel der Kunst ausbauen. Es erhielt ihn dieser Mangel an Gelehrsamkeit rein und keusch in seinem naturofenen Gemüthe. Der gesunde Puls des Lebens ward nicht krank gefühlt von dem Phlegma gelehrter Ueberbildung, und die unerforschten Tiefen seines weltumfassenden Geistes öffneten nur leis und langsam ihre lauschenden Thore, um die ganze unbegriffene Pracht einer Poesie hinausströmen zu lassen in die Welt, wie sie weder vorher noch nachher je wieder in dieser Ursprünglichkeit erblickt worden ist.

Der Ruhm seines Volkes, der weithin strahlende Glanz seiner Königin und die thatenreiche Vergangenheit, waren Gegenstände, an die sich der tiefe Genius Shakspeare's anlehnen und sie mit seiner Zauberssprache zu unzerstörbaren Gebilden umschaffen konnte. Der nie versiegende Schmerz, der unsere Gegenwart zerfleischt und das Leben in seinem tiefsten Innern zerklüftet, zerriß nicht seine Seele. Noch ging die Welt ihren Gang ruhig fort, der Gott des Dichters lag verborgen in der heißesten Liebe zum Vaterlande, die in unsern Tagen beinahe zur Kücherlichkeit herabgesunken ist. Shakspeare mußte fest halten an dem Heiligthum, das im Patriotismus unentweiht, allgeachtet, der damaligen Zeit gegeben war. Und eben dadurch, daß er dies that, sich beschränkte in seinen Schöpfungen und nur England und sein Volk verherrlichen wollte, ward es ihm möglich, der größte Dichter der Welt zu werden.

Mit Shakspeare war aber auch größtentheils das dramatische Leben Englands erschöpft. Nach dem Gotte konnten die Götter nichts mehr bewirken. Dennoch blühte die Bühne und das Drama noch lange Zeit, große Talente überlebten ihn und verschleierten sich in einige wenige Haare, die sie dem Scheitel des Riesen geschickt entrissen hatten. Damit wußten sie Volk und Zeit zu blenden. Ihre Selbsttäuschung ward Glaube an eigene Machtvollkommenheit; sie bemerkten nicht, daß nur der zurückgelassene Talisman einen unzerstörbaren Zauber übte, und zupften und rissen so lange daran, bis er endlich langsam unter ihren Händen sich auflöste.

*) Forrex and Porrex, oder Gorbodue von Sackville und Norton. Es ist das erste in gereimten, regulären Jamben geschriebene Schauspiel, nach antikem Zuschnitte.

Damit läßt sich kurz der Gehalt des englischen Drama's nach Shakspeare's Abtreten vom Schauplatze angeben. Allein, so unbedeutend im Vergleich zu dem Wirken und Können des Meisters die Schöpfungen seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger sind, so beachtenswerth erscheinen sie, wenn man sie als die verhallenden Echotöne einer großartigen Musik betrachtet. Es ist lehrreich, den Weg zu verfolgen, den das englische Theater nach Shakspeare nimmt. Mit schnellem Schritte geht es dem Untergange in Geschmacklosigkeit entgegen, aus der Shakspeare allein es mit Einem Male emporgehoben hatte. Wenige Jahre genügen, um auch all den Zauber zu vertilgen, in dem der große Dramatiker seine Schöpfungen zu tauchen wußte.

Zum Verständniß dieses Verfalls der dramatischen Kräfte in England ist das Unternehmen des Grafen Baudissin von sehr großem Verdienst, und der Versuch, uns in einer Auswahl von Stücken den Geist des englischen Drama in seiner bessern Zeit sowol bei Shakspeare's Lebzeiten, wie unmittelbar nach seinem Tode, vorzuführen, verdient hohe Anerkennung.

Graf v. Baudissin gibt uns vorläufig zwei Bände, denen vielleicht mehrere folgen dürften. Wir erhalten zwei Stücke von Ben Jonson, „der Alchemist“ und „der dumme Teufel“; zwei Lustspiele von John Fletcher: „der spanische Pfarrer“ und „der ältere Bruder“; und drei Stücke von Philipp Massinger: „die unselige Mitgift“, ein Trauerspiel, woran Nathanael Field mit gearbeitet haben soll, das Lustspiel: „Eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen“ und ein Trauerspiel: „der Herzog von Mailand.“ —

Diese Mittheilungen empfangen erst dann ihren ganzen Werth, wenn man sie mit Tieck's „Vorschule zu Shakspeare“ vergleicht. Dort werden uns dramatische Arbeiten aus der Zeit vor dem Auftreten des großen Dichters mitgetheilt, und zum Theil auch solche, von denen er selbst der Verfasser sein soll, während die hier gelieferten sämmtlich entweder noch bei Shakspeare's Lebzeiten, oder kurz nach seinem Tode auf die Bühne gebracht wurden. Ben Jonson, der Zeitgenosse des großen Dramatikers, längst bekannt als sein Gegner, in sofern er in Shakspeare einen ungebildeten Barbaren, ohne Geschmack und höheres Kunstverständniß erblickte, muß ungeachtet seines gelehrten Wustes, der in seinen Arbeiten abgelagert wird, von jedem Unparteiischen doch für ein feines Talent anerkannt werden. Es ist ein großer, Alles durchdringender Verstand in ihm, der mit unverkennbarer Feinheit dem Leben der damaligen Zeit die schwachen Seiten abzulauschen wußte und sie so geschickt unter die Lupe seiner zersetzenden Intelligenz brachte, daß man sich eines Staunens darüber nicht erwehren kann, wie es möglich war, einen solchen Ballast von Gelehrsamkeit zusammen zu häufen, ohne alle Poesie zu ersticken und dem Publicum noch Gefallen damit abzugewinnen. Dieser „Alchemist“ ist ein vollständiges Compendium aller chemisch-kabbalistischen Kunstausdrücke, durch die sich hindurch zu arbeiten ein Leser von heut schon Mühe hat. Bringt man nun noch die große Länge in Anschlag, so begreift man schwer die Geduld des englischen Publicums damaliger Zeit, wenn man nicht annehmen darf, daß die Theilnahme am Theater fast zur Volksleidenschaft geworden sein mochte. Bei alle dem erreicht Ben Jonson weder in dem Bau der Sprache, noch in der Tiefe der Auffassung seinen großen Zeitgenossen, und es gehört in der That die milde Geistesgröße Shakspeare's dazu, um die Angriffe des eingebildeten Gelehrten mit großmüthigem Stillschweigen zu ignoriren. Ben Jonson unterläßt nie, den ungelehrten Dichter zu foppen, und treibt sogar seine Unzartheit und seinen Autorhaß so weit, daß er in dem Todesjahre Shakspeare's einen Prolog zu seinem Lustspiel: „Every man in his humour“ drucken ließ, der eine unverkennbare Persiflage fast aller Shakspear'schen Stücke enthält, während er von Selbstlob über seine dramatische Thätigkeit darin überfließt *). — Die Sprache in diesen Ben

*) Da der Mehrzahl unserer Leser Baudissin's Werk nicht zu Handen kommen dürfte, so mag jener Prolog, der im Jahre 1616 gedruckt wurde, in der Uebersetzung des Herausgebers hier noch einen Platz finden. Ben Jonson singt dort:

„Oft zeugt die Armuth Dichter; manchen schuf sie.
Dem nicht Natur, noch Kunst hernach Beruf lieh.
Doch unsrer hat die Bühne nie verwöhnt,
Aus Noth dem Ungeschmack des Tags gefrönt,
Oder für solchen Pomp nach Gunst gerochen.
Um den er selber sich mit Recht verachtet.
Er lief niemals ein Kind, in Windeln eben,
Zum Mann erwachsen und bis Großvg leben
Im selben Bart und Kleid; drei roll'ge Schwerter,
Und ein halb Dutzend elenlange Wörter
Arthurn Noth's und Lancaster's em'gen Zammer,
Noch Wunden heilen in der Ansichtkammer.
Er ladet heut zu einem Stück Euch ein,
Das er so schrieb, wie ander sollten sein.
Da ist kein Chor, Euch über's Meer zu raffen;
Kein niederkauer'nder Thron ergötzt die Affen;
Kein sprüh'nder Schwefeldampf jagt in Furcht die Schönen,
Noch hört Ihr mit geschwor'ner Kugel Drohen
Den Donner äffen; keine Arommel rollt,
Und sagt Euch, daß Ihr Grauen erwarten sollt.
Wir bringen That und Wort, wie sie sich zeigen.
Und Charaktere, die dem Lustspiel eigen.
Wenn's unser Fehl ist darbieten will in Bildern,
Und nicht Vorbrechen, sondern Thorheit schildern
(Es sei denn, daß wir selbst sie dazu kriegen.
Wenn wir erkannten Zehl die Besserung vergessen).
Heut sollt Ihr leicht erkannte Schwächen sehn,
Und sie durch Lachen harmlos eingestehen.
Wie sie's verdient. Klatscht Ihr doch sonst so willig
Meerwundern; send denn heut für Menschen billig. —
Die Anwendung mag jeder unbefangene Leser selbst machen!

Jonson'schen Stücken ist von einer ungewöhnlichen Sprödigkeit, voll Kraft, aber ungelenk, wenigstens in der Uebersetzung, die allen Merkmalen nach treu zu sein scheint. Darum hat man keinen wahren Genuß bei der Lectüre, und nur die Schilderung damaliger socialer Zustände, das Aufdecken gesellschaftlicher und religiöser Gebrechen mit oft beißend scharfen Witzen, die wie Dolchstöße links und rechts bald auf Personen, bald auf Staat und Kirche, bald auf das allgemeine Sittenverderbniß geschleudert werden, regen zu lebhafter Theilnahme auf.

Bei weitem graziöser in Sprache und Behandlung der Charaktere zeigt sich John Fletcher. Beide Lustspiele: „der spanische Pfarrer“ und „der ältere Bruder“, sind in einem so charakteristischen Weltton geschrieben, daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird in die Zirkel des damaligen Umgangslebens. Zwar sind die komischen Scenen und Situationen oft bis zum Unanständigen frei entworfen, aber diese übersprudelnde Laune weltkreier Geistesbewegung verwundet nicht, und ist um so bedeutender, als grade in dieser Lascivität des gesellschaftlichen Lebens die Zeit sich abspiegelt. Ein üppig schwellender Humor lacht und scherzt durch beide Lustspiele, von denen ich dem „spanischen Pfarrer“ den Vorzug geben möchte; aber auch die reizendste Herzenssprache, ein reines, tiefes Gefühl vermißt man nicht in den zarteren Liebesscenen, und gerade hier ist es, wo die Färbung der Diction an Shakspeare erinnert, ohne deshalb den Verdacht aufkommen zu lassen, der Dichter habe nachgeahmt. Nur dann läßt sich ein gewaltsames Haschen nach Effect nicht verkennen, wenn die Situationen auf die höchste Spitze getrieben werden, und hier, glaube ich, ist ein raffinirtes Ueberbietenwollen des sanfteren, aber gewaltigeren Geistes sichtbar. —

Dasselbe gilt von Philipp Massinger, in dessen Natur sich ein Vorhandensein Schiller'scher Elemente nicht verkennen läßt. Nur verfällt er nicht in den Fehler unseres großen Landsmannes, mit Sentenzen das dramatische Leben zu Tode zu hetzen. Das Gedankenschwere seiner Sprache allein, verbunden mit dem rhetorischen Schwung der Rede und der fast idealen Färbung des Menschlichen, berechtigt ihn, ein früherer Bruder Schiller's genannt zu werden. Wie der deutsche Dramatiker, scheint auch Massinger einen natürlichen Widerwillen gegen das Gemeine zu haben, weshalb in dem hier mitgetheilten Lustspiele „die Bürgerfrau als Dame“ grade die Scenen, wo die Sittenschilderung Zweideutigkeiten erfordert, etwas schleppend und erzwungen erscheinen. Sehr bedeutend dagegen und echt dramatisch ist sein Trauerspiel „der Herzog von Mailand.“ Hier stehen scharfe Zeichnung der Charaktere und glänzend dramatische Sprache im innigsten Einklange. Es ist nichts überflüssig, der Gedanke, oft neu und überraschend, liegt schlummernd im schönen Bilde, nicht vergraben in das Katzengold moralischer Sentenzen, und würden einzelne Kleinigkeiten hinweggelassen, so müßte auch in unserer Zeit die Wirkung grade dieses Stückes von der Bühne herab nicht unbedeutend sein. Schwerer möchten sich die Lustspiele dem Theater der Gegenwart einverleiben lassen. Theils sind sie zu umfangsreich, um ein ungeduldiges Publicum der Jetztzeit zu fesseln, und theils ist die Anspielung auf Sitten und Lagen des damaligen und speciell des Londoner Lebens so häufig und dabei doch dunkel, daß grade das, was ihnen die größte Bedeutsamkeit verleihe, völlig verloren ginge, abgesehen davon, daß gut geschulte Schauspieler dazu gehören, um mit Erfolg Rollen von so fein zugespitzten Charakteren darstellen zu können. Wir sind daher dem Herausgeber und Uebersetzer zu aufrichtigem Danke für die historischen Anmerkungen verpflichtet, die eine wahrhafte Bereicherung der Literarhistorie genannt zu werden verdienen. Dazu rechne ich auch die chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne, die über so Manches Aufschluß gibt, was den Literaten noth thut und sich doch schwer herbeischaffen läßt. Die beigefügten Zeichnungen von dem Innern eines altenglischen Theaters und dem Grundriß, Façade und Durchschnitt des Sommertheaters Fortune, sind schätzenswerth.

In wie weit die Uebersetzung dem Original treu geblieben, möchte schwer zu entscheiden sein für jeden, dem der englische Text nicht vorliegt. Manches mag dem Verständniß deutscher Leser angepaßt worden sein, indeß läßt sich von dem Uebersetzer mehrerer Meisterwerke Shakspeares wol voraussetzen, daß sich Fleiß und Talent vereinigt haben, etwas Gediegenes zu Tage zu fördern. Wie schwer, namentlich die Ben Jonson'schen Stücke, sinn- und sprachgemäß zu übertragen, sein mögen, leuchtet aus den vorliegenden beiden Lustspielen dieses Dichters ein. Das Körnige seiner Diction wird in der Uebersetzung oft hart und holprig.

So gering nun auch die Zahl der vorgeführten Stücke ist, von so großem Werthe sind sie für jeden Gebildeten überhaupt. Es gibt keine Schrift, die so tief in die geheimsten Schlupfwinkel des damaligen Lebens eindringt, als diese mitten aus dem Wirbel des Lebens herausgehobenen, lebendigen Sittenschilderungen. Genrebilder der Zeit, geben sie doch die Umrisse eines ganzen Vierteljahrhunderts. Aus ihnen kann man aber auch lernen, wie das Leben zu erfassen ist, wenn je in irgend einem Volke ein Drama volksthümlich werden soll. Ich bin überzeugt, daß kein Eifern von den Kanzeln herab je so viel gewirkt haben wird, als eine

einzige Darſtellung eines Stückes, wie etwa „der ſpaniſche Pfarrer“ oder „die Bürgersfrau als Dame.“ Das Lächerlichmachen gewiſſer Gebrechen dient weit mehr zu deren Vertilgung, als ein ernſtes, moraliſches Keifen. Die damalige, engliſche Bühne war die Schule des erwachſenen Volkes. Dort wurde beſprochen, gerügt und verhöhnt, was Parliament und Kirche mit Stillſchweigen übergingen, und die Regierung war ſo vernünftig, weder mit Strang und Schwerdt zu drohen, wenn ſie ſelbſt, noch wenn der kopfhängeriſche, nichtsnützige Puritanismus verſpottet wurde. Die Wichtigkeit des Theaters erhielt ſich bis in's Jahr 1648, wo mit dem Umſichgreifen der lichtſcheuen Frömmler die Kunſt erwürgt, die Muſen geknebelt und die Tempel, wo Volksbildung ſich eng umſchlungen hielt mit einer geſunden Lebensfreudigkeit, von den Händen derer, die ſich für Gottgeſandte ausgaben, zertrümmert wurden. — Mit dieſem thörichten Gottesdienſt endete aber auch für immer das claſſiſche dramatiſche Leben Englands. Was ſpäter an ein Wiederaufleben erinnerte, ſchmeckte wie warmes Waſſer und Milchzucker noch genoſſenem Champagner. Man hatte den Gott gemißhandelt und der verhöhnte mochte ſich einer zweiten Kreuzigung nicht hingeben. Das Drama der Engländer ſiecht jetzt, wie das aller andern Völker. Die Nation aber, glücklicher als andere, beſitzt doch einen ganzen dramatiſchen Dichter und vergißt übrigens bei Rechenbuch und Waage, wie andere mehr, das Weh tieferer Gemüther, denen es nicht gegeben iſt, mit blos materiellen Genüſſen die Wunden zu verſtopfen, an denen tropfenweis ein Leben ohne Hoffnung, Gegenwart und Zukunft ſich verblutet. —

Dramatiſche Literatur.

Dantons Tod. Dramatiſche Bilder aus Frankreichs Schreckensherrſchaft von Georg Büchner. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1835.

Georg Büchner, der Dichter, und Georg Danton, ſein Held, haben ein ziemlich ähnliches Schickſal gehabt, ſchon darin ähnlich, daß ſie jetzt beide todt ſind. Beide waren Männer von revolutionärer Geſinnung; Danton fiel durch die Guillotine, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre auch Büchner durch daſſelbe oder ein ähnliches Todesinſtrument entrafft worden. Danton wurde durch die Revolution, deren Capitano er geweſen, zum eigenen Verderben geführt; Büchner gehört zu denen, welche den gemeſſenen Fortſchritt der Revolution von 1830 verderben halfen, zu jenen jungen Hitzköpfen, welche die Frankfurter Emeute ohne alles hiſtoriſches Bewußtſein improviſirten, als ob in Frankfurt am Main, deſſen Kellner ſo berühmt ſind, wie ſeine Küche, eine große vaterländiſche Revolution losgehen könne. Dieſes aufrühreriſche Improviſatorium von 1830, dieſe revolutionäre Solopartie, und das Tutti der franzöſiſchen Revolution vom J. 1789, das Tutti der Marſeiller Bluthymne — welch' ein Unterſchied! — Paris und Frankfurt am Main! Danton und Georg Büchner! Und doch darf man glauben, daß in Büchner ein kleiner Danton eher ſteckt, als in der Bundesſtadt Frankfurt ein großes revolutionäres Paris! — Unglücklicher Jüngling! Danton gab dem großen Laſt- und Frachtwagen der Pariſer Revolution einen Anſtoß, um von den blutbeſpritzten Rädern zermalmt zu werden; du ſchobſt nur einen Karren vor die her, und ſelbſt dieſer Karren war gewichtig genug, um Deine zarten revolutionären Glieder zu brechen.

Dieſer ſeinen Irrthümern als Opfer gefallene Jüngling, hat uns ein Denkmal hinterlaſſen, welches mehr aus ordnungslos übereinandergeſchichteten Bau- und Hauſteinen beſteht, als daß es aus dem Ganzen gehauen und geſtochen wäre. Mit Recht nannte Büchner ſeinen Danton „dramatiſche Bilder“; dieſes Product iſt nichts, als ein genial dialogiſirtes Fragment eines geſchichtlichen Zeitabſchnitts, welcher in ſeinen Tiefen und Schlüchten allerdings dramatiſches Material, das gar nicht zu erſchöpfen iſt, einſchließt, nur daß leider hundert Bergleute, welche die rohe Maſſe zu Tage fördern, auf einen echten Meiſter zu zählen ſind, der die Maſſe kunſtmäßig zu bearbeiten und aus dem Ausgeſchöpften eine wirkliche Schöpfung hervorzubringen weiß. Büchner's Produkt gewährt keinen Kunſtgenuß, höchſtens den Genuß des Schwindels.

Alles in dieſem Drama iſt gegeben, geworden. Die Charaktere ſtehen von vorn herein auf ihrer Spitze, keiner wird, keiner entwickelt ſich. Wir finden hier nur die Wirkungen von Urſachen, die vor dem Drama und außer ſeinem Bereich liegen. Jede der hier zuſammengeſchaarten Perſonen, iſt fertig, ſogleich beim Auftreten. Die Geſchichte hatte dem Dichter wacker vorgearbeitet; er durfte wenig hinzuthun; aber man muß ſagen, daß

Büchner alles dies Fertige mit großer Fertigkeit zur Anſchauung gebracht und das auf die Spitze Geſtellte mit wahrer Genialität auf dieſer Spitze, ohne daß ſie umbricht, gehalten hat. Danton iſt mit ungemeiner Energie gezeichnet, liebenswürdig in all ſeiner Schreckhaftigkeit; ſo die übrigen Deputirten, welche vor dem Wohlfahrts-Ausſchuß geopfert wurden. In ihnen iſt die Wahrheit der Ueberzeugung, die Redlichkeit, die Unerſchrockenheit des ehrlichen Bewußtſeins; in ihnen lebt die Leidenſchaft, die den Menſchen menſchlich macht, die Freundſchaft, die Liebe, die Sinnlichkeit, die Poeſie. Ein merkwürdiger Contraſt gegen die Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, beſonders gegen Robespierre und St. Juſt, die allein Stehenden, die jeder menſchlichen Regung, ſelbſt der Sinnlichkeit, unzugänglich, einer übermenſchlichen Tugend nachſtreben, und eben darum als laſterhaft, kaltherzig, blutgierig, ſophiſtiſch erſcheinen müſſen. Dieſer Gegenſatz iſt meiſterhaft durchgeführt. Die Sophiſtik kann es zu nichts Schreckenhaftern bringen, als hier ein St. Juſt und Robespierre, nur daß letzterer, wie Büchner ihn ſchildert, ſeiner Sophiſtik und daß er ſich ſelbſt belügt, ſich halbwegs bewußt erſcheint, während St. Juſt an der Wahrheit ſeiner Sophismen durchaus nicht zweifelt und überall ehrlich zu Werke geht. „Soll eine Ihee," ſagt einmal St. Juſt, „nicht eben ſo gut, wie ein Geſetz der Phyſik vernichten dürfen, was ſich ihr widerſetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, was die ganze Geſtalt der moraliſchen Natur; d. h. der Menſchheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? — — Die Schritte der Menſchheit ſind langſam, man kann ſie nur noch Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben ſich die Gräber von Generationen. Iſt es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geſchäfte raſcher iſt, auch mehr Menſchen außer Athem kommen? — — Moſes führte ſein Volk durch das rothe Meer und in die Wüſte, bis die alte, verdorbene Generation ſich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Geſetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüſte, aber wir haben den Krieg und die Guillotine" ꝛc. Auf dieſe in ihrer Art vortreffliche Rede, erfolgte allgemeiner Beifall und St. Juſt erhebt ſich und ruft: „Alle geheime Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreiſe den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf, dieſen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen," nach welchen Worten die Verſammlung die Marſeillaiſe anſtimmt. Welch ein lächerlicher Pomp, womit der Dichter — wenn nicht die Geſchichte — die geſetzgebende Verſammlung hier bekleidet hat! welch widerliche Erhabenheit! Nein! wie Georg Büchner den Robespierre und St. Juſt gezeichnet und den taumelnden, grundſatzloſen Pariſer Pöbel dargeſtellt hat, iſt daran nicht zu zweifeln, daß der Revolutionär Büchner eben ſo wenig für den Wohlfahrts-Ausſchuß Sympathie fühlte, als daß er je im Stande geweſen wäre, die Herrſchaft des Pöbels für Volksſouveränität zu halten und letztere nach Kräften einzuführen.

Was aber das Tadelnswertheſte an dieſem Produkte bleibt, iſt der fortgeſetzte, faſt durch nichts gemilderte Schrecken, der ſich durch das Ganze hindurchzieht und den Gedanken an ein Kunſtwerk gar nicht aufkommen läßt; ein Schrecken, der noch durch die Abſichtlichkeit vermehrt wird, womit der Verf., wie es ſcheint, ſeinen eignen Unglauben, der an Gott, an einem verſöhnlichen Gotte, an einem ewigen Leben verzweifelt, durch ſeine Helden predigen läßt. Alle dieſe gefangenen Deputirten, welche in den Tod geführt werden, leben als Gottesleugner und gehen in den Tod mit der Ueberzeugung, daß ſie im nächſten Augenblick Nichts ſein werden. Was hilft in dieſem Falle in poetiſchen Produkten die hiſtoriſche Beglaubigung, die wenigſtens in Bezug auf Danton's bis zum letzten Augenblicke feſtgehaltenen Unglauben vorhanden iſt? — Die Polemik gegen jede moraliſche und religiöſe Ueberzeugung, iſt hier gar zu wild, wüſt und cyniſch — cyniſch oft ſelbſt der Sprache nach. Dieſe Sprache, zuweilen ſpröde und dunkel, ſonſt lakoniſch ſchlagfertig, ſtolz, republikaniſch kurz, männlich feſt, an echt franzöſiſchem Pathos und prägnanten Bildern reich, verliert ſich nicht ſelten in's Gemeine und „ſtinkt" dann, um mit einem Lieblingsausdruck des Verfaſſers zu reden. So z. B. Camilla. Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langſam aus den Fiebern martert, mit Bewußtſein vielleicht, ſich wegzufaulen! Philippeau. Von Blumen, die verſetzt werden, unterſcheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Verſuch ein wenig ſtinken. Danton. Eine erbauliche Ausſicht! Von einem Miſthaufen auf den andern! ꝛc. Bei dieſem genialen Cynismus wird dem Leſer zuletzt ganz krankhaft peſtartig zu Muthe und unheimlich; er ſchließt die Augen, er hält die Ohren, die Naſe zu; ſeine Gefühls-, ſeine Geſchmacksnerven werden afficirt —; jeder Sinn wird aufs empörendſte beleidigt und möchte außer Thätigkeit geſetzt ſein. Lucile Camilla, Desmoulins Gattin, eine rührende Geſtalt, tritt in zu wenigen Momenten auf, um als freundlicher Contraſt wirkſam zu ſein; da freut man ſich, Perlen zu finden vom reinſten Waſſer, wie dieſe: Camilla. (ſpricht von Lucile) Sie können die Hände nicht hinlegen, das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der

Grabduft würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Krystalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen, und helle Quellen im Schlaf hinmurmeln. Oder Danton: Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen todtküßt; wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt. — Wie schimmernde Thränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt; es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten. —

Jedenfalls darf die Lesewelt auf den Nachlaß dieses genialen Menschen, der nun leider todt ist und seine auch in diesem merkwürdigen Produkt begangenen Irrthümer nicht mehr gut machen kann, gespannt sein. Ich denke, er hat an Gutzkow einen wackern und umsichtigen Biographen, Testamentvollstrecker und Manuscriptenordner.

H. Mff.

Marfa, letzte Fürstin Borezki und Bürgermeisterin von Nowogrod, oder: das belagerte Nowogrod. Trauerspiel in 5 Acten, von Fr. Braunschweig. Elbing 1836, bei Neumann-Hartmann.

Aus Karamsin's „Russischen Annalen" hat der Verfasser sich eine Geschichts-Episode gewählt, welche, vermöge ihrer eigenthümlichen Rundung und des tragischen Ausganges, sich fast von selbst zur Tragödie gestaltet. Der Fall der freien Stadt Nowogrod durch die Waffen des mächtigen Czaren Iwan von Moskau ist der Mittelpunct der Handlung. Marfa, die letzte Fürstin des berühmten Stammes Borezki, eine heldenmüthige Frau, repräsentirt die freie Stadt und ist innig verwebt mit ihrem Unglück: denn wie die Bedrängniß der Stadt größer wird und ihr Fall näher rückt, erfassen ihr Herz immer größere Schmerzen, sie verliert Sohn und Tochter, die letzten grünen Zweige des morschen Stammes im Drange der Belagerung, und stirbt zuletzt selbst auf dem Schaffot, nachdem die ihr theure Stadt durch Verrath in die Hände des Ueberwinders gefallen. Nur dann, wenn der Untergang der kraftlosen, städtischen Selbstständigkeiten, in welchen sich zuerst das erwachte Bürgerthum verkündete, und ihre Unterordnung unter den Staat individualisirt ist, wie hier, kann man denselben tragisch nennen, und so dürfte mithin der vorliegende Stoff ganz passend sein, wenn die Behandlung desselben an Tüchtigkeit ihm gleich wäre. Das ist indessen nicht der Fall. Der Verf. hat sich darauf beschränkt, die historischen Scenen in ihrer ursprünglichen Gestalt zu dramatisiren, oder vielmehr nur zu dialogisiren, ohne aus dem Stoffe ein geordnetes und untereinander gefügtes Ganzes zu bilden. Wenn in einem Stücke 18—20mal der Schauplatz gewechselt werden muß — in einem Acte oft 6—8mal —; wenn oft eine Verwandlung nöthig ist, um einige unnöthige Personen in wenigen Wechselreden eine nothwendige Ergänzung der Handlung darlegen zu lassen: so ist das ein Beweis, daß der Dichter seinen Stoff gar nicht gehörig in sich aufgenommen und im Geiste verarbeitet habe. Man kann ein solches Werk durchaus nicht Trauerspiel nennen, denn dieses verlangt mehr Einheit, mehr geistigen Zusammenhang. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo der Wechsel des Schauplatzes in einer bloßen Andeutung bestand; unser heutiges Theater verlangt durchaus die größtmöglichste Beschränkung der Verwandlungen während dem Acte. Dies ist so anerkannt, daß selbst in den Bühneneinrichtungen der Shakespearschen Meisterwerke wenigstens die Hälfte der von ihm vorgeschriebenen Verwechselungen des Schauplatzes vermieden werden. Außer diesen Mängeln, leidet das vorliegende Trauerspiel noch an einer großen Gedankenarmuth und eigentlicher Poesie. Die Charakteristik befriedigt und loben muß man die einfache reine Sprache des Verf., die frei ist von dem Schwulste, der in unserer modernen dramatischen Literatur so sehr heimisch ist. R. B.

Paulus. Eine Tragödie von Wilhelm Angelstern. Bielefeld 1836. Velhagen & Klasing.

Nach meinem Dafürhalten hätte der Verf. diese Tragödie entweder „Paulus Tod" oder „Paulus in Rom" nennen sollen, um den Inhalt derselben und besonders ihr Verhältniß zu dem Wiese'schen Drama gleichen Namens, klarer zu bezeichnen. Diese gibt uns eine Skizze des ganzen Lebens dieses Apostels, und heidnisches und christliches paart sich in seinem Charakter auf eine sonderbare, oft nicht wohlthätige Weise. Angelstern zeichnet den vollendeten Apostel, der stark ist durch das unerschütterliche Vertrauen auf die Unträglichkeit der angenommenen Lehren. Die überwiegende Kraft, welche ihm innewohnt, durch den felsenfesten Glauben, ist gemildert durch eine göttliche Sanftmuth und fromme Duldung. Es ist ein schöner, tiefgedachter und mit wohlthätiger Consequenz durchgeführter Charakter, den der talentvolle Verf. hier aufgestellt hat, und an welchen sich das ganze Werk wie ein gehegener Fuß anschließt. Auch Seneca und Timotheus sind haltbare und nicht unbedeutende Erscheinungen, in so fern es möglich ist neben dem Alles überragenden Hauptcharakter noch eine Bedeutsamkeit zu behaupten. Servilia ist eine recht freundliche Erscheinung, welche besonders wohlthätig und

sänftigend eintritt in die Härte der kämpfenden Elemente, die im Stoffe liegt und besonders in dem Wiese'schen Drama, das jede weibliche Figur entbehrt, sehr fühlbar ist. Nur Nero und Poppäa entsprechen dem Bilde nicht, welches die Geschichte von ihnen zurückgelassen hat, und sind verweichlicht unter der Gestaltung des Verf., dessen Geist zu sehr mit apostolischer Salbung erfüllt gewesen zu sein scheint, um solche contrastirende Charaktere zu zeichnen. Die Sprache charakterisirt den Verf. als einen wahrhaften Dichter. Deutschland kann sich freuen über dieses mit jedem Schritte sich kräftiger entwickelnde Talent. Nur kann ich nicht begreifen, warum der Verf. den Tod des Apostels nicht nach der bekannten, allgemein angenommenen Legende Statt finden läßt. Dieses erscheint mir weit erhabener und des Mannes würdiger, als der, welchen Angelstern und noch dazu ohne genügende Motivirung substituirte. Wir wünschen dem — auch in der äußern Ausstattung recht schönen — Werke einen möglichst großen Leserkreis. R. B.

Albrecht Dürer's Tod. Drama in zwei Aufzügen von F. A. Gelbke. Leipzig 1836. Dörfling.

Die letzten Lebensmomente des kenntnißreichen und mit seltener Vielseitigkeit begabten Künstlers Albrecht Dürer — den man wohl nicht mit Unrecht den „deutschen Michel Angelo" genannt hat — bilden den Inhalt dieses Drama. Dürer, stumpf und lebensmüde, hat seine Phantasie, die längst erlahmte an der kalten und flachen Gewöhnlichkeit, die ihn umgibt, erfrischt an einer Vision und malt an seinem letzten Bilde, an der „Auferstehung Christi." Seine mit der Lebenslust zugleich schwindenden Kräfte, lassen ihn die nahe Auflösung ahnen und er glaubt, wie an einen Schicksalsspruch, daß mit dem letzten Pinselstriche an diesem Bilde, auch sein letzter Athemzug schwinden werde. Sein Weib, die Personification der flachsten und trockensten Lebensprosa, drängt ihn zur Arbeit und sieht in seinem schwärmerischen Treiben nur Faulheit und Leichtsinn. Mehrere andere Umstände steigern seinen Lebensüberdruß auf's Höchste; die Aufregungen, welche der Zank mit seinem Weibe und die heftige Begegnung mit dem Bruder seiner frühern unglücklichen Geliebten, ihm verursachen, treiben seine letzten Kräfte auf und im Vorgefühle des nahen Todes sieht er abermals einen Wink von Oben, vollendet sein Bild und stirbt. Einige Episoden von lichterer Färbung sind in diesen ziemlich dunkeln Grundton wohlthätig verwoben und so gestaltet sich das Ganze zu einem wehmüthig-anmuthigen Bilde, welches von Neuem die Wahrheit veranschaulicht, daß das Genie zu Grunde geht in der Alltäglichkeit, wenn es nicht die Kraft hat, sich von allem Hergebrachten loszureißen und seinen eigenen Weg zu wandeln. Der Verf. hat eine dem Stoffe ganz anpassende weiche und seelenvolle Sprache gefunden, die reich ist an Gedanken und freundlichen poetischen Bildern. Aber sein Werkchen leidet auch an den Mängeln aller Künstlerdramen: an einer vorherrschenden lyrischen Weichheit, überhäuften Erzählungen und einer gänzlichen Abwesenheit lebendiger Handlung. Zu einem lyrischen Gedichte, oder einer gemüthlichen Erzählung würde der Stoff sich besser geeignet haben. R. B.

Prometheus. Tragödie vom Verf. des Abelard. Osnabrück 1836. Rackhorst.

Ein Schriftchen von 24 Seiten, in welchem es eben so schwer sein dürfte, die Tragödie als eine Rechtfertigung des Titels zu finden und das in seiner Sonderbarkeit kaum seines Gleichen hat. Der Schauplatz ist St. Helena; es ist Nacht, das Meer braust im Sturme; auf Napoleon's Grab sitzt eine verhüllte, hagere Gestalt; Das Fatum über dem Wasser ertönt im Chor der Geister und singt dem todten Kaiser ein Schlummerlied. Dann erhebt sich das Fatum und sagt:

> Schweigt! was wißt Ihr? Der Menschheit Heil und Hülfe
> Ist ihre Größe nicht, ist ihre Schwäche.

Ueber diesen Gedanken fortphilosophirend, denkt das Fatum schmerzlich an seinen Sohn Prometheus und, um nicht allein zu sein, ruft es endlich Napoleon zu:

> „Steh auf, mein Sohn, und gib mir Rechenschaft!"

Dieser kommt und nun singen die Wassergeister von der Brücke von Lodi, Arcole, Marengo, Austerlitz. Bei Erwähnung des Letztern, ruft der Kaiser: „Ha, die Drei-Kaiserschlacht!" und das Fatum antwortet: „Ha, Du Drei-Insel-Mann!" Aber die Geister singen fort und es kommt Jena, Wagram und Rußland. Da wird das Fatum witzig und sagt:

> „Des Endes Anfang — nennt' es Dein Minister,
> Der Altfuchs, mein geheimer-Secretair."

Die Geister singen aber fort bis Waterloo und Helena, indessen alles, was sie erwähnen, als Nebelgestaltung — wie das wilde Heer im „Freischütz" vorüberzieht. Jetzt wird das Fatum malitiös, nennt Napoleon's ganzen Titel her und sagt: „Wir haben uns're Rolle ausgespielt!" und als der Kaiser sich erlaubt, zu sagen;

> „Mein Ruhm steht fest, er trägt Dich selber wohl!"

Da erwiedert das Fatum:

> „Was ist Dein Ruhm denn? Ein verdorbenes
> Stück Welteroberung aus meiner Rumpelkammer,
> Von tausend Schlachten, blutigern als Deine,
> Ein Flittertand für Kinder, falsches Gold,
> Das rostig ward im Hauche schon desselben
> Geschlechts, das mit Dir lebte."

und nennt den Armen einen „Narren." Der Kaukasus erscheint, auf demselben Prometheus und der Geier. Das kann Napoleon nicht sehen, er will den Geier getödtet wissen, aber das vermag Niemand. Der Geistergesang beruhigt ihn wieder, der Kaukasus verschwindet und das Fatum sagt:

„Du hast gesühnt, was Du gefehlt! Folge mir durch das Weltall
Hin, wo im tiefsten Abgrund ungebor'ner
Aeonen einsam steht mein dunkles Haus."

Und wie Mephisto im „Faust" breitet es den Mantel aus und Alles verschwindet. Das ist die Tragödie „Prometheus," die auf 12 Blätter schönes Papier recht gut gedruckt ist.

R. B.

Die Herzogin de la Vallière. Schauspiel in 5 Acten von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. Aachen und Leipzig, Mayer. 1837.

So sind wir denn endlich im Stande, Theil zu nehmen an dem großen literarisch-politischen Kampfe, der in England eine geraume Zeit die Organe der öffentlichen Meinung beschäftigte und fast mit gleicher Hartnäckigkeit geführt wurde, wie die Reform- oder Katholiken-Emanzipations-Frage, obschon die Stimme des Volkes ihn bald und unzweifelhaft entschieden hatte. Bulwers oben genanntes Drama hatte diesen Kampf hervorgerufen. Die Animosität der Stimmführer verrückte den Standpunct, von dem aus ein Kunstprodukt betrachtet werden soll, in das Getriebe der politischen Parteiung, und das ausgesprochene Urtheil galt bald nur für ein politisches Glaubensbekenntniß. Der Whig lobte mehr oder minder excentrisch, je nach der Nuancirung seiner Grundsätze und Gesinnungen, und der Tory steigerte seinen Tadel bis zur niedrigen Schmähung, um seinen Eifer für die alte gute Sache zu bewähren. Sollte man in Deutschland geneigt sein, dieselbe Meinung geltend zu machen und das Urtheil über dieses Drama für ein Geständniß politischer Ansicht zu halten: so wäre einem großen Theile unserer jüngern Literaten eine treffliche Gelegenheit geboten, sich auf die billigste Weise mit dem Stabilitätsprincipe und seinen Vertretern auszusöhnen; denn schwerlich wird irgend eine kritische Stimme sich lobend aussprechen über diese Geburt, die nach Jules Janin's richtigem Ausspruch weder eine Komödie, noch eine Tragödie, weder ein Drama, noch ein Roman, sondern ein ungenießbares Gemisch von Alle dem ist. — Der übertriebene Nimbus, womit man Bulwers Namen umgeben, verschwindet allmählig und man kommt nach gerade zu der Einsicht, daß die hohe Stellung, die er in der Literatur einnahm, wenigstens eben so sehr durch eine Combination günstiger Verhältnisse und äußerer Umstände, als durch sein Talent und seine literarische Bedeutung bedingt war. Der englische Roman lag seit geraumer Zeit in einem Starrkrampfe, er war den Bedürfnissen der Nation fremd geworden und nur eine Regeneration in Form und Tendenz, eine Annäherung desselben an die Gefühle und Wünsche, die sich bewegten im Volksherzen, konnten ihn diesem Herzen wieder nahe bringen, ihn populär machen. Bulwer that den glücklichen Wurf, das ausgefahrene Gleise zu verlassen und wurde dadurch Lieblingsschriftsteller der Nation.*) Ein schönes Talent, Menschenkenntniß, Gewandheit und eine gute Dosis koketten Whigismus standen ihm hilfreich zur Seite. Dies alles wirkte zusammen, daß man den Maßstab für den guten Roman ganz verlor und sich erfreute an dem bessern, der geboten wurde; daß man die Einseitigkeit vergaß über der neuen Richtung und auf der oft unabsehbaren Fläche mit Vergnügen umherfuhr, blos weil man nicht in den alten Fugen geknechtet war. — Es ist hier nicht der Ort, diese Ideen weiter zu verfolgen und zu unserm Drama zurückkehrend, muß blos bemerkt werden, daß dasselbe Bulwer's vielgepriesener Dichtergabe einen gewaltigen Stoß gibt. Kann man auch vom heutigen Dramatiker nicht verlangen, daß er sich in die engen und zwecklosen Schranken des jetzigen Theaters fügen soll — und doch muß er auch dieses Theater berücksichtigen, wenn er für dasselbe schreiben will —: so muß man doch von ihm erwarten, daß er die Elemente des Drama kennt und sie mit seinem Stoffe amalgamirt, bevor er zur Ausführung schreitet. Das hat Bulwer vor Allem versehen. Sein Stoff möchte in passender Umgestaltung wohl geeignet sein zur dramatischen Behandlung, er ist es durchaus nicht in der gegenwärtigen Gestalt. Das Stück hat weder Rundung, noch Schluß, und nach dem fünften Acte könnte die Komödie eben so gut wieder anfangen, wie nach dem zweiten, wo sie ungefähr auf demselben Puncte stand. Wir sind über die engherzigen Einheiten hinaus, in welche die falschen Ausleger des Aristoteles unsere dramatische Literatur zwängen wollten; aber wir dürfen dem Drama jene Einheit nicht erlassen, die es zum ganzen in sich abgeschlossenen Bilde macht, zu dem jeder Act und jede Scene sich als ein nothwendiges und zweckmäßiges Glied fügt. Und diese Einheit fehlt dem vorstehenden Drama gänzlich; es ist eine willkür-

*) Diese Behauptung ist nur zum Theil wahr. Bulwer bewegte seine Mitbürger, weil er die Gegenwart verstand und Stoffe, welche er der unmittelbaren Zeit entnahm, mit unverkennbar großem Talent zu bewältigen wußte. Seine Anerkennung war weit mehr ein Sieg des Talentes, als der zusammentreffenden Umstände. D. Red.

liche zusammen gewürfelte Reihenfolge von Scenen, die des geistigen Zusammenhanges entbehren; es sind Bruchstücke aus den Dialogen eines breiten Romans, die uns alle das Zerrissene und Lückenhafte darbieten, was eben den Bruchstücken eigenthümlich ist. Hierdurch schon wird jede lebendige und rasche Entwickelung der Handlung, die das Drama allein zu dem macht, was es sein soll: zum Bilde des raschen, vollkräftig pulsirenden Lebens, unmöglich; denn ein breiter Dialog muß stets die entstandenen Lücken füllen, um nur Verständniß in die Sache zu bringen. — Mit der Charakteristik sieht es eben so traurig aus; sie ist ohne alle Bedeutung in psychologischer, wie in historischer Beziehung. Der Autor meint, daß nicht in der Entwickelung einer Leidenschaft, sondern in der Schilderung verschiedener und entgegengesetzter das Material des Dramas liege; aber er hat es selbst nicht zu einer, nicht zu einer halben Leidenschaft gebracht. Die Liebe der la Vallière zum Könige wird er uns schwerlich als eine solche verkaufen können; denn dieses im Traume geborne Nebelkind eines jugendlichen, unerwachten Gemüthes, das sich nährt an dem matten Schimmer einer hanswurstlich aufgeputzten königlichen Ritterlichkeit, sich verkündet in einer hysterischen Sentimentalität, und verkümmert, wie ein mit der Schwindsucht geborenes Kind, wäre die dürftigste Repräsentantin einer Leidenschaft, die mir jemals vorgekommen ist. Vielleicht könnte man Bragelone's Liebe zur la Vallière für eine Leidenschaft halten, wenn sie nur nicht gar so vereinsamt, abgerissen und unverständlich dastände und in das Ganze mehr eingefügt wäre. — Bei Ludwig XIV., Lauzun, der Montespan u. s. w. suchen wir keine Leidenschaft, aber historische Treue, oder nur Kenntlichkeit in der Portraitirung sollten und müßten wir finden; vermissen sie jedoch eben so sehr, wie das Bild des Schauplatzes und der Zeit. Die Personen sind bloße Schattenbilder, und trotz allem Geplauder über Ludwig XIV. und seinen Hof, würde man aus dem Drama auch nicht die unvollständigste Idee davon gewinnen. — Daß Bulwer seinem sogenannten Drama einige derbe und für die Masse berechnete Knalleffecte, deren genügende Motive man auch größtentheils vergebens sucht, einverleibt hat, kann ihm wol nicht als Verdienst angerechnet werden, und eben so wenig kann man ihm großes Lob dafür spenden, wenn ihm die Sprache zuweilen gelungen ist: denn im Ganzen fühlt man sehr wohl, wie die metrische Schranke den Verf. genirt und zu sprachlichen Fehlern verleitet hat, die er sich sonst wol nicht zu Schulden kommen ließ. — Die metrische Uebersetzung kann man loben. — Das Stück ist in England durchgefallen und wird in Deutschland kein besseres Schicksal haben, wenn sich irgend ein Theater die undankbare Mühe geben sollte, dasselbe in Scene zu setzen.

M. B.

Elisabeth, Königin von England. Ein Trauerspiel in 5 Acten von Herrmann Müller. Berlin, 1837. Behr's Buchhandlung.

Das Leben der Königin Elisabeth ist kein Stoff zu einem Trauerspiele, selbst ein Aufwand von viel Erfindung würde dies Sujet nie zu einem wahrhaft tragischen erheben können. Herr Herrmann Müller, ein Name, den wir hier zum ersten Male kennen lernen, hätte dies reiflich überlegen sollen, bevor er an Ausarbeitung seines Productes ging. Abgesehen aber auch von dem Stoffe, ist die Behandlung fast gänzlich verunglückt zu nennen. Es wird in diesen fünf Acten blos gesprochen, declamirt, lang und breit erzählt, aber nicht gehandelt. Die Königin thut gar nichts. Sie wartet, bis es an's Sterben geht. Das ist aber nicht die Art, wie ein Drama sich gestalten kann. Herrmann Müller hat einiges Talent, doch weiß er nicht, was er damit anfangen soll. Müller macht Jamben, wie jeder der Sprache mächtige Kopf, nur hat die Begeisterung keinen Theil daran. Mit der Charakteristik sieht es noch mißlicher aus. Die Königin Elisabeth ist eine liebeseufzende, sentimentale, deutsche Hausfrau, nicht die kühn gebietende Beherrscherin Old-Englands, die stolze, jungfräuliche Königin. Unter den übrigen Personen hat nur Walter Raleigh den Schatten eines Charakters erwischt. Der eigentliche Held des Stückes, Graf v. Esser, ist matt, uninteressant, und die Art, wie der Autor seine Leute sprechen läßt, taugt wenig in eine Tragödie. Redensarten, wie:

„Wer weiß,
Wozu des Grafen Feinde sie noch treiben!
Denn unter uns, an Grund, ihn zu bestrafen,
Hat er's nicht fehlen lassen."

Oder:

„Seinen Kopf
Wird's nicht gleich kosten." u. s. w.

die leider fast auf allen Seiten vorkommen, sind doch den Alltagsleben auf der Gasse und vor der Hausthür gar zu nahe verwandt, als daß man sich ihrer im dramatischen Style bedienen könnte. Den eigentlichen Kern des Drama's bildet der Aufstand, welchen der Graf von Esser erregen will, weil er von der Königin auf seine Güter verbannt worden ist, in Folge einer Handlung, die an Ungehorsam streifte. Ueberwältigt, soll er die That bereuen, und, da er dies nicht thut, muß er, dem Gesetz zu Liebe, den Verbrechertod sterben. Eine Liebelei der Königin mit dem Grafen, welche diesem einen Ring eingetragen hat, wird als

Hebel benutzt, die tragische Katastrophe herbeizuführen. Das Motiv ist aber unvortheilhaft angewandt und verfehlt seines Zweckes. Natürlich stirbt Elisabeth hinterher aus Gram, und das Stück schließt mit der Anerkennung Jacob's zum Könige von England. Will der Verf. sich die Mühe nehmen, einen glücklicheren Stoff zu suchen und alsdann die Gesetze der Dramatik sich zu eigen machen, so mag er mit der Zeit wol noch etwas leisten. W.

Der Nachtwandler. Lustspiel. Meißen. Gödsche. 1836.

Der Verf. von Kichora Komaru legt hier eine Probe von seinem Talente für das Komische ab, die auf das Eifrigste unterstützt zu werden verdient. Das deutsche Lustspiel ist schlimmer daran, als das Trauerspiel. Für das Tragische finden sich eher Talente, weil dem deutschen Gemüth eine tragische Auffassung der Lebensgestaltung natürlicher ist. Der Entwickelung des Lustspieles liegen zu viele Hindernisse im Wege, als daß ein besonderer Fortschritt leicht denkbar sein sollte. Doch finden sich Keime auch für diese Gattung poetischer Formgebung, die, erlaubte es die Atmosphäre, bei sorgfältiger Pflege vortrefflich gedeihen könnten. „Der Nachtwandler" unseres Unbekannten gehört dazu. Zwar ist weder etwas Neues darin gegeben, noch das Künstlerische in der Behandlung besonders zu loben; allein ein kräftiger, frischer Witz belebt die einfach-gemüthlichen Situationen und erheitert das Gemüth. Der Stoff ist dem Leben des „großen Königs" entnommen und in so fern etwas verbraucht. Auch mangelt es dem Stücke an einer hervorragenden und bezaubernden Weiblichkeit, während die Männer in ihrer kriegerischen Rauhheit gar zu sehr in den Vordergrund treten. Ein glücklicher Dialog, der nie in's Stocken geräth, läßt indeß diese Fehler vergessen. Die Handelnden sind einmal alle Haudegen und bramarbasiren, räsonniren und schwadroniren auch nach Art der Husarren aus dem siebenjährigen Kriege. Im Fluchen sind sie etwas zu genial. Hier hätte ich ihnen blos ein leichtes Talent gewünscht. Die sonstigen Grobheiten ergötzen immer, beleidigen nie. Der Witz erfreut und ist oft sehr glücklich gehandhabt. Der talentvolle Verf. sollte sich deshalb auch nennen. Denn wer heut zu Tage ein Licht hat, um anzuzünden, der soll's nicht unter den Scheffel stellen. Ich möchte dem Verf. rathen, das Lustspiel mehr zu cultiviren, und, so weit es thunlich ist, Stoffe aus dem moderaen Leben zu wählen. Der Eingang zu den besser organisirten Bühnen würde ihm nicht lange verschlossen bleiben.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Siebenter Jahrgang. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1838.

Wenn dieses Jahrbuch nicht bald ausruht, wird es wahrscheinlich an Ermattung sterben. Denn das ist eine traurige Lustspielerei in diesem Bande. Sechs Producte von sechs verschiedenen Autoren werden uns geboten. Davon sind die ersten beiden, von Albini und Ferdinand Holm, grundschlecht, drei andere von Raupach, Charlotte Birch-Pfeiffer und einem Ungenannten, ziemlich unbedeutend, und nur „die Gunst des Augenblickes" von Eduard Devrient, hübsch und interessant. Ueberhaupt entwickelt Devrient ein achtenswerthes Talent, dem man nur mehr Ideen wünschen möchte, damit er es nicht nöthig an Lappalien vertrödelt. Sonst aber sieht es so trostlos aus mit dem deutschen Lustspiele, daß man Ohrenbrausen bekommt, wenn man nur daran denkt. So lange Lustspiele aufgeführt und gedruckt werden können, wie die Mehrzahl in diesem „Jahrbuche," erlaube ich mir ganz ergebenst, an der Möglichkeit, die Zeit könne ein nationales deutsches Lustspiel produciren, zu zweifeln. Das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man diese Holzäpfel nur anbeißen soll. Gott besser's!

Correspondenzen.

Aus Berlin.

Einleitendes. Charakteristik des Theaterpersonals auf der Königl. und Königsstädter Bühne. Repertoir. Das Publicum. Die Recensenten. Uebersicht der Leistungen bis September.

Wäre die Bühne den wirklich begabten Schriftstellern leicht zugänglich; dürften diese so schreiben, wie ihnen das Herz es gebietet: so würde der Bericht über die Theaterzustände Berlins, das man wohl die Hauptstadt Norddeutschlands nennen darf, am natürlichsten beginnen mit einer kurzen Darstellung der Zeitverhältnisse, denn diese würden die Schriftsteller bestimmen, sie würden sich in den Productionen der Bühne aussprechen, und die letztere wäre auf diese Weise ein wahres Bild

ihrer Zeit. Beides ist indeß, wir wir alle wissen, nicht der Fall. Die Schriftsteller müssen sogleich im Anfange ihre Productionen so einrichten, daß sie zum Drucke gelangen können, und sind sie endlich erschienen, so gelangen sie auch in dieser Gestalt nicht zur Darstellung, da die Bühne ihre privilegirten Scribenten hat, und diese sie mit dem nöthigen Bedarf versehen. Deßhalb sind wir des Geschäftes überhoben, über die Zeitverhältnisse zu sprechen; wir können die vielen und großen Talente, die ihre Kräfte dramatischen Arbeiten widmen, mit Stillschweigen übergehen, denn nur sehr wenigen ist der Zutritt zur Bühne geöffnet; wir müssen die frommen Wünsche, die auszusprechen doch nur unnütz sein würde, für uns behalten, und wenden uns sogleich an das, was uns vorliegt.

Die beiden Bühnen, welche Berlin besitzt, können eigentlich gar nicht mit einander verglichen werden. Die Königlich-Bühne wird von glänzenden Mitteln unterstützt; sie hat es nicht nöthig, weder vor einer großen Ausgabe, noch vor einem weniger belohnenden Stücke zurückzuschrecken, ein langjähriges Repertoir bietet eine unendlich reiche Abwechslung dar, und die festere Stellung der in größerer Anzahl vorhandenen Künstler, gab diesen eine Routine, ein organisch in einander greifendes Zusammenspielen, die Möglichkeit, eine größere Menge Stücke darzustellen, welche sie gegen die nicht Königliche Bühne in großen Vortheil setzt. Die Königstädtische Bühne dagegen, welche von den Mitteln eines Privatmannes unterhalten wird, mag er auch, wie es heißt, Zuschüsse von oben her bekommen, musste es als ihre erste Aufgabe betrachten, Cassenstücke zu geben. Wie das Repertoir häufig und rasch wechselte, so wechselten auch die Stücke. Diejenigen, welche grade die Menge lockten, wurden rasch hinter einander häufig dargestellt, dadurch aber bald abgenutzt, und es mußten deßhalb neue herbeigeschafft werden, die wiederum das Publicum anziehen könnten. Dadurch war das Aufführen vieler neuer Stücke, und das rasche Verschwinden der alten bedingt, indem auch mit dem häufig wechselnden Personal die ältern Stücke bei Seite gelegt wurden. Dabei hatte diese Bühne von Anfang an größtentheils eine andere Sphäre, als die Königliche. Das feinere Lustspiel, die Tragödie, war mehr oder weniger von ihr ausgeschlossen, und sie verkannte ihr eigenthümliches Gebiet, wenn sie sich hierin versuchte; dagegen waren das heitere, derbere Lustspiel, die Posse, die Zauberstücke mit Gesang ihr Feld und durch treffliche Komiker unterstützt, leistete sie hierin stets Ausgezeichnetes. In der Oper gab es Zeiten, wo sie mit der Königlichen Bühne wetteifern konnte. Zwar war auch hier ihr Repertoir beschränkt; ihre Mittel verboten ihr von selbst die gehörige Ausstattung größerer Opern; das Ballet war ihr versagt, und nie konnte sie es auch nur versuchen, hierin etwas dem Achnliches zu leisten, als die Königliche Bühne, bei der dieser Zweig gerade besonders reich ausgestattet ist, aber ihr kleines Personal bestand zu Zeiten aus sehr trefflichen Mitgliedern, und verschaffte ihr oft, wenigstens früher, ein überfülltes Haus.

Nach diesen Vorbemerkungen über die beiden Bühnen, wollen wir specieller von der Königlichen reden. Das, was immer der Mittelpunct eines großen Theaters ist, was am tiefsten ergreift, was Gefühl und Verstand in gleicher Weise beschäftigt, was echt national ist und zugleich das Allgemeinste, die höchsten Interessen der Menschheit anspricht, die Tragödie, diese sieht durch den rasch hinter einander erfolgten Tod dreier Meister jetzt fast verwaist da. Iffland zuerst, dann der geniale Devrient, zuletzt Lemm starben dahin, ohne daß sich irgend wie für sie ein genügender Ersatz zeigen sollte.' Der Erste war durch sein edles, classisches Spiel, das er unter Göthe's Leitung sich angeeignet hatte, groß in reinster Kunstdarstellung, auch in komischen Rollen durch einen feinen, noblen Humor ausgezeichnet. Der Genius von Devrient ergriff mit gleicher Liebe komische, wie tragische Rollen, dort mit keckem, übersprudelndem Humor Alles zum Lachen zwingend, hier durch die Tiefe der Leidenschaft, durch die dämonisch-großen Ausbrüche des Gefühls Alles hinreißend; die Darstellung von Falkaff und Lear war ihm gleich gelungen. Lemm war eine durch und durch ernste, tragische Natur; der Ton seiner Stimme, sein edel geschnittenes, antikes Gesicht, seine Figur wiesen ihn darauf an, und folgte er nicht unmittelbaren Eingebungen, war seine Darstellung vielmehr aus dem strengsten Durchdenken der Rolle entsprungen: so waren nichts desto weniger sein Wallenstein und sein Lear großartige Schöpfungen. Nehmen Sie noch hinzu, daß der treffliche Beschort, der vor einiger Zeit sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, und welcher noch immer in kleineren Rollen, trotz seines jetzt so sehr mangelhaften Organs, ausgezeichnet ist, ganz zurücktritt; daß Mad. Wolff wegen Kränklichkeit und Alter jetzt sehr selten, an wenigstens in tragischen Rollen auftritt, so werden Sie sich den verwaisten Zustand unserer Bühne klar machen können. Doch sicher fragen Sie, was die Bühne an tüchtigen Schauspielern wirklich besitzt? In den Rollen, die jene drei großen Mimen spielten, ist eigentlich nur Herr Mattstedt zu nennen, der indeß im Trauerspiel, weniger im Lustspiel, so sehr an Manierirtheit leidet, daß man einen wahren, ungetrübten Genuß nie hat. Bei sehr schönen Mitteln, bei einem angestrengten Fleiße, hört man doch immer die Declamation hervor, und zwar eine so eigenthümlich accentuirte, gesuchte, daß man immer daran erinnert wird, wie er das Spiel nur eingelernt hat. In den wenigen Momenten, wo die Rolle den höchsten Punct der Leidenschaft erreicht, ist er manchmal vortrefflich, hier reißt ihn die Rolle, fast scheint es wider seinen Willen, hin. Neben ihm singt Herr Franz an, sich hervorzuthun, und in den Rollen, die besonders Lemm früher spielte, stört er wenigstens nicht, und verspricht eine gute Zukunft. In ältern Charakterrollen sind der alte Beschort, Herr Stavinsky, Herr Weiß zu nennen, von denen der letztere manchmal sehr gut ist, dann aber wieder durch ein eckiges, steifes, gesuchtes Benehmen, wodurch er charakterisiren will, abstößt. Die Liebhaberrollen spielen Herr Gruismann, Herr Grua, die Herren Krüger und noch einige unbedeutendere, alle ziemlich gut, und Herr Grua noch mit dem meisten Gefühl, wenn er auch nicht selten weichlich wird. An Komikern, die wirklich drastische Kraft in sich haben, besitzen wir die Herren Gern und Anthing, dieser in seinem, jener in derberen Rollen trefflich. In einer läppischen, albernen, übertriebenen Darstellung, ohne daß sich irgend wie ein Charakter herausstellt, findet Herr Schneider bei Einigen vielen Beifall, doch muß man ihm Eines zuge-

sehen, daß er immer mit Leib und Seele bei der Rolle ist, welche er spielt. Von den Sängern, die auch im Schauspiel wirken, sind zwei ausgezeichnete Männer, Herr Blume und Herr Devrient, hervorzuheben, unter denen der letztere Charakterrollen mit einer Gewandheit und sicheren Durchführung gibt, die oft bewundernswürdig ist. Herr Bauer darf hier nicht übergangen werden, der in biedern, kräftigen Rollen äußerst wacker ist. Diese drei gehören zu den wenigen Schauspielern, die man fast immer gern spielen sieht. Bei wenigen Bühnen möchte man die Bemerkung machen, daß Schauspieler, die noch weniger als mittelmäßig sind, fortwährend, oft selbst in Hauptrollen, beschäftigt werden, wie etwa Herr Hartmann, Herr Freund und andere, während weit bessere Mitglieder genug vorhanden wären, ihre Stelle zu vertreten. Erfreulicher, als mit den Schauspielern, sieht es mit den im Drama beschäftigten Damen aus. Hier haben wir unbezweifelt große Talente, und Mad. Crelinger in der Tragödie, Frl. Ch. v. Hagn im Lustspiel, Mad. Wolff in beiden, sind Sterne erster Größe. Auch das andere Personal zeichnet sich nicht unrühmlich aus. In tragischen Rollen sind die schon länger beschäftigten Damen, Mad. Werner, Mad. Comtesch, dann die jüngeren Talente, Mlle. Hulda Erd, Mlle. Bertha Stich, zu nennen, ohne daß eine hervorstechend wäre. Die großen Erwartungen, die von der letztgenannten durch Rezensenten erregt wurden, scheinen nicht in Erfüllung zu gehen, da, obgleich nichts Verletzendes und wirklich Störendes sich in ihre Darstellungen mischt, doch alles innere, selbständige Feuer, die eigenste Begeisterung durchweg fehlt. Für Soubrettenrollen sind Frl. A. v. Hagn, Mlle. Werner und Mlle. Clara Stich sehr brauchbar, namentlich die beiden letztgenannten viel Einsicht verrathend. Mlle Clara Stich spielt außerdem auch im naiv-komischen Fache mit einer ausgezeichneten Keckheit, Frische und Lebendigkeit, und liefert mitunter kleine Kunstwerke in dieser Gattung. Das Fach der ältern Damenrollen ist nicht allzusehr besetzt. Mad. Wolff ist unstreitig die ausgezeichnetste, dann Mad. Schröck, Mad. Comtesch und Mad. Krickeberg. In den niedrig-komischen Partien ist Mad. Eisenstück ausgezeichnet, auch kann Fr. v. Wrochem noch erwähnt werden. Kommt nun auch bei den Damen nichts so auffallend Störendes vor, wie bei den Schauspielern, so sind doch manche Mißgriffe zu sehen in die Augen springend, als daß sie nicht gerügt werden sollten. Hierher gehört der Drang der Frl. Ch. v. Hagn, tragische Rollen darzustellen, da ihr doch alles wahre, tiefe, innere Gefühl, die belebende Seele, die daraus hervorgehende Erhabenheit und Begeisterung ganz abgeht, und sie unter diesen Umständen in ihren tragischen Rollen zu ganz äußerlichen Mitteln greifen muß, um zu wirken. Aehnliche Mißstände wären leicht zu vermeiden, allein die sich durchkreuzenden Intriguen mögen dies, wie so vieles Andere, nur fromme Wünsche bleiben lassen. Die Oper hat durch das Engagement zweier Sängerinnen ersten Ranges einen Aufschwung gewonnen, wie wir ihn seit mehreren Jahren umsonst herbeigesehnt haben. Es war aber auch in der That auffallend, daß man schon Jahre hindurch keine Oper geben konnte ohne einen oder zwei Gastgeber. Freilich geht uns ein tüchtiger Tenor, wie wir ihn an Bader besaßen, noch immer ab, der in Gesang und Spiel gleich ausgezeichnet wäre; wir können keinen aufweisen, der ihn auch nur in einer Rücksicht erreichte. Die Stimme des Herrn Mantius ist zwar schön und wohlklingend, aber etwas schwach, vielleicht, weil er auffallend viel beschäftigt wird. Herrn Eichbergers Tenor fehlt der schöne Klang, der reine Brustton, seine Stimme klingt stets etwas fett; beider Spiel ist steif und eckig, doch macht Herr Mantius offenbar Fortschritte, und gibt sich viel Mühe, so daß er in komischen Rollen, wie im „Liebestrunk“ jetzt mit Recht gern gesehen wird. Für die Baßpartien haben wir die zwei ausgezeichneten Stimmen der Herren Böttcher und Zschke, denen sich Herr Fischer anreiht, obgleich ihr Spiel mehr oder weniger zu wünschen übrig läßt. Herr Blume, Herr Bauer, noch mehr Herr Devrient treten noch und noch immer mehr zurück, wiewohl ihr Spiel meist trefflich, oft meisterhaft ist. So möchte sich schwerlich noch ein Schauspieler in Deutschland finden, der den Don Juan, wie Herr Blume, zu spielen versteht, der auch in komischen Partieen die jovialste Laune entwickelt. Unter den Sängerinnen sind von allen die erst kürzlich engagirten Frl. v. Faßmann und Mlle. Löwe zu nennen. Die erstere ist mit einer starken, schönen, wohlklingenden Stimme begabt, die besonders in der Höhe ihre ganze Kraft entwickeln kann, weniger in der Tiefe sich auszeichnet. Ihr schönes, edles Spiel, ihr durch die möglichst wenigen Coloraturen verzierter Gesang, die sie fast absichtlich vermeidet und umgeht, zeigt ihr von selbst die ernstere, classische Oper als ihre Bestimmung an. Sie zuerst hat uns nach Jahren einmal wieder Glück auf der Bühne erscheinen lassen, und Mozart und Beethoven sind ihr gleich befreundet. Ein übermüthiges Genie dagegen ist Mlle. Löwe, deren ausgelassene Lebhaftigkeit in Gesang und Spiel in gleicher Weise hervortritt. Die kecksten, muntersten Rollen scheinen ihr am angemessensten zu sein, und die italienische Oper mit ihrer Melodienfülle und ihrem Ueberreichthum an Coloraturen sagt ihr besonders zu. Ihre kräftige, wenn auch nicht allzufarbe, Stimme hat eine schöne Höhe und Tiefe. Den Gesang behandelt sie mit großer Genialität und überschüttet den Zuhörer mit Läufen, Trillern und anderen Verzierungen, die sie doch mit ganzer Seele singt, und mit solcher Leichtigkeit, Reinheit und Sicherheit hervorbringt, als ob sie Federball spiele. Doch auch in ernsteren Partieen weiß sie sich zu fügen, und die Zessade in Spohrs Oper ist eine vortreffliche Leistung von ihr. Außer diesen beiden ist eigentlich nur noch Mlle. Gründaum zu erwähnen, die bei einem edlen, zarten Spiel, bei einer schönen, sehr gebildeten Stimme, doch etwas Kraft und Feuer in beiden vermissen läßt. Mlle. Lenz und Mlle. Clara Stich sind ziemlich gut in kleineren Partieen, und das muntere, lebhafte Spiel der Mlle. Stich läßt die Mängel in der Stimme etwas vergessen. Mad. Seidler, die lange genug gewirkt hat, tritt immer mehr zurück, dagegen macht sich der Mangel einer kräftigen, schönen Altstimme sehr fühlbar.

Mit Recht werden Sie nun einen Ueberblick über die Stücke wünschen, die jene Schauspieler hauptsächlich darstellen, und ich will Ihnen kurz das Repertoir skizziren, wie es sich in den letzten Jahren gestaltet hat. Es wird Sie nicht befremden, wenn ich noch dem, was ich vorangeschickt habe, Ihnen gestehe, daß es jetzt einige Ueberwindung kostet, ein großes Drama anzusehen. Denn wenn nicht einmal die Hauptrollen gut be-

setzt werden können, wenn selbst diese oft ganz verdorben werden, so hat man jedenfalls einen weit größeren Genuß beim Lesen, wenn auch die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, die man beim Sehn genießt, nicht halb empfunden wird. Der Heros der Tragödie, Shakspeare, ist fast ganz von der Bühne verschwunden. Am häufigsten sehn wir noch „König Lear“; auch „Richard III.“ und „Hamlet“ besuchen jährlich einmal die Bretter. Eben so wurde der Versuch gemacht, „Richard II.“ auf die Bühne zu führen, und obgleich die zwei rasch hinter einander folgenden Vorstellungen sehr besucht waren, sich man das Stück dennoch fallen. „Macbeth“ wurde gleichfalls einmal bei vollem Hause gegeben, dann aber nicht wiederholt. Von den Stücken Calderons ist „der standhafte Prinz“ der einzige, der sich seit Jahren uns gezeigt hat. Das wir Deutsche leider kein nationales Drama besitzen, ist zu bekannt, und der einzige, der nachhaltig mit großem Sinne auf Gebildete und auf das Volk gleichmäßig wirkte, Schiller, dieser einzige wird wenigstens noch ziemlich gerspielt. „Don Carlos“ vor allen wird, auch namentlich der Gastrollen wegen, sehr oft gegeben, außer ihm noch „Maria Stuart“, „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua“, „Cabale und Liebe“, „die Jungfrau von Orleans“, früher ein so gewaltiges Zug- und Lieblingsstück des Publicums, „Wallensteins Tod“, selbst „die Braut von Messina“. Nur zwei der kraftvollsten und herrlichsten Stücke dieses unseres bis jetzt einzigen Nationaldichters „die Räuber“ und „Wilhelm Tell“ sind schon seit Jahren vom Repertoir verschwunden. Göthe, der nie auf augenblickliche, dramatische, drastische Wirkung, auch nicht in seinen Schauspielen, hinarbeitete, der wenig die rasche That, weit mehr die ruhige, sich still entwickelnde Contemplation liebte, ist ein seltener, aber lieber Gast auf unserer Bühne, und „Torquato Tasso“, „Iphigenia in Tauris“ besuchen uns jährlich wohl ein- oder zweimal, und ein gebildetes, seines Publicum nimmt an diesen ewigen Dichtungen stillen, aber innigen Antheil. Zu Göthes Geburtstag, ausnahmsweise vielleicht noch einmal, spricht „Götz von Berlichingen“ bei uns vor, und das übervolle Haus sollte eine öftere Wiederholung dieses einzigen, im weiteren Kreise wirkenden Dramas von Göthe wohl rechtfertigen. Auch „Clavigo“ wird hin und wieder gegeben. Endlich ist von den älteren classischen Dichtern allein noch Lessing zu nennen, dessen „Emilie Galotti“ und „Nathan der Weise“ öfter wiederkehrende, aber immer gern gesehene Gäste sind. Von den Stücken jüngerer deutscher Autoren, die hin und wieder über die Bühne schreiten, können noch „Sappho“, „die Ahnfrau“, „die Schuld“, und die ältere, Schiller-Racine'sche „Phädra“ erwähnt werden. Ziemlich oft wurde uns von Kleist's „Käthchen von Heilbronn“ vorgeführt. Ob und an sehen wir auch wohl eines von den Dramen Iffland und ein ernsteres Stück von Kotzebue. Wenden wir uns zu den gegenwärtig wirkenden Dichtern, so ist hier vor allen der privilegirte Theaterdichter Raupach zu erwähnen. Daß die Tragödien dieses Dichters, außer einer schönen Sprache, viele organische Mängel besitzen; daß die historischen Dramen weder die wahre Geschichte ergreifen und veredeln, noch Kunstwerke selbst im weniger strengen Sinne des Wortes sind, ist jetzt zu allgemein anerkannt, als daß ich es weitläuftig zu beweisen hätte. In der That haben auch seine sechsactigen, historischen Stücke ein trauriges Geschick; sie werden ein-, zweimal gegeben, und dann bei Seite gelegt. Nur wenige, die fast nur Episoden behandeln, wie König Enzio, haben sich länger auf dem Repertoir gehalten. Es muß dies um so mehr in Verwunderung setzen, als die besten Rollen in seinen Stücken ausdrücklich geschrieben werden, damit die ersten Schauspieler darin glänzen können, und er sie namentlich für Mad. Crelinger, für die Herren Rott und Grua eingerichtet hat. Auch an Decorationen ist nichts gespart, und italienische Gegenden, so viel wie möglich, naturgetreu wiedergegeben, wurden uns in seinen Stücken gezeigt. Um so stärker nur spricht das Factum, daß sie sämmtlich so bald in die Vergessenheit zurücksanken. Allein als eine Art Mode kann es betrachtet werden, daß der Cyclus der Raupachschen Dramen aus der Geschichte der Hohenstaufen, der kürzlich veranstaltet worden ist, noch ziemlich zahlreich besucht wurde. Oefter als seine historischen Dramen erscheinen einige andere Schauspiele von ihm auf der Bühne, wie „Isidor und Olga“, „Corona von Salusso“, „die Schule des Lebens“. Der Versuch, nicht blos der deutsche Shakespeare, sondern auch der zweite Schiller zu werden, mißlang vollkommen, und sein „Themistokles“, ein Trauerspiel mit Chören, verschwand bald spurlos, so schön jene auch von Löwe componirt waren. Außer Raupach hat fast kein anderer dramatischer Dichter Zutritt zum Theater, und man kann die Aufführungen der Stücke fremder Verfasser fast nur als eine Ausnahme betrachten. So in dieser Weise zeigten sich uns „Kerker und Krone“ von Zedlitz und „Demetrius“ von Maltitz. Sehr oft wurde die an einzelnen Schönheiten so reiche „Gefangene“ von Halm, trotz des peinigenden Inhaltes, gegeben. Einen weit geringeren Erfolg hatten „die Venetianer“ von Neustab, und er hat es noch seinen vielfachen, hiesigen Freunden und dem Spiel der Mad. Crelinger zu verdanken, daß es nicht über aufgenommen wurde, als es wirklich geschah; doch ist es, und zwar mit vollem Rechte, seit einigen Monaten nicht mehr gegeben. Von neueren, fremden Stücken wurden nur, und zwar mit Glück, wie die mehrfachen Wiederholungen zeigten, „die Söhne Eduards“ von Delavigne eingeführt. — Ist es nun, wie ich schon erwähnt, größtentheils eine Pein, Tragödien mit anzusehn, so gewährt der Anblick eines Lustspiels, selbst eines mittelmäßigen, in den meisten Fällen eine große Genugthuung. Man fühlt es klar, daß die allermeisten Schauspieler hier allein in ihrer Sphäre sind, sie brauchen hier blos zu agiren, was sie mehr oder weniger selbst erlebt haben, und während die Höhe des tragischen Pathos bei allen, mit wenigen Ausnahmen, gekünstelt und forcirt herauskommt, geben sie hier sich selbst, ohne umwahr zu werden. Ein langjähriges Zusammenspielen, einzelne, sehr tüchtige Vorbilder, heben auch die mittelmäßigeren Schauspieler empor, und sehr selten wird man ein Lustspiel ganz unbefriedigt verlassen. Freilich muß man es mit diesen selbst nicht allzugenau nehmen, und ihren leichten Inhalt nur dazu gelten lassen, sich ein Paar Stunden angenehm zu vertreiben. Von älteren, guten Sachen ist in dieser Sphäre fast nichts zu nennen. „Heinrich IV.“ von Shakespeare ist mit Devrient verschwunden, doch hörte ich, daß eine Aufführung vorbereitet, und daß Herr Rott den Falstaff zu spielen versuchen wird. Nur das

phantastische, so durch und durch poetische Lustspiel des großen Briten „der Kaufmann von Venedig“, hat sich auf dem Repertoir erhalten. Außer diesem kann nur noch das treffliche, feine, spanische Lustspiel des Moreto „Donna Diana“, genannt werden, welches durch Mad. Crelinger, welche die Titelrolle gibt, noch gehalten wird, während die Herren Wolff (Don Cesar) und Beschort (Perin) leider verschwundene Größen sind. Gehn wir zu den so sparsamen, deutschen Lustspieldichtern über, so ist hier vor allen Kotzebue zu nennen, dessen Possen- und Lustspiele noch immer hin und wieder gegeben werden, wie „Pachter Feldkümmel“, „die deutschen Kleinstädter“, „die beiden Klingsberge“. An die Spitze der lebenden Lustspieldichter, deren Stücke Eingang bei uns fanden, ist mit Recht Raupach zu stellen, da er in diesem Fache wirkliche Verdienste hat. Einzelne seiner Possen, wie „die Schleichhändler“, „der Zeitgeist“, sind von einer ächt komischen Laune belebt, und man sollte es Nicht glauben, daß derselbe Mann, der so hohle Trogdiendramen geschrieben, einen solchen derben Humor besäße. Auch im feineren Lustspiel hat er sich mit Glück versucht, wie die, zuletzt auf die Bühne gebrachte „alte und junge Gräfin“ beweist. Daß nicht alle Stücke mit den genannten einen gleichen Rang einnehmen, versteht sich von selbst; oft macht er sich die Sache zu leicht, eine unbedeutende, selbst verletzende Anecdote wird dramatisirt, wie etwa „der theure Spaß“, oder sein Verstand treibt die Sache auf eine so künstliche, gesuchte Spitze, daß eine Theilnahme in weiteren Kreisen von selbst wegfällt, wie in dem „Narr seiner Freiheit“. Noch Raupach hat Bauernfeld am meisten Zutritt zu unserer Bühne erhalten, und ein großes Geschick für das feinere Lustspiel läßt sich ihm nicht absprechen, wenn auch weder Tiefe, noch Originalität bei ihm zu finden sein sollte. Seine letzten Productionen blieben sehr hinter den Erwartungen zurück, die er erregt hatte, und die plumpe Frivolität, die in dem „Vater“ herrschte, stieß eben so ab, als die ungeschickte, täppische, von wenig Geist und Witz zeigende Behandlung, mit der er Zeitfragen in dem „literarischen Salon“ abfertigte. Beide Stücke verschwanden auch sehr bald vom Repertoir, während „die Bekenntnisse“ und „bürgerlich und romantisch“ noch immer gegeben und gern gesehn werden. Töpfer war mit seinen geistreichen und feinen Lustspielen uns immer sehr willkommen, und „die Einfalt auf dem Lande“ war lange ein Lieblingsstück der Berliner. In den letzten Jahren fanden auch die meisten Lustspiele der Verf. von „Lüge und Wahrheit“ hier eine im ganzen sehr günstige Aufnahme. Wenn auch ein ursprünglicher, frischer Geist sich in ihnen nicht kund that, so wurden doch zarte, feine, manchmal freilich auch gesuchte Verhältnisse, mit dramatischem Geschick behandelt, und die saubere Arbeit, die von allem Rohen und Verletzenden sich fern hielt, fand vielen Beifall bei denen, deren einziger Lebenskreis die höheren Zirkel sind. Im Verfolge ihrer Arbeiten, die rasch hinter einander ans Licht traten, ließ sich freilich eine große Einförmigkeit nicht verkennen, und die zuletzt aufgeführten Stücke „der Unentschlossene“ und „Better Heinrich“ blieben weit hinter den früheren, besseren zurück. Als eine Merkwürdigkeit können noch zwei Stücke „die Jllirten“ und „die Pensionairinnen“ erwähnt werden, welche sich uns vor mehreren Monaten präsentirten, als deren Verf. eine hier sehr hochstehende Person genannt wurde. Sie waren weit blässer und farbloser, als die Stücke der Verf. von „Lüge und Wahrheit“, und zwar das zweite in weit höherem Grade noch, als das erste; sie bewegten sich ganz in der vornehmen Gesellschaft, und schon der Titel, der uns Conversationsstücke verhieß, beutete den Mangel an aller Handlung an. Die Sternschnuppen aus höheren Regionen stimmeten sie einen Augenblick, um dann für immer zu erlöschen. Der vielen Bearbeiter französischer Lustspiele will ich nicht erwähnen; es dient dieser große Theil des Repertoirs immer dazu, die Lücken auszufüllen, und durch Neuheit eine kleine Abwechslung und einigen Reiz hervorzubringen. Bei den meisten freilich wollen unsere Zustände nicht recht passen, sie sind zu individuell französisch gefärbt, als daß sie allgemein ansprechen könnten, wozu noch kommt, daß ihr leichter, geistreicher, eleganter Anstrich fast ohne Ausnahme in der Bearbeitung verloren geht, und unsere Schauspieler, selbst eine Wolff zuweilen, durch ihre geringere Gewandtheit und schwerere Tournure das Ihre dazu thun, dem Stücke eine ganz andere Physiognomie zu verleihen. Als geistreicher und gewandter Bearbeiter fremder, namentlich italienischer Originale ist noch der Regisseur C. Blum hervorzuheben, der mit genauer Kenntniß des dramatischen Effects auf ihn besonders hinarbeitet, und dessen Stücke dadurch einen besonders großen Antheil erregen, daß die Hauptrolle in ihnen, welche der Titel meist anzeigt, wie „Alexandrolina“, „Capricciosa“, „die Herrin von der Alm“ von Frl. Ch. v. Hagn, für die sie ausdrücklich geschrieben, gespielt wird, welche Künstlerin hier ihre glänzenden und gerechtesten Triumphe feiert. — In der Oper haben wir noch glücklicher Weise reichlich von den Schätzen zu zehren, welche wir früher zusammelt haben, denn von den gegenwärtig wirkenden, deutschen Componisten wird uns fast nichts geboten. Das wenige Neue, was wir erhalten, wird aus der Fremde verschrieben, und französische und italienische Componisten versorgen uns mit dem täglichen Bedarf. Selbst zum kürzlich gefeierten Geburtstag des Königs, wo es Sitte ist, eine gediegene Neuigkeit zu liefern, erhielten wir nur eine unbedeutende komische Oper von Donizetti, den „Liebestrank“. Dagegen glänzt Mozart noch immer in einiger Jugend bei uns; sein „Don Juan“, „die Hochzeit des Figaro“, „die Zauberflöte“, seltener „die entführte Diette“, werden uns jährlich einige Mal geboten. Auch der ernste Gluck lebt wieder auf, und Frl. v. Faßmann singt die anstrengende Partie der „Alceste“ außerordentlich gut. Eben so ist „Fidelio“ von Beethoven ein uns öfter gespendetes, aber immer mit neuem Genuß gesehenes Kunstwerk. Daß der melodienreiche Weber mit dem so unendlich oft gesehenen „Freischütz“, dann noch mit „Oberon“ unter uns verweilt, wird Sie nicht wundern. Von unseren, einheimischen Componisten ist hier fast nichts zur Aufführung gekommen. Vordergehend zeigte sich „das Rosenmädchen“ von Lindpaitner, „das Schloß Candra“ von Wolfram. Die komische Oper von Taubert „der Kirmeß“, verrieth ein glückliches Talent. Dauernder, als alle diese, bürgerte sich „Jessonda“ von Spohr ein, in der Mlle. Löwe, bewies, daß sich ihr lebhaftes Talent auch der ernsteren Oper anzupassen wisse. Zuletzt muß Meyer Beer, wollen wir ihn zu den deutschen Componisten rechnen, genannt werden,

dessen „Robert der Teufel“ auch hier, wie anderwärts, oft gegeben wurde. Daß sich ein origineller, selbstständig schaffender Geist in dieser Oper kund gethan hätte, fand man zwar nicht, aber man sah, daß Jener sehr tüchtige Kenntnisse und sich Vieles mit Glück angeeignet hatte. Doch verletzte eine forcirte Genialität, welche in den „Nuancen“, die hier noch nicht gegeben sind, noch mehr ins Auge fallen soll. Unter den ausländischen Componisten erfreut für uns unstreitig Spontini die Reihe, der als hiesiger General-Musik-Director gewiß alle Sorge für die Aufführung seiner Werke trägt. Daß sie dennoch fast vom Repertoire verschwunden sind; daß während der letzten drei Jahre „die Vestalin“, „Ferdinand Cortez“, „Nurmahal“, „Alcidor“ nicht mehr, als etwa einmal gegeben sind, beweist zwar nichts gegen die Tüchtigkeit, namentlich der erstgenannten Werke, wohl aber, daß er Anforderungen an die Künstler macht, denen ihre physische Kraft nicht gewachsen ist. Von Rossini, diesem eben so reichbegabten, als leichtsinnigen Componisten, sahen wir in den letzten Jahren mehrere Opern. Neben seinen ernsten Werken, dem „Othello“, der „Belagerung von Corinth“, der „Semiramis“, glänzte immer noch die von ächt römischer Laune eingegebene Musik des „Barbier von Sevilla“. Von Cherubini wurde „Ali Baba“ aufgeführt, und die ältere Oper „Lodoiska“ uns wieder ins Gedächtniß gerufen. Doch weit mehr als beide, sprach der Componist in seinen „beiden Wasserträgern“ an. Die reizende Musik in Poesiellos „schöner Müllerin“ gefiel noch immer. Mellini, vielleicht am nächsten dem Rossini stehend, gab uns „die Puritaner“, „die Capuletti und Montecchi“ und „die Nachtwandlerin“, in welcher Oper Mlle Löwe durch ihre mimische Kunst, mit der sie den Charakter und die Eigenthümlichkeit einer Nachtwandlerin wiedergibt, einen hohen Genuß gewährt. Boyeldieu verdient unter den französischen Componisten wohl noch immer den ersten Rang, nicht bloß der Anciennetät wegen. Sein, eine so edle, chevalereske Laune athmender „Johann von Paris“ und seine zarte Oper „die weiße Dame“, sind noch immer beliebte Stücke. Daß Mohuls „Je toller, je besser“ so wenig gegeben wird, ist zu bedauern. Spontini gingen von Herold „der Zweikampf“ und „Zampa“ vorüber, wogegen Auber mit seinen trefflichen Werken, „der Stummen von Portici“ und „der Diavolo“, weniger mit der „Braut“, mit „der Gott und die Bajadere“ und mit „das eherne Pferd“ wohlverdienten Beifall fand. Weit mehr Glück, als „der Blitz“ von Halevy, machte die komische Oper von Adam „der Postillon von Lonjumeau“, der sehr oft und mit vielem Beifall hier noch immer gegeben wird. Die kleinere Oper und das Liederspiel tritt jetzt ziemlich zurück, und C. Blum ist der einzige, der noch hin und wieder für eine Neuigkeit sorgt. Mit welchem Glück er sich früher darin versucht hat, ist bekannt, weniger hat er mit seinen früheren Arbeiten Erfolg gehabt, und die letzte, „Mars, Max und Michel“, ist zu gedehnt und zu wenig originell, um sehr gefallen zu können. C. v. Holtei mit seinen leichtgearbeiteten, aber immer mit treffendem Sinn gewählten Sachen, ist fast ganz verschwunden, und dem Liederspiel, das diesem populären Dichter so viel zu verdanken hat, ist durch ihn eine ihrer ersten Stützen genommen worden. Ein älteres, wieder hervorgesuchtes Stück, „der reisende Student“, ist mit vielem Beifall und sehr oft gegeben worden, und nach ihm in ähnlicher Manier, doch etwas mehr ins Alberne und Fade fallend, brachte man vor nicht langer Zeit von L. Schneider „Fröhlich“ auf die Bühne, das von einem gewissen Publicum ebenfalls mit vielem Beifall aufgenommen ward. Gewiß erlassen Sie mir einen ähnlichen, ausführlichen Bericht über das hiesige, so reich ausgestattete Ballet. Denn was in ihm mit der Kunst noch am meisten verwandt ist, die sprechende, die Bewegungen der Seele ausdrückende Mimik, der characteristische Tanz, tritt zu sehr hinter Künsteleien, hinter einer bloßen Fertigkeit und Schnellkraft zurück, und wir haben in jenem Bezug keinen Künstler ersten Ranges. Jene heftigen, gewaltsamen Bewegungen, die für einen Südländer anstrebender sein mögen, haben für uns kältere Nordländer etwas Gewaltsames, ja Abstoßendes. Es scheint die Angst eines Taubstummen zu sein, der sich seinen Mitmenschen durch heftige Gesticulation verständlich machen will. Dennoch haben Namen, wie die der Herren Taglioni, Stullmüller, Röhnisch, oder wie die der Damen Amiot, Galster, Taglioni einen zu guten Klang, als daß ich ihnen ihre Berühmtheit schmälern solle. — Die französische Truppe, die im Jahre neun Monate hindurch hier Vorstellungen gibt, hat ein kleines, aber gewähltes Publicum, das größtentheils abonnirt ist. Die Mitglieder sind vortrefflich zusammen eingespielt, und geben ihre Stücke mit einer Rundung und einer Präcision, die trefflich wirkt, aber auch für die leichten Vaudevilles und kleineren Comödien nöthig ist, da sie, wie wenig Anderes, den Character der Nation und die Sitten getreu wiedergeben. Hier ist ein leichtes, ungezwungenes Spiel, eine ungesuchte, ungenierte Darstellung die vorherrschende, und manche von unsern besseren Schauspielern könnten bei den Herren Deicour, Brice, Francisetty oder bei den Damen Lancestre, Deschanel, Edelin in die Schule gehen.

Es treffen viele Ursachen zusammen, die das Dasein eines Volkstheaters bei uns unmöglich machen. Der erste und hauptsächlichste Grund ist wohl der, daß der Gang, welchen der preußische Staat bei seiner Entwickelung genommen hat, keineswegs ein organisches Fortschreiten gewesen ist, sondern es mehr auf einer gewaltsamen Anstrengung der Kräfte beruht, daß jetzt die Stimme Preußens ein entscheidendes Gewicht bei den Fragen über die Geschicke der Staaten und Völker hat. Unter den Königen ist ächt national bis jetzt allein Friedrich der Große gewesen, aber sein Andenken wurde durch die aufregenden Stürme, die bald nach seinem Tode über ganz Europa hereinbrachen, wenigstens zurückgedrängt. Die Erinnerung an die Freiheitskriege wird mehr in den Hintergrund geschoben, als gefördert, und es ist unstreitig eine characteristische Thatsache, daß es verboten ist, Stücke auf das Theater zu bringen, die in die Geschichte Preußens eingreifen, oder gar einen Regenten selbst auf die Bühne führen. Vom dem, was man Volksleben nennt, ist in Berlin auch nicht eine Spur zu finden, wir haben weder erbebende Feste, noch Nationallieder, welche die Gefühle und Anschauungen des Volkes aussprächen und allgemein gesungen würden. Die in der Stadt umherziehenden Leierkasten tischen den gemeinen Mann Zänge von Strauß und Lanner, oder die neuesten, beliebtesten Melodien aus Opern auf, gleich viel, woher diese

gekommen sein mögen. Auch ist der Grundzug der unterern Classe in Berlin ein mokanter, bosshafter Witz, der eben nicht anregend auf poetische Productionen wirken kann, da ihm die gemüthliche, aus dem Herzen kommende Seite ganz abgeht. So ist es denn also sehr leicht erklärlich, daß wir kein eigentliches Volkstheater haben. Ob deßhalb jeder Versuch, ein solches zu begründen, fehlschlagen müßte, will ich nicht entscheiden, aber sicher ist es sehr zu bedauern, daß Herr C. v. Holtei, der vor längerer Zeit schon mehrfach darum nachsuchte, die Erlaubniß zu erhalten, eine populäre Bühne zu gründen, nicht durchdringen konnte, und daß bis jetzt der Wunsch, den Anfang eines solchen wenigstens zu sehen, fast im Keime erstickt wird. Zu diesem Allen kommt noch die Beschränkung, in der sich die Komik bewegen mußte. Jede Persiflage eines Stückes auf dem Königl. Theater, alles Persönliche würde von selbst wegfallen müssen, und es ist zu bekannt, daß kein Gebiet, soll es wirken, unbeschränkter sein muß, als Witz und Humor. In der letzten Zeit ist Julerl, die Puymacherin, die wir aus Wien bekamen, das sehr verunglückt stehende Beispiel, daß ein auf dem größeren Theater gegebenes Stück, die Bestalin, parodirt wurde. Bei der Eröffnung der königstädtischen Bühne erwachte in Manchen die Hoffnung, hier ein Volksleben erblühen zu sehn, aber schon allein dadurch, daß die Oper in den Kreis ihrer Vorstellungen gezogen wurde, ward diese Hoffnung, die auch nachher in keiner Weise in Erfüllung ging, bedeutend geschwächt. Zwar blieb immer das Lustspiel und die Posse ein Hauptbestandtheil des Repertoirs, aber weder für dieses, noch für jenes traten bedeutende Kräfte auf, und so sehen wir denn, daß wir uns die meisten und besten Stücke aus derjenigen Stadt kommen lassen müssen, wo wenigstens der Schein einer Volksbühne noch existirt, aus Wien. Werfen wir einen raschen Blick auf die Mitglieder dieser Bühne, so wird man sich einen gegen früher sehr herabgekommenen Zustand nicht verhehlen können. Einen der trefflichsten und feinsten Komiker, der trotz seines Alters eben so gut in der Posse, als im feinen Lustspiel ausgezeichnet wirkte, Herrn Schmelka, hat uns der Tod hinweggerafft. Als der vorzüglichste steht jetzt unstreitig Herr Beckmann da, der mit einem unübertrefflichen Humor, mit gesundem, immer schlagfertigem Witze ausgerüstet, zugleich ein tüchtiger Darsteller ist, und es, wie wenige, versteht, ganze, volle Charactere zu zeichnen. Neben ihm können noch die Herren Ploch und Peters als Komiker genannt werden. So talentvoll nun auch viele andere Mitglieder dieser Bühne sind, wir führen nur Herrn Bartsch, Herrn Grois, Herrn und Mad. Grabowski, Herrn und Mad. Pohl, Herrn und Mad. Schwanfelder, Mad. Urbanek, Mlle. Perosi an, so ist doch bei dem häufigen Wechsel der Mitglieder und bei der Menge der einzulernenden Stücke ein zu großer Mangel an Zusammenspielen, an Totalwirkung bemerkbar, als daß man sich bei den Darstellungen, namentlich des feineren Lustspiels und des Schauspiels, irgend mehr befriedigt fühlen sollte, und wir unterlassen deßhalb eine Characteristik der einzelnen Mitglieder. Noch bei weitem trostloser; als in dieser Sphäre, steht es mit der Oper aus. Hier ist Alle. Hähnel fast allein auszuzeichnen, die mit einer klangvollen, metallstrichen, sehr gebildeten Stimme begabt, die besonders in den mittleren und tiefen Tönen, ohne daß ihr die Höhe abgeht, eben so stark, als angenehm tönt, und die mit ihrem Gesange ein edles, ausdrucksvolles Spiel verbindet, so daß sie jeder Bühne zur Zierde gereichen würde. Außer ihr wollen wir uns begnügen, die Namen der Herren Erl, Hölzel, Koch und Voß und der Damen Dickmann und Hölzel zu nennen, und können eine nähere Angabe um so mehr unterlassen, als weder im Gesange, noch im Spiel auch nur von einem besonders lobenswerthes geleistet wird, und sie noch weit unter den Mitgliedern des rectificirten Dramas stehen. Gehn wir an eine kurze Uebersicht der dargestellten Stücke, so sind es vor allen die Productionen Raimund's und Nestroy's, welche großen Beifall fanden, oft wiederholt wurden und der ganzen Richtung des Theaters sehr zusagten. Raimund's phantastische Komik, die hinter dem Scherze oft einen tiefen, selbst melancholischen Ernst verbirgt, in der die Mährchenwelt keck mit der wirklichen Welt verwebt ist, und die, trotz der am Schlusse angehängten Moral, dennoch am wahren Quell der Poesie schöpfte, fand hier eine sehr beifällige Aufnahme. Seine Stücke: „das Mädchen aus der Feenwelt", „der Alpenkönig und der Menschenfeind", und zuletzt „der Verschwender" zeugen von einem durchaus eigenthümlichen Geist. Eben so sprechen die leichter gearbeiteten, aber von gesunden, frischen Mutterwitze belebten Stücke Nestroy's „der böse Geist Lumpaci Vagabundus", „Eulenspiegel", „zu ebener Erde und im ersten Stock", weit weniger „die beiden Nachtwandler" und das ernstere Schauspiel „der Treulose", an. Von den sonst noch aus Wien hierher verpflanzten Stücken gefiel am meisten die, die Bestalin Spontini's parodirende Posse, „Julerl, die Puymacherin", mit der Musik von L. Kräller, der auch zu den oben genannten Stücken Nestroy's ansprechende und zur Scene gehende, dann wieder ächt komische Melodien geliefert hatte. Weniger fanden bei uns Eingang „die Goldgrotte des Geisterbanners" von Gulden, mit Musik von Marinelli, und „der Fleischer von Odenburg" von A. Gleich, wenn sich auch die Wiener Laune in beiden nicht ganz verläugnete. Lessings „Minna von Barnhelm" ist unter den älteren, classischen Lustspielen fast allein zu erwähnen. Lustspiele und Possen von Kotzebue stellen sich natürlich ab und an dem Publicum dar. Von neueren Original-Lustspieldichtern hat sich keiner bedeutend aufgethan, doch darf Bergers „Bastille" nicht übergangen werden, von dem zu bedauern ist, daß er in der „Erbin aus Brandenburg" mehrere Schritte rückwärts ging. Die Lücken des Repertoirs füllten natürlich, wie auf dem Königl. Theater, Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen einige sehr gefielen und häufig gegeben wurden, so das Königreich der Weiber" von Genée bearbeitet, dann die noch jetzt auf dem Repertoir befindliche „Reise auf gemeinschaftliche Kosten," die von dem gewandten Angelo geliefert wurde. Unter den Stücken der ernsteren Gattung, die indeß in keiner Weise eine genügende Darstellung fanden, sind namentlich mehrere Sachen von Iffland und Kotzebue, und so wurde kürzlich unter dem Beifall des Publicums der schon längst entschlafene „Bavard, der Ritter ohne Furcht und Tadel" von Kotzebue, von den Todten wieder auferweckt. Sehr günstige Aufnahme fanden mehrere von den massenhaften und derben Stücken der Mad. Birch-Pfeiffer, und

sehr oft befand sich „Hinko“ und „der Glöckner von Notre-Dame“ auf dem Anschlagezettel. Analog mit diesen Stücken ist „das böse Haus“ von Auffenberg, „Zriny“ von Körner. Eben so sind folgende Stücke auf einen gewaltsamen Effect berechnet: das ältere französische Melodrama, „die beiden Galeerensclaven,“ und „Jean“ von A. Dumas, so wie „Maria Tudor“ von Victor Hugo, und es ist eben kein günstiges Vorzeichen für diese neuromantischen Dramatiker Frankreichs, daß ihre Stücke vorzugsweise auf dieser Bühne Eingang fanden. — Sehn wir zuletzt noch kurz zu, wie es mit der Oper beschaffen ist, so kann es im Ganzen nur ein Mißgriff der Direction genannt werden, wenn sie ernstere Sachen zur Aufführung bringt. Daß Mozarts „Belmonte und Constanze“ gegeben wird, ist löblich, weniger, daß „Titus.“ Rossinis „Barbier von Sevilla“ paßt ganz trefflich für dies Theater, in weit geringerem Grade seine „Semiramis“ und sein „Moses.“ Diese Urtheile wurden auch durch den Besuch jener Stücke bestätigt. Von neueren italienischen Componisten fanden „die Normannen in Paris“ des Mercadante und „Jaufta“ nebst „Anna Bolen“ des Donizetti wenig Beifall. Weit größern die Opern Bellini's, der auch jene an Melodiereichthum, Durcharbeitung, verzüchter Charakteristik weit übertrifft. Seine „Unbekannte,“ „die Puritaner,“ „Norma,“ „die Familien Capuleti und Montecchi,“ wurden häufig gesehen, besonders die letzteren Opern oft wiederholt. Unter den französischen Componisten glänzte vor allen der treffliche Boieldieu mit dem „Maurer“ und der „Weißen Dame,“ auch Aubers „Lestocq“ und „Fra Diavolo“ fand vielen Applaus, weniger „die Falschmünzer.“ Halevys „Jüdin“ wollte nicht sehr ansprechen, und „Gaspero“ von Gomis verschwand sogleich wieder nach der ersten oder zweiten Aufführung. Unter den so sparsamen, deutschen Componisten, deren Werke hier aufgeführt wurden, hat nur Glasers „des Adlers Horst“ bedeutendes Glück gemacht, weit weniger schon seine „Aurora.“ Auch die an vielen Stellen so schöne Oper C. Kreutzers „das Nachtlager von Granada“ wurde nur lau aufgenommen. —

Fügen wir noch einige Worte über das Publicum hinzu, das sich in beiden Theatern einfindet, so ist das, welches die Königl. Bühne besucht, unstreitig das feinere. Die höhere Stufe, auf der hier das Lustspiel, das Schauspiel und die Oper steht, führt nothwendig diese Folge herbei, dennoch ist es auch hier keine Frage, daß sich in früherer Zeit, die nicht zu viele Jahre entfernt liegt, eine im ganzen gebildetere Zuhörerschaft einfand, als Männer, wie Wolff, Devrient, Lemm, noch die Zierden des recitirenden Drama's waren. Recht auffallend war dies bei dem großen Cyclus von Gastrollen, die Seydelmann vor zwei Jahren hier gab, wo sich in dem immer gefüllten Hause Männer eingefunden, die sich seit längerer Zeit vom Theater entwöhnt hatten. Die Oper ist jetzt bei uns glücklicher Weise wieder im Steigen, und das Engagement der Frl. v. Fahsmann und der Mlle Löwe, denen sich recht bald ein ausgezeichneter Tenor und ein guter Alt zugesellen möge, verheißt uns eine reiche Zukunft. Das Königstädtische Theater besuche ein lachlustiges Publicum, das nicht selten voller Laune mit den Schauspielern mitspielt, und so eine Comödie in der Comödie aufführt, wodurch ebenfalls viele ästhetisch gebildete Personen vom Besuche dieses Theaters abgeschreckt werden. Oder will das Publicum nicht lachen, so verlangt es wenigstens gewaltsam und heftig erschüttert zu werden, und die Thränenstücke Iffands, die forcirten Effecte in den Schauspielen der Mad. Birch-Pfeiffer wirken in dieser Weise. Zuletzt will ich noch einige Worte über die hiesige Kritik hinzufügen. Diese ist im Ganzen sehr anerkennend, und fast durchgängig sehr lobhudelnd. Mancherlei Ursachen bewirken dies. Theils sind es gesellschaftliche Verstehungen, theils Verbindungen mit dem Theater selbst, theils die Furcht, das Freibillet zu verlieren, mitunter auch ein schwächlicher Charakter, der fünf gerade sein läßt, und nur schüchtern einen leisen Tadel wagt, wenn er durch ein vorhergegangenes Lob schon gemildert erscheint. So wenigstens stellen sich die Recensionen in unsern drei politischen Zeitungen, doch sind die musikalischen Artikel in der Vossischen auszunehmen, die von L. Rellstab mit Einsicht und Geschmack sowohl, als mit Unerschrockenheit und Freimüthigkeit geschrieben werden, wiewohl selbst bei ihm sich hin und wieder eine Ausnahme davon findet. Durch Geist und Kenntniß, aber durchweg viel zu milde, sind die Aufsätze über das recitirende Drama in der Staats- und in der Spenerschen Zeitung, welche meist den Justizrath Schulze zum Verfasser haben. Die wenigen Notizen im Conversationsblatt zeichneten sich durch Unparteilichkeit aus. Auch Gensel im Freimüthigen und Adami im Figaro geben ein ziemlich richtiges und vorurtheilfreies Referat, und der letztere zeichnet sich mitunter durch eine wohl angebrachte Derbheit aus. Er fast allein hatte den Muth, die bald verschwundenen Conversationsstücke, „die Jüdinnen“ und „die Pensionairinnen“ bitter und scharf, zugleich vollkommen gerecht zu tadeln. Doch ist er auch in mancher Hinsicht nur verbleichet, und das übertriebene Lob, das er Herrn Rott bei jeder Gelegenheit spendet, muß auffallen.

Indeß verlangen Sie am Schluß dieses ziemlich langen Berichtes gewiß eine Uebersicht deßen, was uns die letzten Wochen Neues gebracht haben. Wenig von Bedeutung ist auf das Theater gekommen, und das erwähnenswertheste Ereigniß ist unstreitig der Besuch Seydelmanns, der auf dem Königl. Theater vier Gastrollen gab. Er trat rasch hinter einander als Marinelli in „Emilia Galotti,“ als Klingsberg der Vater, in den „beiden Klingsberg“ Kotzebue's, als Osiyn in dem Raupach'schen Stück „Ildor und Olga,“ und endlich als Shylock im „Kaufmann von Venedig,“ auf. Bei den Unparteiischen stellt sich ziemlich das Urtheil fest, daß dieser große Künstler im Lustspiel mehr an seinem Platze ist, als im Trauerspiel, nicht blos sein, im Grunde mißtönendes und sehr schwaches Organ bewirkt dies, sondern namentlich, daß er alle Rollen mehr von Seiten des Verstandes, als der Phantasie auffaßt. Ich sage mit Bedacht nur mehr, denn ein gänzliches Scheiden dieser beiden Fähigkeiten wäre eine Widersinnigkeit. Der unmittelbare Erguß des Gefühls, der Leidenschaft gelingt ihm nicht; man hört es überall durch, daß er jede seiner Rollen bis ins Kleinste überdenkt und durcharbeitet; daß er für die leiseste Nüance der Rede und der Bewegung einen Grund hat, und sich deßen wohl bewußt ist. Deßhalb fühlt man es, trotz aller Kunst, die Seydelmann entwickelt, und die sich auch in der immer sehr glücklich ge-

wählten Maske und dem passenden Costüme bewährt, seinen tragischen Rollen an, daß sie mehr einstudirt, daß sie nicht ursprünglich aus dem Geiste durch unmittelbare Conception geboren sind. Ich halte unter den vier Gastrollen unbedingt den Klingsberg für seine gelungenste, die er mit einer außerordentlichen Feinheit und Grazie spielte, wodurch diese abstoßende Rolle allein genießbar werden kann.

Am weitesten irrte er im Ofterode vom Ziele ab. Daß er hier übrigens fast allgemeinen Beifall fand, ist eine ihm nur gerechter Weise dargebrachte Huldigung, und das immer volle Haus während der drückenden Sommerhitze spricht deutlich genug.

Sich über Einzelnes in den Rollen zu verbreiten, möchte hier nicht der Ort sein, aber eine auffallende Manier, die in allen seinen Gastspielen hervortrat, und die der Künstler nach meiner Meinung nicht allzuschwer ablegen könnte, ist die, daß er sehr häufig willkürliche Pausen mitten in einem Satze macht, wodurch er das darauf folgende Wort, was allerdings meist betont werden muß, auf eine sonderbar gesuchte Weise hervorhebt. Am meisten fiel dies beim Marinelli auf, wo er überhaupt, trotz seiner fast nur flüsternden Sprache, zu scharf accentuirte, während ein Hoffmann dem, mit welchem er spricht, es immer zutrauen muß, daß er auch in der fast tonlos gesprochenen Rede die Pointe herausfinden wird. Am Geburtstage des Königs, dem dritten August, wo es Sitte ist, bedeutende Neuigkeiten über die Bühne schreiten zu sehen, erhielten wir diesmal nur eine komische Oper, den „Liebestrank" von Donizetti, der durch melodiöse, oft von einem glücklichen Humor belebte Musik, weit mehr aber durch das vortreffliche Zusammenspiel der Herrn Blume, Mantius und der Mlle Löwe getragen wurde. Doch wird die Oper sicher nicht das Glück machen, das der Postillon von Adam erhalten hat. Noch wurde auf dem Königl. Theater an demselben Tage zum ersten Male „Bertel Heinrich," Schauspiel von der Verf. von „Lüge und Wahrheit" gegeben, und obgleich gut gespielt, war der Inhalt zu matt, zu unerquicklich und gesucht, als daß es hätte Erfolg haben können. Das Königstädtische Theater gab an diesem Tage die Donizettische Oper „der Burgemeister von Saardam" die indeß nach zweioder dreimaliger Aufführung schon bei Seite gelegt zu sein scheint. An neu aufgeführten Stücken ist auf dem Königstädtischen Theater die ausgezeichnete Operette Meyols „Je toller, je besser," gesehn worden, doch verlangt diese graciöse, französische Oper ein so feines und leichtes Spiel, daß sie in der Weise, wie sie uns geboten wurde, unmöglich gefallen konnte. Mit weit mehr Glück wurde vor einigen Tagen zum ersten Male auf der Königl. Bühne eine komische Oper von C. Blum „Bergamo" gegeben. Ein sehr glücklicher Humor, einzelne sorgfältiger und complicirter gearbeitete Stücke, verschaffte dem Werke eine sehr beifällige Aufnahme, wobei das Spiel der Herrn Blume, Mantius und der Mlle Clara Stich thätig mitwirkte. Nur war das Spiel zu weit ausgesponnen, und der eine Act, woraus die Oper bestand, unnöthig lang. Dies schreint der Componist selbst eingesehen zu haben, weßhalb uns der Zettel heute „Bergamo" als eine zweiactige Oper ankündigt. Von künftigen Aufführungen ist wenig zu bemerken. „Götz von Berlichingen," womit hier der Geburtstag Göthe's, der 28ste August, immer gefeiert wird, mußte wegen der plötzlichen Krankheit eines Schauspielers verschoben werden. Dagegen haben wir mehrere ältere Tragödien in der letzten Zeit gesehen, wie „die Schuld," „die Braut von Messina" und das seit mehreren Jahren ruhende Trauerspiel Calderons, „der Arzt seiner Ehre." Die Hauptrolle in dem letzteren, den Don Gutierre, spielte Herr Rott in seiner bekannten Manier, mit der sich Ihr Ref. an den wenigsten Stellen einverstanden erklären kann. Die übrigen Hauptrollen waren befriedigend besetzt. Mad. Crelinger entwickelte als Donna Mencia ein edles, durchdachtes Spiel, das namentlich in den Momenten der höchsten Angst und der größten Leidenschaft eine große, intensive Tiefe erreichte. Sonst schien sie mir im Ganzen zu sehr schon Frau zu sein, und der zarte Uebergang von der Jungfrau zur Hausfrau, welcher in der Donna Mencia liegen muß, war ziemlich verwischt. Herr Grua als Don Enrique, Herr Devrient als König von Castilien, und Mad. Werner als Donna Leonore, befriedigten; vor Allen zeigte sich Herr Devrient, wie immer, als ein denkender und gewandter Künstler. Erwähnen muß ich wenigstens noch den lobenswerthen Versuch des Königstädtischen Theaters, Grillparzers „der Traum ein Leben" vor etwa drei Monaten aufzuführen. Die Direction hatte sich das Manuscript erworben, und weder Kosten, noch Mühe gescheut, dies von wahrer Poesie beseelte Stück würdig in Scene zu setzen. Unstreitig ist es unter den Neuigkeiten, die auf den beiden Bühnen erschienen sind, dasjenige Stück, welches am meisten von wahrem, dichterischen Geiste beseelt ist, wenn es auch nicht streng dramatisch sein sollte. Auch muß man den darin wirkenden Künstlern zugestehn, daß sie ihr Möglichstes thaten, und besser als gewöhnlich spielten. Dennoch war das Haus leer und die Aufnahme lau. Dem Publicum ist der Gedanke zu fremd geworden, wahre, ernste Poesie in diesem Theater zu suchen, und deßhalb wollen wir wünschen, daß uns das Königl. Theater mehr als bisher echt poetische Producte vorführen möge, damit nicht auf jene Weise etwas wirklich Gutes fast unbesehn verloren gehe.

Aus München.

Hinke annehmbare Vorschläge zur Vorlesung der deutschen Schauspielhaus. — Wie der Münchner Bühne steuer ist. — Allgemeines über die Münchner Bühne. — Künstlichst Aufhören der Herren der deutschen Bühnenkunst. — In einem Vorzimmer wird eine Darstellung Shakespearischer Dramen unmöglich sein. — Verluste der Münchner Bühne. Nathan der Weise in München. — Elise als Nathan. — Vergleich mit den Berlinern und Damen. — Das Hoftheater in München. — Schauspielerisch Volkstheater. — Nestroy's Schauspiel „der Affe als Bräutigam." — Lustspiele als Gastspiele in Nürnberg. —

Lassen Sie mich durch Nachstehendes die künftigen Mittheilungen Ihres stabilen Correspondenten in München beworworten. — Sie wissen, daß ich als Reisender in München nur eine Station gemacht habe und eigentlich Ihrem hier anständigen Correspondenten ins Handwerk pfuschte und vorgreife. Daher will ich auch nur „unvorgreifliche" Gedanken aussprechen und mich aus einigen ganzen und halben Gründen etwas all-

gemein halten. Offenherzig gestanden — ich ging nach München nicht des Theaters wegen; das Theatralische in Berlin hatte mich dermaßen abgemüdet, daß ich im Gegentheil nach München ging, um mich von den drastischen Wirkungen der Bauernfeld'schen Lustspiele und der Raupach'schen Trauerspiele zu erholen; ich suchte mir ein anderes Theater — die Menschheit, andere Coulissen — Wälder und Felsen, andere Hintergründe — Gletscher und Klüfte, andere Schauspieler und Sänger — Alpenhirten und Sennerinnen; andere Blitze als die von Kolophonium; andere Beleuchtungen, als die von einigen Dutzend Theaterlampen hervorgebrachten. Dies Theater fand ich im Baierischen Oberlande und agirte darin selbst als „reisender Student," denn ich halte es mit dem schönen Ausspruch des vortrefflichen Cornelius, welcher einmal zu mir äußerte: „man müßte nie aufhören wollen, Student zu sein" — nämlich wandernder zu sein, wie ein Student — und studiren, wie ein Student, weil sich weder die Unterwelt, noch das Studium ausstudiren lassen. So geschah es denn, daß ich die Münchner Bühne mehr an den Straßenecken von den Comödienzetteln abstudirte, als durch eigenen Besuch.

Es liegt wahrlich nicht an Herrn v. Küstner, dem Intendanten, welcher ehemals das Leipziger Stadttheater so auszeichnet dirigirte — es liegt an ganz andern Umständen, wenn auch in München hier und da bittre Klage über das Königl. Theater geführt wird. Die Münchner Bühne leidet ebenfalls unter der allgemeinen Schlafsrigkeit, welche im Theaterwesen, vielleicht durch ganz Europa, herrschend ist. Das ist gar keine partielle Krankheit mehr, das ist eine Generalkrankheit, und doch weiß man diese hinsterbende Schöne, die Bühne, selbst auf ihrem Todtenbette noch so prächtig und mit einem ungeheuren Aufwande auszustatten, mit pompösen Kleidern und erschrecklichen Geschmeide, wogegen das leichenblasse Gesicht der todtkranken Dame auf's unangenehmste absticht! Schade um's Geld! — Die dramatischen Talente, die es mit ihrem poetischen Vermögen ehrlich meinen, ziehen sich von der Bühne zurück; sie wollen sich ihre Stücke von den Regisseuren nicht beschneiden, von den Schauspielern nicht verhunzen lassen. Wenn ich in irgend einem deutschen Lande oder Ländchen Monarch wäre — was für den Augenblick nicht zu sein ich in vieler Hinsicht mir zum Vergnügen anrechne — so sagt ich einmal ein ganzes Jahr Kosten daran, ich brächte Sophokles, Aeschylus, Shakspeare, Calderon, Alles, was je klassisch geschrieben hat und noch schreibt, auf die Bühne, und sollten die Schauspieler eine Zeitlang vor leeren Bänken spielen; dafür würden sie ja bezahlt und die Hofdiener müßten mir mit Gewalt in's Schauspiel und ein Publicum machen, zur Aufmunterung für die darstellenden Künstler. Daraus würde sich als gänzliches Resultat ergeben, erstlich, daß sich allmälig aus Langeweile ein Publicum einfände, welches am Klassischen Geschmack zu finden lernen und förmlich dazu erzogen würde; sodann, daß die Schauspieler eine treffliche Uebung hätten, und, was sie jetzt in der Regel nicht sind, zu wirklichen Künstlern gebildet würden; daß die producirenden Genie's, ohne ihren Productionen schon bei der Geburt Schaden und Abbruch zu thun, für die Bühnen dichten könnten, was und wie sie wollten, vorausgesetzt, daß sie wirklich Geniales und nur einigermaßen Darstellbares lieferten; endlich, daß der kostspielige Firlefanz von brillanten Decorationen ein Ende nähme, so daß der Verlust, der durch dies Verfahren im ersten Jahre statt fände, schon im zweiten oder dritten vollkommen ersetzt wäre. — Es war eine schöne Zeit, als die Decorationen und die Schauspieler, letztere nämlich in ihrer Eigenschaft als Menschen und in Bezug auf bürgerliche Stellung, noch Lumpen waren; damals war ein rechter Boden für aufkeimende Genialität. Wir müssen wieder vagabundirende Truppen bekommen; man müßte die Schauspieler frei geben und ihnen anheimstellen, sich durch sich selbst fortzubilden. Denn der Mensch ist nie menschlicher, rascher, schwungvoller, gesünder, genialer, als auf Reisen, und gerade für Schauspieler scheint mir nichts förderlicher zu sein, als ein abenteuerliches und eben deshalb poetisches Leben. Ein wenig Unglück und Unruhe mehr, würden ihnen nur vortheilhaft sein. Wie's jetzt mit ihnen steht, sind sie gute Gesellschaftsmänner und wackre Journalleser, denen das Schlummertissen der trefflich bezahlten Existenz sauber zurecht gelegt ist. Und wie würden die Directoren dieser herumziehenden Truppen darauf bedacht sein müssen, immer das Neueste, wenn auch wild Genialste, zur Darstellung zu bringen! Jede Truppe von höherer Bedeutung könnte einen kleinen, vagabundirenden Shakspeare mit sich herumführen, der mit den Barrière's und Zaima's und den Directoren der Truppe, und nicht weniger mit ihren liebenswürdigen, ersten Liebhaberinnen, auf einem sehr vertrauten Fuß stände — denn gerade die Vornehmheit unsrer Dirigenten, unsrer Regisseure, unsrer Schauspieler und Schauspiel-Dichter, ist das Gift, welches an unsrer Schaubühne zehrt. Vornehmheit und Schläfrigkeit sind eben so innig verwandt, als nach öfterer Wahrnehmung Wollust und Grausamkeit. — Lachen Sie nicht über meine spaßhaften Vorschläge! Sehen Sie mich an, indem ich dies niederschreibe, und sagen Sie, ob ich nicht ein ganz ernsthaftes Gesicht mache!

Die Münchner Hofbühne hat im Ganzen eine unangenehme Situation. Das Volk der Baiern ist zu natürlich kunstlos, um die einzelnen feinen Wendungen im Gedicht und Spiel zu verstehen und zu würdigen; es quillt nicht so leicht auf, wie das Wiener Publicum; noch genießt es Witz und Malice so, wie das Berliner. Der eigentlichen Theaterenthusiasten gibt es hier, wie ich glaube, nur eine geringe Zahl; auch ist die Verwaltung zu nobel, um auf Claqueurs, deren es sogar in Berlin mehrere und zwar übel berüchtigte, wenn auch wahrscheinlich nur privatissime mit freiem Eintritt privilegirte, gibt, Bedacht zu nehmen. München, wo überhaupt die Schneelinie der Literatur beginnt, hat keinen Original-Bühnendichter, wie etwa Berlin in seinem Raupach, Albini, T. Blum, J. Schneider u. s. w. oder Hamburg in seinen Töpfer und Lebrün, oder Wien in seinem Bauernfeld und für die Zukunft — Gott bewahre jedes Talent vor Verirrungen — wahrscheinlicher Weise auch in seinem Halm. Die starkmüthige Birch-Pfeiffer versah wohl je zuweilen die Münchner Bühne mit Neuigkeiten, aber seitdem sie in Zürich Director des dortigen Theaters geworden ist, haben die Schweizer den ausnehmenden Vorzug, von der originellen Frau, so weit sie Frau ist, in die Geheimnisse der Geschichte zuerst eingeführt zu

werden. Freilich hat München das vor Berlin voraus, daß es ihm zugleich an Original-Bühnen-Schmierern fehlt (ich bin mir hier meiner Grobheit sehr wohl bewußt), und daß es die Oper und das Schauspiel „Tell," die „Räuber," den „Egmont," „Iphor und Olga" und die „Günstlinge" aufführen darf; Stücke, die, soviel mir bekannt, in Berlin ihre Hoffähigkeit und das Recht, aufgeführt werden zu dürfen, nach und nach verloren haben.

Man sorgt unermüdlich dafür, daß auf der Münchner Bühne im besten Deutsch und richtigsten Accent gesprochen und declamirt wird, während im gewöhnlichen Leben Alles aufs erschrecklichste kauderwelscht. Gerade in München hat das Theater, wenn auch eine schwierige, doch eine sehr würdige Stellung; es kann und könnte noch mehr als jetzt wie ein Erziehungsinstitut für das Volk betrachtet und behandelt werden. Der gemeine Münchner könnte hier gut deutsch sprechen und im umfassendsten Sinne denken lernen; denn das Baiernvolk ist ein Volk, welches wenigstens an keiner Scheinbildung leidet, und aus dem sich Alles machen, an dem sich aber auch Alles verderben läßt. Während meines siebenwöchentlichen Aufenthalts in München kann ich nicht eben sagen, daß das Münchner Repertoir mit klassischen Stücken reichlich gesegnet gewesen wäre; Lessing's „Nathan" und Schiller's „Maria Stuart" gehörten allein dahin. Selbst in der Oper wurden die italienischen Klingstücke von Bellini besonders bevorzugt; doch hörte man auch einige Mal Weber (den Freischütz), Mozart, Auber, Meyerbeer. Gluck, Spontini und Cherubini dagegen scheinen hier gänzlich zu schlummern — vielleicht fehlen die Kräfte, vielleicht der Muth, vielleicht die gehörige ernstliche musikalische Bildung, die im Volke vorhanden sein muß, um diesen Stücken den gewünschten Erfolg zuzusichern. Dagegen qualite man sich mit einigen Lustspielen ab, und Albini's „gefährliche Tante," welche, ihres dünnen Witzes und inhaltlosen Inhalts wegen, vor einem Jahre in Berlin nur geringen Beifall fand, wurde hier während meines Aufenthalts zum ersten Male zur Darstellung gebracht und erlebte ein oder zwei Wiederholungen. — Der Abgang der Madame Birch-Pfeiffer führte die Aufführung einiger Raupach'schen und einiger Birch- und Schnurrpfeifereien herbei, denen ich nicht beiwohnte, obgleich ich der Curiosität wegen Madam Birch-Pfeiffer gern als Chrimhield im Nibelungenhirt gesehen hätte. Die Stimmen über den Erfolg dieses ihres Auftretens waren am andern Tage getheilt und das „Museum," das geistreichste Blatt Münchens, dessen Wirkungskreis freilich nicht über die Mauern der Stadt hinausgeht, lieferte andern Tags einen Artikel, der mit mehr Witz, Geist und Sprachfertigkeit geschrieben war, als man von einem Münchner Blatte erwarten durfte, aber auch mit einer Bosheit, welche über die Grenze einer erlaubten Malice weit hinausging. Wunderbar! Ueberall bestätigt sich dermalen der Ausspruch Mundt's, daß zur Zeit unter den Franzosen und Engländern eine größere Masse von Gemüthlichkeit und Empfindung wahrzunehmen sei, als unter den Deutschen. So rächt sich jedes Extrem, und ich sehe noch die Zeit kommen, wo die Düsseldorfer, statt mit Farben, Düften und Thränen, mit Blut malen und unsre Bühnen nichts als den Aeschylus und Shakspeare und des Aristophanes Lustspiele aufführen werden. Ohne Stabilität keine Bewegung, ohne Schlaftrigkeit kein Erwachen — aber je fester der Schlaf, desto furchtbarer wird das Erwachen sein. In der That! wer schaudert nicht vor dem Augenblick, wo unsere Bühnen endlich werden ausgeschlafen haben?

Noch ein Decennium und man wird in ganz Deutschland keinen Darsteller für Shakspear'sche Stellen mehr auffinden — vorausgesetzt, daß der Verfall der dramatischen Kunst mit der progressiven Schnelligkeit vor sich geht, wie bisher. Was bedürfen wir auch des langweiligen und extravaganten Shakspeare! Darüber, sollt' ich meinen, sind wir alle hinweg — die Schauspieler ganz besonders, welche Genie, Schule und Ernst für die Sache für überflüssig halten und immer mehr in ein Genre der Darstellung kommen, welches man mit einem modernen Ausdruck „Coulissen reißen" genannt hat. Eine geistreiche Frau äußerte erst vor Kurzem zu mir, daß es ihr scheine, als ob die Schauspieler jetzt nur von einer körperlichen Begeisterung getrieben würden, während man früher mehr eine wirklich geistige Begeisterung gehabt hätte. Ganz recht! und man nenne mir nur Einen aus dem jüngern und jüngsten Zuwachs unsrer deutschen Schauspielerschaft, von dem man sagen könne, er habe wirklich Genie, er leiste etwas Selbstständiges oder gar etwas Außergewöhnliches, und versprethe dereinst ein vortrefflicher Hamlet oder ein großer Lear zu werden! Ich setze einen Preis auf die Entdeckung eines Solchen aus, und ich hoffe, daß meine Firma hinlänglich bekannt und sicher ist.

Und doch sollte man meinen, daß wenigstens der Zufall einmal einen zweiten Fiet oder Devrient auf die Bühne führen müßte — aber auf den bloßen Zufall ist nicht zu bauen, wie ihn auch keines-wegs zuzumuthen ist, daß er einmal in aller Eile einen zweiten Napoleon auf die Weltbühne niedersetzt. Welche Heroen haben wir! Sie sterben in der Politik so gut aus, wie im Gebiet musikalischer Composition und auf der Bühne. Es liegt etwas herrmirendes in der Atmosphäre. In noblen Gesellschaften glänzen, sich einladen lassen und wo möglich seine originelle Seite herauskehren, ist der Hauptzweck des modernen Lebens. Auch gewiß für die Schauspieler, seitdem sie, ihren Ehrhalten und der errungenen bequemen Stellung nach, den Herren Hof- und Geheimenräthen die Spitze bieten können. — Wen haben wir noch? — Man nennt Eßlair — Eßlair ist alt; man nennt Löwe und Anschütz; sie gehören nicht mehr zu den Jüngsten, und mehr einer ruhmvollen Vergangenheit, als einer hoffnungsbedürftigen Zukunft an; man nennt Seydelmann — er wird nie heroische Rollen auszuhalten im Stande sein und hat bereits die Mittagslinie passirt; man nennt Rott — selbst Rott gehört nicht mehr in die Reihe der Hoffnungsvollen; Jerrmann ist ein Jüngling; Kunli, ein schöner Mann und Schreihals; Madame Schröder hochbejahrt; Madame Wolff eben so; Madame Crelinger, nächstens eine Antiquität; Fräulein von Hagn vergibt ihre reizende Kraft in untergeordneten Lustspielen; ja selbst die Komiker sind alt, wie etwa Ruhling in Berlin, und es ist gewiß, daß unsrer Nachkommenschaft mit Nächstem die tragische Kraft eben so gut ausgegangen sein wird, als die echt komische. Höchstens, daß man outrirt oder lamm-fromme Conversationsstücke — unser Zeitalter ist wirklich nur eine Zeit der Conversation, worüber man vor Langweile sterben möchte — in Frack und

Manschetten auf's nichtlichste darstellt. So sind unsre guten Schauspieler alt; unsre schlechten jung — der umgekehrte Fall wäre besser.

Die Münchner Bühne ist, so weit ich ihre Kräfte kenne, schon jetzt auf dem Standpuncte, auf welchem sich auch bereits einige andere befinden und alle anderen in Kurzem befinden werden, nämlich auf dem, kein Shakspear'sches Drama nur halb genügend darstellen zu können. Man werfe mir nicht vor, als ob ich mit Shakspeare coquettire oder verlange, daß man nichts aufführen solle als Shakspear'sche Dramen — ich sage nur, daß diese kolossalen Gebilde der rechte Prüf- und Wetzstein für die Kräfte einer Bühne sind; ja selbst verfehlte, aber geniale Dramen, wie Schiller's Räuber, gehören dahin. Man sagt noch heut zu Tage: Brockmann war groß als Hamlet, Schröder groß als Lear, die Bethmann groß als Ophelia, Devrient groß als Franz Moor: aber man wird niemals von Herrn Prua sagen, er sei groß gewesen als Wladimir in Iffdorf und Diga. Wer den Hamlet nur mittelmäßig gut vorstellt, hat dadurch vielleicht ein größeres Vorstellertalent bewiesen, als ein Anderer, welcher den Don Carlos ausgezeichnet vorstellt. Wollen die Herren Schauspieler auf eine längere Dauer ihres sterblichen Namens bedacht sein: so haben sie etwas Anderes zu thun, als sich mit Raupach's und der Birch-Pfeiffer Dramen abzugeben. Unsre Zeit ist einmal keine des Heroismus. Wie man den „Lear" jetzt in Berlin darstellt, und wie man ihn vor acht Jahren noch auf derselben Bühne darstellte, da ist ein beträchtlicher Unterschied! Wagt doch bereits Herr Eduard Devrient in Berlin, sonst ein sehr wackerer und einsichtsvoller Schauspieler, Shakspeare's Richard II. darzustellen — ein Unternehmen, dem seine physische Kraft durchaus nicht gewachsen ist! Und doch ist zu wünschen, man hätte solcher einsichtsvollen Schauspieler mehr, da man einmal keinen genialen haben kann. Der Kaufmann von Venedig ist überall einigermaßen ein Bühnenstück geworden durch die Gastspiele, die einen „Shylock" in sich fühlen — aber Himmel! wie gerathen die Nebenscenen! Das sind Schnitte in's Herz desjenigen, der noch ein ganzes und starkes Herz im Busen trägt! — In vielfacher Hinsicht ist Shakspeare mein Maßstab, selbst in Betracht neuer dramatischer Dichtwerke. Je mehr sie aus Shakspear'schem Lit- und Feuerquell geschöpft sind, desto mehr erwarte ich von des Dichters künftigen Leistungen; je mehr sie an die Modernität, an Schiller'sche Reflexionsweise sich anschließen und dem Horaz, durch prickelnde Pikanterieen den Mangel an Kraft zu ersetzen, nachgehen, desto weniger erwarte ich. Hier ist ein Abweg — dort kann man wenigstens nicht fehl gehen, eben so wenig, wie ein Maler, der sich an die Natur hält und nicht an diejenigen, welche sie verpfuscht haben.

Die Münchner Intendanz kann wahrlich gegen das allgemeine Bühnenunwesen, gegen den gang und gäbe gewordenen Geist der Mittelmäßigkeit allein nicht ankämpfen. Das Königliche Theater hierselbst hat in kurzer Zeit zu viele Kräfte eingebüßt. Den großen Eßlair verliert es durch das Alter; man sagt, er wolle sich pensioniren lassen, mit dem Vorbehalt, aufzutreten, wenn er Kraft und Behagen dazu fühlt; Vespermann, der in München äußerst beliebt war, und Urban, dessen Talent wirklich glänzend gewesen sein soll, gingen der Bühne durch den Tod verloren. Dem Fräulein v. Hagn waren die Münchner zu alt, und den Münchnern war's Mad. Schröder; jene ging freiwillig ab, diese mußte gezwungen abgehen.

Ich sah um Eßlair's willen den Lessing'schen „Nathan." Das Drama ist immerhin ein Stück, nach welchem man die Kräfte einer Bühne bei urtheilen mag. Meine Erwartungen sind, auch abgesehen von Eßlair's vortrefflichem Spiel, nicht befriedigt worden. Das Ensemble fand ich wenigstens so gut, als in Berlin; ich möchte sagen besser, obgleich der Darsteller des Tempelherren, so viel ich weiß, ein Herr Nagler, in seiner Vortragsweise gerade keine angenehme Erscheinung war. Saladdin — Herr Hölken — war, wie man „so so" nennt; seine Eigenschaften qualifiziren ihn wahrscheinlich für ein andres Rollengenre; Mad. Fries als Sittah reichte mit ihrem Organe nicht aus; dagegen wurde der Derwisch durch Xaver Meyer sehr wacker repräsentirt und der Patriarch viel feiner und weniger karrikirt genommen, als z. B. in Berlin von Herrn Stawinski. Daja, Mad. Cramer, lief mit der Menge so mit, und Recha, Dem. Schüler, erfreute durch den Reiz ihrer Jugend und eine gewisse Herzlichkeit ihres Spiels, noch mehr vielleicht ihres Augenspiels, worin eine beredte Wahrheit lag. Es ist schön, wenn eine Dame mit den Augen spricht; es ist so gut, als ob ihr Herz spräche. Dennoch verscheuchten mich gebildete Männer, die Darstellung sei, bis auf Eßlair, sehr schwach gewesen und man habe sie früher weit vorzüglicher gehabt. Unsre Berliner, die überhaupt viel Lärmen um Nichts machen, sind bei weitem leichter zufrieden gestellt; was in Berlin klassische Dramen besucht, ist meist eine untheilnehmende Masse; die eigentlichen Kritiker bleiben, um sich einen Aerger zu ersparen, in ihrer Häuslichkeit; während in München, wo gewiß die höhere Bildung nicht so allgemein ist als in Berlin, gerade eine Elite von Gebildeten im Theater ihre geistige Erholung sucht. Ein gutes, in einander greifendes Spiel verlange man in Berlin nur in Lustspielen und Conversationsstücken; in Tragödien spielt jeder für sich; Mad. Tretlinger steht allein, Rott steht allein, selbst Franz, vielleicht der hoffnungsvollste unter den Jüngern, sucht allein zu stehen. Es fehlt das Bindende eines übermüthigen Geistes; jeder berechnet sich als fertig, wodurch das Ganze als ein durchaus unfertiges sich darstellt. In München war es offenbar der Geist Eßlair's, der die Einzelnen zu einem Ganzen zusammenhielt.

Nathan war unleugbar eine schöne Rolle des seligen Lemm; durchdacht bis auf's kleinste, jede Nüance, jede Bewegung vorbereitet. Aber dies Vorbereitete schadete ihm und ertheilte seiner Darstellung den Schein des allzu Absichtlichen. Man mochte Lemm's dialectische Kunst hier bewundern, aber man blieb kalt und stets in der starren Region des einsichtreichen Verstandes. Eine viel größere Wärme des Gefühls entwickelte Eßlair, der, wie man weiß, doch auch tüchtig mit dem Verstande arbeitet. Es ist in ihm bei aller Speculation ein schöner Naturalismus, wodurch das Absichtlichste selbst als unabsichtlich erscheint; man sieht den Juden, und doch auch wieder den gutmüthigen, edlen, menschenfreundlichen Juden, der an jedem Puncte seines Daseins lieber Kosmopolit sein will, als Jude. Hierzu kommt Eßlair's würdige Gestalt, seine durchaus ungezwungene und natürliche Gesticulation, sein schöner

Kopf, sein liebenswürdiges, sprechendes Auge und sein vollkommen schönes, klangreiches Organ, welches, bis auf die kleinste Solbe, nichts verloren gehen läßt. Sein Vortrag, besonders in der Erzählung von den drei Ringen, war meisterhaft — ich erinnere mich nicht, etwas Vollendeteres der Art gesehen zu haben, als Eßlair's Nathan.

Eßlair ist der Liebling des Münchner Publicums, der Männer und Frauen. Man hätschelt ihn; man trägt ihn auf den Händen; man ist stolz auf ihn. Auch als Nathan wurde er oft anhaltend beklatscht und mehrmals gerufen — gewiß eine Seltenheit bei einem Künstler, welcher bereits Eigenthum einer Bühne geworden und nicht Gastspieler ist. — Nathan der Weise hatte ein zahlreiches Publicum herbeigezogen, zahlreicher, als ich es je bei einer Darstellung des Nathan in Berlin erlebt habe — leicht möglich, daß Nathan in einem katholischen Lande doppelten Reiz hat. Alle Anspielungen gegen die Kirche wurden rasch verstanden und laut bejubelt; und was mich wunderte, selbst die Rolle des Patriarchen war durchaus unverkürzt. Ein katholischer Hof, welcher den Nathan in seiner ganzen Integrität aufzuführen gestattet, kann in der That nicht so ganz auf Ausrottung jedes protestantischen Bewußtseins und antikatholischen Elements bedacht sein, als man uns in Norddeutschland glauben machen will.

Für die Mozartfeier, deren Ertrag zur Errichtung eines Mozartdenkmals bestimmt war, muß man der Münchner Intendanz insbesondere Dank wissen. Heinrich Stieglitz hatte dafür ein schwungvolles Gedicht geliefert, welches indeß der Lectüre bedarf, um vollkommen genossen zu werden; auch ist es bei Franz in München zum Besten des Denkmals erschienen und macht mit Recht, seines Zweckes, wie seines Inhalts wegen, auf eine möglichst große Anzahl von Lesern, oder vielmehr Käufern Anspruch. Herr Dahn — den man eben so gut, wie seine schöne Frau, in München zu den Lieblingen des Publicums zählt, soll das Gedicht angemessen und einsichtsvoll gesprochen haben. Derselbe Tag, an welchem die Mozartfeier in München statt fand, sah mich in Salzburg vor Mozart's Geburtshause, versunken, wie es einem rechtlichen Deutschen ziemt, in sentimentale Rührung.

München hat außer seiner Hofbühne noch eine zweite — eine wirkliche Volksbühne, gewiß ein Vorzug, dessen sich wenige deutsche Städte zu rühmen haben. Diese Volksbühne stand früher unter Karl's Direction und war damals berühmt; jetzt steht sie unter Schweiger's Directorat, und mag im Ganzen nicht viel verloren haben. Das Etablissement, in der Vorstadt Au gelegen, ist dumpf und dunkel und in der Regel bis zum Ersticken voll. Lieblingsstücke werden häufig zwei Mal an einem Nachmittage mit kurzer Unterbrechung aufgeführt. Die Decorationen sind hinlänglich gut und der Sopf für 18 Kreuzer — so viel kostet der nobelste Platz — sehr erheblich. Ich sah Nestroy's „Affe als Bräutigam", ein Stück, was eigentlich für den Gliedervernenkter Klischnigg geschrieben wurde. Nestroy ist in der That sehr heruntergekommen, bis auf den Affen, vielleicht auf den Hund für immer. Der Inhalt ist, so viel mir der Unsinn im Gedächtniß geblieben ist, in möglichster Kürze dieser: Zuerst ein junges Liebespaar, dann ein harter Vater, der das Mädchen einem reichen, abgeschmackten und dornirten Kerl von Ehemann zur Frau geben will. Das Mädchen sträubt sich, wie natürlich, contra und der Vater sträubt sich pro; der Vater, weil er ihren Liebhaber, der ein Kartenkünstler ist, für einen Hexenmeister hält. Hier komme ich an einen Punct in meinem Gedächtnisse, der beinahe wie eine Lücke aussieht. Kurz! wir sehen plötzlich den Ehemann in einem Affenfell stecken, und der eigentliche Gelichte benutzt dessen Furcht vor seiner Zauberkraft in der Art, daß er ihm unter allerlei Flosseln und Beschwörungen den Eid abnimmt, er — nämlich der Ehemann — wolle so oder so lange kein Wort mehr sprechen, ein Affe bleiben und sich ganz als Affe behandeln lassen. Dieses Aeffchen mit dem Menschen dahinter gefällt dem Mädchen und dem Vater; man kost und streichelt es; man zwingt es, zu springen, und sonst allerlei Kurzweil zu treiben. Der Aerl, der sehr ungeschickt ist, bekommt für alle seine Anstrengungen die jämmerlichsten Prügel. Zu gleicher Zeit ist ein wirklicher Affe aus einer Thierbude entsprungen und mischt sich in den Spectakel hinein, so daß er immer gegenwärtig ist, während der Pseudo-Affe auswärts ist und umgekehrt. Nun finden zwischen beiden die tollsten Verwechselungen statt; die Prügel, die dem wirklichen Affen für seine Bildheit und Unart zugedacht sind, fallen auf den Pelz des Pseudo-Affen, und die hübschen Speisen und Knackmandeln, die dieser erhalten soll, werden eine Beute des wirklichen u. s. w. Natürlich klärt sich die Sache am Schlusse auf; der arme Geprügelte, der noch außerdem eine Zeit lang in einem Arrestlocken zubringen muß, wird gefoppt und ausgelacht und der wirkliche Affe springt ins Orchester und präsentirt sich so dem Volke als Kapellmeister.— Ein solches Stück zu sehen und zu genießen, ist nur im deutschen Süden und auf einer Volksbühne möglich, wo die Naivität des Dargestellten mit der Naivität der Darstellenden und des zuschauenden Publicums gleichen Schritt hält. Hier ist der Boden solcher Tollheiten, die ich herzlich habe mit belachen dürfen. Jenseits der baierschen Grenze, wo die Kritik beginnt, ist die Stimmung eine andere; im Süden will man genießen, ohne zu denken; im Norden lieber denken, ohne zu genießen, als gar nicht denken. Unter ist dieser „Affe als Bräutigam" kein Volksstück der ehleren Art, und die Erfindung eben so dürftig, als über die erlaubte Grenze des Burlesken hinwegstreifend. Das Spiel war volksthümlich, verständlich, derb und wirksam, und wenn eine Dame von exactischen. statt von erotischen Pflanzen sprach: so ist das ein Sprachfehler, den das hiesige Publicum eben so wenig bemerkte, als die Sprecherin: denn hier ist man im Sprechen eher erotisch; als exact. Doch hat das Schweiger'sche Volkstheater einen vorzüglichen Komiker, Schweiger, den jüngeren, der hier jene phlegmatische, quitterzigrotonische Gattung von Bedienten, wie sie Raymund erschuf und Nestroy fortsetzte, ganz wie gemacht erscheint. Der österreichische Dialect steht ihm trefflich zu Gebote und die Gabe, gute Witze aus dem Stegreif zu machen, ist ihm nicht versagt. Er ist fortdauernd der Liebling des Publicums und zählt sogar unter den höher Gebildeten seine Anhänger. Uebrigens hat das Schweiger'sche Volkstheater gewiß nicht eine gleiche Bedeutung für München, als das Leopoldstädter Theater für Wien; es zehrt vorzüglich von Wiener Producten, und, obgleich man hin und wieder ein Münchner Localstück versucht, so läßt sich doch erwarten, daß diese Localstücke, vermöge der

im Allgemeinen schwerfälligen Phantasie und der witzlosen Grundstimmung der Baiern ungenießbare und saftlose Producte sind.

Noch eine Reiseerinnerung erlaube ich mir mitzutheilen. Den wackern Kunstgreis Costenoble sah ich bei meiner Durchreise durch Nürnberg auf dem Stadttheater als Gast. Man sah es dem Künstler damals nicht an, daß ihm der Tod so nahe am Herzen saß; er spielte noch mit Kraft und Eindringlichkeit, mit offenbarem künstlerischen Verstande, erweckte als „Schewa“ die allgemeine Rührung des Publicums und war noch dem seligen Devrient, an welchen er in seinen trefflichsten Momenten erinnerte, der beste Schewa, den ich gesehen habe. Wie ein Gott stand Costenoble gegen das übrige Personale, das, sowohl in seinem männlichen, wie seinem weiblichen Bestandtheil, einer Versammlung von Holzpuppen, Wachsfiguren und Gliedermännchen nicht unähnlich war. Jeder spielte mit Eifer und so gut er vermochte — das wenigstens muß man anerkennen; ja der possirliche Judenjunge Hirsch wurde von einem gewissen Herrn Schrader nicht ohne angemessene Komik dargestellt. Im Uebrigen hat Nürnberg ein sehr freundliches Theater, dessen sich keine deutsche Kleinresidenz zu schämen hätte, und übertrifft an äußerer, wie innerer Eleganz das Leipziger Stadttheater bei Weitem. Selbst der Kronenleuchter ist schön, gewährt aber leider nur ein mattes Licht. Das Parterre, welches die ganze untere Fläche bis zum Orchester einnimmt, ist ein Mischplatz für alles Volk, ein sehr anständiger Platz, dessen Sitzplätze zum größten Theil von den Damen in Beschlag genommen werden, während die Herren, Elegants, Offiziere und Alles unter einander, die Standespersonen abgerechnet, rings umher. Man belachte den guten Juden auf's herzlichste, selbst das Ernsthafte, als ob es sich um einen Spaß handle. — Das Theater-Publicum, besonders das weibliche, ist hier noch ganz so naiv, wie es E. M. Arndt in seiner Reise durch Süddeutschland im Capitel „Nürnberg“ beschreibt. Während der Zwischenacte behält man die Hüte auf dem Kopfe; aus Unachtsamkeit und Vergeßlichkeit stand ich so einen halben Act hindurch während des Spiels, ohne daß einer der Hinterstehenden mich bedeutet hätte. Ich mußte der erste sein, der mir selbst Vorwürfe machte und mich grober Vergeßlichkeit beschuldigte.

Gute Stadt Nürnberg! Welch eine Rührung liegt über dir; welch ein schöner Schmerz spricht aus deinen Kirchen, deinen kernhaften Gebäuden, deinen Wällen, deinen Brücken und Brunnen; welch eine Klage durchzieht dich leis' und doch so verständlich, Klage und Schmerz, Schmerz und Klage über den Verlust deines freien Gemeinwesens! Wie altdeutsch bist du noch, Nürnberger Volk, so spießbürgerlich betriebsam, redlich, erfinderisch und launbergig! Wie altdeutsch deine Töchter, die Schönheiten Dürer's und Cranachs! — Gelcite dich Gott, der alte, der Gott unserer deutschen Väter! — H. Marggraff.

Aus Prag. Im September.

Charakteristik der Bühnenmitglieder. Zustand des Schauspiels. Trauriger Act und Mosje zu dreschen.

Bevor ich auf eine nähere Besprechung unseres Theaterzustandes eingehen kann, halte ich es für angemessen, Ihnen eine kurze, charakteristrende Uebersicht unseres Theaterpersonales zu geben. Sollte dieselbe auch aus mancherlei Gründen lückenhaft bleiben oder nicht so bestimmt sich herausstellen, als Sie es für den Zweck Ihrer Jahrbücher wünschen, so werden Sie im Allgemeinen doch eine ungefähre Ansicht von der Lage der Dinge erhalten. Späteren Berichten mag es vorbehalten bleiben, das Fehlende zu ergänzen und hie und da die bloßen, unsichern Schattenrisse in lebendige Gemälde zu verwandeln.

Dlle. Friederike Herbst besitzt viel Routine und zeichnet sich durch fleißiges Einstudiren eben so sehr, als durch möglichst sorgfältige, nach ihren Kräften vollendete Darstellung aus. Ihre Leistungen sind im Lustspiel und in tragischen Bühnendichtungen gleich schätzbar, und da sie geistiger Bildung nicht entbehrt, auch ihr Buche vortheilhaft ist, so würde sie allerdings unter jeder Schauspielergesellschaft ihrer Kunst Achtung erwerben, so wie sie auch wirklich (wenigstens im ernsten Fache) so ziemlich die beste unserer dramatischen Künstlerinnen ist. Daß wir aber keine bessern haben, ist eben ein Unglück, denn bei ihrem etwas manierirten Spiel, besonders bei ihrem Accent, der zwar nicht ohne Wohllaut, aber auch nicht ohne Ziererei ist, kann man (wenigstens nach meiner Erfahrung) nie die Schauspielerin über ihrer Rolle, nie die Kunst über dem Kunstwerk vergessen, und so kömmt es, daß sie bei manchen recht gelungenen, beinahe tadellosen Darstellungen dennoch den Zuhörer nicht zu entzünden und hinzureißen vermag.

Mad. Binder. Bis jetzt war diese Künstlerin ausschließend für das Lustspiel, und wenn sie in ernsteren Stücken beschäftigt wurde, für Rollen, die einen naiv-sentimentalen, oder sonst etwas leichteren Charakter hatten, bestimmt. In dieser Sphäre wurde sie mit Recht der Liebling unsres Publicums, aber nun tritt die verhängnißvolle Periode ein, wo sie allmälig von den gewohnten kordern Abschied nehmen, und auf das Einernsten andrer — in älteren Rollen — bedacht sein muß. Einige Uebergangs-, sogenannte Anstands-Rollen machten bereits dazu den Anfang; doch muß erst die Zukunft lehren, welchen Erfolg sie in dem neu beginnenden Zeitraume ihres Künstlerwirkens erringen werde. So lange es inzwischen noch angeht, muß es als ein großer Gewinn für unser Lustspiel betrachtet werden, wenn die jugendlichsten, Laune und Zartheit erfordernden Rollen, mit einiger unschuldiger Beihülfe der Lampen und sonstigen Kunstmittel, in den Händen dieser ausgezeichneten Schauspielerin bleiben.

Mad. Allram erhielt ihre theatralische Ausbildung in einer bessern Zeit, unter der Direction Liebichs, wo unser Schauspiel in einer Blüthe stand, die es seitdem nie wieder erreicht hat. Das Fach der komischen Alten, welches ihr zugetheilt ist, könnte kaum besser besetzt sein, da sie den Charakter jeder Rolle eben so scharf aufzufassen, als treffend wiederzugeben weiß, wobei ihr sehr viele Laune und Geistesgegenwart, die sich öfters in glücklichen Improvisationen zeigt, zu Gebote stehn.

Dem. Gabriele Allram, die Tochter der eben erwähnten Künstlerin, betrat erst vor kurzer Zeit die Bühne, und bewies für naive Rollen ein entschiedenes Talent. Diese angehende Schauspielerin benimmt sich schon jetzt auf der Bühne so gewandt und mit so viel Sicherheit, daß man

sich von ihren künftigen Leistungen im Lustspiele den günstigsten Erfolg versprechen darf.

Dlle. Maria Bayer ist ebenfalls noch nicht lange Mitglied unserer Bühne, auf welcher sie ihr Vater, den wir später besprechen werden, mit einigen herzlichen, Rührung einflößenden Worten, dem Publicum vorstellte. Sie, eine Anfängerin (wenn auch eine interessante), ist nebst der vorgenannten Dlle. Herbst beinahe alles, was zur Besetzung weiblicher Rollen im ernsten Drama aufgeboten werden kann, während jede unsrer Schauspielerinnen im Lustspiel mehr oder minder verwendbar ist. Dlle. Bayer hat glückliche Anlagen zur Darstellung sentimentaler Charaktere, ein sehr wohltönendes, weiches Organ, besitzt dabei eine angenehme Gestalt, und weiß mit einer ungezwungenen, gefühlvollen Deklamation angemessene, vortheilhaft wirkende plastische Bewegungen zu verbinden. Wenn es ihr gelänge, nebst den Ausdruck sanfter, rührender Empfindungen, der vollkommen in ihrer Macht ist, in andern Momenten auch Kraft und Feuer zu entwickeln: so dürfte man mit der Zeit für das Drama viel von ihr erwarten.

Dlle. Antonie Schikaneder. Langjährige Uebung im Spiel und beharrlicher Fleiß machen sie zu einem vielseitig verwendbaren Mitgliede, das nicht leicht eine übernommene Aufgabe verdirbt. In den häufigen Fällen, wo ihr Rollen zugetheilt werden, die nicht Jeder gern übernimmt, zeichnet sie sich durch Unverdrossenheit und anerkennungswerthe Sorgfalt in der Darstellung aus.

Dlle. Manetinsky ist zur Ergänzung des Ensembles als Soubrette, zweite oder dritte Liebhaberin, u. d. gl. nicht unbrauchbar. Es soll Hoffnung sein, daß Dlle. Frey, die wegen langwieriger gefährlicher Krankheit durch einen bedeutenden Zeitraum von unserer Bühne entfernt war, so daß man an ihrem Aufkommen zweifelte, bald wieder auftreten werde, was um so wünschenswerther ist, da man sie, vermöge ihrer früheren Leistungen, als eine im Lust- und Trauerspiel gleich brave Künstlerin kennt, die sonach eine bedeutende Lücke ausfüllen würde.

Hr. Bayer, war seit Liebichs Zeit durch eine Reihe von vielen Jahren die Zierde unserer Bühne in heroischen, biederen und charakteristischen Rollen. Als Wallenstein, Lear, Esser, Daniel (im Erbvertrag), Wilhelm Tell und noch in vielen andern Darstellungen, durfte er sich in seiner besten Kraftperiode mit den vorzüglichsten Mimen Deutschlands messen, und ist noch immer der Stolz unserer Tragödie, die ihm leider schon lange seinen würdigen Nebenbuhler mehr aufzustellen vermag. Unter einer Umgebung, die ihn nicht befriedigen kann; vor einem Publicum, das für die großartigen Wirkungen tragischer Dramatik (wenn nicht Bellini's türkische Musik zu Hülfe kömmt) immer unempfänglicher zu werden scheint, muß er allmälig an seinem eignen Feuer erwarmen, um in Momenten, wo die Erinnerung an bessere Tage wieder auflebt, das Häuflein der Kunstfreunde in Enthusiasmus, und das kumpaci-Vagabundus-Publicum in Staunen zu versetzen. Weniger durch die Fortschritte des Alters, als durch die ungünstigen Verhältnisse unseres Schauspiels, besonders der immer mehr erlahmenden Tragödie, die doch sein wahrer Wirkungskreis ist, muß die Lust dieses würdigen Künstlers an seinem Berufe fortwährend abnehmen, und so mahnt er uns an den Greis in Grillparzers Ahnfrau:

Der, ein weiser Löwe zwar,
Aber dennoch Löwe war!

Hr. Polawsky. Dieser ist im Lustspiel, was Bayer im Trauerspiel war und noch ist. Da jedoch im Ganzen genommen Thalia bei uns besser vertreten wird, als Melpomene, und da Hr. Polawsky, wenn ihn sein übersprudelnder Humor manchmal bis zum Muthwillen fortreißt, etwas stark, bisweilen sogar ziemlich ungenügsam, das Colorit seiner Komik aufträgt: so ist er desto sicherer, daß seine Leistungen gewürdigt werden, und seiner seiner Späße unbeachtet verloren geht. In den Rollen gewisser Banquiers (z. B. im Liebespretekoll, im Kammerdiener u. s. w.) ist er schwer zu übertreffen, und macht desto mehr Sensation, als er gewöhnlich nach dem Leben kopirt, was er auch in andern Rollen, wo es thunlich ist, nicht unterläßt. Im Schauspiele ist er zwar auch brav, doch scheint es ihm weniger zuzusagen, ausgenommen in Rollen, wo es sich darum handelt, scharfgezeichnete Charaktere durchzuführen. So ist z. B. sein Sholot vortrefflich. Mit sehnsüchtigem Bedauern erinnern sich ältere Theaterfreunde der Zeit, wo Polawsky, Bayer, Löwe, Wilhelmi und andere, unter Liebichs Direktion, die Zierde unsers Schauspiels waren.

Hr. Dietz ist für erste Liebhaber und jugendliche Heldenrollen engagirt. Sein etwas scharfes Organ eignet sich zwar für schmachtende Liebhaber nicht am besten, und war ihm Anfangs in der Gunst des Publicums nachtheilig, er wußte aber bald seine Gegner für sich zu gewinnen, indem er durch richtige Auffassung der Charaktere, kräftige Darstellung kriegerischer Jünglinge, Laune und vielseitige Gewandtheit im Lustspiele, sich immermehr als einen wackern, denkenden Künstler bewies. Die Rolle, worin er am meisten Aufsehen erregte, und welche ihn vorzüglich beliebt machte, ist der pariser Taugenichts; ich muß jedoch gestehen, daß mich andre seiner Darstellungen mehr befriedigten, als diese, wo Hr. Dietz, ein vollkommen gereifter Mann, dem Publicum zu Gefallen, die Possen eines ausgelassenen Jungen so kindisch als möglich produzirt.

Hr. Fischer ist durch Routine, fleißiges Einstudiren und ein wohltönendes, kraftvolles Organ bemerkenswerth. Aufgaben, die nicht allzuhoch gestellt sind, löst er mit diesen Mitteln zumeilen recht brav, nur sollte er und die Regie bei Vertheilung der Rollen auf die Innhaltung dieser Gränzlinie wohl bedacht sein, damit ihn das Schicksal ja nicht wieder dem Publicum (wenn auch vielleicht aushilfsweise) als Carl Moor vorführen mag. Sobald sich Hr. Fischer an die Ausführung solcher Dichtungen wagt, für die sein Naturell nicht ausreicht, läuft man Gefahr, einerseits durch Pedanterie, andrerseits durch Coulissenreißen verstimmt zu werden. Auch Liebhaberrollen, die (zum Glück selten) Hrn. Fischer zugetheilt werden, wollen ihm nicht wohl gerathen.

Hr. Ernst zeigte sich bei seinem Wirken an unserm Theater in dreifacher Eigenschaft, nämlich als Schauspieler, dramatischer Dichter und Regisseur. Die Regie leitet er den Bedürfnissen unserer Bühne ziemlich entsprechend; als Theaterschriftsteller verfaßte er, außer einigen unglücklichen Opernetten, ein oder zwei etwas weniger mißrathene Lustspiele. Sein Schauspielertalent aber ist dem poetischen ungefähr gleich zu stellen.

In den meisten Fächern brauchbar, gibt er am besten naive, gutmüthige Bauernburschen.

Hr. Grabinger zeichnet sich durch Vielseitigkeit und charakteristische Treue aus. Sein Talent ist zwar keines vom ersten Rang, aber auch nicht unbedeutend. In der Komik ist er manchmal vortrefflich.

Hr. Walter gehört unter die fleißigsten, und durch wohldurchdachtes Auffassen seiner Rollen, so wie durch sorgfältige Lösung selbst undankbarer Aufgaben verwendbarsten Mitglieder unserer Bühne, ist immer bereit Lücken auszufüllen und zur Haltung des Ganzen sein Möglichstes beizutragen. Es dürfte gut sein, wenn er öfters günstigere Gelegenheiten erhielte, seine Kunst geltend zu machen.

Hr. Pusch ist ein Künstler, dem zwar Talent und Geistesbildung nicht abgesprochen werden können, der aber den höheren Maßstab zum Gebrauch seiner dramatischen Fähigkeiten noch nicht gefunden hat. Häufig wird er daher übertrieben, gezwungen, und weiß besonders in launigen Rollen keinen bestimmten, consequent festgehaltenen Charakter durchzuführen, daher auch die von ihm erreichten Erfolge bisher gering waren. Die Intriganten werden meistens von ihm gespielt.

Hr. Dittrich wird gewöhnlich in Aushilfs- und Anstandsrollen beschäftigt, und ist nicht unbrauchbar.

Hr. Jung scheint zu dem Zwecke unlängst engagirt zu sein, um sich nach und nach für das Liebhaberfach auszubilden, wozu sein Aeußeres nicht unpassend ist. Man muß seine Fortschritte erwarten.

Hr. Bolze ist ein alter fleißiger Schauspieler, seit meines Gedenkens in untergeordneten Rollen beschäftigt. Der Gipfel seiner dramatischen Laufbahn war der alte Graf Moor in Schillers bei uns so oft mißhandelten Räubern. Wenn Rollen vorkommen, wo es ein paar Worte französisch zu sprechen gibt, so erhält er sie gewöhnlich.

Die Hrn. Feikmantel und Spira, hauptsächlich für die Localposse angeworben, werden auch manchmal im Lustspiel verwendet, wo dann ihre derben Späßchen nicht ermangeln, Gelächter zu erregen.

Hr. Schikaneder sollte zwar als Pensionär unsres Theaters dasselbe nicht mehr betreten, die Direction wußte jedoch Rath zu finden, um ihm dann und wann noch ein kleines Spielhonorar zu verschaffen. Es steht nämlich an den Tagen seines Auftretens auf dem Zettel: „Herr Schikaneder a. G.“, das soll heißen: Hr. Schikaneder als Gast, oder wie Andere lesen: „Herr Schikaneder als Geist“.

Nach dieser allgemeinen Characteristik des Theaterpersonals berühre ich nun den Zustand unseres Schauspiels. Dieser ist von der Art, daß wir, wenn es so fort geht, bald gar kein Schauspiel mehr haben werden. Nicht nur, daß sich die Oper, besonders seit Stögers Direction, fortwährend im Besitze der Oberherrschaft erhält; daß überdies auch die beliebte Localposse noch einen andern Theil der Abende hinwegnimmt, so hat der Speculationsgeist der Direction auch die Entdeckung gemacht, daß Virtuosen im Genre eines Rappo, Klischnigg, Lawrence und Redisha u. d. gl. der Theatercasse Eintrag thun könnten, wenn sie ihre Productionen in einem andern Locale ausführten; folglich muß es der Freund dramatischer Kunst geduldig hinnehmen, wenn die Bühne öfters in eine Jongleurbude, oder gar in eine Menagerie verwandelt wird, da außer Klischnigg sogar Kunstreitergesellschaften mit Pferden und Hunden ihr Publicum par force ins Theater hetzten. Künstler (?) der letztgenannten Classe aber treten nicht etwa ein oder zweimal auf, sondern so oft, als die Direction einen Vortheil dabei sieht, was manchmal, zum Aergernis der Kunstfreunde, sehr lange dauert, und da die Oper nebenbei doch nicht aufgegeben werden darf, so wird in solchen Perioden das Schauspiel vollends verdrängt. In dem Plätzchen, welches dem Drama von seinem angestammten Gebiet noch übrig gelassen wurde, ist wieder die ernste Muse die am meisten zurückgesetzte, und an unserer Tragödie ist nichts tragischer, als ihr Zustand. Das Höchste, was sie gewöhnlich leistet, ist, daß eine oder zwei Rollen gut gegeben werden, das Zusammenwirken der übrigen ist mittelmäßig, oder gar noch ärger. Wenige ausgezeichnete Kräfte sind in diesem Kunstfach verwendbar, die Lauheit des Publicums fördert jene der Schauspieler und umgekehrt; daher kömmt es, daß sich seit lange nicht ein Drama auf unserer Bühne erhalten konnte. Halm's Griseldis verschwand nach wenigen Vorstellungen, der Adept, Raupachs Conradin und andere nach einer einzigen, und da die Schauspieler so ziemlich voraus wissen, daß sie ein neues Schau- oder Trauerspiel nur für einen Abend einstudiren, so muß dieses Bewußtsein höchst nachtheilig auf die Darstellung einwirken.

Mit dem Lustspiele steht es etwas besser, es findet Theilnahme und verdient sie oft durch zweckmäßige Besetzung und lebhafte Ausführung.

Ueberhaupt aber machen die berühmten, gemeinen Lustspiele in der Regel bei uns das meiste Glück. Je possirlicher die Carricatur, je tacter, zweideutiger der Witz, desto mehr Applaus. Das beliebteste Lustspiel seit ungefähr einem Jahre wurde „der Pariser Taugenichts“.

Die Kritik ist bei uns nicht geeignet, einen wesentlichen Einfluß auf die Kunst zu haben. Professor Müller, in dessen Hände sie ausschließend gegeben, wenn nicht Krankheits-, oder Abwesenheitsfälle eintreten, liefert zwar sehr viele und sehr lange Theaterberichte, man findet aber selten etwas anderes darin, als eine detaillirte Inhaltsanzeige des aufgeführten Stücks, nebst der Bemerkung, wie das Stück und die Leistung dieses oder jenes Mitgliedes vom Publicum mehr oder minder beifällig aufgenommen worden sei. Von eigener Beurtheilung des Referenten steht oft gar nichts darin, manchmal die Formel: „Unser Urtheil steht fest“, er hütet sich aber, dieses Urtheil drucken zu lassen. Zuweilen wird auch die Beurtheilung auf die nächste Wiederholung des Stückes verschoben, die Wiederholung bleibt aber aus und das Urtheil ebenfalls. Entschließt sich aber der Hr. Referent endlich, mit Urtheilen herauszurücken (die oft nicht ohne Geist sind), so erscheinen die Weizenkörnlein seiner Kritik unter so vieler Spreu weit ausgebreitet, unbestimmter Redensarten, daß sie wenig Nutzen stiften können.

Unter solchen Umständen bedarf unser Schauspiel, um seinem Zwecke würdig zu entsprechen, nothwendig einer Regeneration, die aber wohl mehr zu wünschen, als zu hoffen bleibt.

Mar.

N o t i z e n.

Leipziger Theaterperspective.

Seit anderthalb Monaten hat unsere Bühne einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan und verspricht in Zukunft noch Erfreulicheres zu leisten, wenn die jetzt zusammenwirkenden Talente sich nicht etwa wieder zerstreuen sollten. Herr und Madame Schenk, früher am Düsseldorfer Theater, erwarben sich durch ein natürliches Spiel, dem es doch auch nicht an künstlerischer Rundung gebrach, allgemeine Theilnahme. Vorzüglich trat dies hervor im höheren Schauspiel und der Tragödie. Man sah, daß die Düsseldorfer Bühne von einem einsichtsvollen Manne eine zeitlang geleitet worden sein mußte, und wenn Immermann einen nicht geringen Theil daran gehabt, so hat er damit zur Genüge gewiesen, wie ernst es ihm um die Sache der deutschen Dramatik gewesen ist.

Ueber Madame Schenk haben wir schon früher gesprochen. Das sehr achtenswerthe Talent des Hrn. Schenk konnte sich im vollen Umfange erst entwickeln, als Madame Dessoir, geb. Reimann, ihre Debüt-Rollen auf der hiesigen Bühne eröffnete. Die Vorzüge dieser Künstlerin sind dem hiesigen Publicum von früher schon hinlänglich bekannt. Dennoch überraschte ihre Erscheinung allgemein. Es war ziemlich gewagt, so kurz nach Mad. Rettich in derselben Rolle zuerst vor einem Publicum zu debütiren, das der genannten Künstlerin den wohl verdientesten Beifall gezollt hatte. Nichts desto weniger errang Mad. Dessoir als Griseldis mit vollem Recht einen glücklichen Sieg. Ich will nicht behaupten, daß sie in jeder Beziehung Mad. Rettich erreichte, allein die versöhnende Milde ihrer ganzen Erscheinung, in der sich der Triumph der Weiblichkeit ausspricht, gab auch dem gewaltsamen Grellen der Halm'schen Dichtung eine Art von Versöhnung, die ihr ursprünglich nicht eigen ist. In den leidenschaftlichen Scenen, überhaupt in einzelnen Momenten, befriedigte sie vielleicht blos deshalb nicht ganz, weil der Eindruck ihrer Vorgängerin noch zu frisch war, die Durchführung der ganzen Rolle war aber so ganz aus der tiefsten Empfindung einer sich selbst bewußten Weiblichkeit hervorgegangen, daß die Darstellerin hierin ihre Nebenbuhlerin übertraf. Um den Eindruck des Ganzen zu heben, trug Hr. Schenk als Percival wesentlich bei. Seine edle Gestalt, das Würdevolle in Haltung, Gang und Sprache, das nur selten (in den leidenschaftlich rasch gesprochenen Stellen) Einiges zu wünschen übrig läßt, erwarb ihm die volle Anerkennung des Publicums. Nicht minder glücklich und die Virtuosität ihres Talentes beurkundend zeigte sich Mad. Dessoir als „Pariser Taugenichts.“ Die Künstlerin wußte das treuherzig Derbe mit der Naivetät einer natürlichen Grazie, die vereint einzig und allein ein treues Bild dieses Gamin hervorbringen können, so glücklich zu verschmelzen, daß die Darstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Ohnehin wurden auch die übrigen Rollen meist tüchtig repräsentirt, und vor Allem verdient das treffliche Spiel des Hrn. Dir. Ringelhardt einer lobenden Erwähnung, dessen Darstellung des alten Greisen Jedermann befriedigen konnte.

Seit langer Zeit wurde auf der hiesigen Bühne kein Schauspiel so im Ganzen befriedigend von allen daran Theil nehmendem dargestellt, als vor kurzem Raupach's „Schule des Lebens.“ Die Veranlassung dazu gab ebenfalls das Wiederauftreten der Mad. Dessoir. Was Raupach als dramatischer Dichter ist, darüber hat man sich längst vereinigt. Ihm Talent, großes Geschick in der formellen Anordnung und vorzugsweise in Behandlung des Dialogs absprechen zu wollen, hieße ungerecht handeln. Raupach versteht es, man möchte fast sagen, zu gut, ein Drama mit dem bloßen Verstande herzustellen. Von Poesie ist im Grunde wenig bei ihm die Rede, den Schein davon aber hat er in allen Taschen, und mit diesem spielt er denn auch so geschickt und läßt ihn in so blendenden Variationen vor dem leicht zu betrügenden Publicum funkeln, daß es sich am Ende zufrieden gibt. Die „Schule des Lebens“ ist ein Stück dieser Art, wo eine hübsche Anzahl schöner Phrasen mit einer bewunderungswürdigen Verständigkeit an den Mann gebracht werden. Das Stück selbst ist einer alten Fabel entnommen und wirklich sehr gut dramatisirt. Ein dramatisches Gedicht aber ist's nicht. Die Fabel selbst ähnelt viel der Griseldis, nur daß in der „Schule des Lebens“ die Täuschungen alle aus wahrhafter Liebe hervorgehen und mit humoristischem Behagen sich entwickeln. Mad. Dessoir und Hr. Schenk waren in den Hauptrollen vortrefflich, und die übrigen Mitwirkenden, vornehmlich Herr Baudius, trugen nach Kräften zu einer gelungenen Darstellung bei. — Außer diesen drei Debüt-Rollen trat Mad. Dessoir noch in der „Verlobung zu Genf“ von Karl Blum und einigen andern minder bedeutenden Rollen auf, überall den verdientesten Beifall sich erwerbend.

Die Oper ward in der neuesten Zeit weniger berücksichtigt. Als Neuigkeit ging „der Postillon von Lonjumeau,“ Musik von Adolph Adam, in Scene. Der große Ruf, welcher dieser komischen Oper vorherging, hatte die Erwartungen vielleicht zu hoch gesteigert. Von Seiten der Direction war nichts versäumt worden, dennoch aber wollte die erste Aufführung nicht so entsprechen, wie man erwartet hatte. Mad. Franchetti-Walzel als Madelaine und Herr Schwöboda als Postillon hatten zwar ihre Rollen durchdacht und gingen mit Umsicht an die Darstellung, man fühlte aber beiden eine gewisse Aengstlichkeit an, die zu Anfange etwas störte und zu keinem vollen Genusse kommen ließ. Es schien, als wollten die zugetheilten Rollen den physischen Mitteln der Darstellenden nicht ganz eignen, so trefflich einzelne Partien gesungen wurden. Die späteren Aufführungen machten indeß die Mängel der ersten Darstellung ziemlich vergessen und die Oper gewann sich, wenn keinen rauschenden Beifall, doch ein ansehnliches Publicum.

Sollte es nun der Direction gelingen, noch einige Mängel mit der Zeit aufheben zu können, so haben wir die Hoffnung, gegenwärtig das Schauspiel auf unserer Bühne wieder heimisch werden zu sehen. Wir zweifeln nicht, daß der tüchtigste Wille vorhanden ist, Talente wie Mad. Dessoir, Herr und Mad. Schenk, die Herren Baudius, Reger, Düringer, alle achtenswerth in Rollen, die ihrem Naturell entsprechen, zu fesseln. Geschieht dies, so dürfen wir für die Zukunft recht Erfreuliches erwarten.

Charlotte von Hagn.

Der große Ruf, welcher der Ankunft dieser Künstlerin in Leipzig vorausging, hatte das kunstliebende Publicum ungewöhnlich aufmerksam gemacht und die Erwartungen ziemlich

doch gefeiert. Diese nun wirklich zu befriedigen, war nicht leicht, und wenn es demnach in sehr hohem Grade von der Künstlerin erreicht wurde, so kann das nur einen neuen Beweis für das glänzende Talent derselben abgeben. Fräulein von Hagn eröffnete den Cyclus ihrer Gastrollen mit Donna Diana. Wer nicht gar langer Zeit fahren wir Mad. Retsch in der nämlichen Rolle. Der Eindruck ihres Spieles war noch frisch und mußte gewissermaßen durch das ihrer Nachfolgerin erst verwischt werden, bevor ein unpartheyischer Vergleich aufgestellt werden konnte. Die Parallele fiel nicht zum Nachtheil der neuen Darstellerin aus. Die edle, feurige Gestalt der Frl. von Hagn, ihr zwar nicht vieler Modulationen fähiges, aber schönes, vollklingendes Organ und vor Allem die bezaubernde Grazie ihres ganzen Wesens erregten bald die allgemeine Theilnahme. Ob es eine bessere Donna Diana geben könne, als sie uns das Spiel der Hagn vorführte, weiß ich nicht. Man bemerkte Mad. Crelinger in Berlin allgemein, und ich gewiß nicht, daß es mit Recht geschieht. Ich selbst habe die genannte Schauspielerin nie gesehen, und muß gestehen, daß mich das Spiel der Hagn in hohem Grade befriedigt hat. Es würde mich zu weit führen, wollte ich in eine genaue Zergliederung der Einzelnheiten ihres Spieles eingehen; auch schenkt es mir, als lasse sich das Charakteristische derselben am besten anschaulich machen, wenn man den Gesammteindruck auffaßt, der so leicht von Niemand übersehen werden kann. Ich habe nie eine Schauspielerin gesehen, die von einer so strahlenden Grazie, wie von einer Atmosphäre getragen wird. Diese Grazie ist aber nicht jene gewöhnliche Koketterie, die sich oft mit wenig Aufwand von Kunst durch einige geschickte Stellungen und ein günstiges Lampenlicht erreichen läßt; Charlotte von Hagn lebt und webt in einem Aether von ungeborener Grazie, die sie mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, wie es scheint, ohne alle Anstrengung, leicht, natürlich, schwebend, als wisse sie selbst nicht darum (obwol dem nicht so ist), zu handhaben weiß. Mit diesem Geschenk der Natur verbindet sie aber auch, was mit ihrer Kleidung. Daß eine gute Künstlerin, zumal im Lustspiel, die Kunst der Toilette studirt haben muß, ist bekannt. Charlotte von Hagn ist Meisterin in dieser Kunst. Sie legt kein Bändchen an, stäßt kein Mützchen auf ihr Haar, ohne sich von unsichtbaren Grazien bedienen zu lassen. Dadurch erreicht sie aber auch das fast Unglaubliche, und wäre diese Art, das Publicum auf die liebenswürdigste Weise zu bestechen, nicht gar zu reizend, so möchte man es fast bedauern, daß die talentvolle Künstlerin es so derselben zu einer so hohen Vollendung gebracht hat. Möglich, daß ich mich irre, aber ihr ganzes Spiel ist eine unübertreffliche Toilettenkunst. In jeder Rolle springt dies in die Augen. Es ist Alles graziös, jedes Wort, das sie spricht, jeder Blick, jede, selbst an enthusiastischen Beifallsruf; aber ich sehe auch dahinter den Spiegel: voran aus mir bin, welchen die Natur der Künstlerin selbst geschenkt hat. Dies soll nun zwar kein Tadel sein, nur ein leises Memorium, im Spiel nicht zu sehr die Kunst der Toilette vorleuchten zu lassen.

Die Rollen in denen Ch. von Hagn auftrat, gehörten größtentheils dem Lustspiele an. Hier traten wieder die von C. Blum bearbeiteten Stücke, in denen sie vielleicht unübertrefflich ist, in den Vordergrund. Am glänzendsten war sie als Mirandolina, Herrin von der Else, im Ball von Ellerbrunn, als Bauermädchen in dem Kotzebue'schen „die drei Rosen des Malesherbe," und als „Schwalbe." Weniger gelang sie in den Hagedornschen die Rolle des Landmädchens. Uebertrieben wollten solche Rollen ihrem Naturell beinahe nicht ganz zusagen, weil die Künstlerin in ihnen die angeborene Grazie gewaltsam unterdrücken muß. Dies gelingt ihr aber nur zur Hälfte, und wo sie wirklich verung, aus dem von der Natur ihr vorgeschriebenen Kreise heraus-

zugehen, sieht man dem Spiel des Gemachte an, was nicht erfreut.

Bei so vielen glänzenden Triumphen, die sie spielend zu erringen wußte, wollte sie auch in der Tragödie Lorbeeren erwerben. Sie trat als Julie auf in „Romeo und Julie." Das eigene Anschauung kann ich über die Leistung nicht ertheilen, doch scheint die allgemeine Stimme sich dahin auszusprechen, was auch anderwärts erwähnt worden ist, daß Ch. v. Hagn weit glücklicher im Lustspiel, als im Trauerspiel sich bewege. Eine Bestätigung dieser Behauptung fand ich in „Corona von Schuppe" von Raupach. So lange Ch. v. Hagn das widerspänstige, in der Widerspänstigkeit aber selbst gezähmte Mädchen darzustellen hatte, war sie reizend und meisterhaft. Sobald aber war dem Drehen der Gefahr eine tragische Katastrophe im Hintergrunde lauscht und das eigentliche Element des Trauerspiels über die heitere Lebenslust zu siegen begann, konnte die Künstlerin keine Befriedigung gewähren. Ch. v. Hagn mag dies ahnen, wenn sie es selbst sich auch nicht gestehet. Deshalb greift sie zu äußerlichen Mitteln, die absaaren oder eher störend wirken. Dammter nehme ich das Haschen, schöne Gruppen zu formiren, wenn freilich die angeborene Talent sich aussprecht, nur nicht an der geeigneten Stelle. Das Emporhalten ihres rothen Mouchs z. B. über den leidenden Vater im letzten Act war ein Fehlerstreich der Toilettenkunst, der mit allerliebster Naivetät angebracht ward, aber doch aus der eigentlichen Sphäre graziöser Koketterie herausstrat. Man merke die Absicht und war verstimmt.

Abgesehen von diesen Kleinigkeiten verdient Ch. v. Hagn um reichen Maße den Beifall, den sie sich ungetheilt erwarb. Sie ist vielleicht die glänzendste Schauspielerin in dem Rollenfache, das sie sich mit Glück erwählt hat. Nur sollte sie nicht darüber hinausgehen wollen! Ch. v. Hagn kann groß sein in graziöser Rollen, die scharf an das Komische streifen. Zu solchen weiß sie mit dem feinen Tact ihres Spiels sehr Gyrodigkeit der Rolle selbst zu überwinden und Alles in die Grenze ihrer Wirksamkeit einzuhüllen. Daher glaube ich auch, daß gerade solche Rollen, wo die Poesie wie die entfernendste Rose und der grünen Knospe nur herauslauscht, ihre eigentliche Sphäre sind. Ihre Offnat sie der halbverschleierten Poesie die Pforte und dichtet in der Kunst ihrer feinen Darstellung die Rolle erst fertig. Wo dies aber nicht der Fall ist, sondern der Dichter bereits Alles vollendet hat, möchte die Innerlichkeit ihres Wesens nicht überzeugt sein, um im Spiel nach ihm Maß einer wahrhaftigen Productivität frisch zu schaffen.

Ahasver von Julius Mosen.

Julius Mosen, den Lesern unserer Zeitschrift, auf das vortheilhafteste bekannt durch die, im vorigen Heft mitgetheilte Tragödie „Cola Rienzi," hat vor kurzem eine Einladung zur Subscription auf sein episches Gedicht „Ahasver" erlassen. Die Veranlassung, welche ihn zu diesem Mittel greifen läßt, wird in der Ankündigung offen von ihm ausgesprochen. „Man darf sich nicht verhehlen," sagt Mosen, „daß die deutsche Nation ihre wirkliche schöne Literatur (aus Mangel an Theilnahme von Seiten des Publicums) als eine abgeschlossene betrachten müßte, und doch dürften wir andern gebildeten Völkern gegenüber noch gar Vieles nachzuholen haben: noch ist aber auch nicht die Kerle des deutschen Volkes so abgestorben, daß sie kein Organ mehr gewonnte, um ihr Leben zu offenbaren. Wie ist da zu helfen! Dadurch, daß die Nation ihre Dichter der Unzunft den Augenblicke gegenüber in Schutz nimmt. Es ist nicht genug, daß man poetische Werke zu lesen wünscht, man muß, wie es in Frankreich und England geschieht, sie kaufen, um sie bei sich behalten zu können und hintzuwissen zu lernen. In neuerer Zeit sind die Werke deutscher Dichter heimathlose Kinder, welche wol hier und da

einen Pfennig Almosen vor den Thüren sich erringen, oder setzten in ein ganzes Haus aufgenommen und dort gespeist und gepflegt werden. Dafür sind die Waisenhäuser, die Krankenhäuser da! Um nicht bei solcher Gesinnung das großen Publicum ein zu übel Schicksal meinem Gedichte zuzubereiten, will ich lieber gleich Anfangs so unbescheiden sein und jeden meiner Freunde bitten, es zu sich in das Haus zu nehmen." ꝛc.

Der Dichter gibt hiermit eine lange Exposition des Inhalts seiner Dichtung, mit einigen Hinweisen auf die Sage und deren poetische Gestaltung im Munde des Volkes. Sein Werk wird in vier Abtheilungen zerfallen, deren erste als Eingang den „Bannspruch" in fünf Gesängen enthält. Diesem folgen die drei großen Feste. Das erste bewegt sich in der Zeit vom Christi Tode bis zur Zerstörung Jerusalems, die zweite bis zu Julianus Apostata und dem vergeblich versuchten Wiederaufbau Jerusalems, die dritte endlich schließt mit dem Auftreten Mahomeds und der Eroberung Jerusalems durch die Moslimen. Jede einzelne Zeit besteht aus sieben Gesängen. Das Ganze enthält also 28 Gesänge.

Der Subscriptionspreis für 1 Exemplar auf Druckpapier beträgt 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. Subscriptionen werden angenommen bis zu Michaelis künftigen Jahres. Die Versendung des Werkes soll bereits zur künftigen Leipziger Ostermesse erfolgen.

Subscriptionsanzeigen, in denen eine Probe der Dichtung mitgetheilt ist, sind bei der Redaction der Jahrbücher gratis zu haben, die auch entweder gern erbötig ist, im Interesse des Dichters, Subscriptionen auf das Werk anzunehmen.

Shukofsky.

Drei Namen mit Alexander Puschkin, Bulgarin u. A. in der russischen Literatur aufgetaucht sind, fängt diese an in der europäischen Welt Bedeutung zu gewinnen. Unter den neuesten russischen Dichtern macht sich Shukofsky vorzugsweise bemerklich. Die Russen stellen ihn mit dem verstorbenen Puschkin auf gleiche Höhe. Nach längerem Schweigen ist er vor Kurzem mit einem neuen Werke aufgetreten, das die Aufmerksamkeit der Nation erregt hat. Es ist dies eine Bearbeitung der Französischen Undine in Hexameter. Das Werk in gedrucktem Dosen ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Zwanzig Umrisse von einem Meister, der sich nicht genannt hat, aber ein Russe sein soll, schmücken das Werk. Der Dichter hat in einigen zarten Versen, die von aller Schmeichelei fern sind, der Tochter seines Kaisers, der Großfürstin Maria, die Dichtung gewidmet.

Die Opfer des Schweigens.

Unter diesem Titel gibt Karl Immermann in der von Rudolph Gaster mit Umsicht herausgegebenen Zeitschrift „Ost und West" den Plan eines neuen Trauerspiels, welchem der ganze dritte Act als Probe beigefügt ward. Die Handlung des Stückes geht im sechszehnten Jahrhundert am Hofe des Fürsten Tancred von Salerno vor. Der Dichter hat die Geschichte nur als Hintergrund benutzt und der Fiction freien Spielraum gelassen. In der Art und Weise aber, wie er die handelnden Personen auftreten läßt, spiegelt sich der Geist der damaligen Zeit in seiner vollen Aufregung sehr glücklich. Den mitgetheilten, worauf aus dem Zusammenhange gerissenen Proben zufolge, dürfen wir eine sehr tüchtige Arbeit erwarten. So eben erfahren wir, daß die fertige Tragödie in dem neuen Jahrgange der „dramatischen Originalien" von D. Franl erscheinen ist.

Wilhelm Smets.

Louis Lar gibt in den „Westlichen Blättern" eine Notiz über diesen in der Literatur so gut als verschollenen Namen. Smets gab um Jahre 1819 ein Trauerspiel „Tasso's Tod" heraus, welches im folgenden Jahre von Heinrich Heine in der damals zu Berlin erscheinenden Zeitschrift „der Zuschauer," gelobt von Michäer und Simonetty, ausführlich beurtheilt ward. Spätere Bearbeiter desselben Stoffes bewegten einzelne Scenen und dem Smets'schen Trauerspiele, z. B. Alexander Duval, ein der deutschen Sprache vollkommen mächtiger Franzose. Auch in Raupachs Tragödie gleichen Namens finden auffallend verwandte Anklänge an der Arbeit von Smets vorkommen. Gegenwärtig geht die Direction des Josephstädter Theaters damit um, das Stück in Scene zu setzen. Im Buchhandel ist die erste Auflage, welche bei Hölscher in Koblenz erschien, vergriffen.

Denkmal für Madame Malibran.

Der Gatte der zu früh verstorbenen Malibran geht damit um, ihr in Brüssel ein glänzendes Denkmal zu errichten, zu welchem Hr. Geefs den Entwurf gemacht hat. Es wird beschlossen in dem Standbilde der großen Künstlerin darstellen, das von einer kleinen Kapelle mit einer Kuppel, versehen mit einem Kreuz, umgeben sein soll. In das Innere der Kapelle, die von oben Licht erhält, blickt man durch ein in Erz gegossenes Gitterthor, das wiederum mit einem von Lorbeer gewundenen Lautenwerk umschlungenen Kreuz, worauf zwei Engel trauernd knieen, verziert ist. Das Standbild selbst soll die Sängerin in der Rolle der Norma darstellen, in dem Momente, wo sie sich nach Ablegung des priesterlichen Mantels begeisterungsvoll dem Tode weiht.

Georg Büchner's Nachlaß.

Die Reliquien dieses für die Literatur zu früh verstorbenen Dichters, dessen genialen Drama „Dantons Tod" unser unserer Mitarbeiter oben beurtheilt hat, ist sein Freund Gutzkow zu Gegerst zu sammeln und herauszugeben. Außer mehreren Briefen und andern interessanten Mittheilungen, die von Büchner's glänzendem Geist Zeugniß geben, findet sich auch ein Lustspiel vor, das in seiner Art ausgezeichnet sein soll. Es wurde vor ungefähr Jahren und Stettgart eingesendet, zur Mitbewerbung um den Preis, was aber nach der festgesetzten Zeit ein und blieb daher unberücksichtigt. Wir empfehlen vorläufig unsern Lesern Dantons Tod zur Beachtung, um durch dieses Product ihre Aufmerksamkeit auf den bald erscheinenden Nachlaß hinzulenken.

H. König.

Der Braunmann'sche Telegraph theilt in einigen der letzten Nummern Bruchstücke eines Drama's von dem Verf. der „hohen Braut" mit, dessen Stoff der Geschichte König Enzio's entnommen ist. König schrieb früher außer seinem allbekannten Romanen: „Die hohe Braut" und „die Waldenser" eine Tragödie „die Bußfahrt," in welcher sich ein kräftiges, frisches Talent auch für dramatische Formgebung bekundete. Neuerdings sind „Russische Bilder" von ihm erschienen, von denen wir nächstens Einiges mittheilen werden.

Mann oder Weib?

Luſtſpiel in 2 Acten.

Von

Franz von Elsholtz.

Vorwort.

Dieſes kleine Luſtſpiel ſchließt eine der größten Aufgaben in ſich, welche der darſtellenden Kunſt je gemacht worden ſind, und dürfte daher die Aufmerkſamkeit und das Studium ſinniger Schauſpielerinnen um ſo mehr in Anſpruch nehmen, als der Verfaſſer in Stellung ſolcher Aufgaben auf ſehr bedeutende Puncte des mimiſchen Gebietes hinzuweiſen beabſichtigt, in dieſem Beſtreben auch, wie die an ſeinem Spiele „Komm her!“ gemachten Erfahrungen beweiſen, bereits ſehr glückliche Reſultate erlangt und den erſten deutſchen Darſtellerinnen zu glänzenden Triumphen verholfen hat.

Es handelt ſich in dem Luſtſpiele: Weib oder Mann? deſſen Hauptrolle nach der Intention des Dichters und, wie es ſcheint, der Natur der Sache gemäß, nur von einer Dame vorgeſtellt werden kann, nicht nur ein bloßes Verkleidungsſpiel, — ein ſo alltägliches Kunſtſtück, das von gewiſſen Luſtſpieldichtern zwar immer noch wieder mit Vorliebe benutzt wird, — um eine förmliche Transfiguration und Verwandlung der Perſon des Schauſpielers in eine andre, der männlichen und der weiblichen und umgekehrt, oder vielmehr, um eine ſo vollkommene Verſchmelzung beider, daß der Zuſchauer ſelbſt Glauben an dieſe gewinnen und ſeinen Augen mißtrauen muß, die auf dem Theaterzettel einen Namen geleſen, dem Geſchlechte nicht angehörig, welches die Erſcheinung auf dem Theater ihm vorſpiegelt. Eine ſolche Verwandlung ſahen wir, beiläufig geſagt, nur theilweiſe der trefflichen Schröder-Devrient in München gelingen, welche daſelbſt in der Rolle des Romeo durch den Adel und die zwangloſe Freiheit, — mit einem Wort, durch die Männlichkeit ihres Anſtandes auf das ſchöne Geſchlecht eine Wirkung hervorbrachte, die von ſinnlicher Entzündung nicht fern, mithin die wirkliche, naturgemäße Emanation des dargeſtellten Weſens war, ſo daß wir ein ſchönes, liebenswürdiges und unbefangenes junges Mädchen mit eignen Ohren die Aeußerung thun hörten, daß, wenn es einen ſolchen Mann gäbe, wie dieſen Romeo, ſie ſich von demſelben gleich würde entführen laſſen.

Auf den Gedanken einer ſolchen künſtleriſch und von innen heraus zu bewerkſtelligenden Transfiguration aber und von deſſen Ausführung auf dem Theater, iſt der Verfaſſer nicht erſt durch den gegenwärtigen hiſtoriſchen Stoff, ſondern viel früher ſchon bei Gelegenheit eines von ihm ſelbſt erfundenen hingeleitet worden, welcher in einem fünfactigen Luſtſpiel ausgearbeitet daliegt, und, — wenn der Himmel, der Leſer und die Redaction Gunſt geben, — in dieſen Blättern bald nachfolgen ſoll. Das hier erſcheinende: Weib oder Mann? alſo, jenem gleichſam als Prolog und Vorläufer dienend, hat ſein Entſtehen eigentlich nur dem Einwurf der Unmöglichkeit zu verdanken, welcher von achtbaren Stimmen gegen die Verwirklichung des Gedankens überhaupt erhoben ward, ein Einwurf, welcher durch die hiſtoriſche Thatſache freilich am beſten zu bekämpfen ſchien. Daher iſt die Figur des räthſelhaften Chevalier d'Eon hier als eine theatraliſche benutzt und dabei den beſten Quellen und Nachrichten gefolgt worden, welche wir über deſſen Leben beſitzen, das Räthſel ſeines Geſchlechtes ſelbſt aber unaufgeklärt geblieben, wie auch die Geſchichte, trotz mancherlei Vermuthung und Widerſpruch, bisher es gelaſſen hat. Denn auf dem Theater ſogar daſſelbe löſen zu wollen, wie dennoch in Frankreich kürzlich geſchehen iſt, ſchien dem Verfaſſer um ſo unpaſſender und geſchmackloſer, als dadurch ja die ganze Illuſion und Wirkung verloren gehen mußte, worauf Dichter und Schauſpieler hinarbeiteten. Ein Problem, welches die Natur geſtellt, — das Problem eines ſo ſeltenen Vereins von Eigenſchaften, wie die Erſcheinung des Ritters Eon vorausſetzt, mag durch die Kunſt wohl reprodu-

cirt, aber gewiß nicht gelöst werden, daher denn nur die Seichtigkeit und der Leichtsinn eines Franzosen-Vaudeville-Dunmvirat, darauf verfallen konnte, dies dennoch zu thun, und so zu thun, wie es in dem kürzlich erschienenen, von L. von Alvensleben in's Deutsche übertragenen Lustspiel: der Chevalier d'Eon geschehen ist. Demungeachtet wird dieses unbedeutende, unmotivirte, zusammenhanglose Gemengsel von Scenen, wo das Individuum des merkwürdigen Seitmannes auch nicht im Entferntesten veranschaulicht, sondern zu einer ganz gewöhnlichen Coulissenpuppe verarbeitet ist, gewiß auf den meisten deutschen Schaubühnen Aufnahme finden, während dem gegenwärtigen Stücke, das beiläufig gesagt, schon vor zwei Jahren, also lange vor der Erscheinung des französischen, mit dem es daher außer dem Namen der Hauptfigur nicht das Mindeste gemein hat, vollendet und einigen Theatern, wiewohl fruchtlos, mitgetheilt wurde, vielleicht schon deshalb, weil es eine originale deutsche ist, wahrscheinlich kein anderes Schicksal bevorsteht, als einen kleinen Kreis von sinnigen Lesern erfreuen und jenen Kunstrichtern, die über den Beruf und die Leistungen des Verfassers früher so ehrenvoll sich ausgesprochen *), den Beweis zu liefern, daß dieser hinter den gesagten Erwartungen nicht zurückgeblieben bemüht sei, dann aber — ein Fremdling auf dem deutschen Theater-Repertoir im Staube der Bücherschränke zu verschwinden, bis ein neuer Tag dereinst vielleicht es wieder ans Licht ruft.

*

*) Siehe Goethe's nachgelassene Werke Bd. 5 S. 245 und ff.; sodann Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik Nr. 70, October 1830; Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 117, April 1831, und Nr. 95, April 1834. ferner: Blätter für Literatur und bildende Kunst Nr. 2, Januar 1836 u. s. w.

Personen:

Claude Aignier de Guerchy, Graf von Rumpf, französischer Botschafter in London.
Ritter d'Eon de Beaumont, früher Minister-Resident daselbst.
Lord Halifax.
Lady Charlotte Howart.
Sir Henry Lindsay, Oberst.
Devergy.
Beim, Bürgermeister.
Trim
Pepper } Constabler.
Tom, Lord Halifax's Diener.
Gäste, Lakaien.
Schauplatz: London.

Erster Act.

Erste Scene.

(Salon im Hause des Botschafters.)
Graf Guerchy. Devergy.

Guerchy.

Nein, nein, nein, sag' ich Ihnen, nichts ist im Guten von ihm zu gewinnen, Nichts! — Wir müssen Gewalt brauchen, Gewalt, wie es sich für den Staatsverräther ziemt.

Devergy.

Staatsverräther? — Ew. Excellenz sind freigebig mit Ehrentiteln!

Guerchy.

Ehrentiteln! Als ob 's eine Ehre wär, den Staat zu verrathen!

Devergy.

Eine Ehre, insofern man den Staat zuvor errathen muß, was eine Klugheit voraussetzt, um ihn verrathen zu können, — aber eine Schande zugleich, insofern der Verrath errathen wird. Wenn Ew. Excellenz also wollen, so änd' ich auch meine Rede und sage: der Herr Botschafter sind freigebig mit Schandtiteln!

Guerchy.

Verdientermaßen, mein Herr, denn dieser Ritter — dieser — dieser Ritter d'Eon ist ein schändlicher Verläumder, ein gefährliches Subject, kurz — ein Staatsverräther!

Devergy (mit Lachen).

Gut empfohlen!

Guerchy.

Sie lachen?

Devergy.

Ich lache über Alles, aus Furcht, nächstens darüber weinen zu müssen! Darf ich jedoch wissen, wie und wo der Ritter den Staat verrathen hat?

Guerchy.

Er hat mich verrathen, der ich bevollmächtigter Botschafter Sr. Allerhöchsten Majestät am Hofe zu St. James und sogleich ein Theil vom Staate bin! —

Devergy.

Allerdings! — und was, wenn ich weiter fragen darf, hat er an, oder von Ew. Excellenz errathen, oder vielmehr verrathen?

Guerchy.

Daß ich bei meiner hiesigen Ankunft diesen kleinen Geschäftsträger, von dem nicht zu begreifen ist, wie die Regierung ihn zu ihrem Repräsentanten an einem fremden Hofe wählen konnte, wenn Männer, wie Graf Guerchy, vorhanden sind, — daß ich ihm also die freie Wohnung, Heizung und Kost im Gesandtschafts-Hotel, wozu er sich als Attaché berechtigt glaubte, gestrichen und entzogen —

Devergy.

Das haben Ew. Excellenz wirklich gethan?

Guerchy (lachend).

Ja, Freund, das hab' ich gethan und mit dem besten, vollkommensten Recht, — mit dem Recht —

Devergy.

Des Mächtigen, weil es Ew. Excellenz so gefiel!

Guerchy.

Ja! weil es mir so gefiel!

Devergy.

Daher Sie den Ritter dann, wie aus seinen Ehren, auch aus seinen Vortheilen verdrängt ihm Kopf zugleich und Magen in Unthätigkeit versetzt haben!

Guerchy.

Ja, und dafür hat er zwei Memoiren gegen mich geschmiedet und eine Menge von abscheulichen Pamphlets —

Devergy.

Achten Sie nicht darauf, denn was Schmähschriften erzeugt und vermehrt, ist die Schwachheit, sie zu fürchten!

Guerchy.

Nicht darauf achten, sagen Sie? und bedenken nicht, daß sie in ganz London circuliren, und daher ganz London über mich lacht!

Devergy.

In der That! So verlor denn der Kopf seine Thätigkeit nicht in dem Maße, wie ich geglaubt und es für Ew. Excellenz Ansehn so sehr zu wünschen wäre.

Guerchy.

Leider — leider nicht, Bester, und deshalb sey' ich mein ganzes Vertrauen in Sie, der Sie von meinem herzoglichen Freunde und Minister der auswärtigen Angelegenheiten hierher geschickt sind, um diesen Unfug zu steuern, ja ein sichres Unterfand für das Gelingen ihres Auftrages schon dadurch mitgebracht haben, daß, auf meinen Bericht und zur Strafe der mir zugefügten Beleidigungen, das vom Staate bisher bezogene Jahrgeld dem Herrn Ritter gestrichen worden ist.

Devergy.

Aber warum halten Ew. Excellenz diese strenge Maßregel des Herzogs von Choiseul für ein Unterpfand des Gelingens meiner Sendung?

Guerchy.

Darum, Freund, warum? — weil der tückische, bettelhafte Libellist ohne Geld in London nicht mehr leben, also auch keine Pamphlets mehr gegen mich schreiben kann und in seiner Verlegenheit desto mehr Ihren Anerbietungen Gehör geben wird, ihn mit nach Frankreich hinüberzunehmen.

Devergy.

Ew. Excellenz sind ein eben so trefflicher Feldherr, als tiefer Politiker, da Sie den Feind durch Entziehung des Mundvorraths ohne Schwertschlag aus allen seinen Positionen zu vertreiben wissen, — ein Operations-System, welches Sie gegen den Ritter mit eben so viel Consequenz als Genie durchführten.

Guerchy.

Nicht unwahr, Bester, durchaus nicht unwahr, da ich mir in der That schmeicheln darf, durch Einiges von Beidem dem Vaterlande bereits sehr wichtige Dienste geleistet zu haben!

Devergy.

Wohin allerdings auch die Ersparung des dem Ritter entzogenen Jahrgeldes zu rechnen, das nun, bei der ohnehin kostspieligen Hofhaltung unsers allergnädigsten Königs, Ludwig des Funfzehnten, zu weit nützlichern Ausgaben verwendet werden kann.

Guerchy.

In der That, Bester, und alle diese Betrachtungen müssen Sie, denk' ich, um so mehr anfeuern, Ihren Auftrag pünctlich zu vollziehen und gegen den Ritter mit aller Strenge zu verfahren.

Devergy.

Auf solche leitet jedoch der Befehl grade nicht, da der Ritter, wie Ew. Excellenz wissen, vermöge seiner bisherigen Stellung, in äußerst wichtige Staatsgeheimnisse eingeweiht ist, die er bis jetzt treu bewahrte, daher denn Ihr herzoglicher Freund und Minister, um dieselben auch ferner bewahrt zu sehen, nie ohne Milde die Strenge, in jedem Falle aber die äußerste Vorsicht in meinen Unterhandlungen mit dem Brausekopf zur Pflicht gemacht hat.

Guerchy.

Milde, — Vorsicht, — wozu das Alles gegen ein sonnwichtiges Individuum, von dessen Impertinenz ein einziger kleiner Verhaftsbefehl, eine gute Lettre de Cachet und die Bastille der Minister so leicht befreien können?

Devergy.

Bedenken Ew. Excellenz, daß es in diesem Lande weder eine Bastille, noch Lettres de Cachet gibt, mit solchen Mitteln hier also wenig auszurichten ist.

Guerchy.

Leider, leider, und darin liegt ja eben das Unglück dieses barbarischen Landes!

Devergy.

Allerdings, und zwar im Gegensatz mit dem unsern, wo Barbarei für kein Unglück, sondern blos Unglück für Barbarei zu gelten pflegt!

Guerchy (verlegen).

Ja, ja, in der That! — aber wir denken Sie denn den Abenteurer fortzuschaffen, der ohne die größte Gefahr für mich, für den Minister, für den Staat, für — für —, ja für uns Alle, hier durchaus nicht länger verweilen darf —

Devergy.

Ich denke —

(Bedeutsich brechen.)

Zweite Scene.

Die Vorigen, Ritter d'Eon (in militairischer Kleidung mit dem St. Ludwigs-Orden).

d'Eon (noch außerhalb).

Zum Herrn Botschafter, — ich muß den Herrn Botschafter sprechen!

Guerchy.

Um des Himmelswillen, das ist er! — Schnell, Freund (indem er sich entfernen will), ich sei nicht zu Hause!

Devergy.

Zu spät! — Ruhig also, kein Widerspruch und eine würdige Haltung!

Guerchy (sich in die Brust werfend).

Ja, eine würdige Haltung.

d'Eon (welcher einstweilen eingetreten und dem Grafen sich grade gegenüber gestellt hat.)

Ungeachtet Ihre Thür, wie es scheint, mir verschlossen sein soll, — dessen ungeachtet, Herr Botschafter, sehn Sie mich hier!

Guerchy (bald verlegen, bald anmaßend).

Ja, — ja, Herr Ritter, — ich sehe Sie hier!

d'Eon.

Weil ich nicht gewohnt bin, von unhöflichen Bedienten mich abweisen zu lassen, wenn ich ihren Herrn einen Höflichkeits- oder doch Pflichtbesuch zu machen komme, um in Beiden, in Höflichkeit und in Pflichterfüllung ihm Lection zu geben!

Guerchy.

Lection geben, — mir?

d'Eon.

Ihnen, Herr Botschafter, gerade Ihnen, dessen Höflichkeit, wie Ihr heutiges Verfahren beweiset, eben so zu nachlässig, als Ihr Pflichteifer, wie das Frühere kund thut, zu vorschnell ist, daher denn meine Pflicht als Opfer derselben mich zwingt, jener Nachlässigkeit und dieser Voreile Sie öffentlich anzuklagen!

Guerchy.

Mich anklagen, — mich?

d'Eon.

Ja, Herr Botschafter, Sie, — Sie selbst!

Devergy (bei Seite zu Guerchy).

Kein Widerspruch, der ihn nur noch mehr reizen würde!

d'Eon.

Denn nicht zufrieden, durch einen Act der schmutzigsten Sparsamkeit; unwürdig der Stelle, die Sie einnehmen; unwürdig des Monarchen, den Sie repräsentiren; unwürdig der Gesinnung eines französischen Edelmannes, — nicht zufrieden also, der, als einem Mitgliede des Gesandtschafts-Personals, mir gebührenden Nutzungen und Rechte mich beraubt, sich selbst aber von Leistungen losgelagt zu haben, wofür Sie vom Staate sogar entschädigt sind, —

Guerchy.

Nutzungen, — Leistungen, — Entschädigungen —

d'Eon.

Nicht zufrieden damit, haben Sie auch, durch falsche Briefe, niedrige Verläumdungen, boshafte Intriguen —

Guerchy (mit wachsendem Zorn).

Ich! — niedrige Berichte — falsche Intriguen, ich — ich?

Devergy (bei Seite zu Guerchy).

Um des Himmelswillen! — (für sich) Eine Kapitals-Scene!

d'Eon.

Boshafte Intriguen, ja, und durch hämische Beschuldigungen gegen mich bei dem Minister es dahin zu bringen gewußt, daß der von des Königs Majestät mir bewilligte, durch treue Dienste redlich erworbene Gnadengehalt entzogen ward und ich mich nun dem Hunger Preis gegeben sehe, weil ich zu stolz und meines Werthes mir zu wohl bewußt bin, um unter Ihnen meine Dienste fortzusetzen, den Befehlen eines Mannes mich zu unterwerfen, welcher —

Guerchy.

Herr, — Herr, schweigen Sie, oder ich lasse —

d'Eon.

Welcher nur über Eines im Zweifel läßt, ob seine Wichtigkeit größer sei, oder seine Anmaßung!

Guerchy.

Lasse Sie durch meinen Bedienten — zur Thür hinaus werfen!

d'Eon.

Zur Thür hinaus? — (indem er ihm eine Ohrfeige gibt) Hier meine Antwort! (zum Degen greifend) Und nun, Herr, hier ich Ihnen, wenn diese nicht genügt, noch andre Antwort! Wählen Sie Ort und Stunde.

Guerchy (schreiend).

Zu Hülfe! zu Hülfe! (zu den hereinstürzenden Lakaien) Hinaus mit ihm, — werft ihn hinaus! — (indem die Diener über Devergy herfallen) Nein, — nicht den, (auf d'Eon weisend) diesen, — diesen da!

Devergy.

Friede, Friede! — O, wären Ew. Excellenz mir gefolgt!

d'Eon (gegen die Diener).

Wer einen Aderlaß braucht, der komm' an! — (zu Guerchy) Ihnen aber, Herr Botschafter, lieh' ich für dergleichen Dienst zu Befehl, wann und wo Sie wollen und denke denselben mich bei Ew. Excellenz mit eben so gutem Erfolg zu entledigen, wie bei meinem vormaligen Hauptmann, der, wie Sie selbst wissen, später niemals eines Baders bedurfte!

Guerchy.

Mord, — Verrath! — Constables herbei! fort! und nehmt ihn gefangen!

(Einige Bediente gehen ab, den Befehl zu vollziehen.)

d'Eon.

Geht nur und ruft die bewaffnete Macht zur Hülfe für Euren tapfern Gebieter! — Ich aber ziehe mich in die City zurück, wo sein Arm mich nicht erreicht und deren Privilegien mir Schutz gewähren vor den Verfolgungen anmaßender Gewalt! Dort, Herr Botschafter, bin ich zu finden und einstweilen so sicher vor den Fäusten der Häscher, wie hier vor der Spitze Ihres Degens! (langsam ab.)

Guerchy (indem er halb ohnmächtig vor Zorn durch Devergy und die Diener ins Nebenzimmer geschafft wird.)

Fort — fort — ihm nach! Verfolgt ihn und in's Gefängniß, — in's tiefste Gefängniß mit dem abscheulichen Staats-Verräther! (Alle ab.)

Dritte Scene.

Gesellschaftszimmer in Lord Halifax Hause, mit der Aussicht in andere halberleuchtete Säle. Lord Halifax, Lady Charlotte.

Lord Hal.

Hier, meine schöne Lady, in dem entferntesten dieser, kaum noch beleuchteten Zimmer, die wir nun bald sich beleben und mit einer unruhigen Menge füllen sehn werden, — hier lassen sie mich des Silberquells Ihrer Unterhaltung genießen, bis der laute Strom sich hervorwälzt, welcher mir jedoch hoffentlich noch Zeit genug gönnen wird, für die seltene Gunst eines so frühen Besuches mich dankbar zu zeigen!

Lady Ch.

Sie sind erstaunt, Mylord, mich so lange vor der bestimmten Stunde schon bei sich zu sehn und —

Lord Hal.

Und in der That pflegt Lady Charlotte sonst in keinem Gesellschaftssaale die erste zu sein!

Lady Ch. (lachend).

Sie rächen sich mit Erfolg für den Verlust der neulich bei Lord Combermere Ihnen versprochenen Lalpastete, welche, wie dessen Koch behauptete, durch mein Zuspätkommen verbrannt und ungenießbar wurde.

Lord Hal.

Sei es auch, daß dies blos ein Vorwand des Kochs und vielleicht er selbst der Genießende war, kurz, wir genossen die Pastete nicht und so stillt der Verlust immerhin unsere schönen Säumigen zur Last, indem sie den Vorwand dazu zur Welt brachte!

Lady Ch.

Den Saturn, der seine Kinder verschlingt; denn so hat der Vorwand die Pastete verschlungen.

Lord Hal.

Allerdings und Lord Combermere, welcher die Rolle des Saturn gern selbst übernommen hätte, da in gewissem Sinne auch er ein Vater der Pastete war, — Lord Combermere also ladet Sie nicht sobald wieder zu einer solchen ein!

Lady Ch.

Dadurch straft er mich wenig! Doch um ihn zu versöhnen, schlag' ich vor, das neulich Zuviel mit dem heutigen Zufrüh auszugleichen, da zu vermuthen ist, daß Lord Halifax dieses eben so gern entbehrt hätte, wie Lord Combermere jenes.

Lord Hal.

Ei, Mylady, so wollten Sie mich wegen dessen bestrafen, weshalb Sie selbst Strafe verdienten?

Lady Ch. (ihm die Hand reichend).

O, mein Freund, gebe der Himmel, daß dies Ihr Ernst und mein voreiliger Besuch Ihnen nicht zuwider sei, welcher mehr noch als Unbequemlichkeit, — welcher Ihnen vielleicht Sorge bereiten wird, wenn Ihre theilnehmende, so oft schon erprobte Gesinnung für mich, noch dieselbe ist.

Lord Hal.

Sollte Lady Charlotte das je bezweifeln können?

Lady Ch.

Nein, wahrlich nein! und schon das Andenken meines theuren Vaters, das ungeschwächt auch

bei Ihnen fortlicht, bürgt für Ihren dauernden Antheil an seiner verlassenen Tochter!

Lord Hal.

Neben Sie, theure Lady; was ist es, wofür Sie meine Sorge in Anspruch nehmen?

Lady Ch.

Was mich so früh hergeführt und so sehr gegen meine Gewohnheit, wie Sie behaupten, in einem Gesellschaftssaale die Erste sein läßt, ist, wie Sie leicht denken können, weder die Lust daß noch der Gesellschaft, noch auch —

Lord Hal.

Noch deren Empfänger! —

Lady Ch.

Noch den Eindrücken, wollt' ich sagen, die ich hier entweder aufnehmen oder selbst zurücklassen dürfte, denn, mein schöner Freund, für so kleine Zwecke ist in diesem Herzen nicht Raum mehr!

Lord Hal.

Sehr natürlich, da Sir Henry Lindsay ihn besetzt hält.

Lady Ch.

Sir Henry, — Sie irren! Er am wenigsten hat Theil an dem, was mich beschäftigt.

Lord Hal.

Wirklich? — Sie setzen mich in Erstaunen!

Lady Ch.

Was also mich Ihrer Versammlung zuteilen hieß, ist ganz etwas Anderes, ist — ein weibliches Geheimniß, das sich scheuet, laut zu werden, — ein Wunsch, der sich selbst nicht klar, — eine Neugier, die Sie befriedigen, — ein Rath, den Sie ertheilen sollen, — ein —

Lord Hal.

Genug, genug, theure Lady, fangen wir einstweilen mit dem Geheimniß an!

Lady Ch.

Ich — liebe!

Lord Hal.

Wie sich von selbst versteht, denn dies ist so ziemlich der Gegenstand aller weiblichen Geheimnisse. Um aber den Inhalt zu durchdringen, muß man wissen, nicht blos daß, sondern auch wen man liebe, was hier um so wichtiger erscheint, als Sie Henry, den ich und die Welt für den Betheiligten hielt, nach Ihrer eignen Erklärung, es nicht ist!

Lady Ch.

Nein, mein Freund, nein! — er ist es nicht, wiewohl seine Huldigungen früher, bevor ich Jenen gesehn, mir nicht unwillkommen, ja sogar wünschenswerth erschienen.

Lord Hal.

Und wer ist denn nun Jener, ohne dessen Namen ich weder Ihr Geheimniß weiß, noch Ihren Wunsch erfüllen, Ihre Neugier befriedigen, Ihnen Rath ertheilen kann?

Lady Ch.

Ach, Mylord, ich bin gekommen, um diesen Namen zu nennen und doch scheint gerade dies mir am schwersten —

Lord Hal.

So hätte vielleicht der Name das Licht zu scheuen!

Lady Ch. (zögernd).

O nein, nein, was denken Sie! — Es gibt keinen bessern! Sie selbst achten ihn und würdigen den Besitzer Ihrer Freundschaft! Aber —

Lord Hal.

Wenn, — aber —

Lady Ch.

Die sonderbaren Umstände, — die Meinung der Leute, — verschiedene seltsame Gerüchte, womit man sich trägt — Nun wissen Sie genug — nun rathen Sie!

Lord Hal.

Ich weiß nichts und rathe nichts und erwarte daher von Lady Charlottens schönen Lippen den nöthigen Aufschluß.

Lady Ch.

Sie quälen mich mit Fleiß, — doch es sei! Der — der Ritter d'Eon ist es.

Lord Hal.

Was sagen Sie — d'Eon?

Lady Ch.

Er ist es, den ich liebe, — liebe mit aller Macht, mit allem Feuer, mit aller Begeisterung eines unentweihten, noch immer jungfräulichen Herzens, — eines Herzens, dem dies Gefühl zum ersten Male sich mittheilt und verständlich wird!

Lord Hal.

O mein armer Freund Howart! Gut, daß Du Dich vor dieser Mittheilung begraben ließest!

Lady Ch.

Ich habe meiner Pflicht als Gattin, das wissen Sie Mylord, auf das Strengste genügt; ich habe den würdigen Mann — erkannt und verehrt, aber dies Gefühl hat er niemals in meiner Brust zu entzünden verstanden.

Lord Hal.

Jedem das Seine, und so muß man bekennen, daß der fabelhafte Ritter, was diesen Punct betrifft, ein gewaltiger Feuerwerker ist!

Lady Ch.

Nicht wahr, mein Freund, nicht wahr? — welches Herz könnte Ihm widerstehen!

Lord Hal.

Nur ein neutrales, möcht' ich behaupten,

das heißt nehmlich ein solches, das weder für weibliche, noch für männliche Vollkommenheit empfänglich ist, denn das Wunderbarste an der Erscheinung des Ritters ist der Eindruck, welchen er auf beide Geschlechter hervorbringt.

Lady Ch.

Auf beide, sagen Sie?

Lord Hal.

Ja freilich, denn er gefällt den Männern eben so sehr, wie den Frauen, was bei andren Herzbezwingern ganz umgekehrt ist, da gerade die einnehmendsten Personen bei Ihresgleichen sonst am wenigsten Beifall finden.

Lady Ch.

Vollkommen wahr!

Lord Hal. (galant).

Wie Lady Charlotte an sich selber oft genug erfahren hat. — Nun fragt es sich aber, ob diese Gunst beider Geschlechter, deren der Ritter genießt, in ihm selbst, oder in seiner Umgebung liegt, durch seine Augen, oder die Augen der Andern erzeugt wird, kurz, ob jene Gunst Ursach oder Wirkung ist?

Lady Ch.

Ursach oder Wirkung? — Wie soll ich das verstehn?

Lord Hal.

Gewiß haben auch Sie, meine liebenswürdige Freundin, von den Gerüchten gehört, welche über den Ritter im Umlauf sind, und von dem Zweifel, der über seine Person obwaltet, von der Ungewißheit, ob —

Lady Ch. (verlegen).

Ja, ja, mein Freund, ich habe davon gehört und eben deshalb kam ich, Sie um Aufklärung zu bitten.

Lord Hal.

Mich, Beste? — da wählten Sie gerade den rechten Mann, um im Dunkel zu bleiben, denn ich, wie Sie mich hier sehen, weiß am wenigsten, ob der Zweifel über den Ritter die Ursach meiner Freundschaft für ihn, oder deren Wirkung sei, kurz, — um mich noch deutlicher auszudrücken, ob ich ihn liebe, weil er — ein Frauenzimmer sein soll, oder ob er wirklich ein Frauenzimmer ist, weil ich ihn liebe.

Lady Ch.

O Himmel, Sie verwirren mich immer mehr!

Lord Hal.

Wie mich selbst, wenn ich von ihm rede!

Lady Ch.

Aber wofür denn halten Sie ihn zuletzt?

Lord Hal.

Zuletzt immer für das, wofür er sich selbst gibt! So bewundre ich in einer Minute seine weibliche Anmuth, während in der nächsten seine männliche Kraft mir Verehrung einflößt.

Lady Ch.

Sollten aber beide, die auch mich in so hohem Grade an ihm bezaubern, nicht in einem Wesen sich verbunden zeigen können?

Lord Hal.

Freilich, wie das lebendige Beispiel uns lehrt. Ist aber, und hier steckt der Knoten, — ist dieses Beispiel ein Weib oder ein Mann?

Lady Ch.

O über den unseligen Zweifel, der mein Herz schon seit Monaten beschäftigt und quält!

Lord Hal.

Und den das Herz doch allein zu lösen vermag!

Lady Ch. (freudig).

Ja, ja, Sie haben Recht! Nur das Herz kann ihn lösen. Aber — (mit Schwermuth), warum hatte das Ihrige es nicht gethan?

Lord Hal. (lachend).

Das meinige, Mylady, das meinige? — Sie foppen mich! Ein Herz von beinah sechzig Jahren verliebter Räthsel lösen?

Lady Ch.

Und doch ist dieses Herz, wie meines Freundes edler Mund mir gestand, keinesweges unempfindlich gegen die Vorzüge des Ritters oder — der Ritterin!

Lord Hal.

Ich hoffe doch, daß Lady Charlotte auf mich, den Freund ihres Vaters, nicht Eifersucht hegen wird?

Lady Ch.

Man sieht, daß Sie die Waffen des Spottes besser zu handhaben wissen, als ich! — Doch lassen wir das und erzählen Sie mir lieber, was Ihnen als älterem Bekannten, von dem Ritter und dessen früheren Lebensumständen bewußt ist!

Lord Hal.

Außer den öffentlichen und amtlichen Verhältnissen des Fremden, die Jedermann kennt, wenig mehr, als Sie selbst wissen. Geboren zu Tonnerre am 5. October 1728, wurde Charles Geneviève, Louis Andrée, Thimothée d'Eon de Beaumont in frühester Jugend der Abtei von Clairvaux zur Erziehung anvertraut und sein Name dadurch zuerst bekannt, daß ein geheimes Einverständniß mit einer jungen Klosterfrau aus edlem Hause, Stiftsdame des Kapitels von Alix, ihm Schuld gegeben, ja, da solches nicht ohne Folgen geblieben sein sollte, bei dem Metropoliten-Gericht zu Lyon ein förmlicher Prozeß wegen Gotteslästerung gegen ihn anhängig gemacht wurde, wodurch er, trotz des Mangels an Beweisen, mit nichts Geringerem, als einem schmachvollen Tode sich bedroht sah.

Lady Ch.

O Himmel!

Lord Hal.

Hierauf aber sei, erzählt man weiter, eine Deputation der ehrwürdigen Väter von Clairvaux, über Hals über Kopf nach Paris geeilt und auf deren dringende Vorstellungen die grausame Prozedur durch ein Königliches Machtgebot, nicht ohne Aufregung und Geschrei des Klerus annullirt und niedergeschlagen worden, da man den Monarchen zu überzeugen gewußt, daß der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig, ja solches zu vollbringen außer Stande sei!

Lady Ch.

Aus kindlicher Unschuld, nicht wahr?

Lord Hal.

Aus Gründen, welche, trotz ihrer Unwiderleglichkeit, nicht öffentlich bekannt gemacht wurden.

Lady Ch.

Höchst seltsam, in der That!

Lord Hal.

Bald aber nach diesem Akt der Königlichen Gnade oder Gerechtigkeit, kam d'Eon selbst nach Paris, wo sein Abenteuer und die sonderbaren Umstände jener Lossprechung ihn natürlich zum Gegenstande der allgemeinsten Aufmerksamkeit machten, — eine Aufmerksamkeit, wie sie dem bloßen Verdienst des Ankömmlings gewiß niemals zu Theil geworden wäre. Durch sie begünstigt, trat er, nach beendigten Studien und Erlangung der juristischen Doctorwürde, nun zuerst in Militairdienste, wo er das Unglück hatte, seinen Hauptmann im Duell zu erstechen.

Lady Ch.

Ist's möglich! —

Lord Hal.

Ohne jedoch in der Bahn seiner Fortschritte dadurch gehemmt zu werden. Denn nachdem sein Geist und Scharfsinn, seine Gewandtheit und Beobachtungsgabe vielfach und auf glänzende Weise, sogar durch einige historisch-politische Schriften sich kund gethan, wurde deren räthselhafter Verfasser in einer eben so wichtigen, als schwierigen Angelegenheit, als Unterhändler nach St. Petersburg geschickt und daselbst mit Beförderung zum Hauptmanne und Verleihung des St. Ludwigs Ordens, als Minister-Resident akkreditirt. Von dort aber kam er, nach glücklicher Beendigung seiner Mission, in gleicher Eigenschaft, wie Sie wissen, hierher, um den Geschäften des französischen Hofes allein und unabhängig vorzustehen, bis vor Kurzem, zu seinem und unserm größten Verdruß, er durch den Grafen Guerchy abgelöset und in seiner Funktion ersetzt wurde.

Lady Ch.

Ein eben so schreiendes Unrecht, als ein entschiedener Mangel an Klugheit von Seiten seiner Regierung, da Niemand dies Land und dessen Bewohner so gut kennt und versteht, als Er und daher auch Niemand zum Stellvertreter jener Regierung besser geeignet ist.

Lord Hal.

Namentlich bei den englischen Damen.

Lady Ch.

Noch mehr, wie es scheint, bei den Männern, wenn Lord Halifax's Geschmack und Urtheil entscheidet!

Lord Hal.

So könnten Sie denn wirklich glauben, daß ich den Ritter nicht als Ritter, sondern als Dame verehre?

Lady Ch.

Wenigstens erscheint Ihr Eifer für ihn von sehr zweideutiger Natur! — Doch nein, Mylord, nein, denn wenn ich es glaubte und Grund dafür zu haben vermeinte, so wärt' ich mich, — Ihnen sei es gestanden, — für eben so unglücklich halten, wie den Mann für glücklich, dem jener Besitz zu Theil würde!

Lord Hal.

Das heißt, Sie würden ihn darum beneiden.

Lady Ch. (roth).

Nein, — nein, ich irre mich und drücke verworren aus, was ich fühle! Nein! nur als Mann erscheint der Ritter mir achtungswerth und der Liebe würdig; nur seinen männlichen Eigenschaften sind' ich den Stempel der Vollkommenheit aufgedrückt, und denk' ich mir ihn als Weib, — so verschwindet plötzlich mein Ideal und nichts erblick' ich, als ein Wesen höchst gewöhnlicher Art, das nur deshalb aus den Reihen unsres Geschlechtes hervortritt, um dasselbe durch unzarte und unzeitige Vorstellung zu beleidigen.

Lord Hal.

Denselben Eindruck macht mir der Ritter nicht als Mann, indem ich sein Handeln und Sein auch als solcher für edel und würdig erkennen muß; daher denn bei meinem Urtheil das Herz doch wohl eine minder wichtige Rolle spielt, als bei den Ihrigen, weil Sie, — nach Frauenwort, — blos den Mann, oder das Weib, ich aber — den Menschen vor mein Gericht stelle.

Lady Ch.

Sei' dem so, was freilich für unser Geschlecht nicht allzuschmeichelhaft lautet, so fürcht' ich doch nicht, durch meine Aeußerung dem Ritter Unrecht zu thun, denn, Mylord, er ist nicht, was meiner Neigung widerstrebt, er ist kein Frauenzimmer! Mein Herz sagt es mir; und ihm glaub' ich mehr, als sogar Ihnen, Mylord, wenn Sie geneigt

sein sollten, das Gegentheil zu behaupten. Und also darf ich ihn lieben, wie ich ihn denn wirklich liebe, mit aller Kraft meiner Seele liebe, verehre, bewundre, ja fest entschlossen bin, wenn er die Gabe nicht verschmähet, ihm meine Hand zu reichen, ihn zum Gebieter meines Herzens und meines Vermögens zu machen!

Lord Hal.

Mylady, ist das Ihr Ernst?

Lady Ch.

Mein heiliger, vollkommener Ernst! — O, daß Sie noch fragen können, um immer aufs Neue mich verlegen zu machen, wegen eines Geständnisses, das, so sehr es Sie auch zu befremden scheint, doch weder außerordentlich an sich, noch für mich irgend beschämend ist.

Lord Hal.

Nicht im Geringsten, meine schöne Freundin, nicht im Allergeringsten, da Sie vielmehr, wie ich sicher weiß, nicht wenige Theilnehmerinnen und Mit-Bekennende zählen.

Lady Ch.

Wie? — sollte schon Jemand mir zuvorgekommen sein, — des Ritters Herz sich schon —

Lord Hal.

Beruhigen Sie sich, mein theures Beichtkind! Sie sind die Erste, die mich zum Vertrauten gemacht und die Einzige, der meine Unterstützung zu Theil werden soll! (Nachdem Lady Charlotte ihm dankend die Hand gereicht) Doch sagen Sie mir, was hat dieses Gefühl und diesen Entschluß zu solcher plötzlichen Reife gebracht, da Sie doch bis noch vor Kurzem dem Obersten entschieden zugewendet schienen, und auch der Ritter nicht eben zu häufig Gelegenheit fand, seine Huldigungen Ihnen darzubringen!

Lady Ch.

Ach, mein Freund, nicht Huldigungen sind es, die mich verstricken, ja vielmehr mag der Mangel daran seinerseits das bewirkt haben, was dem Ueberfluß an Anderm so wenig gelang. Nie sprach der Ritter mit mir von seiner Empfindung, sondern nur von Empfindung, und wie sprach er davon, mein Freund, wie! — Ihm zuzuhören, stundenlang, ohne mich selbst zu beachten, ohne nur an mich erinnert zu werden, war meine Lust und — mein Verderben! denn da er nicht von mir sprach, noch von sich, indem er die Liebe malte, und doch von ihren Wundern, Freuden und Schmerzen sich so männlich begeistert, so weiblich-sinnig durchdrungen zeigte: da liebt' ich ihn, der nicht mich, sondern nur die Liebe gepriesen, und deren Wesen mich nun erst recht kennen gelehrt. Ach, mein Freund, es war die feinste, die unverfänglichste Verführung, der je ein Weib unterlag, ja, vielleicht lag der Fallstrick auch noch darin, daß der so oft wiederholte Zweifel über sein Geschlecht mich sicher gemacht und in solcher Annäherung keine Gefahr erblicken lassen, bis die Gefahr selbst den Zweifel widerlegte!

Lord Hal.

Da sieht man abermals, was die Liebe kann! — Was den Verhältnissen und dem kräftigsten Willen, ja vielleicht der Natur selbst unmöglich war, — den Ritter zum Manne zu machen, zum unbezweifelten, entschiedenen Manne, — die Liebe hat es vollbracht! — (Nachdenk.) Möchte sie nur dies Kunststück, — obwohl in etwas andrem Sinne, recht oft wiederholen! — (Als Lady Charlotte sich angelegentlich abwendet) Doch nein, — nein! nichts mehr davon! Wir wollen schweigen und — handeln!

Lady Ch.

Sie, Mylord, Sie wollten wirklich —

Lord Hal.

Ich will thun, was möglich und räthlich ist, um das Dunkel zu zerstreuen und Ihre Wünsche zu erfüllen!

Lady Ch.

Doch was?

Lord Hal.

Mit dem Ritter sprechen!

Lady Ch.

O Gott! Was wird er denken von mir?

Lord Hal.

Was er von andern Frauen gedacht, deren Neigung ihm zusiel, — das Beste, — wie denn die Männer überhaupt nur für solche Frauen strenge Richter zu sein pflegen, die nicht in sie selbst, sondern in Andre verliebt sind.

Lady Ch.

Ein Beweis Ihrer unerschöpflichen Eitelkeit, die Alles, was ihr schmeichelt, gerechtfertigt findet!

Lord Hal.

So glauben Sie denn, daß die Frauen uns schmeicheln, indem sie uns lieben?

Lady Ch.

Allerdings, da die Männer eigentlich der Liebe nicht würdig sind und wir also, zum Heil ihrer Beschaffenheit und unsrer Ruhe besser thäten, sie nicht zu lieben! — Aber — ich höre Bewegung in Ihren Sälen, drum sagen Sie mir schnell, wie und wann Sie den Ritter —

Lord Hal.

Wann? — Vielleicht heute noch, da ich ihn zur Gesellschaft erwarte? — Wie? — das überlassen Sie der Gelegenheit und meinem Tactgefühl, welches dem Vertrauen nicht widersprechen wird, das Sie in meine Freundschaft setzen. Doch um Eines, Mylady, erlauben auch Sie mir, zu

bitten, — um Schonung für den armen, so hoffnungsvollen und doch so schwer bedrohten Oberst, bis über des Ritters Gesinnung Ihnen Aufschluß wird, damit nicht vielleicht das Opfer blute, bevor noch die Gottheit sich geneigt findet, es zu empfangen!

Lady Ch.

O, Mylord, wie hart! — Doch ich verspreche, was Sie fordern!

Lord Hal.

Und siehe zu rechter Zeit, denn hier erscheint die Gottheit selbst.

Vierte Scene.

Die Vorigen. d'Eon.

d'Eon (sich verneigend).

Mylord! — Verzeihung, wenn ich störe, — man wies mich hierher!

Lord Hal.

Willkommen, Ritter, — trotz der Störung willkommen, denn was würden Sie von mir denken, wenn ich mich (auf die Lady deutend) in solcher Nähe für nicht gestört erklärte?

d'Eon.

Ich würde denken, — was jetzt Mylady denkt!

Lady Ch.

Und was?

d'Eon.

Daß man empfangner Gunst sich nicht rühmen darf, ohne Neider zu erwarten!

Lord Hal.

Sie haben Recht, für mich, und — für sich selbst!

Lady Ch.

Dies hieße also, daß Mylord durch meine Gesellschaft sich für begünstigt halte und von dem Herrn Ritter darum beneidet werde!

Lord Hal.

Das heißt es allerdings!

Lady Ch. (bei Seite).

O wäre dem so!

Lord Hal.

Doch — (zu dem Ritter gewendet), was bringen Sie uns für Nachricht, — wie lief Ihr beabsichtigter Besuch bei dem Herrn Botschafter ab?

d'Eon.

O des elenden, feigen, jämmerlichen Wichts! Schmach über ihn, daß er mein Landsmann ist!

Lord Hal.

Voll des gerechtesten Unwillens! Was ist geschehen? —

d'Eon.

Ueber die schon erlittenen Kränkungen ging ich zu ihm, um über die neueste, die Entziehung meines Jahrgeldes, mich zu beklagen, der letzten Quelle meiner Existenz, deren ich durch seine Intriguen allein, mittelst eines von Paris eingetroffenen Befehls plötzlich beraubt worden bin.

Lady Ch.

Welche Bosheit!

d'Eon.

Nicht leugnen will ich, daß der Zorn meinen Worten mehr Nachdruck und der Anblick des alten Gecken, dessen Geiz und Thorheit mich wetteifernd verletzten, diesen Worten auch einen schärfern Stachel lieh, als billig und zu wünschen gewesen wäre! Er aber drohete in seiner pöbelhaften Wuth, durch die Lakaien mich zum Hause hinaus werfen zu lassen, worauf ich, um in gleichem Style zu antworten, — was jedoch jetzt, der allzugroßen Familiarität wegen, mich fast gereut, meine Hand mit seinen Wangen in unangenehme Berührung brachte, dann aber den Degen zog und ihn zum Zweikampf fordernd, unter einem Schlagregen von Drohungen, mitten durch die verfolgende Schaar der Haustruppen mich in bester Ordnung zurückzog!

Lady Ch. (bei Seite).

Er ein Weib? Nimmermehr!

d'Eon.

Nur mit Gefahr meiner Freiheit aber, Mylord, ist Ihre gastliche Schwelle von mir erreicht worden, denn mir entging nicht, daß, trotz aller Umwege, die ich machte, die Späher mir auf dem Fuß folgten, wahrscheinlich, um, wie mein Gegner gedrohet, mich in Verhaft zu nehmen, wozu in diesem Theile der Stadt die bloße Aufforderung des Botschafters hinreichend ist. Ich darf daher meine eigne Wohnung nicht betreten, ja vielleicht selbst dies Haus nicht mehr verlassen, ohne der öffentlichen Gewalt in die Hände zu fallen, welche gegen mich auf den Beinen ist.

Lord Hal.

So bleiben Sie in diesem Hause, wo wir Sie gegen jene Gewalt zu schützen oder wenigstens ihr zu entziehen wissen werden.

d'Eon.

Nein, Mylord, Sie, den edlen Verfechter der Gesetze dieses Landes, wegen eines unbesonnenen, warmblütigen Fremdlings zu Verletzung derselben nöthigen, würde diesen Fremdling, trotz seines warmen Blutes, schmachvoller dünken, als der Verlust seiner Freiheit.

Lady Ch. (bei Seite).

Wie männlich, — wie ritterlich! Und Er ein Frauenzimmer!

Lord Hal.

Einem so edlen Bedenken weiß auch ich, Ritter, trotz aller Freundschaft für Sie, in der That keinen zureichenden Grund entgegen zu setzen! Doch, was gedenken Sie in dieser Lage zu thun?

d'Eon.

Mich in die City zurückzuziehen, woselbst unter dem Schutz der städtischen Privilegien die Macht des Botschafters mich nicht erreichen kann und mein Unterhalt so lange gesichert ist, bis meine Angelegenheiten sich regeln lassen.

Lady Ch.

Doch so entfernt von Ihren Freunden und Verhältnissen, so getrennt und abgeschieden von Allen, denen Sie theuer sind, ist dieser Aufenthalt nicht Freiheit, sondern nur eine andere Art der Gefangenschaft zu nennen!

d'Eon.

Die mich inzwischen nicht abhalten soll, zu der liebenswürdigsten Theilnahme mir Bahn zu brechen, wenn Mylady dem armen Gefangenen den Zutritt ihres Asyls und die Gunst ihres Anblicks gestattet.

Lady Ch.

Mein Haus und — Alles, was ich besitze, steht ihm zu Gebot! Aber — die Gefahr —

d'Eon.

Gefahr? — doch ja, in der That, — die Gefahr, vom schönen Ziele durch den Versuch der Annäherung mich noch entfernter zu sehen.

Lady Ch. (bei Seite).

Dieser Ton! Ja ich bin ihm theuer! (laut) Keine Unbesonnenheit, ich bitte! Kein Wagstück, das Ihre Freiheit einer Gefahr aussetzte, denn wie könnt' ich es mir vergeben, die Veranlassung dazu gewesen zu sein!

Lord Hal. (indem er Lady Charl. durch einen Wink sich zu entfernen auffordert).

Mein wirklich, Ritter, Sie dürfen solchem Vorwurf Ihre Freunde nicht blos stellen, deren auch einige die Schuld mit der schönen Lady zu theilen sich würden berechtigt glauben!

Lady Ch. (mit einiger Verwirrung).

Mylord ist, wie es scheint, ein sehr eifersüchtiger Freund, welcher seine, wenn auch wohl erworbenen Rechte, doch vielleicht mit allzu geringer Schonung für Andre geltend macht. Und da ich, die deren noch so wenige besitzt, jetzt hier zu stören fürchte, — so —

Lord Hal.

Das nicht, Mylady, aber wenn Ihr Verdienst um uns beide noch vergrößert werden könnte, so würd' es dadurch geschehen, daß Sie die Gesellschaft draußen, welche jetzt, wie ich höre, mit Macht herbeiströmt, einstweilen statt meiner begrüßten und mein Säumen zu entschuldigen suchten, während wir hier die, für die Sicherheit unsres Freundes zu treffenden Maaßregeln miteinander berathen.

Lady Ch.

Gern, Mylord, und Sie machen mich glücklich, zum guten Erfolg dieser Berathung, wenn auch nur mittelbar, beitragen zu können! (ab, nach der hintern Kammer, wo nach und nach mehrere Personen sichtbar und von ihr begrüßt werden.)

Lord Hal. (der sie bis zum Eingange begleitet).

In wenigen Augenblicken folgen wir nach! — (gegen d'Eon gewendet) Jetzt einige Worte zu Ihnen, mein Freund, die ohne Umschweif und Vorrede, da die Zeit drängt, von dem, was Ihnen zu wissen nöthig, Sie belehren sollen. Ihrem Scharfblick wird das Interesse nicht entgangen sein, welches Sie dieser Dame, Lady Charlotte, Wittwe des ehrenwerthen Sir Charles Howard und Besitzerin eines Vermögens von 10,000 jährlich, eingeflößt haben und Sie selbst sind Zeuge gewesen von der geringen Kunst, womit sie dieses Interesse zu verschleiern versteht. Ihrem edlen und großartigen Charakter nach, der Täuschung weder duldet, noch sie kennt, — diesem Charakter nach, scheint sie aber jenes Gefühl auch nicht verstecken zu wollen, denn kurz, mein theurer Freund, Lady Charlotte ist entschlossen, wofern Sie die Gabe nicht verschmähen, Herz und Hand Ihnen darzubringen.

d'Eon.

Mir, Mylord, mir, sagen Sie, — mir?

Lord Hal.

Ihnen, den sie, nach ihrem eignen Geständniß, liebt, verehrt, bewundert, ja, welchem sie die Huldigungen eines eben so leidenschaftlichen, als glänzenden Mitbewerbers willig zum Opfer bringt.

d'Eon.

O Himmel!

Lord Hal.

Nun sehen Sie, mein Freund, wie großmüthig das Schicksal Ihrer sich annimmt. Ein Wort aus Ihrem Munde entreißt Sie allen Unannehmlichkeiten und Verwicklungen Ihrer jetzigen Lage, allen Kränkungen und Gewaltstreichen einer undankbaren Regierung; — dies eine Wort entschädigt Sie für alle Stellen, Aemter und Pensionen, die man Ihnen vorenthält oder entzieht; es macht Sie zu einem der unabhängigsten nicht blos, sondern auch der glücklichsten Bewohner dieses Königreiches, wenn Reichthum, Rang, Schönheit, Jugend, Geist und Gemüth in einem Weibe glücklich zu machen im Stande sind. Drum sprechen Sie, wenn Ihr Herz nicht entgegen ist, dies Wort und machen Sie damit sich zum englischen Bürger und uns Alle zu Ihren dankerfüllten Schuldnern, weil uns dadurch vergönnt sein wird, Ihrer glänzenden Eigenschaften und liebenswürdigen Nähe uns ferner und dauernd zu erfreuen.

d'Eon.

Mylord, — Mylord, — Sie beschämen mich

eben so sehr durch Ihre Güte, als Sie durch Ihren Antrag mich in Verwirrung setzen! Ich — heirathen, — eine der edelsten und schönsten Damen dieser Insel mein nennen, — mich unabhängig, geehrt, — gerächt sehn an meinen Feinden! — O zuviel, — zuviel! Und warum mußten Sie die Möglichkeit eines solchen Glückes vor mir entfalten, — warum meine Wünsche damit vertraut machen, da ich desselben doch nie theilhaftig werden kann!

Lord Hal.

Nicht, mein Freund, und warum nicht?

d'Eon.

Weil, — weil ich entschlossen bin, niemals zu heirathen!

Lord Hal.

Aber die Gründe, Ritter, die Gründe?

d'Eon.

Ein unerbittliches Räthsel, — die Unmöglich — erlassen Sie mir, Mylord, jede weitere Erklärung, welche den Stachel des Entsagens nur noch tiefer in dies Herz drückt.

Lord Hal.

Sie setzen mich in Erstaunen und beinah, — (freudig d'Eons Hand ergreifend) beinah möcht' ich glauben, was — (indem er inne hält und die Hand wieder losläßt), doch nein! — was ein Freund uns zu verbergen bemüht ist, das soll selbst eine Vermuthung nicht indiscret an's Licht rufen!

d'Eon (mit gewohnter Fassung lächelnd).

Was meinen Sie, Mylord, — ich Ihnen etwas verbergen, — ich? Könnten Sie glauben? —

Lord Hal.

Ich glaube nichts mehr, als — was Sie selbst wollen, denn nie verstand Jemand in einem höheren Grade die Kunst, des Augenblickes Meister zu sein und seinem Willen die Ueberzeugung der Andren zu unterwerfen. Drum sagen Sie mir jetzt nur, wozu der gegenwärtige Augenblick Sie bestimmt und welche Antwort ich der Lady zu bringen habe?

d'Eon.

Daß ich, Kraft meiner Bestimmung im Leben, auf das Glück ihres Besitzes verzichten müsse, indem ich niemals zu heirathen entschlossen, ja sogar zu jenem größten aller Opfer bereit sei, diesen Entschluß ihr selbst anzukündigen, um nicht blos mit ihm und dem Schicksal, das ihn mir auferlegt, sie zu versöhnen, sondern auch den Beweis der höchsten Verehrung dadurch ihr an den Tag zu legen, daß ich ihre Mißbilligung noch mehr scheue, als selbst die Gefahr ihrer Nähe!

Lord Hal.

So könnte dann für Ihr Herz eine solche Gefahr wirklich vorhanden sein?

d'Eon.

Wer vermöchte Lady Charlotte zu sehen, ohne sie zu bewundern?

Lord Hal.

Eine seltsame Huldigung fürwahr! — Bewundern ohne zu begehren! Dessen kann nur ein seliger Geist oder — Ihr Stoizismus sich rühmen!

d'Eon.

Und doch hat Ihr armer Freund, Mylord, weder mit einem Seligen, noch mit einem Stoiker irgend etwas Anderes gemein, als — die Entbehrung, ohne auch nur im Mindesten des Verdienstes derselben theilhaftig zu sein.

Lord Hal.

Also — Ihr unerbittliches Schicksal —

d'Eon.

Ja, Mylord, ein unerbittliches Schicksal, das meine Lebensbahn bestimmt und alle Regungen dieses Herzens in einen seltsamen Zwiespalt setzt mit der Kraft des Willens, der sie bekämpft, — alle Keime des Glückes verdorren läßt, im Widerspruch mit der Fruchtbarkeit des Bodens, der sie empfängt, — dieses grausame Schicksal tritt auch jetzt mir in den Weg, wo doch, statt des Glanzes und Ueberflusses, die ich zu verschmähen gezwungen bin, nur tödtliche Schmach und das Loos eines Bettlers meiner wartet!

Lord Hal.

Ja, eines Bettlers, der Königen Almosen abzwingt, und bis dazu die Gelegenheit wiederkehrt, das Haus und Herz seiner englischen Freunde immer wird offen finden.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Tom und ein anderer Lakai.

Tom.

Lady Howart läßt um Ew. Herrlichkeit Gegenwart bitten und der Haushofmeister meldet zugleich, daß die Gesellschaft beisammen und das Souper bereit sei.

Lord Hal.

Ach die Gesellschaft, deren Gegenwart mich die Ihrige, mein Freund, fast vergessen gemacht, und das Nachtessen, welches Sie, wie ich hoffe, für die Last der meinigen schadlos halten wird. So gehn wir denn, beiden unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen.

d'Eon.

Wie, Mylord, vergessen Sie, daß ich obdachlos, ein Flüchtling und der Gastfreundschaft des ersten, dessen Gefängnisses verfallen bin, wenn ich in die Hände der gegen mich ausgeschickten Constables gerathe? — (lächelnd) Ein glänzendes

Gastmahl mit der Blüthe der vornehmen Welt und — kein Ort, wo ich mein Haupt niederlegen kann! — Mein, Mylord, für heut' entschuldigen Sie mich und gestatten, zuerst nur für mein Unterkommen Sorge zu tragen, was in dieser späten Stunde selbst in London keine leichte Mühe ist.

Lord Hal.

Ihr Wille und meine eigne Vernunft verbieten mir, den von Ihnen gefaßten Entschluß zu bekämpfen; drum sagen Sie schnell, was kann ich für die Ausführung thun? — Mein Wagen, — meine Leute, Geld —

d'Eon.

Nein, nein, mein Freund, nichts von dem Allen ist jetzt Noth! nur ein bescheidner Fiaker, dessen unscheinbares Gehäuse mich sicher nach der City hinüberträgt, woselbst ein artiges Haus und darin ein artiges Mädchen mir bekannt ist, durch dessen Hülfe ich den Vater, einen ehrsamen Bürger und Besitzer dieses Hauses, zu meiner Aufnahme willig zu machen hoffe.

Lord Hal.

Gut denn! Aber warum nicht wenigstens meinen Wagen, um Sie dorthin zu führen?

d'Eon.

Ihren Wagen, mein edler Freund? — Was würde der gute Schenkwirth, Bettys Vater, wohl denken, wenn ich in einer glänzenden Equipage bei ihm ankäme, um in seinem niedren Hause Obdach zu suchen?

Lord Hal.

Sie haben Recht! Also — (zu den wartenden Lakaien) Laufe sogleich Einer und lasse den nächsten Fiaker hier unten am Thor sich einfinden.

d'Eon.

Nicht so, Mylord! — Erlauben Sie (dem Lakaien zugewendet), nicht hier am Thor, an der nächsten Ecke soll er mich erwarten und in fünf Minuten bereit sein! (Lakai geht ab) Unbemerkt muß ich aus diesem Hause zu entschlüpfen suchen, für den Fall, daß die Meute des edlen Grafen meine Fährte dennoch ausgewittert und ein andres Nachtquartier als das gewünschte, mir anzuweisen im Sinne hätte!

Lord Hal.

Ihrer Klugheit entgeht nichts, und so überlaß' ich denn dieser allein die Sorge für Ihre Person und Ihr Schicksal, mit der Bedingung, von beiden Ihren besorgten Freunden recht bald Nachricht zu geben!

d'Eon.

Morgen schon hören Sie von mir durch Lady Charlottes Mund, der ich, kost' es was es wolle, mich vorzustellen entschlossen bin, um aus demselben Munde die Vergebung für meine Schuld — nein! für die Schuld meines Schicksals zu empfangen. Leben Sie wohl! (Ab.)

Sechste Scene.

Straße vor Lord Halifax Hause, welches innerhalb hell erleuchtet und auch von außen mit brennenden Laternen versehen ist.

Devergy, Trim und Pepper.

Trim.

Am Ende haben wir uns doch geirrt!

Pepper.

Nein, nein! sag' ich Dir! Ich kam gerade dort um die Ecke, als ich ihn, nachdem er uns aus dem Gesicht gekommen, schnell in dies Haus treten sah, — ihn selbst, wie er leibt und lebt und wie des Herrn Botschafters Diener ihn uns gezeigt und beschrieben.

Trim.

Aber —

Pepper.

Aber, — sag' ich Dir, wen meine Augen einmal gesehen, den verstehlen sie so leicht nicht wieder, und unter Tausenden erkenn' ich ihn, wie den Schilling in einem Sack voll Sechs-Pence-Stücken.

Trim.

Ich meinte nur, weil er doch so lange ausbleibt, wir könnten wohl vergebens hier auf ihn lauern.

Pepper.

Du Narr, siehest Du denn nicht, daß drinnen Gesellschaft ist, wobei der Herr Ritter sich's wahrscheinlich noch wohl sein läßt, eh' er von seinem heutigen Nacht-Quartier Besitz nimmt?

Trim.

Weiß er denn schon, welches ihm bestimmt ist und daß diesen Abend sein Bett ihn vergebens erwartet?

Pepper.

Nun, warum sollt' er denn sonst so aufgepaßt und uns irre zu führen gesucht haben, — warum denn so kreuzweis durch Straßen und Häuser geschlüpft sein, wenn er an unsern groben Nasen mit seiner feinen den Braten nicht gerochen hätte!

Trim.

Wenn er nun aber gar nicht mehr herauskäme, sondern — drinnen bliebe?

Pepper.

Ei was! (lachend.) Da würd' er ja den Miethzins für seine eigne Wohnung umsonst bezahlen!

Trim.

Freilich wohl; doch ist das kein Grund, der

ihn nöthigt, herauszukommen, denn wenn wir ihn fassen und ihn in's Loch stecken, muß er das ja auch!

Devergy (der zugehört hat, mit Laune).

Nur mit dem Unterschied, meine Freunde, daß hier durch den Zwang die Sache gerechtfertigt, dort aber durch die Freiwilligkeit rein thörig erscheinen würde!

Trim.

Ja, ja.

Pepper.

So etwas dergleichen!

Devergy.

Inzwischen wär' es jetzt, dächt' ich, weniger wichtig, zu überlegen, inwiefern er etwa drinnen bleibt, als ob er nicht etwa durch eine andre Thür als diese da hinauskam.

Pepper.

Ist schon überlegt, Herr; da müßte Pepper des Lord Halifax Haus nicht kennen!

Devergy.

Doch gibt es zuweilen auch Fenster in den Häusern, durch die man entwischen kann.

Trim.

Da hat er Recht, und wir wollen doch ein Wenig nachschauen!

(Beide umspähen das Haus, ohne sich vom Schauplatz zu entfernen).

Devergy (für sich).

Was ist nun besser, daß er entkomme, oder gefangen werde? — Gefangen kann er für's Erste nichts Auffallendes, unsre Zwecke Gefährdendes, unternehmen, und ist überdies den Argumenten meiner Beredtsamkeit gleichsam willenlos hingegeben; —, frei kann er vielleicht noch Wochenlang sich dieser entziehen, bis wieder eine passende Gelegenheit sich findet, sie anzubringen. Ist er jedoch gefangen auch unschädlich, und wird der Zwang, durch die Verfolgungssucht dieses albernen Botschafters noch erschwert, ihn nicht zu doppelter Widersetzlichkeit, ja vielleicht zu Schritten bewegen, die mein ganzes Unternehmen zwecklos machen können? — Ihn sicher und ohne die ihm überlieferten, für das Interesse Frankreichs höchst wichtigen Geheimnisse zu gefährden, nach Paris zu führen, versprach ich dem Minister, und Alles kömmt also darauf an, daß er, noch versiegelten Mundes, — in meine Obhut käme, sei es freiwillig oder durch Gewalt! Letzteres ist schwer und zugleich gefährlich in diesem Heimathlande der persönlichen Freiheit, jenes nicht minder mühsam, als langaussehend, und von ungewissem Erfolg! — Ueberlassen wir also die Führung einstweilen dem Zufall, ohne selbst einzugreifen, und sorgen wir nur dafür, daß die günstige Gelegenheit, ihn zu bearbeiten, nicht versäumt, zugleich aber seinem erbittertsten Gegner, dem Grafen, die Macht entzogen werde, durch seinen pöbelhaften Haß ihn zu noch größern Unbesonnenheiten zu treiben, als die schon geschehen sind. — (Zu den Constables, welche sich wieder genähert haben.) Nun?

Pepper.

Alles ruhig und nichts Verdächtiges zu hören, als drinnen die vornehme Unterhaltung!

Devergy (lächelnd).

So, so! — Da werden wir denn entweder noch recht lange, oder vielleicht auch ganz umsonst hier zu warten haben.

Trim.

Halt! — Fackeln und Bewegung an der Thür.

Pepper.

Treten wir zurück, bis sie heraus sind, damit sie uns nicht gleich gewahr werden!

(Alle drei nach hinten.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. d'Eon von Bedienten mit Fackeln begleitet, später Lord Halifax mit Gästen und Lakaien.

d'Eon (unter der Thür).

Gut, gut, meine Freunde, (indem er den Bedienten Geld gibt) — nicht weiter — ich dank' Euch!

Trim.

Da ist er!

Pepper (zu Trim, indem er auf d'Eon losgeht).

Vertritt ihm das Haus, damit er nicht wieder hinein kann! (zu d'Eon, der sich entfernen will.) Halt!

d'Eon (den Degen ziehend).

Was soll das? — Was verlangt Ihr?

Pepper und Trim.

(ihre Stäbe vorzeigend, die sie bisher im Rock verborgen trugen).

Durch das Gesetz! Der Herr ist unser Gefangner!

Einer der Diener.

Holla! — schnell hinein, um Mylord zu benachrichtigen. (ab.)

d'Eon (den Degen senkend).

Achtung dem Gesetz! — Aber in wessen Auftrag und wen sucht Ihr in mir?

Pepper.

Wir suchen (indem er ein Papier hervorzieht und liest) den Herrn Ritter Charles Geneviève Timothée d'Eon de Beaumont, letzten Minister-Residenten Sr. Allerchristlichen Majestät am Hofe von St. James, und dieser, mein Herr, sind Sie!

d'Eon (gesammelt).

Ich, — sagt Ihr, — ich sei der Ritter d'Eon de Beaumont!

Pepper.

So sagt' ich, — ein und derselbe, daher ich Sie denn uns ruhig zu folgen bitte!

d'Eon.

Und wenn ich nun sagte, daß Ihr im Irrthum seid?

Pepper und Trim.

Im Irrthum, — wir?

d'Eon.

Im Irrthum — ja! — denn solches behaupt' ich wirklich! — wie dann?

Pepper (zweifelnd).

Wie dann? — Aber die Beweise?

Trim.

Ja, die Beweise!

d'Eon.

Seht her, und (gegen Lord Halifax gewendet, welcher mit einigen von seinen Gästen und Dienern in diesem Augenblick aus dem Hause tritt) Mylord, den ich bei dieser Comödien-Scene bestens willkommen heiße, wird meine Worte bestätigen! — Seht her! (indem er mit weiblichem Anstande seine, nach der Mode der Zeit eingerichtete Perücke abnimmt, worunter ein schönes natürliches Haar schöner wird) Da eine Verwechselung der Personen hier Statt zu finden scheint, so will ich dessen, was sie veranlaßt, hiermit mich entledigen und in meiner wahren Gestalt zu erkennen geben! (Allgemeines Erstaunen.)

Pepper.

Verdammt sei der Irrthum, — verdammt unser fruchtloses Warten und verdammt der Herr hier (auf Devergy zeigend), der uns dazu veranlaßt hat!

Devergy (sein Gesicht verbergend).

Seid Ihr denn blind, Leute, seht doch, — seht doch nur seine Kleidung; — er ist's — es ist Euer Mann!!

Trim und Pepper (lachend).

Dies ein Mann? — Ihr denkt uns zu foppen!

Andre Stimmen.

Ein Mann? — Unmöglich!

d'Eon.

Und was diese Kleidung betrifft, vermöge welcher mich jener Herr dort (auf Devergy deutend) für den ausgeben will, welchen Ihr sucht, — für den Herrn Ritter d'Eon de Beaumont nehmlich, — so ist sie, wie ich gestehn muß, in der That dessen Eigenthum! Er selbst aber hat dieses Haus, das er als einer von Mylords Freunden heut Abend besuchte, schon längst wieder verlassen und zwar verkleidet, wovon die Herren den Grund leicht errathen werden. —

Pepper.

Wetter! Da sind wir schön angeführt!

d'Eon.

Daher Sie für heute sich wohl umsonst mit der Hoffnung schmeicheln, ihn in seinen eignen Kleidern zu erwischen!

Pepper.

Aber — wie kam denn Mylady in sie hinein?

d'Eon.

Ganz einfach! ich legte die meinigen ab und diese vom Ritter zurückgelassenen dagegen an, eines beabsichtigten Scherzes wegen, um, von der Nacht begünstigt, eine schüchterne Freundin durch die unerwartete Erscheinung eines fremden Mannes zu überraschen!

Pepper (nachdem er ringsum die Gesichter gemustert, wie um daselbst das Gesagte bestätigt zu finden).

So, so! also blos eine spaßhafte Mummerei? — (Pause.)

Lord Hal.

Eine Mummerei, in der That, so spaßhaft als wohlgelungen!

Mehrere (theils bestätigend, theils zweifelnd, theils Erstaunen ausdrückend).

Eine Mummerei! — Eine Mummerei? —

Pepper.

So bitten wir den falschen Herrn Ritter und die ganze werthe Gesellschaft um Verzeihung wegen der verursachten Angelegenheit.

Devergy (halblaut).

Die Tölpel!

Trim.

Und empfehlen uns für ähnliche künftige Fälle! (Geräusch von einem Wagen, der in diesem Augenblick hinten vorfährt.)

Tom (vom Lakaien-Brett springend, bald zu Lord Halifax, bald zu d'Eon gewendet).

Mylord, der bestellte Fiaker!

d'Eon.

Eben recht! (die Versammlung grüßend) meine Herren — auf baldiges Wiedersehn! (indem er von den Fackelträgern begleitet, sich gegen den Wagen wendet und einsteigt) Nr. 6 City Road, und — eine Krone für rasche Beförderung! (der Kutscher haut auf die Pferde, die sich in Trab setzen, während die Zurückbleibenden dem sich entfernenden Wagen verwundert nachschauen).

Zweiter Act.

Erste Scene.

Salon in Lady Charlotte's Hause. Lady Charlotte allein.

Lady Ch.

Er kommt, — er kommt heute noch, vielleicht in dieser Stunde! Er kommt mit Gefahr seiner Freiheit, mit Verachtung aller Verfolgungen, wovon er umringt ist, — er kommt, um mich zu sehn, — selbst mir seine Antwort zu bringen! Aber, welche Antwort, — welche? — Nur mit wenigen Worten sagte mir Lord Halifax, daß große Hindernisse sich meinen Wünschen in den Weg

stellen würden; — daß der Ritter — niemals zu heirathen entschlossen sei, — niemals zu heirathen! — Bah! weil er noch nie geliebt, noch in keinem Wesen den Verein von schönen Gaben und sympathetischem Gefühl angetroffen hat, dem ein Mann dieser Art sein Herz, — sein ganzes Herz, sein Leben, seine Freiheit hinzugeben geneigt ist! — Doch bin denn ich dieses Wesen, — bin ich die Glückliche, der es gelingen könnte, diesen im Feuer der Frauenliebe sich unverletzt fühlenden Salamander mit dem Feuer zu entzünden, welches mich selbst verzehrt, — gelingen könnte, soviel Begeisterung, Anmuth und Zartheit, soviel Grazie und ritterliche Kraft zu meinem Dienste zu zwingen? — O thörichtes, — allzu thörichtes Herz, das mit solcher Hoffnung sich zu schmeicheln wagt! — Und dennoch; — bin ich nicht schön, — nicht reich, — nicht von dem Zauber der Poesie und der Liebe durchdrungen? — Bin ich ihm wohl gleich an Adel der Geburt und der Gesinnung, ja — und kann ein Weib auf Erden seinen Werth besser fühlen, besser begreifen, als ich?? — Weg also mit bangen Zweifeln und weiblichem Zagen, die mich nur lüstisch und verlangen zeigen, mich verhindern würden, das, was mein ist, im besten Lichte vor seinen Blicken zu entfalten! Ja, weg mit den Nebeln trüber Furcht und seid willkommen ihr Hindernisse, willkommen ihr Stimmen des Stolzes und männlichen Widerstrebens, die ich bekämpfen soll! Ihr schärft und ermuthigt nur meinen Wunsch! Denn was ist süßer für eine Frau, was ihres Verlangens würdiger, als den zu besiegen, — den in ihren Fesseln zu sehen, der allen Fesseln bisher siegreich widerstand!

Zweite Scene.

Lady Charlotte, ein Diener, d'Eon, in Uniform, wie Anfangs.

Diener.

Herr Ritter d'Eon de Beaumont (Nachdem die Lady ein bejahendes Zeichen gegeben und d'Eon eingetreten ist, ab).

d'Eon.

Mylady (ihr die Hand küssend) entschuldigen meine Freiheit. —

Lady Ch. (ihre Bewegung bemeisternd).

Willkommen, Ritter, herzlich willkommen!

d'Eon.

Mit mancherlei Schwierigkeiten, Umwegen und Krümmungen gelangt ich aus meiner neuen Wohnung am Ende der City bis zu Ihnen, Mylady, — durch die entlegensten Straßen, aus einem Fiaker in den andern und in fremde Häuser schlüpfend, um Schutz zu suchen vor den verfolgenden Spähern, — ihren Luchsaugen die Fährte des armen, athemlosen Wildes zu entziehen! — So treibt und hetzt und drängt mich der gemeine Haß eines Landsmannes, der mein Beschützer sein sollte, in der fremden Stadt umher, wo ich zuvor so heimisch, von den Süßigkeiten des Familienlebens und der gastfreundlichen Geselligkeit ihrer Bewohner so innig mich angesprochen fühlte! — Nun aber bin ich hier, schöne Lady, bei Ihnen, unter Ihrem Schutz, und halte dadurch die kleinen Mühen für reichlich vergolten, die es mich gekostet, um dahin zu gelangen!

Lady Ch.

O könnte dieses Haus doch — für immer Ihnen Sicherheit und Zuflucht bieten!

d'Eon.

Sicherheit und Zuflucht, — mir? — O nein, Mylady, für mich sind dies Worte ohne Inhalt, für mich ist keine Ruhe, kein heimischer Heerd, kein Band der Familie bereitet. Keine liebende Pflege, keine treue Anhänglichkeit wartet meiner auf der öden Lebensbahn, die mir zu durchlaufen bestimmt ist. Rastlos fortgetrieben, einsam und angekannt irr' ich umher, vom Schicksal bald hierbald dorthin verpflanzt, nirgend Boden gewinnend, nirgend Wurzel schlagend, ein fremder Baum, unter fremdem Himmel! — So führt mein grausames Verhängniß mich auch wieder aus England fort, das ich so hoffend begrüßt, so freudig betreten, so gern bewohnt, — wo manche theure Blume des Anthelis mir gelächelt, manche Frucht des Vertrauens mich erquickt, mancher Schimmer des Trostes die Nacht meines Daseine gelichtet hat! — Von dem Allen muß ich nun abermals scheiden, — abermals die Anker lichten und die Segel meines Wanderschiffes aufziehn, um den irren, ziellosen Kreislauf auf's Neue zu beginnen!

Lady Ch. (sichtbar bewegt und mit Thränen).

Armer Schiffer! edler, heimathloser Wandrer, — so haben Sie denn kein Herz, an das Sie Ihr Haupt lehnen, keine Thür, an welcher Sie anpochen können und die Ihnen willig, ohne Zögern und für immer sich aufthut? — O vielleicht doch! — Denn warum sollte das Verhängniß Ihnen versagen, was es so Vielen gewährt, was Sie so weit mehr als Viele verdienen? — Wollen Sie nur und Sie werden Freunde finden, zu Ihrer Hülfe bereit, — Freundinnen, des Wunsches voll, Ihnen jedes Opfer zu bringen, Sie zu lieben, Ihnen Alles zu geben, was das Glück ihnen selbst gab.

d'Eon (ihre Hand ergreifend, die er feurig küßt).

O Mylady!

Lady Ch.

Verlassen Sie England nicht; bleiben Sie hier, bei Ihren Freunden, — bei — bei uns, denen Sie theuer sind, und empfangen Sie aus meinem Munde die Versicherung —

Dritte Scene.

Die Vorigen, ein Bedienter.

Bedienter.

Lord Lindsay, welcher durch die Nachricht, daß Mylady Besuch habe, sich nicht abweisen läßt!

Lady Ch. (betroffen und bestürzt).

O Himmel, — gerade jetzt! welches Mißgeschick!

d'Eon (völlig gefaßt und ohne sich Übereilt zu zeigen).

Meine Gegenwart würde mir zum Vorwurf gegen mich selbst gereichen, wenn sie Mylady, bestimmen könnte, den alten Freund um des neuen willen zu kränken!

Lady Ch. (sieht ihn befremdet und neu fragend in's Gesicht).

d'Eon.

Können Sie zweifeln —

Lady Ch. (sich verlegen und mit Stolz).

Nein! — (zum Diener) der Oberst ist willkommen.

(Diener ab.)

d'Eon.

In der That, Mylady, da Lord Lindsay's Werth und seine Absichten gegen Sie mir bekannt sind, so würd' ich unrechtlich sein, denselben durch meine Gegenwart in den Weg zu treten, daher ich es denn für meine Pflicht halte, die durch mich herbeigeführte Verlegenheit auch selber hinwegzuräumen!

Lady Ch. (halblaut und bitterlich).

Wie großmüthig rücksichtsvoll!

d'Eon.

Erlauben Sie mir daher, um dem Obersten nicht zu begegnen, in dies Nebenzimmer zu treten und dort für die Mittel zu sorgen, seinem Anblick mich entweder ganz zu entziehn, oder doch jeden störenden Eindruck desselben zu beseitigen!

Lady Ch. (halblaut wie zuvor).

Wie berechnet-selbstverleugnend! — (indem sie mit der Hand auf die Seitenthür weiset) Nach Gefallen, Herr Ritter, ganz nach Gefallen!

(d'Eon ab.)

Vierte Scene.

Lady Charlotte, Oberst Lindsay.

(Beide verneigen sich stumm gegeneinander. — Pause.)

Lindsay (kalt und gemessen).

Mylady wird mich entschuldigen, wenn ich ihr mein Befremden darüber auszudrücken wage, zu dieser Stunde, wo sie sonst gewöhnlich für mich und — für Jedermann sichtbar ist, eines Besuches wegen zurückgewiesen zu werden, — eines Besuches wegen — (im Zimmer umherschauend) der, — wenn auch jetzt unsichtbar, doch diese Nähe noch nicht verlassen zu haben scheint.

Lady Ch.

Und Mylord wird, denk' ich, eben so verzeihlich finden, wenn ich ihm sage, daß von meinem Betragen Niemand, wer es auch sei, Rechenschaft zu fordern hat!

Lindsay.

Allerdings, — aber — dennoch gibt es Fälle, wo das Gesetz der allgemeinen Schicklichkeit solche Rechenschaft nicht überflüssig machen dürfte, namentlich wenn —

Lady Ch. (gereizt).

Wenn, — Mylord, — wenn

Lindsay.

Wenn der Augenschein uns überzeugt, daß ein sonst gleichgültiger Umstand das Wesen des Geheimnisses annimmt; wenn Gegenstände, die Jedermanns Blicken zugänglich sein sollten, versteckt werden, kurz, wenn —

Lady Ch.

Nicht weiter, Mylord, und vergessen Sie nicht, daß die Ordnung und Einrichtung meines Hauses, wie meines Betragens, nur mir allein zukommt, ja, daß Beide bisher der Achtung noch nie ermangelten, worauf deren Unbescholtenheit ihnen so gerechten Anspruch gibt!

Lindsay.

Dieser Besuch aber, — Mylady, dieser Besuch, um dessentwillen mir von Ihren Dienern der Eintritt verweigert wurde —

Lady Ch.

Ohne meinen Befehl!

Lindsay.

Desto schlimmer, wenn so viel Wichtigkeit von jenen scharfblickenden Wächtern unsrer Handlungen demselben beigelegt wird!

Lady Ch.

Desto schlimmer für Sie, dessen Mißtrauen solche darin findet!

Lindsay.

Dieser Besuch also, welcher erst dem meinigen hinderlich, und dann sogar vor mir verborgen wird, den man also, wie es scheint, noch verlängert zu sehn wünscht, um nach Entfernung des überlästigen Zeugen die abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen, — dieser Besuch ist — gestehn Sie es, Mylady, nicht geeignet, die Hoffnungen zu bestätigen, denen Ihre bisherige Nachsicht gegen mich, ach! vielleicht nur zuviel Raum gab, — diesen Besuch, — entschuldigen Sie, Mylady, — kann nur —

Fünfte Scene.

Die Vorigen, d'Eon in Frauenkleidern.

d'Eon.

Nur dazu dienen, jede willkürliche Voraussetzung, jede fälschliche Interpretation desselben durch sich selbst zu widerlegen und niederzuschlagen!

Lindsay (erstaunt).

Ist's möglich!

Lady Ch. (bei Seite).

Meine eignen Kleider! — Welche Verwandlung!

d'Eon.

Ja, Mylord, und Sie sehen ein, daß, unter welcher Gestalt ich auch erscheine, meine Gegenwart nicht geeignet ist, Mißtrauen einzuflößen oder ein Bündniß zu zerreißen, das zwei edle Herzen verknüpft!

Lindsay.

Gott! — was hör' ich, — Sie sind, — Mein! Sie sind nicht, — was soll ich glauben?

d'Eon.

Daß ich, auf Kosten meines Selbstgefühles, dessen Stimme hier (mit einem gleichen Blick auf Lady Charlotte) — wie schwer dies auch sei, zu verläugnen Pflicht ist, einen Argwohn zerstreuen und ein Unrecht verhüthen will, wovon ich selbst die unschuldige Ursach war!

Lindsay.

O wie sehr beschämen Sie mich und erschweren das Unrecht, dem Sie vorzubeugen wünschten! (gegen Lady Charlotte gewendet) Mylady, darf ich Verzeihung hoffen?

Lady Ch. (ihm mit Würde die Hand reichend).

Es war, — es war ein Traum! — Nun sind wir erwacht!

d'Eon.

Und wenn ich bei diesem Erwachen Sie zugleich ein Wenig hinter den Schleier eines Geheimnisses blicken ließ, das ganz zu enthüllen das Schicksal mir nicht gestattet: so erkennen Sie darin um so mehr die unbegrenzte Verehrung, wovon ich für Mylady durchdrungen bin, — eine Verehrung, der ich jedes andere Gefühl, jede persönliche Rücksicht, ja meine eigne Ruhe zu opfern bereit war!

Lady Ch. (verbindlich, doch kalt).

Zuviel der Güte, Madame, zuviel! (bei Seite) Sie ein Mann? — Unmöglich!

Lindsay (zu d'Eon gewendet).

Sie sehen mein Erstaunen über Alles, was seit einer Viertelstunde sich hier zugetragen hat. Doch, wer Sie auch sein mögen und welche Gestalt Sie künftig annehmen, ich werde stets nur den Schutzengel meines Glückes in Ihnen erblicken und nie (indem er dem Ritter feurig die Hand küßt) den Liebreiz vergessen, dem ich die Gewißheit dieses Glückes schuldig geworden, ja, welcher von aller Eifersucht gegen den Ritter, oder gegen Sie selbst, — ich weiß wahrhaftig nicht, — kurz gegen Ihren Doppelgänger mich geheilt hat.

Lady Ch. (etwas spöttisch).

Um vielleicht, wenn Sie nicht auf Ihrer Hut sind, selbst in dessen Schlingen zu fallen!

Lindsay (lachend).

Mylady Charlotte weiß, denk' ich, am besten die Gefahr zu beurtheilen, welche davon zu befürchten ist!

d'Eon.

Mylord Lindsay aber vergißt diejenige, der ich selbst dabei ausgesetzt war, und welche von so mannichfacher Natur ist, daß selbst diese Stunde freudigen Zusammenseins mir dadurch verkümmert wird. Denn während ich hier spreche, lauert vielleicht, wie gestern bei Lord Halifax, eine Rotte feiler Häscher an der Schwelle dieses Hauses, um mich, bei dem ersten Schritt über dieselbe, zu ergreifen und in's Gefängniß zu schleppen. Drum erbitt' ich mir, da der gestrige Kunstgriff vielleicht nicht zum zweiten Male helfen möchte, von Mylady die Gunst, unter dem Schutz Ihrer eignen Livree in die City, nach meiner Wohnung, geführt zu werden, die ich nun nicht wieder verlasse, bis mein Handel mit dem Herrn Botschafter ausgeglichen ist, daher ich denn (schreibend) fortan blos Besuche zu empfangen, doch keine wieder zu geben denke!

Lindsay.

Mein Wagen steht vor Mylords Thür und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie dessen sich bedienen wollten!

d'Eon.

Mit Freuden nehm' ich Ihre Gefälligkeit an, und eile, davon Gebrauch zu machen! (indem er sich nach Frauen-Weise gegen Lady Charlotte verneigt) Mylady, auf ein glückliches Wiedersehen, und wenn Sie meiner gedenken, so sei es — ohne Bitterkeit, mit einem theilnehmenden Rückblick auf mein unglückliches Schicksal! —

(Indem Lady Charl. die Verbeugung erwidert, wird der Ritter, welcher Lindsays dargebotenen Arm hastig ergreift, von diesem hinausgeführt.)

Lady Ch.

Ein Mann, — Er — Sie — ein Mann! — Nein! Unmöglich! Dieses Gesicht, — dieser Gang, diese Haltung, die Art zu sprechen, sich zu verneigen, — Nein! Unmöglich! — Und doch — einen Augenblick zuvor, — war er nicht ein Mann, — stand er als solcher nicht vor mir da, mit allem Reiz, aller Würde, aller Sicherheit jenes Geschlechts, — und gestern und ehegestern — und immer! Wer, der ihn so sah, keck bis zum Uebermuth, zuversichtlich entschieden: — wer konnte da zweifeln, daß die Natur ihn zum Muster gebildet für seine Genossen, zum Ideale kräftigen Männerthums? — Doch nein, — nein! es ist nicht, und wenn es auch wäre, — mein Herz ist entzaubert, mein Auge befreit, — zerrissen die Nebeldecke, wovon es umflort war! Solche Kälte bei meiner Gluth, solche Bedächtigkeit bei meiner Hingebung, so berechnende Vorsicht gegen mein überwallendes Gefühl, — nein, — nein!

Er ist kein Mann, denn wenn er's wäre, wie hätt' er diesem Gefühl, dieser Hingebung, dieser Gluth widerstanden! — Er ist also kein Mann, oder wenn doch, so weiß er wenigstens nicht zu lieben, — zu lieben, wie dies arme Herz es verlangt und verdient!

Sechste Scene.

Lady Charlotte. Oberst Lindsay.

Lindsay.

Sicher eingeschifft und glücklich befördert!

Lady Ch.

Wohl uns beiden, denn, — mein Freund, — ohne dies kleine Abenteuer würden Sie schwerlich sobald dem Entschluß Ihrer Zustimmung zu geben haben, den ich Ihnen jetzt eröffnen will. (liebevoll) Lindsay —

Lindsay.

Himmliche Charlotte!

Lady Ch.

Sie sagten mir oft, daß Sie — mich lieben!

Lindsay.

Und so thu' ich auch, — mit aller Wahrheit, Kraft und Begeisterung, die der Himmel mir in's Herz legte!

Lady Ch.

Wahrheit, Kraft und Begeisterung! der volle Inbegriff echter Männlichkeit, — der schutzverheißende Dreizack, welchem, als Anker und Scepter, das Weib sein Glück sicher vertrauen darf! — Lindsay — ich vertrau' ihm und — bin der Ihrige!

Lindsay.

O mein Gott! so schnell, — so unvorbereitet! — (indem er sie in seine Arme schließt) So unverdient, so unaussprechlich beglückt!

Lady Ch.

Unverdient, mein Freund! nachdem seit Jahren die Beweise der zartesten, ehrerbietigsten Anhänglichkeit für Sie zu meinem Herzen gesprochen; — nachdem, — doch wozu noch Worte für das, was wirklich und keinem Zweifel mehr unterworfen ist, — daß wir einander angehören und —

Lindsay.

Lassen Sie mich fortfahren: Beide geliebt, Beide glücklich sind!

Lady Ch.

Nun aber hab' ich auch einen Wunsch, den Sie ohne Weigern zu (lächelnd) erfüllen versprechen müssen!

Lindsay.

Einen Wunsch, Beste, reden Sie!

Lady Ch.

Daß wir gleich jetzt, — in diesem Augenblick dem Ritter oder der Dame d'Eon de Beaumont, dem Stifter oder der Stifterin unsres Glücks, den verlangten, doch schwerlich erwarteten Besuch abstatten, um ihm oder ihr für dieses Glück unsern Dank zu bringen, das ohne jene Dazwischenkunft vielleicht noch recht lange unentschieden geblieben wäre, zugleich aber auch, damit Sie, mein Herr — (schmeichelnd) durch Ihre Zärtlichkeit gegen mich den Beweis führen, daß der Triumph der Dame über Sie nicht von Dauer, und die so schnell entzündete Flamme nur — ein Strohfeuer gewesen!

Lindsay.

Ja, Beste, so sei's und um so lieber folg' ich dem Vorschlag, als dadurch (ernsthaft werdend) auch Ihnen Gelegenheit wird, den Herrn Ritter über die Vergänglichkeit des Eindrucks aufzuklären, den er hervorgebracht zu haben und sicherlich nicht von so kurzer Dauer glaubt. Denn grade wie ich, hat auch meine schöne Verlobte der Anziehungskraft nicht ganz widerstehen können, welche von dieser wunderbaren Persönlichkeit ausgeht, daher wir denn Beide zufrieden sein dürfen, den Zauber zerstört zu sehn und (indem er der Lady den Arm bietet, um sie fortzuführen) den Nekromanten von der Unsicherheit seiner Kunst übergangen zu können! (Beide ab.)

Siebente Scene.

d'Eon's Quartier in der City, ein anständig, aber nicht mit Luxus eingerichtetes Zimmer, durch einen, die ganze Breite einnehmenden, jetzt geöffneten Vorhang in zwei Hälften getheilt.

d'Eon, (mit power in Frauenkleidern). Betty.

Betty.

Nein, die Schönheit! — Noch kann ich von meinem Erstaunen mich nicht erholen! — Der Herr Ritter, gestern mit Hut und Degen, ist heut als vornehme Dame geputzt, kommt in einem schönen Wagen gefahren, mit Kutscher und Bedienten in reicher Livree und wohnt, — ja wohnt in unsrem armen Hause!

d'Eon.

Meine einzige Zuflucht in dieser Stadt, und das mir besser gefällt, als jene Paläste, wo die Dummheit hauset und der Betrug!

Betty.

Aber sagen Sie nur, Madame, sind Sie es denn wirklich, — sind Sie der Herr Ritter von ehemals, — sind Sie's, dem ich gestern durch mein Zureden beim Vater das Quartier verschafft, der sonst im Vorbeigehn mich immer so freundlich grüßte und, wenn Niemand dabei war, mir die Backen strich, — sind Sie dieser, oder sind Sie es nicht?

d'Eon.

Daß ich es bin, sollst Du sogleich gewahr werden, wenn Du noch einige Augenblicke hier verweilest, bis ich die Dame von mir gethan und ihr den Abschied gegeben!

Betty.

Ach, das ist mir lieb, denn so schön Sie auch hergezeugt sind, so gefallen Sie mir doch mit Hut und Degen viel besser!

d'Eon.

Ich mir auch, Herzens-Betty, — ich mir auch! Drum warte nur ein klein Wenig und Du siehst mich wieder so, wie meine Feinde mich nicht sehn wollen! — (indem er, hinter den Vorhang tretend, denselben mehrfach einer Schnur fallen läßt) Laß' Dir inzwischen die Zeit nicht lang währen!

Betty.

Die Zeit lang, bei Ihnen, — ach, Herr Ritter, oder besser zu sagen, Madame, das ist unmöglich, denn wenn ich mit Ihnen spreche, so vergeß' ich nicht bloß die Zeit, sondern auch alle Geschäfte, die im Hause meiner warten. — Ja, von Geschäften zu reden, — da hat mir der Vater auch ein recht unangenehmes aufgetragen — das ich dennoch besorgen muß, um nicht, —

d'Eon (hinter dem Vorhang).

Nun? was ist es denn und wen betrifft es, wenn ich's wissen darf!

Betty.

Ja freilich dürfen Sie's, müssen es sogar wissen, denn es betrifft — betrifft Sie selbst!

d'Eon.

Mich selbst? —

Betty.

Ja, denken Sie nur, — mein Vater, der — der harte Mann, befahl mir, Sie an die bedungene Vorausbezahlung des Miethzinses zu erinnern, ohne die er Ihnen die Wohnung noch heut' wieder aufkündigen will. Alles, was ich dagegen vorstellte, war fruchtlos, — er bestand auf seinem Sinne und bestand sogar, weil, wie er behauptet, Offizieren, Fremden und vornehmen Leuten nicht zu trauen sei, auf Berichtigung der seit gestern für Sie gemachten kleinen Auslagen, deren Betrag er mich sogleich in Empfang nehmen hieß.

d'Eon.

Sogleich, liebste Betty, sogleich? — Wo nur der gute Mann hindenkt! Solche Kleinigkeiten! Pfui! ich wäre ja beschimpft, wenn ich dergleichen vor dem Monatsschluß zu bezahlen dächte!

Betty.

Das sagt' ich ihm auch, aber er ging nicht von seinem Willen ab!

d'Eon.

Und dennoch muß er das, — muß warten, bis — meine Pension wieder ausgezahlt wird!

Betty.

Das thut er sicher nicht, denn ach — Herr Ritter, — ich schäme mich, daß ich es nur sagen muß, — wenn Sie nicht zahlen, hat er gedroht, noch heute Sie zum Hause hinaus zu schaffen!

d'Eon.

Höll' und Teufel! Mich — mich zum Hause hinaus? — Er soll es versuchen, — er soll — O unglückliches Schicksal! — O Schimpf und Schmach über dich, welche mich ihm grausam überliefern! Schimpf und Schmach über den herzlosen, aufgeblasenen, boshaften Wicht, den schmutzigen Filz, den arglistigen Dummkopf, der mich in diese Lage versetzt hat, — eine Lage, welcher nur Tod, oder — Erniedrigung mich entreißen kann!

Betty.

Um Gotteswillen, Herr Ritter, was reden Sie da von Tod, — um solcher Kleinigkeit willen! — Nein, beruhigen Sie sich, — ich will ja Alles thun, was in meinen Kräften steht, — ich will, — nur dürfen Sie nicht wieder vom Tode reden! —

d'Eon.

Und doch, liebste Betty, ist er der einzige Freund, der mir helfen kann!

Achte Scene.

Die Vorigen, Devergy, gleich darauf Lindsay und Lady Charlotte.

Devergy.

Mein Kind — (aufmerksam umherschauend), wie ich höre wohnt hier der Herr Ritter d'Eon de Beaumont!

Betty.

Ja, mein Herr!

Devergy.

So sagt ihm gütigst, daß ein Landsmann ihn dringend zu sprechen wünscht — (Devergy hinter dem Vorhang, während dessen man Lindsay und Lady Charlotte eintreten sieht.)

Betty (auf den Vorhang deutend).

Dort — gleich wird er zu Ihren Diensten sein!

Devergy (vor Sich).

Dieser Lärm, — sollt' er entwischen wollen und mein tagelanges Suchen nach ihm abermals fruchtlos sein? — Dem muß ich zuvorkommen! — (Er tritt hinzu und zieht heftig an der Schnur des Vorhanges, worauf dieser sich öffnet und d'Eon, in männlicher Tracht, mit einem gespannten Pistol in der Hand, auf einem Sopha liegend, dahinter sichtbar wird.)

d'Eon.

Wer sich mir naht, — ist des Todes! — Mit einem Druck der Hand spreng' ich (auf das Zeichen deutend) dies Pulverfaß und das ganze Haus in die Luft!

Devergy (erschrocken zurückweichend).

Welcher Wahnsinn!

Betty.

O weh — mein armer Vater!

Lindsay.

Er ist im Stande, Wort zu halten!

d'Eon.

Wer Lust hat und Muth, versuch' es, mich anzugreifen!

Devergy.

Ich nicht; vielmehr versprech' ich, fern zu bleiben, auf welche Länge der Herr Ritter von der Tonne nur immer befehlen mag!

Lady Ch. (den Sessel).

Nein! er ist kein Frauenzimmer!

Devergy.

Mein Herr, wozu diese gefährlichen Anstalten, da Niemand hier im Geringsten die Absicht hat, Ihnen ein Leid zuzufügen, oder Gewalt anzuthun! Setzen Sie mich nur wenige Augenblicke ruhig an und dann entscheiden Sie selbst über das, was geschehen soll. — Nicht, um Sie Ihrer Freiheit zu berauben oder in irgend einer Art zu beeinträchtigen, — nein, nur um Ihnen beizustehen und dieser schwierigen Lage Sie zu entreißen, bin ich hier!

d'Eon.

Und sind Sie nicht ein Abgesandter des Herzogs von Choiseul, — der Verbündete meines ärgsten Feindes, des Botschafters!

Devergy.

Das erstere, — ja; keineswegs aber das zweite! Vielmehr hab' ich die Verfolgung jenes Feindes soviel als möglich abzulenken und einstweilen schadlos zu machen gesucht, bis es mir gelänge, von den mir ertheilten Aufträgen und dem Zweck meiner Sendung Sie persönlich zu unterrichten. Vor diesen ehrenwerthen Personen hier, die Sie ohne Zweifel zu Ihren Freunden zählen, erklär' ich Ihnen also ganz ohne Rückhalt, daß ich gekommen bin, Sie jenen Verfolgungen zu entziehn und in die Rechte wieder einzusetzen, deren Sie so unverdient beraubt worden sind. Ihr Geist, Herr Ritter, Ihr Talent und die großen Dienste, welche Sie geleistet, haben Ihnen, wie natürlich, Feinde gemacht, denen es gelungen war, über den Umfang des in Sie gesetzten Vertrauens eine zwar gewiß unzeitige, doch eben so gewiß auch verzeihliche Besorgniß rege zu machen. Sie sind, wie Jedermann weiß, in alle Verhältnisse eingeweiht, welche auf die zwischen Frankreich und Rußland verabredeten Verträge und den Friedensschluß mit Groß-Britannien Bezug haben, — Sie sind, — selber ein Organ dieser Verhandlungen, — im Besitz von Geheimnissen, deren Bekanntwerden sogar die Ruhe des Staats gefährden dürfte, — Sie sind also ein Gegenstand der Angst für Alle, die es gut meinen mit der Sache Frankreichs und der Monarch selbst, von so wichtigen Rücksichten bestürmt, findet in Ihrem Ungehorsam gegen seine und des Ministers Befehle den Grund zu den quälendsten Zweifeln, zu so tiefer Bekümmerniß, daß die Lust seiner Tage, ja selbst die Ruh' seiner Nächte dadurch gestört wird!

d'Eon.

Was sagen Sie, — mein König bekümmert um mich, — meines Königs Schlummer bedroht durch meinen Widerstand?

Devergy.

Ja, Herr Ritter, — ja, und nicht eher wird Sicherheit und Vertrauen in seine Brust zurückkehren, bis er Sie in Frankreich weiß, fern von den Versuchungen seiner Feinde und geschützt vor den Eingebungen Ihres eignen, ruhelosen Gemüths!

d'Eon (bis zu Thränen gerührt).

O mein König, — mein König in Sorgen, gekränkt, leidend durch meine Schuld! —

Devergy.

Die Sie also beweinen?

d'Eon.

Wer, der sein Vaterland liebt, könnte dessen Beherrscher beweinen wollen?

Devergy.

Nun, so verzeihet er Ihnen diese Schuld, verzeihet den Ungehorsam, womit Sie den ergangenen Abberufungs-Befehlen bisher widerstanden; vergißt, was vorgefallen und setzt Sie in den Genuß Ihres Jahrgeldes, so wie in alle Ehren und Rechte wieder ein, unter der einzigen Bedingung, daß Sie dies Land verlassen und augenblicklich mit mir nach Frankreich abgehn!

d'Eon (das Pistol wegwerfend).

Ja, — ja, — ich gehorche! — nicht vom Mangel besiegt, nicht aus Furcht oder Schwäche, — nein! aus Liebe zu meinem Monarchen, die zu einem edlen Herzen niemals vergebens spricht! — Doch, mein Herr, wer bürgt mir für den Inhalt Ihrer Worte, für die Wahrheit dessen, was ich gehört?

Devergy (ein Papier vorzeigend).

Dieser Befehl des Ministers, wodurch die Unterhandlung mit Ihnen mir aufgetragen, — Alles, was in dieser Sache durch mich geschiehet, bestätigt und gutgeheißen wird, — ja vielleicht auch, wenn Sie ihm einen Blick gönnen wollen, der Name des Unterhändlers selbst, welcher Sie wenigstens überzeugen wird, daß man, ohne Ruhm zu melden, nicht die Gans geschickt hat, um den Fuchs zu fangen!

d'Eon (die Aufschrift lesend).

Beaumarchais, Baron de Beaumarchais, der berühmte Verfasser des Barbier von Sevilla?

Devergy.

Der Hochzeit des Figaro u. s. w., welcher in seinen Lustspiel-Intriguen gezeigt hat, wie noch die Dichter den Diplomaten verwandt, durch das heutige diplomatische Kunststück aber seine dichterischen noch weit übertroffen glaubt!

Lady Ch.

Warum aber, — warum einen so glorreichen Namen verbergen?

Devergy.

Weil der Dichter sich dem Charakter zu wenig gewachsen gefühlt, den hier vorzustellen ihm oblag, um durch vorellige Enthüllung des Namens Erwartungen anregen zu wollen, die weder sein dichterisches, noch sein diplomatisches Talent jemals zu rechtfertigen hoffen durfte!

Lindsay.

Unnützer Zweifel!

Devergy.

Keineswegs, denn übermäßige Zuversicht ist immer eine Absurdität. Habt Ihr Recht, so vermindert sie Euren Triumph; habt Ihr Unrecht, so vermehrt sie die Schmach Eurer Niederlage!

d'Eon.

So ist denn Ihr heutiger Triumph ein doppelter! Sie haben Recht und Ihnen — folg' ich nach Frankreich!

Devergy.

Ein leichter Ausgang dem schweren Beginnen. Aber die Schwierigkeit zu erreichen, was man wünscht, vermehrt nur noch die Nothwendigkeit, es zu unternehmen!

d'Eon (zu Lindsay und Lady Ch. gewendet).

Und Sie, meine Freunde, was führte Sie hierher und welchem Zufall verdank' ich das Glück, zugleich aber auch die Beschämung Ihrer Gegenwart bei dem, was vorgefallen?

Lindsay.

Sagen Sie: die Zeugenschaft der Bewunderung für zwei so merkwürdige Zeitgenossen, deren Einem wir, Lady Charlotte Howart und ich, noch insbesondre verpflichtet sind, für die schnelle Lösung eines bisher unentwirrbar scheinenden Schicksals-Knotens. In Folge dieser Lösung sehen Sie hier (der Lady Hand ergreifend) zwei glücklich Verlobte, während Sie selbst, Herr Ritter, das Werkzeug sind, wodurch sie herbeigeführt wurde.

d'Eon.

Wohl mir, wenn meine verhängnißvolle Zweideutigkeit nur einmal im Leben so schönen Gewinn brachte!

Devergy.

Wie, mein Freund, wollten Sie diesen Gewinn als den einzigen und die anderen Früchte gering achten, die einer so wunderbaren Individualität entwuchsen, den Verein von Kraft und Grazie, von Zartheit und Heroismus, von Takt und Geistestiefe, von Elastizität und Stärkigkeit, von Gewandtheit und Ausdauer, kurz von weiblichen und männlichen Gaben, wodurch Ihnen das Schwere leicht, das Ungefügige fügsam, das Unmögliche möglich wird; — wollten Sie also die Natur schelten, die in einer Bildung zwei Wesen so innig zu verschmelzen und ein so undurchdringliches Problem dadurch aufzustellen wußte, daß Mit- und Nachwelt zweifelnd fragen: Weib — oder Mann? —

Lady Ch.

Ein Problem, welches den alten Zankstreit der Geschlechter noch verwickelter, ja völlig unlösbar zu machen droht. —

Devergy (mit Laune).

Wofern derselbe nicht etwa dadurch geschlichtet wird, daß man zu erproben sucht, welches von beiden Geschlechtern mehr als das andere, nicht voranzugehen, sondern zu hintergehen, befliffen sei, — wer von Beiden also die Herrschaft behaupte, — denn, was ist Herrschaft Anders, als geschickter Betrug, — Mann oder Weib?

Die Bettler,

Trauerspiel in einem Acte.

Von Sigismund Wieſe.

Perſonen:

Hiob Lebrecht, ein Lumpenſammler.
Stephan, Anna } ſeine Kinder.
Frau Rollern.
Der Director eines Zuchthauſes.
Ein Zuchtmeiſter. Häſcher.

Erſte Scene.

(Die armſelige Dachkammer des Lumpenſammlers in dem Hauſe der Frau Rollern. Ungewiſſes Mondlicht. Sturm.)

Hiob Lebrecht. Armenvögte verlaſſen ſo eben das Gemach.

Lebrecht (ruft den Vögten nach).

Hören Sie doch, meine Herrn, hören Sie einen alten Mann! Umſonſt; ſie laſſen mich hier liegen auf meinem Stroh, wie 'nen Hund auf'm Miſt. Ja, ja, ich bin nackend von Mutterleibe gekommen, nackend werd' ich wieder dahin fahren. O Stephan, Anna, Kinder, liebes Kinder, wüßt' ich euch geſichert! Aber auch ihr mögt in Noth ſein, umherirrend und verzweifelnd. — Mich dünkt, ich ſeh' ihn! Groß ſteht er da und ſchlank, gebräunt von Angeſicht, wohlgepackt, verwegen drein ſchauend — und Annchen! Gib ihr von deinem Rocelor ein Stück, Stephan, ſie friert — dies ſchöne Kind, mein Kind! — Der Menſch wird zum Unglück geboren, wie die Vögel zu fliegen, empor zu ſchweben. Ich habe keine Ruhe in den Gebeinen; muß hier in Krankheit bei ſo ſtrengem Wetter verſchmachtend liegen und wie ein faules Aas vergehen! Niemand nimmt ſich meiner an, nirgend eine Hülfe; mein Vermögen iſt weg! — Hiob! Hiob!

Frau Rollern
(mit einer Lampe und Terrine tritt ein).

Frau Rollern.

Was tobſt Du ſo, alter Mann? Sei geduldig! Gott iſt der Freund der Armen, er wird Dich erretten aus dem weiten Rachen der Angſt, die keinen Boden hat!

Lebrecht.

Wann wird er mich dem Tode überantworten, wo das beſtimmte Haus iſt aller Lebendigen?

Frau Rollern.

Horch, was war das?

Lebrecht.

Wo ſeid ihr nun? Wo biſt du, Stephan? Anne, wo?

Frau Rollern.

Der Sturm war's! Eine grauſe Nacht. Es erbarmt mich. Ich ſah's, Dich brachten Häſcher her. Was hat's gegeben?

Lebrecht.

Frau Rollern, ich bin krank ſchon ſeit vielen Wochen, aber ich ſchwieg ſtill. Der Arme darf nicht krank werden; wer pflegte ſein und wie erwärb' er? Darum ſchwieg ich und holte Lumpen ein und pfiff, wenn es mir in den Knochen riß, und ſang und lachte, wenn ich Schmerzen hatte.

Frau Rollern.

Ich hab' es wol bemerkt. Du zehrteſt Dich ab und die Leute ſagten, der Lumpenſammler hat den Teufel.

Lebrecht.

Da zogen die Buben hinter meinem Karren her, und wieſen mit Fingern auf mich und ſchrieen: Der Plundermann, er wankt, er zittert! Raben umſchwirren ihn, ſie wittern ſeine Leiche! — Du gibſt Aergerniß, rief jetzt der Vogt, Du ſtörſt die Ruhe der Bürger; wo biſt Du heim, daß wir Dich von hier ſchaffen?

Frau Rollern.

Armer Mann!

Lebrecht.

Sie riſſen mich und ſchleppten mich daher, in meine Dachkammer hier, und ließen mich niederfallen auf das Stroh. Umſonſt, wie ich flehte: was quälſt Du Dich und uns? Hund, verende da!

Frau Rollern.

Garſtige Leute, ſchlimme Welt! — Gelt, ich bringe Dir etwas. Sieh her! Warme, kräftige Suppe. Nimm hin, ich leuchte Dir.

Lebrecht.

Gib her, barmherzige Samariterin! — Aennchen, wer hat dir eine Speise bereitet? wer ägt dich, mein Vögelchen? — Ha, pfeift das Wetter und Drachen umlagern dich, eine Brut der Hölle: die Menschenkinder!

Frau Rollern.

Schmähe nicht die Menschen, Lebrecht! Sie sind gut, wenn man sie nicht molestirt!

Lebrecht.

Und Jeder drückt den Andern, und Jeder beißt den Andern? — Heiliges Erbarmen, für Schufte, Affen und Heuchler in den Tod zu gehen! Wär' er wieder da, sie schlügen ihn auf's Neue todt!

Frau Rollern.

So viele Verzweiflung muß böse Ursach' haben.

Lebrecht.

Die hat's! Seht mich, seht das Bettelvolk und sprecht von menschlicher Vortrefflichkeit!

Frau Rollern.

Was war das? Hört' ich nicht, wen?

Lebrecht.

Der Teufel reitet durch die Luft und schneid't den Bettlern Grimassen!

Frau Rollern.

Fährt nicht gottlose Reden! — Es war nichts. Sagt, wie kamt Ihr in diesen Jammerstand?

Lebrecht.

Frau, ich bin in diesem Jammerstand geboren, erzogen; habe darin geheirathet, Kinder gezeugt, und werde mein Ende in ihm finden. Denn das sollt Ihr wissen, unser Einer stelle sich an, wie er will, er bringt's nicht hinaus über den Lump — warum? Die Herren-Menschen wollen nichts mit uns Knechte-Menschen zu schaffen haben; es sei auf's Höchste, daß sie uns ihre Schmutzarbeiten zutheilen und unsre Kranken und Krüppel nicht bei lebendigem Leibe verhungern lassen!

Frau Rollern.

Ihr hattet ein Weib!

Lebrecht.

Ein lieblich Weib. Nicht andre zwei werden so schön gefunden in allen Landen. Und hat der Lumpensammler solch ein Gut! Was ist des Bettlers Eigenthum? Sie tasteten darnach! Einer von den Großen, die nicht darnach fragen: wo ist Gott, mein Schöpfer? muthete ihr Ungebühr zu. Sie sträubt sich, er droht Gewalt, da tret' ich ein. Blitz, dies Pfeifel flog um seine Ohren und tanzte dieser Knittel ihm auf dem Rücken! Du, so Einer, der sein Mark mästet, dessen Kraft ist in seinen Lenden, des Vermögen im Nabel seines Bauch's — Leviathan! So falle mir die Schulter von der Achsel und mein Arm drehe von der Röhre; so lange mein Odem in mir ist, das Schnauben in meiner Nase, will ich Dich schlagen, windelweich schlagen, weich, wie Dein Daunenbett! — Es war ein Rachegeist über mich eingefahren und trieb mir das Haar bergan. Hunde, die vor meinem Angesichte freien und sich erhaben dünken: die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand! — So stieß ich ihn hinaus, vor's Thor, in Finsterniß. Man wird über Dich die Hände klappen und über Dich zischen, da Du gewesen bist — und ließ ihn liegen allda.

Frau Rollern.

Horch, horch! Mich dünkt, es schlich wer draußen, die Treppe herauf! — Was soll mir das? Mein Lebtag fürchtete ich mich nicht vergeblich, wie heut'. Ich will auch gar nicht mehr hinhören! — Die Rache blieb nicht aus, he?

Lebrecht.

Die Schlangen, die aus ihrem Schädel wachsen, standen züngelnd auf und drangen mir nach meinem Herzblut. — Ich ward eingeperrt, vorgestellt und gefragt: ob ich freiwillig gestehen wolle, daß ich dem Herrn nach dem Leben gestanden? Ich sprach: nein! Falsche Zeugen wurden vorgeführt. Gewalt geht vor Recht; der Herr bekam Recht; mit dem Knecht in's Loch, bis er bekennt! Hier blieb ich ein Geselle der Spinnen, Eidechsen und Kröten lange, lange Zeit. Gott tröstete mich. Plötzlich müssen die Leute sterben, die Mächtigen werden kraftlos weggenommen, die Hölle ist aufgedeckt vor Gott und das Verderben hat keine Decke.

Frau Rollern.

Wahr, wahr! Und nach jenem?

Lebrecht.

So ward' ich frei gegeben. Mein Ankläger, lebendig verfault, gestand ein auf dem Todbett, er sei falsch, wie die Hölle, und fuhr an seinen Ort.

Frau Rollern.

Dein Weib! Armer Lebrecht!

Lebrecht.

Ja arm, arm nun, ganz arm! Mein Weib, in Gram, Angst, Schmerzen, Hunger — sie war verschieden!

Frau Rollern.

Mann, mir graust vor Deinem Blick! — Du sprachst von Deinen Kindern — wo bleiben Deine Kinder?

Lebrecht.

Ich ward verrückt am Grabe meines Weibes, ward in ein Narrenhaus gesteckt, und als ich mich wiedergefunden, stieß man mich in die Welt hinaus. Ein andrer Ort war's, fern dem frühern; ich kannte nicht die Gegend. Mein Jammer brachte

mir etwas Mitleid; ich fand ein kärglich Brod; ohne Hungersnoth konnt' ich nicht von hinnen; ich sah die Kinder nicht mehr, erfuhr auch nichts von ihnen. — So ihr auch seid, Stephan, Anna, verflucht wie von den Jammermenschen, ein Segen ruht auf euch, der Vatersegen; er sei die Leuchte eurer Füße!

Frau Rollern.

Lebrecht, guter Lebrecht, Ihr sollt mir nicht verschmachten; nicht so ganz ohne ist die Rollern. Ich will Euch speisen, auch findet sich ein warmer Rock. Jetzt muß ich Euch vor'm Winter schützen, der seinen Odem herabbläst aus der Eisnase. Ich will Euch einbeizen, ja, guter Lebrecht, das will ich — noch sollt Ihr nicht in die Erde! (Mit mehr Leben.)

Lebrecht (allein).

Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Derselbe war schlecht und recht, gottesfürchtig, und mied das Böse. Der Satan aber paßt' ihm auf und kriegte Macht von Gott über Hiob. Hiob duldete und sprach: Hab' ich Gutes empfangen von Gott und sollte das Böse nicht auch annehmen? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

Lebrecht. Stephan. Anna (treten ein).

Stephan. (Kommen auf dem Arm.)

Ach Gott, ich habe nichts! worein soll ich Dich hüllen und Du bebst vor Frost! Mädel, sei gutes Muth's, wir sind sicher, hier sind keine Menschen.

Lebrecht (richtet sich etwas auf).

Hör' ich nicht Jemand reden!

Stephan.

Wenn ich mit meinem Hauche Dich erwärmen könnte, ich athmete die Seele aus, daß sie wie ein warmes Tuch die holden Glieder Dir umhüllte; wenn Kuß und Druck die starre Brust, die starren Arme lösten, ich küßte mich zu Tode, Dich begend zu dem jungen Leben.

Anne.

Laß mich zur Erde, Bruder; ich fühle schon mich weniger steif. Daß sie nur unsre Spur verloren hätten! Weißt Du gewiß auch, daß wir allein sind?

Stephan.

Sei getrost! Wir haben uns heraufgehetzt von Treppe zu Treppe. Hier ist die Freistatt während dieser Nacht, morgen weiter.

Anne.

O mein Gott! Sieh hin! Tritt her! — Siehst Du sie sieh'n? Häscher ohne Zahl!

Stephan.

Ich sehe nichts — Mädchen!

Anne.

Der große dort — weh', wehe! Die Augen, zwei Höhlen, Feuer brennen drin, groß, wie Kamine! Sie er handthiert — er greift nach mir! Mantel her, ich bin nackt und bloß, Mantel her!

Stephan.

Auch das noch! Könnten jetzt der Ruh' genießen und kommt solche Unruhe! — Besinne Dich doch, Schwesterchen, es ist ja Täuscherei! —

Lebrecht.

Bruder und Schwester, von Häschern verfolgt, vor denen sie hergestüchtet? Behüt' mich Gott, unehrlich Volk in meiner Kammer!

Stephan.

Ich sag' es Dir. Blick' mich an! So, so. — Sie waren uns schon lange nicht mehr auf den Fersen. Wir haben sie durch List versprengt. Ja, sie sollten uns erst lehren, dumm zu sein, wenn sie uns fahen wollen.

Anne.

Im Walde jagten sie uns nach.

Stephan.

Im Walde eben war's. Hei, hei, schlugen sie sich rechts; wir waren flink zur Seite, und wollten sie graduus, sprangen wir zurück und neckten sie und hänselten, daß sie bald ihren Kopf verloren. Buben, wohlgesättigt und verspeist, was jagen sie uns verlorene, aufgegebene Leute!

Anne.

Doch sah' ich sie, nicht fern von hier. Der eine mit spitzer Nase, im dunkeln, weißgeränderten Mantel, mit struppig wildem Haar, das hin- und herflog, wie er eilend uns verfolgte.

Stephan.

Weiß bereifte Fichten, die der Sturm bewegte!

Anne.

Ein andrer lag hingestreckt weit, weit, und rauchte und schrie den übrigen zu, sich dran zu halten; er rauchte und Augen strahlten von ihm, wie Monde.

Stephan.

Gewiß der starre See voll Schneefasern, von dem die Himmelslichter widerblitzten! — Du fahst, wie Furcht sieht.

Anne.

Es mag so sein. Mir wird etwas leichter.

Stephan.

Das freut mich, liebe Anne.

Anne.

Du nimmst Dich meiner an, hegst mich, hütest mich, wie den Stern Deines Auges. — Wär' ich nicht geboren! Ich brachte Dich in diese Noth; ich werde Dich in das Grab bringen. (Weinend.) O Bruder, wir unglücklichen Geschwister!

Stephan.

Gott behüte und bewahre Dich, mein Herzenskind! — Mögen sie mich wie 'nen Hund mißhandeln: aber eher sollen sie meine Glieder zerbrechen, auf das Rad ſtanzen, den Geiern zur Atzung, als ich Dich kränken lasse! So jung, so unschuldig, so schön — in diesem Elend! Es ist zum Händeringen, zum Haarausraufen! — Nun, nun! Nur ruhig, Kind. Wer weiß — es wird noch Alles gut.

Lebrecht (laut).

Was für Gesellen schleichen mir in die Kammer? Bringen den Winter herein und stören meine Ruh'?

Stephan.

Sei nur gefaßt, Aennchen, der hat nichts auf sich. Nach der Stimme ist's ein alter, schwacher Mann.

Lebrecht.

Seid ihr trotzig und haltet mit der Antwort zurück? Soll ich nach Hilfe rufen?

Stephan.

Nicht so hastig, Camerad!

Lebrecht.

Ich will's aber sein! Ihr seid verdächtiges Volk! Steht mir Rede, was wollt ihr? — Zu rauben gibt's hier nichts, packt euch fort!

Anne.

Ich bitte Dich, Bruder, sei nicht so zornig; siehe —

Stephan.

Nein, so wahr das große Himmelslicht herscheint! Wir sollten, den Häschern entsprungen, nach so vielen Aengsten ein leidliches Unterkommen gefunden haben: und ohne Weiteres in diese Satansnacht wieder hinaus? So wahr ich Fäuste habe und Kraft in den Gliedern, der muß uns dulden!

Lebrecht.

Hilfe! Frau Rollern! He! Räuber!

Stephan (springt auf ihn ein).

Still, alter Wicht! Wo nicht, ich reiß' die verfluchte Zunge Dir aus dem Rachen!

Lebrecht.

Gewalt! Heda, he! Laß meine Hand frei! Ich will Dich lehren, ehrlich sein. Halloh!

Stephan.

Berste! Hier faß' ich Dir an's Leben — ein Wort, und ich würg' Dich todt!

Lebrecht.

Feig war ich nie; ich laß' nicht nach! — Mörder! Mörder! — Befehl' deine Seele Gott, Lebrecht!

Stephan und Anna.

Lebrecht?

Lebrecht.

Gelt, habt ihr Respect vor solchem Namen!

Stephan.

Anne, ich — um Gotteswillen, Anne!

Anna.

Stephan!

Stephan.

Mond, blick' wieder her — ein aschfarbenes Gesicht! Es sind seine Züge! Himmlisches Erbarmen, was hab' ich gethan! (er sinkt neben Lebrechts Lager auf die Kniee.)

Anna.

Lebrecht? Hiob Lebrecht?

Lebrecht.

Anne? — Stephan?

Anna.

Deine Kinder, wir! wir!

Lebrecht.

Ho, ho, ho, ho! (sinkt auf das Lager zurück.)

Anna.

Er stirbt! — Stephan! — Sollen wir zur Buße unserer Schuld ein solches Wiedersehen feiern? — Erwache, Vater, so zürnt Gott nicht! — Jubel! Er erholt sich. Vater, mein Vater! (Beide Kinder knieen an seinem Lager.)

Die Vorigen. Frau Rollern (mit Holz und Licht.)

Frau Rollern.

Getrost nun, Lebrecht; jetzt will ich Sommer machen; Dir soll wohlig werden, wie dem Murr hinter meinem Ofen! — Was seh' ich? Wer seid ihr? Was wollt ihr? — Lebrecht, welch' unnützes Volk in meinem Hause! Ha, alter Scheim, so mißbrauchst Du meine Güte, so hetzest Du mir das Lumpenpack auf den Hals!

Lebrecht.

Habt Nachsicht, gute Frau Rollern, und leuchtet ein wenig her!

Frau Rollern.

Hilf Himmel, welch' ein schönes Weibsbild! Wie ist mir, sah' ich mein Lebtag so etwas!

Lebrecht.

Mein Kind ist's, meine Anne, Frau! Steh' auf, steh' auf! Allmächtiger Gott, mein Weib, wie es leibt' und lebte!

Frau Rollern.

Mädel, wo hast Du den schlanken Rücken her, den feinen Wuchs, die zarte Brust? Eine Bettlerin! Wie kommst Du zu so schönen Dingen? Alle Welt, diese Zörfe! Du könntest ein Dutzend Salonsdamen mit Locken versehen! Siehe, Du bist schön! Wer ist, die hervorbricht, wie die Morgenröthe, schön, wie der Mond, auserwählt, wie die Sonne! Du Rose im Thal Saron!

Lebrecht.

Ach, ach! Anna, liebe Tochter, komm, komm, komm!

Stephan.

Vater, vergeßt Ihr mich?

Lebrecht.

Mein Kind auch, mein lieber Sohn! Alle Beide meine lieben Kinder! (umschlingt ſie.)

Frau Rollern.

Geſchah jemals dergleichen unter Bettelvolk? — Du lieber Gott!

Lebrecht.

Stephan, bei allen Plagen der Welt, der Junge ſelbſt, der Stephan! Mein Sohn iſt's, den ich hier in den Armen habe! — Gott's Element, ich will mich aufrichten, nun geht ein neues, ſeliges Leben an..! Laßt mich nur erſt zu mir ſelber! — Das iſt Frau Rollern; Kinder, grüßt ſie artig! Ein wohlthuend Weib, eine barmherzige Frau!

Frau Rollern.

Ich will das Lob verdienen. Mein Kindchen, ach du lieber Gott, ein Fähnchen kaum, die Blößen zu bedecken! Schad't nicht, Du kannſt Dich zeigen, Liebchen. Ja, ja, die Rollern weiß Rath. Ich bringe Dir einen Rock, wattirt; Du ſollſt die jungen, unſchuldigen Glieder wärmen. Ich eile, eile. (ab.)

Lebrecht.

Ei, ſagt doch, nun ſo ſprecht, wo kommt ihr her, was trieb euch? Suchtet Ihr mich? Ihr ſeid entflohen? Mir kreiſet's im Kopf, wie ein Stampfgaul trottirt. Sagt an, was gab's?

Stephan.

Anne, erzähle Du ihm, es iſt Dir doch beſſer.

Lebrecht.

Das Mädel friert. Geh' und leg' Holz auf! — Blitz, wie ſteht Dir Deine Stirne zu Geſicht! Du biſt ſchön, wie Salome, aber beſſer im Gemüth.

Anne.

Salome war nur angeſtiftet von der Mutter, wie von den Menſchen. Uns kann nicht reuen, was wir gethan, Du aber wirſt uns verdammen.

Lebrecht.

Kind, Kind! Wenn Keiner hehlte, welch ein Fluch ihm im Blute raſt; wenn Schein und Heuchelei ganz von der Welt verſchwänden: gleich würd' es um ſie gethan ſein, und erſticken müßte dieſes wüſte Unthier Luft, in ekel Fäulniß der ganze Erdenbau verweſen, die alte Urnacht wäre wieder da! — Die Menſchen, die Menſchen! Sich beſtellten ſie ein ſtolzes Haus, uns ſtießen ſie hinaus! „Seht, wie ihr draußen fertig werdet, wir werfen euch ja dann und wann ein Paar Broſamen zu; für euch iſt weder Arbeit, weder Unterhalt!“ Was, ſind wir nicht Menſchen, wie ſie? Wollen wir nicht arbeiten und unſer Theil auch haben an dem allgemeinen Gut? Sie aber ſtreicheln ſich die Gaumen, kitzeln ſich mit Wollüſten, verſchwenden die theuern Gottesgaben und ſtaunen an die Weisheit ihres feſten Hauſes! Verfluchte! eher ginge ein Camel durch's Nadelöhr, als ihr in's Himmelreich! — Sag', Aennchen, ohne Scheu, was iſt geſchehn? Wenn ihr nur ehrlich ſeid.

Stephan (vom Kamin herüber).

Vater, wir ſind Diebe!

Lebrecht.

Die Zunge verdorre Dir, frecher Lügner!

Anna.

Stephan, Du ſchweigſt — ich werd's dem Vater ſchon vermelden.

Lebrecht.

Du nicht, Anne, Du nicht; Deine Hand iſt rein. Du biſt wie Deine Mutter.

Stephan (eben ſo).

Vater, wir ſind Mörder!

Lebrecht.

Der Satan in Deinen Hals!

Anna.

Wir ſind nicht Mörder, Vater. Ich ſah's, der Mann raffte ſich auf; er war gequetſcht nur; er iſt wieder aufgeſtanden.

Stephan.

Sind wir Mörder nicht, ſo war's, daß dieſe Hand im Druck erſchlaffte. Sei's, wie es ſei! Mir hat die Welt von Kindesbeinen wider göttliches und menſchliches Recht ſo gewaltthätig mitgeſpielt; mich hat ſie ſo verſäumt, von Zucht, Kirche, Ordnung und Sitte verflucht, daß ich nicht glaube, ich hätte irgend wem auf der Welt Rechenſchaft abzulegen.

Anna.

Hör', Vater, an. Ich war erkrankt und hatte nicht, womit ich mich deckte, wovon ich zehrte. Kein Bett' im Haus, Licht auch nicht; der harte Wirth drohte, uns hinauszuwerfen. Da wurmt' es Stephan, er ging —

Stephan.

An redlichem Verdienſt fehlte es; wie ich auch bat und flehte, kein Menſch hatte die Gnade, mich in Arbeit zu nehmen, da ſie doch etwas Rechtes und Dankenswerthes zu thun glauben, wenn ſie arbeiten. So wünſcht' ich, die Sündfluth käme daher, und Alles ſtickte in dem Cloack!

Anna.

Und ſieht eine Truhe tragen in's nächſte Haus, lugt nach und weiß nun, daß Geld darin.

Stephan.

Da ſtand ich, grinſte; Annchen lag jammernd in Noth; ich erſah die Gelegenheit an dem luſtigen Hauſe, denn drinnen wurde gezecht, gelacht, geſchäkert; ſie tanzten, wie toll. Donnerwetter, wer heißt euch jubiliren, wenn unverſchuldetes Elend wimmert! Mir ging das Haar zu Berg.

Anne.

Er ſah die Gelegenheit, brach durch, raubte und beſchaffte alles Nöthige; das Uebrige theilte er mit Andern — ſo kam es aus.

Lebrecht.

O Gott, Gott!

Stephan.

Wir wurden eingeſteckt und hatten nun ein Aus- und Unterkommen.

Anne.

Drauf ſchickte man uns über die Grenze.

Stephan.

Ein Unbarmherziger peitſchte uns dem andern zu.

Anne.

Nein, jetzt wurd' es ſchlimmer. Nirgend ein Aufenthalt, nirgend wollte man uns. Wir ſtahlen uns ſcheu an luſtige Feſte hin, an Todtenmahle ſcheu —

Stephan.

G'rad' auf die Kirchhöfe hin. Wir betteten uns in Särge und ſpeiſten mit den Würmern.

Anne.

Jetzt zog ein Reicher die Straße daher.

Stephan.

Die Landſtraße her. Ein harter Menſch, der uns von ſeiner Thür geſtucht. Ich ſprang vor und rief: halt!

Anne.

Ich nach und wollt's nicht dulden —

Stephan.

Und riß mich los und jagte den Lohnknecht in alle Weite und packte den Reichen hart an: Sie haben mich über Bord geworfen, jetzt ring' ich um ein Brett: Geld oder Leben! — Er widerſtrebt, wir kämpfen: da ſchreit Anna, Häſcher! Häſcher! Sie ſteht bleich, ſie droht zu ſinken.

Anne.

Stephan faßt mich, reißt mich empor und querein ins Feld.

Stephan.

„Schießt, ſchießt!" Sie feuern. Vergebens! Dummes Volk, ſteif: Gäule — Gute Augen, rüſtige Schenkel, Nacht zu unſerm Schutz fällt her, wir entſpringen.

Anne.

Ich bin elend, zum Sterben, zum Verzweifeln; er mußte nach Obdach und Menſchen gehen —

Stephan.

Und finden einen Vater, der uns verflucht. Ha! ha! Iſt es ſo recht? Seid ihr's zufrieden, ihr ſtolzen, gemüthskalten Menſchen? Seid ihr begnügt mit den Opfern eurer ſelbſtgefälligen, ſtachen Trägheit, die ihr mit der Weisheit rechtfertigt, eurer ſcheuſeligen Genußſucht, die ihr durch den geiſtvollen Luxus entſchuldigt; ich dächte, ihr könntet euch unſrer Schmach und Verworfenheit rühmen, denn es iſt allerdings kein Kleines, die Menſchlichkeit zu Frommen und Nutzen ſelbſtiſchen Glücks beſiegt zu haben! — Nun, Vater, ſchweigſt du? Vater, fluche doch!

Die Vorigen. Frau Rollern.

Frau Rollern.

Um Gott, mein ehrlicher Name, die Reputation, was hab' ich gethan? Räuber, Mörder unter meinem Dach! Deine Schönheit hat mich bethört, Du Crocodilenbrut — Peſtbeulen in Dein Angeſicht, Du Meze!

Stephan.

Anne, ſteh' zu mir! Der Vater gibt Dich auf, ich ſchütze Dich! — — — Uhu, die Häſcher haben uns erſpäht, Du kündeſt uns die Häſcher!

Frau Rollern.

Ja, Du verdammter Böſewicht! Sie umzingeln wohlbewaffnet dieſes Haus des Jammers — hoffe nicht, zu entrinnen!

Stephan.

Auch will ich's nicht, meine ſüße Dame. Für ein Scheit Holz thuſt Du gut, ſie eine Meze, mich einen Böſewicht ſchelten; auch Andre ſpenderten mit jedem Heller einen Vagabunden. — Sich, ſich, ſich! Das Blut tritt mir in's Hirn — ha!-ha — wie iſt mir, wie helf' ich mir!

Anne.

Beim allmächtigen Gott, Bruder — lieber Bruder!

Stephan

(Würgt vor ihr an der Kehle und umſchlingt ſie).

Engel, ich habe Dich! Bäumt, Teufel, auf, ihr ſeid bezähmt durch dieſe!

Die Vorigen. Mehrere Häſcher.

Erſter Häſcher.

Greift ihn, dieſer iſt's! Das Weibsen auch — Landſtreicher, Landſtreicher!

Zweiter Häſcher.

Betroffen bei einem Raubmord!

Erſter Häſcher.

Den wir verhinderten, wir! — Fort, in's Zuchthaus mit ihnen!

Lebrecht.

Meine Kinder!

Frau Rollern.

Still, alter Lebrecht, bekenne Dich nicht zu ihrem Vater, ſie hat die Hölle gezeugt!

Lebrecht.

Warum bin ich nicht geſtorben von Mutterleibe; warum bin ich mit Brüſten geſäugt! — Mein Heulen fährt heraus — Erbarmen, Erbarmen meinen Kindern! Ho! ho! ho! ho!

Frau Rollern.

Er ſtirbt, o Jeſus, er ſtirbt!

Stephan

(iſt aufgeſtanden, nimmt Anna's Hand).

Er hat Frieden! Sei getroſt und freue Dich deß! — Fort, wir geben uns gefangen!

(Alle ab bis auf die Rollern.)

Frau Rollern (reißt Lebrechts Leiche).

Iſt der Athem weg? — Ach, Lebrecht, guter Lebrecht, ſo liegſt Du freundlos da, und Dein gefrornes Auge ſtarrt vorwurfsvoll dem ganzen Geſchlecht, das weder Einſicht hat, wie es der wirklichen Noth des Rechtſchaffenen abhelfen ſolle, noch den ernſtlichen Willen, ihr abzuhelfen. Ich will Dir die Augen ſchließen — wie? Dringt das Lied wieder auf? Sträubt ſich's im Tode noch, ein Vorhang zu ſein, hinter dem der Wurm ſein klägliches Schauſpiel gibt! Nieder, nieder mit dir; es iſt der armen Menſchen Loos, von den Würmern gefreſſen zu werden! Welch' viele Leidenſchaft, Bitterkeit und Ergebung hat ſich auf dem Angeſicht feſtgeprägt! — In dieſem Körper wohnte ein Geiſt, der, fürcht' ich, am Tage des Gerichts Gottes genugſam iſt, ihn allein den Tauſenden von Menſchen gegenüber zu ſtellen, damit ſie mit ihrer Weisheit und Tugend verbrennen vor Scham und niederſtürzend rufen: Herr, wer iſt weiſe ohne dich, wer gerecht! — Hier will ich Deine Hände falten, denn Du warſt fromm und ausduldſam. — Ach du lieber Gott, es erſchreckt mich und erweicht mich ganz! Wie, haſt Du Dein Lebtag gearbeitet im Schweiße Deines Angeſichts, ſind Deine Hände hart wie Bärentatzen und konnteſt doch Dein Bischen Brod nicht erwerben! Es iſt hier etwas, das zum Himmel ſchreit; hältlos windet ſich das Gemüth und weiß nicht Auskunft ſeiner Frag' und Angſt! Gott erbarme ſich ſeiner Creatur! —

Zweite Scene.

Ein Gemach im Zuchthauſe. Tag.

Stephan, Anne, Zuchtmeiſter, Häſcher.

Zuchtmeiſter.

Du weigerſt dich, Schurke?

Stephan (hält ſeine Schweſter umfaßt).

Schurke, ja!

Zuchtmeiſter.

Frecher Hund! Ihr da, lehrt ihn Mores!

Stephan.

Komm' uns keiner nah! Ich ſchwör's bei euern Greuln, ihr Nickel; wer meine Schweſter antaſtet, den zerfleiſch' ich mit den Zähnen; mit dieſen Nägeln hack' ich ihm die Augen aus; reiß' ihm die Fleiſchlappen ab, daß jenes Sonnenlicht ihn durchſcheinen ſoll, wie ein Glas — Scheuſale ihr!

Zuchtmeiſter.

Pfui, feige Memmen, ihr ſteht? — Reißt ſie auseinander!

Erſter Häſcher.

Er iſt toll, laßt ihn ſich erſt beruhigen!

Zuchtmeiſter.

Da kommt der Herr Director. Seht zu, wie ihr's vor ihm vertretet!

Die Vorigen. Der Director.

Director.

Die haben ihre erſte Strafe. Fort mit ihnen; ſperrt ſie auf Weiteres ein!

Zuchtmeiſter.

Noch nicht, Herr Director. Der Burſche kriegte zwar den Willkommen und ließ geſchehn, was nicht zu ändern —

Anne (umfaßt, mit irrem Blick).

Herr, ſie haben meinen Bruder fürchterlich geſchlagen!

Zuchtmeiſter.

Der Burſche widerſetzt ſich um der Schweſter willen. Ihr möcht' er den Willkommen ſparen; es geht doch nicht an.

Director.

Deine Hehlerin und Geſellin, iſt ſie nicht ſtrafenswerth, wie Du?

Stephan.

Ich bin nicht ſtrafenswerth: — iſt's der Hirſch, der, auf's Aeußerſte gebracht, den hetzenden Hunden die kühne Stirne bietet, daß ſie klaffend ferne ſteh'n? — Mir geſchah Gewalt; ich duldete ſie als unvermeidlich. Wer dieſe Arme, Unſchuldige — Anne, Anne, tauſend Meſſer ſchneiden mir in die Seele — Meſſer?! Ha, Meſſer! Gut, gut!

Director.

Siehſt du den Unverſtand nicht? Widerſtreben iſt Tollheit!

Stephan.

Gehorchen nicht?

Director.

Du ſcheinſt nicht ohne Witz. Sieh uns nicht an, wir handeln im Namen des Geſetzes! — Achtung dem Geſetz!

Stephan.

Beachtung dem Geſetz! das uns Unglückliche nicht berückſichtigt? Wir leiden Gewalt, da uns das Geſetz in den Bezirken ſeiner Wirkſamkeit nicht zu placiren weiß, da es uns ſich gegenüberſtellt und an die Willkür und Barmherzigkeit der Menſchen verweiſt, die tyranniſch ſind, launiſch

und felsenhart. Gewalt um Gewalt! Schützt uns kein Gesetz, müssen wir uns selbst Gesetz sein und das wollen wir auch! Wer meine unverschuldete Schwester schlägt, der kränkt unser Gesetz, das heißt: Menschenrecht! Sieh da, daß ich witzig bin, und — diese Fäuste über euch, mißhandelt ihr meine Schwester!

Director.

Ich bin thöricht, mit einem Verbrecher zu disputiren! Zuchtmeister, brauch' er seine Peitsche.

Stephan.

Laß' ab! — Sieh! sieh! sieh! — Was ist mir — treibt mich nicht zur Verzweiflung — zum Wahnsinn nicht!

Director.

Narrengeschwätz ohne Ende! — Versieh dein Amt!

Zuchtmeister.

Herr, sie ist schön!

Director.

Nun?

Zuchtmeister.

Es ist doch Bruderliebe — der verweg'ne Bursch'!

Häscher.

Gnade!

Director.

Ihr seid toll! Von Gnade ist in diesem Hause nicht die Frage. Wir sind Diener des Gesetzes; es handelt sich um das Recht! Zwiefache Diebe sind's, Mörder beinahe. Hinan, thörichter Alter, sträubst Du Dich zum ersten Mal? Nun wohl, so mag's ein Andrer thun — tuft den Rohr!

Zuchtmeister.

Ein Anderer? Der Rohr? — Muß es ein Anderer thun, so kann ich's auch — sie stirbt nicht davon. — Heda, auseinander! Hier hilft kein Sträuben, Bursch! Dirne, faß' dich zu Gott! (er entblößt die Peitsche und schwingt sie gegen Anne.)

Stephan.

Ei! — ei! — Willst du sie peitschen, Bestie — (sticht sie nieder) Peitsche sie!

Director.

Allbarmherziger!

Stephan.

Ruf' ihn an, du möchtest seiner mehr benöthigt sein als andere Leute — Anne, Anne, Anne!

Anne.

Du hast mir wohlgethan. Alter Vater, ich komme. (Gibt ihm das Messer) Hier! hilf dir davon! Die Hölle ist auf Erden — was auch kommen mag; uns geschahe das Schlimmste! Gott kann barmherzig sein!

Stephan.

Bist du gebrochen, süße Blume? Stehst ein Engel schon vor Gott? Bete für mich, o, für mich!! — Euch Fluch, höchst selbstische, harte, ja unsinnige Menschen; verschanzt hinter Kirch' und Brauch, verdammt durch Gottes Wort! Lernt menschlich sein, christlich, dann fangt von vornen an, gebraucht mitleidig euren Verstand! — Ich schlachte mich, ein neues Opfer, und — O! Schwester, Mein Alles! Ha! (er sticht sich todt.)

Director.

Welche Frevel! Helft, helft!

Zuchtmeister (neben der Leiche).

Er hat sich selbst schon geholfen — Herr, er ist still!

Lehr-, Wehr- und Nährstand.

Dramatiſche Anekdote in einem Aufzuge.

Von C. Lebrün.

(Der Stoff iſt aus Lafontaine's Leben, „geſchildert von Gruber," entnommen.)

Vorwort.

Hätte dieſe Kleinigkeit auch nur das Verdienſt, mit der höchſt intereſſanten Biographie „Lafontaine's" bekannt zu machen, ſo wären meine Bemühungen reichlich belohnt. Sie enthält ſo viele charakteriſtiſche Züge aus dem regen Leben des gerühmten Mannes, daß ſie nicht genug empfohlen werden kann.

Hamburg. C. Lebrün.

Perſonen:

Major von Wurmb, } beim Generalſtab von Thaddenſchen Regimente.
Regimentsquartiermeiſter Kamlah, } beim Generalſtab von Thaddenſchen Regimente.
Auguſt Lafontaine, Feldprediger. } beim Generalſtab von Thaddenſchen Regimente.
Ein Feldwebel, } beim Generalſtab von Thaddenſchen Regimente.

Friederike, des Majors Pflegetochter.
Werner, Kaufmann und Fabrikherr.
Friedrich, ſein Sohn.
Bediente.

Ort der Handlung: Halle im Jahre 1790. Scene: Im Ordonanzhauſe.

(Des Majors Zimmer im Ordonanzhauſe, links und rechts Seitenthüren. Ein Tiſch mit Schreibzeug u. ſ. w.)

Erſter Auftritt.

Major und Werner (im heftigſten Streite) Lafontaine (ſitzt an einem Buche leſend an einem Tiſche rechts).

Werner.

Pfui! und abermals pfui! Ich wollte mich doch vor mir ſelber ſchämen!

Major.

Kreuz Tauſendbataillon, verdammter Ellenreuter, wenn Du nicht mein Freund wärſt —

Werner.

Dein Todfeind bin ich, Dein Todfeind noch einmal!

Major.

Und kurz und gut, es bleibt dabei!

Werner.

Und kurz und gut, es wird was daraus!

Major.

Verdammter Civiliſte, es wird nichts daraus und ich will Dir das Maul ſchon ſtopfen! Du willſt mir trotzen; Du unterſtehſt Dich in Deinem Krämercollegium, oder wie eure Tabagie heißt, laut zu ſagen, ich möge thun, was ich wolle, Dein Sohn ſolle doch gewiß nicht Soldat werden!

Werner.

Das ſoll und wird er auch nicht!

Major.

J, ſo ſchlage ein heiliges Kreuz — —

Lafontaine (ſteht auf und unterbricht ihn, in gemüthlichem Tone).

Lieber Major, thun Sie mir und ſich den Gefallen, nicht ſo entſetzlich zu fluchen.

Major (barſch).

Herr, was geht das Sie an!

Lafontaine.

Sehr viel: denn erſtens darf ich, und zweitens will ich es nicht hören.

Major.

Wieder etwas Neues! Ja, ich ſage es doch, heut' zu Tage will jeder die Fuchtel regieren! — Weshalb dürfen und wollen es denn der Herr Feldprediger nicht!

Lafontaine.

Weshalb ich es nicht darf, haben Sie ſo eben

in der Anführung meines Standes selber ausgesprochen, aber ich will es auch nicht hören, daß ein Mann, dessen Stand und Rang auf Bildung und Mäßigung hindeuten, sich selbst zu seinem Nachtheil verläugnet.

Major.

Herr, das verstehen Sie nicht!

Lafontaine (tiefsich sich verbeugend).

Ich bedanke mich.

Major (etwas freundlicher).

Das will sagen — ich bin im Lager — auf der Wache groß geworden, und kann nicht parliren wie ein Studirter.

Lafontaine.

Ich sollte meinen, der Mensch könne sehr viel, wenn er nur den Willen hat.

Werner.

Geben Sie sich doch keine Mühe, lieber Lafontaine, diesen Helden und Türken zu bekehren.

Major (aufbrausend).

Ein Held und Türke — ich, ein Königlich Preußischer Obristwachtmeister ein Türke! — Herr Feldprediger, was sagen Sie dazu?

Lafontaine (lächelnd).

Sie sind aus Kolberg gebürtig, und demnach kein Türke (setzt sich wieder an den Tisch und liest).

Major (mit einem mürrischen Blick auf Lafontaine).

Es ist nicht auszukommen mit dem Menschen!

Werner.

Nun, Alter, laß uns einmal vernünftig mit einander reden, vernünftig, ruhig —

Major.

Schwatzt der Bursche von Ruhe, und fährt jeden Augenblick auf, wie eine Pulvertonne!

Werner.

Du weißt es, daß die jungen Leutchen sich lieben.

Major.

Kesselflickervolk! Aber ich hatte nichts dagegen.

Werner.

Mein Friedrich ist ein hübscher Bursche.

Major.

Darum soll er eben Soldat werden.

Werner (aufwallend).

Daraus wird nichts!

Major.

So kriegt er die Friederike nicht; ich habe mein Ehrenwort darauf gegeben.

Werner.

Aber Deine Tochter selbst —

Major.

Wird Ordre pariren, muß Ordre pariren.

Werner.

Was kannst Du gegen meinen Stand einwenden?

Major.

Hat nun einmal meinen Gusto nicht; ein gesunder, geradgewachsener Kerl, soll statt zur Elle, zur Klinge greifen, und seinem Könige dienen.

Werner (eifrig).

Und that das der Bürger nicht? Dient er etwa seinem Herrn nicht so gut wie ihr? Werden uns umsonst Privilegien und Rechte eingeräumt? Beschirmt uns etwa der königliche Scepter nicht so gut, wie euch?

Major.

Das muß er wohl, denn ohne ihn könntet ihr ja nicht auf euren zwei Beinen stehen.

Werner (eifrig).

Und wenn nun die eurigen nicht mehr Stich halten, wer verpflegt, wer beobdacht euch?

Major.

Das ist eure verfluchte Schuldigkeit.

Werner (eifrig).

Wem verdankt der Staat Blühen und Gedeihen? Wer hilft die Saaten wieder erstehn, die ihr vernichtet; wer betreibt den Umlauf des Geldes —

Major.

Ihr. Denn ihr lenkt es in eure Säcke.

Werner.

Wer liefert das Tuch zu euren Monturen?

Major.

Wiederum ihr, für baares Geld. Schone Deine Lunge, Ruhmredner, denn Du bist und bleibst doch nur — ein Ellenreuter!

Werner.

Und Du ein hochmüthiger Kriegesknecht.

Major.

Himmel-Tausend-Sapper — — (er trifft auf Lafontaines Blick, der aufsieht). Nun ja, es ist schon gut. — (ruhiger zu Werner) Es bleibt dabei! Dein Sohn schwört zur Fahne, oder es ist nichts mit der Nicke!

Werner.

Nun, so magst Du es einst jenseits vor dem verantworten, der nicht auf den Rock, den ich übrigens auch zu ehren weiß, nicht auf den Stand, — mir ist ein jeder achtungswerth — sondern auf das Herz, auf unsere Handlungen sieht, und der, statt des Herzens, bei Dir einen knochentrocknen Corporalsstock finden wird. — Guten Morgen, lieber Pastor! (durch die Mitte ab.)

Zweiter Auftritt.

Major. Lafontaine (der sein Buch niederlegt).

Major.

Ei, Du verdammter — —, Herr Pastor! Und Sie loben mich nicht?

Lafontaine (unbefangen und freundlich).
Gern hätte ich es, lieber Major, wenn ich nur wüßte, weshalb?

Major.
Weshalb? Weshalb? Weil ich den Kerl nicht die Treppe hinunter geworfen habe, oder verdient das etwa kein Lob?

Lafontaine.
Sie sind ein seltsamer Mensch, und verlangen rühmende Anerkennung, weil Sie etwas Tadelnswerthes nicht gethan haben.

Major.
Wie verstehen Sie das?

Lafontaine.
Oder dünkt es Sie etwa lobenswerth, einen Jugendfreund nicht die Treppe hinunter geworfen zu haben?

Major.
Jedenfalls, wenn von einem solchen Esel die Rede ist.

Lafontaine.
Sie sprechen sich in der Wahl Ihres Jugendfreundes ein bedenkliches Lob, lieber Freund — mein lieber Major wollte ich sagen.

Major (schon gutmüthig die Hand reichend).
Warum nicht, lieber Freund?

Lafontaine.
Weil ich in dem Eselsbunde nicht den dritten Mann abgeben möchte.

Major (laut auflachend).
Ha! ha! ha! Das war gut, das war sehr gut! Hol' mich der Teu— (Lafontaine sieht ihn an), ich weiß schon. Na, hol' mich dieser und jener, Sie sind ein Satan von einem Pastor.

Lafontaine.
Was finden Sie denn so Diabolisches in oder an mir?

Major.
Weil Sie es so prächtig verstehen Hiebe auszutheilen, Hiebe — die auf der Stelle sitzen, und was das Tollste dabei ist, man kann Ihnen nicht gram werden darüber.

Lafontaine.
Das ist auch eben nicht mein Wunsch.

Major.
Uebrigens treiben Sie es doch manchmal zu toll.

Lafontaine (lachend).
Meinen Sie?

Major.
Auf Parole! Sehen Sie, in den vier Pfählen geht das noch an, aber man ist ja vor Ihnen nicht einmal in der Kirche sicher.

Lafontaine.
Fürchten Sie nichts.

Major.
Aber so vor allen Leuten, vor den gemeinen Kerlen abgekanzelt zu werden — Himmel Tausend — wie soll da die Subordination aufrecht gehalten werden!

Lafontaine.
Sie wissen recht gut, daß die Rangliste vor unserm Schöpfer nichts gilt, und was Sie abkanzeln nennen, kann' ich nicht, heißt es doch nur: — ich habe den oder den gemeint, und sehr häufig getroffen.

Major.
Immer, immer, und darüber krepirt man sich denn doch! So erst neulich — als vom Fluchen die Rede war, — na, Sie haben Recht, es ist ein verfluchtes Ding um's Fluchen, ich möchte mir es selber abgewöhnen, aber ich kann's nicht, bei meiner Seele, ich kann's nicht!

Lafontaine.
Sagen Sie lieber, Sie können, aber Sie wollen nicht. Nehmen Sie einmal an, Sie ständen vor Ihrem Könige. Zur Bekräftigung Ihrer Rede wollte eben ein derber Fluch über Ihre Zunge, aber — ich bin gewiß — Sie ließen ihn nicht heraus, Sie würden sich bezähmen. Warum können Sie es dort und nicht hier, oder anderwärts?

Major.
Ja, vor Sr. Majestät — aber gleichviel, das war wieder ein Kernschuß, und wieder einer, der saß. Na, bei meiner Seele, ich will es ernsthaft versuchen, und im Nothfall — erinnern Sie mich nur an den König.

Lafontaine (schüttelt ihm die Hand).
Brav, alter Freund, ich weiß es, wie gut Sie sind, begreife auch, wie schwer es in Ihrem Alter ist, eine üble Angewohnheit abzulegen, und Sie sollen mich auch billig finden. Denn schon die Erkennung seines Fehlers und der gute Wille verdienen Achtung. Erlauben Sie mir aber jetzt auf den eigentlichen Grund Ihres Zwistes mit Herrn Werner zu kommen, und Sie werden sich doch selber sagen müssen, daß Sie zu weit gegangen sind.

Major (aufwallend).
Herr, tauschiren Sie daran nicht!

Lafontaine.
Sie wollen mir nicht vergönnen, den wunden Fleck zu berühren, und gestehn doch dadurch die krankhafte Natur Ihrer Ansichten selber ein.

Major.
Gesund sind sie, kerngesund. Sie wissen es, daß ich Soldat bin durch und durch.

Lafontaine.

Dürfen Sie ja doch über dieſe Vorliebe für Ihren Stand den Vater vergeſſen, ihr das Glück Ihres Kindes opfern?

Major.

Was hat er gegen meinen Stand? — Weshalb ſoll ich den Jungen nicht einkleiden dürfen?

Lafontaine.

Weil der Vater ihn für ſein Geſchäft gebildet hat, und jener keinen Trieb zum Soldatenſtande fühlt.

Major.

So iſt er keinen Schuß Pulver werth.

Lafontaine.

Er verzichtet auch darauf, und begnügt ſich ja damit, das Regiment mit Pulver zu verſorgen.

Major.

Pfui! Meine Pflegetochter einem Dütchen-Krämer? Himmel-Kreuz-Tauſend-Element —

Lafontaine.

Der König —

Major.

Ja ſo!

Lafontaine.

Der König, wollte ich ſagen, würde Ihnen für einen ſolchen Rekruten wenig Dank wiſſen.

Major.

Die Fuchtel ſoll ihm ſchon den Geſchmack beibringen.

Lafontaine.

Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ſich der Heldenmuth nicht einfuchteln läßt. Uebrigens ſteht nichts ſtill in der Welt; die Sonne der Aufklärung wird die rohen Unbilde, die Ihrem hohen, ehrenwerthen Stande jetzt noch ankleben, verſcheuchen, und ihm die unbezwingbare Macht der Religion beigeſellen. Dann wird es Ihnen freiſtehen, in edlem Stolze, in hohem Bewußtſein auf Ihre Reihen zu blicken, und der Erſte, wie der Letzte in der Armee, wird dann mit Hochgefühl zu ſich ſelber ſagen können: Ich bin Soldat! (nimmt Hut und Stock).

Major (lebhaft).

Das ſage ich jetzt ſchon, Herr!

Lafontaine.

Bis dieſer hehre Augenblick eintritt, gönnen Sie der Aufklärung, in Ihrem häuslichen Kreiſe zu wirken; gönnen Sie dem Herzen eine Stimme, und machen ein paar gute Menſchen glücklich. (geht.)

Major (ihm nachrufend).

Lafontaine!

Lafontaine (wendet ſich halb).

Nun?

Major.

Sie conjonniren mich.

Lafontaine (gemüthlich).

Ich ſollte nicht meinen.

Major.

Zum Teufel, Sie wiſſen, daß ich mein Ehrenwort gegeben habe!

Lafontaine.

Wem?

Major.

Mir ſelber.

Lafontaine.

Deſto bequemer!

Major.

Wie ſo?

Lafontaine (mit Humor).

Geben Sie ſich's auch ſelber wieder zurück! (ab.)

Dritter Auftritt.

Major. (hernach) Feldwebel.

Major.

Ein braver Kerl, aber ein Pfiffikus durch und durch. hm! — Er meint es wohl gut, aber zum Teufel! Ich meine es auch gut, und die Pflichten, die ein Mann von Ehre gegen ein heilig gelobtes Wort hat, wird er mir doch nicht aus dem Sinne kanzeln. Zwingen kann ich den Burſchen nicht, und das Einzige, was ich thun kann, iſt — daß ich ihn nicht in das Netz locken laſſen will. Donnerwetter, Paſtor! Heißt das nicht chriſtlich handeln? Fängt er ſich aber ſelber, dann löſe ich mein Ehrenwort und lache das ganze Krämercollegium aus. — Feldwebel!

Feldwebel (tritt durch die Mitte ein).

Herr Obriſtwachtmeiſter!

Major.

Er kennt den Sohn des Kaufmanns Werner?

Feldwebel.

Iſt doch der Alte ein Special des Herrn Obriſtwachtmeiſters.

Major.

Damit iſt's vorbei. Wir haben Feindſchaft miteinander.

Feldwebel.

Abgemacht! Soll ich ihn durchhauen laſſen, Herr Obriſtwachtmeiſter? Oder alle zwee Beene?

Major.

Warum nicht gar! Läßt ſich aber der junge Herr hier ſehen, hier im Ordonnanzhauſe ſehen — wird er feſtgenommen.

Feldwebel.

Abgemacht! Kommt in die Rekrutenkammer; nich ſo?

Major.

Abgemacht! Will den Neumodigen das Handwerk schon legen!

Feldwebel.

Ja, Herr Obristwachtmeister, es is um die schwer' Noth zu kriegen, mit die Aufklärung. Kommt mir neulich so ein neumodiger Beurlaubter und will vor dem Herrn Obristwachtmeister, um — wie er schmustert — seine Rückkunft anzuzeigen. Den habe ich aber gefenstert! Schlingel, sagte ich, es heißt uf deutsch: ich melde mir retour.

Major.

Na, schon gut. Rechts um! Gut aufgepaßt!

Feldwebel.

Abgemacht! (macht kehrt. kehrt! und geht durch die Mitte ab.)

Major.

Es ist eigentlich eine Schande, wenn ein Stabs-Officier mit einem Krämer Krieg führt; aber mein Wort ist einmal gegeben, also los auf den Feind!

Vierter Auftritt.

Major. Friederike (aus dem linken Seitenzimmer).

Friederike (befangen).

Guten Morgen, lieber Vater!

Major.

Bataillon! Das ist nun schon der Zweite, den Du mir bietest; welcher von Beiden soll gelten?

Friederike.

Beide, lieber Vater!

Major.

Kleine, Du bist verrückt; hast eine arme Sünder-Miene. Was gibt's? Heraus damit!

Friederike.

Ach — ich bin so ängstlich —

Major.

Hast etwa ein böses Gewissen? Oder etwas auf dem Herzen? Rück' an!

Friederike.

Sie haben Verdruß gehabt, lieber Vater; denn ich hörte Sie heftig reden. Gewiß wieder in Dienstsachen? Ja, der fatale Dienst!

Major (barsch).

Was hast Du gegen den Dienst, Kleine?

Friederike (erschrocken).

Nicht das Mindeste, lieber Vater.

Major.

Soll Dir auch gerathen sein! (für sich.) Ich rieche den Braten schon; die Spitzbübin hat sicher durch's Schlüsselloch spionirt. Warr'! (laut.) Kümmere Dich nicht um Angelegenheiten des Mannes, kommandire nach wie vor im Hauswesen, und studire fleißig den Krimstrams, den Dir die Perückenhänse in den Kopf jagen wollen.

Friederike.

Sie sind so gütig, mein Vater, lassen mich mit so großen Kosten in Allem unterrichten —

Major.

Verfluchte Schuldigkeit! Bin ich in derlei Dingen ein Dummbart geblieben, so sollst Du mir keine Gans geheißen werden, damit, wenn Du einmal in den Ehestand springst —

Friederike (rasch).

Nicht wahr, der alte Herr Werner war hier bei Ihnen?

Major (für sich).

Aha! (trocken.) Vorhin, ja. Weshalb?

Friederike.

Ich mag den alten Herrn gar wohl leiden.

Major (wie oben).

Den Alten? (Eifersüchtig). Nicht wahr, den Alten?

Friederike (schlägt die Augen nieder).

Wen sonst!

Major (nach einer kurzen Pause ihr plötzlich in's Gesicht).

Du hast gehorcht, Dirne!

Friederike (heftig erschrocken und sehr laut).

Ach Gott, ja, Vater!

Major.

Also bin ich mit Spionen umgeben? Himmel Kreuz-Tausendsapperment! Ich lebe auf dem Kriegsfuß, und Du spionirst? Bist wohl gar schon zu dem Feinde übergegangen?

Friederike (offen und ehrlich).

Ach ja, lieber Vater!

Major.

Damit ist's nichts mehr; schlag' Dir den Jungen aus dem Sinn! Taugt nicht für Dich!

Friederike.

Ich habe immer geglaubt, für mich wäre er gut genug.

Major.

Du weißt, worauf ich mein Wort einmal gegeben habe.

Friederike.

Ehrlich gesagt, ich war ganz ruhig dabei, und habe es nur für Scherz gehalten.

Major.

Donnerwetter! Glaubst Du Naseweis, daß ich mit einem Ehrenworte scherze? Verfluchte Zumuthung von allen Seiten! Wofür hält man mich denn, in's drei Teufelsnamen! Glaubt man etwa, ich sei kindisch geworden?

Friederike.

Lieber Vater, gönnen Sie mir ein Wörtchen; aber ja nicht böse werden, bitte, bitte!

Major.

Daß Du ſchmeicheln kannſt, weiß ich längſt. Mein Herr Vater ſagte immer: alle Weibsleute ſind Katzen.

Friederike.

Die ſelige Mutter auch?

Major (lebhaft bewegt).

Nein! — (Brigand). Nein! — Ein Schuft von einem Kerl, der ſo etwas von ihr ſagt! — Meine Selige war — eine arme — (in ſich) arme — (halb laut, mit geſenktem Haupte ſtarr vor ſich hinſehend) Dulderin!

Friederike.

Bei Ihrem Andenken beſchwöre ich Sie, das Glück Ihrer Pflegetochter, welches nun einmal von dieſem Bunde, dem Sie ſelbſt das Wort redeten, abhängig iſt, nicht zu zerſtören. Sie beſeitigten zu ſeiner Erlangung ſo viele Schwierigkeiten und bannen es nun in unabſehbare Ferne. Aber nein, ſo grauſam iſt mein Vater nicht, ſo ſehr kann er ſein gutes Herz nicht verläugnen.

Major.

Element noch einmal! Ich darf dem Herzen nicht folgen! Damit Du aber ſiehſt, daß ich wie ein ehrlicher Militaire handle, ſo höre mit aufmerkſam zu; Du ſetzeſt Dich augenblicklich hin und ſchreibſt Deinem Friedrich —

Friederike.

Ach! Iſt er denn noch der Meinige?

Major.

Hagel und Wetter! — Unterbrich mich nicht! (fortfahrend.) Alſo — ſchreibſt dem jungen Werner, er habe es ſeinem übermüthigen, eigenſinnigen Vater zu danken, wenn in ſeine Hoffnungen eine Breſche gekommen wäre. Er ſollte es ſich aber nicht beikommen laſſen, dafern er ſich nicht freiwillig ſtellt, das Ordonnanzhaus fürder zu betreten: denn er kenne die Folgen und kein Teufel könne ihn ſodann ſchützen. Du weißt es, daß er nach der Werbeordre dem Rocke des Königs, überſchreitet er dieſe Schwelle ohne Meldung, unwiderruflich verfallen iſt. Deshalb warne! Biſt Du nun zufrieden?

Friederike (wirft in Thränen aus und bedeckt mit dem Tuche ihre Augen).

Major.

Kreuz-Tauſend-Element noch einmal! Iſt es noch nicht recht? Was Ihr von mir wollt, geht nun einmal nicht an! Wirſt Du alſo aufhören mit Flennen! — Sieh, Rike! Ich meine es gut mit Dir; Du biſt ein grünes Ding, kennſt die Welt nicht, wie ich alter Degenknorf. Du marſchirſt ins Leben mit fliegenden Fahnen, Pauken und Trompeten, bei klingender Zanitſcharenmuſik, haſt aber keine Augen und Ohren für das, was hintendrein kommt, für den Nachtrab, für das Ach und Weh der Meſſirten! — Sieh! Kind — wir ſind ja allein. Komm her, ſetze Dich zu mir! (Sie ſetzen ſich.) Sieh nur — wir Männer taugen alle nichts!

Friederike (ſeufzend).

Ach, mein Friedrich taugt wohl!

Major (heftig).

Er taugt nichts, ſage ich Dir; denn — noch einmal: wir taugen alle nichts. — Ich habe auch einmal meine Manöuvres gemacht, ſo gut, wie der Junge da, aber — wenn Du nur meine Selige fragen könnteſt — auch wir marſchirten im großen Paradeſchritt, mit Fahnengepränge und klingendem Spiele; aber — wie lange währte es? Die Fahnen waren bald zerriſſen, Pauken und Trompeten verſtimmt! — Ja, ja! Sie war die Sanftmuth, die Milde ſelbſt — und ich dagegen, rauh, heftig, ja grob —

Friederike.

Hören Sie auf, mein Vater! Sie waren ſtets gut und lieb.

Major.

Das iſt nicht wahr! Hab' ſchlecht an ihr gehandelt —

Friederike.

Nie, nie! —

Major.

Bodenſchlecht, ſage ich Dir! Zwanzigmal wollte ich mir eine Kugel durch den Schädel jagen, aber — man hat doch auch ſeine Religion — hätteſt Du nur da drin (ſchlägt ſich vor die Bruſt) in des armen Sünders Bruſt leſen können — Du warſt noch zu klein — wie das Gewiſſen Allarm ſchlug, als ſie vor mir im Sarge lag — die kreuzbrave, die fromme Dulderin — der ich — der ich — bei Lebzeiten — Hagel-Donnerwetter! Die Thränen laufen mir über die Backen!

(eilt ins linke Seitenzimmer.)

Fünfter Auftritt.

Friederike (allein).

Iſt es denn möglich, daß ein ſo tief fühlender, ſo herzensgeſunder Mann ſich ſelbſt und ſeinen Werth ſo ſehr verkennen kann! — Keine Hoffnung, wohin ich mich auch wenden mag; denn dem unbeugſamen Sinn meines Vaters ſteht der Eigenſinn des Andern und der Drang der Verhältniſſe zu ſchroff gegenüber. Arme Friederike! So nahe dem Ziele deiner Wünſche, wirſt du unbarmherzig dem Grame und Kummer preisgegeben! Doch ſtille deine Klagen, ſpare die Thränen für dein einſames Kämmerlein, jetzt gilt es, den Geliebten zu warnen. (indem ſie ſich zum Schreiben ſetzen will, tritt Friedrich ein.)

Sechster Auftritt.

Friederike. Friedrich (durch die Mitte).

Friedrich (auf sie zueilend).
Meine Friederike!

Friederike (erschrocken zurückspringend).
Um Alles in der Welt, Friedrich!

Friedrich.
Entsetzt Dich mein Anblick so sehr?

Friederike.
Fort, fort von hier! Ich beschwöre Dich!

Friedrich.
Wie soll ich das nehmen? Ist der Groll des Vaters auch auf die Geliebte übergegangen?

Friederike.
Versündige Dich nicht; aber bei Allem, was Dir heilig ist, verlasse mich und dieses Haus auf der Stelle, oder Du bist verloren!

Friedrich.
Wie?

Friederike.
Leise, leise, Geliebter! — (Lise und rasch.) Bedenke, daß Du im Ordonnanzhause und in der unumschränkten Gewalt meines Vaters bist! Wird man Dich gewahr, bist Du Rekrut und eingekleidet. Du kennst die Gesetze; nirgends werden sie strenger, als hier im Grenzorte, aufrecht gehalten. Mein Vater selbst hat mich beauftragt, Dich zu warnen. Fort, fort aus diesen Mauern, oder Du bist verloren! — Ach, ich kann nicht mehr!

Friedrich.
Fasse Dich, Geliebte! So weit kann er die Grausamkeit nicht treiben.

Friederike.
Verlaß Dich darauf; Dein Vater hat ihn zu sehr gereizt, und die Ordre ist schon gegeben.

Friedrich.
Mag es sein — ich bleibe.

Friederike.
Um Alles in der Welt, willst Du mich Arme noch elender machen, als ich es ohnehin schon bin?

Friedrich.
Sollen wir, die wir nur gegenseitige Liebe verschuldeten, ein Opfer des Stauer- und Eigensinnes werden, so sei es denn! Sie sollen sehen, daß auch ich auf eigenem Sinn bestehen kann. Ohne Dich gilt mir das Leben nichts. Todt bin ich einmal für den Weltverkehr, und ich werde ein Opfer meiner Liebe, sogar unleidlich es ist, zu tragen wissen. Ich bleibe.

Friederike.
Aber Dein Vater!

Friedrich (tief ergriffen).
Ach, mein guter Vater, dem ich eine Stütze sein sollte, der Gram wird ihn in die Grube senken!

Friederike.
Und Du kannst noch wanken? Pfui, Friedrich, das ist Dein Ernst nicht! Kennst Du Deine heiligsten Pflichten so wenig? Nein, Geliebter, laß uns schweigen, dulden — und hoffen! Ich fordere jetzt von Dir, daß Du mich verlässt; stellen wir dem Wahne eine ruhige, christliche Ergebung entgegen, und schwinden endlich unsere schönsten Hoffnungen gänzlich, wir werden dennoch in der Erfüllung unserer Pflichten ein siegreiches Beispiel der Leidenschaft gegenüber stehen.

Friedrich.
Ja, mein heldenmüthiges Mädchen, Du gibst mich mir selber wieder; meine Treue bewahre ich Dir.

Friederike.
Wie ich Dir, die meine!

Friedrich (sie umarmend).
Und nun fort, ehe es zu spät wird! Lebe wohl, Geliebte! (will ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Feldwebel.

Feldwebel.
Halt!

Friedrich (zurückfahrend). } (zugleich).
Ha!

Friederike. }
Weh! Es ist zu spät!

Feldwebel.
Er ist mein Arrestant! — Abgemacht!

Friedrich.
Auf wessen Befehl?

Feldwebel.
Das geht ihn nichts an!

Friederike.
Er wird doch menschlich sein —

Feldwebel.
Warum nicht gar! —

Friederike.
Mein Vater selbst hat mir befohlen, den jungen Mann zu warnen, das Ordonnanzhaus nicht mehr zu betreten.

Feldwebel.
Hätt' er d'hun sollen! Nun habe ich ihn klamm.

Friederike.
Und meine Bitten vermögen es nicht, ihn zu rühren!

Feldwebel.
Nee.

Friederike.

Er könnte meinen Thränen widerstehn?

Feldwebel.

Ja. Abgemacht!

Friederike.

So wird mein Vater selbst — (will gehen.)

Friedrich.

Halt, Friederike! Gedenke Deines Worts! Ruhige Ergebung! Man wird auch mich gefaßt finden!

Feldwebel.

Faß' er sich lieber kurz und mach' er kehrt!

Friederike.

Unselige Verzögerung, die ich, ich selber verschuldet habe! Er wird, er muß mich hören!

Friedrich.

Ich verlange sogar von Dir, daß Du meinetwegen kein Wort verlierst. Laß uns schweigen und dulden! Leb' wohl, Friederike!

Friederike (an seine Brust stürzend).

Mein Friedrich!

Feldwebel (für sich).

Donnerwetter! Der hat beim Frölen eine gute Nummer!

Friedrich.

Fasse Dich, mein Mädchen! (zum Feldwebel.) Wie lautet die Ordre?

Feldwebel.

Vor der Hand, Hausarrest. — Ohne Sorgen, Frölen, noch thut ihm Keener nichts. Erst wenn's an's Exerzieren geht, (schwingt den Stock) kommt der an die Reihe. Rechts um! Marsch!

Friedrich.

Sei stark, wie ich! (geht durch die Mitte ab.)

Feldwebel.

Abgemacht! (folgt ihm.)

Achter Auftritt.

Friederike, dann Lafontaine, zuletzt Feldwebel.

Friederike.

Stark soll ich sein? Allerdings muß ich es wohl, obschon ich nicht weiß, woher dazu den Muth nehmen. (Lafontaine tritt durch die Mitte ein.) Wer kann mir Trost geben; wer die Gebeugte aufrichten? Ha, mein guter Engel erscheint! Sie, nur Sie vermögen es, ach! Herr Pastor — (will ihm wehmend die Hand küssen.)

Lafontaine (der es verhindert, freundlich).

Ruhig, liebes Fräulein! Ich weiß Alles.

Friederike.

Sie sehen mich in Verzweiflung.

Lafontaine.

Man soll nie verzweifeln! Weder im Sturm der Freude, noch im Uebermaß des Schmerzes finden Sie den rechten Weg, der zum Ziele führt.

Friederike.

Sie haben noch Hoffnung?

Lafontaine.

Wehe dem, der sie nicht hegen kann, noch will und kleinmüthig verzagt! Wie sagt Overbeck?

„Nicht doch, lieben Brüder!
„Ist dies unser Muth?
„Schlagt den Kummer nieder.
„Es wird Alles gut!"

Friederike.

O nein, nein! Es wird nicht gut!

Lafontaine (sie bei der Hand nehmend).

„Aufgeschaut mit Freuden,
„Himmelwärts zum Herrn!
„Seiner Kinder Leiden
„Sieht er gar nicht gern."

Friederike.

O, Sie guter, lieber, frommer Mann!

Lafontaine.

Die wahre Frömmigkeit, liebes Kind, ist der beste Trost im Leiden, darum halten Sie fest an ihr; es könnte sogar nicht schaden, wüßten wir auch Ihrem Vater eine kleine Dosis beizubringen. Indessen, das geht nun einmal so leicht nicht an; wir müssen bei ihm das Gute auf etwas krummen Wege zu Tage fördern, und da wir jetzt von der Kanzel herab nicht auf ihn wirken können, so wollen wir es einmal bei einer Flasche Wein versuchen. —

Friederike (ihn zweifelhaft anschend).

Herr Pastor!

Lafontaine.

Oder glauben Sie etwa, die Pastoren verschmähten den goldenen Rebensaft? Nein, wir halten es in dieser Hinsicht so treu mit dem Liede des alten Wandsbecker Boten, wie jener mit der Frömmigkeit und dem Glauben. — Also noch einmal: frischen Muth!

Feldwebel (tritt durch die Mitte, salutirt vor Lafontaine und geht quer über die Bühne zum Zimmer des Majors).

Lafontaine (ihm nachrufend).

Feldwebel!

Feldwebel (sich wendend).

Herr Pastor!

Lafontaine.

Hat ihm der Regimentsquartiermeister Kamlah einen Auftrag gegeben?

Feldwebel.

Gehe eben zum doppelten Rapport.

Lafontaine.

Gute Verrichtung!

Feldwebel.

Abgemacht! (salutirt und geht in des Majors Zimmer.)

Lafontaine.

Sie müssen wissen, daß der Regimentsquartiermeister Mitwisser und Vertrauter eines Planes ist, von dem sich vielleicht etwas erwarten läßt. Dem jungen Werner flüsterte ich einige Worte zu, Kamlah unterweist ihn ferner und zum alten Werner ist bereits gesandt worden. — Sie werden uns ein Frühstück herrichten lassen, ein Frühstück zu vier Personen; richten Sie es aber so ein, daß im Nothfall eine fünfte versorgt werden kann.

Friederike.

Ach, mein Vater ist so übel aufgelegt! —

Lafontaine.

Erlauben Sie, Kind! Ich glaube schärfer zu sehen; er liegt im Kampfe mit seinen Gefühlen; sieht ein, daß er Unrecht thut, und will es sich selber nicht gestehen. So weit geht die Macht der Vorurtheile! Eine frohe Gesellschaft kann ihm in seiner jetzigen Stimmung nur willkommen sein, und für eine zweckmäßige Abwechslung lassen Sie mich Sorge tragen. Sehen Sie jetzt zu ihm, verschonen Sie ihn mit jeglicher Bitte und lassen Sie uns ruhig gewähren. Wie hieß es vorhin? „Schlagt den Kummer nieder, es wird Alles gut!“

Friederike.

Das gebe Gott! Schelten Sie mich aber nicht, wenn bange Zweifel mich bedrängen! (geht zum Vater und begegnet dem Feldwebel in der Thüre.)

Feldwebel.

Zustement wollt' ich das Frölen rufen.

Friederike.

Ich komme! (ab.)

Neunter Auftritt.

Lafontaine. Feldwebel.

Lafontaine.

Feldwebel!

Feldwebel.

Herr Pastor!

Lafontaine.

Hat er neue Ordre erhalten im Betreff des Arrestanten?

Feldwebel.

Ne. Er geht frank und frei im Hause umher. Mit dem Desertiren ist's nischt, dafür haben wir gesorgt. Er kriegt noch heute Morgen die Montur. —

Lafontaine.

Schon gut!

Feldwebel.

Herr Pastor!

Lafontaine.

Nun?

Feldwebel.

Darf ich was fragen?

Lafontaine.

Frage er getrost!

Feldwebel.

Wenn nur — hol' mich der Teufel, es wird dummes Zeug sind! —

Lafontaine.

Wenn auch; thu' er mir aber dafür den Gefallen und laß' er den Teufel nicht bei jeder Gelegenheit über die Zunge. —

Feldwebel.

Ja, es ist zum Teufelholen; aber er wutscht darüber weg, man weeß nich wie! —

Lafontaine.

Nun — Seine Frage?

Feldwebel.

Wo haben Sie denn das Allens her?

Lafontaine.

Was?

Feldwebel.

Nun — das Reden — un die Geschichten alle — denn der vorige Pastor war ein stockdummer Kerl.

Lafontaine.

Schäm' er sich, in solchen Ausdrücken von seinem Seelsorger zu reden!

Feldwebel.

Ja, ich kann mir nicht helfen! Sehr erschrecklich brüllen konnte er, das war aber Allens. — Sie aber — in den Lectionen, die der Herr General anbefohlen hat — Sie erzählen so schönen Soldaten-Geschichten, von die — na, wie heißen die Kerle!

Lafontaine.

Römer und Griechen.

Feldwebel.

Die meene ich. Das sind ja aber Dinge, die vor etlichen tausend Jahren passirt sind.

Lafontaine.

So ist es.

Feldwebel.

Na, und dunnemalen haben Sie doch noch nicht gelebt; also machen Sie uns wohl was weiß?

Lafontaine.

Nicht doch!

Feldwebel.

Sie sind ja aber nicht dabei gewesen, Herr Feldprediger!

Lafontaine.

Wenn auch!

Feldwebel.

Woher wissen Sie denn das?

Lafontaine.

Aus Büchern, worin man aus jenen Zeiten und Ländern uns die Nachricht hinterlassen hat.

Feldwebel.

So ist das Alles wahr?

Lafontaine.

Freilich!

Feldwebel.

Kurios! Ich habe gedacht, das wäre immer so gewesen, wie im Preußischen.

Lafontaine.

Nun ist er des Besseren belehrt.

Feldwebel.

Abgemacht! — Guten Morgen, Herr Pastor!

Lafontaine.

Gleichfalls!

Feldwebel (salutirt, geht und kehrt in der Thüre um). Herr Pastor!

Lafontaine.

Was noch?

Feldwebel.

Der Vorige war doch ein dummer Kerl. Abgemacht! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Lafontaine (den Kopf schüttelnd).

Ja, ja, die Zeit hat etwas aufzuräumen! Aber — sie wird es segenbringend, deß bin ich gewiß. — Wenn übrigens die Hochgestellten noch lernen müssen, was kann man von den Subalternen verlangen? Jetzt läßt sich aber auf nichts, als auf Erzielung eines glücklichen Erfolges für unsere Pläne denken; indessen — Vertrauen gibt Muth! —

Eilfter Auftritt.

Lafontaine. Major (aus seinem Zimmer).

Major.

Willkommen, Pastor! Sie kommen zur guten Stunde!

Lafontaine.

So gebe Gott!

Major.

Ereüre, der hat wohl bei einem Frühstück, wie wir es genießen wollen, nichts zu thun. —

Lafontaine.

Sie irren, Herr Major!

Major (aufgebracht).

Ach was — Major! — Freund sollen Sie sagen! — Der Teufel ist Ihr Major!

Lafontaine (lachend).

Das ist das Erste, was ich höre.

Major.

Was?

Lafontaine (immer ernst).

Der Teufel — Schutzpatron eines Pastors!

Major (ebenfalls lachend).

Ha! ha! ha! ich Dummbart! Sehen Sie, Pastor, das kommt davon, wenn man nicht weiß, was man spricht.

Lafontaine.

Schadet nicht. (ernsthaft.) Weiß man nur, was man thut, vermag man es nur zu verantworten.

Major (ernst und forschend).

Soll das etwa ein Hieb sein?

Lafontaine.

Bewahre; eine allgemeine Bemerkung. Ich kam eigentlich ein wenig, meinen Aeschylus zu studiren. (zieht sein Buch aus der Tasche und legt es auf den Tisch.)

Major.

Wer war der Kerl?

Lafontaine.

Der Schöpfer des griechischen Theaters.

Major.

Also ein Commödiant!

Lafontaine.

Bitte um Vergebung; er dichtete nur Tragödien, Trauerspiele.

Major.

So soll er mich ungeschoren lassen! Ist wohl auch so einer von den Perückenhänsen, die den Hanswurst in Leipzig verbannt haben?

Lafontaine.

Ein Reformator war er allerdings; aber so arg ist er seiner Zeit doch nicht vorausgeeilt. Er war ein Grieche.

Major.

So lassen Sie für heute den undeutschen Kerl; Kamlah hat sich ein Frühstück bei mir bestellt, und ich denke, Sie schlagen es mir nicht ab, mein Gast zu sein.

Lafontaine.

Im Gegentheil, ich rechne es mir zur Ehre.

Major.

Donnerwetter! Wir wollen einmal vergnügt sein!

Lafontaine.

Das muß man sich nicht vornehmen.

Major.

Verfluchte Schulmeisterei! Warum denn nun wieder nicht?

Lafontaine.

Weil sich's nicht voraus sehen, die Fröhlichkeit nicht commandiren läßt, und wir sammt und sonders nicht wissen können, wie unser Frohsinn getrübt werden kann.

Major.

Wer mich darin stört, kommt ins Loch.

Lafontaine.

Zum Beispiel — ich?

Major.

Ne, Sie nicht.

Lafontaine.

Oder Kamlah?

Major.

Auch nicht.

Lafontaine.

Sie selber etwa?

Major.

Ach, ich dachte gar! — Kreuzbataillon, drehen Sie mir die Worte nicht im Munde herum! (zwei Bedienten bringen einen gedeckten Tisch, setzen vier Stühle und gehen ab.) Sieh da, der Feind rückt an! — Es bleibt also dabei, wir wollen fröhlich sein, und ein gutes Glas Wein verschmähen Sie nicht. Gelt?

Lafontaine.

Es ist ja nicht das erste, was wir miteinander leeren.

Major.

Das gefällt mir eben von Ihnen. Mit den alten Schwarzröcken ist sonst gar nichts anzufangen. Kreuz-Tausend-Element! Gewöhnlich versalzen sie Einem die Brühe, wenn es am besten mundet.

Lafontaine.

Das müssen Sie auf Rechnung der frühern Zeit und ihre damaligen Anforderungen schreiben. Harmlose Fröhlichkeit ziemt Jedermann, weß Ranges und Standes er auch sei.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Kamlah, hernach Friederike.

Kamlah (zum Major).

Grüß' Dich Gott, alter Ziegrimm! Servitör, Herr Pastor!

Lafontaine (verbeugt sich stillschweigend).

Major.

Der Ziegrimm sei Dir vergeben, wenn Du gute Laune mitbringst.

Kamlah.

Gute Laune nebst Hunger und Durst. — Seit dem früh'sten Morgen liege ich mit einem verrackten Burschen in den Haaren und kann nicht zu Stande mit ihm kommen.

Major.

Trägt er Portépée, muß er vor die Klinge; ist's ein Civilist, gehört ihm die Fuchtel.

Kamlah.

Leider ist er schon maustodt.

Major.

Kreuzbataillon, das versteh' ich nicht! — Platz genommen, Ihr Herren! (Sie setzen sich, der Major an die linke, Lafontaine an die rechte Ecke, Kamlah in die Mitte.) Wie heißt der Kerl?

Kamlah.

Adam Riese.

Major.

Kenn' ich nicht. Ist wohl ein Jude? Zum fröhlichen Willkomm! (Sie trinken an.)

Lafontaine und Kamlah.

Gutes Wohlsein!

Kamlah.

Warum nicht gar ein Jude! Ein Spitzfündikus von Rechenmeister war es. — Meine Listen vom letzten schlesischen Spaziergange — denn anders mag ich den Campagne-Anlauf nicht nennen — wollen mit denen des Lieferanten nicht stimmen.

Major.

Ja, ja, binde nur mit einem Krämer an, so hat Dich der Teufel schon zur Hälfte geholt! Aber ich muß die Nike holen. (geht ins Nebenzimmer links.)

Lafontaine.

Was meinen Sie, Kamlah?

Kamlah.

So leicht wird er sich natürlich nicht legen; aber wenn Eins zum Andern kommt, kehrt er schon zur gesunden Vernunft zurück. — Sein Herz ist gut, darauf baue ich, und den Waffen, womit Sie fechten, wird er — fügt sich Alles gut — nicht zu widersteh'n vermögen. —

Major (Friederiken aus dem Zimmer ziehend).

Ei was, Jungfer Zimperlich! Du sollst und mußt mit uns frühstücken!

Lafontaine.

Mein Fräulein, wollen Sie uns einen Korb geben?

Kamlah.

Kommen Sie getrost, liebe Kleine! Sie haben nichts zu fürchten. Setzen Sie sich zu mir! Freilich sind Sie dann von zwei Militairen blokirt, aber (auf Lafontaine) da bestreicht uns eine Batterie zu Ihren Gunsten.

Friederike (setzt sich).

Major.

Und zwar eine gut gerichtete Batterie; jeder Schuß sitzt.

Lafontaine.

Das liebe Fräulein bedarf keines Schutzes. „Ein frommes, gottesfürchtiges Weib ist ein seltsames Gut, viel edler und köstlicher, als eine Perle." — So sagte schon Doctor Luther; und wer möchte ein so köstliches Gut nicht achten und ehren? Dies Glas der Schönheit und Tugend! (trinken).

Friederike (steht auf und verbeugt sich.)

Kamlah.

Bravo, Lafontaine!

Major.

Da, Katz', hast 'n Fisch! Ja, der versteht's; das hätte der vorige nicht herausgebracht!

Kamlah.

Aber, was ist Ihnen, liebes Fräulein? Sie sehen blaß. Hat Ihnen der Ingrimm etwa eins aufgespielt? Nimm Dich in Acht, sonst kommen wir Dir in die Parade!

Major (getroffen).

Laß mich zufrieden!

Kamlah.

Aha! Die Sache ist faul! Schlage auf die Brust, alter Sünder, und bitte um Pardon! (zu Friederike) Hat wohl wieder einmal einen Gesuch abgeschlagen, ist wohl wieder eigensinnig gewesen? Er soll daran, auf meine Ehre, er soll daran, er muß daran!

Friederike (seufzend).

Ach nein!

Major.

Ja, Du wirst ihn zwingen!

Kamlah (launig).

Allons! Allons! Keine Demarchen, niedergekniet, zugesagt und Pardon gebeten!

Major.

Himmel! Hölle! Donner —

Lafontaine.

Der König! —

Major.

Ja so! —

Lafontaine.

Der König wird, wie es heißt, mit dem Kaiser Leopold in Pillnitz eine Zusammenkunft haben.

Kamlah.

Damit wir den Spaziergang nach Schlesien nicht repetiren müssen. Darauf sei ein Glas geleert! (zum Major) Angestoßen, alter Muckebold! Prosit, lieber Lafontaine! (Sie stoßen an).

Lafontaine.

Mich zu bedanken, lassen Sie mich einen zweiten Toast bringen: Uns wohl und Niemand übel!

Major.

Nehmen Sie mir's nicht krumm, aber darauf trinke ich nicht!

Lafontaine.

Und weshalb nicht?

Kamlah.

Laßt ihn reden, denn ich wette Kopf und Kragen, er blamirt sich wieder!

Major (zu ihm).

Halt's Maul!

Kamlah.

Brav, alter Bursche! (zu Friederike) Nun wird er höflich!

Major.

Wenn nun Hinz oder Kunz mein Feind, mir zuwider, dem sollte ich nichts Uebeles wünschen?

Lafontaine.

Das thut kein guter Christ; also: uns wohl und Niemand übel! (Steht auf und hält ihm das Glas hin.)

Major.

Na, meinetwegen! (alle Vier stoßen an.)

Kamlah (singt).

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
„wir gäben ihm den Wein!"

Alle (singen).

„Wir gäben ihm den Wein, wir u. s. w."
(es wird abermals angestoßen, Friederike stützt nachmals an des Vaters Brust.)

Major.

Was soll das? — Thränen? — Nicke, nimm Dich in Acht! Ich habe mein Wort gegeben: wer traurig ist, kommt ins Loch!

Kamlah (zu Friederike).

Setzen Sie sich um's Himmelswillen, denn sonst müssen Sie daran glauben! Wenn der einmal sein Ehrenwort gibt, so hält er es Punkt für Punkt.

Major.

Das thut er auch.

Kamlah.

Gesetzt, der Wein stiege ihm zu Kopfe und er gäbe sein Ehrenwort darauf, Morgen mit der Nachtmütze auf die Parade zu kommen, kein Teufel brächte ihn von diesem heilsamen Entschlusse ab.

Major.

Du bist und bleibst ein — Hanswurst!

Lafontaine.

Also ein guter Deutscher.

Major.

Was verstehen Sie, Franzose, davon?

Lafontaine.

Ich bin kein Franzose.

Major.

Haben doch die vertrackten Fabeln geschrieben! die mich schon in der Jugend coujonnirt haben —

Kamlah.

Sagte ich's nicht, er wird sich blamiren! Sieh' nur unserm Lafontaine an, und zähle dagegen Deine Jahre!

Major.

Ja, Donnerwetter! 's ist wahr, das paßt nicht. Aber wie hängt denn das zusammen?

Lafontaine.

Sehr einfach. Der Fabeldichter Lafontaine,

ein Franzose, lebte zu Ludwig des Vierzehnten Zeiten, doch bin ich nur sein Namensverwandter, und in Braunschweig geboren.

Major.

Sieh' einmal! Wo die Mumme herkommt!

Kamlah.

Und die berühmte Wurst.

Major (lächelnd).

Mumme, Wurst und Lafontaine! Hahaha! Verfluchte Schwänke! Hahaha!

Lafontaine.

Sie haben mich gut eingefaßt, meine Herrn, und sollen dafür bedankt sein.

Major.

Es ist mir übrigens lieb, daß Sie kein Franzose sind, denn die taugen den Teufel nichts!

Lafontaine.

Vorurtheil!

Kamlah.

Sehr wahr. Haben wir doch in der preußischen Armee Staabsoffiziere, die, im Punkte des Vorurtheils, ebenfalls den Teufel nichts taugen.

Major (heftig).

Soll das auf mich gehen?

Kamlah (über den Tisch hinüber in's Gesicht).

Ja, hahaha! — Abgetrumpft!

Major.

Kreuz-Bataillon —

Lafontaine.

Keinen Streit, lieben Freunde! Kamlah hat übrigens Recht, denn die Macht des Vorurtheils ist leider sehr groß, und führt zu schweren Ungerechtigkeiten. Merken Sie sich das, lieber Major, und gönnen Sie unserm Freunde ein Wort über diesen Gegenstand, da er die Wahrheit an sich selbst erprobt hat.

Kamlah.

Verstehe, verstehe! ha! ha! ha! ich muß noch lachen, denke ich daran!

Major.

Gibt's über etwas zu lachen — heraus damit!

Kamlah.

Meinetwegen erzählen Sie, Pastor, wie auch ich mich blamirt habe. Ich muß dem Isegrimm doch eine Revange geben. —

Lafontaine.

Wir lagen in Hirschberg, und da unser verehrliches Offizierkorps nicht an den Feind konnte, beliebte es ihm, mit dem schlesischen Weine anzubinden, und der schuldlose Grüneberger mußte vor allen den Zorn der ruhmsüchtigen Helden tragen. Ich übernahm es, ihn zu rächen, und lud zu dem Ende die Herren Offiziere ein, um ihnen, wie ich vorgab, mit einem tüchtigen Glase Rheinwein, das Geschenk eines Amtsbruders, aufzuwarten. Er erfreute sich besonderer Anerkennung und Freund Kamlah bebürtete ihm zu Ehren mit dem Rheinweinliede des Wandsbecker Boten als Sänger.

Major (lachend).

Donnerwetter! Ist da der Wein nicht sauer geworden?

Kamlah.

Schlechte Witze werden verbeten.

Lafontaine.

Die Köpfe waren warm, und man stritt sich wirklich um den Geburtsort der wohlschmeckenden Sorte, bis ich, um dem Streite ein Ende zu machen, mit der Erklärung herausrückte — man habe sich an dem tief verachteten Grüneberger von 1780 zum Ladenpreis von drei Groschen delektirt.

Major.

Hahaha! Das sieht dem Kerl ähnlich.

Lafontaine.

Ich mußte für neue Zufuhr sorgen, und das Schlußresultat war, der Wein würde ganz vortrefflich sein, wenn er nicht Grüneberger hieße, und statt der drei Groschen mit einem Thaler bezahlt würde —

Major.

Ha! ha! ha!

Kamlah.

Ja, ja, ich war ein Esel, und pereat allen Eseln, die der Macht der Vorurtheile unterliegen!

Major.

Pereat diesen Eseln! Ha! ha! ha! (Sie stoßen an.)

Lafontaine.

Ich für mein Theil, trinke auf ihre Besserung.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Bedienter, dann Friedrich.

Bedienter (meldend).

Herr Werner!

Major.

Wer!

Friederike (erschrocken).

Mein Gott!

Kamlah (zu ihr).

Fassung! (zum Bedienten) Er ist willkommen!

Bedienter (ab).

Major (zu Kamlah).

Wer hat hier zu befehlen?

Kamlah.

Ich! Wenn das Gastrecht gilt.

Friedrich (tritt ein).

Kamlah.

Sieh, sieh, mein lieber Werner! Sie haben

mich wahrscheinlich in meiner Wohnung verfehlt, und suchen mich nun hier im Ordonnanzhause. — Hm! — ein gefährlicher Ort. Za, mit unserer Abrechnung wird es heute krumm aussehen. Aber setzen Sie sich doch zu uns. Wir sind fröhlich beisammen, und (auf den Major) meinem alten Freunde können Sie nur willkommen sein.

Major (der die Stirn runzelte, steht auf und sagt verdrießlich)

Nehmen Sie Platz, Herr Werner! (geht, ohne Theil an der Handlung zu nehmen, mit verschränkten Armen auf und ab).

Lafontaine.

Ein Couvert, liebes Fräulein!

Friederike (in peinlicher Verlegenheit, gibt mit gesenktem Blick ein Couvert).

Friedrich.

Herr Major, Sie werden entschuldigen —

Kamlah.

Kümmern Sie sich um den Griesgram nicht! Er vertritt sich die Grillen.

Friedrich (zu Friederike).

So erlauben Sie mir denn, mein Fräulein, ein Glas auf Ihr Wohl zu leeren.

Friederike (steht auf und verneigt sich).

Lafontaine.

Sie sind seit kurzer Zeit von einer großen Reise zurückgekehrt; erzählen Sie uns doch davon.

Friedrich.

Schwerlich werden meine Beobachtungen Ihnen genügen können.

Lafontaine.

Dem Verdienste schließt sich die Bescheidenheit an. Waren Sie nicht auch in China?

Friedrich.

Sie sagen es. Mein Stand machte es unumgänglich nöthig, und ich zähle die Bekanntschaft mit diesem höchst seltsamen Volke zu den lehrreichsten. Je mehr man seine Industrie anstaunen muß, um so tiefer verletzen uns die ihm anklebende rohe Indolenz, sein plumper Stolz, vor allem aber der jede Grenze überspringende Eigensinn, und die daran geknüpfte Macht des Vorurtheils (diese wirklich nicht brauchbarere Rede muß ganz unbefangen und ohne Bezug vorgetragen werden).

Kamlah.

Der haben wir übrigens so eben ein Pereat gebracht.

Friedrich.

Auf solchem Wege liegt denn diese wundersame Nation in stetem Kampfe mit sich selber, und man sagt nicht mit Unrecht von ihr, daß sie ihr alleiniger Feind sei, da sie das Verdienstliche in sich selber tödtet.

Kamlah (zum auf- und abgehenden Major).

Prosit Bruder, Dein Wohl!

Major.

Halt's Maul!

Kamlah.

Echt chinesisch!

Major (sehr ernst zu Friedrich).

Herr Werner, Sie haben sich der Rechte des Gastes hier erfreut; jetzt ersuche ich Sie, sich zu entfernen. Sie möchten im Vorzimmer bereits erwartet werden.

(Allgemeine Bestürzung. Pause.)

Friedrich (aufstehend).

Lebe wohl, Friederike! Mich ruft die Pflicht oder vielmehr — der Zwang! Herr Major, ich beneide mich eben nicht, Sie zum Vorgesetzten zu haben.

Major (heftig und drohend).

Bursche!

Friedrich.

Sie machen mich auf unnütze Ausgaben aufmerksam; ich vergeudete Summen, um China kennen zu lernen, und überfah' es — in der Ferne zu suchen, was ich im Vaterlande selber finden konnte. (er geht durch die Mitte ab.)

Major (im halb ärgerlichen Tone).

Naseweis! — aber wart'! — (drohend) Ich werde dich schon kriegen!

Lafontaine (aufstehend zu Kamlah).

Lieber Freund, wir haben, wie es scheint, Eulen nach Athen getragen, also, lassen Sie uns gehen.

Kamlah (ebenfalls aufstehend).

Einen Augenblick! Ich will den Knoten durchhauen, und zwar auf echt soldatische Weise, und mögen Sie nachher als kräftigere Wehr dem Sünder entgegen treten. (zum Major) Herr Bruder —

Major (barsch).

Was will der Herr Bruder — Sünder?

Kamlah.

Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, denn ich bin ein Sünder — aber ein Sünder, der sich erkennt — Du dagegen einer, der sich verläugnen will.

Friederike (aufstehend zu Kamlah).

Ach, Herr Regimentsquartiermeister, ich bitte für den Vater! —

Kamlah (zum Major, der stehen blieb, und starr vor sich hinblickt).

Hast Du es gehört, wie sich die Unschuld Deiner erbarmt, Du Erbarmungsbarer!

Major (heftig).

Kamlah!

Kamlah.

Ich verlache Deine Drohung. Meine Pistolen sind geladen und parat.

Lafontaine (sehr ernst und gemäßigt).

Liebe Herren und Freunde, entschlagen Sie sich der Selbsthilfsmittel, die nichts beweisen, und — zu nichts führen. Erlauben Sie mir dafür, Herr Major, ein ruhiges Wort mit Ihnen wechseln zu dürfen.

Friederike (auf ihn zustürzend und ihm die Hand küssend).

Ach ja; Sie, Herr Pastor, Sie allein können helfen.

Kamlah (unwirsch).

Halt's Maul — hat (auf den Major) der Chinese da eben sagen wollen.

Major (zu Lafontaine).

Was begehren Sie von mir? Rücken Sie an.

Lafontaine.

Ich bin zu bescheiden, um begehren zu wollen. Erlauben Sie mir nur —

Feldwebel (tritt meldend ein).

Herr Werner, der Ohle! (Alte)

Major.

Kommt mir der auch über den Hals? Herein mit ihm! Ich scheue keinen Teufel!

Feldwebel.

Abgemacht! (geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Werner, hernach der Feldwebel, zuletzt Friedrich.

Werner (im Eintreten).

Ist es denn möglich, daß Du die Grausamkeit so weit treiben kannst? Läßt meinen Sohn einkleiden, raubst mir meine letzte Stütze — oh, ich habe keine Worte für die Gefühle, die mich jetzt durchkreuzen!

Major.

Du kennst die Gesetze! Er ist im Ordonnanzhause, und demnach dem Dienste des Königs unwiderruflich verfallen.

Friederike (zu den Füßen des Majors).

Vater, erbarmen Sie sich!

Major.

Fort von mir!

Lafontaine (zum Major).

Sie haben mir vorhin das Wort gegönnt, und ich nehme es nun in Anspruch und zwar um so dringender, als es das letzte ist, was ich an Sie richten werde.

Major (stutzend).

Das Letzte?

Lafontaine.

Verlassen Sie sich darauf. — Eine Frage muß nothwendig vorangehen. Ist es Ihr unwiderruflicher Wille, den jungen Werner zum Soldaten zu zwingen?

Major.

Ich kann nicht anders — Mein Ehrenwort bindet mich.

Lafontaine.

Schlimm, sehr schlimm, daß auch solch' einem Ehrenmanne, wie Sie, Herr Major, begegnen kann, sein Ehrenwort aus Groll zu verpfänden. Es hat mir nie etwas so weh' gethan.

Major.

Mir auch; es ist nun aber einmal geschehen, und ich kann nicht anders.

Feldwebel (meldend).

Der Rekrute!

Major (fährt sich über die Stirne, dann aber gefaßt).

Herein mit ihm!

Feldwebel (öffnet Friedrich die Thür).

Friedrich (tritt in Uniform ein).

Feldwebel.

Da ist er. Abgemacht! (ab.)

Werner (die Hände ringend).

Mein Sohn, mein Sohn!

Friederike (Friedrich umarmend).

Friedrich!

Friedrich (zu Friederike).

Sei fest, mein Mädchen, wie ich!

Major (zu Friedrich).

Einen Augenblick (zu Lafontaine). Vollenden Sie!

Lafontaine.

Herr Obristwachtmeister, (Hut und Stock nehmend) ich zeige Ihnen hiemit an, daß ich mich jetzt zum General von Thadden begebe und auf Entlassung oder Dienstversetzung antragen werde.

Major (treuherzig auf ihn zugehend).

Warum das, Lafontaine?

Lafontaine.

Sie, Herr Obristwachtmeister, haben mich überfahren, und mich gelehrt, daß ich mein Amt dahier, mit Segen zu führen fürder nicht mehr im Stande bin. Ich will mich gern mit dem größten Theile der Schuld belasten, aber sagen Sie sich selber, was ich von meinem Wirken halten, mit welchem Gefühl ich das Wort des Herrn von heiliger Stätte verkünden soll, wenn mein Auge Sie trifft; wenn ich mit Schmerzen mir dann selber sagen muß: du hast tauben Ohren gepredigt! Ich würde mich und meine segensreiche Stellung vergessen und einer unziemlichen Leidenschaft verfallen, der ähnelnd, der Sie Ihr häusliches Glück zum Opfer brachten. Sie kennen mich; Sie wissen es, daß ich kein Zelote, kein Sectenheiliger bin; ich war froh mit Ihnen, aber

Sie mischten zu viel des Wermuths in den Becher der Freude, und so verlasse ich Sie in Schmerzen, als schlechter Vater, Freund, Christ und Soldat.

Major (aufwallend).

Herr!

Lafontaine.

Ich wollte, daß ich aus Hiob Ihnen zurufen könnte: „er soll erlöset werden, daß er nicht hinunter fahre in's Verderben!“ Aber Sie sehnen sich nicht nach Erlösung, doch will ich mich bemühen, Ihre Unbilde Ihnen klar zu machen. Sie erhoben sich zum Vater einer Waise, öffneten ihr glänzende Aussichten — um sie nur tiefer dem Grame zu überliefern; damit nicht zufrieden, vernichteten Sie in blindem Wahne das Familienglück eines Jugendfreundes, entschlugen sich beharrlich der Pflichten eines Christen, und machten sich zum schlechten Soldaten, indem Sie der Ordre Ihres Königs eine barmherzigkeitslose Deutung gaben, und seiner Armee einen Soldaten aufzwangen, weil Sie im unbedachten Augenblick ein unbedachtes Wort zum Pfande setzten. — Kommt, meine Freunde, komm Du arme, in der Blüthe zerstörte Blume — hier ist kein Segen für Dich zu hoffen.

(wendet sich mit den Uebrigen zum Gehen).

Kamlah (zum Major).

Herr Obristwachtmeister, vergessen Sie nicht, daß wir das letzte Glas Wein miteinander geleert haben! (geht.)

Major.

Kamlah! Auch Du?

Kamlah.

Ich verbitte mir von jetzt an jede Vertraulichkeit. Wir haben künftig in Dienstsachen mit einander zu verkehren. Kommt Freunde!

(ab mit den Uebrigen.)

Major (geht mit verschränkten Armen, einen Augenblick vor sich hinstarrend, quer über die Bühne, bleibt dann stehen, eilt rasch wieder zum Schreibtisch und schellt, der Feldwebel tritt ein.)

Lafontaine und die Uebrigen sollen einen Augenblick warten. Ein brennendes Licht! (Feldwebel geht und kommt mit dem Lichte, während der Major schreibt, zurück. Kurze Pause. Er drückt unter die Schrift sein Siegel). So! ich lasse bitten einzutreten.

Feldwebel.

Bitten? — den Soldaten auch?

Major.

Versteht sich. Rasch, rasch!

Feldwebel (in den Bart brummend).

Ich glaube den Herrn Major haben sie mürbe gekriegt. — Ich werde den Rekruten, wie die Ordre lautet, bitten einzutreten. Abgemacht! (Ab.)

Major (setzt sich mit geballter Faust auf den Tisch, die Kommenden erwartend).

(Pause. Alle treten ein.)

Lafontaine.

Sie haben befohlen, Herr Obristwachtmeister!

Major.

Gebeten. (zu Friedrich). Mein Sohn, Du weißt nun, wozu Du verpflichtet bist — (zu Lafontaine.) Hier, Lafontaine, meine Rechtfertigung! (gibt ihm das Papier.)

Lafontaine (liest. Alles ist in Spannung. Plötzlich eilt er auf den Major zu, schließt ihn in seine Arme, stürzt dann auf Friedrich zu und gibt ihm das Papier).

Herr Werner, Ihr Abschied!

Werner (der Vater).

(zusammen)
Himmel!
Friederike (Friedrich umarmend).
Mein Friedrich!

Kamlah.

Bruder!

(Die Liebenden stürzen zu des Vaters Füßen.)

Werner (in des Majors Armen).

Dank! Dank!

Kamlah (zum Major).

Herr Bruder, wir trinken wieder zusammen!

Major (zu Lafontaine).

Ich habe Sie vorhin erkannt, Herr Lafontaine!

Lafontaine (ihm die Hand drückend).

Und ich erkenne Sie jetzt wieder, Herr Major!

Major (zu Friedrich und Friederike).

Mein Ehrenwort ist gelöst! (zu Werner.) Vergib, Freund!

Werner.

Freund, vergib auch Du! (sie umarmen sich.)

Lafontaine.

Wir haben einander nichts zu vergeben; ein flüchtiger Wahn überkam uns; der, der uns Alle kennt, verscheuchte ihn, und nun, Ihr lieben Freunde, dankt Eurem Schöpfer aus dem Innersten, aber wendet nun die Fröhlichkeit nach außen. Kehren wir zu unserm Frühstück zurück, dem wir — doch allerlei verdanken!

Kamlah.

Alles! Alles! (Lafontaine umarmend.) Jetzt wollen wir aber unmenschlich trinken! (er schenkt die Gläser ein).

Lafontaine (sehr heiter zum Major).

Und ich sage jetzt zu Ihnen — nun wollen wir einmal fröhlich sein!

Kamlah (die Personen zählend während des Einschenkens).

Eins — zwei — drei — multiplicirt mit zwei, sagt Riese, macht sechs — halt! Die böse Sieben fehlt! (ruft.) Feldwebel!

Feldwebel (tritt ein).

Kamlah.

Komm' er näher! (Feldwebel tritt vor.) Ja, mit einem Glaſe wird ihm nicht gedient ſein, alſo — (er nimmt eine ganze Flaſche und gibt ſie ihm.) Verzehre er dies auf das Wohl des Herrn Majors, ſeines ehemaligen Rekruten, ſeiner Braut und unſeres braven Lafontaines!

Feldwebel (erſtaunt).

Ehemaliger — Braut — (die Flaſche ſchwingend.) Es ſoll Keiner mich vergeſſen werden! — (zu Lafontaine.) Mit Erlaubniß, Herr Paſtor! Ich rieche den Braten, und es bleibt dabei, der Vorige hätte das wieder nicht gekonnt!"

Lafontaine (da die vollen Gläſer nun vertheilt ſind).

Und nun, Ihr lieben Freunde, weih't mit mir dies Glas unſern drei Ständen, die ſich zu ihrem Wohlbefinden nicht von einander trennen laſſen! Es lebe, blühe und gedeihe für alle Zeiten: Lehr-, Wehr- und Nährſtand!

Alle (außer dem Feldwebel anſtoßend).

Lehr-, Wehr- und Nährſtand für alle Zeiten!

Feldwebel (trinkt aus ſeiner Flaſche).

Abgemacht!

(Der Vorhang fällt.)

Probe einer Ueberſetzung des Calderon'ſchen Stückes: Die Brücke von Mantible.

Von

Friedrich Günther.

Die wenigen Stücke Calderons, welche man durch Uebertragungen in unſre Literatur gepflanzt hat, erſcheinen nur wie wenige Blätter aus dem reichen Lorbeerkranze des Dichters. Zwar haben ſich einige verdienſtvolle Männer bemüht, ihn, den großen Fremdling, den deutſchen Landsleuten anzunähern; aber die bei weitem größere Hälfte ſeiner geiſtvollen Dramen iſt unüberſetzt geblieben, und auch die, welche bearbeitet wurden, ſind es, mit wenigen Ausnahmen, nur ſehr mittelmäßig. Man kann ſich alſo aus der geringen Anzahl der vorhandenen Ueberſetzungen nur einen höchſt unzugenügenden Begriff ſeiner Größe machen, und die zerſtreut bekannt gemachten Stücke ſcheinen nur einzelne Strahlen ſeines Ruhmes zu werfen, während er für den Kenner des Spaniſchen in ſeinem vollen Glanze daſteht. Sonderbar, während eine Buchhandlung nach der andern ſich beeilt, den literariſchen Markt mit der Trödelwaare franzöſiſcher Fabrikarbeiten zu überfüllen; während ein V. Hugo'ſches Stück (Hernani) ſieben Ueberſetzer gefunden hat, iſt der größte Theil der vortrefflichſten Stücke eines ſo vollendeten Meiſters unter uns unbekannt geblieben!

Das deutſche Volk, das dem Schönen nie abhold geweſen, auf dieſen vollendeten dramatiſchen Dichter wieder aufmerkſam zu machen, iſt der Zweck dieſer Zeilen; ſodann aber auch deutſche Buchhändler aufzufordern, mir zu dem verdienſtlichen Werke einer vollſtändigen Uebertragung des Calderon hilfreich die Hand zu bieten. Sollte für jetzt (denn ich werde den Plan ſobald noch nicht aufgeben) ſich noch keine Buchhandlung geneigt finden laſſen, eine vollſtändige Ueberſetzung zu übernehmen: ſo würde ich, obgleich gerade die Vollſtändigkeit den Werth eines ſolchen Werkes bedeutend erhöht, mich doch einſtweilen dazu bequemen, in einer Auswahl von Stücken die vorzüglichſten zuſammen zu ſtellen. Nach der beigegebenen Probe mag man beurtheilen, ob ich mich einer ſolchen Arbeit unterziehen darf. Ich habe in der Abſicht ein ſchon zweimal überſetztes Stück gewählt, um das Urtheil zu erleichtern. Genauigkeit in der Auffaſſung des Originals und ſtrenge Befolgung der Form, ohne der Eigenthümlichkeit unſrer Sprache gefährlich zu werden — dies Beides iſt es, wonach ich ſtrebe. —

Meine Wahl fiel auf den Anfang der dritten Jornada, und Folgendes wird zum Verſtändniß der Stelle genügen. Balan, König von Alexandria, eilte, neidiſch auf die ſich immer mehr ausdehnende Macht Karls, nach Europa, um deſſen weitern Eroberungen Schranken zu ſetzen. Nachdem er jedoch bald nach ſeiner Ankunft geſtorben war, übernahm ſein Sohn, Flerabras, die Leitung dieſer kriegeriſchen Unternehmung. Karl, befremdet über die Annäherung der Feinde, ſendet einen ſeiner Ritter zu demſelben, um ihn zur

Rede zu ſetzen und eine beſtimmte Erklärung einzuholen. Dieſen Geſandten, den Guido von Bourgoße, ſah die Floripes, Schweſter des Fierabras, und verliebte ſich in den ſchönen Jüngling. Guido erwiederte ihre Leidenſchaft und beide Liebende fanden bald Gelegenheit, ſich zu ſprechen. Jedoch nahte die Zeit der Rückkehr in das Lager für Guido und er mußte ſich von ſeiner Geliebten trennen. Bald nach ſeiner Abreiſe wußte er ſich aber, trotz dem Befehle von Karl, das Lager nicht zu verlaſſen, wieder dem Aufenthaltsorte ſeiner Geliebten zu nähern. Als Zeichen ſeiner Verehrung raubte er ihr, als er ſich in ihrer Nähe befand, ein Band, und entfloh, daſſelbe bei ſich verwahrend, aus dem Lager der Feinde. Fierabras, der für ſeine Schweſter glühete, eilt ihm nach, will ihn zum Zweikampfe zwingen, aber nach mehrfachen Hinderniſſen bricht ein allgemeiner Kampf beider Parteien aus. Guido mit mehreren Rittern der Tafelrunde gerieth in die Hände des Fierabras. Dieſer, triumphirend über ſeinen Sieg, bewahrte die Gefangenen in einem Thurme, zu deſſen Einnahme man erſt die Brücke von Mantible, beſetzt von einem gewaltigen Rieſen, überſchreiten mußte. Floripes, um ihren Geliebten zu befreien, nähert ſich dem Thurme, mordet den Wächter und eilt in das Gefängniß zu Guido. Nachdem dies Fierabras geſehen, will er die in dem Thurme Befindlichen durch Umſchließung zum Hungertode oder zur Uebergabe zwingen. Die Gefangenen machen jedoch, unterſtützt von dem herannahenden Roland, einen Ausfall, der für die Uebrigen einen glücklichen Erfolg hat; nur Guido wird, während ſich ſeine Kampfgenoſſen in den Thurm zurückziehen, von Fierabras aufgegriffen. Floripes, verzweifelnd über das Unglück ihres Geliebten, ſchaut von der Zinne des Thurmes herab nach dem Verlornen; da kommt Fierabras und höhnt ſie aus Rache über ſeine verſchmähte Leidenſchaft. Der darauf folgende Monolog des Guarin wird verſtändlich, wenn ich bemerke, daß Guarin der Knappe des Guido iſt. Er befand ſich neben Roland und iſt, während Alles ſich nach dem Thurme zurückzog, auf dem Kampfplatze zurückgeblieben, von dem er ſich nunmehr zu retten ſuchte. Sein ergötzlicher Humor wird dem Leſer beim erſten Blicke nicht entgehen.

Dritte Abtheilung.

(Man hört gedämpfte Hörner und durcheinander ſchallende Trommeln; Floripes oben auf dem Thurme.)

Floripes.

Ach, mit der Nächte bleichem Schrecken ſchwinden
Die Leiden nicht, die ich ſo ſchuldlos trage;
Wenn mit dem Tage neue Macht ſie finden,
So laß ſie, Liebe, enden mit dem Tage!
Der erſte Schall, getragen von den Winden,
Den flücht'gen, iſt der Traueton der Klage
Vom dumpfen Trommelſchlag und Hörnerſchalle,
Daß ſchweigt der Wind und daß der Himmel falle.

Seid, erſte Töne, ihr mir ſolche Zeichen,
Und wächſt mein Leiden immer im Verdruſſe,
O Himmel, ſagt, wann dann die letzten weichen? —
Ihr, Augen, ſeid mir Quellen ſtets im Fluſſe,
Da ſie der Wahrheit, nicht dem Scheine, gleichen,
Die mir das Feld noch zeiget dort zum Schluſſe:
Denn dort ein Leichenzug, den fern ich ſchaue,
Geht freveind hin im erſten Morgenthaue.

Ein Blutgerüſt im Lager? Leid und Trauer!
Muſik gedämpft? — Weh dem Geſchick, dem herben!
Geſenkt die Waffen? — Weg, ſo bang' und ſauer!
Die Fackel glanzlos? Schrecken und Verderben!
Umwundne Fahnen? Grauenvolles Schauer!
Es nahet mir? — O Tod, o bittres Sterben!
Sind das nicht Zeichen, (weh', daß ich es ſehe!)
Wie mein Geſchick getrübt noch wird vom Wehe!

(Der Trommeln werden durcheinander. Ein Zug maurischer Soldaten mit gefangenen Chriſten kommt geſchritten; nachder Guido, die Hände auf den Rücken gebunden, die Augen mit einer ſchwarzen Binde bedeckt, zuletzt Fierabras.)

Fierabras.

O Thurm, der heut' ſich der der Liebe nennet,
Des Zaubers geſtern, (ſeh's! da doch beim Tauſche
Der Nam' und Ruf ſich noch nicht von Dir trennet;
Da ja die Schönheit dient dem Mann zum Rauſche —
Bezaubert iſt der Mann, der liebentbrennet! —
Bewundr' ich nicht, daß man das Wort vertauſche;
Den Namen hat er noch, den ehrenreichen,
Da Lieb' und Zauber ſich im Sinne gleichen.)

O ſag' der Schönheit, die mich macht erbeben;
Dem Licht, das meinen Himmel nicht beſchienen;
Dem Stern, den meine Strahlen nicht umgeben;
Der Macht, die meine hält mit Herrſcher-Mienen,
Der Hälfte von der Seele mir, vom Leben,
Doch übel angebracht, kann's ihr nicht dienen,
Sag' Floripes, (wie mich mein Leid zerſtöret!)
Daß ſie mich auf dem Thurm vernimmt!

Floripes.

Es höret
Der Stern nicht Fierabras, mit fernem Scheine,
Kein ſchauervoll; Licht, das zu verachten,
Von Dir nicht jene Hälfte, und auch keine
Der Göttinnen, die Dich läßt herrlich ſchmachten —
Wohl aber Tugend voller Zier und Reine,
Wohl aber Schönheit, die ſo hoch zu achten,
Nachdem ſie hörte Deine ſchmäh'nde Worte —
Nun ſprich, ich harr', was kamſt Du zu dem Orte?

Fierabras.

Daß Deine Sorg' es weiß, bin ich gekommen;
Gekommen, daß Du magst Dein Uebel sehen,
(Mein Argwohn hat aus Tode Tod genommen,
Wenn für den Tod kann andrer Tod erstehen).
Den Du dort siehst, von Schmerzen tief beklommen,
Ein Opfer des Geschicks, der tiefsten Wehen,
Der, den Du siehst in diesem herben Leide,
Schon zuckt an seinem Hals des Dolches Schneide.

Guido Borgoñe ist es, dem Du gewogen,
Wodurch ich ganz dem Tode ward zur Beute;
Sein Trotz hat ihn vor Deinen Blick gezogen
Und Deiner, klar, daß man ihn leichtlich deute,
Du schaust ihn, er Dich nicht, weil er sich flogen
Zu Dir die Blicke, leichten Todes freute;
Ihr Zwei habt einen Tod so zu bestehen,
Du wirst ihn sterben und er Dich nicht sehen.

Er geht zum Blutgerüst im hellen Scheine,
Mit dem geschmückt ich ihn, den Glanz ihm gebend:
Denn Rach' an seiner Ehre will nicht meine,
Sein Todesfest erhält er drum noch lebend.
Du, Floripes, Du bulde, schweige, weine,
Da ich doch schweige, bulde und weine bebend;
Du leid'st mit Eifersucht und ich Dir Leiden,
Was bitt'rer Schmerz, das mag die Lieb' entscheiden.

Floripes.

Halt ein! verzieh! Barbar, Du machst mich beben!
Verzieh! halt ein! Barbar, Du, voll Gemeine! *)
Doch ist nicht Zeit zu schmäh'n, vielleicht kann geben
Eh'r Flehn Erfolg: o Bruder, Du der meine!
O König, Herrscher, Herr von diesem Leben!
O sieh, es hält jetzt nun die Hand, die Deine,
Das Heil der Seele, die Du erst geachtet,
Genüg' es Dir, daß sie so hart geschmachtet!

Nichts, was ein Edler liebt, wird ganz verloren
Je die Vergessenheit! Wie's Spuren sagen
Des Feuers stets, daß, wo ein Feu'r verloren —
Mein Seufzer rührt Dich, meine Thränen, Klagen!

Fierabras.

Der Natter gleich' ich, rufe tauben Ohren!

Floripes.

Der Du Gehör willst solchem Ruf versagen,
Wie niedrig bist Du, Thier mit Sklaven-Muthe,
Nicht König, Herr nicht, nicht von meinem Blute!

Und eh' ich seh', daß er den Tod erlitte,
Siehst meinen Du; da das Geschick geschrieben
Hat meinen Tod in seiner Leiden Mitte,
Sterb' ich mit ihm, mit dem gequälten Lieben.
Irene, Arminde, Aftrea folget meinem Schritte!
(Floripes verläßt die Zinnen und unten treten die Ritter auf.)

*) Etwas gewagt für: Gemeinheit.

Oliveros (einer der Mitkämpfer des Guido).

Gelegenheit hat uns zum Streit getrieben,
Wohlauf, du tapfre Schaar!

Fierabras.

Wer kommt gegangen?

Roldan (Roland).

Wir sind es, und für ihn, den Du gefangen!

Fierabras.

Wo stammt ihr her? Sagt, ob euch, Männer, hegte
Der Berg, ihr Streiter, deren Waffen prahlen?
Da ich doch Einen Franken kaum erst legte,
Nun kommen fünf, und wollen mich bezahlen;
Wie der, den ich versorgt, und den ich pflegte,
(Da sich noch keine je der Erd' entstahlen)
Ihr seid, die ihr noch lebet, Opfer Alle,
Daß Eurer Jeder meinen Streichen falle.

Roldan.

Das sind Zwiste, nur geringe,
Die man mag mit Worten enden,
Ohne nur ein Schwert zu wenden!

Fierabras.

Sprich denn, Franke, mit der Klinge!
(Gehen kämpfend ab; Guido bleibt allein.)

Guido.

Sind verhüllt auch meine Augen
Durch der Qualen herbe Banden,
Dennoch spähn sie, ob nicht fanden
Sie des Geistes Licht zu saugen.
Nach der Töne wirrem Klange,
Nach dem Kampflärm, der empörte
Sich zur Stelle, wie ich hörte,
Hitzig in des Muthes Drange,
Ohne andere Gedanken,
Als mich frei nur zu bewahren,
Kamen meine tapfern Schaaren,
Meine edelmüth'gen Franken. —
Wer den altzuherdten Ketten
Mächtig wär', sich zu entheben,
Und dem Licht zurückgegeben,
Zweifelnd kämpft, im Kampf zu retten
Sich sein Leben (ew'ge Strahlen!)
Hohen Preises!
(Versucht die Fesseln zu sprengen, was aber nicht gelingt.)

Diesen Binden
Kann ich nimmer mich entwinden;
Fühlend Gluth und Frostes Qualen;
Lebend, todt zu gleichen Zeiten;
Trägt der Wind den Wunsch von hinnen,
Daß man Mittel mög' ersinnen,
Die vom Tode mich befreiten.
(Floripes tritt mit den sie begleitenden Damen auf.)

Floripes.

Auf, Aftrea! laßt uns gehen!
O Arminde, o Irene,
Laßt mich, da ich Hilf' ersehne,

In der Noth den Muth nun ſehen!

Irene.

Seht ſie kämpfen Schritt vor Schritte!
Wie der Kampf ſie umgetrieben!
Der Gefang'ne iſt geblieben
Unbewacht hier.

Floripes.

Laßt die Sitte,
Die Gelegenheit zu faſſen.
Guido, folgt!

Guido.

Wer iſt zugegen?
Da ſich neue Sorgen regen
Mir im Sinn, in reichen Maſſen.
Wer, wer rief mich?

Floripes.

Später wiſſ' es!
Keine Zeit iſt's, zu erkunden.

Guido.

Zweifel ſchlagen neue Wunden;
Schickſal! Feſſle Ungewiſſes
Mich nicht ferner; wären's meine
Krieger, aus dem Unheilsdrange
Mich zu retten, ſieh'n ſie lange? —
Neue Noth mit Hoffnungs-Scheine!
Ja, mein Leben iſt vernichtet,
Wie ich aus dem Zeichen ſehe;
Nun, zum Tode, denn ich gehe
Durch den Todesſpruch gerichtet.

(Ab. Guarin kommt gelaufen.)

Guarin.

Pſt! ihr Damen! läßt denn keine
Sich zum Mitleid mir bewegen?
Haltet an! Schon iſt's geſchloſſen!
Wie ich lief auch noch ſo ſchnelle,
Mich zurückzuziehn mit ihnen,
Doch zu ſpät! daß ich zur rechten
Zeit doch nimmer komme, außer
Wenn es Schläge wacker regnet. — —
Tüchtig treibt ſich's Schlachtgetümmel!
O, wer ein Billet mir ſchenkte,
Um von dem Balkon des Himmels
Zuzuſchaun dem ſchönen Feſte!
Da gibt's ſolche Degenhiebe,
Die am Munde einen feſten
Türken ſpalten, und ſo ſcharf iſt
Die Beſchaffenheit des Degens,
Daß er auf den Füßen weiter
Stehen bleibt, daß ſie's nicht merken,
Wo's geſeſſen — Hiebe, welche
Da beginnen, hier am Schädel,
Und nicht halten bis zum Nabel,
Laſſen ſo den Mohren ſtehen,
Dem's geſchieht, als röm'ſchen Adler,
Einen Rumpf, zwei Köpf' erhebend.
Wie einſt Roland einen Türken
Durch die Schläfe halb zerlegte;
Hier die Bruſt und dort die Schulter
Auf des Raſens platter Ebne,
Daß man glaubte, dieſes wären
En relief geſchnitzte Menſchen.

Silhouetten dramatiſcher Dichter.

Von E. Willkomm.

2. Percy Byſſhe Shelley.

„Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.“ Dieſes bequeme Sprüchlein will mir nie aus dem Sinne, wenn ich die Biographie irgend einer mehr als gewöhnlichen Perſönlichkeit in die Hände bekomme. Ich fürchte mich, das Buch aufzuſchlagen, denn ich kann es mir leicht denken, daß kein Mangel an Kummer und Sorge, Kränkung und Schmerz darin zu finden ſein werde. Am meiſten aber beſchleicht mich eine unbegrenzte Bangigkeit, wenn Lebensabriſſe deutſcher oder engliſcher Dichter vor mir liegen. Dieſe beiden Nationen haben eine Wahlverwandtſchaft in ihren Leiden, wenn auch nicht in ihren Freuden. In beiden waltet der Tiefſinn, ſchafft und baut neue Welten, und läßt ſich weder vom Undank der Zeit ſtören, für die er ſich opfert, noch von der Widerſpänſtigkeit des menſchlichen Verſtandes. Es gibt keine Nation, die mehr im Elende untergegangene große Männer zählte, als die deutſche und engliſche. Die Franzoſen ſind humaner, ſie lachen und ſcherzen wohl über dieſen und jenen großen Gedanken, wenn ſie eben ſo wenig ihn ſelbſt, noch ſeinen Schöpfer begreifen können, ihn für eine amüſante Grille hinnehmen, aber ſie tödten ihn nicht durch Starrſinn und Verfolgung. Deutſche und Engländer dage-

gen haben immer die Ruthe hinter dem Spiegel stecken, und sind nicht müssig, sie zu gebrauchen, wenn irgend Einer ihrer Brüder an der Vortrefflichkeit einer Maxime zu zweifeln wagt. An dem Hausrath, den sie vom Vater und Großvater ererbten, lassen sie sich nicht gern rühren. Die Tugend ehren sie oft nur, weil sie alt ist und strasse Runzeln trägt — eine jugendliche Tugend aber ist ihnen ziemlich ein Ungedanke, denn das Sprüchwort sagt schon: „Jugend hat nicht Tugend."

Diese Meinung von Tugend und Tugendhaftigkeit hat beiden Nationen einen recht ansehnlichen Todtenacker aufgeführt, wo unter Dornenhecken und vermorschten Kreuzen eine lange Reihe vernachlässigter, zum Theil vergessener Grabhügel sich hinziehen, in denen die Gebeine großer Menschen ruhen. Fürchtet Euch nicht! Ihre Schädel sind jetzt herabgefallen vom Rumpfe; sie denken nicht mehr Gedanken, vor denen Eure Vorurtheile zitterten, Eure Hausgötter in die Kniee sanken. Diese Tage sind vorüber; die Köpfe mit den hohen Stirnen werden nur noch bewegt vom darin nistenden Wurme, und die Augen leuchten höchstens im Dunst der Fäulniß. Man hatte dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, die Gedanken nicht stürmische Fragen an die Geheimnisse des Jenseits thaten! —

Einer der Edelsten unter den geistreichen Märtyrern für die Freiheit des bloßen Denkens war der englische Dichter Percy Bysshe Shelley. Sein Name wäre dem Auslande vielleicht völlig unbekannt geblieben, hätte nicht ein im Sturme glücklicherer Segler ihn an Bord genommen und so wenigstens der Nachwelt die Möglichkeit gelassen, dem Todten zu geben, was dem Lebenden die Mitwelt zuzugestehen viel zu feig und engherzig war. Es ist ein trauriges Geschäft, alte Gräber zu öffnen und einen umgekehrten Todtengräberdienst zu verrichten; ich thue es zuweilen aber gern, wenn ich bedenke, daß eine unparteiische Darlegung von Misgriffen und darüber hart gefällten Urtheile die Menschen in der Zukunft zu milderem Urtheile aufmuntern kann.

Shelley's Name ist in England noch jetzt ein Schrecken für jeden Strenggläubigen; die orthodoxe Geistlichkeit insbesondere aber schlägt ein Kreuz, zieht die Augenbrauen zusammen und bittet mit andachtgeübtem Auge um die Vernichtung solcher Menschen. Es erhob sich ein beispielloser Sturm auf der Bank der Bischöfe in London, als eines Tages im Jahr 1809 eine Broschüre unter sie vertheilt ward mit dem Titel: „Die Nothwendigkeit des Atheismus." Als Verfasser hatte sich ein gewisser Shelley genannt, der Student in Oxford war und noch nicht 17 Jahre zählte. Die ernsten Männer der Kirche steckten die Köpfe zusammen, murrten, runzelten die Stirnen und falteten vor Entsetzen die Hände. Man zog Erkundigungen ein über den kecken Sünder, und erfuhr, daß er der älteste Sohn des reichen Baronet Sir Thimoth Shelley sei, des Besitzers von Castle Gowing, eines Mannes, der jährlich 20,000 Pf. St. zu verzehren und ein Besitzthum liegender Gründe von 300,000 Pf. St. besaß.

Shelley ward vor die Häupter des Collegiums gefordert. Leichten Muthes erschien der kühne junge Mensch, um zu hören, was man zu seiner Schrift sagen werde. Allein die Mienen seiner Richter hatten nicht das Ansehen, als wolle man sich auf eine Discussion über seine Aussprüche einlassen; ein kalter Zorn nur brannte versengend in ihrem stieren Auge, und man stellte keine andere Frage an den Delinquenten, als die: ob er widerrufen wolle? Shelley jedoch, früh reif und charakterstark, weigerte sich nicht nur, Widerruf zu leisten, sondern begann sogar, den weisen Häuptern der Kirche die Wahrheit seiner Ansichten beweisen zu wollen. Man erkannte darin eine beispiellose Verdorbenheit eines jugendlichen Herzens, eine schmachvolle Frivolität gegen die Unsehlbarkeit alter Grundsätze und — relegirte ihn. Der junge Weltverbesserer entsetzte sich nicht über dieses Urtheil. Gleichgiltig, wo nicht freudig, nahm er es hin, denn er hielt ein solches Verfahren für einen Beweis, daß seine Sätze unwiderleglich seien. Dieser seltsame Handel konnte jedoch nicht ohne großes Aufsehen vorüber gehen. Shelley ward seiner Familie entfremdet, sein Vater verschloß ihm das Haus, und als er später dem Sohne wieder Zutritt verstattete, trieb diesen die schneidende Kälte, womit er empfangen und behandelt ward, bald wieder von einem Orte hinweg, den er nicht mehr als die Wiege seiner Jugend betrachten konnte.

Die Welt mag ein Recht haben, in dieser Behandlung die natürlichen Folgen des begangenen Frevels zu erblicken; für die Humanität aber ist es ein Act der Pflicht, da, wo die Welt, vom Scheine geblendet, rasche Urtheile fällt, als Mittler aufzutreten und das laute Wort der Versöhnung zu sprechen. Will man auch nicht die Sendung in Anschlag bringen, die jene „Boten des Friedens", wie sich die Geistlichkeit so gern nennt, der Erde mehr als Fremdlinge, denn als Bürger gegeben hat: so hätte es doch wol der Behutsamkeit bedurft bei ihrem Spruche. Aber sie war gereizt worden von einem jungen Tollkopfe, und die Kirche dürstet bekanntlich nicht nach Blut; sie liebt vielmehr den Frieden, und darum verbannte sie, wenn auch nicht mild, doch consequent, den jungen Sünder, der so keck war, solche verpönte, skeptische Fragen an sie zu stellen. Ach, es war

sehr unbescheiden von einem schwächlichen Jünglinge von 16 Jahren, solche Fragen zu thun, und doch — es lag auch eine rührende Ehrlichkeit in seinem kecken Wagniß, die ihn, unbesorgt um die Folgen und im vollen Vertrauen auf die freie Gerechtigkeitspflege der Nation, das Product seines Denkens gerade den Männern überreichen ließ, die berufen dazu waren, es zu erwägen. Die Geschichte nährt sich groß von Widersprüchen, sie gedeiht, grünt, blüht und trägt Früchte im heißen Kampfe und treibt in jedem Jahrzehend einen frischeren Zweig, ohne die hartnäckige Menschheit von sich zu stoßen oder zu zermalmen. Warum mag wol der Clerus von Anfang an so wenig geneigt gewesen sein, an diesem republikanischen Geist der Geschichte sich den Docht anzuzünden in der Lampe, die er die ewige nennt? Ich weiß es nicht, ich ahne es nur; um aber darüber zu sprechen, müßte ich weniger Herz haben und kälteres Blut. Darum schweige ich still und suche nur der milden Menschheit Blicke auf dieses große, schwarze, gekrümmte Fragezeichen hinzulenken, das sich immer mehr am lichten Himmel hinauf krümmt, immer dunkler wird und doch immer als ein Vermittler gilt, wenn eine andere Entscheidung nicht ohne einen heftigen, aber heilsamen Schmerz zu erlangen ist. —

Shelley ward durch den Spruch der Verkündiger des Friedens um sein ganzes Lebensglück betrogen. Ihm zur Seite stand ein junges Mädchen, das ihn liebte mit aller Gluth eines schwärmerischen Gemüthes. Der junge Dichter hat diese Liebe in seinem Romane „Zalterozzi", den er mit 15 Jahren schrieb, geschildert, und man sagt, seine Geliebte habe selbst einige Capitel in jenem Romane ausgearbeitet, der sammt einem andern, „die Rosenkreuzer", als unmoralisch verdammt ward. Beide erschienen anonym, erregten aber großes Aufsehen. Nach der Verurtheilung Shelley's wandte sich Miß G. von ihm und vermählte sich mit einem Andern.

Mittellos, unbegriffen von der blödsinnigen Orthodoxie und verlästert im Geist durch den Abfall des Herzens, in dessen Besitz er seine Seligkeit fand, vertiefte sich Shelley in metaphysische Studien, oft ohne ein Lager zu haben, um im stillen Traum die schmerzvolle Seele zu erquicken, noch Brod, den Hunger zu stillen. Shelley, der Sohn eines der reichsten Söhne Englands, schlief auf der Straße, grübelte noch über brodlose Fragen, an deren harter Schale sich Mancher schon die Zähne stumpf gebissen hatte, und trug sich mit den edelsten Plänen zur Verbesserung der Menschheit. Jener blasse junge Mensch, den die orthodoxe Geistlichkeit Englands als Atheist um Glück und Freude betrog, trug einen so reichen Himmel der Zufriedenheit in sich, daß er, großgesinnt, den Gott nicht nur in der Abgeschlossenheit des Wortes „Gott", sondern auch noch in der großen Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft wiederfand. Nur konnte er sich nicht befreunden mit dem Zustande dieser Gesellschaft. Sein skeptischer Geist hielt es für nöthig, Dies und Jenes umstürzen zu helfen, manche noch alten Ueberreste von Kastenwesen zu zertrümmern und mehr Gleichheit in die Bewegung des großen Gesellschaftskörpers zu bringen. Darin bestand Shelley's Atheismus, den er nicht verläugnen wollte und zu dessen Verwirklichung eine Bekämpfung erimitender Glaubenssätze ihm unerläßlich schien. Es ist sehr betrübend für einen Menschen, wenn er so muthig ist, einen kräftigen Charakter zu haben. Freilich verschafft er zuweilen nach dem Tode die Achtung und Bewunderung der Nachwelt, aber das Glück hat keinen Theil an ihm. Rosen knospen weder an seinem Wege, noch auf seinem Grabe. Der blasse Hohn ist allein sein Begleiter und die Einsamkeit mild genug, um in der Aufwallung einer barmherzigen Laune seinen Schmerz zu verbergen.

Siebzehn Jahr alt, schrieb Shelley sein eben so berühmtes als verlästertes Gedicht „Queen Mab" (Königin Mab). Zwar ward dieses Product tiefsinnigster Mystik und des zerstörendsten Skepticismus nur für Freunde gedruckt, allein ein Buchhändler übergab es viele Jahre später dem Publicum. Dies ward die Veranlassung zu einem neuen Sturme, der über Shelley ausbrach. Der Dichter, dessen Ansichten sich im Verlauf der Zeit wesentlich verändert hatten, ließ öffentlich bekannt machen, daß er mit den dort ausgesprochenen Aeußerungen zur Zeit nicht mehr harmonire. Allein das Werk ward dessenungeachtet verboten und machte dem verfolgten Manne Kummer genug. Sein Herz schnte sich nach Liebe; eine Miß Westbrook, für die er eine Neigung gefaßt hatte, entfloh mit ihm nach Gretna-Green, um seine Gattin zu werden. Dadurch sagte sein Vater sich vollends von ihm los, und der arme Shelley fand sich bald in seiner Lebensgefährtin getäuscht. Nach kurzem Aufenthalte in Edinburgh reiste er nach North-Wales und ging von da mit seiner Gattin nach Irland. Das Elend des Volkes erbarmte den für Völkerschmerz Empfänglichen. Seine eigenen Angelegenheiten vergessend, schrieb er ein Pamphlet, worin er das Volk zu besänftigen suchte und ihm die Gründe für die Nothwendigkeit, sich Mäßigung zu bewahren, auseinander setzte. Diese Schrift erregte großes Aufsehen, brachte aber dem edlen Verfasser, obwohl sie nicht revolutionäre Tendenzen enthielt, nur neue Verfolgungen ein, die sich noch steigerten, als er in einer Volksversammlung öffentlich und mit Beifall gesprochen hatte. Die Regierung hielt ihn für einen Agitator, weil sein Herz blutete beim

Anblick des unsäglichen Elendes der unglücklichen Irländer. Lange Zeit ward er verfolgt und herumgehetzt und einstmals sogar ein Angriff auf sein Leben gemacht, wobei er nur einem Zufalle die Rettung verdankte.

Shelley kehrte nach London zurück und gab sich abermals eifrig den Studien hin. Die übereilt geschlossene Ehe mit Miß Westbrook ward ihm ein neuer Quell des Schmerzes und nach Verlauf dreier Jahre auf Beider Wunsch wieder getrennt. Der betrübte, in tiefster Seele verwundete Dichter suchte Trost in der Poesie und schrieb das Gedicht: „Alastor, oder der Geist der Einsamkeit". — Der unablässige Gram, dessen langsam aufreibendes Gift nur mit dem Tiefsinne von Shelley's Geiste rang, hatte seine an sich schwächliche Gesundheit untergraben und machte die Veränderung seines Aufenthaltes nöthig. Der verfolgte Dichter verließ am 28. Juli 1814 England und schiffte unter einem heftigen Sturme über den Kanal. Von Paris aus wollte er die Reise zu Fuß fortsetzen. Er schaffte sich zur Fortbringung seiner Effekten ein Maulthier an, doch nöthigte ihn die körperliche Schwäche sehr bald, den gefaßten Entschluß wieder zu ändern. Ziemlich flüchtig durchstrich er Frankreich und die Schweiz und kehrte, den Rhein hinabfahrend, über Rotterdam wieder nach London zurück. Hier gab er sich eifrig medicinischen Studien hin, lebte aber dabei in so großer äußerer Bedrängniß, daß er öfters dem Hungertode nahe war. Der Eintritt seiner Mündigkeit rettete ihn, da er sich zu einem Lebenseigenthum berechtigt fand. Er verglich sich darüber mit seinem Vater und verkaufte es an diesen für ein Jahrgeld von tausend Pf. Sterling.

Es schien, als sei ein Wendepunkt eingetreten in seinem Leben. Die Härte des Schicksals, das so gern sich an die Fersen ausgezeichneter Personen hängt, schien erschöpft zu sein. Dem Dichter trat abermals ein weibliches Wesen näher, das den früh im Kummer Gealterten durch liebevolle Hingebung Versöhnung mit der mitleidlosen Welt verhieß. Mary Godwin, die Tochter William Godwin's und der als Schriftstellerin ausgezeichneten Mary Wolstonecraft setzte ihn eben so durch ihre weibliche Anmuth, als die seltenen Vorzüge des Geistes, die sie als unveräußerliches Erbtheil von ihrer Mutter erhalten hatte. In späteren Jahren noch rechtfertigte sie Shelley's Wahl, indem sie sich dem Publicum als Verfasserin der glücklich entworfenen Romane „Frankenstein", „Walperga", „der letzte Mensch" und „Lodore" bekannt machte. Nach kurzem Umgange vermählte sich Shelley mit ihr und fand an ihrer Seite in hohem Grade die Befriedigung und jene erschöpfende Harmonie zweier verwandter Gemüther, die er vergeblich in seinem ersten Ehebündniß gesucht hatte.

Die Tücken des Schicksals schlummerten aber nur kurze Zeit und gestatteten dem ringenden Dichter kaum ein Jahr zur Erholung. In dieser kurzen Periode eines ungetrübten Glückes, bereiste er mit seiner jungen Gattin abermals Frankreich, die Schweiz und einen Theil Italiens. In Genf lernte er Lord Byron kennen, dessen Freundschaft er sich schnell gewann. In traulichem Vereine lebten die beiden Dichter, deren Lebenserfahrungen einander so ähnlich waren, bald dichtend, bald disputirend, in engerem Umgange mit Frau von Staël. Ein Geist wie Shelley, hatte bisher Lord Byron noch gefehlt. Die mystischen Untersuchungen Shelley's, die seltsam genug mit einer Alles zerschneidenden Skepsis verbunden waren, berauschten den geistesverwandten Byron. Der Lord verehrte seinen neuen Freund als einen ihm im Gedanken überragenden Geist und hielt sein Urtheil für untrüglich. Die Ungerechtigkeiten der Welt, denen der Einzelne immer erliegen muß, mochten ihn zu Shelley's treuem Freunde. Er haßte, gleich diesem, die englische Nation in ihrer orthodoxen Spießbürgerei. Zugleich überraschte den Lord aber auch in seinem jungen Freunde die Menge von Kenntnissen, die seinen Geist nicht erdrückt, sondern emporgeschnellt hatten. Lange Nächte saßen die beiden Männer beisammen in der Villa Diodati. Auf des Genfersee's Wellen tanzte der Schimmer des Mondes, die Firnen glänzten und ein stiller Friede zog hin über die Erde. Dann nahm der bleiche Shelley ein Buch aus seiner Brusttasche, und der Lord hinkte mit finsterer Miene durch's Zimmer und stützte lauschend sein mephistophelisches Haupt auf die Hand. Und Shelley begann in fremden Lauten zu declamiren und dann aus dem Stegreif in Britanniens Idiom den Monolog aus Goethes „Faust" zu übersetzen. Von Byron ist es bekannt, welch' mächtigen Eindruck dieses auch nur fragmentarische Bekanntwerden mit Goethe's Geist auf ihn gehabt. Von ihm begeistert, verhüllt in seinen individuellen Schmerz, und drapirt mit der Bizarrerie seiner Gedanken, schuf er bald darauf den „Manfred." Shelley aber begnügte sich, tiefe Untersuchungen darüber anzustellen, und ähnlich einem neuen Faust, den Versuch zu wagen, ob das Weltall sich wol auf der Pyramide seines kühnsten Denkens balanciren lasse. —

Nach Verlauf des Winters ging Shelley an den Comer See, in dessen Umgebung das von Südens Duft umhauchte Gedicht „Rosalinde und Helene" entstand. Im Herbst desselben Jahres kehrte er abermals nach England zurück.

Allein es schien ein Fluch auf ihm herabzustürzen aus den Nebeln der glücklichen Inseln, so bald er seinen Fuß an's Land gesetzt hatte. Der düstere November war gekommen, Shellen lebte in Bath; da erhielt er die erschütternde Nachricht, daß seine erste, von ihm geschiedene Gattin, vom Wahnsinn ergriffen, ihrem Leben freiwillig durch den Sturz in einen Brunnen ein Ende gemacht habe. Shellen's starker Geist würde auch dies verschmerzt haben, wäre nicht unmittelbar darauf die vorsorgende Frommthuerei des Staates seinem Vaterherzen zu nahe getreten. Der Lordkanzler Eldon faßte — ich weiß nicht, ob getrieben von christlicher Liebe, oder von der Rache eines Andern gestachelt — den beispiellos schmachvollen Entschluß, dem Vater seine Kinder zu rauben! Diese Handlung, die man unverzüglich vollzog, wirft einen grellen Schatten auf die Gesetze des freien England. Der zürnende Vater verlangte den Grund einer so widerrechtlichen Handlung zu erfahren. Man rief ihn vor Gericht und zeigte ihm ein Exemplar der „Königin Mab," die ohne sein Wissen und Willen in's Publicum gebracht worden war. In diesem Gedichte hatte der jugendliche Dichter die Keckheit gehabt, Meinungen hinzustellen, die in der Bibel des englischen Parlaments keine Parallelstellen fanden und deshalb für Gotteslästereien verdammt wurden. „Ein Vater," sagte man, „der nicht an den Gott unserer hochwürdigen englischen Geistlichkeit glaubt, wird seinen Kindern gefährlich. Der Staat hat die Pflicht über sich, als Vater für die Gesammtheit seiner Kinder zu sorgen; wenn nun ein Vater nicht glaubt, was der Staat für wahr anerkannt, so gehen die Pflichten dieses Vaters auf den Staat über, und jener Vater verliert von selbst das Recht und die väterliche Gewalt über seine Kinder." Mit diesem liebevollen Schluß ward der zürnende Shellen empfangen und zugleich die Aufforderung an ihn erlassen, alle in der „Queen Mab" niedergelegten Aussprüche zu widerrufen. Ungeachtet nun der Dichter nicht mehr jeden Ausspruch darin mit seinem damaligen Denken in Einklang bringen konnte, weigerte er sich doch zu widerrufen, weil man dies für Furcht hingenommen haben würde. Darauf erfolgte der Beschluß, wodurch für immer die Kinder vom Herzen des Vaters gerissen wurden. —

Nach dieser Handlung despotischer Willkür, die nur deshalb geduldet werden konnte, weil die Humanität der Civilisation es unbescheiden findet, so zu sagen, mit Dolch und Schwert drein zu schlagen, wenn eine fashonable, tugendhafte Sanftmuth nicht mehr zum Ziele führt, zog sich Shellen, gedrängt von Kummer und Sorge, in die tiefste Einsamkeit zurück. Mehrere Monate lang lebte er, nur von seiner geliebten Gattin begleitet, zu Great-Marlow in Buckinghamshire, zehrend von den Erinnerungen, womit die Unbill der Welt ihn überschüttet hatte; von seinem geringen Besitzthum ward der atheistische, seiner Kinder beraubte Vater ein Wohlthäter aller Armen ein weltlicher, von keiner Kirche besoldeter Tröster der Unglücklichen. Shellen, der von Staat und Kirche verfehmte, rächte sich nicht an seinen frommen Feinden. Der atheistische Dichter war entweder sehr feig oder sehr großmüthig; ja, er mußte wol sogar voll tiefer Religiosität sein, daß er es über sich gewinnen konnte, nicht die Brandfackel des Zornes über die Häupter derer zu schwingen, die ihn seiner Kinder beraubten!

Aus jener Zeit stammen „der Eremit von Marlow" und die „Empörung des Islam." Da ihn jedoch auch die Einsamkeit nicht vor den Verfolgungen der bigotten Geistlichkeit schützte, so rief er im Jahr 1818 seiner Heimath, gleich Byron, ein ewiges Lebewohl zu und ging mit seiner Gattin durch Frankreich und Savoyen nach Italien. In Venedig begegnete er abermals Byron, hielt sich aber nur kurze Zeit bei ihm auf und ging zum Winter nach Neapel. Hier ward er, nach Medwins Erzählung in ein furchtbar tragisches Ereigniß verwickelt, über das jedoch nie etwas bestimmtes bekannt geworden ist. Dies veranlaßte ihn, Neapel schnell zu verlassen. Er wandte sich nach Rom und schuf in den Umgebungen des zertrümmerten Colisseum, durchdrungen von der Größe der römischen Vergangenheit, eines seiner kühnsten Werke „den erlösten Prometheus." Durch diese Schöpfung trat er zum ersten Male als dramatischer Dichter auf, und war auch die Behandlung des gewaltigen Stoffes nicht zu billigen (Shellen ließ die Lyrik vorherrschen), so bewieß er doch schon in diesem Producte, daß ein hohes Talent für dramatische Gestaltung in ihm wohne und nur der Bildung harre. Ein längerer Aufenthalt in Rom machte ihn zufällig mit der Geschichte der Cenci bekannt. Ein altes Manuscript kam in seine Hände, das die widernatürlichen Greuel detaillirt erzählte, die der alte Cenci über seinem grauen Haupte aufgethürmt hatte. Shellen entschloß sich, den reichen Stoff dramatisch zu bearbeiten und schrieb eine Tragödie: „die Cenci." Leider war dies seine letzte dramatische Schöpfung. In ihr aber bekundet sich eine so hohe Besonnenheit des Geistes mit so tief poetischer Gluth der Begeisterung verbunden, daß wir nur Shellen's frühen Tod bedauern können. Wenn Einer berufen war, dem englischen Drama als neuer Shakspeare wieder Bahn zu brechen in der Zeit, so konnte

es nur Shelley sein. Diese Tragödie *) verdient es, auch von den Deutschen näher gekannt zu werden, wozu diese Zeilen, im Fall sie irgend ein Interesse für die Persönlichkeit des Dichters erregen sollten, vielleicht mit beitragen können.

Rom's Klima wirkte beunruhigend auf Shelley's Gesundheit. Er ging nach Florenz, mit Kunststudien beschäftigt, später in die Bäder nach Lucca und endlich nach Pisa, wo er auf einem kleinen Landhause am Flüßchen Serchio nur dem liebreizenden Umgange mit seiner Gattin, seinen Studien und den Musen lebte. Körper- und Seelenleiden hatten seine Natur jedoch so sehr geschwächt, daß er zu nachtwandeln begann und dann während des Umhergehens meist in italienischer Sprache redete, nicht selten auch leichte Improvisationen versuchte.

Kurz vor dem Ausbruche der neapolitanischen Revolution, an welcher der Dichter großen Antheil zugleich mit seinem Freunde Byron nahm, mußte er abermals einen Beweis erleben, wie unversöhnlich und rigoros seine Landsleute seien. Shelley wartete im Posthause zu Pisa auf Briefe, da hörte ein Fremder seinen Namen nennen. „Was! Sind Sie der Atheist Shelley?" rief er aus, stürzte auf den Dichter los und warf ihn mit einem wüthend geführten Faustschlag auf den Kopf besinnungslos zu Boden. Ehe Shelley wieder zu sich kam, war der Fremde entflohen, der ein Engländer war und als Offizier in portugiesischen Diensten gestanden hatte. Ungeachtet Shelley ihn augenblicklich verfolgte, konnte er ihn doch nicht erreichen und zur verdienten Strafe ziehen.

Nach mancherlei kleinen Reisen besuchte er 1821 Lord Byron in Ravenna, dem er fortwährend als kritischer Freund zur Seite stand. Er selbst entsagte mehr und mehr der Poesie, da seine Producte, ihrer zu großen Tiefe wegen, wenig Beifall fanden. Einzelne seiner ausgezeichnetsten Productionen sind nie gedruckt worden, so z. B. ein satirisches Gedicht gegen den Lordkanzler, der ihn seiner Kinder beraubte. Nach dem Urtheile derer, die diese Satyre kannten, soll sie eine Abstraction von der zermalmendsten Kraft gewesen sein. Ein anderes satyrisches Werk, ein Drama in Aristophanischer Manier: „Swellfoot der Tyrann" ließ der Lordmajor schon am Tage der Ausgabe confisciren.

Im nächsten Sommer miethete Shelley die Villa Magni an der Bucht von Spezzia. Hier schrieb er, nur von Weib und Kind umgeben: „die Zauberin des Atlas" und ein Fragment: „der Triumph des Lebens." Er schien endlich das langgesuchte Glück gefunden zu haben, und beschränkte seinen Verkehr auf Byron und wenige gleichgesinnte Freunde. Die Ankunft des Dichters Leigh Hunt in Livorno veranlaßte ihn, sein Asyl zu verlassen. Ohne trübe Ahnungen schiffte er sich auf seinem eignen Schooner ein, den sein Freund, der Capitain Williams steuerte, und kam glücklich in Livorno an, von wo er den Dichter nach Pisa geleitete. Das seiner Gattin gegebene Versprechen, bald zurückzukehren, ließ ihn nicht lange verweilen. Bei günstigem Winde bestieg er den Schooner und segelte ab. Bald aber trübte sich der Himmel und es erhob sich ein heftiger, aber nur kurze Zeit andauernder Sturm. Das leicht gebaute Fahrzeug ward umgeschlagen und sämmtliche Mannschaft ertrank. Erst acht Tage später fand man die Leichen Shelley's und Williams, vier Meilen von einander entfernt, an die Küste gespült. Die Leichname waren furchtbar entstellt, und da die nächsten Verwandten der beiden Verunglückten ihre Ueberreste auf schnell. Begräbnißplätze gebracht wissen wollten, so ward beschlossen, die Leichen zu verbrennen.

Diese antike Bestattungsweise ward an zwei auf einander folgenden Tagen vorgenommen, dicht an der Küste des mittelländischen Meeres. Lord Byron und sein Freund Trelawney, waren die Anordner der feierlichen Verbrennung Shelley's, dessen Asche an der Pyramide des Cestius in Rom auf dem Begräbnißplatze der Protestanten beigesetzt wurde.

So starb Shelley, müde einer fast ununterbrochen fortgesetzten Verfolgung, wozu die Vorurtheile englischer Erziehung und das Gesellschaftsleben seine Landsleute bewogen, erst 29 Jahr alt. Shelley soll sehr schön gewesen sein. Er war groß und schlank gewachsen, von blühendem Aussehen. Große, lebendige Augen beleuchteten seine geistreichen, immer bewegten Gesichtszüge. Dichtes, dunkelbraunes Haar umwallte in reichen Locken sein Haupt.

Unter den dramatischen Arbeiten Shelley's steht die „Cenci" als die ausgezeichnetste oben an. Die Kritiker werfen den meisten seiner Producte eine zu ausschweifende Phantasie vor, die unkünstlerisch den Gedanken, oft gespenstisch, umschwärme. Läugnen läßt es sich nicht, daß Shelley, von Begeisterung für seinen Gegenstand hingerissen, oft die Grenzen einer künstlerisch ordnenden Mäßigung überspannt; es war aber auch diese Art und Weise seinen Gedanken Worte zu leihen, so innig mit der ganzen geistigen Eigenthümlich-

*) Eine vortreffliche Uebersetzung dessen, ist soeben kürzlich erschienen: Die Cenci. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Percy Bysshe Shelley. Von Felix Adolphe Stuttgart. Verlag der Classiker. Der talentvolle Uebersetzer hat eine ausführliche Biographie und den besten Quellen seiner Arbeit beigefügt, der wir bestens empfehlen können. Das Vorurtheil Shelley's aber vor dem Lasterhaften hat das Ansehen einer Vogelscheuche. D. Red.

keit Shelley's verwoben, daß er ſeiner Individualität hätte entſagen müſſen, um dieſen Mangel ganz zu entfernen. Auch beſaß der Dichter hinreichende Dialektik und eine ſo tief greifende Selbſtkritik ſeiner Ideen, daß die Ueberſchwänglichkeit im bildlichen Ausdruck zum größten Theile durch den analyſirenden Verſtand wieder in's Gleichgewicht gebracht wird. Seine ſpäteren Arbeiten tragen wenigſtens dies eigenthümliche Gepräge und zeigen, wie Großes der Dichter bei einem längeren Leben geleiſtet haben würde. Am vollendetſten in dieſer Hinſicht ſind die „Cenci," bei deren Ausarbeitung Shelley mit der angeſtrengteſten Sorgſamkeit alles Zuviel entfernte und mit bewunderungswürdiger Beſonnenheit grade nach dem Ziele hinſtrebte, das vorzugsweiſe in der dramatiſchen Poeſie im Auge zu behalten iſt. Andere Dichtungen Shelley's mögen eine intenſivere Wärme des Gefühls verrathen, mehr künſtleriſches Bewußtſein, als die „Cenci," dürfte keine aufweiſen. In der durchſichtigen, ſchaudernden Klarheit, womit der Dichter die Charaktere dieſes Drama's ausgeſtattet hat, liegt beinahe der einzige Vorwurf, der ihm mit Recht gemacht werden kann. Dieſe geſchliffene Durchſichtigkeit reißt einige Perſonen, vor Allen aber den Grafen Francesco Cenci, aus dem Bereiche der Menſchheit heraus. Graf Cenci iſt von einer lodernden Satanigterie umfloſſen, jeder Zoll ein Teufel, und eben deßhalb ein menſchlich unmöglicher Charakter. Die Skeptik Shelley's hat ſich in der conſequenten Durchführung eines ſolchen, aller menſchlichen Regung fremd gewordenen Weſens ſo ſehr gefallen, daß er es ſelbſt nicht faßte, wie mit dem Heraufwachſen der vollen Satansmajeſtät der ganze Menſch ihm endlich entſchlüpfte. In dieſem, allerdings nur dem Genie möglichen Mißgriff, geht auch zum großen Theile die Theilnahme unter, die wir eigentlich mit dem Sünder Cenci fühlen ſollten. Der Sünder flößt nur ſo lange Mitgefühl ein, als er ſich in der Hölle eines menſchenmöglichen Handelns bewegt; tritt nun noch dazu die Sünde an ſich ſchon in einer ſo grellen Widernatürlichkeit auf, wie ſie aus der Geſchichte der Cenci hinlänglich bekannt iſt: ſo muß der Dichter bei dem Wagniß der Schilderung mit möglichſter Behutſamkeit das Menſchliche feſtzuhalten ſuchen. Dies hat aber Shelley nicht gethan. Der engliſche Dichter nimmt von Anfang an den Vater Cenci, der die Reize ſeiner eigenen Tochter zu ſündlicher Luſt entflammen, ſchlechthin als einen bereits fertigen Teufel, der gar nichts anders mehr will, als die Sünde, nach dem ſeine Begierden lechzen, und zur Erreichung ſeines Zweckes nicht allein ſeine Söhne ermorden läßt, ſondern auch den Gegenſtand ſeiner wahnwitzigen Liebe mißhandelt, bis endlich durch dieſe fortgeſetzte Quälerei im Vereine mit der Mutter und den noch übrig gebliebenen Brüdern die Tochter Beatrice den Vater ermorden läßt. Laſſen wir uns von dieſem Mißgriff in der Auffaſſung des alten Cenci nicht ſtören, ſo finden wir die vollſte Befriedigung in der Durchführung faſt aller übrigen Charaktere. Shelley hat bewieſen, daß er ein jüngerer Bruder Shakspeare's hätte werden können. Sprache, Ausdruck, Tiefe des Gedankens und echt dramatiſche Behandlung des Stoffes geben laut Zeugniß davon. Dem Ueberſetzer Adolphi iſt es gelungen, die Eigenthümlichkeiten des Dichters ſelbſt in den feineren Wendungen, wozu ihm die Sprache Gelegenheit bot, ſehr glücklich wieder zu geben, ohne dem Deutſchen Gewalt anzuthun.

Um dem Theile des Publicums, welches noch empfänglich iſt für dramatiſche Productionen, ein ungefähres Bild von Shelley's wenig gekannter Poeſie zu geben, wie ich verſucht habe, einen leichten Schattenriß ſeiner poetiſchen Perſönlichkeit zu entwerfen, mögen hier ein Paar der bezeichnendſten Stellen aus der genannten Tragödie folgen.

Schlußſcene des erſten Actes.

Eine prächtige Halle im Palaſte Cenci.

(Ein Bankett.)

Cenci, Lucretia, Beatrice, Orſino, Camillo und Ehelente (treten auf).

Nachdem Cenci ſeinen Gäſten bekannt gemacht hat, daß ihm ein freudiger Vorfall die Veranlaſſung zu dieſem Feſte gebe, und die Anweſenden das Nähere darüber zu erfahren wünſchen, fährt er fort:

„Es iſt gewiß ein ſehr erwünſchter Vorfall.
Hört! Wenn aus einer Vaterbruſt ein Vater
Zum großen Vater aller ein Gebet
Entſchickt, ſo oft er ſich zum Schlummer legt;
So oft er ſich von ſeinem Lager hebt,
Ein heißes, ſehnſuchtsvolles Flehn, daß er
Ihm einen Wunſch für ſeine beiden Söhne,
Für die er nur dies Einzige fleht, gewähre,
Und plötzlich über kühnſtes Hoffen ihm
Der Wunſch erfüllt iſt — wenn er dann ſich freut
Und ſeine Freunde zum Bankette lädt,
Damit ſie ſeine Freude mit ihm theilen:
Dann jauchzt mit mir — denn ich bin jener Vater."

Beatrice (zu Lucretia).

O Gott, wie ſchrecklich! Ein entſetzlich Unglück
Traf ſicher meine Brüder.

Lucretia.

Fürchte nicht,
Er ſpricht zu offen.

Beatrice.

Ach! mein Blut rinnt kalt,

Mir graut vor dieſem fürchterlichen Lachen,
Das ſeine Haut bis zu den Haaren runzelt.

Cenci.

Hier ſind die Briefe. Beatrice, lies
Sie Deiner Mutter vor. Ich danke Dir,
O Gott, daß du auf wunderbare Weiſe
In einer Nacht erfüllt haſt, was ich wünſchte.
Denn meine pflichtvergeſſ'nen frechen Söhne
Sind todt! — Ja todt! — Was ſtockt denn Euer Frohſinn?
Ihr hört mich nicht; ich ſag' Euch, ſie ſind todt,
Und brauchen weder Unterhalt, noch Kleidung.
Die Fackeln bei dem Leichenzuge waren
Das Letzte, was ſie koſteten. Ich denke,
Papſt Clemens wird doch nicht von mir verlangen,
Daß ich ſie noch im Sarg ernähren ſoll
Freut Euch mit mir, mein Herz iſt ſeltſam froh!
(Lucretia ſinkt halb ohnmächtig nieder; Beatrice unterſtützt ſie.)

Beatrice.

Es iſt nicht wahr! O Mutter, blick' empor!
Denn wär' es wahr — es iſt ein Gott im Himmel!
Er lebte nicht, um ſich darob zu freuen.
Entmenſchter Mann, Du weißt ja, daß es falſch iſt!

Cenci.

Nein! wahr, wie Gottes Wort; hier ruf' ich ihn
Zum Zeugen, daß ich reine Wahrheit ſpreche;
Er hat durch ihre Todesart gezeigt,
Daß er mir ganz beſonders wohl will. Nono
Lag neben ſechzehn Andern in der Meſſe
Andächtig auf den Knieen, als die Kirche
Einbrach und ihn zu Brei zerquetſchte —
Die Uebrigen entkamen unverletzt.
Chriſtofano ward in derſelben Nacht
Und um dieſelbe Stunde aus Verſeh'n
Von einem eiferſücht'gen Mann erdolcht,
Indeß ſein Liebchen bei 'nem Andern ſchlief;
Dies zeigt, wie ſehr der Himmel für mich ſorgt.
Ich bitte, meine Freunde, im Kalender
Den Tag als einen Feſttag zu bemerken;
Es war der ſechs und zwanzigſte December.
Leſt doch die Briefe, wenn Ihr meinem Eid
nicht glaubt!
(Die Geſellſchaft ſchaart ſich beſtürzt, verſchiedene Gäſte erheben ſich.)

Erſter Gaſt.

O ſchrecklich! Ich geh' fort.

Zweiter Gaſt.

Ich auch.

Dritter Gaſt.

Nein, bleibt!
Ich glaub', es iſt ein Scherz, obgleich er wahrlich
Mit ſeinem Scherze allzu ernſthaft thut.
Vielleicht, daß ſich ſein Sohn mit der Infantin
Verſprochen, oder eine Mine Goldes
In Eldorado aufgefunden hat.
Solch' eine Nachricht birgt er uns; bleibt! bleibt!

Cenci.

(einen Becher mit Wein füllend und in die Höhe hebend.)
Du heller Wein, der du mit Purpurſchimmer
In dieſem goldenen Pokal beim Schein
Der Lampe fröhlich ſchäumſt, ſo wie mein Geiſt
Vor Jubel ſchäumt, daß die verfluchten Söhne
Geſtorben ſind — o! wärſt du doch ihr Blut,
Dann nippt' ich dich gleich einem Sacramente
Und tränke dich dem Höllenteufel zu,
Der, wenn ein Vaterfluch, ſo wie man ſagt,
Mit raſchen Schwingen ſeiner Kinder Seelen
Ereilt und ſie dem Himmelsthron entreißt,
Bei meinem Jauchzen triumphirt! — Allein
du biſt
Jetzt überflüſſig, denn vom Freudentrunk
Hab' ich genug genoſſen, und ich will
Heut keinen Wein mehr trinken. Hier, Andrea,
Schenk' doch den Gäſten ein!

Ein Gaſt (erhebt ſich).

Verruchter Mann!
Wird Keiner unter dieſen edlen Gäſten
Dem Frevel Einhalt thun!

Camillo.

Um Gottes Willen!
Laßt' mich die Gäſt' entlaſſen! Ihr ſeid toll;
Was ſchlimmes kann daraus entſteh'n.

Zweiter Gaſt.

Ergreift ihn!

Erſter Gaſt.

Ja kommt!

Cenci.

(zu denen, die ſich erheben, mit drohender Miene.)
Wer ſpricht? Wer regt ſich?
(zur Geſellſchaft.)
Es iſt nichts;
Seid luſtig! — Hütet Euch, denn meine Rache
Iſt wie des Königs Vollmacht — ſie mordet,
Und Keiner wagt den Mörder zu verrathen."
(Das Dunkeln geht aus einander; verſchiedene Gäſte entfernen ſich.)

Beatrice bittet nun die Gäſte, dazubleiben, entwirft in Eile ein Bild von der Grauſamkeit ihres eigenen Vaters und iſt bemüht, dieſe unſinnlich ſcheinende Anklage zu rechtfertigen. Der alte Cenci wird dadurch immer härter und ruft endlich:

„Entferne dich, du unverſchämtes Mädchen!

Beatrice.

Entferne Dich, Verruchter! Ja, verbirg Dich,
Wo Dich kein Auge mehr erblicken kann!
Verlangſt Du Ehre und Gehorſam, Du,
Der Du ein Pein'ger biſt? Ja, Vater, denke ſtets,
Wenn Du auch dieſe Gäſte überwältigſt,
Daß Uebel Uebles bringt. Starr' mich nicht an!
Verbirg Dich ſchnell, daß nicht mit Rächerblicken
Die Geiſter meiner Bräder Dich verjagen!
Bedecke Dein Geſicht vor jedem Auge;

Erschrick, sobald Du einen Fußtritt hörst;
Such' einen dunklen Winkel, beuge dort
Dein weißes Haupt vor dem gekrönten Gott.
Dann wollen wir umherknien und ihn brünstig
Für dich und ihn um sein Erbarmen bitten.

Cenci.

Es schmerzt mich, Freunde, daß dies tolle Mädchen
Die Freude unsres Fests geschmälert hat.
Lebt wohl! und gute Nacht! Ihr sollt nicht länger
Die Zänkereien unseres Hauses sehn;
Ein and'res Mal!

(Alle, außer Cenci und Beatrice, gehen ab.)

Mir schwindelt das Gehirn;
Gebt einen Becher Weins!

(zu Beatrice)

Du fleck'ge Viper!
Du Bestie! schön und doch so fürchterlich!
Ich weiß ein Zaubermittel, das dich zahm
Und ruhig machen wird. Jetzt fort!

Beatrice ab.)

Andrea,
Komm, füll' den Becher mir mit Cyperwein!
Ich sagt', ich würde heute nicht mehr trinken,
Allein ich muß; denn, sonderbar! ich fühle,
Daß mir der Muth entsinkt bei dem Gedanken
An das, was ich zu thun beschlossen habe.

(den Wein trinkend.)

Sei du der Jugend feuriger Entschluß
In meinen Adern, und der Mannheit Kraft,
Und des Alters abgeseimte Schändlichkeit;
Als wärst du meiner Kinder rothes Blut,
Nach dem ich dürste. Ja! der Zauber wirkt!
Ich muß es thun, ich werd' es thun, ich schwör' es!"

(ab.)

Diesem Schlusse des ersten Actes füge ich noch einen Theil des Anfanges aus dem dritten bei, worin Beatrice, von ihres Vaters Ruchlosigkeit verfolgt, dem Wahnsinn nahe, in die herzzerreißendsten Klagen ausbricht und im Geheim bereits den Entschluß zum Morde faßt.

Beatrice

(tritt mit wankenden Schritten und aufgelösetem Haar ein; sie spricht zu wildem Ton.)

Reicht mir das Schnupftuch! Mein Gehirn ist wund;
Voll Blut sind meine Augen! Wischt es ab!
Ich sehe kaum.

Lucretia.

Mein Kind! Du bist ja nicht
Verwundet; es ist nur ein kalter Thau,
Der von der theuern Stirne rinnt — weh! Weh!
Was ist geschehn!

Beatrice.

Wer hat mein Haar gelöst?
Es flattert um mein Haupt und macht mich blind;
Und doch band ich es fest. — O schrecklich! schrecklich!
Der Boden zittert unter meinen Füßen,
Die Wände drehen sich umher! Dort seh' ich
Ein Weib, das weint und unbeweglich dasteht,
Indeß ich schwindelnd taumele,
So wie die Welt sich drehet. — O mein Gott,
Dein schöner, blauer Himmel ist mit Blut
Befleckt; der Sonnenschein ist schwarz; die Luft
Ist voll von ekeln Dünsten, wie die Todten
In Leichengruben hauchen. Puh! Puh! ich ersticke!
Es kriecht ein schwarzer, schwerer Schmutz'ger Nebel
Rings um mich her — er ist so dick und klebrig,
Ich kann ihn nicht abschütteln, denn er leimt mir
Die Finger und die Glieder an einander,
Und frißt sich in die Sehnen ein und löst
Das Fleisch mir in Verwesung auf, vergiftend
Den reinen, zarten, innern Geist des Lebens!
Mein Gott! Was Tollheit sei, das wußt' ich nie
Zuvor; jetzt aber bin ich sicher toll!

(wilder.)

Nein, ich bin todt! Verfault sind meine Glieder,
Und linden und begraben meine Seele,
Die in die freie Luft entfliehen möchte.

(Pause.)

Wie gräßlich der Gedanke war! Er ist
Entflohen; doch seine Bürde bleibt zurück
Auf diesen Augen, diesem matten Herzen.
O Welt! o Tag! o Leben! o Geschicke!

Lucretia.

Was fehlt dir, armes Kind! — —

Beatrice (wie wahnsinnig).

Wie, Vatermord! —
Das Kind hat seinen Vater umgebracht,
Doch gleicht sein Vater meinem nicht. O Gott!
Welch' ein Geschöpf bin ich!

Lucretia.

Mein theures Kind,
O sprich! was hat dein Vater dir gethan!

Beatrice.

Wer frägt mich da? Ich habe keinen Vater.

(bei Seite.)

Sie ist die Tollhausamme, die mich pflegt.
Ein trauriger Posten!

(zu Lucretien mit langsamer und schwacher Stimme.)

Wißt Ihr, daß ich dachte,
Ich sei die unglückselge Beatrice,
Von der sie sagen, daß ihr Vater sie
Am wirren Haare durch die Hallen schleift,
Und nackend in verdumpfte Keller sperrt,
Wo schuppigt Gewürme kriecht und wo
Sie faules Fleisch ißt, um nicht zu verhungern.
Und diese traurige Geschichte hab' ich
Mit meinen kranken Träumen so verwebt,
Daß ich fast glaubte — nein! Es ist nicht möglich!
Abscheuliches ist auf der Welt geschehn,
Unglaubliches, entsetzliche Verwirrung
Von Gut und Böse; Schlimm'res ward erdacht
Als Menschen jemals auszuführen wagten;

Doch niemals wurde solche That ersonnen,
Wie die — —
(Pause: sich ploͤtzlich sammelnd.)
Wer bist Du; schwöre mir, bevor
Ich in erschrecklicher Erwartung sterbe,
Daß Du nicht bist, was Du mir scheinest —
Mutter!

Lucretia.

O! — — Theures Kind, weißt Du —

Beatrice.

Doch sag' es nicht,
Denn wenn dies wahr ist, muß das Andere
Auch Wahrheit sein. — — — Komm näher, liebe
Mutter,
Von heut' an bin ich — —
(Die Stimme versagt ihr.)

Lucretia.

Ach, was ist dir, Kind!
Was that dir denn dein Vater?

Beatrice.

Was that ich!
Bin ich nicht schuldlos? ist es mein Verbrechen,
Daß Einer mit gebieterischer Stirn
Und grauem Haar, der mich von Kindheit an
Gereinigt hat, mein Vater ist, und doch
Noch lebt! — — —

Lucretia.

Gewiß, er ist ein schändlicher Tyrann;
Wir wissen, daß der Tod uns nur befreit,
Sein oder unser Tod. — —

Sprich mit mir!
Beruhig' dich! Sie krampfhaft schlingen keine
Finger
Sich in einander fest!

Beatrice.

Mein inn'res Leben
Ist ruhelos gemartert. Wenn ich rede,
So weiß ich toll. Ja! etwas muß ich thun;
Was! weiß ich noch nicht — Etwas, was die
That,
Die ich erduldete, zum Schatten macht
Im fürchterlichen Blitzen, das sie rächt — —
So irgend etwas muß ich thun, und wenn
Ich nur erst wüßte, was! so wär' ich ruhig
Und nichts vermöchte mehr, mich zu bewegen. — —"

Shellen's „Cenci" sind, so viel mir bewußt ist, niemals aufgeführet worden. Dies ist zu bedauern. Denn jedes Theater, das nur den Willen hat, sich mit dem Bessern abzugeben, könnte ohne einen andern Aufwand, als den von Fleiß im Einstudiren, diese Tragödie zur Darstellung bringen. Heut zu Tage gibt es aber eine allerwärts leicht anzubringende Entschuldigung, die leider ein Steckenpferd, man kann wol behaupten, aller Theater geworden ist. Diese Entschuldigung heißt: das Stück ist kein Cassenstück! Wahr, aber schade, und schade, daß es wahr! Es könnte gut sein für unsern Geschmack, erschütterte gelegentlich einmal dies Shellen'sche Trauerspiel unsere deutschen Bühnen. Grade das Fehlerhafte an dem Stücke würde, gleich Scheidewasser, sich tief in die Herzen der Zuhörer einfressen, erschüttern, Gutes stiften. Dieser und Jener lasse sich wenigstens hiermit hinweisen auf das Product; was er dann zu thun für gut finden mag, bleibt immer seinem eigenen Ermessen anheim gestellt.

Literatur.

Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1837.

Wir erhalten in diesem Bande die Correspondenz des verstorbenen Beer mit Karl Immermann. Aus den poetischen Werken Beider, wie sie dem Publicum schon längst vorliegen, ließ sich ungefähr errathen, in welcher Weise ein Austausch ihrer Ideen über Kunst, und vorzugsweise dramatische, sich gestalten werde. Nichts desto weniger bietet dieser Briefwechsel des Interessanten gar Manches dar und gibt zu einem tieferen Eindringen in die Individualität der beiden sich begegnenden Dichter einen sichern Wegweiser ab. Das Interesse der Correspondenz an sich und der Gegenstände, die natürlich zumeist darin verhandelt werden, gewinnt noch durch die politischen Bewegungen, in welche zum größten Theile der brieflische Verkehr durch Zufall gestellt ward. Michael Beer, verließ bald nach seinem Bekanntwerden mit Immermann Deutschland und wandte sich nach Paris. Der politische Umschwung bereitete sich dort unter seinen Augen vor, und Beer, der von Natur grade nicht sehr zu politischen Diatriben inclinirte, findet sich doch oft veranlaßt, aus seinem wohl verwahrten Zimmer auf das Drängen und Stoßen der Meinungen hinauszuschauen, die sich auf der Straße geltend zu machen suchen. Oft streift es fast an's Komische, wenn er sich gegen Immermann seiner politischen Ansichten halber entschuldigt und nicht selten mit einiger Gewaltsamkeit sich wieder in dem Theaterwesen festzunisten sucht. Beer verwahrt

ſich auf allen Seiten gegen den Verdacht des Liberalismus. Er wiederholt immer auf's Neue, er ſei ein guter Royaliſt, habe gar nichts einzuwenden gegen den Gang des hiſtoriſchen Rechtes — aber hier in Paris müſſe man doch zuweilen auch noch ein Uebriges thun und wenigſtens etwas Jungball ſpielen mit den Worten: Freiheit, Volksſouveränität u. ſ. w. Daß er bei einem ſolchen Schwanken und Nichtwiſſen, wie man eigentlich geſinnt ſein ſolle, doch zuweilen fühlt, es ſei das Verlangen des franzöſiſchen Volkes mehr als ein bloßes Schnappen nach blauem Dunſte, will er ſich ſelbſt zwar nicht geſtehen, doch kommt er dann, ohne es zu wiſſen, Immermann dagegen lebt ruhig in Düſſeldorf, antwortet noch ruhiger auf des Freundes lebhafte Briefe und conſtruirt ſich Frankreichs und Europa's nächſte Zukunft nach ſeiner Weiſe, indem er zuweilen bedauert, nicht in einer Zeit zu leben, wie die war, wo Goethe und Schiller auftraten, und was dergleichen mehr iſt.

Es würde dem Zwecke dieſer Blätter nicht entſprechend ſein, wollte ich die politiſchen Tendenzen beider Dichter hier weiter beſprechen und betreiten. Sie können füglich auf ſich beruhen, wenn ſich auch heut zu Tage das Talent des Poeten von ſeiner Geſinnung nicht mehr wohl ſcheiden läßt. Halten wir uns aber an das allein, was Beide über Drama, dramatiſche Kunſt und Theater herüber und hinüber ſprechen, ſo iſt die Ausbeute nicht unbedeutend. Beide Dichter, am meiſten aber Immermann, gibt treffliche Bemerkungen und bekundet einen ſo praktiſchen Blick, daß es wol der Mühe werth wäre, Theater-Directoren und Schauſpieler nähmen ſich ſeine Worte zu Herzen. Daß Immermann etwas Tüchtiges erſtreben wollte, hat er durch die Leitung des Düſſeldorfer Theaters bewieſen, die einige Jahre ſeinen Händen anvertraut war. Nächſt dem Hofburgtheater in Wien war es vielleicht nur das Düſſeldorfer, auf welchem in jener Zeit Schiller'ſche, Goethe'ſche und Shakspearesche Stücke würdig dargeſtellt wurden. Auch das Publicum ſchien empfänglicher für das Tüchtige zu ſein, als anderwärts, und nahm ſogar den Tieck'ſchen „Blaubart," womit Immermann aufzutreten wagte, wenn nicht mit Enthuſiasmus, doch mit beifälligem Danke hin. In den Anſichten von dem, was auf dem Theater darſtellbar oder nicht darſtellbar ſei, können ſich beide Dichter nicht vereinigen. Beer iſt in dieſem Puncte oft ſehr pedantiſch, prickelt an Kleinigkeiten herum und macht Immermann nicht ſelten verdrießlich. Er wirft ihm ſogar vor, daß ſein geringer Einfluß, den er auf das deutſche Theater habe, von der Unachtſamkeit ſich herſchreibe, womit er das geſammte theatraliſche Weſen bei Ausarbeitung ſeiner Stücke behandle. Darauf aber gibt Immermann eine treffende und durchaus wahre Antwort, die ich unverkürzt hier folgen laſſe.

„Sie werfen mir," ſchreibt Immermann, „in dem Briefe an Schadow Unkenntniß des Theaters vor und glauben, daß aus dieſer alles Unheil in meinen Dichtungen entſpringe. Ich glaube nicht, daß Sie ſo ganz Recht haben. Einmal iſt mir das Theater doch nicht ſo unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meiſten bedeutenden Bühnen Norddeutſchlands auf meinen Wanderungen geſehen und einige Zeit lang die ununterbrochene Anſchauung einer Anſtalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimariſchen Bühne, gehabt. Da iſt es mir eben klar geworden, was ein Theater ſein kann und ſein ſoll, und aus dieſer Reminiſcenz entſpringt mein Widerſtreben gegen die jetzige Art und Weiſe. Daher kommt es, daß ich ſehr Vieles für vollkommen dramatiſch und theatraliſch halten muß, was unſere jetzigen Schauſpieler als nicht darſtellbar verwerfen, weil ich nämlich geſehen habe, daß die Darſtellung möglich iſt, ſobald nur die Darſteller vorhanden ſind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer ſolchen Geſellſchaft, wie die ältere weimariſche war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausſpruche über die Darſtellbarkeit oder Nichtdarſtellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauſpielern, dieſen Menſchen ohne Fleiß, Tact und Schule, da ſollte der Dichter lernen können, er, den in ſeiner Stille ein Gott erleuchtet und die Wege führt, die er zu wandeln hat! In welchen Widerſpruch gerathen Sie, mein Freund, und Alle, die mir den gleichen Rath ertheilen? Wie iſt es möglich, daß uns eine nach dem Urtheile aller Stimmfähigen ganz depravirte Anſtalt über das Weſentliche in der Kunſt aufklären möchte? Nein, es iſt wahrhaftig nicht Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, ſondern die Bühne ſoll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich ſpreche es aus der tiefſten Ueberzeugung, ſpielte Shakespeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte; ſehen wir doch, wie man ihn misverſteht und mit ſeinen tiefſten Intentionen umgeht."

Schwerlich möchte mit nur einigem Fug und Recht Jemand gegen dieſe Worte Immermann's auftreten können! Sie enthüllen kurz, aber wahr, die ganze Erbärmlichkeit der theatraliſchen Zuſtände Deutſchlands. Unſere Schauſpieler wollen — ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet — auf einem hohen Fuß leben, nicht aber in gleicher Weiſe ſpielen. Dabei kann nichts herauskommen, als Verfall des Theaters und aller ächten dramatiſchen Kunſt. Ein wahrer dramatiſcher Dichter kann, wie noch jetzt die Sachen liegen, nun und nimmermehr in dieſem Sumpfe fußen. Einmaliges Auftauchen iſt möglich, das Unterſinken läßt aber nicht lange auf ſich warten.

Den größten Theil des Briefwechſels füllen kritiſche Beſprechungen der Werke beider Freunde, auf eine dem Schiller-Goethe'ſchen Verkehr ähnliche Weiſe. Es iſt belehrend, das Entſtehen und Wachſen vorzüglich der Immermann'ſchen Arbeiten an ſich vorübergehen zu ſehen. Die Trilogie „Alexis", die Mythe „Merlin", „Tulifantchen" und ein nicht unbedeutender Theil der „Epigonen" ſchreibt ſich aus dieſer Zeit her, und man muß beiden Freunden das Lob der Unparteilichkeit ertheilen. Zuweilen tritt eine kleine Verſtimmung ein, wenn Einer oder der Andere allzu hart mit ſeinen Bemerkungen dem Gegner an's Herz greift; Immermann fühlt ſich ſogar einmal zu ſehr langem Schweigen bewogen, als Beer den erſten Theil des „Alexis" einer etwas gar zu unbarmherzigen Kritik unterwirft. Doch wird die Eintracht bald wieder hergeſtellt.

Beachtenswerth ſind auch die Aeußerungen über Benutzung hiſtoriſcher Stoffe im Drama, und Immermann gibt hier abermals gute und praktiſche Winke, die freilich von dem Dafürhalten eines ſehr bekannten deutſchen Dramatikers bedeutend abweichen. Eine der kürzeren mag die Anzeige des empfehlenswerthen Briefwechſels ſchließen.

„Lächerlich wär' es, wollte man glauben, es könne der Dichter und die Dinge so, wie sie waren, in jeder Beziehung vollständig und wahr nachschaffen. Nein, er will ein Bild des Geschehenen geben; zum Bilde gehört die Begrenzung durch den Rahmen; zum Bilde gehört der Gesichtspunct, die Gruppirung, die bestimmte Beleuchtung. Daß alles dieses vorhanden sei, ist es nothwendig, daß er eine Hauptbeziehung des Factums herausgreife, diese darstelle, Alles, was sonst sich bei der Betrachtung des Stoffs ihm aufdrängt, verschweige, so fern es geradezu der Darstellung jener Hauptbeziehung widerstrebt, oder als das letztere subordinirte Mittel behandle, wenn eine Unterordnung sich denken läßt. Wer diese Freiheit dem Dichter nicht zugesteht, der verräth, daß er von der organisch schaffenden künstlerischen Stimmung keinen Begriff hat, und daß er mit einer andern, als der ästhetischen Disposition zu dem Kunstwerke trete. Nur mit jener Freiheit können Kunstwerke erzeugt werden, aus denen ein Plan hervorleuchtet, und die den Zuschauer mit einer harmonischen Empfindung entlassen. Dramatisirte Geschichte ist keine Tragödie."

W.

Goethe als Dramatiker. Von Dr. H. Düntzer. Leipzig. Engelmann. 1837.

Den Einfluß Goethes als Dramatiker auf die deutsche Literatur in einer gedrängten Uebersicht zu schildern, wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen gewesen, so viel auch bereits über Goethe als Dichter und Menschen mit und ohne Verstand geschrieben worden ist. Dr. Düntzer scheint so etwas beabsichtigt zu haben, und deshalb ist er zu loben. Die Art und Weise aber, wie er es angreift, dünkt mir nicht die rechte zu sein. Indem er alle Phasen Goethe'scher Denkweise durchzugehen bemüht ist, verliert er den leitenden Faden aus der Hand und gibt uns, anstatt einer gedrängten Uebersicht, die zum Ziele treffen sollte, das Ergebniß seiner langjährigen Studien über den Dichter. Wir erhalten auf diese Weise kein Urtheil von ihm selbst, sondern nur eine Compilation von den Meinungen zwanzig bis dreißig anderer Aesthetiker und Kritiker. Dadurch kommt einige Verwirrung in die so mühsame und fleißige Arbeit. Es fehlt der Anordnung an Tact und Geschmack; man wird erdrückt von Citationen, die an sich alle wahr, aber in solcher Zusammenstellung doch nicht eben treffend zu nennen sind. Hätte der Verfasser das Gebotene auf die Hälfte des jetzigen Umfanges zusammengedrängt, so würde es in jeder Hinsicht gewonnen haben. Des Guten findet sich viel darin, und kann es nur der Leser über sich gewinnen, durch dies Labyrinth von Auszügen und Anführungen aus Anderer Schriften gutes Muthes hindurch zu steuern, so wird er das Buch nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen. Dr. Düntzer gab früher eine Broschüre heraus: „Goethe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seinen Gegner dargestellt ꝛc." Der Beifall, den dasselbe gefunden hat, scheint das vorliegende umfassendere Werk veranlaßt zu haben.

Literarische Bilder aus Rußland. Herausgegeben von H. König. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1837.

Ueber die Entstehung dieses Buches spricht sich der Verf. in einer kurzen Vorrede an das Publicum aus, die zugleich den für eine Beurtheilung angemessenen Standpunct gewinnen läßt. H. König gibt in diesen „Bildern" eine gedrängte Uebersicht des gesammten literarischen Lebens in Rußland, von den frühesten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Eine Erschöpfung des Stoffes hier zu erwarten, wäre unbillig; denn der Verf. beabsichtigte nur Anregung und Hinleitung der Blicke seiner Landsleute auf die bisher zu wenig beachtete und fast gänzlich unbekannte Literatur Rußlands. Seine Mittheilungen stellten sich von selbst aus brieflichem und persönlichem Verkehr mit einigen der bedeutenderen russischen Literaten zusammen, und bieten in ihrer Anspruchslosigkeit eine eben so belehrende als unterhaltende Lectüre. Manches daraus verdiente eine Beherzigung, indem die Anzeichen einer immer mehr wachsenden geistigen Regsamkeit im Innern Rußlands klar vor Augen liegen.

Indem ich das Allgemeinere übergehe, hebe ich im Interesse dieser Blätter nur dasjenige hervor, was mit denselben in engerem Zusammenhange steht. — Wir erfahren aus dem fraglichen Buche, daß die eigentliche mehr dem Geiste des Nationallebens entsprosste Literatur in Rußland ziemlich spät die ersten Keime trieb. Denn was sich in früheren Jahrhunderten bildete, hing auf das Innigste zusammen mit der Entstehung des Kirchen- und Priesterthums, und beschränkt sich größtentheils auf Heiligen-Legenden u. s. w. Sehr spät, scheint es, brach sich das Dramatische nach Rußland Bahn. Wie fast Alles, was der Krone Bildung und einer wahrhaften europäischen Civilisation in dem unermeßlichen Kaiserreiche angehört, aus der Fremde entlehnt wurde, kamen auch die Anfänge der dramatischen Kunst von daher. Das benachbarte Polen überlieferte, wahrscheinlich ebenfalls nur Entlehntes, dem Nachbarlande. Die rohen, durch das ganze westliche Europa verbreiteten Mysterien-Spiele wanderten über Kiew nach dem Innern Rußlands, und die Studenten in Kiew führten dergleichen locker componirte Schaustücke während der Ferien in der Ukraine auf. Von dort her kamen sie an den Hof, wo unter der Herrschaft des Zar Alexei zuerst eine deutsche Truppe die Mysterie „Judith und Holofernes" aufführte. Wahrscheinlich dadurch angeregt, schrieb der heilige Dimitro in gereimten Versen geistliche Dramen, von denen „Esther und Ahasver" vor der Kaiserin Elisabeth auf dem Hoftheater zur Darstellung kam.

Die Anfänge einer dramatischen Literatur datiren erst nach Peter dem Großen, obgleich auch diesen noch eigentlicher Kunstwerth abgeht. Bekanntlich neigt der Russe sehr zur Satyre hin, der er in seinen Fabeln und Märchen freien Lauf läßt. Satyrisch gestalteten sich daher auch seine ersten Originaldramen, die, ganz aus dem russischen Nationalleben entsprungen, dies persiffiren. Drei talentvolle Männer wurden auf diese Weise die Schöpfer des ächt russischen Lustspiels: von Wisin, Kapnist und Gribojedow. Jeder schrieb nur ein Lustspiel, doch so ganz originell, daß alle drei sich bis jetzt eben

so in der Literatur, wie auf der Bühne erhalten haben. Von Wisin schrieb „Nedorosl“, zu deutsch etwa „Mutterſöhnchen“, wovon H. König folgende Analyse gibt:

„Das Lustspiel Wisins versetzt uns unter eine landadlige Familie, in der eine schlimme Frau ihren alternden Mann unter'm Pantoffel hält und ihr einziges Kind, den unausgewachsenen achtzehnjährigen Mitrophan, auf ihre Weise erzieht. Das achtzehnjährige Kind hat noch Lehrer und sogar drei, — einen seiner Dummheit wegen fortgejagten Seminaristen, einen verabschiedeten Soldaten und einen, früher Kutscher gewesenen Deutschen, Namens Bralmann, — drei höchst ergötzliche Originalkerle. Zu diesen kömmt noch Mitrophans Amme von rein russischem Typus, die ihrem Zögling allerwärts an der Ferse folgt, damit er nicht falle und sich die Nase zerquetsche. Sie liebt und vertheidigt ihn, vergißt aber dabei nicht, als Leibeigene zu klagen, daß sie fünf Rubel jährlich und fünf Obrseigen täglich von ihrer Herrschaft erhalte. Indeß weiß sich Mitrophan, wenn er auch nichts lernt, doch zu beschäftigen; er klettert auf den Taubenschlag, er hat allerlei Kuchen zu essen und seine Lehrer zu necken. Bald aber richtet der Bube sein Auge auf das als Mündel in demselben Hause wohnende schöne, reiche und gebildete Mädchen, und ruft endlich entschlossen: „Nein, Mutter! ich will nun nicht mehr lernen, — ich will heirathen.“ Unglücklicherweise hat er aber einen Nebenbuhler an seiner Mutter Bruder, einem vollendeten Nedorosl, der nichts gelernt, nie gedient und, auf dem Lande wohnend, sich weniger um seine Bauern, als um die Zucht der Schweine gekümmert hat. Köstlich sind die Scenen der Eifersucht zwischen Oheim und Neffen, der Unterrichtsstunden und eines Examens, in welchem unter andern auf die Frage eines verständigen Mannes: ob Mitrophan auch Erdbeschreibung getrieben habe, die Mutter entrüstet antwortet: Ein russischer Edelmann brauche keine Geographie, da er überall Kutscher und Fuhrleute nach allen Enden der Welt für sein Geld fände. — Zuletzt löst sich die Verwicklung dahin auf, daß die junge Mündel weder den Oheim, noch den Neffen, sondern einen wohlerzogenen, gebildeten jungen Mann nimmt.“

Kapnist schilderte in seinem Lustspiele: „Die Chikanen“ den traurigen Zustand der Justiz in Rußland; Gribojedow's Werk führt im Deutschen etwa den Titel: „Weh dem Gescheidten!“ und verdankt wahrscheinlich seine Entstehung zum größten Theile den eigenen, seltsamen Erlebnissen des Dichters. Unter den übrigen Dichtern, die vorzugsweise auch das Drama in der russischen Literatur anzubauen suchten, steht Shukowskin ziemlich oben an. Er soll viel Verwandtes mit Schiller haben. Was Alexander Puschkin wirkte, ist auch neuerdings in Deutschland eben so durch sein hervorragendes Talent, als sein tragisches Ende bekannt geworden. Als Beherrscher der Bühne wird der Fürst Schachowskoy betrachtet, der eine sehr große Anzahl von Trauerspielen, Lustspielen, Opern, Vaudeville's u. s. w. verfaßt hat. Alles, was die Literatur Neues hervorbringt, muß sich seiner Scheere fügen: denn es ist ihm ein Geringes, jeden Roman oder ein erlebtes Gedicht für die Bühne zurecht zu schneiden. Schachowskoy ist der russische Raupach. Erträgliches soll der Fürst nur im Lustspiel geliefert haben. Neben ihm wußten noch Sagoskin, bedeutender als Novellist, und Kukolnik auf der Bühne Zugang zu finden. Bei alle dem ist das russische Drama sehr schwindsüchtig. Die Theater zehren vom Abfall der französischen Bühnen und scheinen wenig Notiz von vaterländischen Talenten zu nehmen, was freilich in Rußland wol auch noch einen andern Grund haben mag, als in andern Ländern.

Correspondenz.

Abneigung gegen Raupach. Ekkart. Kaulbach eben Kaulbach. Fremde Wünsche und Hoffnungen.

Aus München. Im November.

München hat ein großes, schönes Theater und ein Publicum, welches für theatralische Kunst sehr empfänglich und, was vor Allem zu berücksichtigen, durch die feine, gewürzreiche Raupach'sche Kost noch nicht verwöhnt ist. Mit Händen und Füßen sträubt es sich gegen die Hohenstaufen, wie weiterhin gegen die Geisfeldis. Wenn irgendwo, dann ist hier ein gesunder, kräftiger Boden, in welchem das ernstere, classische Drama gedeihen könnte, und für die schönere, zeitgemäßere Entwickelung der theatralischen Kunst, in der Zukunft noch etwas zu erwarten wäre. Denn auch die Schauspieler haben die Süßigkeit der Raupach'schen Diction nur erst gekostet; sie haben noch nicht verlernt, sich zusammenzunehmen und legen noch einen Werth darauf, ihrer Darstellung Charakter zu geben. Der große Mime Eßlair ist nicht ohne Einfluß auf diese Erscheinung gewesen. Jetzt ist er in den Ruhestand versetzt, jedoch mit dem hinzufügen, nach Willen und Kräften seine Leistungen auch künftighin der Hofbühne zu widmen. Wie man hört, wird er nächstens als Wiburg in Johanna von Weißenthurn „Versöhnung“ und späterhin als Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienstpflicht“ wieder auftreten. Jüngst declamirte er vor einer zahlreichen Versammlung in dem Theatersaale des Frohsinns den „Gang nach dem Eisenhammer“, den „Taucher“ und Garrick's „Abt“ mit gewohnter Meisterschaft. Fragen wir nun, was der erfolgreichen und gedeihlichen Entwickelung des Drama's auch hier noch hinderlich ist, so ergibt eine unbefangene Betrachtung der hiesigen Zustände in der Kürze Folgendes.

Ueberall, so auch hier, meint man ohne den Durchgang durch die Raupach'sche Periode nicht zum gewünschten Ziele gelangen zu können. Ich weiß es, man glaubt das hiesige Publikum noch nicht empfänglich genug für die leichte, feine und schmackhafte Speise, womit diese Periode Deutschland überschüttet hat. Aber die Seichtigkeit, die

inhaltslose Leere, der poetische Bombast, die aller Handlung entblößte Phrasenmacherei und Unnatur, das bloß angenehm Prickelnde und Rührende jener ausgeweiteten, zerdehnten Machwerke, übersieht man völlig. Sie sind nur für Auge und Ohr, nicht für Geist und Empfindung, und die Helden, welche sie uns vorführen, nur für den engen, hohlen Raum der Bühne, nicht für das Leben und die Welt berechnet; ihre Wirkung reicht über den Theaterabend nicht hinaus. Wo sie herrschen, nimmt Coulissenreißerei, Bequemlichkeit und Trägheit überhand, und alle Charakteristik, alles Studium, alle Kunst hat da ein Ende. Geniale Künstler haben sich nie damit befreunden können.

Aber was soll geschehen! Wo sind denn die Dramen, die ihre Stelle besser ersetzen könnten! Es gibt viele, die wol der Aufführung würdig wären. Die vorliegenden Jahrbücher haben bereits auf einzelne hingewiesen. Nun, und wären sie nicht da, wohlauf dann, ihr dramatischen Talente! schafft Besseres, Gediegeneres, Zeitgemäßeres und zugleich Bühnengerechtes, denn das ist unerläßlich! Hier bei uns gibt's noch einen Boden für euch; arbeitet für ihn, ehe man seine Kraft durch begünstigtes Unkraut auffaugt. Aber da stehen gerade der Aufnahme unserer gediegensten neuesten Productionen dieser Art eine Menge politischer und religiöser Rücksichten wieder entgegen! Auch hier die Furcht vor dem Schatten, der unsere Zeit verfolgt! — Die hiesige Bühne hat unstreitig unter der gegenwärtigen Verwaltung viel gewonnen. Manche Mißbräuche sind abgeschafft, tiefersitzende Uebelstände beseitigt. Es kostete viel, den Boden rein zu machen und die Finanzen zu ordnen, ohne welche kein Institut gedeihen kann. Wenn Eßlair den Abschied erhielt, so ist nicht Alles verloren; seine Thätigkeit verbleibt der Bühne, so lange er Kraft in sich fühlt. Aber für die Zukunft, wer wird da seine Rollen als würdiger Stellvertreter übernehmen können! Wie gesagt, es ist gut, daß die hiesigen Schauspieler an die älteren classischen Stücke, an Charakterrollen, an Studium gewöhnt sind. Das ist zu beachten! Es läßt sich da vielleicht noch manches Treffliche zur Entwickelung bringen. Aber wie? Alle Kunst lebt und entfaltet sich an der Gunst des Publicums, heut' zu Tage aber zugleich auch an der Stimme der öffentlichen Kritik heran. Wie? Wenn es die hiesigen Theaterrecensenten über sich nähmen, mit Ernst und Einsicht die richtigen Wege zu weisen! Geschieht dies aber? Nein! Und abermals, nein! Tadeln kann Jeder, aber zeigen, wo es fehlt, dem Einzelnen, wie dem Ganzen; aufmuntern zu rechter Zeit und über das Wesen der darstellenden Kunst aufklären, was in der Charakterisirung und darin zu suchen sei, daß die Individualität jedes Einzelnen aufgeht in dem Character der darzustellenden Rolle und deren Verhältniß zum Ganzen: dies versteht nicht Jeder, und nicht Jeder, der es versteht, hat den Willen, es auszusprechen; Witz, wenn auch schlechter, geht ihm über die Wahrheit. Dies ist die Schmach der hiesigen Blätter. Sage Einer, daß es anders sei! Die Kritik soll allerdings zurechtweisend, ja abweisend auftreten, aber auch belehrend, aufmunternd, und dies namentlich im Gebiete der Kunst! Genie's können nicht alle sein; tiefes, durchdringendes Studium nicht bloß der Rolle, sondern des ganzen Stückes, ein solches Studium kann schon bei bloßem Talent Außerordentliches wirken. Wie hat man die Sängerin Caroline Schechner, wie den Schauspieler Carl Devrient hier behandelt! Jene ist den hiesigen Partheiungen erlegen, dieser hat sich zu behaupten gewußt, zwar nicht zur Befriedigung des vollendeten Kunstgeschmacks, aber mit Ehren. Nachdem er bei seinem letzten Auftreten als Baron Wiburg in dem viele Unwahrscheinlichkeit enthaltenden Schröder'schen Stücke: „Stille Wasser sind tief" mit Recht Beifall erhalten hatte und herausgerufen worden war, äußerte er unter anderem: er habe bisher gehofft, geduldet zu werden: es wären ihm aber zugleich manche Beweise des Beifalls gegeben worden, und an diese würde er sich gern in der Ferne erinnern. Das ist bezeichnend für die hiesige Theaterkritik. Sie mag die erheblichsten Gründe gehabt haben, ihn zu tadeln: aber so schlecht war er nicht, um ihn nur durch Hohn und Spott zu verunglimpfen. So leidet hier Alles, Leben, Kunst und Literatur an dem zweideutigen Werthe der hiesigen Journalistik, und es ist leider noch keine Aussicht da, daß es in dieser Hinsicht bald besser werde. Dies sind die Ursachen, welche, wie zu besorgen ist und wie sich nachweisen läßt, der gedeihlichen Entwickelung der dramatischen Kunst auch hier entgegen stehen. Das hiesige Theater eignet sich, seinem Umfange und seiner Construction nach, allerdings vorzugsweise für die Oper und ihr zunächst für das Lustspiel, worin auch im Allgemeinen Befriedigendes, ja Treffliches, besonders im Ensemble, wie in einzelnen Characterrollen, geleistet wird, weniger jedoch für das ernstere Drama. Vielleicht gelingt es der Intendantur, der wir schon so manche Verbesserung verdanken, dieses Uebelstandes ungeachtet, der Entwickelung des ernsteren Drama's und seiner Bühnendarstellung einen höheren Aufschwung zu geben, ohne den Durchgang durch den Einfluß des Raurach'schen Drama's, der alle wahrhaft theatralische Kunst mit Stumpf und Stiel austottet und die Schauspieler zu bloßen Marionetten oder redenden Automaten macht, erfahren zu haben. Nächstens über Einzelnes!

M.

Notizen.

Sheridan Knowles Wilhelm Tell.

Der Verfasser des „Hunchback" hat ein Schauspiel „William Tell" geschrieben, das in Auffassung und Durchführung ganz englisch ist. Während unser Schiller aus der Figur des Tell die Idee der Freiheit sprechen läßt, nimmt der Engländer alles praktischer, ohne nur im geringsten an das Idealische zu streifen. Dennoch scheint die Arbeit Knowles von bedeutendem Werthe zu sein. Tell tritt als trotziger, ungebändigter Sohn des rauhen Alpenlandes auf, der nicht lange wartet, bedenkt, hin und wieder schwankt, wie der ächt deutsche Schiller'sche. Das Handeln ist ihm bei dem Engländer, und zwar von Rechtswegen, die Hauptsache und daher nimmt er als ein kühner Mann, auch sogleich Theil an der Verschwörung der Eidgenossen, ja leitet sie sogar. Belehrend ist eine Vergleichung der Scene des Apfelschusses zwischen dem deutschen und englischen Dichter. Knowles, obwol hier ganz materiell die Sache erfassend, weiß doch die Gemüther zu bewegen, wenn auch die Schiller'sche Behandlungsart bei weitem poetischer genannt werden muß. Man bei Bühne herab wird der Engländer wirken. Der Phönix theilte neulich die erwähnte Scene mit.

Uebersetzungsvariationen von Grabbe.

Der neue Jahrgang des „Taschenbuch's dramatischer Originalien" von D. Franck herausgegeben, bringt unter andern auch „dramaturgische Erinnerungen" von Karl Immermann, ohnstreitig der bedeutendste Beitrag. Wir werden in der nächsten Lieferung Gelegenheit nehmen, ausführlicher darüber zu sprechen. Vorläufig möge hier als Curiosität eine Probe Grabbe'scher Uebersetzungsweise stehen, die hoffentlich allgemein gefallen wird. Die Aufgabe ist der englische Vers:

„And never was a greater woe
As that of Julliet and their Romeo."

Davon gibt Grabbe folgende Variationen.

Und nimmer war ein größer Weh
Als Romeo's und seiner Julie.

Und nimmer gab's ein schlimmres Loos
Als Julia's und ihres Romeo's.

Und nimmer größer Weh geschah
Als das des Romeo und der Julia.

Und nimmer groß ein Wehe so
Als das von Julia und Romeo.

(à la Wieland).

Und nimmer ist solch' Leid passirt
Als an den Zwei'n gesehen wird.

Und nimmer ein unseliger Unglück
Als Julia's und Romeo's Geschick.

(Wohl à la Benda.)

Ein größres Wehe gab's noch nie
Als das der beiden Todten hie.

Und wo gab es ein größ'res Weh jemals
Als dieses Romeo's und Julia's.

(à la Adrian.)

Ein größ'res Weh ist nie geseh'n
Als das an Romeo's und Julien.

(Oder à la Adrian et Voss)

Ein größ'res Unglück ist nie geschehn,
Als dies an Romeo und seinem Julchen.

(à la Meyer in Hildburghausen und außer Newyork.)

Ein furchtbarer schrecklicher Geschick
Ist wohl, so lang der Erdball rollt,
Der Sonn' ein brausend Loblied zollt,
Noch nie geseh'n mit düstrem Blick,
Als Julia, die hehre, schlank gewachsen,
Und Romeo mit dem Haare, golden, flachsen.
Hier todt aus Liebe hingestreckt,
Er qualvoll aufgezehrt vom Arsenik.
Sie wunderschön dahingereckt,
Das prächt'ge Kleid mit Blut besteckt —
O ungeheuer! doch, das ist des Schicksals Loos,
Zu großes Glück: es hat Unglück im Schooß!

Verse als Spieleinsatz.

König in seinen „litterarischen Bildern aus Rußland" erzählt bei der von Puschkin entworfenen Skizze, daß der originelle Dichter in den letzten Jahren das Spiel leidenschaftlich geliebt habe. Unglücklicherweise mangelte es Puschkin oft an hinreichenden Geldmitteln. Dies gewirkte ihn aber nicht; er wußte sich zu helfen. Sein Verleger zahlte ihm für jede Verszeile 5 Rubel. Hatte nun Puschkin kein Geld, so setzte er oft die noch ungeschriebenen Verse auf die Farobank. —

Ein Theater aus Marmor.

Wenn die Kunst nicht viel taugt, müssen doch die Häuser, in denen man sie herunter gebracht hat, ein An- und Aussehen haben. Das spüren die Italiener. Sie, die eigentlich gar kein Drama haben, bauen jetzt zu Carrara ein Theater, das ganz aus dem schönsten carrarischen Marmor bestehen wird. — Die englischen Beeterbuden zu Shakspeare's Zeit beherbergten aber gewiß mehr Kunst und größere Künstler, als muthmaßlich innerhalb jener Marmorhallen sich einfinden werden.

Theater auf Actien.

Ein solches soll im nächsten Frühjahr zu Dresden erbaut werden. Die Kosten sind auf 200,000 Thlr. angeschlagen. Der Professor Semper arbeitet bereits an dem — zwanzigsten Risse dazu.

Heut muß ich mich ein bischen ausschütten. Es ist einer der größten Tage, welche Deutschland erlebt hat. 1809, 21. Mai, wurde der zweite, siegreiche Tag von Aspern, Napoleon zum erstenmale in offener Schl. mit seinem unüberwindlich-sten Heer vom Erzherzog geschlagen. Lannes oder Montebello spürte mit 2 abgeschossenen Beinen auch, daß das Geschick sich wenden könne.

Es ergreift mich furchtbar, und der Lu-ise kann ich Aspern nicht sagen, weil sie nichts davon ~~mehr~~ versteht.

Aspern! diese Kürassierangriffe, diese Morderei auf den Kirchhöfen, diese [illegible], vorbeidonnernde Donau – Alles Ungeheure!

In Gedanken an diesen Riesenkampf hab' ich auch der Vorrede zum Gothland das Datum vom 21. Mai gegeben.

Ihr
Grabbe.

21 Mai 1835.

Muß ich doch in ihr gefallen! Ich lache heut nur, um meinen Ernst zu verdecken.

Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie

und

Theater.

Herausgegeben

von

E. Willkomm und A. Fischer.

2. Band,

~~5. und 6.~~ Lieferung.

Leipzig, 1838.

Julius Wunders Verlagsmagazin.

Plan

der

Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie und Theater.

---

1. Tragödien, Schau- und Lustspiele, ganz oder in Bruchstücken (gelegentlich auch Operntexte.)
2. Dramaturgische Abhandlungen und allgemein interessante Aufsätze, die auf irgend eine Weise mit dramatischen Fragen sich beschäftigen.
3. Biographien verstorbener und lebender dramatischer Dichter, Schauspieler u. s. w. (gelegentlich mit Portraits, Facsimile's und Umrissen zu dramatischen Werken).
4. Analysen schwieriger Charakterrollen mit Rücksichtnahme auf die Darstellung.
5. Correspondenzartikel, Theaterberichte u. s. w. aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
6. Kritiken über dramatische, dramaturgische u. s. w. Schriften und kurze Notizen.

Der Band in 8 halbmonatlichen Lieferungen kostet 4 Thaler.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Jahrbücher

für

Drama, Dramaturgie

und

Theater.

Herausgegeben

von

E. Willkomm und A. Fischer.

II A 336

2. Band.

Leipzig, 1839.
Julius Wunders Verlagsmagazin.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Druck von C. Polz in Leipzig.

Inhalt.

Dramen. Selim der eitle Sultan. Luſtſpiel in 5 Aufzügen, von Wallmont. S. 1. — Richardet. Luſtſpiel in 1 Act, von Otto Jacobi. S. 42. — Der Todeskampf des Dichters. Drama in 1 Aufzuge, von F. Marlow. S. 65. — Scenen aus dem „Stern von Sevilla". Drama in 5 Acten, von Miſtreß Butler. Ueberſetzt und mitgetheilt von Ernſt Suſemihl. S. 88. — Chriſtiern II. Dramatiſches Gedicht von Hermann Marggraff. I. Das Täubchen von Amſterdam. Trauerſpiel in 5 Acten. Mit einem Vorſpiel in 2 Scenen: Bergen. S. 125. — Dichterliebe. Drama in 1 Act, von Sigismund Wieſe. S. 171. — Fortunat. Romantiſches Zaubermährchen in 5 Aufzügen, von Bauernfeld. S. 185. — Die Wette. Dramatiſcher Scherz in 2 Aufzügen, von Julius Moſen. S. 229.

Abhandlungen und dramaturgiſche Aufſätze. Ueber moderne Tragödien, von Rudolph Marggraff. S. 52. — Die dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs. (Nach E. Guinot.) S. 56. — Der pariſer Gamin. S. 59. — Das moderne Geſellſchaftsleben und die ſociale Tragödie, von E. Willkomm. S. 105. — Die Maffeis. Ein verſchollenes Trauerſpiel, von Hermann Marggraff. S. 109. — Geſpräch eines Dilettanten und eines Dramaturgen u. ſ. w. S. 118.

Dramatiſche Literatur. Molière's dramatiſche Meiſterwerke in Einem Bande, überſetzt von L. v. Alvensleben, S. 61. — Caſanova in dem Fort St. André. Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, von Ludwig Oſten. S. 61. — Dramatiſches Vergißmeinnicht für das Jahr 1838, von Th. Hell. S. 62. — Die Herrmanns-

schlacht. Drama von Grabbe. S. 114. — Des Hauses Ende. Trauerspiel von Nebel. S. 116. — Das Mädchen von Lyon. Schauspiel von Bulwer. S. 179. — Die Hunyaden. Trauerspiel von Otto von der Weiden. S. 179. — Julianus Apostata. Dramatisches Gedicht von Brause. S. 180. — Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1839, von Th. Hell. S. 181. — Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz. S. 182.

Notizen. S. 63. 122. 183.

Selim, der eitle Sultan.*)

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Von Wallmont.

Perſonen:

Selim, Sultan.
Rhedife, ſeine Gemahlin.
Zemire, Hofdame.
Haſſan, Narr des Sultan.
Hamann, Großweſſier.
Abdalla.
Kilkurli.
Leichhuhn, Leibarzt des Sultan.
Achmet, Wirth aus Smyrna.
Sidia, ſeine Gemahlin.
Melec.
Fatime.
Ein Scharfrichter.
Sclaven, Frauen. Ein Mohr, Wache. —

Der Schauplatz iſt in Conſtantinopel und in Smyrna.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer im Pallaſt des Sultan.

Selim. Haſſan.

Selim auf einem Divan ſtzend, mit einer langen Pfeife, vor ſich einen Rahmſpiegel, zwei Sclaven zur Seite, welche ſtets bemüht ſind den Spiegel ſo aufzuſtellen, daß der Sultan, ſo oft er ſeine Haltung auf dem Divan verändert, doch bequem hinein ſchauen kann. Wenn der Sultan auf- und abgeht, tragen ſie den Spiegel vor ihm her. Haſſan trägt eine zuckerhutähnliche Mütze mit Schellen daran.

Selim.

Sprich, Narr! was macht das Menſchenvolk?

Haſſan.

Was es macht? je nun, die Männer machen die Weiber und die Weiber die Männer toll!

Selim.

Das war ſchon ſeit dem verrotheten Apfelbiß ſo, und ſonſt macht das Menſchenvolk nichts?

Haſſan.

Nun ja, noch ſo allerlei Kleinigkeiten nebenbei. (thut als ſchaukle er ein Kind auf den Armen.)

Selim.

Und was iſt gegenwärtig das Tagesgeſpräch?

Haſſan.

Gegenwärtig — nun, gegenwärtig wie immer die Schönheit Ihrer Majeſtät.

Selim.

Was ſagſt Du?

Haſſan.

Ja, ſie iſt das Triebrad der Unterhaltung. Im Arm ihrer Männer ſprechen die Frauen nur von Deiner Schönheit und Deinen männlichen Vorzügen; die Männer, um ſich zu rächen, rühmen dagegen die Reize Deiner Gemahlin, und nennen die Sultanin das Abbild einer göttlichen Huris, deren glänzende Schönheit auch den dickſten Schleier durchſtrahlt.

Selim.

Schweig, Haſſan! du lügſt; kein Türke darf ſich unterſtehen von den Reizen meiner Gemahlin zu ſprechen, oder ich laſſe ihm die Zunge aus dem Halſe reißen. — Haſſan, rede! ſprechen denn die Männer nie von meiner Schönheit? —

(Haſſan ſchweigt.)

Selim.

Haſſan, warum ſprichſt du nicht?

Haſſan.

Da Du mir erſt Schweigen befohlen hatteſt, ſo muſt' ich erſt ſchweigen, eh' ich ſprechen durfte.

Selim.

Wie! Haſſan!

---

*) Dieſes Luſtſpiel ward im vorigen Jahre bei der Preisvertheilung in Stuttgart von A. Lewald als höchſt beachtenswerth mit genannt, obwol es die übrigen Richter einer Berückſichtigung nicht werth hatten. Mag die gekrönte „Vormundſchaft" von Gerle und Ilſo Horn auch leichter auf der Bühne darſtellbar ſein, poetiſcher und in jeder Hinſicht bedeutender als Dichtung iſt das Wallmont'ſche Stück. Mit geringen Veränderungen könnten wir es jeder Bühne empfehlen.
D. R.

Haſſan.

Nun, ſagteſt Du nicht vorhin: „ſchweig, Haſſan! du lügſt;“ und dann gleich darauf: „rede Haſſan!“ das heißt: du lügſt nicht.

Selim.

Gut, daran erkenne ich deinen Gehorſam: aber, höre Haſſan, wenn du etwas Dummes ſagſt, ſo lügſt du, denn ein Narr des Sultan darf nicht dumm ſein, ſagſt du aber etwas Vernünftiges, ſo ſprichſt du die Wahrheit; denn die Wahrheit iſt vernünftig, wie ein Narr! Haſt du's begriffen, Haſſan?

(Haſſan ſchweigt. Pauſe.)

Selim.

Haſſan, warum ſprichſt du nicht?

Haſſan.

Ich überſetze.

Selim.

Was?

Haſſan.

Aus dem Türkiſchen in's Deutſche.

Selim.

Laß hören, was überſetzt du?

Haſſan.

Deinen Sermon, den Du mir ſo eben gehalten haſt.

Selim.

Und wie lautet die Ueberſetzung?

Haſſan.

„Wenn du etwas Dummes ſagſt, ſo lügſt du,“ zu deutſch: „wenn du etwas Unangenehmes ſagſt, ſo mag's der Sultan nicht hören,“ ferner: „Ein Narr des Sultan darf nicht dumm ſein,“ zu deutſch: „ein Narr des Sultan ſoll nichts ſagen, was ſeinem Herrn verdrießt,“ weiter: „ſagſt du etwas Vernünftiges, ſo ſprichſt du die Wahrheit;“ zu deutſch: „ſagſt du etwas Schmeichelhaftes, ſo biſt du angenehm,“ und endlich: „denn die Wahrheit ſelbſt iſt vernünftig, wie ein Narr,“ zu deutſch: „Ein Narr iſt, der die Wahrheit ſagt.“

(Kleine Pauſe. — Der Sultan hat ſich während der ganzen Zeit im Spiegel betrachtet und gemuſtert.)

Selim.

Was ſprichſt du? Haſſan.

Haſſan.

Nichts.

Selim.

Wie, nichts!

Haſſan.

Nein, jetzt nichts.

Selim.

Sagteſt du nicht, die Welt ſpräche von meiner Schönheit?

Haſſan.

Nein.

Selim (auffahrend).

Wie? Narr! glaubſt du ich wäre taub? Hab' ich's nicht mit meinen Ohren gehört?

Haſſan.

Daß die Welt von Ihrer Majeſtät Schönheit ſpreche? Da haben ſich Ihrer Majeſtät Ohren geirrt, ich ſagte: nur die Weiber.

Selim.

Die Weiber oder die Welt, das iſt alles Eins. Wer die Welt hat, hat auch die Weiber, und wer die Weiber auf ſeiner Seite hat, beherrſcht die Welt. Borgte ſich doch ſelbſt die Welt ihren Geſchlechtsnamen von einem Weibe.

Haſſan.

Und auch die Erde und die Sonne.

Selim.

Richtig, Haſſan, und die Güte, die Sanftmuth, die Großmuth, die Geduld, die Schönheit, die Liebe, ja die Tugend ſelbſt, ſie alle ſind weiblichen Geſchlechts, und nur im Weibe ſind ſie harmoniſch vereint.

Haſſan (nachäffend).

Die Peſt, die Sünde, die Verſtellung, die Falſchheit, die Bosheit, die Schwäche, die Tücke, die Argliſt, die Rachſucht, die Furien, ja die Hölle ſelbſt — ſie alle ſind weiblichen Geſchlechts, und nur im Weibe ſind ſie harmoniſch vereint.

Selim.

Haſſan, du biſt heute gar nicht witzig. — Sprich, wie iſt meine Toilette heute?

Haſſan.

Wär' ich ein Weib, ſo ſagt' ich: gut, Weltbeherrſcher.

Selim.

Warum nennſt du mich: Weltbeherrſcher, Haſſan?

Haſſan.

Weil Du ſagteſt, daß der die Welt beherrſche, der die Weiber auf ſeiner Seite hätte.

Selim.

Das war gut, Haſſan — ſehr gut — in der That ſehr weiſe und vernünftig geſprochen.

Haſſan.

Weiß ſchon.

Selim.

Und was ſagen denn die Weiber ſonſt noch von mir?

Haſſan.

Soll ich wieder etwas Vernünftiges ſagen?

Selim.

Freilich, Haſſan! Freilich, du weißt ich liebe die Wahrheit.

Haſſan.

Etwas ſehr, ganz überaus Vernünftiges?

Selim.

Freilich — freilich!

Hassan.

Die Weiber sagen, Du seist — darf ich mir eine Gunst ausbitten?

Selim.

Nachher, Hassan! erst sprich, was sagen die Weiber von mir?

Hassan.

Sie sagen, Du sei'st der —

Selim.

Was?

Hassan.

Du seist der schönste Mann auf der Welt.

Selim.

Nimm, Hassan, — hier hast du Geld.

Hassan.

Das war gut, Sultan — sehr gut, — in der That sehr weise — und vernünftig gesprochen.

Selim.

Du weißt, ich liebe die Wahrheit.

Hassan.

Bezahlst Du immer die Wahrheit so?

Selim.

Du kennst meine Freigebigkeit.

Hassan.

Gut! so will ich meine Summe verdoppeln.

Selim.

Und wie willst du das anfangen?

Hassan.

Noch eine Wahrheit sagen.

Selim.

Thue das, mein Hassanchen.

Hassan.

Du bist (besinnt sich.)

Selim.

Was Hassan, was bin ich?

Hassan.

Der eitelste Mann von der Welt.

(hält die Hand auf.)

Selim.

Was sagst du Sclave? he? sagen das auch die Weiber?

Hassan.

Nein! das sage ich — ich kann allein die [illegible]

Selim (sich fassend).

Hätt' ich mich doch bald über diesen Narren geärgert. Nichts schadet der Schönheit mehr, als Aerger. Der Arzt hat mir den Aerger auf's Strengste untersagt (sieht in den Spiegel) ich bin in der That schon etwas entstellt. Wie konnte ich auch einen Augenblick vergessen, daß ich Sultan bin, und er nur ein Narr ist. — He, Narr! Hassan! — wo steckst du? komm herein!

Hassan (mit einem Luftsprung auf die Bühne).

Was befehlen Ihro Majestät? (bei Seite) Das Gewitter war schnell vorüber.

Selim.

Komm her, Hassan, ich vergaß, daß du ein Narr bist.

Hassan.

Das war nicht klug von Ihro Majestät. Doch wir wollen gegen einander aufheben. Komm her, Gevatter, ich vergaß, daß Du der Sultan bist.

Selim.

Das war nicht klug von dir, Narr! das darfst du nie vergessen. Ueberdies bedenke, daß ich mich nicht ärgern darf.

Hassan.

Ganz wohl, Gevatter, der Aerger ist ein Kind der Wahrheit.

Selim.

Wie meinst du das?

Hassan.

Da Niemand nie Wahrheit hören kann, ohne sich zu ärgern, so kommt der Aerger von der Wahrheit, wie das Kind von der Mutter.

Selim.

Nun gut; ich will mich nicht mehr ärgern. Erinnere mich nur gleich daran, wenn ich's vergessen sollte. Du bemerkst doch keine Veränderung an mir, Hassan?

Hassan.

Doch — eine große Veränderung.

Selim (erschreckt)

Allah, steh' mir bei! welche Veränderung bemerkst du?

Hassan.

Als ich vorhin so schnell abreisen mußte, fand ich Dich abscheulich häßlich.

Selim (händerungend).

— Abscheulich häßlich. —

Selim.

Das lügſt du — in deinen ſchurkiſchen Hals hinein. Du winziges Inſect, das nicht werth iſt, den Staub von meinen Fußſohlen zu küſſen — Sieh, ich könnte dich wie einen Scorpion — (greift nach dem Dolche.)

Haſſan.

Halt, Gevatter; Du haſt etwas vergeſſen.

Selim.

Wie? — Was? — was hab' ich vergeſſen?

Haſſan.

Dein Gedächtniß.

Selim.

Mein Gedächtniß?

Haſſan.

Ja, denn hätteſt Du Dein Gedächtniß noch, ſo würdeſt Du Dich daran erinnert haben, woran ich Dich erinnern ſollte.

Selim.

Woran ſollteſt du mich erinnern?

Haſſan.

Daß Du Dich nicht ärgern dürfteſt.

Selim.

Ja ſo, — ganz recht — ich beſinne mich — aber warum erzürneſt du mich auch immer?

Haſſan.

Ich wollte nur einmal ſehen, ob Ihrer Majeſtät Gedächtniß wieder auf Reiſen gegangen wäre.

Selim.

Alſo wär's kein Ernſt nicht mit meiner Höflichkeit?

Haſſan.

Beim Allah! nein, denn ich finde Ihre Majeſtät ſchöner, als je. Allerhöchſt Dero Antlitz gleicht der Roſe von Damaskus, dem Spiegel des Meeres im Frühroth, dem Frühling im Sonnenſchein, der Narciſſe im Quellenſpiegel — und — und.

Selim.

Nun —? und — und, wem gleich ich denn noch mehr, mein Haſſanchen?

Haſſan.

Und — und der Katze im Ofenloch.

Selim.

Schurke, was ſagſt du da? Ich laſſe dir den Kopf vor die Füße legen. O! daß ich mich nur ſo lange ärgern dürfte, um dich hängen zu laſſen.

Haſſan.

Iſt auch nicht nöthig, ſie hängen ſich ſchon ſelbſt.

Selim.

Was ſagſt du da? — wer wird ſich ſelbſt hängen?

Haſſan.

Ein Ehemann hängt ſich an den Hals ſeiner Frau!

Selim.

So, ſo, mögteſt du nicht auch ſo hängen?

Haſſan.

Schon einmal war ich ein ganzes Jahr ſo glücklich. Nicht jeder Gehängte hätt ſo lange aus ohne zu erſticken. Da ich aber vom Uebermaas des ehelichen Glückes ſelbſt dem Erſticken nahe war, ſo zerriß ich den Strick, das heißt, ich nahm freiwillige Dienſte bei einem Sklavenhändler.

Selim.

Und bereuteſt du den Tauſch nicht?

Haſſan.

Nein, Herr! die Peitſche des Sklavenhändlers war minder pikant als die Zunge meiner Frau.

Selim.

Durch die Zunge deiner Frau kamſt du alſo in die Sklaverei und durch den Geldbeutel meiner Gemahlin wieder heraus. Das iſt doch kurios. Sprich möchteſt du nicht noch einmal heirathen?

Haſſan (die Buchſtaben betonend).

O—J—A.

Selim.

O, J, A, das heißt, o ja.

Haſſan.

Richtig. Weiſe Du auch, Gevatter, warum das O voran ſteht? Wenn Du mir dies erklärſt, ſo verdienſt Du meine Kappe.

Selim.

Weil es ſonſt ja O hieße.

Haſſan.

Nein, weil es beſſer iſt vor dem Ja O ſagen, als nachher.

Selim.

Ja, ſo meint' ich.

Haſſan.

Ja, ich auch; denn hängt man einmal feſt, ſo iſt nicht ſo leicht wieder loszukommen, es ſei denn, daß man eine gewiſſe Paſſion für den Sklavendienſt hegte.

Selim.

Alſo möchteſt du nicht wieder hängen?

Haſſan.

Selim.

Warum nicht?

Haſſan.

Es hängt ſchon ein anderer Lämmel daran.

Selim.

Wie? Haſſan! ſchon ein anderer Lämmel hängt daran?

Haſſan.

Ja, mein Sultan.

Selim.

Ich will dieſen andern Lämmel an eine ſeidene Schnur aufhängen laſſen, um dir den Nagel frei zu machen.

Haſſan.

Das thue nur nicht, Gevatter, wenn Dir Dein Leben lieb iſt.

Selim.

Was geht das mein Leben an, wenn ein Anderer gehängt wird?

Haſſan.

Ja ſo, das hatt' ich nicht bedacht, das kann Dich durchaus nicht genirren.

Selim.

Nun, ſichſt du wohl — doch worum ſagteſt du vorhin, ich ſähe aus wie — wie — die Katze im Ofenloch, ſprich, Narr, warum ſagteſt du das?

Haſſan.

Nun, es fiel mir juſt kein beſſerer Vergleich ein.

Selim.

Was? — kein beſſerer Vergleich als — als —

Haſſan.

Und dann wollte ich ja auch Deinem Gedächtniß auf den Zahn fühlen!

Selim.

Ach, ſo ſo, — ja ich vergeſſe gar zu leicht, daß ich mich nicht ärgern darf, es ſchadet meiner Conſervation. Höre, Haſſan! du mußt dich ein andermal auf beſſere Vergleiche beſinnen.

Haſſan.

Als die Roſe von Damaskus?

Selim.

Nein, Haſſan, die meint' ich nicht — ich meinte die Katze. Die Roſe von Damaskus iſt ein herrlicher Gedanke, wofür du die Ehre verdient hätt, im Mörſer geſtoßen zu werden, wenn du es einmal wünſchen ſollteſt.

Haſſan.

Einem Maimorgen nach einem Gewitterregen; gut, Haſſan, wem mehr?

Haſſan.

Dem Spiegel des Meeres im Frühroth.

Selim.

Dem Spiegel des Meeres im Frühroth — ein ſchönes Bild, ſo ſchön, wie man's nur im Koran findet, ich werde dich zu meinen Hofpoeten machen; fahre fort Haſſan.

Haſſan.

Dem Frühling im Sonnenſchein.

Selim.

Auch gut, recht gut, ſehr gut! Weiter Haſſanchen.

Haſſan.

Der Narceſſe im Quellenſpiegel, und der Katze im —

Selim.

Nicht doch, Haſſan, die Katze laß fort. Aber ſag' mir doch Haſſan, was iſt das für ein Vergleich mit der Narceſſe im Quellenſpiegel? Er iſt ohne Zweifel auch recht ſchön.

Haſſan.

Nicht anders, Herr Gevatter, ſchön und paſſend, die Narceſſe iſt eine ſehr ſchöne Blume, die am Ufer wächſt, und ſich beſtändig in der Quelle beſchaut, wie ein eitler Geck im Spiegel.

Selim.

Gibt es denn ſolche Gecken? (ſieht in den Spiegel.

Haſſan.

Gewiß, Herr Gevatter, ich kenne einen.

Selim.

So, nun ſo laß ihm in meinem Namen für ſeine Narrheit 500 Streiche auf die Fußſohlen geben. (beſieht ſich im Spiegel.)

Haſſan.

Das werd' ich wohl bleiben laſſen!

Selim.

Alſo meinſt Du wirklich, ich ſähe heute gut aus?

Haſſan.

So gewiß, als ich ein Narr bin!

Selim.

So, ſo! (in den Spiegel ſehend) Ja, ich glaube ſelbſt, ich habe heute ein ganz paſſables Anſehen, das Blut ſieht leicht durch meine Adern und tingirt die Wangen, gleich der Roſe von Damaskus im Frühroth. Dieſe Grübchen zierlichen zwei aufſpringenden Knoſpen, die ſich beim Lächeln an-

Hassan.

Wenn die Thorheit lacht, so muß die Vernunft heulen.

Selim.

Fehlgeschossen, Hassan! — Diesmal ist mir mein Gedächtniß treu geblieben! Ha, ha! Fehlgeschossen! Ha, ha, ha!

Hassan.

Soll ich Dir ein Stückchen singen?

Selim.

Ja, ja! Thue das, thue das!

Hassan (singt).

Es war einmal ein König,
Der hatt' 'nen klugen Spitz.
Der König hatte das Fieber;
Da sprach der Spitz: mein Lieber,
Nimm China ein und schwitz'!

Der König sprach: die China,
Die ist so bitter, wie Gall';
Ich kann mich nicht bequemen,
Die China einzunehmen!
Sind das deine Mittel all'?

Da sprach der Spitz: mein König,
Ein kranker Hund frißt Gras!
Da schämte sich der König
Vor seinem Spitz nicht wenig,
Nahm China ein und genas.

Selim.

Das ist ein schönes Lied, Hassan! Das sollst Du mir öfters singen; jetzt will ich ein wenig für die Welt sorgen und ihr durch ein Mittagsschläfchen den Herrscher conserviren! (ab.)

Hassan.

O, verkehrte Welt, wo immer die Narren die Vernünftigen von ihrer Thorheit curiren müssen! Wer soll denn die Narren curiren, wenn sie an der Vernunft leiden?

Zweiter Auftritt.

(Die Sultanin tritt auf mit ihrer Kammerfrau.)

Hassan. Rhedise. Zemire.

Rhedise.

Du bist ja munter, Hassan! — Wie geht's mit meinem Gemahl? Zeigt er Spuren von Besserung?

Hassan.

Spuren, ja; aber auch nur Spuren. Die Selbstvergötterung ist eine hartnäckige Krankheit, und es wird eine lange Cur werden.

Rhedise.

Du allein bist im Stande, ihn von dieser ge- [...] furchtlos scherzen darf, wo die Vernunft erzittern müßte.

Rhedise.

Guter Hassan, mich blendet Deine Schellenkappe nicht! Sie macht so wenig den Narren, wie der Doctorhut den Gelehrten. Drum sprich: hast Du Hoffnung?

Hassan.

Ja, meine hohe Gebieterin, die schönste Hoffnung!

Rhedise (freudig).

Wie? Die schönste Hoffnung?

Hassan.

Mir Deinen Dank zu verdienen, holde Herrin!

Rhedise.

Der soll nicht ausbleiben, wenn Du mir den Gemahl wiedergibst. Denn so lange er sich nur gefällt, habe ich keinen Gemahl mehr. O Eitelkeit der Eigenliebe! in dir gehen alle guten Eigenschaften unter! Du gleichst dem gierigen Schwamm, der alle besseren Säfte an sich zieht. Doch, welche Mittel sind's, die Du gebrauchst?

Hassan.

Ich mache ihn noch eitler, als er ist.

Rhedise.

Noch eitler machst Du ihn, als er schon ist?

Hassan.

Ich treib' ihn auf des Dünkels höchste Spitze,
Und dann enttäusch' ich ihn und lass' ihn fallen.

Rhedise.

Verwegen nenn' ich diese Heilmethode!

Hassan.

Ein tiefes Uebel fordert kräft'ge Mittel.

Rhedise.

O wäre mein Gemahl nur minder schön,
So würde sich die Cur viel leichter machen!
Drum sinne auf ein Mittel, Hassan! — das —

Hassan.

Wie, Herrin?

Rhedise.

Das der Schönheit ihn beraubt.

Hassan.

Und würdest Du den häßlichen Gemahl
Noch lieben können?

Rhedise.

O, warum denn nicht?
Mach' ihn so häßlich, wie die graue Nacht,
Mit seinem Aug' des Basilisken Blick,

Haſſan.

Nein, ſeine hohe Schönheit gerade iſt's,
An der ſich ſeine Krankheit brechen ſoll;
In ihr entſpringt die Selbſtgefallſamkeit,
In ihr muß auch der Keim zur Heilung liegen.

Rhedíſe.

Nicht klar iſt mir das Räthſel Deiner Kunſt;
Indeß ſoll mein Gebet zum Himmel ſteigen,
Daß er Dein Unternehmen ſegnen möge.
(überreicht ihm einen Beutel.)
Da, Haſſan, nimm den Beutel voll Zechinen
Im Voraus, als mein kleinſtes Dankeszeichen!

Haſſan (wendet ſich ab und betrachtet ſeine Augen).

Zemire (ihn anſtoßend und ihm den Beutel hinhaltend).
Nimm, Haſſan, nimm! Er iſt gewaltig ſchwer!

Haſſan (auf's Herz deutend).
Das ſitzt ich hier.

Rhedíſe.

Was iſt Dir, Haſſan? Sprich!
Ich glaube gar, Du weinſt?

Haſſan.

Ich? Nein, verzeiht!
Es flog mir eine Mücke in die Augen.

Zemire.

Komm, laß doch ſeh'n, ich hole ſie heraus!

Haſſan.

Schon gut, es iſt vorbei; ich danke Dir!

Zemire.

So nimm den Beutel; er gehört Dir ganz!

Haſſan (wehrt verweigernd ab).

Rhedíſe.

Wie, Haſſan, Du verſchmähteſt mein Geſchenk?

Haſſan (macht eine heftige Bewegung gegen die Augen).

Rhedíſe.

Ja, ich verſtehe Dich — Du denkſt mit Recht:
Ein großer Dienſt verdienet großen Lohn.
Die Gabe war zu klein; hier haſt Du mehr!
Der Beutel hier enthält das Zehnfache.

Haſſan (abgewendet, betrocknet ſich die Augen, wie oben).

Zemire.

Flog Dir ſchon wieder etwas in die Augen?
Wie! oder blendet Dich das viele Geld?
O, Haſſan! Welch ein reicher Mann biſt Du!
Sieh her, verzehnfacht iſt die erſte Summe!

Haſſan.

Schätzt Du das Geld ſo hoch? — Ich ſchenk' es Dir!

Rhedíſe.

Haſſan (kämpft einen Augenblick, dann nimmt er das Armband und küßt es leidenſchaftlich an ſeine Augen).

Zemire.

O Allah! Sei gelobt, daß er es nimmt!

Rhedíſe (bei Seite).

Ha, endlich bin ich Siegerin! — Das wirkt!
Wie er die kalten Edelſteine küßt!
Wie der beglückte Bräutigam die Braut.
Die Wimper iſt von Thränen ihm bethaut! —
O ſchnöde Habſucht, die dem Mammon: Gold
Des Buſens edelſte Gefühle zollt.

Zemire.

O Haſſan, Haſſan! Welch ein hohes Glück!
Wie reich biſt Du in dieſem Augenblick!

Haſſan.

Ja, — unausſprechlich reich, — und doch ſo arm!
(gibt der Sultanin das Armband zurück.)
Nimm, holde Herrin, dieſen Schmuck zurück!
Er ſchmücke, wie zuvor, den ſchönſten Arm!

Zemire.

Hilf, Mahomet! Der Thor! Er iſt von Sinnen!

Rhedíſe (heftig).

Wie, gier'ger Menſch! Noch immer nicht genug?
Willſt Du das halbe Reich von mir gewinnen?
Wohlan, es gilt! Ich mache den Verſuch,
Die Tiefe Deiner Habſucht zu ergründen.
Ich werde endlich doch den Boden finden.
(zieht einen Ring ab.)
Nimm dieſen Ring!

Zemire.

Nimm, Haſſan! Sei doch klug!

Rhedíſe (entrüſtet).

Noch immer nicht? Auch das noch nicht genug
Für einen Dienſt, den Du erſt leiſten ſollſt?
Kennſt Du den Preis von dieſem Ringe ſchon?
Er überſteigt den Werth von zehn Millionen!

Zemire.

Nimm, nimm, ſonſt muß ich glauben, daß
Du tollſt!

Rhedíſe.

Ha! fällt dies Deine Habgier noch nicht aus?
Willſt Du mein Hab und Gut, mein ganzes
Haus?
Wohl dieſe Krone ſelbſt? Mein ganzes Reich?
O, ſprich, was kömmt wohl Deiner Habſucht
gleich!
Wie? oder iſt ſie, wie des Aetna's Schlund,

Hassan.

O, Herrin, schone mich!

Rhedise.

Was willst Du denn?
Kann mehr ich bieten, als mein Hab und Gut?
Was hab' ich sonst noch außer meinem Leben?
Wie? oder dürstet Dich nach meinem Blut?

Hassan.

O, sei nicht grausam! Schone, schone mich!

Zemire.

Gebt Acht, es steckt ein Narrenstreich dahinter!

Rhedise.

Ha, stolzer Narr! Jetzt erst erkenn' ich Dich!
Du wagst es, armer Sclave, stolz zu sein?
Dein Stolz — er gleicht dem Eigensinn der Kinder.

Hassan.

Nein, nicht verschmähen wollt' ich Deine Gaben;
Nur botest Du mir nicht, was ich verlange.

Rhedise.

O Allah, steh' mir bei, jetzt wird mir bange!
Und bot ich Dir nicht meine ganze Habe,
Mein Reich, mein Leben? Sprich, was kann es sein,
Das ich Dir außerdem noch könnte geben?

Zemire.

Noch immer hält er mit der Antwort ein.
Nun wird's bald Zeit, den Schleier aufzuheben!

Hassan.

Willst Du mir mehr, als Gold und Krone schenken,
So gib mir dieses rothe Busenband!

Rhedise.

Wie ist mir denn? Bin ich noch bei Verstand?
An diese Thorheit wagt' ich nicht zu denken.

Zemire.

Ohrfeigen könnt' ich ihn; ein werthlos Band,
Ein solches Bagatell, und zehn Millionen!
O, warum bat er nicht um meine Hand,
Um sich für seine Dienste zu belohnen?

Rhedise.

Hier ist das Band, Du thör'ner Narr!

Hassan (das Band an's Herz drückend).

Habt Dank,
Habt Dank! — Ja, ja — ganz recht, ich bin ein Narr,
Ein armer, kranker, ungeschickter Narr;
Ich bin an der Vernunft erschrecklich krank!

Rhedise.

Komm her, ich hefte Dir es selber d'ran!

Hassan.

Und zürnst Du mir nicht mehr, Gebieterin?

Rhedise.

Wol sollt' ich es für Deinen Eigensinn!
(gibt ihm die Kappe mit dem Bande zurück.)
Da nimm, Du loser Schelm!
(schlägt ihn lachend auf die Backen.)

Hassan (ergreift ihre Hand und küßt sie).

Habt Dank! Wohlan,
Jetzt bin ich wieder Narr, so wie zuvor!
Die Kappe mit dem Band auf's linke Ohr,
Juchhe, so eil' ich zu dem Sultan hin!

Dritter Auftritt.

Rhedise. Zemire.

Zemire.

Was sagst Du nun zu diesem Stückchen Narrheit, Sultanin? Hätte er sich nicht für diese beiden Beutel einen großen Packwagen voll Bänder kaufen können! — Willst Du die Beutel wieder an Dich nehmen?

Rhedise.

Er hat sie Dir geschenkt.

Zemire.

Und Du läßt sie mir? Das war der vernünftigste Narrenstreich von Dir, Hassan! den Du jemals ausgeübt hast. Das Geschenk soll Dir einmal zu Gute kommen, wenn — wenn — Bis dahin heb' ich Dir's auf. Du verlierst also nichts. Aber das einfache Bändchen der Summe von zehn Millionen vorzuziehen, das ist ein Narrenstreich, der sich nicht rechtfertigen läßt.

Rhedise.

Und warum denn nicht? Du sprichst, wie Du's verstehst!

Zemire.

Ich hätte ihm eine ganze Schachtel voll Bänder gegeben, wenn er mich darum gebeten hätte. (Die Sultanin versinkt in Nachdenken.) Weißt Du auch noch, Herrin, es wird nun bald ein Jahr her sein, als wir über den Sclavenmarkt gingen, wo sich ein Sclave an einen Anker festklammerte, um sich nicht einschiffen zu lassen, und als ihm der Sclavenhändler d'rauf mit dem Stocke die Finger blutig schlug, weil er sich festhielt, da jammerte Dich sein Anblick und Du fragtest: was kostet der Sclave? Funfzig Zechinen! war die Antwort; hier hast Du hundert! sprachst Du. Ha! weißt

mir! und machtest dem Sultan ein Geschenk mit dem armen Hassan. — Sage, Sultanin, weißt Du das Alles noch?

Rhedise (zu sich kommend).

Was? was soll ich wissen?

Zemire.

Nun, wie Du den armen Hassan von seinem Tyrannen befreitest.

Rhedise.

Was? Hassan? Was ist mit Hassan? Sprich, wer hat ihn befreit?

Zemire.

Ei, Du selbst, meine Gebieterin! Weißt Du's denn nicht mehr? Es wird nun bald ein Jahr.

Rhedise.

Ja so, daran dacht' ich nicht, das hatt' ich ganz vergessen.

Zemire.

Ich nicht; mir steht noch Alles so klar vor Augen, als wenn es erst gestern geschehen wäre. Ich sehe ihn noch, wie er sich bis auf's Blut peitschen ließ, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben; doch, als er Dir für seine Befreiung dankte, da liefen ihm die hellen Thränen von den Backen.

Rhedise.

Ja, und wie er dann vor mir niederkniete und — und mir Kleid und Schleier küßte!

Zemire.

Nun ja, das hab' ich ja schon gesagt!

Rhedise.

Wann hättest Du dies gesagt?

Zemire.

Vor einer Sekunde erst; hast Du's denn nicht gehört?

Rhedise.

Ja, ja — ich erinnere mich jetzt, — ich dachte nicht mehr daran! Wer hätte damals gedacht, daß er uns noch so nöthig würde!

Zemire.

Wer konnte auch wissen, daß ihn der Sultan gleich so lieb gewinnen würde? Weißt Du, daß er ihn zum Minister machen wollte, als er ihn so verständig und klug fand? Aber Hassan schlug es aus, und da sah der Sultan, daß es doch ein Narr sei, und ließ ihm eine Schellenkappe machen, und das war ihm eben recht. Juchhe! rief er, und schwang die Schellenkappe; sie löset mir

Rhedise.

Er macht den Sultan manchmal recht böse durch sein loses Maul.

Zemire.

Hassan weiß ihn aber auch wieder gut zu machen. Neulich, als Hassan so viele drollige Streiche machte, fragte der Sultan den Leibarzt, ob ihm auch das Lachen nicht schädlich sei, und ob es nicht nachtheilig auf die äußeren Theile des Körpers (er wollte sagen: auf die Schönheit) wirke? Weißt Du, was ihm der Arzt für eine Antwort gab? Er sagte: Im Gegentheil, Ihro Majestät, das Lachen ist eines der wohlthätigsten Gesundheitsmittel von der Welt. Es gibt den Nerven eine wohlthätige Erschütterung, befördert die Verdauung, öffnet die verschlossenen Poren und wirkt dadurch besonders wohlthätig auf die Haut, macht sie glatt und erhöhet die Schönheit. Seitdem ist Hassan sein Liebling, und der Sultan zieht seine Gesellschaft selbst der Unterhaltung des Harems vor.

Rhedise.

Es scheint mir, als wenn es noch mehr Leute gäbe, die die Gesellschaft des Hassan angenehmer finden, als die des Harems.

Zemire.

Könnt Ihr ihm zürnen?

Rhedise.

Er verdient es.

Zemire.

Wofür? —

Rhedise.

Für — für — seine Uneigennützigkeit.

Zemire.

So darf ich hoffen, bei meiner Gebieterin in hoher Gunst zu stehen? Ich habe nichts von dieser Unart.

Rhedise.

Das ist wahr, das kann ich Dir bezeugen. Doch laß uns jetzt in die Frauengemächer zurück gehen. (Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hassan. Selim.

(Der Sultan sitzt schlafend mit Krone und Scepter vor einem Spiegel. Dieser Spiegel steht frei und bewegt sich mit Rahmen um eine [illegible]. Hassan nimmt dem Sultan den Turban ab und setzt ihm die Schellenkappe — die eben ganz [illegible] — und sich den Turban auf; darauf nimmt er ihm den Scepter und der [illegible] und gibt ihm die Peitsche dafür; auch den Dolch zieht er ihm aus dem Gürtel und steckt ihn zu sich. Hierauf [illegible] er den [illegible]

Selim (erwachend).

Was ist — wer ruft — wer wagt es, mich zu stören?

Hassan.

Ich bin's, Dein Narr; er kommt, Dich abzulösen.

Selim.

Von was?

Hassan.

Von der Weltregierung!

Selim (sich die Augen reibend, sieht in den Spiegel, und da er nichts sieht, so hört er nicht auf, die Augen zu reiben).

Was ist das? Bin ich blind, oder der Spiegel? Eins von beiden muß sein; (überzeugt sich jetzt durch's Gefühl) oder hätt' ich gar das Glas, wie die Zeit, verschlafen! Beim Allah! ja, dem Spiegel fehlt das Glas! Ah! auf der andern Seite ist's, so, so! Allein, wie ging das zu? Bevor ich einschlief, saß ich vor dem Spiegel, und jetzt dahinter; das ist mir ein Räthsel. He! Hassan! sprich, weißt Du's? Wie ging das zu?

Hassan.

Das will ich Dir sagen! Während Deiner Weltregierung hat sich die Erde um die Sonne gedreht, und da der Spiegel Deine Sonne ist, so hast Du Dich ebenso um den Spiegel gedreht. Siehst Du, Gevatter, so ist's und nicht anders. Hast Du mich verstanden?

Selim.

Ganz vollkommen! Hast Du auch Astronomie studirt? (hat sich indessen auf die andere Seite des Spiegels gesetzt.) Seh' ich recht? Täuschen mich meine Augen? Bin ich verwandelt? Als Sultan schlief ich ein und als Narr bin ich erwacht! Bin ich denn behext? Als Scepter eine Pritsche und statt Turban eine Schellenkappe! He, Hassan! sage mir, wie geht das zu?

Hassan (stellt sich schlafend und gibt ihm keine Antwort).

Selim.

Hassan, warum antwortest Du nicht? (jetzt erblickt er den Hassan.) Wie? was? — Was thust Du auf meinem Thron, Hassan, mit Turban und Scepter? Du also — was soll das? —

Hassan (mit zugemachten Augen).

Ich regiere die Welt. Du kannst Dich nun zur Ruhe begeben, ich habe Dich abgelöst! (fliegt an zu schnarchen.)

Selim.

Willst Du den Sultan spielen, Narr?

Hassan.

Da ist's!

Hassan.

Der Narr soll jetzt des Sultans Sultan sein!

Selim.

Wie lange soll der Tausch der Rollen dauern?

Hassan.

Nur eine Stunde.

Selim.

Gut, ich will'ge ein!
Es überläuft mich so mit kalten Schauern,
Denk' ich, daß gleich die Audienz wird sein.
Gib Acht, der Großwessir kommt bald herein,
Mit seinem ewig ernsten Amtsgesichte,
Mit seinem ellenlangen Staatsberichte,
Mit tausend Zweifeln, tausend Läpperei'n!
Ich wette d'rauf, der Tausch wird Dich gereu'n!

Hassan (schlafstellend).

Laß ihn nur kommen; schick' ihn zu mir her!
Ich fühle, das Regieren ist nicht schwer. (schnarcht.)

Selim.

Ich muß doch seh'n, wie mir die Mütze steht!
(als er in den Spiegel sehen will, zieht Hassan die Schnur an.)
Ist's Zauberei, daß sich der Spiegel dreht?

Hassan.

Er schämt des Narrens sich, der vor ihm steht,
D'rum kehrt er ihm den Rücken, daß er geht.

Selim.

Schweig, Narrensultan, schweig! Ich will doch sehen,
Ob nicht der Spiegel Rede mir wird stehen.
(geht auf die andere Seite, und indem er sich die Mütze zurecht setzt, zieht Hassan den Faden wieder an.)

Selim (führt erschrocken zurück).

Sind Geister hier! o Allah! steh' mir bei!
Das ist die wunderbarste Zauberei!

Hassan.

Wenn sich der Spiegel Deiner Narrheit schämet,
So kannst Du denken, wie die Sultanin,
Wie sich der ganze Harem um Dich grämet!

Selim.

Was sagst Du da?

Hassan.

Du hast für nichts mehr Sinn,
Als für das Abbild Deiner eitlen Fratze!
O denke doch an's Gleichniß mit der Katze!

Selim.

Die Rose von Damaskus, willst Du sagen!

Hassan.

Die eitele Narcisse an der Quelle,
Sie sieht ihr eignes Bild in jeder Welle.

Selim.

Jetzt will ich mit Gewalt den Spiegel zwingen,
Und sollte er in tausend Stücke springen!

Hassan.

Laß ab, empöre nicht das Reich der Geister!

Selim.

Nur wer den meisten Muth hat, bleibet Meister.
(Drehet den Spiegel mit dem Rahmen um, stellt einen Stuhl dahinter, daß er sich nicht drehen kann, dann tritt er vor den Spiegel hin.)
Hier steh' mir Rede, widerspenst'ges Glas!
Was höhnst du mich und kehrest mir den Rücken?
Empört dich meiner Schönheit Uebermaß?
So platze denn vor Aerger nun in Stücken!
(Hassan macht einen so plötzlichen Ruck, daß der Spiegel umfällt und in Stücke zerbricht.)

Selim (daumelt erschrocken zurück.)

Hassan.

Erkennst Du nun Dein thörichtes Beginnen?

Selim.

Hilf, Engel Mahomeds! ich bin von Sinnen!

Hassan.

D'rum stehe ab von Deiner Eitelkeit!

Selim.

Halt's Maul, Du Hund! sonst thut der Tausch mir Leid!

Hassan.

Hr, Narr! ist das Dein Vorrath von Geduld?
Ist das wohl Achtung, Ehrfurcht und Respect?
Verdank' es meiner Großmuth, meiner Huld,
Daß Dich mein Dolch nicht todt zu Boden streckt!

Selim.

Komm nur herab, Du Narr, daß ich Dich tödte!

Hassan (steht auf und geht auf ihn zu).

Der Narr bist Du! Hast Du den Tausch vergessen?
D'rum sei in Deiner Rolle nicht vermessen,
Und sprich mit Deinem Sultan nicht so schnöde,
Sonst könnt' es kommen, daß es mir gefiel,
Dein Leben einer Mücke gleich zu achten!
(geht an den Dolch. Er ist dem Sultan immer näher auf den Leib gegangen, daß dieser erschrocken zurück weicht und vergebens auch seinem Dolche sucht.)

Selim (für sich.)

Wie rennt mich das eingegangene Spiel!
Er wird mich noch wie einen Hammel schlachten!
O, Allah! sei gelobt! der Großwessir!
Ich wette d'rauf, der macht den Kopf ihm warm,
Mit seinen Acten, seinem Stoß Papier!

Zweiter Auftritt.

Hassan (der seinen Sitz wieder eingenommen hat.)

Hierher, zu mir!
Was trägst Du denn so schwer da, unterm Arm?

Großwessir (zum Sultan zweifelnd.)

Soll ich?

Selim.

Ja, ja, mach' ihm den Kopf nur warm!
Er will's einmal versuchen, zu regieren! —

Hassan.

Wird's bald? Was zauderst Du, Wessir? Mach' fort!
Ich habe keine Zeit hier zu verlieren!
Mach' mir von Deinem Reichsgeschäft Rapport!
Sei dreist und ohne Furcht, sprich frei heraus!
Du brauchst Dich weiter gar nicht zu geniren!

Großwessir.

Was geht nicht vor in eines Sultans Haus?
Wohlan, es sei! was hab' ich zu riskiren?
Ich thue nichts, als meine Schuldigkeit.

Hassan.

Was murmelst Du noch lange? wird es bald?

Großwessir.

Ja, ja, sogleich! ich bin ja schon bereit!
„Großmächt'ger Sultan, Augenstern der Sonne,
„Der rings das weite Weltall überstrahlt!
„Gefäß des Ruhms, der Menschheit Glück und Wonne!
„Du Bild, das keines Künstlers Pinsel malt!
„Du Inbegriff der Weisheit, Strahlenquelle
„Der göttlichen Vernunft, die Sonnenhelle
„In's Reich der Geister wirft, gleich dem Cometen,
„Der durch die Nächte flammt am Sternenzelt!
„Du Axe und Du Pol der ganzen Welt!
„Du Schooßkind Allah's, Liebling des Propheten,
„Hier auserwählt, als höchstes Ideal
„Des Schönen und des Guten allzumal! —
„Gestatte, Deinem Throne mich zu nah'n,
„Und höre gnädig meinen Vortrag an!"

Hassan (zu Selim).

Was sagst Du, Narr! zu diesem Lügentitel?

Selim.

Es ist mein rechter Titel, Herr!

Hassan.

Das heißt:
Ein Narrentitel ist's, ein gutes Mittel,
Der keuschen Wahrheit Schminke zu ersparen;
Ein Speichelleckertitel, der beweist,
Daß alle Deine Diener Schmeichler waren!
Ein Freibrief für die Lüge an dem Thron,
Ein Schandmal an der Stirne des Tyrannen!

Großwessir.

[illegible] aus einem andern Ton!

Es wird noch ärger kommen, gib nur Acht!
Kommt erst der neue Sultan in Ertaſe,
Dann, armer Großweſſir, dann gute Nacht!

Haſſan.

Nun, iſt's gefällig, weiter fortzufahren?
Doch packe gleich den Text beim Kragen an!
Das Vorwort kannſt Du Dir bei mir ersparen;
Mit wenig Worten iſt oft viel gethan!

Selim.

Ha! ha! der Großweſſir iſt ſchon verblüfft!
Der Haſſan iſt ein Tauſendſakermenter,
Der alle Nägel auf die Köpfe trifft,
Und Alles kennt und weiß, wie ein Kalender!

Großweſſir.

Weil Du es denn befiehlſt, o Weltgebieter!
Du Gottesgnade —

Haſſan (einfallend.)

Still, Du Läſtermaul!
Bringſt Du die alte Litanei ſchon wieder?
Gleichſt Du nicht einem alten blinden Gaul,
Der in dem Geleiſe der Gewohnheit geht
Und ſich um's Sündenrad der Lüge dreht?
Biſt Du des Thrones Stütze, ein Meſſir?
Zum letztenmal hiermit befehl' ich's Dir:
Laß mich den dummen Schnickſchnack nicht mehr hören,
Und laß mir jeden Aktenkram vom Hals!
Nun fahre fort, ich will Dich nicht mehr ſtören!

Selim.

Recht, Haſſan! ſtreu' ihm Pfeffer auf ſein Schmalz!
Ja, gelt, Meſſir! der Luft ſich nicht bethören,
In allen Worten liegt das rechte Salz!

Großweſſir (bei Seite).

Verwünſcht! — ich weiß mich gar nicht recht zu faſſen;
Wie fang' ich's denn nur an, daß Alles paßt?
(laut.)
Ich bitte, mich für heute zu entlaſſen,
Ich war auf dieſe Reu'rung nicht gefaßt.

Selim.

Thu's nur nicht, Sultan! laß ihn nicht entwiſchen!
Ich kenne ihn, ich weiß ſchon, was er denkt:
Mir, mir gedenkt er's morgen aufzutiſchen,
Weil er mich leicht nach ſeinem Willen lenkt.

Haſſan.

Nun, faſſe Dich, Meſſir, hab' nur Vertrauen
Zu Deinem neuen Herrn, ſo wird's ſchon gehn.
Muß mir mit Freimuth in das Auge ſchauen;
Die Furcht laß draußen bei den Sclaven ſtehn!

Selim.

O ruhl! er ſtimmt die Saiten wieder leiſer;
Ich wollte nur, er ſänge ihn beim Ohr.

Haſſan (ihm auf der Guitarre begleitend).

Sprich, Großweſſir! wie ſteht's mit den Finanzen?
Sind alle unſre Caſſen wohl beſtellt?
Und ziehſt Du auch gehörig die Balançen,
Damit der Staatscredit nicht ſchwankt und fällt?

Großweſſir.

Ja, Herr! gefüllt ſind alle unſre Caſſen,
Die Steuern trieb ich ſtets mit Strenge ein;
Erſt geſtern hab' ich Dreißig köpfen laſſen
Und heute zog ich ihr Vermögen ein.

Haſſan.

Wie? dreißig Menſchen köpfen? Ungeheuer!
Was hatten dieſe Armen denn verbrochen?

Großweſſir.

Sie ſchuldeten ſeit mehr als zwanzig Wochen
Die Haus- und Fenſter-, Kopf- und Pfeifenſteuer.

Haſſan.

So brat' ich Dich, ſo wahr ich Haſſan heiße,
Mit Deiner Fenſter-, Haus- und Pfeifenſteuer,
So, wie Du biſt, lebend'gen Leib's am Feuer!

Selim.

Recht, Haſſan! recht! das iſt die rechte Weiſe!
Nur beſſer noch, das gibt ein Hauptplaiſir!

Großweſſir.

Herr, laſſet mich doch nicht ſo ſchuldlos büßen!
Das, was ich that, befahl der Sultan mir.

Selim.

Das iſt nicht wahr, ich hab's ihm nicht befohlen!

Großweſſir.

Beim Mahomed! ich ſchwör's zu Deinen Füßen!

Selim.

Ein Lügner iſt's, von Kopf bis zu den Sohlen;
Er hat mich zu der Unterſchrift beredet!

Haſſan.

So ſeid Ihr Beide mit der Schuld beſchwert!
Du, Selim! haſt durch Schwäche Dich entehrt,
(zum Großweſſir gewendet.)
Doch Du haſt Jene eigentlich getödtet.
Drum ſprech' ich ſo in dieſer Sache Recht,
Und gnädig iſt mein Urtheil noch zu nennen:
Ein Denkſtein ſoll dem menſchlichen Geſchlecht
Die ungeheure Unthat frei bekennen.
Ich weiß, Meſſir, Du biſt entſetzlich reich
An fremden Gütern; darum ſollſt Du gleich
Von dem genannten Eigenthum Dich trennen,
Und unter die Verwaiſten, ohne Weilen,
Es auf Dein letztes Hellerſtück vertheilen.
Ein Fürſt iſt Menſch, und drum nicht ohne Schwächen;
Doch dreimal Wehe einem Fürſtenknecht,
Der dieſe nutzt zu allerlei Verbrechen,
Um ſo die Liebe ſeines Herrn ſich ſchmeichelt!
Dem wäre beſſer, daß er nie geboren;

Selim.

Ja, so ist's recht, so muß es endlich kommen!
Der Geizhals hat sich lang' genug verrechnet,
Hat ganze Magazine aufgespeichert,
Und Hab und Gut den Leuten weggenommen!
O weh! jetzt komm' ich d'ran! ganz ohne Zopf
Wird's wohl nicht abgehn; bleibt mir nur der Kopf!

Hassan.

Du, Selim, sollst Dein Unrecht eingestehen!
Denk' nicht, daß dies Bekenntniß Dich entehrt!
Das Volk wird darin Deine Beſſrung sehen,
Und hält Dich künftig wieder lieb und werth.
Der Nimbus um das Fürstenhaupt ist Tand,
Gerechtigkeit allein ist von Bestand.
Doch weiter jetzt! — mein Reich geht rasch zu Ende;
Drum nutzen wir die kurze Spanne Zeit,
Damit sich Manches noch zum Guten wende.
(zum Großwessir.)
Heb' auf die Akten! Wäge Dich Dein Leid
In Zukunft auf den Pfad der Tugend lenken,
Dann wirst Du segnend dieser Stunde denken!
(durchblättert die Akten.)

Selim.

Ja, gelt, Wessir! der läßt nicht mit sich spaßen?
Der hat die Zunge auf dem rechten Fleck!
Zwar kann er nicht so recht sultanisch rasen,
Doch jedes Wort verbreitet Furcht und Schreck.
Das Stückchen wollen wir doch öfters spielen,
So lernt er das Regieren aus dem F.
Inzwischen kann ich in den Spiegel schielen,
Und bleibe doch als Narr des Sultans Chef.
(hat einen Handspiegel aus der Tasche genommen und besieht sich darin.)

Hassan.

Was ist das für ein kritischer Prozeß?
Sprich, Großwessir! wo sind die Appellanten?

Großwessir.

Sie harren draußen.

Hassan.

So hole sie erpreß!

Dritter Auftritt.

(Der Großwessir bringt die beiden Appellanten herein, welche sich vor Hassan niederwerfen und den Boden mit der Stirne berühren.)

Hassan.

Steht auf, erhebt Euch! habt Ihr mich verstanden!
Unwürd'ge Sclavenseelen! — seid Ihr taub?
Warum erscheint Ihr ohne Menschenwürde
Und drückt das Götter-Antlitz in den Staub?

Selim.

Er ist mein Narr.

Hassan (zu Selim.)

Schweig', ich befehl' es Dir!
(zu den Fremden.)
Der Mensch soll nicht vor Menschen niederknieen;
Der Mensch ist Mensch, 'am Thron, wie in der Hütte.

Zweiter App.

Wir durften dem Gebrauch uns nicht entziehen,
Es ist doch einmal so am Hofe Sitte.

Hassan.

Bringt Eure Klagen und Beschwerden vor!
(zum Perser.)
Sprich Du zuerst!

Erster App.

Großmächtigster, unüberwindlichster Sultan! Meine Ansprüche auf das hinterlassene Vermögen des verstorbenen Kaufmanns Mirza, meines seligen Vaters, sind so gerecht, als die Ansprüche Mahomeds auf den siebenten Himmel!

Hassan.

Keine unnützen Weitläufigkeiten, kurz zur Sache!

Erster App.

So sag' ich denn nur das Nöthigste. Mein Name ist Mirza Abdalla, bin aus Alexandrien gebürtig. Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, zogen meine Eltern mit meinen übrigen Geschwistern aus Alexandrien fort und ließen sich hier in der Residenz nieder; mich aber ließen sie bei meinem Oheim, der kinderlos war, in Alexandrien zurück. Ach, ich sollte sie nie wieder sehen, die theuern Meinigen! (zum sich ein Tuch vor die Augen.)

Hassan.

Spare Deine Thränen auf eine andere Zeit und fahre fort!

Erster App.

Seit dieser Zeit sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, und mein Vater, meine Mutter und meine Geschwister — alle sind vor dem Hauche der Pest dahin gesunken in die Gräber der Todten, wie Halme vor der Sichel des Schnitters. Mein Vater starb zuletzt und hinterließ mir ein bedeutendes Vermögen. Bei der Nachricht seines Todes machte ich mich auf den Weg, um meine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Hier angekommen, zeige ich meine Papiere vor, legitimire mich als rechtmäßigen Erbe, und da Alles für richtig befunden wurde, wollte ich die Erbschaft in Besitz nehmen; da kommt dieser mir ganz unbekannte Mensch, gibt vor, er sei der rechte Erbe, stößt mich als Betrüger an und sucht mir die

Erster App.

Nein!

Selim.

Das wird eine verwickelte Geschichte werden;
wohl mir, daß ich die Schellenkappe trage!

Hassan (zum zweiten Appellanten.)

Die Reihe ist nunmehr an Dir, zu reden!
Was hast Du für Beweise für Dein Recht?

Zweiter App.

Keine!

Hassan.

Keine, sagst Du? keine? und auch nichts,
Was einem Rechtsbeweise ähnlich sieht?

Zweiter App.

Auch nichts, was einem solchen ähnlich sieht!

Hassan.

Und hoffest den Prozeß doch zu gewinnen?

Zweiter App.

Durch drei Instanzen hab' ich ihn verloren —

Erster App.

Und bei der vierten wird's ihm auch so gehn!

Hassan.

Weißt Du mir gar nichts für Dein Recht zu sagen?

Zweiter App.

Denk', was mein Gegner sprach, ich hätt's gesagt;
Laß die Beweise weg und füg' hinzu:
Daß mir mein Portefeuille auf der Reise
In Smyrna mit den nöthigen Papieren
Gestohlen ward.

Hassan (ihm die Reden zeigend.)

Sind's etwa diese hier?

Zweiter App.

Sie sind's!

Hassan.

Und womit kannst Du das beweisen?

Zweiter App.

Mit nichts!

Hassan.

Mit nichts?

Erster App.

Nichts weiß er vorzubringen,
Was meine legitimen und gerechten —

Hassan.

Schweig, bis Du aufgefordert wirst, zu reden!
(zum zweiten Appellanten.)
Womit willst Du den Richter überzeugen?

Zw. App.

Ich weiß es nicht, ich bau'te auf mein Recht!
Das Rechte, dacht' ich, schwimmt doch immer oben;
Was recht ist, bleibt doch stets und ewig recht,

Hassan.

Mein Sohn, zu kühn hast Du darauf gehofft!

Zweiter App.

O, ist es denn so schwer, im Angesicht
Betrug von Ehrlichkeit zu unterscheiden?

Hassan.

Es täuscht der Schein; der ärgste Bösewicht
Weiß in's Gewand der Tugend sich zu kleiden.

Zweiter App.

Nein, nein! o nein, o nein! das kann er nicht,
Die Hölle schimmert durch die Tugendschminken!
So tief ließ Gott das heil'ge Siegel nicht,
Das er der Tugend gab, in Abgrund sinken.
Schau' hin auf ihn und blicke her auf mich,
Ein inn'rer Gott muß Dir die Wahrheit künden!

Hassan.

Gesetzt, die Linie ließ sich ergründen,
Wo hohle Täuschung von der Wahrheit wich,
So ist der Mensch als Mensch doch ungewiß,
Mit Zuversicht den Wendepunct zu finden.

Selim.

Ha! ha! mein Hassan, sitzt Du endlich fest?
Bekam Dein Weisheitsmantel einen Riß?
Mich soll doch wundern, wie er sie entläßt.
Er weiß nicht ein, noch aus.

Hassan (zu Selim.)

Was räthst Du mir?
Sprich, Narr! an meiner Statt, was thätst Du hier?

Selim.

Ja, gelt! regieren ist doch nicht so leicht?
Die Krone drückt weit mehr, als diese Kappe.
Nun, diesmal zieh' ich Dich noch aus der Schlappe
Und sag' Dir, was mir recht und billig däucht.
Da Einer Unrecht hat in diesem Streite
Und Niemand weiß, wer dieser Eine ist,
So ist mein Rath: man hängt sie alle Beide!

Hassan (bei Seite.)

Das geht nicht an, ich fange sie durch List!

Zweiter App.

O Tugend! so entstellt sind deine Züge!
Thut nirgends sich dein Himmelsadel kund?
Mein ganzes Leben kam noch keine Lüge,
Kein ungerechtes Wort aus meinem Mund, —
Und doch ging deine Götterspur verloren!
O triumphirt, ihr schuldbewußten Thoren!
Das Licht der Wahrheit birgt im Zweifel sich.
Ein Schurke sieht so ehrlich aus, wie ich.

Erster App.

So macht er's überall; bei jedem Richter
Macht er dieselben Floskeln und Gesichter,
[illegible]

Hassan.

Kommt her, da stellt Euch gerade vor mich hin,
Die Brust heraus, das Unterkinn empor,
Nur Einer hat ein Recht auf den Gewinn;
Wer ist's? der trete ohne Zögern vor.

Selim.

O ho! wer da zurückblieb wär' ein Thor!
(Erster tritt drei Schritte, zweiter nur einen Schritt vor.)

Hassan.

Der Hint're ist der Rechte — der — ja, ja!
Verlaßt Euch d'rauf, der Hint're ist der Rechte,
Das ist der rechte Mirza Abdalla.

Erster App.

Versündige Dich nicht an Deinem Knechte;
O Herr! nur ich bin Mirza Abdalla.

Hassan.

Du war'st Dir Deines Unrechts wohl bewußt,
D'rum hielt'st Du ängstlich auf den äußer'n Schein.
Doch Jenem wohnt der Friede in der Brust,
Beim ersten Schritte hielt er sorglos ein.
Du aber kamst bis dicht in meine Nähe.

Zweiter App.

O Allah! sei gelobt dort in der Höhe!

Erster App. (bei Seite).

Verdammt, das Spiel geht endlich noch verloren!

Selim.

Er faßt den Falschen doch noch bei den Ohren.

Erster App.

In drei Instanzen hab' ich doch gewonnen,
Und hier allein ist all' mein Recht verronnen.

Hassan.

Nun geht jetzt, geht — ich will mich noch besinnen.
(zum Ersten.)
Vielleicht kannst Du zum vierten Mal gewinnen.
(Beide gehen ab, als sie an der Thür sind, spricht Hassan den Namen Abdalla aus, worauf sich der Zweite umdreht, und zurückkommt.)

Hassan.

Ja! nun ist jeder Zweifel mir geschwunden,
In Dir hab' ich den Abdalla gefunden.
Du kehrtest plötzlich um bei diesem Namen,
Sobald ihn Deine Ohren nur vernahmen;
Doch Jenem war der Ton noch neu und fremd,
Sonst hätt' er sicher seinen Schritt gehemmt.
(gegen den Ersten.)
Ha! trügerischer Mirza Abdalla
Erzittere! Dein Ende ist Dir nah';
Nimm nicht bei Deinem letzten Grabesschritt
Die Last der Schuld so ungebeichtet mit.
(gegen den Zweiten.)
Wohl hab' ich Deine Unschuld gleich erkannt,
Sie strahlt' um Deine Stirn, wie Morgenlicht
Um Himmelshöh, wenn früh Auxorens Hand
Den Horizont mit Purpur überspannt.
Sich Strahlenkränze für die Tugend bricht.
Doch, ein gerechter Richter urtheilt nicht,
Bevor er Alles — Alles hat ergründet,
Und wenn er selbst auch dann noch Zweifel findet,
Ist's besser, daß er frei zehn Schuld'ge spricht,
Als daß er einem Schuld'gen Strafe kündet.
(zum Ersten.)
Du aber bist verurtheilt und gerichtet!
(zum Verschwiegen.)
Nach einer halben Stunde hängt ihn auf!

Erster App.

Verzeihung! Gnade! Gott! ich bin vernichtet.
(stürzt vor Hassan nieder.)

Hassan.

Vor Menschen nicht, vor Allah beuge Dich!
Ich bin ein Mensch, und darum stehe auf.

Erster App.

Verzeihung! Gnade! — Sultan höre mich!
O höre — höre mich — ich will bekennen.
Nur Gnade, Gnade, Gnade!

Hassan.

Nun so sprich!

Erster App.

Ich bin — ich heiße — muß ich mich denn nennen?
Kilkurli heiß ich, bin aus Smyrna. Dort
Nahm ich das Portefeuille heimlich fort,
Vermuthend, daß ein Wechsel darin läge!
Der Inhalt brachte mich auf and're Wege,
Er wieß mir alle nöth'gen Puncte nach,
Die Briefe, Vollmacht, Alles machte sich,
Ich kam hierher, kein Richter kannte mich,
Nun gab ich selbst für Abdalla mich aus,
Und nahm hier seine Erbschaft in Beschlag.

Hassan.

Du hast bekannt, wohlan! so magst Du leben,
Doch nur, um Dir in einem Arbeitshause
Zur Besserung und Reue Zeit zu geben.

Selim.

Nun seht einmal, das hätt' ich nicht gedacht,
Er hat es endlich doch herausgebracht.
Der Hassan ist fürwahr ein Pfiffikus,
Vor dem man einen Bückling machen muß.
Doch ist's gleich aus mit seiner Herrscherstunde.
Halt! halt! da fährt mir etwas durch den Sinn,
Der Mirza weiß noch gar nicht, wer ich bin,
Wenn ich ihn fragte — ja, so gehts! — es sei!
(laut.)
He! Mirza Abdalla! komm doch herbei!
Du Mann der Wahrheit, dem aus seinem Munde
Noch nie ein Wort der falschen Lüge drang,
So sage mir denn frei und ohne Zwang,
Ist's wahr, daß man fast auf der ganzen Erde
Den Sultan für den schönsten Mann erklärte?

Abdalla.

Ich komme an 500 Meilen her

Doch überall, selbst jenseits über'm Meer
Sprach man es aus: ich muß es Dir gestehen,
Daß er der schönste Mann auf Erden wär'!

Selim.

Ist's wahr? ist's möglich? (zu Hassan) hast du es gehört?

Hassan.

Das fehlte noch, nun wird er erst bethört,
Jetzt steigt sein Dünkel bis zum höchsten Grad,
Nun mag er steigen frei und ungestört,
Vielleicht, daß dann sich rasch die Crisis naht.

Selim.

Du hast ihn nun von Angesicht gesehen,
Gibst Du ihm auch das Schönheits-Attestat?

Abdalla (besieht den Hassan).

Das Schönheits-Attestat? ich muß gestehen,
Von Schönheit kann ich nichts an ihm erkennen,
Doch ihm gebührt ein beß'res Prädikat,
Man sollte ihn den weisen Sultan nennen.

Selim.

Ein beß'res Prädikat? Nun ja — nun ja —
Er ist ein wenig pfiffig! Abdalla.

Abdalla.

Es ist mir unbegreiflich! wunderbar!
Wie's einen Augenblick nur möglich war,
Daß neben Dir für schön er konnte gelten.
Denn Deine Schönheit, Narr, ist wirklich selten,
Ja in der That, je mehr ich Dich betrachte,
Je mehr ich alles Schöne dieser Art,
Was mir bis jetzt noch vor die Augen trat,
Als mattes, schwaches Pfuscherwerk verachte.
Mein Mund vermag Dich nicht genug zu preisen
Und nicht der Blick von Dir sich loszureißen.

Hassan.

Nun, wenn's ihm jetzt nicht völlig überschnappt,
Dann hat er nie ein Fünkchen Witz gehabt.
Doch so ist's gut, damit sein blöder Geist,
Den Zirkel seiner Eitelkeit durchkreist;
Hat er die letzte Stufe übersprungen,
So ist der Rückschritt zur Vernunft gelungen.

Abdalla.

Welch' herrliche Gestalt der ganze Bau,
Wie völlig regelrecht und wie genau,
Nicht eine Linie ist hier übersprungen,
Das feinste Gleichmaß zeigt sich überall!
Dich zeichnete der Schöpfung Meisterhand
Bis ihr das Höchstvollkommene gelungen.
Sie übertraf sich selbst in diesem Fall,
Als sie ein solches Musterbild erfand.

Selim (außer sich).

O Abdalla, komm her an diese Brust
Es sei Dir ferner nicht mehr unbewußt!
Ich selber bin der Sultan, dieser da
Ist nur mein Narr, Du guter Abdalla.

Abdalla.

Ein Narr, und so viel Einsicht und Verstand?
Dann nenn' ich künftig alle Narren klug.

Selim.

Es steckt in seinem Kopf so allerhand —
Er lernte die Vernunft aus einem Buch.
Für einen Narren hat er Witz genug.

Erster App.

Ich Esel, daß ich mich von ihm ließ fangen,
Durch einen Narren ward ich bald gehangen!

Hassan (sieht nach der Uhr).

Noch 5 Minuten hab' ich zu regieren,
D'rum will ich keinen Augenblick verlieren,
Dem Reich die letzte Wohlthat zu erweisen!
Hör'! Abdalla! Du hast auf Deinen Reisen
Erfahrung Dir gesammelt, manches Land
Und Volk mit seiner Einrichtung gekannt,
Auch halt' ich Dich für einen Ehrenmann,
Den nicht des Geldes Reiz bestechen kann;
D'rum laß' ich Dich nicht fort, Du bleibest hier
Und wirst des Selim Sultans Großwessir.

(Der Großwessir wirft seinen Turban vor Aerger zur Erde und eilt mit Kilbrett unter Zeichen der Verzweiflung und des reuevollen Schmerzes ab.)

Abdalla.

Nicht dank' ich Dir für diese hohe Würde.
Sie scheint mir eher eine schwere Bürde,
Als eine Wohlthat. — Doch ich nehm' sie an.

Hassan.

Ich hab's erwartet so; Heil dir, o Land!
Ein neuer Segenstag bricht für Dich an.
Du hast in diesem Mann ein Unterpfand
Für deines Volkes Wohlergehn empfahn.
Und somit wär' denn Alles abgemacht,
Ich hab' als Sultan meine Pflicht gethan.

(wechselt mit dem Sultan Turban und Szepter gegen Mütze und Peitsche.)

Selim.

Ja, so ist's recht, das hast du gut gemacht,
So kann er alle Tage das Entzücken
Genießen, meine Schönheit anzublicken.

Hassan.

Ja, daran hatt' ich wirklich nicht gedacht!

Selim.

Ich weiß, du bist darüber aufgebracht,
Daß er mich für den schönsten Mann der Welt
Und dich für ganz abscheulich häßlich hält.

Abdalla.

Verzeihe mir, wenn ich zu vorlaut war
Und mich in meinem Urtheil übereilte —
Jetzt erst wird mir sein Bildniß wieder klar;
Denn als ich unterwegs in Smyrna weilte,
Fand ich in meinem Wirthe einen Mann,
Den ich beim ersten Anblick liebgewann.
Mein staunend Auge ruh'te mit Vergnügen
Auf seinen unaussprechlich schönen Zügen,

Worin die Harmonie der Engel lag.
Mir war, als werde, wenn er von der Schwelle
In's Zimmer trat, das Tageslicht erst helle.
Doch als ich nun erst näher mit ihm sprach
Und wahrnahm, wie sich Ausdruck und Gebehrde
Durch seinen Seelenadel hold verklärte,
So wie, wenn früh das heit're Tageslicht
Mit Himmelsglanz aus Rosenwolken bricht;
Dann mußte man sich offenbar gestehn,
Des Körpers Schönheit werde jetzt erst schön
Und suche weit der Seele Schönheit nach.

Selim.

Und diesen hältst Du schöner noch als mich?

Abdalla.

Ich leugn'es nicht.

Hassan.

Der Freimuth ehret Dich.

Selim.

Den muß ich sehn, und wär' er tausend Meilen
Von hier; ich muß ihn haben, muß ihn sehn!
D'rum Abdalla, d'rum sollst Du ohne Weilen
Ihn abzuholen, rasch von hinnen gehn.
Die Pferde werden gleich gesattelt stehn,
Dann reite, was das liebe Zeug will halten,
Daß rechts und links die Feuerfunken sprühn,
Und sollte sich der Huf des Pferdes spalten.

Abdalla.

Es soll geschehn, ich werde mich bemüh'n,
Den Auftrag, wenn es möglich, zu vollziehn,
Doch muß ich zweifeln, daß es mir gelinge.
Denn er liebt seine Frau, und sie liebt ihn
Ganz unerhört, ganz über alle Dinge.
Und Trennung ist für solche Leute schwer.

Selim.

Sollt' er sich weigern, nun wohlan, so zwinge
Ihn mit Gewalt; doch besser ist's, man bringe
Sie alle beide mit einander her!
Geh, eile, eile! sage ihm, ich wollte
Ihn lohnen, daß es seinen kühnsten Muth
Im Hoffen dennoch übertreffen sollte.

Abdalla.

Verlaß' Dich drauf, daß Abdalla nicht ruht,
Bis daß er Deinem Wunsch Genüge thut.
(Ab.)

Vierter Auftritt.

Selim.

Ich möchte doch den Wundermann wohl sehen,
Der mich an Schönheit könnte übertreffen.
Wie will ich diesen Schönheitspinsel äffen,
Kann er an meiner Seite nicht bestehn!
(bedeutungsvoll)
Doch kann er es, will ich zu Grunde gehn!

Hassan.

Warum zu Grunde gehn, mein Herr Gevatter?

Selim.

Sei still, mit deinem albernen Geschnatter
Du stehst, ich bin verdrießlich und ergrimmt!

Hassan.

Ja, ja! — ich seh's, und giftig wie die Natter,
Die sich im Zorne selbst bei'm Schwanze nimmt;
Sag' an, warum willst Du zu Grunde geh'n?

Selim (vor sich hin).

Wir können beide nicht zugleich bestehn.
Zwei solche Männer kann die Welt nicht tragen
Nur einer wohnt auf ihren höchsten Höh'n,
Und jeder Andere ist minder schön.
Kann ich allein nicht über alle ragen,
So will ich lieber dieses Bild zerschlagen,
Als buhlend neben einem zweiten steh'n.

Hassan (bei Seite).

Dann wär' ein Pinsel wen'ger auf der Welt.

Selim.

Nach einem Grundsatz formte sich die Welt!
Die Steinwelt einer Pyramide hat
Nur einen eing'gen Stein als höchste Spitze.

Hassan.

Nun siehst Du, weiser Mann? an dessen Statt
Gab die Natur hier diese Zipfelmütze
So ist's ja richtig —
(faßt sie ihm über den Kopf.)

Selim (fortfahrend).

Gerade so verfuhr
Im Menschenreich die bildende Natur.
Sie stellte in die ungeheu're Zahl
Nur einen hin, als höchstes Ideal.

Hassan.

Sie wählte aus der ungeheuren Zahl
Der Schönheitsnarren Dich als Ideal.

Selim.

Ich bin gefaßt, wie auch der Würfel fällt,
Jetzt ist nur zwischen ihm und mir die Wahl,
Doch schlägt ihn meine Schönheit aus dem Feld,
Dann überhäuf' ich ihn mit Gut und Geld.
(Ab.)

Hassan.

Ich bin gefaßt, wie auch der Würfel fällt.
Vernunft und Narrheit stellen uns die Wahl,
Doch schlägt er Deine Narrheit aus dem Feld,
Dann überhäuf' ich ihn mit Gut und Geld.
(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Zimmer in Achmet's Hause in Smyrna.)

Achmet. Sidia. Fatime (letztere, etwas entfernt sitzend, mit einer Bouille auf der Nase und mit Stricken beschäftigt).

Achmet.
Für meine Liebe hab' ich keine Worte.

Sidia.
Ich auch nicht, lieber Achmet, theurer Mann!

Fatime (bei Seite).
Ihr seid mir beide von der rechten Sorte.
Wie fade hört solch süß Geschwätz sich an!

Achmet.
O fühle an des Herzens raschem Schlage,
Wie jeder Tropfen Blut nach Dir sich drängt.

Fatime.
Dieselben Phrasen hör' ich alle Tage.

Sidia.
Nimm Dich in Acht, daß es die Brust nicht sprengt.

Achmet (küßt ihr die Hand).

Sidia.
Mein Achmet.

Achmet.
Meine Sidia!

Sidia.
Welch' Entzücken,
Den besten Mann der Welt an's Herz zu drücken!

Fatime.
Wie fad!

Achmet.
Und warum bin ich Dir so werth?

Sidia.
Weil nur noch einer Frau Dein Herz begehrt.

Achmet.
Wo wäre da noch Raum für eine zweite,
Wo solch' ein Engelweib im Busen thront?
Mein Paradies blüht nur an Deiner Seite,
Wo mir ein jeder Blick mit Wonne lohnt.

Fatime.
So lang wir's dauert. Närrisch sind sie beide.
Sind ihre Flitterwochen erst vorüber,
Dann folgt der Liebesgluth das kalte Fieber.

Sidia.
Du könntest einen großen Harem halten,
Die nöthigen Mittel hättest Du dazu —

Achmet.
Es fehlte mir die Lust, ihn zu verwalten,
Der einz'ge Harem, der mich reizt, bist Du!

Fatime.
Geduld! bekommet erst ihr Närrchen Falten,

Sidia.
O, könnt' ich ewig — ewig mein Dich nennen,
Und Ewigkeiten Dir in's Auge sehn!

Achmet.
Mag sich das ganze Weltgebäude trennen,
Doch unser Liebesbund wird fortbestehn.

Sidia.
Sprich, Achmet, warum bin ich Dir so hold?

Achmet.
Das fragt mich Sidia? wie kann ich's wissen?

Fatime.
Der arme Mensch, er hat sich so verbissen,
Daß er nicht merkt, sie liebe nur sein Gold.

Sidia.
Ich weiß es selber nicht, auch ist's mir gleich
Zu wissen, wo die Wonneströme quellen;
Fühl' ich an Deinem Pulsschlag ihre Wellen,
So ist's, als wär ich schon im Himmelreich.

Fatime.
Sie denkt den Herrn Gemahl gewiß zu prellen,
Drum macht sie ihm vorher das Herz so weich.

Achmet.
Mich freut's, daß Du zufrieden mit mir bist.

Sidia.
Zufrieden? Glücklich, selig willst Du sagen,
Nur eins mißfällt mir noch an Dir —

Achmet.
Das ist?
Mußt nicht verschämt die Augen niederschlagen.
Geschwind, sprich's aus, was tadelst Du an mir?

Sidia (schüttelt den Kopf).

Achmet.
O laß mich nicht so oft vergebens fragen,
Geh, sag's Du's nicht, so bin ich bös mit Dir.

Fatime.
Was sie zu tadeln hat, ich kann's mir denken.
Er wird sie nicht genug mit Putz beschenken.

Achmet.
Wird's bald?

Sidia.
Nun ja! — doch sei auch wieder gut,
Das Einzige, was mir an Dir mißfällt,
Ist Deine große Schönheit.

Fatime.
Sie verstellt
Sich nur, d'rum Achmet sei auf deiner Hut.

Achmet.
Wie? meine Schönheit? Geh, Du scherzest nur,
Du bist ja zehnmal schöner noch als ich.
Wenn ich nun häßlich wär'?

Sidia.
Das freute mich.

Achmet.
Das freute Dich!

Sidia.

Ja, erst wenn jede Spur
Von äußerm Reiz den Körper hat verlassen,
Dann zeigt sich erst die göttliche Natur
Der ächten Liebe in der reinsten Klarheit.
Und der Geliebte kann erst dann die Wahrheit
Der Liebesschwüre ganz verstehn und fassen.

Fatime.

Ist's sein Gesicht nicht, liebt sie doch sein Geld.

Achmet.

O Sidia, mein Alles! meine Welt!

Sidia.

Wär'st Du von äuß'rer Schönheit ganz entblößt
Und ärmer als der nackte Stein am Wege,
Den mitleidslos der Fuß des Wand'rers stößt;
Dann hätte meine Liebe freies Feld,
Dann lohnt' ich Dir mit mühevoller Pflege,
Dann streut' ich Blumen Dir auf Dornenpfade;
Aus Palmen baut' ich Dir ein Schattenzelt,
Bereitete ein Bett aus weichem Moos,
Und wenn sich dann der stille Abend nah'te,
Und Ruhe brächte der erschöpften Welt,
Nähm' ich Dein müdes Haupt auf meinen Schooß,
Bewachte Deinen Schlummer, o! wie groß
Und überselig wäre dann mein Loos!

Fatime.

Jetzt wird mir schwach.

(nimmt ein Fläschchen heraus, riecht erst daran und trinkt dann daraus.)

Achmet.

O Sidia! mein Leben.
Den Himmel fand ich stets in Deinem Arm.
Warum hab' ich nicht Reiche zu vergeben?
Jetzt fühl' ich mich zum erstenmale arm.
O wär' ich doch auf einem Thron geboren
Und Du in eines Landmanns niedrer Hütte!
Dann hätt' ich Dich vor Vielen auserkohren
Und Liebe Dir und Treue, in der Mitte
Von hundert Fürstentöchtern zugeschworen.
Dann wär' ich würdig, Dich an's Herz zu drücken,
Dann ziert ich Dich, dann wär' es mir erlaubt,
Mit einem Diadem Dein Engelhaupt
Und mit Brillanten jedes Haar zu schmücken!

(tief gefühlvoll.)

Doch Achmet hat nicht Reiche und nicht Kronen,
Um Deine Liebe würdig zu belohnen.

Fatime (ist indessen eingeschlafen und droht jeden Moment die Balance zu verlieren; doch strickt sie mechanisch fort und sticht immer in ein und dieselbe Masche).

Sidia.

Du selbst, Du nur allein kannst mich beglücken,
Ein Hauch von Dir, ein Laut, ein Ton, ein Wort
Ist meinem Ohr ein himmlischer Accord.

Achmet.

Seh' ich in deinen seelenvollen Blick,
So lacht der Himmel mir daraus zurück,
Und künft'ge Seligkeit ist hier schon mein.

Sidia.

Vom höchsten Himmel selbst stammt unser Glück
Und muß unendlich, göttlich, ewig sein.

Fatime (gähnend).

Wenn das so weiter fort geht, schlaf' ich ein.

(aufstehend.)

Sieh' da, Herr Abdalla, nur hier herein.

(Ab.)

(Sidia läßt den Schleier über das Gesicht fallen.)

Zweiter Auftritt.

Achmet. Sidia. Abdalla.

Abdalla.

Der Segen Allah's und des Propheten mit Euch.

Achmet.

Das Glück hafte an Deinen Fußsohlen.

Abdalla.

Ich komme es Dir zu überbringen.

Sidia.

Hat sich Dein Portefeuille wieder gefunden und hast Du Deine Erbschaft in Empfang genommen?

Abdalla.

Ja, holder Augenmagnet meines Achmet's, ein Dieb hatte mir das Portefeuille entwendet und machte mir die Erbschaft durch drei Instanzen streitig, bis ich sie in der vierten und letzten gewann, und zwar durch den Narren des Sultans.

Achmet.

Wie ging das zu?

Abdalla.

Ja, hört nur! Der Sultan hatte gerade seinem Narren die Herrschaft auf eine Stunde übergeben, als meine Sache vorkam. Beweise hatte ich nicht. Der Narr aber erkannte dennoch mein Recht, fing den Betrüger durch List und machte mich zum Großwessir.

Achmet.

Gelobt sei Allah und Deine guten Engel!

Sidia.

Und was führte Deinen Schritt so schnell wieder über unsere Schwelle?

Abdalla.

Ich hoffe, ein guter Geist von uns Allen. Hört mich an! Bevor ich den Sultan in seiner Narrenkappe erkannt hatte, verhehlte ich ihm mein Erstaunen nicht über seine ausgezeichnete und weltbekannte Schönheit. Er war erfreut, sich durch ein so unpartheiisches Urtheil für den schönsten Mann der Welt anerkannt zu sehn. Er umarmte mich und gab sich mir zu erkennen. In demselben Moment trat mir Dein Bild vor Augen und ich erröthete, zum erstenmale eine Un-

wahrheit geſagt zu haben. Ich geſtand dem Sultan meine Ueberzeugung, ſtellte Deine Schönheit über die Seinige, und er brennt vor Verlangen, Dich zu ſehen.

Sidia.

Achmet, Achmet, mir ahnt nichts Gutes!

Abdalla.

Seid unbeſorgt. Ich erwähnte Euer zärtliches Verhältniß, von dem ich während meines Aufenthalts bei Euch Zeuge geweſen war. Er befahl mir, Euch beide zu bringen, im Fall ihr Euch nicht trennen wolltet, und verſprach, Dich, Achmet, zu belohnen, daß es Deinen kühnſten Muth im Hoffen überſteigen ſollte. Dies waren ſeine eig'nen Worte.

Achmet.

Ich bin erſtaunt, — wenn meine Sidia mich ſchön findet, ſo läßt ſich dies allenfalls erklären, aber wenn ſelbſt ein Mann, ein Abdalla — was ſoll ich dazu ſagen?

Abdalla.

Nichts, beſter Freund, nichts ſollſt Du, als mir folgen, und zwar auf der Stelle.

Achmet.

So plötzlich, warum ſo eilig?

Sidia.

O mein Gott!

Abdalla.

Die größte Eile hat mir der Sultan zur Pflicht gemacht. Es fragt ſich nur, ob Du allein abreiſen, oder Deine Frau mitnehmen willſt.

Achmet.

Oder ob keines mitreiſen will, dieſe Frage, dächt' ich, wäre auch noch zuläſſig.

Abdalla.

Nein, dieſe Frage wäre unnütz, denn im Fall der Weigerung bin ich beordert — verzeihe, daß ich's ſagen muß — Gewalt anzuwenden. Doch Deine Weisheit und Freundſchaft wird mir dieſen Schmerz erſparen.

Sidia.

Wie wird das enden?

Achmet.

Was ſoll ich thun?

Abdalla.

Beruhigt Euch, Nichts ſtehe zu befürchten! — Wie willſt Du reiſen?

Achmet.

Allein!

Sidia.

Achmet! Du könnteſt mich verlaſſen? Ich reiſe mit!

Achmet.

Das kann, das darf nicht ſein; ich möchte um eine Welt nicht, daß Deine Reize dem Auge des Sultans nahe gebracht würden.

Sidia.

Gut! ſo bleib' ich denn! o mein Achmet! wann werde ich Dich wiederſehen?

Achmet.

So Gott will, bald!

Abdalla.

Noch ehe der Halbmond ſeine Hörner verliert.

Sidia.

Verliert — das war kein gutes Beiſpiel — verlieren könnt' ich meinen Achmet!

Abdalla.

Seid unbeſorgt —

Sidia (dem Achmet einen Gürtel reichend).

Nimm dieſen Gürtel, ich hab' ihn ſelbſt geſtickt. An Deinem Geburtstage wollt' ich Dich damit überraſchen. Nun iſt's anders gekommen.

Achmet.

Mein gutes Weib, leb wohl! (Er ſteckt noch einen Dolch und verſchiedene Gegenſtände zur Reiſe zu ſich, und legt dagegen den Gürtel auf dem Tiſche hegen) Leb' wohl, Sidia, leb' wohl! (ab.)

Sidia.

Gott ſchütze Dich und Deine ſieben Engel!

Abdalla.

Lebt wohl, lebt wohl. (ab.)

(Fatime tritt auf.)

Dritter Auftritt.

Sidia und Fatime.

Sidia.

O Fatime, begreifſt Du meinen Schmerz! Achmet, mein Achmet iſt fort, fort auf lange Zeit, vielleicht auf immer!

Fatime.

Nun Gott ſei Dank, ſo hat doch das Koſen und das zuckerſüße Zärtlichthun einmal ein Ende genommen.

Sidia.

Fatime! Du biſt unartig. Der Anblick eines glücklichen Paares ſollte Dich heiter, aber nicht verdrießlich ſtimmen. Aber Du weißt nicht, was Liebe iſt, und kannſt deshalb auch meinen Schmerz nicht faſſen.

Fatime.

Hi, hi, hi! glaubſt Du, Herrin, ich wiſſe nicht, was Liebe, was Schmerz ſei? Ich habe beides empfunden, ehe Du daran dachteſt!

Sidia.

Du hätteſt jemals geliebt?

Fatime.

Ich habe geliebt und gelitten. Ich hatte vor Zeiten einen Mann ganz allein, wie Du, und

obgleich er an mir genug hatte, und sich keinen Harem hielt, wozu er übrigens auch kein Vermögen besaß, so war ich doch ein wenig eifersüchtig auf ihn. So kam es denn, daß ich jeden seiner Blicke und Schritte bewachte, worüber er denn freilich manchmal ein wenig ungeduldig wurde. Anfangs schlossen solche Acte immer mit der Versicherung ewiger unzertrennlicher Liebe. Diese Versicherung dauerte so lange, bis ich eines Morgens allein auf meinem Lager erwachte, und bald darauf erfuhr, daß sich mein treuer Gemahl einem Sclavenhändler verkauft habe, um, wie die Leute sagten, meiner Zärtlichkeit zu entgehen.

Seit jenem Tage weiß ich, was das heißen soll, wenn von ewiger Liebe und Treue die Rede ist, und Du wirst nun begreifen, warum ich bei solchen Gelegenheiten ein Stärkungsmittel bedarf. (macht an's Fläschchen und trinkt dann daraus.)

Sidia.

Hast Du nie wieder etwas von Deinem Manne gehört?

Fatime (macht eine verneinende Bewegung, wischt sich die Augen und trinkt hinter der Schürze noch einmal).

Sidia.

Du solltest dem Fläschchen nicht so oft zusprechen, Deine Gesundheit und meine Wirthschaft leiden gleich sehr darunter.

Fatime.

Es ist nur Wasser mit etwas Opium darin. Ich rieche nur daran, um mir die Liebe und die Grillen zu vertreiben.

Sidia.

Arme Fatime, auch ich bin schon durch die Schule der Leiden gegangen. Ich hatte einen einzigen Bruder, den ich über Alles liebte und der als Handelsmann große Reisen über's Meer machte. Vor acht Jahren trat er seine letzte Reise an, von der er noch wieder zurückkehren soll.

Fatime.

Gerade so lange ist's her, daß es meinem Manne gefiel, die Peitsche des Sclavenhändlers meinen Liebkosungen vorzuziehen. Seht Euch vor, daß es euer zärtlicher Achmet nicht auch so macht. Hi, hi, hi! nur nichts für ungut. Es ist ein Fremder angekommen, ich will nach den Gästen sehen. (Ab.)

Sidia.

Nein, das wird mein Achmet nicht, er wird, er kann mich nicht vergessen. O könnt' ich Zeuge sein, wie oft er den Gürtel, den ich ihm zum Andenken mitgegeben habe, an seine Lippen drücken und mit verzehrender Sehnsucht nach mir zurückseufzen wird! (Sie erblickt den Gürtel.) Was ist das? Der Gürtel hier? Wie? Achmet, war dir das mühevolle Werk meiner Hände nicht mehr werth, als daß du es vergessen konntest? — Vergessen? — Wer sagte mir denn, daß er es vergessen hätte? — konnte er es nicht, als zu unbedeutend — — o nein, nein, fort mit diesem Gedanken. Vergib mir ihn, mein Achmet. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Vorhalle in Achmet's Haus.

Achmet und Fatime.

Achmet (zurückkommend, gleich darauf Fatime aus dem Innern des Hauses).

Verwünscht! ich habe meinen Gürtel vergessen, er ist ein Andenken meiner Sidia; sie würde, sie könnte es mir nie vergessen, wenn ich ihn zurückließe; wir waren schon eine bedeutende Strecke von hier, als ich mich zum Glücke noch daran erinnerte. O! wo hatte ich auch meine Gedanken! Geh, Fatime, suche ihn zu bekommen, ohne daß sie etwas davon merkt, und bring' ihn mir heraus. Nun, warum geh'st Du nicht?

Fatime (zögernd).

Es wird sich jetzt nicht schicken, hi, hi, hi!

Achmet.

Wie so? Ich habe keine Zeit zu verlieren, so geh' ich selbst.

Fatime.

Um Gotteswillen nicht, Herr! das würde sie Euch noch weniger vergessen, als daß Ihr den Gürtel vergessen habt.

Achmet.

Was sagst Du?

Fatime.

Hi, hi, hi! Es ist ein Herr bei ihr.

Achmet.

Ein Herr sagst Du? Nicht möglich! Sidia nimmt keinen männlichen Besuch in meiner Abwesenheit an.

Fatime.

Doch! er nannte sie seine theuere Sidia. Hi, hi, hi! es ist die gelegenste Zeit. Wenn die Katze nicht da ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum.

Achmet.

Weib, wenn Du wahr sprichst, so verdienst Du die Hölle, und wenn Du gelogen hast, so erdrossle ich Dich. (Fängt an's Haus.)

Fatime.

Die Hölle wird schon bessere Einsicht haben, und das Erdrosseln brauch' ich nicht zu fürchten. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Sidia. Melec, (von der einen Seite) und Achmet (von gleich darauf wahrnehmbar von der andern aus).

Melec.

Also Dein Mann ist vereist!

Sidia.

Und wird wahrſcheinlich ſobald nicht wiederkommen.

Melec.

Und haſt Du denn recht oft an mich gedacht, meine Sidia!

Sidia.

Wie kannſt Du fragen? Nicht ein Tag, o! was ſag' ich, nicht eine Stunde, nicht eine Minute iſt vergangen, wo ich Deinem Andenken keinen Seufzer gewidmet hätte.

Melec.

O meine gute Sidia!

Sidia.

Mein lieber Melec!

(Sie umarmen ſich).

(Achmet tritt auf dem mit Tapeten belegten Boden unbemerkt vor, zückt den Dolch über beide, hält plötzlich ein, hebt die Arme gen Himmel, und ſtürzt mit der Geberde der Verzweiflung hinaus, ohne bemerkt zu werden.)

Sidia.

Du biſt müde, komm, ruhe Dich aus!

(in ein Seitenzimmer ab.)

Sechſter Auftritt.

Vorhalle in Achmet's Haus.

Achmet und Fatime.

Achmet (kommt verſtört aus dem Innern des Hauſes, lehnt ſich erſchöpft an einen Pfeiler. Fatime von der andern Seite.).

Fatime.

Nun, Herr! wie ſteht's mit dem Erdroſſeln? Ihr braucht Euch wohl mit meiner Kehle nicht zu bemühen? Geil! ich hatte recht! Ja, ja, ich kenne dergleichen. Ich ermahnte Euch ja, Ihr ſolltet nicht hinein gehen. Ich brauche kein Jahr Zeit, um zu wittern, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Es hat mich immer geärgert, wenn ich ſah, daß Ihr Alles für baare Münze nahmt, was ſie Euch von ihrem Herzen und von ihrer Liebe vorſchwatzte, aber der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht. Nun habt Ihr Euch mit eig'nen Augen überzeugt. Mir hättet Ihr doch in Eurer Verblendung nimmermehr geglaubt, was Ihr nun ſelbſt geſehen habt.

Achmet (ſchlägt ſich während vor die Stirn).

O Himmel und Hölle!

Fatime.

Ja, ja! ſchlagt Euch nur vor die Stirn. Da ſitzt's, da juckt's Euch jetzt, wie einem jungen Bock, dem die Hörner wachſen. Warum ließt Ihr Eure Frau frei herumgehen, und jeden Mann mit ihr ſprechen, der nur Luſt hatte. Warum machtet Ihr's nicht wie and're Männer? Warum ſchloßet Ihr ſie nicht ein in die hinterſten Gemächer, wo nichts Männliches zu ihr gekommen wäre, als der Tag, und nichts Weibliches, als die Nacht und meine Wenigkeit? Aber da ſoll ſich's immer etwas Extraes haben; da hängt die verſtellte Liebe das Schild der ewigen Treue aus, und das getäuſchte Vertrauen ſchreibt eigenhändig darauf: „Hier geht jeder Mann frei ein und aus!“ Wer den freien Eingang hat, habt Ihr geſehen, den freien Ausgang habt Ihr! Da habt Ihr etwas Extraes, hi, hi, hi!

Achmet.

Schweig, altes Feg'feuer! Schweig! Wenn Dir Dein verroſtetes Jugendleben lieb iſt, ſo lege ein Siegel auf Deine Lippen und verrathe nicht, daß ich hier war. Nimm dieſes Goldſtück, es ſei das Schloß Deines Geheimniſſes. Aber, kein Wort, hörſt Du! bei der Spitze meines Dolches, kein Wort! — Nun fort, fort, fort! aus ihrer Nähe! (Sie Vorgehen wendet er ſich noch einmal gegen das Haus) Iſt's denn auch kein Traum? War's vielleicht hölliſches Blendwerk, das meine Sinne betrog? Iſt denn das Undenkbare wahr, das Unmögliche möglich geworden? Haben auch dieſe Augen recht geſehen, dieſe Ohren recht gehört?

Sidia, Sidia! iſt's wahr — Du, o Sidia, Du mich betrogen? (Pauſe) Schaud're zuſammen, Natur! der Markſtein zwiſchen Himmel und Hölle ging verloren. Die Engel des Lichts ſtehen im Solde des Teufels. Erröthe, geldſüchtiges Laſter! verſtumme, leichtfertige Heuchelei! verkrieche dich, liſtige Verſtellung, euer hölliſches Gewerbe iſt elende Pfuſcherei, eure ſechstauſendjähr'ge Meiſterſchaft hat aufgehört, mein Weib hat euch übertroffen in einem Augenblick.

Fatime.

Hi, hi, hi!

Achmet.

So höre mich denn, du Rächer über den Wolken: Verflucht ſei die Luft, die ich mit ihr athme, verflucht der Schritt, den ich wieder über dieſe Schwelle ſetze, verflucht das Wort, das über meine Zunge kommt, bis ich einen Betrug entdeckt habe, der dieſem an Schändlichkeit gleich kommt! (ab.)

Fatime.

Hi, hi, hi! wo iſt nun das ſüße Geſchwätz vor heute Morgen, worüber ich bald in Ohnmacht gefallen wäre? Wo iſt denn nun die Ewigkeit eurer göttlichen Liebe? Die Sonne iſt noch nicht unter, und ſchon zu Ende? Das war eine kurze Ewigkeit! hi, hi, hi! Wie ſagte ſie doch gleich? Vom höchſten Himmel ſelbſt ſtammt unſer Glück, und muß unendlich, göttlich, ewig ſein, hi, hi, hi, hi! Das beträgt ſich, das betrügt ſich! hi, hi, hi, hi!

(Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer im Palaste des Sultans.

Rhedise, Hassan, Zemire.

Rhedise.

Es steht schlimmer als vorher, der Versuch ist gänzlich mißglückt. Er bekümmert sich weniger um des Reiches Wohlfahrt als je, und verschwendet mit dem fränk'schen Doctor unerhörte Summen an Kräuterbädern.

Hassan.

Gebt acht, die Crisis naht. Auf seiner Stirne ruht der Schatten tiefer Melancholie. Wenn ihn der schöne Wirth aus Smyrna überstrahlt, so sieht sich seine Selbstgefallsamkeit plötzlich von ihrem Throne herunter gestürzt.

Rhedise.

Aber wie wird's werden, wenn seine Schönheit die des Fremden übertrifft?

Hassan.

Dann bleibt uns nur noch ein Mittel.

Rhedise.

Das heißt?

Hassan.

Eifersucht!

Rhedise.

Eifersucht? Dafür ist mein Gemahl nicht mehr empfänglich. Eifersucht setzt Liebe voraus, und Selim weiß nichts mehr von Liebe.

Hassan.

Doch, er liebt Euch trotz seiner Selbstliebe mit der vollen Gluth eines zärtlichen Herzens. Eifersucht muß unter diesen Umständen die erschütterndsten Wirkungen hervorbringen. Auch bedarf seine Eitelkeit der Liebe, um sich darin zu bespiegeln.

Rhedise.

Für solche Liebe dank' ich. Doch kannst Du mir sein Herz nicht retten, so rette wenigstens den Staatsschatz.

Hassan.

Wie das anfangen?

Rhedise.

Schaffe den fremden Doctor fort, er vergeudet Millionen an Schönheitsmitteln. Sieh zu, wie du es anfängst, komm Zemire, komm. (ab.)

Hassan.

Hassan kennt keine Hindernisse, wenn seine Herrin befiehlt.

(Zemire tritt im Abgehen absichtlich ihr Taschentuch fallen. Hassan hebt es rasch auf und gibt es ihr wieder.)

Hassan.

Da! da! da nimm.

Zemire.

Es ist für dich. Bringe es mir zu gelegener Zeit.

Hassan.

Die Zeit ist mir gleichgültig und das Tuch auch.

Zemire.

Der Grobian (reißt ihm das Tuch aus der Hand. ab.)

Zweiter Auftritt.

Selim und Leichhuhn (treten auf).

Selim.

Was helfen mir nun alle diese Bäder
Von Kräutern und von köstlichen Essenzen?

Leichhuhn.

Großmächtiger Gebieter, nur Ge—du—du—duld;
Die Wirkung zeigt sich nicht so auf der Ste—delle.

Selim.

Geduld, Geduld, und immer nur Geduld,
Der Pickel wird, statt kleiner, immer größer,
Und jeden Augenblick kann Abdalla
Mit seinem Schönheitswunder hier erscheinen!

Hassan.

D'rum rath' ich and're Bäder, Herr Gevatter!

Selim.

Und welche and're Bäder räthst Du, Narr?
Gibts beff're noch, als die schon angewandten?
Verschlangen sie nicht der Gewürze Duft
Von Indiens segensreicher Inselwelt?
Sprich, Hassan! welche Bäder weißt Du noch,
Die jene wohl im Werthe überträfen?
Und gält's mein halbes Reich, ich will sie brauchen!

Hassan.

Sturzbäder, Herr Gevatter, rath' ich Dir!
Sturzbäder nur von reinem kalten Wasser!

Selim.

Sturzbäder nur von reinem kalten Wasser?
Hast Du's gehört, Freund Leichhuhn? glaubst Du wohl,
Sie könnten diesen Pickel mir vertreiben?

Leichhuhn.

Stu—tu—tu— turzbä—bä—der, Herr! sind ja für Narren,
Aber nicht für einen Su—du—du—dultan!

Hassan (nachäffend).

Stu—tu—tu—turzbäder
Sind auch für einen Su—du—du—dultan gut und heilsam.

Selim.

Sturzbäder, sagst Du, wären nur für Narren?
Nun, Leibarzt, wenn sie einem Narren helfen,
So sind sie auch bei mir vielleicht von Wirkung.

Hassan.

Das sollt' ich meinen!

Leichhuhn.

Nei, nei, nei, nei, nein.

Ich, na—tha—tha—tha—thete nicht dazu;
Ich will den Pickel lieber operiren.
(betastet den Pickel.)
Er ist völlig tri—tri—tri—tri—trif.

Selim.

Und bist Du auch der Meinung, Hassan?

Hassan.

Ja!
Ein starker Blutverlust kann auch nicht schaden!
(holt ein Becken herbei.)

Selim.

Was willst Du mit dem Becken?

Hassan.

Für das Blut —
Kein Tropfen darf davon verloren gehen.

Selim.

Warum? was soll's? was willst Du damit machen?

Hassan.

Die Kinder damit impfen!

Leichhuhn.

Ki—Ki—Ki—Kinder?
Die impfet man ja nur gegen die Blat—tedern.

Hassan.

Man impft sie nicht nur gegen die Blattedern;
Auch gegen Eitelkeit impft man die Ki—Ki——Kinder!

Leichhuhn.

Man impft auch Ki—Ki—Kinder gegen Eitelkeit?

Selim.

Was sagt er?

Leichhuhn.

Ha—ha—ha—hasan ist ein Na—Na—Na—Narr!
Er meint, dein hohes Sultanspickelblut
Sei wirksam gegen die Ei—teitelkeit.

Selim.

Daß er ein Narr ist, zeiget seine Kappe.

Hassan.

Dein Leibarzt ist ein Wortverdreher, Herr!
Er raubt den Dingen ihren rechten Namen;
Selbst Deinen Titel sucht er zu verdrehen.

Selim.

Was? meinen Titel? hast Du auch bedacht,
Daß dies ein Majestätsverbrechen ist?

Hassan.

Gewiß, er ist ein Majestätsverbrecher!

Selim (zum Leibarzt.)

Wie willst Du die Beschuld'gung widerlegen?

Leichhuhn.

Glaub's nicht! er lügt, grosmächtiger Su—du—du—dultan!

Hassan.

Hast Du's mit Deinen Ohren nun gehört?
Statt Sultan, nennt er frech Dich Sudeltan.

Leichhuhn.

Ich wollte sagen: Su—du—du—dultan!

Hassan.

Du hörtest es, er selbst gesteht es ein,
Er habe Sudeldultan sagen wollen.

Leichhuhn.

Vergönne, Herr! daß ich Dich anders nenne;
Ich will Dich künftig lieber — Sch—e—lim heißen.

Hassan.

Nein, diese Frechheit geht doch gar zu weit!
Aus Deinem Namen, Selim, macht er Schelm;
Gib Acht, gib Acht, es geht Dir selbst noch schlimm,
Herr Pickeldoctor!

Leichhuhn.

Du bist ein Na—na—na—Narr!

Hassan.

Na, na, na, na, laß mir nur meinen Titel ganz!

Leichhuhn.

Du unterstehst Dich wohl, mir — nach—zu—spo—to—ten,
Ha—sa—sa—sa—satan?

Hassan (nachäffend.)

Ha—sa—sa—sa—satan heiß' ich nicht;
Ich heiße Hassan, Freund! verstehst Du mich?

Leichhuhn.

Ich war noch niemals eines Na—na—Narren Freu—deund.

Hassan.

Ich aber bin des Pickeldoctors Feind.

Leichhuhn (erstaunt).

Ich bin des Sche—lim Su—dultans Lei—beibarzt,
Und Du—du—Du nur sein Na—darr.

Hassan.

Ich eine Natter!
(zu Selim)
Herr, dukt' es nicht, daß er uns so beschimpft!
Dich nennt er einen schlimmen Sudeltan,
Mich Natter, anstatt Narr; statt Hassan, Satan.

Leichhuhn.

Nein, Su—du—du—dultan, ich versprach — doch mich nur,
Nicht Sa—tadan, sondern Has—sa—sa—satan wollt' ich sagen.

Selim.

Du nennst ihn wirklich Satan bald, bald Hasan,
Und mich Sudultan — warum thust Du das?

Leichhuhn.

Es ist so meine Ge—ge—ge—Gewohnheit.

Selim.

Das ist ja eine häßliche Gewohnheit.

Hassan.
Ein Majestätsverbrecher aus Gewohnheit!
Laß Du ihn aus Gewohnheit dafür hängen,
Den Pickeldoctor!

Leichhuhn.
Ich, hä—hä—hä—hängen?

Hassan.
Ja, hä—hä—hä—hängen an des Mondes hohe Sichel,
Wenn Jemand nur den Strick befest'gen wo—wo—wollte!

Leichhuhn.
Was willst Du mit dem Sto—do—dotern sagen?

Hassan.
Wer sto—do—do—dotert denn, ich, oder Du?

Leichhuhn.
Du—Du—Du stodoterst.

Hassan.
Nei—nei—nei—nein, Du—du—du stodeterst.

Leichhuhn.
Das ist nicht — wahr, Du bist der Sto—doterer!

Hassan.
Das ist nicht wahr, Du bist der Stodoterer!

Selim.
Ja, in der That, sie stottern alle Beide.

Leichhuhn.
Du — Na — darr, ich vergrei — deife mich an Dir!

Hassan.
Ja, komm nur her, Du Ha—ha—ha—Handlanger des Todes,
Du ausgelernter Lei—Lei—Leichenfabricant!
Komm her, daß ich Dich selbst zur Leiche ma—ma—mache!

Leichhuhn.
Verzeihe mir, ich that Dir Unrecht, Na—na—Narr!
Du sto—doterst wirklich, Has—sa—satan, komm, laß sehen,
Daß ich als A—A—Arzt Dir Deine Zunge l[illegible]öse!

Hassan
(reißt den Mund auf und streckt die Zunge weit heraus; Leichhuhn zieht schnell sein Operationsmesser hervor und naht dem Hassan. In dem Moment, als er zur Operation schreiten wi[illegible] ihn Hassan mit einer an einem Stiel befestigten au[illegible]lasenen Schweinsblase (die er bisher als Fliegenklatsche gebraucht hat und worin einige Erbsen sein können) auf den Kopf, daß ihm das Messer entfällt. Während Hassan auf ihn losspeitscht, zieht der Doctor eine geladene Klystierspritze aus der Tasche und spritzt damit dem Hassan in's Gesicht, wodurch dieser in die Flucht getrieben wird. Der Kampf darf nicht unnatürlich in die Länge gezogen werden).

Selim.
Bei meinem Bart befehl' ich Ruhe Euch!
Du, Leichhuhn, hast den Sieg davon getragen,
D'rum soll Dich Hassan um Verzeihung bitten.
(zu Hassan.)
Du, der den Sieg so glorreich anzufangen
Und dann so schlecht zu endigen verstand,
Thu' als Besiegter Abbitte dem Sieger!

Hassan (zu Leichhuhn).
Verzeihe mir, Du großer General,
Der stets ein Heer von Leichen commandirt,
Der das Geschütz in seiner Tasche führt
Und so genau den Gegener visirt,
Daß dieser gleich in unheilbaren Wunden
Die Wirkung einer jeden Ladung spürt.
Verzeihe mir, Du großer Wunderdoctor,
Der alle Leiden, alle Schmerzen stillt,
Und mit den auscurirten Patienten
Dem Knochenmann die leeren Gräber füllt.
Du Hypokrates, der mit selt'ner Kunst
Die Blinden lahm, die Lahmen blind curirt;
Der stets für alle Schäden, alle Wunden,
Nur ein und stets dasselbe Pflaster schmiert;
Der Leichen nur für's Beinhaus präparirt,
Und alle Kranken gegen Lust und Neigung
Mit Extrapost in jene Welt spedirt.
Verzeihe mir, Du Oberpickeldoctor,
Der selbst des Sultans hohe Weisheit blendet,
Und nur um eines kleinen Pickels wegen
Den Schatz des Staats in Bädern hat verschwendet;
Quacksalb'rer, Du —

Selim.
Halt, halt! es ist genug,
Der Leibarzt kann damit zufrieden sein!

Leichhuhn.
Was? ich, der Leibarzt, wäre ein Qua—ka—ka—kaksalb'rer,
Kein Do—do—Doctor kann sich das gefallen lassen!

Selim.
Schweig, Sclave und gehorche! jetzt an's Werk;
Der schöne Fremde wird sogleich erwartet,
Und meinen Pickel hab' ich immer noch;
D'rum stich ihn auf!

Hassan.
Gevatter, leid' es nicht!
Der Pickeldoctor führt nichts Gut's im Schilde.
Sieh, wie er zittert!

Leichhuhn (zitternd).
Nein, ich zi—titere nicht!

Selim.
Du zitterst! Ha! was ist das? Du wirst bleich!
Gehst Du mit einem Mordgedanken schwanger?
Bei meinem runden Bauch, Du bist verdächtig!
Bist Du bestochen, mir den Tod zu geben?
Ha! schon die Ahnung einer Möglichkeit
Verbannt auf ewig Dich aus meinen Augen.
Fort!

Leichhuhn.

Nei—nei—nei—nein, ich bin nicht bestodochen, ich zitt'tere
Nur aus Gewohnheit so.

Selim.

Fort! sag' ich, fort!

Hassan.

Er hätte aus Gewohnheit Dich gemordet,
Drum schick' ihn lieber aus Gewohnheit fort!

Leichhuhn.

Verzeihung! Gnade!

Selim.

Fort mit Dir!

Leichhuhn.

Gnade!

Hassan.

Ich will Dich begnadaten, warte nur!
(peitscht ihn mit der Schwertsklinge zur Thür hinaus.)

Selim.

Recht so, mein Hassan! peitsch' den Hund hinaus!
Sein bös Gewissen steht ihm auf der Stirn;
Er hätte sicher mich noch umgebracht,
Wenn nicht aus Vorsatz, doch durch seine Kunst.

Hassan.

Der Feind ist auf der Flucht, das Feld blieb mein,
Der Sieg gewann dem Staate mehr, als Schlachten,
Und dem verarmten Fiscus selbst Millionen.
So lohnt ein Narr den Werth von einem Bändchen!
(küßt das Band an seiner Kappe.)

Selim.

Geh, schaff' mir einen andern Arzt herbei!

Hassan.

Wozu, Gevatter? bist Du nicht gesund?
Des Pickels wegen? Laß mich nur gewähren!
Die Chirurgie ist g'rad' mein Lieblingsfach.
Sieh da, der Feind ließ die Bagag' im Stich!
(hebt das Futteral auf und nimmt eine Lanzette heraus.)
Wie oft floß Blut von diesem Heldenspeere!
Wie manches Leben ward damit vernichtet!
Das Eselskinn in eines Simsons Hand
War nur ein Oelzweig gegen die Lanzette
In eines Esels Hand. — Sieh da, ein Brief!
(liest still, schüttelt mit dem Kopfe.)

Selim.

Was murmelst Du, was steht in diesem Briefe?

Hassan.

Nichts von Bedeutung, nur so eine Probe
Von Herzensgüte.

Selim.

Laß doch sehn, gib her!
Der arme Schelm! wir thaten ihm wohl Unrecht?
(liest.)

„Das Schiff liegt zur Flucht bereit. Der Rest
„meines Vermögens macht uns noch immer Beide
„in einem andern Lande zu den reichsten Leuten;
„darum eile, sobald der Sultan und sein verfluchter Narr Deine Lanzette im Herzen gespürt
„haben. Aber nur Beide! hörst Du, Beide!
„Mit der Liebe eines Bruders erwartet Dich am
„Bord des Schiffes

„Hamann,
„der abgesetzte Großwesir."

Ha! rennt ihm nach, zerreißet ihn in Stücken,
Werft ihn in's Feuer, spießt und rädert ihn!

Hassan.

Wozu so viel? Eins wäre schon genug;
Es war nur seine Angewohnheit so.

Selim.

Verfluchte Angewohnheit! mir, dem Sultan,
Dem Urbild alles Schönen und Erhab'nen,
Mit der Lanzette in das Herz zu stoßen!
Man schick' ihm nach, man arretire Beide,
Ihn und den Hund von einem Großwesir!

Hassan.

Gesetzt den Fall, man holte sie noch ein,
Hat man nicht gleichen Dienst mir zugedacht?
Hab' ich nicht gleichen Theil an ihnen, so wie Du?
Gesetzt nun, daß Du sie am Leben strafstest,
Was soll denn ich für meinen Antheil haben?
Doch, andern Falls, straft' ich am Leben sie,
So kämest Du für Deinen Theil zu kurz.
Du siehst, es geht nicht, darum laß sie laufen!
Sie haben Beide überdies so lange
Mit Permission gemordet, warum denn
Jetzt den Versuch so grausam gleich bestrafen?
(hat indessen ein Pflästerchen vorrecht geschnitten.)
Komm her, Gevatter! dieses Pflästerchen
Bedeckt den garst'gen Pickel und erhöht
Den Teint; man nennt es Schönheitspflästerchen.
(klebt es auf.)
Nun laß den neuen Schönheitsritter kommen,
So kannst Du dreist ihm gegenüber treten.

Selim (sich im Spiegel beschend).

Ja, Du hast Recht, ein solches Stückchen Nacht
Erhebt das Rosenlicht des heit'ren Tages.

Hassan.

Siehst Du; nimm mich zu Deinem Leibarzt an!

Selim.

Es sei!

Hassan.

Wie lohnst Du mir?

Selim.

Besieg' ich den
Rival, so hast Du eine Bitte frei.

Hassan.

Ich bin's zufrieden.
(am's Fenster tretend.)
Ha, sie kommen schon!

Selim.

Sie kommen?

(macht einige Schritte gegen das Fenster, bleibt dann stehen.)

Nein, nicht will ich mir den Anblick
Durch fernes Anschau'n schmälern. Ungeschwächt
Will ich der Schönheit Majestät empfinden.
Nur Eines sage mir, wie sitzet er
Zu Pferde? sicher unverbesserlich;
Gestalt und Haltung stolz und ungezwungen?
Die wilde Kraft des ungeduld'gen Rosses
Mit einem Finger leicht und zierlich lenkend?
Sprich, ist's nicht so? Doch nein, ich mag's
nicht hören.

Hassan.

Ich sehe nur den Abdalla zu Pferde.
Der Fremde sitzt, so scheint's, in einer Sänfte.

Selim.

Das ist mir lieb, daß er dem Volke noch
Verborgen bleibt, bis wir ihn selbst gesehen.
In Gegenwart des ganzen Hofes will
Ich ihn empfangen. Eile, Hassan! Alles,
Was Augen hat, soll sich hierher verfügen.

(Hassan ab.)

Aus ihren Mienen kann ich leicht entnehmen,
Wem von uns Beiden sie den Vorzug geben.
Und sollten sie ihn über mich erheben,
Dann will ich selbst den Preis ihm zugestehn;
Doch mich soll dann die Welt nicht wieder sehn!

Dritter Auftritt.

Selim und Hassan, bald darauf die Frauen des Harems und Verschnittene.

(Wenn Alle rechts und links aufgestellt sind, kommt Rhodise und läßt sich an der Seite ihres Gemahls nieder, der ihr einige Schritte entgegen geht.)

Hassan.

Nur Alle herein, nur Alle herein! Ihr braucht Euch vor mir nicht zu geniren, und vor dem Sultan auch nicht, er will's so haben. (gegen die Frauen.) Nur näher, Ihr holden Augen-Zuraunen, die die Blicke der Männer zum unfreiwilligen Sclavendienste der Bewunderung zwingen, heute soll es anders werden, heute sollen Eure Augen bewundern. Sogleich wird der schönste Mann des Weltalls vor Euch erscheinen, gegen den selbst der Sultan, Euer Herr, nur ein Schornsteinfeger ist. (gegen die Männer.) So, nur hier herum, Ihr Herren Kastraten, die Ihr nur der Bruchtheil eines Ganzen seid, wobei der Zähler männlicher Eigenschaft unendlich klein und der Renner unendlich groß ist, tretet hier herum! Sogleich sollt Ihr einmal sehen, wie ein Mann aussieht, der das vollkommenste Ganze bildet, das je Eure blöden Augen erblickten.

(Rhodise tritt auf, hinter ihr Zemire; Erstere mit einem Diadem geschmückt. Sobald die Sultanin sichtbar wird, werfen sich die Männer auf's Antlitz und die Frauen verbergen sich tief. Der Sultan reicht ihr den Arm und führt sie zum Throne, wo sich Beide mit gekreuzten Armen niederlassen. Während dessen spricht

Hassan.

Jetzt naht die Krone dieses lieblichen Kranzes. Das Gestirn des Tages erscheint und die nächtlichen Sterne erbleichen. Achtung! präsentirt das Gewehr! (Rhodise erscheint.)

(gegen die Männer.)

Nieder auf Eure Angesichter! Verschließt Eure unwürdigen Augen und macht die Guckläden nicht eher auf, bis der Glanz ihrer Schönheit an Euch vorüber gestrahlt ist. (Wenn Einer aufstehen will, haut ihn Hassan mit der Mütze, oder mit der aufgeblasenen trockenen Schweinsblase auf den Kopf. Zum Sultan.) Herr Gevatter, hier kommt ein Frauenzimmer von Deiner Bekanntschaft; solltest Du Dich aber nicht besinnen können, so wisse, es ist die Sultanin, Deine Frau. (Der Sultan führt sie zum Sitz.) Ja, gelt, ich hatte recht? Ja, der Hassan, der kennt alle Frauenzimmer, die keine Mannszimmer sind. (zu den Sclaven.) Nun, Ihr kriechendes Gewürm, erhebt Euch! Achtung! das Gewehr auf die Schulter! (Alle heben auf bis auf Einen; Hassan haut ihn mit der Blase.) Nun, Herr Krummbuckel, ist's gefällig? Gib Acht auf's Commando! (zum Sultan.) Alles ist bereit, mein Gebieter, den wundervollen Fremden zu empfangen. Befiehlst Du, daß er erscheinen soll?

Selim.

Er erscheine!

Hassan.

So erfüllt die Luft mit dem Wohllaute Eurer Instrumente und Kehlen, daß Auge und Ohr zugleich entzückt werden! (Gesang mit Begleitung des Orchesters.)

(Fortissimo.)

So laßt denn die Kehlen erschallen,
Daß laut der Gesang sich erhebt.
Laßt's pauken und wirbeln und knallen,
Daß zitternd der Lüftekreis erbebt.

(Piano und Flötenbegleitung.)

Wir harren voll Verlangen,
Gespannt ist Aug' und Ohr,
Den Fremdling hier im Chor
Bewundernd zu empfangen.

Laßt lauter die Stimmen ertönen,
Trompetet und trommelt und geigt,
Bis daß sich der Schönste der Schönen
Vor unserem Blicke hier zeigt.
Wir Männer und wir Frauen,
Wir freuen uns schon jetzt,
Wie uns sein Bild ergötzt,
Wenn wir ihn werden schauen.

Er nahet, wer hören schon Tritte.
Erscheine, o Fremdling, erscheine!
Du Schönster, Du stellst in der Mitte
Des Hofes willkommen uns ein.
Doch kannst Du nicht bestehen
Vor Selims's Schönheitswache,
So wird Du ausgelacht,
So soll's Du schimpfen ergehen!

Achmet (wird in einer Sänfte gebracht).

Selim.

Der Augenblick ist da; gleich wird sich's zeigen,
Wer vor dem Andern sich besiegt muß neigen.

Achmet (tritt aus der Gruppe).

Selim.

Wie, Abdalla? was soll das Monstrum hier?

Hassan.

Das ist kein Mensch, das ist ein Murmelthier!

Selim.

Zeig' uns den Mann, von dem die Rede geht,
Daß er an Schönheit Alles überhöht.

Abdalla (auf Achmet zeigend).

Hier ist er!

(Allgemeines Verwundern und Verhöhnen.)

Selim.

Dieses wär' der fein'ne Mann?
Der, den an Schönheit nichts erreichen kann?
Dies Jammerbild mit herenrothen Augen,
Die nur zum Weinen, nicht zum Blitzen taugen?
Mit tiefgefurchter Stirne und mit Wangen,
So todt und welk, wie alte Vogelnester;
Nein, Abdalla, das ist der rechte nicht!
Du willst nur täuschen, um zu überraschen.
Zeig' uns den Mann, den wir zu sehn verlangen;
Doch nicht dies alte Paviansgesicht.

Hassan (setzt dem Achmet seine Mütze auf).

He, Freund! die steht Dir gut, schau' in den Spiegel!
Du bist beinahe schöner als ein Igel.

(Die Frauen besehen ihn um und um, mit höhnenden Geberden.)

Abdalla (zu Selim).

Verzeihe, mein Gebieter; denn es ist
Nicht meine Schuld, wenn Dein Erwarten sich
Bei diesem Anblick hart getäuschet sieht.
Hätt'st Du ihn vor der Reise nur gesehen,
So würdest Du mir gerne zugestehen,
Daß meine Schilderung von ihm kein Haar
Und keine Sylbe übertrieben war;
Doch unerhörtes Unglück muß ihm d'rauf
Begegnet sein!

Selim.

Erzähle, welches Unglück?

Abdalla.

Mir selbst noch unbegreiflich; höre nur:
Als er von seinem Weibe Abschied genommen
und getrost die Reise angetreten hatte, hielt er
unterwegs plötzlich an, bat uns, einen Augenblick
zu warten, er habe einen Gürtel vergessen, den
ihm sein Weib als Andenken für die Reise verfertigt habe; bald darauf kehrte er, jedoch ohne Gürtel, zurück. Sein verstörtes Aussehen sagte uns,
daß etwas Außerordentliches mit ihm vorgegangen
sein müsse; doch alle meine Fragen blieben ohne
Antwort. Nur Seufzen und Weinen waren die
einzigen Lebenszeichen, die er von sich gab. Mit
den Vorschritten seines Kummers hat seine Schönheit so große Rückschritte gemacht, daß nunmehr
nichts mehr von ihr zu sehen ist; ich selbst, der
ich ihn hierher begleitet habe, erkenne ihn kaum
wieder, ihn, der noch vor Kurzem allgemein in
ganz Smyrna der schöne Achmet hieß.

(Hassan hat sich neben Achmet gestellt und macht ein ähnliches Jammergesicht, und parodirt alle seine Bewegungen.)

Selim.

Höchst seltsam; so ein unerhörter Fall
Muß eine unerhörte Ursach haben!
Tritt näher, Achmet, tiefgebeugter Mann!
Nicht ohne Mitleid sehn wir auf Dich nieder;
Erzähle uns Dein herbes Mißgeschick
Und was in meiner Macht steht, soll geschehen,
Um Deine Traurigkeit, wenn nicht zu tilgen,
Doch zu lindern!

Achmet

(seufzt tief auf und schüttelt mit dem Kopfe).

Abdalla.

So hat er's auf dem ganzen Weg gemacht,
Es ist kein Wort aus ihm heraus zu bringen;
Sein Mund ist schweigsam, wie der Mund der Fische;
Durch stumme Zeichen äußert sich sein Schmerz.
Verschmähend jede Linderung durch Klagen,
Als sei der Kehle Jammerlaut zu schwach,
Die Größe seines Kummers auszudrücken;
D'rum quälet ihn durch Fragen länger nicht.

Selim.

Will er mit Worten mir nicht Rede stehen.
Mag er mir durch Geberden Antwort geben:
Ist Dir Dein liebes Weib vielleicht erkrankt?
Wohl gar gestorben? oder fandest Du
Den Gürtel nicht, den Du zurückgelassen?

Hassan.

Weit größ'res Unglück muß geschehen sein.
Laß mich — ich rathe gleich das allergrößte,
Was einem Menschen widerfahren kann.

(zu Achmet.)

Sprich! ist vielleicht Dein Lieschen eitel worden?
Du fandest sie gewiß am Putz beschäftigt?
Wol vor dem Spiegel — ganz und gar versunken
Im Anschau'n ihrer selbst? Nicht? war's nicht so?

Achmet (schüttelt den Kopf).

Nicht? nun, so weiß ich sicher jetzt, wie's war!

(Alle gespannt.)

Selim.

Was weißt Du, Hassan? rede, sprich! wie war's?

Hassan.

War so die Sache nicht, wie ich gesagt,
So glaubt mir Alle fest — so — war sie anders.

Selim.

Freund! Deine Weisheitslampe brennt zu matt,

Um Licht in dieses Räthsels Nacht zu werfen.
(zu Achmet.)
Verbrannte Dir vielleicht Dein prächtig Haus?
Zerbrach ein Zufall Dir den Spiegel, der
Dein Bild Dir stets im schönsten Licht gezeigt?
Ja, solch ein großer Unfall war's gewiß!

Achmet (schüttelt den Kopf).

Hassan.
Fiel Dir vielleicht ein Schieferstein vom Dache?
Ging Dir die Pfeife aus, bevor Du sie
Noch ausgeraucht? Vielleicht auch fuhr ein Gast
An Deinem Schild vorbei zum Nachbarwirth?
Ja, so ein großes Unglück war's gewiß!

Achmet (seufzt).

Abdalla.
Ihr habt Euch überzeugt, daß nichts aus ihm
Herauszubringen ist, drum spart die Müh'!

Hassan.
Wenn innen er nicht schöner ist, als außen,
So sind wir Alle ihm dafür verbunden,
Daß er aus sich heraus nichts bringen läßt.
Vielleicht erheitert ihn Musik und Tanz;
Wohlan! so spielt Eins auf und tanzt einmal!
(Die Musik spielt einen kurzen Walzer. Männer und Frauen tanzen paarweise um Achmet herum; Rhedise und Selim bleiben sitzen.)

Hassan (zu Achmet).
Herr Trübsal, kommt, wir tanzen auch einmal!
Ihr macht die Dame, ich den Herrn. Hop! hop!
(Achmet tanzt sich trübsinnig einigemal herum.)
Bravissimo! Ihr tanzt ja, wie ein Daus!
(bei Seite.)
Der Tanzbär trieb mir fast den Athem aus!

Abdalla (zum Sultan).
Herr! schone ihn, Du siehst, es ist umsonst!

Selim.
So laßt's denn gut sein, quält ihn weiter nicht!
Sein Trübsinn rettete vielleicht mein Leben;
Denn sicher hätt' ich mir den Tod gegeben,
Wär' ich besiegt. — Drum ehrt und pfleget ihn,
Weis't ihm die besten Zimmer an, gebt ihm
Ein Dutzend Domestiken zur Bedienung!
Geh, Abdalla, Du wirst für Alles sorgen!
Wer And'rer Unglück ehrt, der ehrt sich selbst.

Hassan.
Gevatter, wirf das Schönheitspflaster fort,
Du brauchst's nicht mehr! Die Bitte hab' ich frei.

Selim.
Und ich gewähre sie — was es auch sei.
(Alle ab, bis auf Selim und Rhedise.)

Vierter Auftritt.

Selim und Rhedise.

Selim.
Sag' mir, Rhedise! fandest Du auch nur
An diesem Mann von Schönheit eine Spur?

Rhedise.
Nein, mein Gemahl!

Selim.
Und dieser wagte es,
Mit eines Selim's Schönheit sich zu messen!

Rhedise.
Wie wir ihn sah'n, so hätt' er's sicher nicht
Gewagt; allein wir dürfen nicht vergessen,
Daß Schönheit schneller welkt als eine Blume!
Ein gar vergänglich Gut ist alle Schönheit.

Selim.
Nein, wahre Schönheit lebt und dauert fort!
Man schützt sie vor dem Moderzahn der Zeit
Durch kunstgeübte Pinsel und durch Meißel;
Und stirbt dann auch das Urbild einst dahin,
Doch seine Schönheit kann nicht mit ihm sterben;
Sie lebt im Bild des Künstlers fort und fort,
Und triumphirt unsterblich über Gräbern.

Rhedise.
Was hilft's dem armen Achmet, daß er noch
Vor kurzer Zeit der schöne Achmet hieß?
Der garst'ge Achmet könnt' er jetzo heißen.
Die Schönheit ist ein Schmetterling, der sich
Auf Blumen wiegt und flüchtig dann enteilt.

Selim.
O nenne mir ein höh'res Gut, als Schönheit!
Nichts gleicht dem süßen Reiz, den sie erzeugt;
Sie ist die Freudenquelle aller Augen,
Der eig'nen, wie der fremden. Sage selbst,
Was wär' ich ohne diese seltne Schönheit?
Die süßesten Genüsse dank' ich ihr!
Ihr allgewalt'ger Zauber führete mir
Der Frauen Herzen schaarenweise zu.
(zärtlich zu Rhedise.)
Und nur durch sie gelangt' ich zu dem Schatz,
Der mir ein Stern am Lebenshimmel glänzt,
Der meines Harems höchste Zierde ist.
Und dieser holde Stern und Schatz bist Du.

Rhedise.
Nein, nein! Du täuschest Dich, dem ist nicht so!
Wer seine eigne Schönheit so vergöttert,
Der liebt sich selbst, der ist sein eigner Schatz.
Willst Du Dein Liebchen sehn, schau' hier hinein!
(auf einen Spiegel deutend.)
Ich habe keinen liebenden Gemahl mehr!
(Ab.)

Selim (nacheilend).
Rhedise! — schöne, göttliche Rhedise!
(Hassan tritt auf mit Sclaven.)

Fünfter Auftritt.

Selim. Hassan. Sclaven.

Hassan.
Packt an, Ihr Tölpel! greift nur zu, hängt ab,
Hängt Alles ab, was Glas und Rahmen hat!
Jedwedes Ding, das auf dem Rücken von

Quecksilber glänzet und von vorne Euch
Die eigne Häßlichkeit entgegen hält,
Das hänget ab und tragt es in den Hof!

Selim.

Was machst Du, Hassan?

Hassan.

Ich? ich mache nichts!

Selim.

Doch diese da!

Hassan.

Was diese machen, das
Mach' ich nicht; aber willst Du wissen, was
Sie machen? nun, so mach' die Augen auf
Und schaue hin, so machst Du, daß Du siehst,
Was jene machen.

Selim.

Warum hängen sie
Die Spiegel ab?

Hassan (zu den Sclaven).

Sprecht! warum thut Ihr das?

Ein Sclave.

Weil Du es so befohlen, Herr!

Hassan (zu Selim).

Weil Du
Es so befohlen, Herr!

Selim.

Wer? ich?

Hassan.

Ja! ich!

Selim.

Du also?

Hassan.

Nein, nicht Du — ich, ich, das heißt:
Ein Ich in meinem Mund gleicht einem Du
In Deinem Mund, und, umgekehrt, ein Ich
In Deinem Mund, das ist ein Du in meinem.

Selim.

Das ist curios; allein, wozu das Alles?
Aus welchem Grunde hängen jene Sclaven
Die Spiegel ab und tragen sie hinaus?

Hassan.

Aus diesem Grunde, weil sie thun, was ich
Befohlen habe; und ich hab's befohlen,
Auf daß erfüllet werde Dein Versprechen.
Du gabst mir eine Bitte frei, wenn Du
An Schönheit jenen Achmet überträfest;
Nun aber übertrifft Du ihn so sehr,
Wie ein Fasan die Krähe, oder wie
Der heit're Tag die schauervolle Nacht.

Selim.

Wol, Hassan! ich besinne mich; sprich's aus!
Was willst Du, daß ich Dir gewähren soll?

Hassan.

Nur eine kleine Bitte ist's, Gevatter!
Und da ich weiß, daß Du sie gern erfüllst,
Hab' ich sie für bewilligt angenommen.
Ich bitte Dich, mir alle Deine Spiegel
Auf einen Augenblick zu überlassen.

Selim.

Es sei! doch sprich, was willst Du damit machen?
Nimm sie in Acht, daß keiner Dir zerbricht!

Hassan.

Ich lasse in die Kegelbahn sie stellen;
Dort wollen wir ein wenig darnach schieben.

Selim.

Narr! bist Du toll?

Hassan.

Dann wär' ich ja vernünftig!
Ein Narr hat aufgehört, ein Narr zu sein,
Sobald er toll wird.

Selim.

Laß die Spiegel mir,
Besinne Dich auf eine and're Bitte,
Und sei's der beste Stein aus meinem Turban,
Er soll Dir werden!

Hassan.

Nichts, Gevatter! nichts!
Ich habe heute g'rade Lust, zu schieben;
Ein Narr spielt anders, als vernünft'ge Leute:
Er schiebt nach Spiegeln, diese nur nach Holz.

Selim.

Ich will ein Kegelspiel Dir machen lassen
Aus Elfenbein, aus Silber, oder Gold;
Ja, selbst nach Menschenköpfen sollst Du kegeln,
Wenn Du's verlangst, doch laß die Spiegel mir!

Hassan.

Du hältst Dein Wort, ich halte meine Bitte.

Selim.

Wohlan! Du hast mein Wort, ich halte es!
Doch höre, widerspenst'ger, tück'scher Narr!
Wenn Du gekegelt hast, laß' ich Dich köpfen!

Hassan.

Nur kurz ist Dein Vergnügen gegen mein's;
Du hast nur einen Wurf nach meinem Kopfe,
Ich habe hundert Würfe nach den Spiegeln.

Selim.

Verfluchter Narr! wenn ich mich ärgern dürfte,
Mit diesen Händen wollt' ich Dich erwürgen!
Für dieses Mal entgehst Du nicht dem Strick!
(Beide zu verschiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Zemire (tritt auf).

Zemire.

Nicht hier? wo mag er sein? ich sah den Sultan
Erzürnt aus seinem Zimmer gehn. Gewiß
Hat Hassan wieder einen Streich gespielt!
Wo find' ich ihn? O Hassan! fühltest Du —
O wüßtest Du — doch nein — Du fühlest nichts

Und magst nicht wissen, wie ich für Dich glühe,
Sonst miedest Du nicht meine Gegenwart.
Die Sultanin allein ist der Magnet,
Der Dich in seine Zauberkreise zieht;
Doch ich bin ein Trabant der Sultanin! —
Das hat mein schlauer Hassan nicht bedacht,
Daß uns're Bahnen sich begegnen können.
Ja, ganz gewiß, sie sollen sich begegnen!
Da Du mich meidest, so verfolg' ich Dich!
(sinnt.)
Ja, ja, so geht's! — Jetzt, Hassan, sieh Dich vor!
Die Schlinge ist gelegt, ich fange Dich!
Und reuevoll sollst Du mir eingestehen:
„Ich war ein Thor, dir aus dem Weg' zu gehen!"
(Ab.)
(Hassan tritt von einer andern Seite auf.)

Siebenter Auftritt.

Hassan.

Das war ein Capitalvergnügen; keinen Wurf hab' ich verfehlt. Jede Kugel hatte eine Musikbegleitung; klingelingeling war immer das Finale. Wenn ich mich nur nicht um meinen Kopf gekegelt habe! Es war ein starkes Mittel; wenn der Sultan diese Arznei verdaut, so ist er schon auf der Besserung. Ha! der Scharfrichter! das ist wol ein Arzt für mich!

Achter Auftritt.

Scharfrichter (mit auf).

Hassan.

Nun, alter Kopfabschneider! was bringst Du mir?

Scharfr.

Nichts.

Hassan.

Willst Du etwas von mir holen?

Scharfr.

Ja.

Hassan.

Wohl meinen Kopf?

Scharfr.

Ja.

Hassan.

Auf der Stelle?

Scharfr.

Nein.

Hassan.

Wie lange hab' ich noch Zeit?

Scharfr.

Noch vierundzwanzig Stunden.

Hassan.

Warum noch vierundzwanzig Stunden?

Scharfr.

Aus besond'rer Gnade Deines milden und sanften Gebieters, des großen Sultans und Beherrschers des Weltalls.

Hassan.

Verfluchte Gnade und Milde!

Scharfr.

Auch haben Sr. Majestät allergnädigst zu gestatten geruhet, daß Du Dir die Todesart wählen kannst, die Du sterben willst.

Hassan.

Gut! so sage Sr. Majestät, daß ich an Altersschwäche sterben wolle.

Scharfr.

In vierundzwanzig Stunden soll ich ihm Dein Haupt zeigen.

Hassan.

Das kann geschehen; ich will es ihm selbst auf meinen Schultern hintragen.

Scharfr.

Dann würde er das meinige von den Schultern trennen.

Hassan.

Gut, so komm in vierundzwanzig Stunden wieder. Halt! warte einmal! sage dem sanften und milden Sultan, ich wolle einen Handel mit ihm machen.

Scharfr.

Er hat verboten, Dich vor ihn zu lassen.

Hassan.

So schließe Du an meiner Statt den Handel mit ihm ab. Sage dem Sultan, ich wollte ihm noch tausend Jahre zu leben geben, und ich verlangte blos hundert dagegen. Du siehst, ich habe nichts von einem Juden an mir, ich bin billig; der Vortheil ist auf Deines gnädigen Herrn Seite. Sollte er keine hundert Jahre bewilligen wollen, so sage, ich thät's auch gegen neunzig oder achtzig oder siebzig oder sechzig; aber gehe nicht weiter herunter, hörst Du? nicht weiter! — Bedenke, ich gebe tausend gegen sechzig, da kann sich der Sultan nicht beschweren. Bringst Du den Handel fertig, so sollst Du doppeltes Kopfgeld umsonst haben, so hast Du vierfachen Profit.

Scharfr.

Es ist alles vergebens; der Sultan hat bei seinem Zorn verboten, Deinen Namen zu nennen. In 24 Stunden komme ich wieder.

Hassan.

Hat nichts zu sagen, wenn Du auch nicht kommst, brauchst Dich meinetwegen nicht zu incommodiren. — Höre, sollt' ich bis dahin nicht anzutreffen sein, so kannst Du eine Visitenkarte abgeben.

Scharfr.

Laß alle Hoffnung fahren, die Wachen sind

auf's Schärfste instruirt, Deine Flucht ist unmöglich. — Gehab Dich wohl, bis auf Wiedersehen. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Hassan (nachdenkend).

Gehab dich wohl, bis auf Wiedersehen! Da hat sich's viel wohl zu haben, wenn man den Kopf verlieren soll. Je nun, 24 Stunden ist eine lange Zeit, in der die Welt untergehen kann. Millionen Wesen werden noch bis dahin vor mir dahinsterben. Aber ist es denn auch gewiß, daß ich noch 24 Stunden zu leben habe? Kann nicht Freund Hain schon in der nächsten Minute seine Visitte bei mir machen? Tritt er nicht oft plötzlich unangemeldet in's Leben hinein, wie ein ungebetener Gast in's Zimmer? Nun, einmal läßt sich ein lästiger Besuch ja ertragen; und mehr als einmal kommt der Tod nicht. Also in 24 Stunden! (Sieht auf die Uhr) Wie? schon keine 24 Stunden mehr? Schon 15 Minuten weniger? Das geht rasch, der Pulsschlag der Zeit steht nie stille; (Hält die Uhr an's Ohr) tick, tacke, tick, tacke, wie geschwind, als hätt's die größte Eile (horcht wieder) tick, tacke, tick, tacke, verdammt! immer schneller. Der Tod segelt mit raschen Rudern heran, und das zitternde Leben rauscht ihm ängstlich entgegen, (horcht wieder) immer schneller — immer schneller — jetzt schon 20 Minuten näher am Grabe. Wie bald werd' ich an seinem Rande stehen! Wie? Hassan; willst du sentimental werden? Nein, diese Mütze sei mein Leichenstein, mit der Aufschrift:

Hier schläft ein Narr den langen Todesschlaf
Weil er beim Kegeln lauter Spiegel traf!

Und was wird sie dazu sagen! (Küßt das von Abdallen erhaltene Band an seiner Mütze) wird sie dem Narren, der sein Leben für sie opferte, wird sie ihm wohl eine Thräne auf seinem Grabeshügel weinen? Ha! — was verlang' ich denn? — wer bin ich denn? Ein solches Glück wag' ich selbst im Tode nicht zu hoffen.

Zehnter Auftritt.

(Ein Mohr mit einem Taschentuche tritt auf und stellt sich nahe hinter ihn.)

Hassan.

Im Tode — wie kommt's doch, daß sich mir der Tod immer auf die Zunge drängt? Mir ist, als stünd' er schon hinter mir, und grinzte mir über die Schultern — Ha! — (Steht sich um, und taumelt erschrocken zurück. Der Mohr springt ihn an und überreicht ihm ein Taschentuch.) Was soll das? — dieses Tuch, — von wem?

(Der Mohr legt den Finger auf die Lippen.)

Du armer Schelm hast keine Zunge mehr; wahrlich deine Aehnlichkeit mit dem Tode ist frappant: schwarz bist du wie der Tod und stumm wie das Grab, laß sehen, kein Name, doch kenn' ich dieses Tuch. — Was steht da geschrieben? „Die Eigenthümerin erwartet Dich sogleich! R." Ein R.? Rhodise, wär's möglich! — so kurz vor meinem Ende noch so glücklich —! dann hätt' ich nicht umsonst gelebt. Sollst Du mich führen? — (Der Mohr macht ein bejahendes Zeichen) fort, fort, fort! ich folge Dir! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Anderes Zimmer.

Abdalla und Selim treten auf.

Selim.

Wie geht's mit Deinem Freund Achmet? Oeffnet er noch immer nicht die Lippen, hat er noch keine Speisen zu sich genommen?

Abdalla.

Herr! eine plötzliche Umwandlung ist mit ihm vorgegangen, er ißt und trinkt, und pfeift und singt und springt wie unsinnig in der Stube herum!

Selim.

So ist er wohl wahnsinnig geworden?

Abdalla.

So glaubt' ich auch! Doch als ich zu ihm kam, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, drückte er mich an seine Brust, und zeigte sich, bis auf jene Ausgelassenheit, ganz vernünftig. Sein Ansehen hat sich schon bedeutend gebessert, Du wirst ihn kaum wieder erkennen. Wenn er keinen Rückfall bekommt, so wird seine frühere Schönheit bald wieder hergestellt sein.

Selim.

Wirklich? Und was ist der Grund von dieser auffallenden Veränderung?

Abdalla.

Das ist ein Geheimniß. Niemanden will er's vertrauen, selbst mir, seinem Freunde nicht.

Selim.

Hat er Briefe erhalten, ist ein Bote gekommen?

Abdalla.

Niemand als ich hat ihn in seinem Tiefsinne besucht. Nicht einmal einen Diener mocht' er um sich leiden.

Selim.

Seltsam, seltsam, höchst seltsam! Ich bin im höchsten Grade neugierig, den Zusammenhang der Sache zu erfahren. Geh, hole Deinen Freund Achmet her, ich will ihn sprechen. Er muß sich mir entdecken, ich werd's ihm bei meiner Ungnade befehlen! (Abdalla ab.)

Zwölfter Auftritt.

Selim.

Am Ende macht er mir doch den Preis noch streitig. (sieht sich im Handspiegel) Ein zweiter Pickel hat sich diese Nacht zu dem ersten eingefunden. Da muß ich doch den Hassan rufen, daß er mir ein zweites Schönheitspflästerchen auflegt. Hassan? — Ha! der Schurke, der mir gestern meine prächtigen Spiegel zertrümmert hat. Mein, er sterbe heute durch die Hand des Scharfrichters, wie ich's befohlen habe, dabei bleibt's.

(Achmet hinter der Scene singend.)

Er singt, und ich fühle mich so mißmuthig wie ein Novembertag, und so mißstimmt wie ein überspanntes Instrument.

Dreizehnter Auftritt.

Selim. Abdalla. Achmet.

Abdalla.

So sei doch ruhig und höre auf zu singen — bedenke doch den Sultan. —

Achmet.

Warum soll ich nicht singen, ich bin vergnügt wie die Freude, und heiter wie das Glück, und so glücklich wie der Sultan.

Abdalla.

Mäßige Dich — da ist der Sultan!

Achmet.

Wozu mäßigen, ich kenne kein Maß, ich mag keins kennen; wozu der Freude Hemmschuhe anlegen? Der Sultan wird sich mit mir freuen. Sind wir nicht schön, reich, mächtig? Was fehlt uns, haben wir nicht, was wir wünschen? Warum sollten wir nicht vergnügt sein? Nicht pfeifen, nicht singen, nicht tanzen, nicht springen?

Selim.

Ist das Achmet — nicht möglich — diese Jugendfrische, diese Mannheit und Kraft, im Gewande der Freude!

Abdalla.

Verzeihe ihm, o Herr! und habe Nachsicht mit ihm. — Es scheint doch, daß es hier noch nicht in Ordnung — (immer auf die Stirn); der liebergang vom tiefsten Schmerz zur ausgelassensten Freude war zu plötzlich.

Achmet.

Mein Freund, sei ohne Sorgen, juckt's auch hier außen etwas, doch inwendig ist Alles in schönster Ordnung. Ist's wahr, mächtiger Sultan, müssen die Freude und ihr Begleiter, der Gesang, Dich um Verzeihung bitten, wenn sie vor Dir erscheinen? Seit wann lebte Schönheit mit diesem edlen Paare in Feindschaft?

Selim.

Nein, Achmet! singe und springe so viel als es Deiner Zunge und Deinen Beinen gefällt. Ich bin erfreut, Dich so guter Laune zu sehen, sie kleidet Dich schöner als Dein Schmerz — doch woher dieser schnelle Wechsel —

Achmet.

Verlange dies nicht zu wissen, laß uns lieber singen:

(singt.)

Es lebe die Freude,
Es lebe die Lust,
So morgen wie heute
In heiterer Brust. (Tanzt und singt.)
In heiterer Brust, in heiterer Brust.

Abdalla.

Nie hätte ich gedacht, daß sich ein Mensch so verändern könnte; wo ist seine ruhige Vernunft und Bescheidenheit geblieben?

Selim.

Achmet, ich wünsche Dein Geheimniß zu erfahren; wirst Du meinen Wunsch unerfüllt lassen?

Achmet.

Freilich, Herr!

Selim.

Das ist nicht höflich.

Achmet.

Freilich ist es höflich, gewisse Dinge zu verschweigen.

Selim.

Seine Reden sind nicht unvernünftig — gewisse Dinge — was kann das sein? — Höre, Achmet, meine Neugierde steigt immer höher, ich muß das Geheimniß wissen! Ich befehle Dir, mir alles zu gestehen.

Achmet.

Das thut mir leid um Dich, denn Du wirst Dich ebenso schnell verändern, wie ich, wenn Du Deinen Befehl nicht änderst!

Selim.

Sorge nicht mein Freund, daß ich mir Dein Geheimniß so sehr zu Herzen nehmen werde.

Achmet.

Mein Kopf ist ein Giftgefäß und das Geheimniß das Gift darin, laß ich einen Tropfen davon in Deine Ohren fließen, so entflieht die Freude aus Deinem Herzen, und der Schmerz mit seinem trübseligen Gefolge zieht ein. Willst Du das Geheimniß noch immer wissen?

Selim.

Du erschreckst mich nicht. Was könnt' ich zu fürchten haben? Bin ich nicht Sultan, Beherrscher eines großen Reichs, nenne ich nicht die reizendsten Frauen mein, und ist meine Schönheit nicht Bürge für ihre Treue? Nein! was Du auch sagen magst, es wird mich so wenig erschüttern, als der Libanon von dem Brummen einer Hummel erschüttert wird.

Achmet.

Wenn Du meinst, wohlan, doch nur unter vier Augen kann ich mich erklären!

Selim (gibt dem Abdalla ein Zeichen, dieser geht ab).

Achmet.

Bevor Du mein Geheimniß erfährst, schwöre mir, daß, wer auch betheiligt sein mag, ihm nicht das geringste Leid wiederfahren soll, und daß Du Dich überhaupt gegen Jedermann so benehmen willst, als sei nichts vorgefallen. Leistest Du diesen Schwur nicht, so kannst Du meine Zunge in den Rauchfang hängen, ehe Du eine Silbe von ihr erfährst.

Selim.

Da Du so fest darauf bestehst, so mag es sein. — Ich schwöre zu Allah und dem Propheten, daß keinem der Betheiligten etwas zu Leide geschehen soll, und daß ich mich gegen Jedermann so benehmen will, als ob Du mir nichts anvertraut hättest.

Achmet.

Gut! — Liebst Du Deine Gemahlin?

Selim.

Mich selbst ausgenommen, lieb' ich sie mehr als alle Dinge der Welt.

Achmet.

Glaubst Du, daß sie Dich wieder so liebt?

Selim.

Wie könnte sie anders, wo fände sie einen würdigern, einen schönern Gemahl? Aber Du wolltest mir Deine Geheimnisse anvertrauen, und fragst mir die meinen ab!

Achmet.

So höre denn. Auch ich habe ein schönes Weib, keine Huris kann reizender sein; aus besonderer Liebe zu ihr nahm ich nie mehr als dies eine Weib, kein anderes hatte neben ihr Reiz für mich. Ich schenkte ihr mein ganzes Vertrauen und ließ ihr volle Freiheit; wir waren unaussprechlich glücklich. Da erschien Abdalla, und wir mußten uns trennen, sie schenkte mir einen selbstverfertigten Gürtel zum Andenken, obgleich meine Zärtlichkeit dieses Hülfsmittel nicht bedurfte. Wir schieden zerrissenen Herzens. In der Zerstreuung vergaß ich meinen Gürtel; erst außerhalb der Stadt entdeckte ich es. Ich eilte zurück, trat unbemerkt in ihr Zimmer, und — finde meine reizende Gemahlin liebkosend in den Armen eines Andern. Im ersten Augenblick zückte ich den Dolch, im nächsten stürzt' ich hinaus, ohne Rache zu nehmen. Den entflammten Zorn gegen mich selbst wendend, verfluchte ich die Zunge, die tausend Liebesworte an sie verschwendet, und schwur, daß nie wieder ein Laut über meine Lippen kommen sollte, bis ich einen Mann fände, der eben so große Hörner trüge, als ich.

Selim.

Man sagt, Achmet, daß Du der schönste Mann in ganz Smyrna seist, in den Augen Deiner Gemahlin hat es denn doch noch schönere gegeben. So etwas ist mir nie widerfahren. Meine Rhedise darf ohne Schleier ausgehen, ja, alle Frauen meines Harems wollt' ich auf diese Gefahr unbewacht lassen, keine würde mich hintergehen. Was wäre sonst die Macht erhab'ner Schönheit, wenn sie ein fügsames Weiberherz nicht einmal zur Beständigkeit und Treue zu zwingen vermöchte? Ja, könnte es die geringste meiner Frauen über sich gewinnen, eine Untreue an mir zu begehen, so achtete ich meine weltberühmte Schönheit einer tauben Nuß gleich. Ich zerkratze mein Gesicht, verrenkte mir die Glieder, und ließ mir die Nase gleich einer Wetterfahne auf den Rücken drehen.

Achmet.

Der Gram, den ich über die Untreue meines Weibes empfand, war so mächtig, daß meine Vernunft gegen ihn nur als ein schwaches Rohr im Sturme erschien, und alle meine Sinne beugten sich unter seiner Herrschaft. Mein Geist versank über den Verlust seiner Freiheit in die tiefste Melancholie, und mein Körper glich bald dem Wrak eines gescheiterten Schiffes. So kam ich her, wie hätte ich noch daran denken können, in eines Menschen Auge auch nur für leidlich schön zu gelten, wenn es anders wahr ist, daß ich so schön bin, wie die Leute sagen. Anstatt meine Schönheit zu bewundern, mußtest Du über meine Häßlichkeit erstaunen, denn der Kummer ist der Rost des Körpers und der Mottenfraß der Schönheit. Du aber hattest Nachsicht mit mir und ließt mir die schönsten Zimmer anweisen.

Selim.

Und das hat Dich wieder heiter gemacht? Nun gut, aber dann hast Du ja Deinen Schwur gebrochen! Du wolltest nicht eher wieder sprechen, bis Du einen Ehemann gefunden hättest, der noch größere Hörner hätte als Du; doch da hättest Du wohl lange suchen können.

Achmet.

Ich habe ihn schon gefunden.

Selim.

Du hast ihn schon gefunden? Wo?

Achmet.

Hier.

Selim.

Hier? Hier, sagst Du? Das ist doch curios, und wer ist denn dieser Hörnerträger?

Achmet.

Du! Sultan, Du!

Selim.

Wie? Was? Ich? Ich, sagst Du? — Wie ist mir denn — wer wagt es denn — mir so etwas — höre, Freund Achmet! Dir ist wohl nicht recht im Oberstübchen? sprich! Kannst Du noch drei zählen?

Achmet.

Eins, zwei, drei, ja sogar bis vier könnte ich zählen, wenn ich mich anstrengen wollte. Ich wünschte, ich hätte als Junggeselle nie zwei gezählt, so braucht' ich jetzt als Ehemann zur Probe meines Verstandes nicht drei zu zählen, aber höre nur weiter: als ich so in meinem Trübsinn versunken da sitze, und das Schweigen der Einsamkeit wie eine Wüste vor meinem Ohren liegt, da vernehm' ich im Nebenzimmer plötzlich ein Geflüster; ich werde neugierig, trete an's Schlüsselloch und sehe Deine erste Gemahlin, die ich bei meiner Ankunft neben Dir auf dem Divan gesehen hatte, mit Deinem Narren aufs eifrigste bemüht, mich meines Schwurs zu entbinden. Nun, dacht' ich, wenn selbst ein Sultan, dessen Schönheitsruhm bis an die Sterne reicht, und der eine Welt von Mitteln zur Beglückung eines Weibes besitzt, wenn solch' ein Mann in dem Herzen seiner Gemahlin dem häßlichsten seiner Sclaven nachstehen muß, wer möchte dann noch behaupten können, im allein'gen Besitz auch nur Einer seiner Frauen zu sein? Und da ich nun hieraus sah, daß alle Männer von ihren Frauen hinter's Licht geführt würden, so mußte ich bei dieser Entdeckung ganz unbändig lachen, ich weiß jedoch nicht worüber, ob über die Thorheit meines alleinigen Kummers, oder über die Menge gehörnter Zweifüßler.

Selim.

Wurm! Hast Du auch den Sinn Deiner Worte bedacht? Mit glühenden Zangen laß' ich Dich zu Tode zwicken, wenn —

Achmet.

Ereif're Dich nicht mein Sultan — nimm Dir kein Beispiel an mir, ich war ein Thor, daß ich mich so grämte, trage Deinen Kopfzug mit der Geduld und Würde eines Sechzehnenders.

Selim.

Du hast Dich getäuscht, oder Du lügst. — Der Narr sagst Du? — Der häßliche Narr und meine reizende Rhedise! Nein, es ist nicht möglich, Du lügst. — Sie ist so erhaben über diesen Narren, wie die Sonne über die dunkle Erde.

Achmet.

So hätt' ich auch gesagt, wenn Jemand meine Sidia der Untreue hätte beschuldigen wollen, und doch haben meine Augen das Unglaubliche gesehen! Willst Du Dich auf gleiche Art überzeugen? Es naht die Stunde, in welcher sie ihr Rendezvous zu wiederholen versprachen. — Komm auf mein Zimmer, wir sehen Einer um den Andern durch's Schlüsselloch, so können wir beide die Macht Deiner Schönheit bewundern.

Selim.

Ha! Wenn es wäre! — so sollst Du ein Schauspiel haben — ein Schauspiel — (zieht den Dolch.)

Achmet.

Laß doch nur stecken, wer wird denn aus dem Lustspiel ein Schauspiel machen! Hast Du schon vergessen, was Du mir geschworen hast? D'rum laß stecken, laß stecken — (steckt ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Anderes Zimmer.

Selim und Achmet (treten auf, schleichen beide an's Schlüsselloch.)

Achmet.

Nur leise — hier an diesem Schlüsselloch wirst Du die ganze Hornfabrik schauen.

Im diesem Loche ist zu schauen,
Wie viel auf Weiberrat' zu bauen,
Und wie der schönste Mann der Welt
Durch seinen Narren wird geprellt!

Nun, was siehst Du?

Selim.

Still! Beim Allah, ein Frauenzimmer auf einem Divan — halb liegend, halb sitzend, stark verschleiert — still — noch erkenne ich sie nicht genau. Die Fenster sind verhängt, es ist sehr dunkel.

Achmet.

So wie's die Verliebten gern haben.

In meines Liebchens Kämmerlein
Muß es halb hell, halb dunkel sein.

Sieh nur nach ihrem Diadem; die Diamanten blitzen durch die Dämmerung wie Sterne am nächtlichen Himmel. Daran hab' ich sie auch am gestrigen Tage sogleich erkannt, sie trug diesen Kopfzug bei meiner Ankunft.

Der Edelsteine strahlendes Gestimmer
Gerst Tag in dieser Dämmerung schwachen Schimmer.

Selim.

Je, beim Barte des Propheten, Du hast Recht!

Achmet.

Schwöre lieber bei den Hörnern des Halbmonds!

Selim.

Solche kostbare Steine trägt nur Rhedise, ich erkenne deutlich ihren Kopfzug.

Achmet.

So wirst Du nun auch den Deinigen erkennen!

Selim.

Doch sie ist allein. Kein Wesen ist bei ihr.

Achmet.

Was die Keuschheit anbelangt, so glaub' ich, daß Du Recht hast, doch wenn Verrath ein Wesen ist, so ist sie sicher nicht allein.

Und wäre auch Dein Weibchen jetzt allein,
Bist Acht, der Bursche schleichet gleich herein.

Gestatte mir doch auch einmal zu schaun!

Selim.

Nein, laß mich — je länger ich sehe, je heller wird's vor meinem Blicke.

Achmet.

Wohl gar so hell, daß Du die Gegenstände auf Deinem eig'nen Korfe wahrnehmen und sehen kannst, was hinter Deinem Rücken vorgeht?

Schaut erst durchs Schlüsselloch der Herr Gemahl,
So sieht er sicher seine eig'ne Qual!

Laß mich nur einen Blick thun.

Selim.

Nein! Laß mich —

Achmet.

Wie man nur so viel Gefallen daran finden kann, die eig'ne Schmach zu betrachten!

Allein so übersieht ist des Menschen Weg,
Sieht er den Ehrenfleck durch einen Ritz;
So macht er seine Augen, endlich zu.
Noch weiter auf und raubt sich selbst die Ruh.

Selim.

Stille, stille! Sie bewegt sich, die Thür geht auf; ha! Da liegt er schon zu ihren Füßen.

Achmet.

Jetzt komm' hinweg, und laß mich sehen. Das ist ein schlimmes Schaugericht für Dich.

Selim.

Still! Störe mich nicht.

Achmet.

Hab' ich doch das Guckloch zuerst entdeckt; aber, zeigt erst einer den gefundenen Schatz, so nimmt ihn ein and're gleich ganz in Besitz.

Nimmst Du allein das Guckloch in Beschlag,
So sieh allein auch Deiner Ehre Schmach.

Selim.

Nein, länger duld' ich diesen Frevel nicht.

Achmet.

Was willst Du?

Selim.

Beide auf der Stelle ermorden — laß mich—

Achmet.

Bedenke Deinen Schwur; trägst Du an Deiner Hauptverzierung nicht schwer genug? Willst Du Dir auch die ewige Verdammniß dazu erwerben? Nicht mit einem Blick darfst Du sie beleidigen.

Selim.

Und sie sollten ohne Strafe entkommen?

Achmet.

Nicht ein Haar darfst Du ihnen krümmen, wenn Du nicht als ein Meineidiger im Fegefeuer brennen willst.

Weh' ihm, der jemals seinen Eidschwur brach
Er brennet tausend Jahr und einen Tag.

Selim.

Zur Hälfte wird wenigstens mein Rachedurst gestillt, ohne daß ich meinen Eid breche. Hassan, der Narr! wurde schon gestern verurtheilt, und nur aus besond'rer Gnade habe ich ihn bis heute leben lassen.

Achmet.

So mußt Du ihn jetzt völlig begnad'gen, der Eid lautet:

„Wer auch bei dem Geheimniß betheiligt sein mag, es soll ihm nicht das geringste Leid widerfahren."

Da Du dies geschworen hast, so hast Du sogar die Pflicht ihn zu beschützen.

Du schenktest einem Narren dafür sein Leben,
Daß er den Titel Hochverrath Dir gegeben.

Selim.

O ich Thor, daß ich einen solchen Schwur geleistet habe! Dem Scheim, der mir alle meine prächtigen Spiegel vernichtet, der mir mein reizendes Weib verführt, der mir tausend ärgerliche Streiche gespielt — ihm soll ich das Leben lassen! Es sogar beschützen? O! Allah, gib mir die Geduld eines Heiligen und die Sanftmuth eines Engels, daß ich das große Probestück vollbringe!

Achmet.

So thust Du nur, was recht und billig ist.
Nähmst Du das Leben ihm, so nähmest Du,
Was Du ihm nicht gegeben, er hat nur
Genommen, was sie ihm mit Freuden gab.
Wo steckt denn nun das schreckliche Verbrechen?

Selim.

Was sie mit Freuden gab! — o Schlangenbrut,
O Teufel, Scheusal, Ungeheuer, wie
Die Welt noch keins gesehn! — Ist's denn auch wahr,
Betrog mich nicht das zweifelhafte Licht
Der Dämmerung? Noch einmal laß mich sehn,
Damit der Zwiespalt zwischen Herz und Auge
Verschwinde. Was das Eine schaut, das glaubt
Das And're nicht — o jammervoller Tag!

Achmet.

So etwas war bis jetzt Dir nicht geschehn,
Das macht, Du hast es früher nicht gesehn!

Selim (vom Schlüsselloch zurücktaumelnd).

O schauervolle Wahrheit, o Rhedise!
Die ich vor allen Frauen hoch erhoben,
Die ich wie einen Engel liebte, ehrte,
Anbetete — sie konnte diesen Narren,
Dies Ideal vollkomm'ner Häßlichkeit,
Vorziehen mir — mir, dessen Schönheit gar

Nicht seines Gleichen auf der Erde hat.
Das fasse wer da kann; ich faß' es nicht.

Achmet.

Das läßt sich wohl begreifen. Frauen sehn
Nach andern Dingen, als nach äußerm Reiz.
Was uns das erste bei den Weibern ist,
Der holden Schönheit wonnevoller Zauber,
Ist für ein Weib das letzte bei dem Mann,
Die Schönheit ist bei Weibern Nebensache:
Sei nur ein Mann, sonst häßlich wie die Nacht,
So hast Du jedes Weib in Deiner Macht.

Selim.

Ja, Du hast wahrgesprochen, Schönheit ist
Ein werthlos Ding, ein eingebildet Gut
Ein bloßes Schaugepräge, dessen Werth,
Kein Wechselzug und kein Weib begehrt.
Vernichtet ist der Wahn, der mich bethörte.
Unwürd'ge Eitelkeit, die meine Sinne
Umnebelte, die göttliche Vernunft
In Fesseln legte, und die Thatenkraft
Des starken Heldenarmes im Schlummer wiegte!
Ha! war ich denn noch Herrscher eines Volks?
Ein Sultan ich, zu dessen Thron die Welt
Den hoffnungsvollen Blick gerichtet hält?
Ein Sclave war ich, Göze meiner selbst,
Ein Weibernarr! — Nun, Allah sei gelobt!
Damit ist's aus — Der Staar ist mir gestochen,
Dies Herz soll nie in Sehnsucht wieder pochen,
Dies Aug' in keinen Spiegel wieder schau'n,
Um sich am eig'nen Abbild zu erbaun.

Achmet.

Ja, so ist's recht, wozu die Narrenpossen?
Die Eigenliebe schlage in den Wind;
Entbehre und genieße unverdrossen;
Die Weiber sind nun einmal, wie sie sind.
Von Eva's Stamm ist keine weit gefallen.
Und glaubst Du denn, wir wären nur allein
So schauderhaft betrogen, nein! o nein!
Das glaube wahrlich nicht – so geht es Allen.
Warum nun sollten beide wir allein
Uns grämen, und betrübt und traurig sein!

Drum lasset ein Liedlein uns singen,
Und tanzen und hüpfen und springen,
Daß die Engel im Himmel sich freun.
Daß die Engel im Himmel sich freun.

Wir müßten ja wahrlich uns schämen,
Wenn wir uns allein wollten grämen,
Um solche Narrethei'n.
Drum lasset uns fröhlich sein!
Drum lasset uns fröhlich sein!
(tanzt mit Selim einigemal herum.)

Zweiter Auftritt.

Rhedise (ohne Diadem) und die Vorigen.

Rhedise.

Bei ungewöhnlich guter Laune finde
Ich beide hier, so brauch' ich wenig Gründe
Und meine Bitte hört er gnädig an.

Selim.

Rhedise! — Ha! — die Falsche wagt's zu nah'n!

Achmet.

Ich bitte Dich, sei ruhig und gelassen!

Rhedise (niederkniend).

O mein Gemahl! laß Deine Kniee umfassen!
Erhöre mich! hab' Mitleid, hab' Erbarmen!

Selim (für sich).

Traf sie sobald der Reue Stachel schon?
Wie schön sie ist! — schon ist mein Haß entflohn.
(laut)
Steh auf! willst Du nicht lieber mich umarmen?

Rhedise.

Nicht eher, bis der Weg zu Deiner Huld
Und Gnade mir geöffnet ist.

Selim.

So sprich!
Bekenne reuig Deine große Schuld,
Gestehe, daß Du eine Sünd'rin bist!

Rhedise.

Ich eine Sünderin? — O, nicht für mich
Wollt' ich Dich bitten; doch für Einen, der
Nicht schuld'ger ist, als ich.

Selim.

So rede, wer
Hat Deiner Gunst so sehr sich zu erfreuen,
Daß Du mich bittest, Gnade zu verleihen?

Rhedise.

Für Hassan, Deinen Narren, bitt' ich nur!
Er ist ein Narr, das ist sein ganz Verbrechen,
Sonst eine herzensgute Creatur.
Ich bitte nochmals Dich, ihn freizusprechen.

Selim (zu Achmet).

Hast Du's gehört? Die Freche bittet gar
Für ihren Buhlen!

Achmet.

Nun, das ist fürwahr
Ein seltnes Stückchen von Verwegenheit!

Rhedise (aufstehend).

Was murmeln sie, was mögen sie verhandeln!
(laut)
Herr! sicher kam ich nicht zur rechten Zeit,
Obgleich es schön ist, Strafe zu verwandeln
In Gnade. Und was hat er denn verbrochen?
Daß er die theuren Spiegel Dir zerbrochen,
Ist das ein Grund, den Schädel ihm zu spalten?
Hat er dagegen nicht, was Dir und mir
Weit theurer ist, das Leben Dir erhalten,
Als sich der abgesetzte Großwesir
Mit Deinem Leibarzt gegen Dich verschworen?
Und ist das nichts? — Ich dächte doch, Dein Leben
Müßt' gegen Spiegelglas den Aufschlag geben!

Erhöre mich, verschließe Deine Ohren
Der Bitte Deines treuen Weibes nicht!

Selim.

Treu? treu?

Achmet.

Vergesse Deinen Eidschwur nicht!
(geht an das Schlüsselloch.)

Selim.

Nun ja, die Bitte sei hiermit gewährt,
Und Hassan Dir als ein Präsent verehrt!
(für sich)
O dürft' ich sie nur Beide köpfen lassen!

Achmet (macht Geberden des Erstaunens und winkt dem Selim an's Schlüsselloch).

Rhedise.

Hab' Dank! (für sich) Was macht der Herr dort für Grimassen?
Sie sehen Beide durch das Schlüsselloch.
Mag mag es sein? ich möcht' es gerne wissen;
Ich warte hier, vielleicht erfahr' ich's noch!

Selim (auf Rhedise zukommend).

Rhedise, o Rhedise! laß Dich küssen!
Mein — hier zu Deinen Füßen — schlage mich,
Rhedise! o wie sehr verkannt' ich Dich!

Rhedise.

O nicht doch, mein Gemahl! steh' auf! steh' auf!

Selim (springt auf, reißt die Thür auf und eilt in das anstoßende Gemach).

Achmet.

Das wunderbarste Blendwerk hat uns Beide
Getäuscht; fürwahr, ich hätte tausend Eide
Darauf geschworen — o, verzeih' auch mir!

Dritter Auftritt.

Selim (kommt mit Hassan und einer verschleierten Dame zurück).

Heraus, hervor mit Euch! hier bring' ich Dir
Ein sonderbares Liebesabenteuer.

Rhedise.

Was seh' ich? Hassan! — und wen birgt der Schleier?

Hassan.

Verwünscht! Rhedise hier? — ich bin betrogen!

Rhedise.

Sprich, Unbekannte! sind das Deine Kleider?
Wir haben Beide wohl denselben Schneider?
Die Dame ist genau so angezogen,
Wie ich; sogar der Schmuck auf ihrem Haupt
Ist wie der meine.

Selim.

Ist es nicht erlaubt,
Den Schleier Dir zu heben? Laß doch sehn!

Zemire (zurückweichend).

Verzeihung! Gnade! laßt mich nicht verderben!

Rhedise.

Zemire?

Zemire.

Will ja Alles gern gestehn,
Nur schont mein Leben, lasset mich nicht sterben!

Rhedise.

Schon gut! Dein ganz Vergehen ist mir klar.

Selim.

Wer frevelt, darf auch nicht die Strafe scheuen!
Wir machen Beide Euch zu einem Paar,
So habt Ihr Zeit, die Thorheit zu bereuen.

Rhedise.

Für den Betrug erhältst Du ihn zum Preis.
(führt Beide zusammen.)

Zemire.

Ist's wahr? ist's keine Täuschung? o mein Glück!
(fällt dem Hassan in die Arme.)

Hassan.

Nun, wer mein Herz so süß zu täuschen weiß,
Von dem verlang' ich es nicht mehr zurück.
(ziehen sich in den Hintergrund zurück.)

Vierter Auftritt.

Abdalla und die Vorigen.

Abdalla.

So eben hat man Deinen Leibarzt und
Den abgesetzten Großwesir gebracht;
Des Hafens Polizei hält sie bewacht.
Befiehlst Du, Herr?

Selim.

Ha! dieser fränkische Hund,
Den aus dem Staube ich empor gehoben,
Und Hamann, der abscheuliche Verräther,
Der sich an meiner Gnade übernommen!

Abdalla.

So scheint's; denn schon [illegible] das Schiff,
Auf dem sie heimlich suchten zu entkommen.
Der Werth der Schätze zählt nach Millionen.

Selim.

Die Schurken, die — man führe sie herein!
(Leichhuhn und Hamann werden gebunden herein geführt.)

Fünfter Auftritt.

Hamann, Leichhuhn und die Vorigen.

Selim.

Verräther, Diebe, Mörder, die Ihr seid,
Die in dem Glanze meines Hofs geschwelgt
Und sich an meiner Gunst gemästet, sprecht!
Wie konntet Ihr mir nach dem Leben trachten?

Hamann.

Verläumdung, Herr! nichts weiter als Verläumdung!
Wer einmal aus der Gnade ist gefallen,
Dem trachtet Jedermann zu schaden. Sieh
Nur her, wie mich das Volk mit Koth bewarf!

Leichhuhn.

Auch mich hat man mit Koth beſchmu—du—dugt.

Selim.

Das ſind die Früchte Eurer böſen Saat;
Das Mitleid folget nur der guten That.
(zu Leichhuhn)
Und Du, den ich als Bettler aufgenommen
Und mit der Sonne meiner Gunſt beſtrahlte,
Wie konnte ſo in Deiner Bruſt das Kraut
Des ſchwarzen Undanks wuchern, daß Du mich,
Den Schöpfer Deines Glücks, zu morden trachteſt?

Leichhuhn.

Ich Dich mo—morden? Herr, nur aus Gewohnheit —

Selim.

Schweig, elendes Inſect!
(zieht einen Zettel hervor)
Kennſt Du den Zettel?

Hamann.

O weh!

Leichhuhn.

Mein, den Ze—te—del kenn' ich — nicht!

Haſſan (vortretend).

Ah! guten Tag, Herr Doctor! nun, wie geht's?
Du ſtehſt ja da, die Hände auf dem Rücken!
Iſt das auch Deine Angewohnheit ſo?

Selim.

Führt die Verräther ab! Ihr Urtheil ſoll
Nach den Geſetzen und in beſter Form
Vom neuen Reichsgericht geſprochen werden.
(zu Abdalla)
Nimm meinen Dank für Deine Wachſamkeit,
Die dieſe Vögel nicht entwiſchen ließ.
Sei ſtets ein treuer Wächter meines Reichs.
(Abdalla mit den Beiden und der Wache ab.)

Haſſan (auf die abgehenden Arreſtanten deutend).

Wenn die getheilt werden, Herr Gevatter,
So kommt davon ein ganzes Theil auf mich;
Nicht Dich allein, auch mich hat man bedroht.

Selim.

Wo denkſt Du hin — ein ganzes Theil, das ſind
Vier Viertheil, ſo bekämeſt Du den Leibarzt.

Haſſan.

Der dürre Pickeldoctor machet kaum
Ein Viertheil aus, beim Großweſſir hingegen
Macht man aus einem Ganzen ſieben Viertheil.
Demnach bekäm' ich zu dem Doctor noch
Drei Viertheil von dem Großweſſir dazu.
Iſt's ſo nicht richtig, wie? ſelbſt Adam Ries
Und Peſchek rechnen mir das Ding nicht anders.

Sechster Auftritt.

Abdalla und die Vorigen.

Abdalla (zu Achmet).

So eben iſt Deine Gemahlin angekommen; ich hatte ſie von Deinem betrübten Zuſtande in Kenntniß geſetzt, worauf ſie ſich ſofort auf den Weg begeben hat, um Dich ſelbſt zu ſehen und zu pflegen.

Achmet.

Laß ſie — ich mag die Buhlerin nicht ſehen!

Abdalla.

Da iſt ſie ſchon!

Siebenter Auftritt.

Sidia und die Vorigen.

Sidia.

Mein Achmet! mein Achmet! (umarmt ihn) welche Angſt habe ich um Dich ausgeſtanden! Welchen Kummer haſt Du mir gemacht! Keine Stunde Schlaf iſt über meine Augen gekommen, ſeitdem ich die Nachricht von Deinem Unwohlbefinden erhielt! O Himmel, habe Dank! ich habe ihn wieder, meinen Achmet hab' ich wieder!

Selim.

Ein liebes, ſchönes, zärtliches Weib!

Sidia (gegen den Sultan und Rhodiſe).

O, verzeiht meiner Unbedachtſamkeit! die Freude des Wiederſehens ließ mich vergeſſen, wo ich war.

Selim.

Solch reizendes Vergeſſen ſchreibt der glückliche Gemahl mit gold'nen Buchſtaben in das Gedenkbuch der Liebe.

Rhodiſe.

Ihr Gemahl ſieht nicht beſonders glücklich aus, obwol er ſich bedeutend erholt hat.

Selim.

Er glaubte ſich von ihr betrogen, ſo wie ich mich von Dir betrogen glaubte.

Sidia.

Mein Achmet! wie iſt Dir? haſt Du kein Wort für Deine Sidia? ſo rede doch! Du biſt etwas abgemagert, iſt Dir noch immer unwohl? o Achmet! mein Achmet! ſo rede doch!

Achmet.

Ich rede mit keiner Buhlerin.

Sidia.

O Himmel! was ſoll das?

Abdalla.

Beruhigt Euch! (auf die Stirn deutend) hier iſt's noch nicht ganz richtig, doch iſt er auf dem Wege der Beſſerung.

Achter Auftritt.

Melec und die Vorigen.

Melec (verneigt ſich mit überkreuzten Armen und bleibt in einiger Entfernung ſtehen).

Achmet.

Ha! auch ihr Buhle wagt es, mir unter die Augen zu treten! (zieht ſein Dolch.)

Sidia (zu Achmet).

Kennst Du Deine Sidia nicht mehr? Warum stößt Du mich von Dir?

Achmet.

Du irrst Dich, ich bin nicht der rechte! (nach Melec hindeutend) dort steht er! dort!

Sidia.

Ich verstehe Dich nicht! (zu Abdalla) Er redet wol irre?

Achmet (die Stimme seiner Frau nachahmend).

Mein Mann ist verreist; es ist keine Stunde, keine Minute vergangen, wo ich nicht an Dich gedacht habe, mein lieber Melec! (furchtbar ausbrechend) Ha! dieser Dolch schwebte in der Stunde des Verraths drohend über Euren schuldigen Häuptern!

Sidia.

Beruh'ge Dich, mein Achmet! Du phantasirst, Du bist sehr krank — wie seine Augen funkeln! mir wird bange —

Achmet.

Die Sünde erzittert vor dem Anblick eines ehrlichen Mannes. D'rum geh zu Deinem Buhlen, geh! oder — (greift zum Dolch.)

Selim.

Du bist fürchterlich, wie der Löwe der Wüste, Achmet! Sind das die Vernunftlehren, die Du mir vor wenig Augenblicken gabst? wo ist Deine Munterkeit geblieben? So singe doch noch einmal das Liedchen — wie heißt es doch?

Achmet.

Ha, ha, ha! Du hast Recht, mein Sultan! beinahe wär' ich in meine Thorheit zurück verfallen. Laß uns Eins anstimmen! (Selim und Achmet singen:)

Achmet. Ich müßte mich } ja schämen,
Selim. Du müßtest Dich }
Achmet. Mich }
Selim. Dich } so allein zu grämen
Beide. Um solche Narretheit'n.
D'rum lasset uns fröhlich sein.

(Beide ergreifen sich und walzen einigemal herum, indem sie die letzte Strophe wiederholen.)

Sidia.

Welch eine sonderbare Art von Wahnsinn! Sein Lachen und Singen ist mir noch schrecklicher, als sein Zürnen.

Achmet.

Lustig, Sidia! — Willst Du nicht auch ein Tänzchen mit Deinem Liebsten versuchen? (faßt sie bei der Hand und führt sie dem Melec zu.) So tanzt doch! wie? oder genirt Ihr Euch, in meiner Gegenwart mit einander zu tanzen? Lustig, Sidia! oder hast Du Deinen Buhlen nicht mehr lieb? hat er vielleicht schon einem Andern weichen müssen? ha, ha! die Sitte hat ihr Gewand umgekehrt. Sonst hatte ein Türke mehrere Frauen, jetzt hat eine Frau mehrere Männer. (zu Melec) Sage mir doch, bist Du der einzige Buhle, den sie hat? oder wie viel sind Eurer, die mit mir aus einer Schüssel essen?

Sidia.

O Bruder! mein armer Achmet ist wahnsinnig! (birgt ihr Gesicht an Melec's Brust.)

Melec.

Fasse Dich, Schwester! vielleicht ist noch Hoffnung vorhanden; vielleicht kehrt seine Vernunft eben so plötzlich zurück, als sie entflohen ist! — wer vermag in die Werkstätte der Vernunft und in das Getriebe ihrer Räder zu schauen?

Achmet.

Bruder? Schwester? Hab' ich recht gehört? Sprich, Mensch! ist dies Deine Schwester?

Melec.

Ja, Herr! so gewiß, als wir Beide eine Mutter hatten. Vor acht Jahren ging ich auf Reisen. Corsaren nahmen das Schiff, worauf ich mich befand, und führten mich in die Sclaverei. Aus langer Gefangenschaft endlich zurückgekehrt, traf ich gerade bei ihr ein, als Du hierher abgereist warst.

Hassan (vortretend).

Heiliger Engel Gabriel! das ist ja Melec, mein Freund aus der tunesischen Sclaverei! Melec! Melec! (Umarmung.)

Melec.

Hassan, mein heitrer Leidensgefährte, Du hast in den Tagen des Unglücks mir durch Deinen Humor manche Stunde des Trübsinns verscheucht, mit der Schärfe Deines Witzes oft den Stachel der Verzweiflung gestumpft und den Druck der gemeinschaftlichen Kette in Flaum verwandelt! Wie kamst Du hierher?

Hassan.

Auf großen Umwegen. (ziehen sich diskurrirend in den Hintergrund.)

Achmet

(der bis jetzt mit einem leidenschaftlichen Ausbruche seines Gefühls gekämpft hat, wirft sich vor Sidia nieder und umfaßt ihre Knies).

Sidia! Sidia! mein Leben, meine Wonne, mein Himmel! O Sidia! vergib mir!

Selim.

Allah sei gelobt! auch er wirft die eingebildeten Hörner zu den Füßen seines verkannten Weibes ab.

Sidia.

Ist dies ein neuer Ausbruch seines Wahnsinns? Steh' auf, Achmet! erkennst Du mich wieder?

Achmet.

Wol erkenn' ich Dich wieder! Nein, Du kannst mir nicht vergeben! O ich Thor, ich Thor

Selim.

Freund, wir spielen ja immer ein und dieselbe Rolle! Erst warst Du der Verblendete, dann ich; dann erkannte ich die Unschuld meiner Rhedise, und Du bittest Deine Sidia um Verzeihung.

Sidia.

Und was hätt' ich meinem Achmet zu verzeihen? O, wenn er nur seinen Verstand wieder bekäme, so sollte mein ganzes übriges Dasein ein Dank- und Freudenfest werden.

Hassan (vorkommend).

Wenn er den Verstand nicht wieder bekommt, so borg' ich ihm meine Mütze.

Achmet.

Sidia! Alles, was Du von mir gehört hast, sprach ich mit dem klaren Bewußtsein meiner Vernunft. Ich hielt Dich für eine Buhldirne. Kannst Du mir auch jetzt noch verzeihen?

Sidia.

Ich eine Buhldirne? O Achmet! wie war es möglich, mich so zu verkennen? und ist es denn auch gewiß, daß Du wieder völlig bei Vernunft bist? oder wäre Alles nur ein Traum gewesen? Himmel, man könnte an sich selbst irre werden! Nein, ich seh' es Dir an, jetzt bist Du Achmet, mein Achmet wieder.

Achmet.

Mein Leben hat fortan nur einen Zweck noch: das wieder gut zu machen, was ich an Dir gesündigt habe. Verzeihe auch Du mir, mein Schwager! (Mirte und Achmet umarmen sich.)

Neunter Auftritt.

Fatime und die Vorigen.

Sidia.

Und was konnte einen so niedrigen Verdacht in Dir erzeugen?

Achmet (auf Fatime zeigend).

Diese war's, die mit giftgetränkter Zunge den Funken der Eifersucht in meinem arglosen Herzen entzündete. Ein unseliger Irrthum blies ihn zur Flamme an, und Wuth und Zorn legten die trübe Binde der Leidenschaft um die gläubigen Augen der Liebe.

Hassan (sucht sich vor Fatime zu verbergen).

Beim ewigen Fegefeuer, das ist meine Frau! Sie sieht mich schon. Ha! wie verberg' ich mich?

Fatime.

Heiliger Mahomet, mein Mann! Ei, Du Galgenvogel! wie kommst Du hierher? warum kommst Du nicht hervor? warum versteckst Du Dich vor mir? Daß Dich das böse Kreuz —! Bin ich nicht Deine Frau? haben wir nicht ein ganzes Jahr in Zank und Frieden mit einander gelebt? und jetzt meidest Du mich, wie das gelbe Fieber? He, Du Erzschelm! komm her und gib mir einen Kuß zum Willkomm! oder willst Du Dich wieder an den Sclavenhändler verkaufen? he! willst Du das?

Zemire.

Hast Du schon eine Frau, Hassan? wie?

Hassan (zu Selim).

Herr! laß den Scharfrichter kommen, jetzt bitt' ich nicht mehr um Gnade!

Selim.

Zur Strafe sollst Du leben mit zwei Frauen,
Ob keine auch davon die rechte sei.
Ich will Dir einen Harem lassen bauen;
Von nun an bist Du meines Dienstes frei!
Ich aber will Rhedisen nur vertrauen!
Und daß ich ganz und gar ihr eigen sei,
So will ich alle Frauen gleich entlassen
Und Dich allein, Du Einzige, umfassen.

Rhedise.

Und willst auch nicht mehr in den Spiegel blicken
Und stundenlang vor Deinem Bilde stehn?

Selim.

Aus Deinem Bilde strahle mir Entzücken,
In Deinen Augen nur will ich mich sehn!

Achmet.

O Sidia! laß an mein Herz Dich drücken!

Sidia.

Vor lauter Wonne möcht' ich fast vergehn!

Hassan (mit zwei Frauen am Arm).

Vor lauter Aerger über so viel Segen,
Seh' ich des Himmels Einsturz froh entgegen.

Selim und Achmet (mit Orchesterbegleitung).

Nun lasset ein Liedlein uns singen
Und tanzen und hüpfen und springen,
Daß die Engel im Himmel sich freu'n,
Daß die Engel im Himmel sich freu'n!

(Alle haben sich zum Tanze angestellt, und während das Orchester fortspielt, walzen sie paarweise vorüber; Hassan mit zwei Frauen zugleich.)

(Der Vorhang fällt.)

Richardet.

Lustspiel in einem Acte.

Von

Otto Jacobi.

Wahrlich, es schwimmt nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben lieblich und ernst über die Fläche daher.
Goethe.

Personen:

Antonio Mazzolino.
Laura, seine Tochter.
Marco Guidone, unter dem Namen Rinaldo.
Rosaline, seine Tochter, unter dem Namen Richardet.
Giacomo Guidone, sein Sohn.
Taddeo Landino.
Richardet, sein Sohn.
Petronio, ein Diener.
Gäste und Diener.

Die Scene ist zu Padua. Die Zeit der Handlung um das Jahr 1600.

Erste Scene.

(Zu Padua, vor dem Gasthause unter grünen Bäumen. Richardet und Giacomo mit andern Gästen. Diener und Spielleute. Man geht und kommt, es wird gegessen und getrunken. Marco Guidone und Rosaline in männlicher Tracht im Hintergrunde. Später Antonio Mazzolino und Laura.)

Richardet (zu einem Diener).

Was habt Ihr für Gebäck'nes? Holt nur her!
Bringt Wein und Kuchen, aber geht das Beste,
Hört Ihr? und reichlich Maß! nichts abgeknickert
und nach dem Loth gemessen, wie Ihr thut!

(der Diener geht.)

Wir wollen hier genießen, Giacomo!
Im Schatten dieser Linden, dicht und kühl.

Giacomo.

Es ist erquicklich hier!

Richardet.

Die Seele taucht
Aus ihren Kammern auf und badet sich
Im Lichte, wie die Lerch' im Morgenroth!
Musik, wohlauf! Laßt Flöten und Hoboen
Zum Lob des Himmels schallen; stimmt mit ein
In das Concert des Frühlings! Schön! das ist
Das Lied, das mir gefällt! es hüpft, geschaukelt
Vom süßen Tact, wie auf den Silberwellen
Des Lebens das entzückte Herz gewiegt!
Ihr habt Euch Dank verdient, nehmt dies Geschmeide,
Ich miss' es gern!

Giacomo.

Du gibst verschwenderisch.

Richardet.

Was kann ich geben, das mir tausendfach
Nicht Deine Lieb' ersetzt? Die goldne Kette
Verbindet mir kein Herz, sie gilt mir nichts;
Dich aber wiegt kein Schatz der Welt mir auf!

Giacomo.

Ich höre Dich beschämt und fühle nur
Mich ärmer noch als je, mein Richardet!
Wer zweifelt, daß die Liebe Wunder thut?
Sollst Du der Schuldner sein, indeß auf mich
Du unermeßlich Deine Gaben häufst?
Du siehst mich kaum, von Noth und Dürftigkeit
Ins harte Joch der Studien gezwängt,
Da machst Du mich von Sclavenbanden frei.
Dein Ueberfluß, Dein Geld und Gut sind mein.
In wen'gen Tagen schenkst Du mir ein Herz,
Dem auf der Erde nichts an Werthe gleicht.

Richardet.

Und das Du doch verschmähst, weil Du, zu stolz,
Nur immer geben, nicht empfangen willst.

Giacomo.

Nein, Richardet! Doch Deine Zeit iſt um,
Und meine fordert der Entſagung Zwang.
Du mußt von hier; was ſäumſt Du noch? Venedig,
Nicht Padua iſt Deiner Reiſe Ziel!
Dein Vater, ſagſt Du, ſendet Dich dorthin,
Die Gäſte zu empfangen, die, noch fremd,
Bald Deinem Herzen wol die nächſten ſind.
Wie leicht iſt nicht Antonio ſchon da,
Der ſeine Laura Dir entgegenführt!
Du mußt hinweg; und ich? Soll ich den Ruf
Des Schmeichlers und Schmarotzers auf mich laden?
Wer ſah mich hier nicht arm, doch tadellos,
Und ſieht mich nun, und blickt verächtlich her,
Verläumdet mich und hängt an meinen Namen
Ein ſchmutzig Beiwort, das die Ehre kränkt!
Was ſagte wohl mein Vater, wär' er hier,
Und wie begegnet' ich dem holden Blicke
Der Schweſter, die in mir ihr Leben liebt.

Richardet.

Sagt' ich es nicht, warum Du mich verſchmähſt?
Das iſt Dein Kummer, Giacomo? O nein!
Wer darf Dich tadeln, der auch mich nicht kränkt
Und an der Wahrheit ſelbſt zum Lügner wird?
Was aber kann mich nach Venedig ziehn,
Da Deine Liebe mich an Padua feſſelt?
Was ſind mir Laura und Antonio?
Mich zog's zu ihnen nicht, nun fürcht' ich ſie,
Und meine Freiheit ſchlag' ich höher an,
Im Stande, da ich ſie verlieren ſoll.
Nein, Giacomo! verkümmere mir nicht
Das kurze Glück und gönne mir die Luſt,
Mit Dir des Tages froh hier zu genießen.
Wir trinken unſ'rer Lieb ein Lebehoch!
Muſik! Muſik! —

Laura und Antonio (treten auf).

Antonio.

Nicht wahr, es lebt ſich hier
So übel nicht, und mich erinnert es
An eine ſchöne Zeit, wo mich die Bande
Der erſten Lieb' und Freundſchaft feſſelten.
Hier war's, wo Wiſſenstrieb und Lebensluſt
Zu ſchöner Wirkſamkeit von nah und fern
Die Jünglinge, die edelſten, verſammelt.
Hier bildeten Guariento und Mantegna
Als Meiſter ihre Kunſt; mit zarterm Pinſel
Schuf manch Gedicht die Hand Girolamo's.
Hier ſah ich Deine Mutter und Guidone
War meinem Aug' ein Hektor, ein Oreſt
Der warmen Freundſchaft eines Pylades.

Laura.

Du ſagteſt oft von ihm und ſahſt ſeitdem
Ihn niemals mehr?

Antonio.

Uns trennte bald der Krieg.
Mich rief es nach Florenz und Genua,
Ihn nach Venedig. Cypern galt der Kampf.
Nicoſia fiel. Der Türke Muſtapha
Lag wider Famagoſta. Bei Lepanto
Erfocht Juan von Auſtria den Sieg.
Guidone ſtritt als Held, ſo viel erfuhr ich;
Es war das Letzte! Ob er fiel, ob ihm
Die Republik mit Undank nur gelohnt,
Und er das Loos der Edelſten getheilt,
Weiß Gott allein! Umſonſt war mein Bemühn,
Und meine Hoffnung ſchied dahin für immer!

Laura.

Du ſollſt dem Schmerz nicht neue Nahrung zollen,
Auf das nur ſich, was Deiner Hoffnung blieb.

Antonio.

Es war mein Wille nicht, und wohl mit recht
Nehm' ich den Vorwurf hin. Undankbar ſind
Wir ſtets und unbefriedigt im Genuß.
Wohl weiß ich mich vor tauſenden beglückt;
Mein Wohlſtand blüht, mein Haus iſt weit geehrt,
Und will es Gott, gewinnſt Du mir den Sohn,
Der Deiner Neigung werth, und edel ſelbſt,
Mit Deiner Hand auch meine Güter erbt!

Laura.

Ich hege keinen Wunſch, als zu erhalten,
Was Deine Liebe mir bisher gegönnt.

Antonio.

Du wirſt erſt ſchätzen, was das Leben iſt,
Wenn Du die Pfänder ſeiner Liebe kennſt.
Mein Auge ſieht vergnügt den bunten Schwarm
Der Menge, die ſich hier zum Kreiſe ſchließt.

Laura.

Nur einer ſcheint betrübt.

Antonio.

Wen meinſt Du, Laura?

Laura.

Den edlen Greis!

Antonio.

Ubaldo, iſt er hier?

Laura.

Er ſcheint ſich zu verbergen.

Antonio.

Er iſt arm
Und edel!

Laura.

Nein, es iſt beſond'rer Gram!
Sein ſchöner Knabe ſchmeichelt ihm umſonſt,
Und weckt der Sonne Neid, der eiferſüchtig
Das Goldgewebe ſeiner Locken flieht.

Antonio.

Sie ſind hier fremd, wie wir; wir ſtören ſie,
Wenn ſie uns meiden, nicht. Doch nein, der Alte
Erhebt ſich gegen uns. Nehmt unſern Gruß!

Ubaldo.
Ich dank' Euch, Herr Antonio.

Laura.
Ihr entzieht
Uns Euern Anblick ganz.

Ubaldo
Der Winter sieht
Nicht lieblich aus wie Ihr, sein trüber Ernst
Kann nicht das Aug' erfreun.

Antonio.
Ei, Herr Ubaldo,
Ihr kränkt uns, wenn Ihr uns're Mühe meidet,
Und macht das Herz uns schwerer, als Ihr denkt,
Ihr nehmt Partei, so scheint's, mit Euerm Gram
Statt, daß Ihr ihn bekämpft; wir bitten Euch,
Schenkt uns Vertraun, und seid es wohl versichert:
Wir thäten gern für Euch, was für den Freund
Ein Freund vermag; d'rauf gebt uns Eure Hand!

Ubaldo.
Ich weiß Euch nicht zu danken.

Antonio.
Und Ihr sollt's
Auch nicht! Doch wollt Ihr uns erfreun, so
bitt' ich!
Beehret uns durch Eure Gegenwart,
Wir werden Padua nicht eh' verlassen,
Bis Ihr uns volle Gnüge habt geschenkt.
(Antonio und Laura treten in das Haus. Ubaldo und Rosaline setzen sich wieder.)

Richardet.
Sprich, Giacomo! Entfess'le Deine Zunge,
Ist's möglich, daß die Liebe tödten kann?

Giacomo.
Ich mag nicht länger leben, Richardet!

Richardet.
Du hörst nicht mehr Dir selbst, ich seh' es wohl.

Giacomo.
Mein Unglück fühl' ich heut zum erstenmal!

Richardet.
O fasse Dich, und mäßige die Gluth!

Giacomo.
Umsonst, es brennt und siedet in der Brust!

Richardet.
Die Liebe heilt die Wunde, die sie schlägt.

Giacomo.
Ach, keinen Balsam findet sie für mich!

Richardet.
Ein Jüngling, stark wie Du, verzweifelt nicht!

Giacomo.
Was hilft die Stärke, wo der Muth gebricht!

Richardet.
Der Muth gewinnt im Unternehmen sich;
Und was ist hier so schwer? Ein Mädchenherz,
Das von der Schönheit selbst belagert wird,
Ergibt sich leicht; und führst Du nicht mit Dir
Siegreiche Waffen noch der Tugenden,
Die mehr Dich schmücken, als es Schönheit kann?

Giacomo.
Soll ich Dich hören, o, so schmeichle nicht!

Richardet.
Ich schmeichle mir, weil ich in Dir mich liebe,
Und weil's so ist, so gilt auch mir der Sieg!
Petronio, wer ist der fremde Herr,
Der mit dem schönen Fräulein eben kam?

Petronio.
Der mit dem Reiherbusch?

Richardet.
Ich glaub', er trug ihn!

Petronio.
Im schwarzen Sammetmantel?

Richardet.
Der in's Haus
Hier trat?

Petronio.
Ein reicher und vornehmer Herr!

Richardet.
Das sind wir auch! Sein Name?

Petronio.
Wie mich dünkt
Marques Antonio! —

Richardet.
Antonio Mazzolino?

Petronio.
So heißt er, ja!

Richardet.
Und kommt aus Genua?

Petronio.
Ich glaub's!

Richardet.
Ich danke Dir!
(Er wirft ihm ein Goldstück hin.)
Nun, Giacomo!
Glück auf, er ist's!

Giacomo.
O, armer Giacomo!

Richardet.
Du seufzest, Freund!

Giacomo.
Glücklicher Richardet!

Richardet.
Glücklicher Giacomo! Laura ist Dein!

Giacomo.
Unmöglich, Richardet!

Richardet.
Sprich mir nicht ein!
Mein Plan ist schon gemacht; ich stelle Dich

Als Richardet ihr vor; es soll Antonio,
Soll Laura Dich mit meinen Augen sehn!

Giacomo.

Du denkst nicht, was Du sprichst.

Richardet.

Was schon geschehn
Nur führ' ich aus! Mein Wesen war ja Deines,
Laß mir den Schein auch, gönne mir die Freude,
Ganz Giacomo, Du, Richardet zu sein!

Giacomo.

Und Laura, und Antonio? Welch ein Loos
Biet' ich der Schönen an mit dürst'ger Hand?

Richardet.

Das Loos der Glücklichen, mein Giacomo!
Denn wer den Namen führet des Richardet
Wird Herr auch über seine Güter sein!
O komm, komm, Richardet, Antonio
Empfängt Dich hier, und Laura wartet Dein!
(Sie gehn.)

Ubaldo (zu Petronio).

Wer ist der Jüngling dort im Purpurkleid?

Petronio.

Ein Cavalier! Ein lockrer Zeisig, der
Des Vaters Schätz' in Padua verzehrt,
Und seine Taschen leert für unsern Beutel.

Ubaldo.

Wer geht mit ihm?

Petronio.

Ein armer Schlucker, Herr!
Der seinen Wegwurf hascht. Ein Herr von nichts,
Von guten Sitten sonst, das Schlingkraut nun,
Das seine Kraft aus fremder Wurzel zieht!

Ubaldo.

Hörst Du es, Rosaline?

Rosaline.

Es ist Verläumdung!
Die böse Zunge spricht's!

Ubaldo.

Sie ist die Schlange,
Die mir in's Leben sticht. O Giacomo!
Wo schwärmst du hin? Mir schmähst Du meinen Namen?
Ahnst Du und fühlst des Vaters Nähe nicht,
Den Du zum Tode kränkst? Wie steht uns doch
Die fremde Tracht so gut, wir sind nicht mehr,
Was wir zuvor gewesen; wir erröthen
Nicht über uns, denn was wir so erfahren,
Erfahren wir als Fremdlinge uns selbst.
Doch das ist noch zu viel, o Giacomo!
Du, deiner schönen Mutter Ebenbild
Und Erbe, schien's, von ihren Tugenden,
Wie pflegst Du Freundschaft mit dem Laster nun
Und wirfst dein edles Theil von dir hinweg!

Rosaline.

O, kränke nicht den Bruder mit Verdacht,
Und prüfe selbst, eh' Du so hart ihn strafst.

Ubaldo.

Seh' ich's mit Augen nicht, o laß mich weinen!
Ich halte diese Thrän' umsonst, und fühle,
Daß ich zum Kinde ward in meinem Schmerz!

Zweite Scene.

Gemach.

Antonio und Laura.

Laura.

Was sinnst Du Vater?

Antonio.

Wie der Ton mich traf!

Laura.

Du redest in Gedanken.

Antonio.

Wunderbar!
Sein Auge war's; die Züge mußt' ich kennen!

Laura.

Ubaldo, Vater?

Antonio.

Wer verrieth es Dir,
Was ich mir selbst noch nicht gestehen kann?

Laura.

Mein ahnend Herz!

Antonio.

Was Laura?

Laura.

Was Du denkst!

Und könnt' es nicht sein?

Antonio.

Rede weiter, sprich!

Laura.

Daß er es ist, und das Guidone lebt!

Antonio.

Guidone!

Laura.

Nun! Du siehst vor Freuden bleich.

Antonio.

Mich schreckt das Wort, ich zitt're, da ich's denke!
Ubaldo! Doch warum Guidone nicht?
Was birgst du dich, was hehlst du deinen Namen,
Und welcher Gram, der dir am Herzen nagt?
Wär's ein Verbrechen, das dich vor dir selbst
Erniedrigte? Nein, nein, du fehltest nicht,
Denn deine Tugend war ein Diamant.
Und doch, viel muß es sein, das du gelitten,
Da vor der Zeit der Kummer dich gebleicht,
Und du zum Greis geworden, so verwandelt,
Daß ich noch zweifle, ob ich dich erkannt.

Laura.

Ich zweifle nicht mehr, da Du selber glaubst.
Wie freut es mich; o, welches Zutrau'n faßte
Sogleich mein Herz, und welche Ehrfurcht flößte

Mir ein die hochgebietende Geſtalt!
Wie werd' ich ihn begrüßen, wenn ich darf;
Wie leuchtet mir des Knaben Angeſicht,
Der, wie der Frühling bei dem Winter ſteht,
Und um ſein Haupt die Blüthenkrone flicht!

Antonio.

Er iſt ein Jüngling, Laura!

Laura.

Er iſt ſchön!

Antonio.

Und nennt ſich Richardet!

Laura.

O Gott, mein Herz!

Antonio.

Wer kommt?

(Petronio tritt ein.)

Petronio.

Zwei fremde Herrn!

Antonio.

Sie ſind willkommen!
Sie ſind's!

Laura.

Wer? — Richardet!

(Giacomo und Richardet treten ein. Laura eilt dem Giacomo mit dem Rufe, Richardet, freudig entgegen.)

Giacomo.

O meine Lau.....

Richardet.

Mein gnädiger Herr, dem Glücklichen gebricht
Das Wort; voll Ehrerbietung nahn wir uns;
Er, Richardetto, des Landino Sohn,
Ich, Giacomo Guidon', ein Jugendfreund.

Antonio.

Guidone? —

Richardet.

Wie ihr ſagt!

Antonio.

Und Richardet?
O, laßt mich Euch umfangen, meines Freundes
Geliebter Sohn! Wie geht es Eurem Vater?
Wie lebt Taddeo? Werden wir ihn ſehn,
Und wie kommt ihr hieher nach Padua?

Giacomo.

Mein Vater, gnäd'ger Herr, empfiehlt ſich Euch
Und trifft uns in Venedig. Meinen Freund
Zu ſehn, zog mich's hieher; da hörten wir
Von Euch, und ſahn Euch ſelbſt, Antonio!
Und folgten Euch, und ſtehn beſchämt vor Euch.

Antonio.

Ihr konntet uns nicht freud'ger überraſchen,
Und recht von Herzen dank' ich Euch. Noch einmal
Willkommen, Richardet; und Giacomo,
Auch Ihr! Der Zufall treibt ein ſchönes Spiel,
Daß er in Padua uns zuſammenführt!

Richardet.

Wie ihr es redlich meint, das zeigt ihr uns,
Und glücklich preiſ' ich meinen Freund, der ſo
Sich froh empfangen ſieht. Doch ſchätzt ihr ihn
Nach ſeinem Rufe ſchon, wie werdet ihr
Ihn lieben erſt, wenn ihr ihn kennt.

Antonio.

Ich glaub' es,
Und zweifle nicht.

Richardet.

Daß Freundſchaft glücklich macht,
Und eine Grazie des Himmels iſt,
Erkenn' ich erſt, ſeit ich ihn hier geſehn;
Und wenn die Alten uns den Liebesbund
Der treuſten Freunde ſchildern, wenn ſie ſchön
Das Schönſte ſtets mit offnem Blick erkannt,
So weiß ich nun erſt ſeinen Werth zu ſchätzen;
Es iſt nicht mehr Gedicht, es iſt erlebt.
Der Freund ſteht vor mir, der Geliebte, den
Die Huld der Himmliſchen geſchmückt. Die Jugend
Und Schönheit des Achill, Patroklus Liebe,
Des Phocion Mäßigkeit und Scipio's Tugend,
Vereint ſeh' ich ſie hier, und wünſche mir
Boccaccio's Griffel und Petrarca's Lippe,
Daß ich ſie preiſen und beſchreiben ſoll.

Giacomo

O, hört ihn länger nicht, Antonio,
Wenn ihr mir Euren Anblick gönnt! Er iſt
Ein Trunk'ner, ein Beſeſſ'ner, der nicht weiß,
Was ſeine Zunge ſpricht, noch was er ſieht.
Nur welch' ein Schatz der reinſten Liebe ſich
In ihm verbirgt, und wie er ſelber fühlt,
Das ſtelle dem verborg'nen Aug' ſich dar!

Antonio.

Ich wäg' Euch gleich, und jedes Eurer Worte
Befeſtigt mir im Herzen den Beſitz.
Wer ſo geliebt wird, und ſo wieder liebt,
Muß auch der Liebe werth ſein, die ihn ziert!
Ihr habt mich ſchon gewonnen, Richardet,
Ob meine Laura auch, das fragt ſie ſelbſt.
Ihr ſollt mir mehr noch ſagen, Giacomo!
Wonach mich mehr verlangt, als ihr es denkt.

(Sie treten in den Hintergrund zurück und verlieren ſich in dem umgränzenden Salon.)

Laura und Giacomo.

Giacomo.

Euch ſoll ich fragen, holde Laura, wo
Beſchämung, Furcht und Zweifel noch mich drängt?
Was kann ich fragen, da der Augenblick,
Der mir des Glückes höchſte Gunſt gewährt,
Mich bang verwirrt und ſchreckt in ſeiner Luſt!

Laura.

So ſinnt nur fort, und gönnet mir die Zeit,
Daß ich zur Antwort vorbereitet ſei.

Giacomo.

Ach, wie ich sinne, sind' ich doch das Wort,
Das rechte nicht, und möchte doch verdienen,
Daß Zutraun Ihr und Beifall auch mir schenkt.

Laura.

Mein Zutraun habt Ihr, Richardet!

Giacomo.

Und doch
Verdien' ich's nicht! Warum darf ich noch bitten,
Da ihr zu viel schon gabt?

Laura.

Mich reut es nicht,
Empfingt Ihr es so gern.

Giacomo.

O Ihr beschämt
Mich mehr und mehr!

Laura.

Ihr seid so arm an Dank?

Giacomo.

O Laura, sprecht! Ich könnt' Euch etwas sein?

Laura.

So viel als Richardet!

Giacomo.

O, saget mehr!

Laura.

Mehr denn, als Giacomo!

Giacomo.

Er liebt, und liebt
Ihr mehr, als er, so gleichet meinem Glücke
Kein Glück des Himmels. Nein! Ihr gabt mir Alles,
Was je mein trunk'nes Auge nur geträumt!

Laura.

Mein Richardet!

Giacomo.

O meine Laura! mein!

(Antonio kehret mit Richardet zurück.)

Antonio.

Sie sind vereinigt, meine Kinder, kommt
In meine Arme, Laura, Richardet!

Laura.

Mein Vater!

Giacomo.

Laßt die theure Hand mich küssen!
O, Richardet!

Richardet.

Dein Glück ist unaussprechlich!
Doch Giacomo theilt Dein Entzücken ganz.

Antonio.

Damit es voll mir werde, fehlt nur eins,
Das ahnt ihr beide nicht; doch will der Himmel
Mich so beglücken, wird's noch heute sein!
Mir ahnet fast, es müsse so geschehn!

Richardet.

Was meint Ihr, Herr Antonio?

Antonio.

Ihr fragt
Mich jetzt umsonst, auch wüßt' ich nicht zu sagen,
Was meine Hoffnung nährt; doch seid Ihr beide
Mir liebe Gäste heut, wir wollen uns,
Und dieses schönen Tags mit Lust genießen!

Laura.

Ihr laßt mich lang nicht warten, Richardet!

Giacomo.

Mich trägt die Lieb' auf ihren Flügeln her!

(Antonio geleitet Giacomo und Richardet.)

Laura (allein).

Bin ich nicht glücklich? O, wer sagt es mir!
Wer fühlt's! Was gleicht der Seligkeit der Liebe!
Wie schüttet über mich der Himmel heut'
Das Füllhorn seiner Gaben aus! O Gott,
Was war ich, und was bin ich nun, mich schuf
Ein Wunder neu! Mich hält nicht mehr der Fuß
Und meines Leibes Fesseln fallen ab!
Mit deinen Augen seh ich, Richardet,
Und deine Lippen küssen mich, als wär' ich
Die Frühlingsau', worin mit Liebesblicken
Der Himmel sich versenkt. Und Alles das
In einem Augenblick? O nein, dich hatt' ich
Ja schon gesehn, du warst mir nicht mehr fremd.
Ich kannte dieses Lächeln, das sogleich dir
Mein Herz gewann; du warst es, Richardet!
O seltsam Graun, das mich im Busen drängt
Und mich mit Freud' und Schmerzen ängstiget.
Ihr seid es beid' und seid es nicht, es löset
Vom glatten Spiegel sich das theure Bild,
Zertheilt sich, schwankt, und tritt mir in das Auge,
Daß ich erschreckt mich selbst nicht fassen kann!

Dritte Scene.

Ein anderes Gemach.

Ubaldo. Rosaline.

Rosaline.

Wie Du auch wolltest, Vater, nein, Du kannst
Jetzt schon nicht mehr. Antonio erwartet
Uns diese Stunde noch, und seine Bitte
Läßt keinem Zweifel Raum, er meint es gut,
Er ist es werth, daß Du Dich ihm vertrauest.

Ubaldo.

Antonio!

Rosaline.

Du seufzest?

Ubaldo.

Daß er's ist,
Hab' ich gewiß, ob er auch mich erkannt
Nach so viel Jahren, und entstellt? Ich glaub'
Es kaum! Daß er geblieben ist, was er

Gewesen, frei, hochherzig, edel; mir
Aus tausenden erwählt, ein Freund?....

Rosaline.

O sagt
Es Dir Dein Herz nicht, Vater? Spricht es denn
Nicht jeder Blick und jedes Wort Dir aus?

Ubaldo.

Gar Manchen trog das glatte Aeußre schon
Und hinter süßem Lächeln und Geschwätz
Barg sich ein stolzes Herz; das ist nicht anders,
Und ich erfuhr es nicht zum erstenmal.

Rosaline.

Kann so die Wahrheit trügen?

Ubaldo.

Thut sie's nicht
In Giacomo, mein Kind?

Rosaline.

Es ist der Schein,
Der ihn verklagt.

Ubaldo.

O nein, o nein! Umsonst
Spricht Deine Liebe mir für ihn! War ich
Doch selbst der treue Gärtner, der dies Reis
Mit stiller Lust gepflegt; der jahrelang
Gehofft auf die Entfaltung seiner Blüthe!
Nun ist sie da, und soll' ich weniger
Den Schößling lieben in der Blüthe Schmuck?
Nein, Rosaline! Mehr, als Du es kannst,
Entschuldigt ihn mein Herz, doch meinen Grund
Zur Klage tilgt die Liebe nicht; ich sehe
Mit größ'rem Kummer nur den gift'gen Wurm,
Der seines Lebens Wurzel nagt, und fliehe
Des Freundes Auge gar, damit die Schmach
Vor ihm verborgen bleibe, wie ich selbst.

Rosaline.

Wenn wir ein theures Gut verloren glauben,
Gibt unverhofft der Himmel es zurück,
Und schön, daß es so ist! Den vollen Werth
Der Gab' erkennen erst wir im Verlust,
Und lernen so allein das Gute schätzen.
Den kurzen Schmerz versüßt ein schnelles Glück,
Und dauernd ist die Freude des Gewinns!
So hoff' auch ich für Dich und mich, mein Vater!
Und wie der Fischer, der am Strande lang
Vergeblich harrend zwischen Furcht und Hoffnung,
Das Meer durchspäht, nun plötzlich unter sich
Der Woge silbernes Gekräusel sieht,
Mit froher Hast das Netz erhebt, und drinnen
Des Triton reichsten Schatz gefangen hält;
So schwank' ich noch, und ahnd' in meinem Herzen
Ein unbekanntes Glück, das wunderbar
Vom Himmel selbst uns zubereitet ist.

Ubaldo.

Du siehst mich bitter lächeln, trautes Kind!

Rosaline.

Du wirst die Süßigkeit der Freude schmecken,
O komm mit mir, wo wir erwartet sind!

Vierte Scene.

(Schöner Garten mit Springbrunnen vor einem prächtigen Salon, zu dem marmorne Stufen hinauf führen. Eine Tafel wird von Dienern reich und prächtig servirt. Musik aus der Ferne läßt sich abwechselnd vernehmen.)

Antonio und Richardet. Giacomo und Laura.

Antonio (zu den Dienern).

So, das ist schön! Das kostbarste Geräth,
Und was sich sonst für solche Tafel schickt.
Denkt euch, ihr schmücktet eine Braut; es hebt
Der Edelstein die edele Gestalt,
Es ziert der Perlenschmuck den weißen Hals
Und lauscht dem stillen Seufzer in der Brust,
Doch ihre reinste Schönheit ist sie selbst,
Die schweigend mit verhülltem Zauber spricht! —
Verzeiht mir, Giacomo! Ich habe nie
Den Wirth so gern gemacht als heut, wo ich
Die liebsten Gäste hier bewirthen soll.

Richardet.

Ihr gebet uns ein Fest, Antonio!
Doch scheint's, wir sollen nicht allein genießen,
Und ihr erwartet and're Freunde noch.

Antonio.

Das thu' ich wirklich, und bereite mir,
So hoff' ich, fast die reinste Freude vor.
Wir lassen Laura dort und Richardet
Im süßen Tausch der Seelen mit sich selbst,
Und suchen hier den kühlen Schatten auf.

Giacomo.

O sage, holde Laura! Wie, mich hatte
Dein schönes Aug' in Padua schon gesehn?

Laura.

Ich glaub', ich that es, Richardet!

Giacomo.

O nein!
Wie konnt' es nur geschehn!

Laura.

Weiß ich es selbst?
Und daß Du's warst, als Dich mein Auge sah,
Das sagte mir das Herz, es schlug und sprengte
Die Fessel ab, und meine Seele flog,
Des Zwanges frei, in Deinen sel'gen Dienst,
Wo sie nun ruht wie in der Liebe Himmel.

Giacomo.

O meine Laura, daß ich selbst im Käfich,
Der Lerche gleich, nach Freiheit schmachtete;
Erfuhr ich erst, als Du, wie eine Göttin,
Mich mit dem Zauber Deines Blicks berührtest.
Da lebt' ich erst, als ich Dich sah; da liebt' ich,
Und Erd' und Himmel küßten sich vor mir
In trunk'ner Lust und seliger Umarmung!

Des Todes Spitze drang mir in die Bruſt,
Doch ihrer Wund' entquoll das neue Leben!

Laura.

Mein theurer Richardet!

Giacomo.

O meine Laura!
(Sie gehen.)

Ubaldo und Roſaline.

Roſaline.

Wo finden wir ſie, o, wie klopft mein Herz
Der ſchönen Laura Liebesgruß entgegen!
O, wüßte ſie, wie unter fremder Hülle,
Mein ſchweſterlicher Buſen ſich verbirgt!

Ubaldo.

Ich zögre Schritt vor Schritt, und fürchte mich
Dem Blick Antonio's zu begegnen.

Roſaline.

Dort ſeh' ich ihn, er kommt!

Antonio und Richardet.

Antonio.

O, meine Freunde!
Willkommen, Herr Ubaldo! Richardet!
Wie harrt' ich ſchon der Zeit mit Ungeduld,
Da Ihr mit Eurer Gegenwart uns ehret.

Ubaldo.

Ihr überhäuft uns, Herr Antonio!
Mit Pfändern Eurer Lieb' und machet uns
Durch Eure Huld beſchämt.

Roſaline.

Sollt' ich Euch ſagen,
Was meine Freud' im Herzen ſpricht, und wie
Euch meine Liebe dankt, vermöcht' ich's nicht.
Voll Ehrfurcht küß' ich dieſe theure Hand!

Antonio.

Ich reichte keinem lieber ſie, als Euch.
Ja, ſeht hier, Giacomo, die edlen Gäſte,
Die Ihr noch ſchätzen ſollt, in vollem Werth.

Richardet (für ſich).

Aurora lächelt in des Jünglings Zügen
Und ſchwebt auf Morgenfittichen zu mir.
(zu Ubaldo.)
Ehrfurcht gebietend fordert Ihr Vertrauen,
Und ohne Rückhalt gibt ſich Euch das Herz.

Roſaline (für ſich).

Er iſt's, o welche Hoffnung geht von neuem
In meinen Blicken auf!

Ubaldo.

Freigebig iſt
Die Jugend ſtets, und ihren Reichthum achtet
Sie oft für nichts; das Alter weiß zu ſchätzen,
Und täuſcht mein Auge nicht, ſo leſ' ich hier,
Des Guten viel in reich lebend'ger Schrift.

Antonio.

Er iſt ein Freund, Ubaldo! O, wie ſtimmt
Der Hörner Schall und die Muſik des Frühlings
Zur Harmonie der Seelen, die ſo ſüß
Hier auf der Harfe unſres Lebens ſpielt.
Der Zweige Rauſchen und der Tanz der Brunnen,
Des Weſtes Koſen und des Aethers Blau,
Das über uns in Segensfülle thaut,
Wie bilden ſie vereint mit unſrer Luſt
Den herrlichſten Accord, und ſtimmen lauter
Als Engelsgruß zur Harmonie des Himmels!
Wo weilet Laura nur, daß ſie uns fehlt;
Entführt die Liebe ſie, ſo bringen wir
Zwiefach gefeſſelt nun ſie hier zurück.
O, laßt es, Herr Ubald, Euch nicht verdrießen,
Die Flüchtige zu ſuchen, die uns fehlt.
(Sie gehen.)

Richardet.

Antonio iſt ein ſelt'ner Mann!

Roſaline.

Fürwahr,
Ich kenn' ihn erſt ſeit einer Stunde kaum,
Doch iſt mein ganzes Herz ihm zugewandt.

Richardet.

Ihr ſeid ihm nicht aus ält'rer Zeit befreundet?

Roſaline.

Ich ſah ihn hier in' Padua zuerſt.

Richardet.

So ging es mir wie Euch.

Roſaline.

Fremd ſeid auch Ihr?

Richardet.

Doch fand ich ſchnell Antonio's Vertraun.

Roſaline.

Ihr nennt Euch Giacomo?

Richardet.

Ihr, Richardet?

Roſaline.

Seltſam genug!

Richardet.

Was fällt Euch auf!

Roſaline.

Wie artig
Der Zufall ſpielt!

Richardet.

Und darf ich fragen?

Roſaline.

Ihr
Tragt eines Freundes Namen.

Richardet.

Und ich liebe
Den Euern wie mich ſelbſt.

Roſaline.

Das hör ich gern!

Richardet.

So gebt mir Euer Herz um ſeinetwillen.

Rosaline.
Ich weiß nicht, ob ihr recht mich lieben könnt.

Richardet.
Thät' ich es nicht, ich lernt' es mehr und mehr!

Rosaline.
Doch müßtet Ihr des Freundes d'rum vergessen.

Richardet.
Ich fürcht' es nicht, da er in Euch mir lebt.

Rosaline.
Ihr seid, so scheint es, im Betrug geübt.

Richardet.
Mein, Richardet, die Täuschung macht nur Ihr

Rosaline.
Ihr könntet werth mir sein, doch nicht als Freund

Richardet.
Ihr seid mir werth, ob Ihr auch mich nicht liebt.

Rosaline.
Ich lieb' Euch, doch auf Eure Weise nicht.

Richardet.
Es sagt mein Herz mehr als die Lippe spricht!

Giacomo und [illegible]ra kommen.

Laura.
Da ist er, Richardet!

Rosaline.
O meine Laura!

Giacomo.
Er, Richardet?

Richardet.
Was seh' ich?

Rosaline (für sich).
Giacomo?

Laura (für sich).
Was that ich nur!

Giacomo.
O Tod!

Richardet.
Ein Räthsel ist's!

(Taddeo Landino wird von einem Diener empfangen.)

Petronio.
Ihr findet hier den Herrn Antonio.

Taddeo.
Wo ist er, daß ich ihn umarmen kann.
Daß ich den Freund an meinen Busen drücke!

Antonio und Ubaldo.

Antonio.
Taddeo! Gott im Himmel, wie umfaßt
Ein Tag mein ganzes Glück; auch Du in Padua?

Taddeo.
So eben wollt' ich nach Venedig gehn,
Da hör' ich Dich genannt und eile her.

Richardet.
Mein Vater!

Giacomo.
Ist es möglich, meine Schwester?

Rosaline.
Er hat auch mich erkannt.

Laura.
Er zürnt auf mich.

Antonio.
Du findest Deinen Sohn und meine Laura
Schon Hand in Hand; es hat die Liebe schnell,
Ihr siegreich Werk gethan; da sind sie ja!
Sieh Deinen Vater, Laura! Richardet!

Giacomo.
O welche Plage!

Richardet.
Was beginn ich nun?

Antonio.
Nun Richardet?

Ubaldo.
Was seh' ich, Giacomo?

Antonio.
Empfangt in Eure Arme sie, Taddeo!

Taddeo.
Treibt Ihr ein Spiel mit mir, Antonio?

Antonio.
Seltsame Frage!

Ubaldo.
Wo verberg' ich mich
Vor dieser Schmach?

Taddeo.
Er, Richardet, mein Sohn?

Giacomo (zu Ubaldo's Füßen).
Mein Vater!

Laura.
Gott, sein Vater?

Antonio.
Was erleb' ich!

Ubaldo.
Antonio!

Antonio.
Guidone!

Laura.
Welch' ein Schreck
Der Freude bebt durch meine Brust!

Rosaline.
O Ahnung!

Richardet.
Ich zög're noch!

Ubaldo.
Vergib, Antonio!

Antonio.
Guidone?

Ubaldo.

Ja, ich bin's mit meinem Gram!
Mein Sohn ist's, ein Betrüger, Giacomo!
Der mit erlog'nem Namen Dich getäuscht.

Taddeo.

Was hör' ich, so mißbrauchte dieser Bube
Den Namen meines Sohns, um mich zu schmähn?

Richardet.

Antonio, nein! Mein Vater, o verzeiht!
Geschmäht nicht, nein, geadelt hat er Euch,
Seit er den Namen Eures Sohnes trägt.
Was war er sonst? Ein Hauch, ein leerer Schall,
Den nun sein Wesen bannt, der mir es sagt,
Daß Zeus Gehilfin bei dem Schöpfungswerk,
Harmonia noch liebreich uns umschwebt,
Und uns den Laut der Freude wie des Schmerzes
Aus der verwandten Brust herüberträgt.
Ich bin nicht Richardet, er ist es, Vater!
Doch wie der Kerze Schein beim hellen Tag,
Wie Schatten vor der Wirklichkeit, verschwindet
Mein Nebelbild bei seines Urbilds Glanz!

Giacomo.

Nein, Richardet! Nie ward ich so zum Schatten,
Als da Dein Wesen mir zur Seite trat.
Doch süßer bettete sich Freundschaft nie,
Als mein gebrochnes Herz in Deine Liebe!

Rosaline.

Hört Du es, Vater! Es ist Giacomo,
Er ist's, und den Verlornen hast Du wieder!

Giacomo.

Ja, meine Schwester!

Richardet.

Seine Schwester?

Giacomo.

Sieh'
Den Bruder mit versöhnten Augen an,
Der Euch mit Willen nie betrübt. Ihr kennt
Nun meine Schuld, mein Vater! Rosaline!
Ihn kennt Ihr nicht! Er war's, mein Richardet,
Dess' Liebe mich bezwang, aus dessen Armen
Ich kaum mich wand; da sah ich Laura hier
Und ihre Schönheit bannte mich auf's neue!
Er liebte mich und fühlte meine Noth,
Er drang mir seinen Namen auf, und stellte
Antonio als Richardet mich dar.
Auf ihren höchsten Schwingen trug die Liebe
Mich hoffnungsreich empor, im blauen Aether
Schwamm ich in seliger Vergessenheit;
Nun löst der Zauber sich, und aus dem Schlummer
Erweckt mich, ach, zu früh der rauhe Tag!
Doch sei's darum, vergessen will ich nun!
Verzeiht, Antonio! Vergib mir, Laura!
Taddeo, Vater, schracket mir Verzeihn!
Ich büße meine Schuld; den Sieg gewinn' ich
Nun über mich, und feierlich entsagend
Geb' ich an Richardet die theure Hand.
(Er will Laura's und Richardet's Hände verbinden.)

Richardet.

Nein, Giacomo! Mein Herz ist nicht mehr mein,
Und wunderbar in Räthseln flocht der Himmel
Um uns ein unauflöslich Liebesband.
(zu Rosaline.)
In diesen Augen sind' ich Dich und mich
Gedoppelt wieder. Diese Locken webte
Diana selbst zum reinsten Liebesnetz,
In dem sich meine Hoffnung süß gefangen.
O Rosaline, seid Diana mir,
Daß ich in seliger Betrachtung stets
Mich Eurer holden Sittsamkeit erfreue;
Seid mir Minerva, die mir sonnenhaft
Des Lebens Labyrinth erhellt, und öffnet
Als Cynthia mir das Blumenreich der Liebe!

Rosaline.

Mein Herz ist Euer, Richardet! Die Hand
Hat nur mein Vater zu vergeben.

Richardet.

Wohl!
So bitt' ich denn von ihm, was Du gewährt.
Guidone, Vater!....

Antonio.

Ja, der Himmel ist's,
Kein Zufall, Freunde, der es so gefügt!
Taddeo, haltet nicht zurück! Guidone!
Laßt mich vereint mit Richardet Euch bitten,
Hört mich und sprecht den Segen über sie!
O, seht uns selbst in Freundschaft neu vermählt!
Was wir uns sind, und was wir eh' gewesen,
Das sind sich Giacomo und Richardet!

Laura (zu Ubaldo's Füßen).

O laßt Euch bitten.

Rosaline (zu Taddeo's Füßen).

Gönnt mir Eure Hand,
Und hebt an Eure Brust auch mich hinauf!

Taddeo (zu Guidone).

Ihr seid ein Freund Antonio's.

Antonio.

Taddeo!
Ein Edler, wie die Welt ihn selten ehrt.
Marco Guidone, dem sein Heldendienst
Von seiner Stadt mit Undank nur gelohnt;
Das mögt Ihr selbst aus seinem Mund vernehmen.
Guidone, ja! Wirf Deinen Gram beiseit,
Wie Deine Maske! Sieh Deiner Kinder Glück
Und ruh' am Busen eines Freundes nun,
Deines Antonio!

Guidone.

O Freundestreue!

Ja, mein Antonio!

Laura.

Mein Giacomo!

Rosaline.

O süßer Tausch der Namen „Richardet!“

(Der Vorhang fällt.)

Ueber moderne Tragödien.

Von

Rudolph Marggraff.

Man hat hin und wieder von modernen Tragödien geredet und darunter, wie es scheint, solche verstanden, welche zeitgemäß wären und dem Bewußtsein der Gegenwart entsprechen; aber noch ist man uns die nähere Erklärung dieses Bewußtseins, so wie die etwa daraus herzuleitende Theorie des neuern Drama's schuldig geblieben. Alle Theorie ist nachträglich und schließt sich mehr oder weniger an die vorhergegangene Production an. Wir würden daher auf jene in unserem Gebiete so lange verzichten müssen, bis wir eine Tragödie erhalten hätten, die wir als Repräsentantin des modernen Drama's betrachten müßten.

Man könnte versucht sein, den Göthe'schen Faust für eine solche zu halten. Faust ist aber nicht ein Mensch von heute oder gestern, er ist eine allen gebildeten Zeiten und Völkern zugehörige Erscheinung, ein menschheitliches Individuum, welches die im Kampf der geistigen und sinnlichen Weltordnung mit sich selbst zerfallene Menschennatur zur Anschauung bringt. Was aber hiervon der neueren Zeit eignet, ist nicht der Stoff des Drama's, sondern das Bewußtsein dieses Stoffes und seine dichterische Verarbeitung. Allerdings spielt hier ein einzelnes Individuum die entscheidende Rolle, aber nicht in sofern es durch äußere Macht und Gewalt zufällige Geltung hat und dadurch vielleicht in einen tragischen Kampf mit einer eben so zufälligen Außenwelt hineingezogen wird, sondern als lebendiges Symbol, als Stellvertreter der gesammten Gattung. Hier also erscheint das Individuum in seiner tiefsten Innerlichkeit, in seiner vollen metaphysischen Bedeutung, nicht aber als befriedigt in sich, sondern mit sich selbst zerfallen und verfeindet, wie jeder Mensch von höherem Streben mehr oder weniger es ist. Diese metaphysischen Zerwürfnisse des inneren Menschen, diese tiefen Schatten der strebenden Menschenseele waren Göthe in ihrer ganzen Fülle offenbar geworden; in der Gestalt des Faust brachte er sie sich selbst, wie seiner Zeit, die sie ihm enthüllt hatte, zum vollen Bewußtsein. In der Studirstube eines träumerischen Gelehrten, in dem beengten Wohnzimmer einer schlichten Bürgerfamilie, auf den Straßen und an den Belustigungsörtern einer kleinen mittelalterlichen Stadt entwickelt der Dichter die genreartigen Scenen seiner weltgeschichtlichen Tragödie; aber gerade dieser spießbürgerliche Boden, der die Geheimnisse der gewaltsam ringenden Menschenbrust zur Erscheinung bringt, ist der sprechendste Beweis für die allgemein menschliche, universell-historische Bedeutung des dramatischen Stoffinhalts. Insofern gilt diese Tragödie nicht für unsere Zeit allein, sondern ebenso zugleich auch für alle früheren und alle künftigen Entwickelungen des Menschengeschlechts.

Es liegen aber in den Zuständen der modernen Welt noch mannigfach andere Interessen, geistiger und materieller Art, die sich um den Besitz der Menschenseele streiten und sie mit sich selber, wie mit der umgebenden Welt in Zwiespalt zu bringen suchen. Wenn man es verstände, diese unsere Zeit ausschließlich bewegenden und in Anspruch nehmenden Interessen, diese verschiedenen im Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst zum Vorschein kommenden Gegensätze in dem Denken und Leben eines einzelnen Individuums zusammenzufassen und Gestaltung zu geben, so würde man einen modernen Faust erhalten. In diesem modernen Faust müßten die metaphysischen, allgemeinmenschlichen Betrachtungen, Klagen und Zerwürfnisse des Göthe'schen Faust, wenn ich mich so ausdrücken darf, zeitstoffhaltig werden. In ihm würden die modernen Weltanschauungen und Weltinteressen mit ihren Gegensätzen und Widersprüchen zur Anschauung kommen, und damit zugleich auch jene metaphysischen Zerwürfnisse, die den zwischen dem Geistigen und Sinnlichen in die Mitte gestellten Menschen überall hin begleiten. Auch dieser moderne Faust würde sich nicht auf der anfänglichen Höhe seines Denkens und Handelns erhalten können; auch er würde herabgezogen werden in die Gegensätze des Irrthums und der Sünde, aber nach der Erhebung seine Versöhnung wiederfinden können im thätigen

Anschluß an die Wirksamkeit des lebenden Geschlechts, die auf die Verwirklichung der herrschenden Weltideen gerichtet ist.

In diesem modernen Faust würden sich demnach nur die Stoffe der Reflexion, die Ursachen des Kampfes und die Beweggründe des Handelns ändern, die Art und der Verlauf des Kampfes aber dieselben bleiben, wie in dem alten.

Es liegt in dem Wesen der Tragödie, diesen Kampf verschiedenartiger Gegensätze der Ansicht und des Willens, des Gefühls und der Leidenschaft, die sich als scheinbar gleichberechtigte Mächte gegenüber treten, in individuellen Gestalten und Thatsachen anschaulich darzustellen. In dem Zuschauenden Mitleiden und Furcht zu erwecken, wie Aristoteles sagt, und die daraus hervorgehende Reinigung der menschlichen Leidenschaften bliebe dabei, richtig verstanden, unwiderleglich der letzte Endzweck. So verschieden aber die Gegenstände, in deren Interesse Ansicht und Willen, Gefühl und Leidenschaft, mit einander in Widerstreit gerathen, so verschieden sind auch die Lebenskräfte und Zeitperioden, in welchen dies geschieht.

Wie im Leben ganzer Völker und Volksgeschlechter sich diese anziehenden und abstoßenden Bewegungen der alten und neuen Weltanschauungen und Zustände wirksam erweisen, so offenbaren sich auch in den beschränkteren Kreisen der Stände und Genossenschaften, der Familie und anderer geselligen Vereine zu allen Zeiten tragische Kämpfe um minder bedeutsame Interessen. Das Schauspiel des Kampfes zwischen dem zur Geltung gekommenen Alten und dem aus gleichzeitigen Bewegungen hervorgegangenen Neuen ist an und für sich anziehend und wirkungsreich, und es kommt daher hier vielleicht weniger auf den dargestellten Stoff, als auf den Kampf selbst und dessen anschauliche Darstellung an. Das Factum ist nur das materielle Mittel, in welchem sich der Kampf der Gegensätze gleichsam verkörpert, die Darstellung aber das durchsichtige Gewand, wodurch uns derselbe zur Erscheinung kommt. Je bezeichnender und charakteristischer das Factum und dessen dramatische Durchführung, desto lebhafter der Antheil, den wir an dem Kampfe nehmen.

Dennoch wäre es etwas anderes, als der Kampf der Gegensätze, was uns den modernen Faust so besonders anziehend machen würde. Es wäre dies eben die Theilnahme an dem Stoffe, den den modernen Interessen des Lebens, der Wissenschaft und Kunst mit ihren verschiedenen Ansprüchen, so wie der Anblick des Einflusses, den sie auf die empfängliche Seele eines einzelnen Individuums der Jetztzeit ausüben.

Wie sich in diesem modernen Faust die metaphysische Seite der neueren Weltideen und Weltzustände, so würde sich in einem modernen Don Juan die entgegengesetzte reinsinnliche Seite derselben abspiegeln; und wie dort die metaphysischen Verwürfnisse des modernen Menschen ihn in die Gewalt der Sinnlichkeit verstricken, so würden hier die zerstörenden Einflüsse der Sinnlichkeit ihn zuletzt zur metaphysischen Versöhnung mit sich selbst hintreiben. Don Juan ist der seiner sinnlichen Seite nach zur Herrschaft gekommene Faust, die auf die Spitze getriebene andere Seite des metaphysischen Faust. Dennoch könnte die Sinnlichkeit des modernen Don Juan nicht anderer als metaphysischer Art sein; sie hätte sich in ihm durch Reflexion mit Bewußtsein entwickelt.

Wenn sich in dieser modernen Faust-Don Juan-Tragödie der tragische Geist und das Wesen der Gegenwart in dem Innern eines einzelnen Individuums nicht blos abspiegelt, sondern dergestalt lebendig wirksam erweist, daß es, von den Leiden der Zeit ergriffen, mit sich selbst und der Welt, die ihn nicht anerkennen mag, in Zwiespalt zerfällt und dadurch untergeht, so zeigt sich in einer anderen Gattung des Drama's, den eigentlich historischen Tragödien, der Kampf zeitgeschichtlicher Interessen mit ihren Gegensätzen mehr äußerlich in solchen Individuen entwickelt, welche die Fähigkeit oder Macht haben, die Träger und Repräsentanten derselben zu sein. Im Faust-Don Juan zieht sich die lebendig bewegte Zeit in dem Innern eines einzelnen Individuums zusammen, hier breitet sie sich in den gegensätzlichen Bestrebungen mehrerer einzelnen, scheinbar gleichberechtigten Individuen mehr äußerlich aus.

Solche Tragödien, deren stofflicher Thatbestand aus einer früheren Vergangenheit der Geschichte, selbst der deutschen entlehnt ist, hat man als dem Bewußtsein der Jetztwelt entsprechend nicht anerkennen wollen.

Man bedenke aber, daß die Gegensätze der verschiedenen Weltanschauungen und Weltzustände, welche sich in den Bewegungen der Gegenwart kund geben, und das Ringen der verschiedenen Individuen, um die einen oder die anderen zur Herrschaft zu bringen, sich ihrem Grundwesen nach, auch in der Geschichte der Vergangenheit nachweisen lassen. Das tragische Verhängniß der gegenwärtigen Weltzustände spiegelt sich in dem der früheren ab, und in sofern sind die letzteren dem Bewußtsein der Jetztwelt nicht entfremdet. Der Kampf der Gegensätze und seine anschauliche Darstellung ist auch hier die Hauptsache.

Die Arbeit des dramatischen Dichters muß es daher sein, in der Darstellung der geschichtlichen Thatsachen den tragischen Geist des menschlichen Geschicks zu concentriren, zu verkörpern, zu ver-

dichten; er wird ſie aber auch zugleich ſo auffaſſen und die handelnden Perſonen dergeſtalt charakteriſiren, daß ſich in ihnen der herrſchende Geiſt und das Leben der Zeit, aus welcher ſie entlehnt ſind, auf's deutlichſte abprägen. Seine Schöpfung wird auf dieſe Weiſe außer der ideellen, auch zugleich eine zeitgeſchichtliche und nationelle Bedeutung empfangen. Denn wie in der Kunſt überhaupt, ſo offenbaren auch in der dramatiſchen Poeſie die dargeſtellten individuellen Perſonen und Thatſachen zugleich eine allgemeinere, menſchliche Beziehung; in dem Volksthümlichen, Zeitgemäßen und Perſönlichen kommt zugleich das Weſen der Menſchheit und des menſchlichen Geſchickes überhaupt, alſo ein Allgemeines und Ideelles, zur Anſchauung.

Inſofern dürfen wir ſagen, daß jede wahrhaft hiſtoriſche Tragödie zugleich ein Spiegelbild der Gegenwart ſei und dem Bewußtſein der Jetztwelt ſich anſchließe.

Wir haben demnach keinen Grund, die geſchichtlichen Tragödien als unzeitgemäß unſeren Dichtern zu verleiden; aber wir verlangen von den letzteren, daß ſie ſich vorzugsweiſe an die deutſche Geſchichte und was mit ihr in näherer oder weiterer Wechſelwirkung ſteht, halten. Die große Fülle tragiſcher Stoffe, welche ſie darbietet, iſt noch lange nicht ausgebeutet; und doch liegt ſie unſerem modernen Bewußtſein an ſich ſchon bei weitem näher, als jede andere, da die in ihr ſich entfaltenden Zuſtände und Begebenheiten der natürliche Boden ſind, aus welchem ſich die Begebenheiten und Zuſtände der Gegenwart mehr oder weniger ſelbſtſtändig entwickelt haben. Unſere geſammte frühere Geſchichte gehört uns Jetztlebenden an. Wir dürfen uns von einer Vergangenheit nicht losſagen, mit welcher wir durch die feinſten Fäden des Staatsgewebes auf's innigſte zuſammenhängen. Wir verlangen daher von unſeren dramatiſchen Dichtern vor allen Dingen, ohne Unterſchied der Zeit mit Fug und Recht hiſtoriſche Stoffe aus unſerer vaterländiſchen, an vielfachen Gegenſätzen und Wechſelunfällen, an Höhen und Tiefen überreichen Geſchichte, Thatſachen, die durch religiöſen Glauben und geſchichtliches Wiſſen unſer geiſtiges Eigenthum geworden ſind, und Begebenheiten, welche durch ihren einflußreichen Erfolg in unabweislicher Beziehung zu unſerer geſammten Nationalität, wie zu den gegenwärtig herrſchenden Intereſſen unſeres ſtaatsbürgerlichen Lebens ſtehen. Wer iſt Bürge, daß nicht die Hiſtorie unſerer Vergangenheit in ſpäteſter Zeit, wenn andere Verhältniſſe zur Entwickelung gekommen ſind und der zu ſehr angehäufte geſchichtliche Stoff nicht mehr zu überwältigen iſt, zur bloßen dichteriſchen Sage zuſammenſchrumpfe?*) Dann wird man nur noch auf die äußerſten Höhen und Gipfel des vergangenen geſchichtlichen Lebens blicken, die durch ächt dramatiſche Behandlung dem Verſtändniß unſeres Volkes und ſeiner dauernden Erinnerung zugänglich geworden ſind. Wie unrecht hat man alſo, die hiſtoriſche Tragödie von ſich zu weiſen, und wie arg verſündigen ſich die Dichter an uns, wie an dem künftigen Geſchlecht, wenn ſie uns ſtatt der ernſten, wahrhaften Hiſtorie fade Liebesgeſchichten und langweilige Familienſcenen mit allen den kleinlichen Intereſſen auftiſchen, die nur an Haus und Hof gebunden, kaum über die Schwelle des fürſtlichen Palaſtes in das Leben der Völker und Volksgemeinden hinüberreichen.

Der große Haufe unſerer Tragiker freilich zerfaſert und zerdehnt leider noch immer gar zu gern den reichen Stoff unſrer Geſchichte und ergeht ſich lieber in den lächerlichſten und abgeſchmackteſten Fadheiten des gewöhnlichen Lebens, als in der Schilderung und dramatiſchen Veranſchaulichung weltgeſchichtlicher Thatſachen. Die Intereſſen der Familie ſind ebenfalls einer wahrhaft hiſtoriſchen Behandlung und tragiſcher Bedeutung fähig, aber wie Raupach und Conſorten ſie darzuſtellen beliebt, können ſie nicht erheben und erbauen, was der Zweck der Tragödie iſt, ſondern nur langweilen, höchſtens ergötzen, und hierzu iſt jede andere Geſchichte beſſer und geeigneter, als die gewaltige deutſche.

Aber es vermag nicht Jeder unſere Geſchichte mit dem großartigen Blick zu erfaſſen, den ſie erheiſcht; es vermag nicht Jeder, ſich in den Geiſt der Zeiten, in den widerſpruchsvollen Sinn des Volkes, in die oft wunderlich ausgeprägten Charaktere der handelnden Perſonen zu vertiefen und die Sprache mit jener gediegenen dramatiſchen Kraft zu handhaben, die dem Ernſt der Geſchichte entſpricht.

Der reichhaltige, in die Tiefe wie in die Breite auseinandergehende Stoff unſerer Geſchichte macht in der Behandlung oft eine ſcheinbar nur epiſche Verbindung der Thatſachen nothwendig, wenn man ihn nicht nach Art unſerer Hohenſtaufendichter in's Unendliche zertheilen und zerſplittern und jeden einzelnen Familienjammer in fünfactige Phraſen auseinander dehnen will. Warum ſollte es nicht erlaubt ſein, die verſchiedenen durch Ort und Zeit getrennten Momente einer geſchichtlichen Thatſache zu einem Ganzen mit einander zu verbinden, wenn ſie nur zu Einem Zwecke hinwirken und in ſteter Beziehung zu dem Mittelpunkt der Handlung wie zu dem Grundgehalt des Ganzen,

*) Es wäre zu beklagen. Herr v. Raumer ſorgt ſchon dafür, daß die Deutſchen ihre geſchichtliche Vergangenheit in alle Ewigkeit für echt halten müſſen. D. R.

der geschichtlich tragischen Idee, stehen? Für den Geist gelten alle jene Trennungen und Absonderungen von Zeit und Ort nichts; auch fällt dieser Scrupel in Beziehung auf die Bühnendarstellung von selbst weg. Sollen aber die Unterschiede von Ort und Zeit für den Zuschauer wirklich nicht verloren gehen, wozu haben wir denn unsere Decorationsmaler und den ganzen Aufwand von Costümen, wodurch dieser Zweck zu erreichen wäre?

Nun ließe sich noch fragen, ob nicht die tragischen Thatsachen des gegenwärtigen geschichtlichen Lebens etwas Eigenthümliches nachweisen, wodurch es sich von der früheren Vergangenheit wesentlich unterscheidet; es ließe sich fragen, ob nicht ebenso gut eine moderne historische Tragödie wie eine moderne Fausttragödie möglich wäre. Allerdings ist sie möglich; die Theilnahme am Kampf der Gegensätze und die Art derselben würden die nämlichen bleiben, und nur der Stoff sich ändern.

Unsere Weltanschauungen und Weltzustände haben sichtbar eine neue Form und Gestaltung angenommen, und in Leben, Kunst und Wissenschaft, in geistiger und materieller Hinsicht sich mancherlei Interessen geltend gemacht, welche wohl verdienten durch entsprechende Thatsachen und Persönlichkeiten versinnbildlicht, individualisirt und dramatisch veranschaulicht zu werden. Wodurch aber diese modernen Interessen etwa noch lebendige Gestaltung gewinnen könnten, das sind Thatsachen, deren Darstellung weder die Bücherschränke der Buchhändler noch unsere Bühnen betreten darf. Im Uebrigen haben wir uns nivellirt; die Höhen unserer Geschichte sind abgetragen und ihre Ecken geglättet. Wo es Größen gibt, ragen sie nicht mehr hervor; wir haben deren viele gleichhohe oder vielmehr gleichniedrige. Selbst die politischen Gegensätze gleichen sich durch Zollverbände und Eisenbahnen täglich mehr aus; sie haben den Orangismus in Belgien vernichtet. Eine Zeit des ewigen Friedens steht uns zwar nicht bevor; aber die als Corporationen bestätigten Eisenbahngesellschaften werden zu den Kriegen ihr Geld nicht hergeben. Das läßt sich nicht halten und hemmen. Aber man ist auch in anderer Beziehung beflissen, auf dem Wege allmäligen Reformirens die alten Zustände zu verbessern, und sieht sich dabei genöthigt, den Ansprüchen zweier Mächte, der längstberechtigten Vergangenheit und der Berechtigung fordernden Gegenwart, zu gleicher Zeit sein Compliment zu machen. Man verwirft, was geltungslos geworden, und zieht die Fortschritte der Menschheit in Industrie, Kunst und Wissenschaft allmälig in seinen Kreis. Und dennoch fehlt es nicht an gewaltigen Kämpfen und noch gewaltigeren Zurüstungen zu späterem Kampf, aber sie treten weniger furchtbar an's Licht des Tages; sie gähren und schütteln sich im Innern, um früher oder später mit verdoppelter Wuth hervorzubrechen. Sonst waren es vorzugsweise die Könige und Fürsten, welche die Geschichte machten und den Gang der Völkerschicksale bestimmten. Da schaarte man sich um die Könige, als die Hüter des Volks, und folgte ihnen im Kriege nach, wenn sie mit den Nachbarfürsten über das eigene Mein und Dein rechteten. Ihr Wille war Machtgebot; ihre Leidenschaft die Triebfeder ihrer Völker bewegenden Thaten, beides der Mittelpunkt, die Achse, um welche sich das tragische Geschick der Völker drehte. So war es mit wenigen Ausnahmen. Jetzt haben auch die Völker eine Stimme, selbst wo sie nicht gesetzlich ist, und eine mächtigere als sonst, auf welche die Könige achten müssen. Damals waren die Gegegensätze stärker, ausgeprägter, nachdrücklicher, das Individuum konnte sich eher geltend machen, als jetzt. Aber die Gipfelpunkte der Geschichte, um welche sich damals die Wandelungen in den Schicksalen der Völker concentrirten, haben sich jetzt geebnet, und die fürstlichen Paläste ihre weltgeschichtliche Bedeutung als Werkstätten des Völkergeschicks verloren. Diese Ausgleichung der Ansprüche, der Interessen, der Gewalten ist dem modernen Drama wenig förderlich; aber es fehlt selbst der neuesten Zeit nicht an hervorragenden Erscheinungen, die dafür den geeignetsten Stoff bieten.

Als typische Gestalt des modernen welt- und völkergeschichtlichen Drama's kann Napoleon betrachtet werden.*) Zwar gehört er nicht der neuesten, aber der neueren Zeit an; in seiner Erscheinung concentrirt sich das erwachende Bewußtsein des lebenden Geschlechts, und offenbaren sich bereits die Anfänge der neuesten Zeit, die noch in der Entwickelung begriffen ist.

Erschütternd und das Geschick der Völker bestimmend, tritt zuerst seine hervorragende Größe auf. Unter seinem Fußtritt verschwinden die Gegensätze, die noch bestanden zwischen der neuen werdenden Zeit und einer alten, die ihre Berechtigungen und Ansprüche aufgeben muß; die Individuen, welche Träger dieser Vergangenheit waren, gehen unter im tragischen Kampf. — Das ist der erste Theil des furchtbaren Drama's.

Aber der Sieger bereitet im Sturmschritt selbst

*) Hier, glaub' ich, irrt R. Marggraff. Napoleon wird niemals eine Gestalt des Drama's sein können. Sein eigenes Wirken ist eben so episch in sich selbst gegliedert, als die ganze Zeit es wird, ohne es zu wollen. Die französische Revolution mit ihrem größten Sohne sank zum Epos zusammen, das bis in die neuesten Tage hereingreift, weil sie aus eigener Kraft sich nicht vollenden und zum Weltdrama abschließen konnte.

D. R.

eine neue Zeit, ein neues Bewußtsein vor, welches sich noch bei seinem Leben zu realisiren sucht in der Wirklichkeit. Der Umschwung aller Verhältnisse war zu gewaltig, die Gegensätze entwickeln sich mit überraschender Schnelligkeit. Die Völker kommen zum Bewußtsein ihres Rechtes und mit ihm ihrer Kraft, und was einen Augenblick galt, bößt seine Herrschaft ein. Sie fallen von dem Sieger ab; das Individuum geht unter, aber die durch ihm vorbereiteten neuen Weltanschauungen und Zustände verklären und befestigen sich durch seinen Sturz. —

Napoleon war die letzte Herrschergestalt, an deren leidenschaftlichen Willen das Geschick der Völker unmittelbar geknüpft war.

Wir haben gesehen, welche Umstände in der neuesten Zeit zusammentreten, um der vollen Entwickelung des modernen Drama's und seiner Einbürgerung auf der Bühne hemmend entgegenzuwirken. In solcher Zeit sind die historischen Tragödien, welche Thatsachen der Vergangenheit mit ächt künstlerischem Gepräge und geschichtlichem Ernst darstellen, mehr als jemals in der Ordnung; in ihnen kommen wir uns selbst zum Bewußtsein. Will der Dichter diese Wirkung hervorbringen und der Gegenwart ein Abbild ihrer selbst vorhalten, so entlehne er die entsprechenden Stoffe aus unserer früheren Vergangenheit. Hier wiederholen sich den unsrigen ähnliche Kämpfe der Tugendgröße mit der List, aber auch der Völker und Stände um Glauben und Bürgerfreiheit; hier endlich sind in den einzelnen hervorragenden Individuum die dramatischen Mittelpunkte gegeben, an welche sich die tragische Entwickelung auf's natürlichste in anschaulicher Lebendigkeit anreiht. —

Die dramatischen Schriftsteller Frankreichs.

(Nach E. Guinot.)

Es gab eine Zeit, wo ein junger Mensch, der mit einiger Phantasie ausgerüstet war, seine Studien nicht anders als mit der Anfertigung eines Trauerspiels beschloß und hierauf die Ueberzeugung gründete, daß er es mit keiner andern Laufbahn als der belletristischen versuchen dürfe. Unerschütterlichen Muthes leistete er dem Zorne des Vaters Widerstand; er unterzog sich den empfindlichsten Entbehrungen, eingedenk der Erfahrung, daß das Unglück die Schule des Genie's sei, und daß die größten Männer Hindernisse zu besiegen hatten: daß die Stirne, die sich mit Lorbeern bekränzen wolle, unter einer Dornenkrone geblutet haben müsse. Die Entschädigungen einer ruhmvollen Zukunft erwartend, accommodirte er sich den traurigen Verhältnissen des Dichterlebens; er logirte sich in eine Mansarde ein, lebte von Wenigem und erwartete den Tag, wo sein Name im Theater unter Beifallsbezeigungen genannt werden würde. Dann, meinte er, sei ihm eine neue Laufbahn geöffnet: Jahrgehalte, die Freundschaft der Großen, das Fauteuil der Akademie. Aber ein ganzes Jahr verstrich unter Besuchen und Vorstellungen, und sie sind vergebens; die süßen Hoffnungen und Zukunftsträume — wie welken sie hin! Kalt empfangen oder höflich abgewiesen, reibt des Dichters Kraft sich auf; für zehn wahrhafte oder vermeintliche Dichter, welche resultirten, kann man deren tausend annehmen, welche der Belletristik lebewohl sagten und sich bescheiden zu ihren Brotstudien zurückwandten.

Jetzt stehen die Sachen ganz anders; kein junger Mensch schreibt jetzt ein Trauerspiel mehr, denn er ist gescheidt genug, zu wissen, daß Melpomene diejenige Muse ist, die ihren Credit verloren hat. Man beschäftigt sich jetzt mit dramatischen Arbeiten nicht des Ruhmes wegen, sondern um eine angenehme und feste Stellung zu erlangen; mit einem Hauptwerk zu debutiren und auf einen Schlag im Theater-Francais eingeführt zu werden — das fällt keinem mehr ein; das ist ein weiter und wenig vortheilhafter Weg; die kleinen Theater versprechen einen viel leichteren Zugang und größeren Erfolg; das Melodrama und das Vaudeville sind die Altäre, auf denen man die ersten Geburten seiner Einbildungskraft opfert.

Die Familienväter würden jetzt Unrecht haben, an ihrem alten Vorurtheil festzuhängen und ihren Söhnen von der dramatischen Laufbahn abzurathen. Das Handwerk eines Schriftstellers ist zur Zeit viel einträglicher als die Advocatur und das Notariat; der beste Handelszweig sind Vaudeville und Melodrama. Die Autoren denken sogleich an den Nutzen, will sagen an klingendes Geld;

mit dem Glück und dem Erfolg kommt der Ruhm; in der Ferne winkt sogar das Fauteuil der Academie, aber das ist nichts als ein Nebenerfolg; denn wie einer dieser Herren sagte: das Fauteuil bringt 1500 Frk., das ist wenig, aber es ist doch was; hat man ein Cabriolet, so bezahlt man damit den Unterhalt des Pferdes.

Da die Chancen der dramatischen Schriftstellerei gegenwärtig so verführerisch sind, so darf man über die große Menge von jungen Leuten, welche sich ihr widmen, nicht erstaunen. Die zahllosen Schwierigkeiten von ehemals sind jetzt allmählig planirt worden; ohne Mühe bringt man sein Debütstück zur Aufführung, vorausgesetzt, daß man in die Mitarbeiterschaft eines erfahrnen Vaudevillisten willigt. Ein Novij von Vaudevillisten hat in der Regel Phantasie, Ideen, Schwung, Geist, ganz hübsche Sachen für ein Vaudeville und selbst für ein Melodrama; ein ergrauter Theaterdichter hat diese Eigenschaften vielleicht eingebüßt, aber er besitzt eine, die köstlicher ist, als jene alle, denn sie ist unumgänglich nothwendig, und das ist die Eigenschaft des Handwerks. Das Handwerk ist die Kunst, die Ein- und Abgänge einzurichten, den Schauspielern zweckmäßig ihren Platz rechts oder links anzuweisen, ein geistreiches Couplet, welches Mißfallen erregen könnte, auszumerzen und in den Dialog einige Phrasen einzuschwärzen, die freilich Gemeinplätze, aber doch von Nutzen sind. Das Handwerk ist die Kenntniß dessen, was es bedarf, und dessen, was es nicht bedarf; das Handwerk reicht nicht hin, um ein Drama hervorzubringen, aber es dient dazu, die daran defecten Stellen auszuflicken, mit dem Handwerk macht man je zuweilen ein schlechtes Stück, welches reussirt, ohne das Handwerk oft ein sehr geistreiches, welches nicht reussirt.

Hat ein junger Mensch sein erstes Vaudeville beendigt, so ladet er seine Freunde zu einem literarischen Congresse ein und bewirthet sie mit Punsch, Cigarren und der Lectüre seines Manuscripts. Kritische Bemerkungen und Aussetzungen werden nicht gespart, indessen stimmt man zum Schluß über die Trefflichkeit des Werkes überein und verspricht ihm einen glänzenden Erfolg. Aber es wäre, sagt man, ein Werk der Unklugheit, sich allein und ohne Stütze aussetzen zu wollen, und der junge Freund, für guten Rath empfänglich, versprecht, die Hülfe eines Kunsterfahrnen in Anspruch zu nehmen. Ich werde mich, sagt er, bei X., einem unsrer Berühmtheiten, einführen; ich kann nur gewinnen, wenn ich mit einem solchen Mitarbeiter Hand in Hand gehe. Welche Ehre für mich und meinen Namen, wenn man auf dem Zettel liest: „die Frau von dreißig Jahren," Vaudeville in 1 Act, von den Herren X. und Friedrich Delormel!

Folgenden Tags begibt sich Friedrich zu dem berühmten X., er steigt in das erste Stock eines schönen Hotels hinauf, man führt ihn in ein prachtvolles Zimmer, und ein Diener, an allen Räthen galonnirt, sagt ihm, sein Herr sei nicht zu sprechen. Der junge Autor läßt sein Manuscript, seinen Empfehlungsbrief zurück und entfernt sich, ganz Entzückung, ganz Bewunderung. „Welche Pracht, welcher Glanz!" sagt er zu sich; „da sieht man, was es einbringt, Vaudeville's zu machen!" Und schon sieht er sich prächtig logirt und von einem Domestiken in Livree bedient. Nachdem er einige Tage hingehn gelassen, frägt er abermals bei Herrn X. an und er muß abermals hören, daß der Herr nicht zu sprechen sei. So geht's zum dritten, zum vierten Male. Endlich einmal findet er das Vorzimmer voll Leuten, welche Herrn X. die Aufwartung machen wollen. Eine Stunde voll Hoffnung, voll Ungeduld vergeht — da sieht er sich in einem glänzend meublirten Zimmer. Herr X., mit einem herrlichen brocatnen Schlafrock angethan, kommt ihm entgegen mit ausgestreckter Hand — aber Himmel! diese Hand hält sein noch immer zusammengerolltes und gebundenes Manuscript. „Ich kann mich mit Ihrem Werke nicht beschäftigen, mein Herr!" sagt der berühmte Vaudevillist; meine Arbeiten, meine eingegangenen Verpflichtungen — — Sie werden begreifen können — — — — Glauben Sie, es geschieht mit Bedauern — — — — Leben Sie wohl, mein Herr!"

Friedrich empfängt sein Manuscript und zieht sich in vollkommner Confusion zurück. Wie sind seine schönen Träume vernichtet! Was nun thun? Wende dich an einen kleinen Herrn, sagt ihm einer von seinen Freunden. Der junge Autor findet diesen Rath trefflich und läuft mit seinem Manuscript zu einem Vaudevillisten zweiter Classe.

Der Vaudevillist zweiter Classe logirt im dritten Stock; er hat einen Domestiken ohne Livree, und er empfängt, wenn er zu Haus ist und nicht arbeitet. Friedrich findet ihn bei einem sehr comfortablen Frühstück, und nun entspinnt sich zwischen beiden Autoren folgendes Zwiegespräch. „Haben Sie noch nicht für das Theater gearbeitet? Ist das hier Ihr erstes Werk?" — „Ja, mein Herr!" — „Sehr gut! Aber — zu welcher Gattung gehört Ihr Stück?" — „Es ist ein Vaudeville." — „Sehr gut! Aber für wen würden Sie die Hauptrolle am Vaudeviletheater bestimmen? Zum Beispiel?" — „Für Alle. Brohan." — „Sehr gut! und die Männer-Rollen?" — „Für Arnal und Lepaintre, den Jüngeren." — „Sehr gut! Ist's vom muntern

Genre?" — „Ja, vom muntern." — „Sehr gut! In dem Fall, mein Theuerster! convenirt es mir nicht. Ich bin nur für das Gefühlvolle. Aber vielleicht einer meiner Collegen! — Vielleicht S...., er arbeitet viel im muntern Genre!"

Friedrich begibt sich ohne Zeit zu verlieren zu dem Vaudevillisten für's Muntre, der ihn schmeichelhaft empfängt, sein Manuscript bei sich behält und ihm baldigst Antwort verspricht. Acht Tage nachher kommt Friedrich, sich diese Antwort zu holen. Er findet den Vaudevillisten für's Muntre, wie er auf der Hoboe ein Couplet begleitet, welches von seiner Köchin gesungen wird. — Was denken Sie von diesem Stück? fragt der Vaudevillist unsern Friedrich. — Charmant! Und Sie, was sagen Sie zu meinem Stück? — Bewundernswerth finde ich's, ja, ich meine, daß es Schade ist um die Idee, sie verdiente mehr als ein bloßes Vaudeville, es liegt darin ein schönes und gutes Melodrama in 5 Acten und 12 Tableaux. Von B. wird sicher davon entzückt sein. Besuchen Sie ihn; bringen Sie ihm Ihr Stück; ich ertheile Ihnen einen Freundschaftsrath.

Aus seinem Vaudeville, seiner „Frau von 30 Jahren," ein Drama zu machen in 5 Acten und 12 Tableaux — das erfreut Friedrich's Herz; und nach reiflicher Ueberlegung entscheidet er sich, das Abenteuer zu versuchen. Er nimmt sein Stück und begibt sich zum Melodramaturgen, den er in der Mitte seiner Familie — einer Frau und sechs Kindern — antrifft, wie er sie alle anlächelt, fröhlich und heiter ist wie ein Patriarch, und, während er sich in die Spiele der Kinder mischt, die blutigsten Combinationen erfindt.

Ein Vaudevillist, so groß sein Talent auch sein mag, arbeitet selten allein; der Geist der Verbrüderung ist so mächtig, daß er fast eine Nothwendigkeit geworden ist, und daß nur sehr wenige von ihnen fähig sein dürften, ein Stück ohne Mithilfe eines Collegen zu Stande zu bringen. Dies System hat viele Vaudevillisten dahin geführt, daß sie nicht einmal versuchen, ohne Beihilfe zu produciren, und daß sie sich lieber ausschließlich einem speciellen Theile ihrer Kunst widmen. Der Eine übt die Kunst, Sujets zu finden, der Andre, Plane zu zimmern (**à charpenter des plans**); dieser verfertigt den Dialog, jener setzt die Couplets zurecht.

Der Vaudevillist, welcher den Sujet-Sucher spielt, muß alle alten Romane und Memoiren gelesen haben, und außerdem muß er noch sämmtliche Neuigkeiten, so wie sie erscheinen, sich aneignen. Merkt der Vaudevillist, daß er der Beischaffung dieses rohen Materials allein nicht gewachsen ist, so heirathet er, er legt sich eine Frau zu, die ihm als Mitgift ein Paar gute Augen, ein gutes Gedächtniß und eine gewisse Fähigkeit zur Analyse mitbringt. In der dramatischen Welt wird von einer guten Hausfrau verlangt, daß sie jeden Tag ihrer 2 Bände in 8° zu lesen und ihrem Manne das Sujet und die vorzüglichsten Partien des Buches recapitulirungsweise zu erzählen im Stande ist. Wenn sie erst eingeübt ist, so wird sie sich auch die Schlagworte und die Charakterzüge, welche vortheilhaft im Stücke anzubringen sind, zu merken wissen. Der Plan findet sich oft vollständig im Gegenstande selbst vor, und was die Couplets betrifft, so sind diese gar keine wichtige Sache mehr. Man begnügt sich jetzt, niedliche Arien zu wählen und ihnen die Worte anzuzwängen. Die Zeit ist vorbei, wo das Vaudeville nichts als ein Pelotonfeuer von geistreich zugespitzten Couplets war: damals machte sich das Vaudeville bei Tafel, bei schäumendem Wein; aber die französische Munterkeit ist von ihrer Unmäßigkeit und Regellosigkeit zurückgekommen.

In unsern Tagen sind die dramatischen Schriftsteller in der Regel Muster der Mäßigkeit. Sie sind ordentlich und sparsam; sie verwenden das Geld, welches ihnen das Theater einbringt, auf rentirende Unternehmungen; man zählt eine sehr große Menge von Vaudevillisten unter den im Ministerium Angestellten. Der Notariatsschreiber oder der Sachwalter, welcher den Plan zu einem Vaudeville auf Stempelpapier hinwirft, gehört freilich in die Fabel; aber es fehlt nicht an Unterbeamten, welche die Zeit, die ihnen vom Budget bezahlt wird, dem Theater widmen und ihre Stücke auf Gouvernements-Papier hinschleudern.

Frankreich kennt die Zahl seiner Soldaten, seiner Wahlherren, seiner Rentiers, seiner Advocaten, seiner Aerzte u. s. w.; aber die Zahl seiner dramatischen Schriftsteller kennt es nicht.

Man nimmt an, daß Paris allein 2—300 derselben besitzt, die mehr oder weniger bekannt, mehr oder weniger reich sind, die aber insgesammt von ihren Werken sehr gut und angenehm leben. Einer von ihnen wurde durch seine erworbenen Glücksgüter eine Berühmtheit; andere haben ein Einkommen von 10,000 Frk., viele bringen es auf 15—20,000 Franks. Unsre Romanschreiber, selbst die fruchtbarsten und gesuchtesten, sind davon weit entfernt. Der beste Roman bringt seinem Autor nicht mehr als 6000 Frs. und verursacht doch manchmal ein ganzes Jahr Arbeit; ein mittelmäßiges Vaudeville, eine Sudelarbeit von 15 Tagen, bringt mehr ein. Freilich ist ein dramatischer Schriftsteller ein hin- und hergezerrtes Opfer der Proben, der Theaterintriguen;

er muß Vorurtheile beſiegen, den Directoren ſchmeicheln, ſeinen Liebhabereien Zwang anthun; er iſt dem Fieber der erſten Vorſtellungen und der Schmach des Nichterfolgs ausgeſetzt — aber welche Laufbahn hätte nicht ihre Unbequemlichkeit, und wo findet man glänzendere Entſchädigungen?

Der Pariſer Gamin.

Beurmann in ſeinem jüngſt erſchienenem Buche „Brüſſel und Paris“ gibt einige Mittheilungen über den **Gamin de Paris**, wodurch dieſer dem pariſer Straßenleben ſo eigenthümlichen Figur erſt ihre rechte Stelle angewieſen wird. Wir ſehen nicht an, indem wir zugleich auf die Reichhaltigkeit des genannten Buches hinweiſen, die betreffende Schilderung unverkürzt hier folgen zu laſſen.

Auf dem **théâtre des variétés** in Paris wird ſeit anderthalb Jahren ein kleines Drama mit Geſang dargeſtellt, das neben allen jenen Anregungen, die ſich in der Hauptſtadt drängen, ein Stelle behauptete und die Kritik von ſich reden zu machen wußte. Es verſammelte ein ungewöhnliches Publicum in dem Theater des **boulevard Montmartre**: alte Trümmer des Kaiſerreichs und die **chaussée d'Antin**, mit einem Worte, einen großen Theil jener feinen Bourgeoiſie, die den **Faubourg St. Germain** ſeit der Julirevolution zurückgedrängt hat. Das Stück führt den Titel: **le Gamin de Paris** und iſt voll nationaler Anklänge und Volkswürde. Bouffé ſpielt die Titelrolle. Man hat dieſes Stück auch in Deutſchland gegeben, aus zwei Acten vier gemacht, die Couplets geſtrichen und den Gamin in einen kleinen Taugenichts umgewandelt. Selbſt in dieſer veränderten Geſtalt und ohne jene Beziehungen, die nur in dem franzöſiſchen Volke wurzeln, hat das Stück in Deutſchland einen außerordentlichen Succès gehabt. Aber der Gamin ſpielt eine Rolle in der neueſten franzöſiſchen Geſchichte, wie ich das gleich beweiſen werde, und ich kann ſomit gegen den **kleinen Taugenichts**, den man ihm ſubſtituirt, proteſtiren. Wir Deutſche verſtehen unter Taugenichts jenen muntern Buben mit vielem Muthwillen, einiger Schadenfreude und gar keinem Charakter. Er klebt den Bauern die Eier, klettert über Zäune in fremde Gärten, wirft die Fenſter ein und iſt ehrlicher Leute Kind. Der Gamin iſt nicht ſo leicht zu definiren, aber ſo viel iſt gewiß, daß ein „kleiner Taugenichts“ kein Gamin iſt. Jene kann man allenthalben finden, dieſen findet man nur in Paris, und ich habe den Namen dort an zwei Orten gehört, wo er mich tief ergriffen hat. In der Nähe des Louvre und **au marché des innocents** befanden ſich bekanntlich die Gräber der im Juli 1830 Gefallenen; man lieſt hier und da: **Henri, oder Charles etc. agé 15 ans, mort en combattant pour les lois et la patrie**, und im Pantheon, das die Inſchrift führt: „**aux grands hommes la patrie reconnaissante**“ finden ſich dieſelben Namen wieder, auf zwei großen ſchwarzen Tafeln, in Erz gegraben. „So jung und ſo ſchön geſtorben!“ redete ich den wachthabenden Nationalgardiſten an, der gar feierlich unter der großen tricolornen Fahne, die auf die Gräber geſtanzt iſt, einherſchritt. Ja, mein Herr, der junge Mann iſt glorreich gefallen, beim Angriff auf das von den Schweizern vertheidigte Gitter des Louvre. — Nicht wahr, er war ein Zögling der Militärſchule? — Nein, mein Herr, ein Gamin, aber ein braver junger Mann. — Nun, man wird auf dem zwiſchen dem Nationalgardiſten und mir gewechſelten Worten erſehen, daß ein Gamin kein „kleiner Taugenichts“ iſt. Wollte man ihn zu einem Gaſſenbuben machen, man würde noch unrechter thun. Der „Gamin“ iſt ein braver tüchtiger Burſche, dem nur Mittel und Gelegenheit fehlen, ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen, ein edles Blut, nur nicht ganz frei von dem Gaſſengeruch, vielleicht der Erbe von einigem Ruhm — denn ſein Vater hat unter der alten Garde gedient, und wenn er nicht zu eſſen hat, er kann den Orden der Ehrenlegion, das einzige Vermächtniß des Vaters, nicht verſetzen. Wenn ſolch' ein Burſche einen alten Waffengefährten ſeines Vaters findet, einen Mann, der beſſer reuſſirte, als dieſer, wie ſolches mit ſo manchem Marſchall von Frankreich geſchah, der häufig nur ein Gamin war, ſo kann es wol der Fall ſein, daß ſich zwiſchen einem Pair von Frankreich und einem Gamin rührende, ja ergreifende Scenen ergeben, gerade ſo, wie ſie in dem „**gamin de Paris**“ geſchildert ſind.

Ich ſagte, den Gamin ſpiele Bouffé in den Variétés und wahrlich! man muß Bouffé geſehen haben, um zu begreifen, wie die beiden entgegengeſetzteſten Pole der darſtellenden Kunſt: Weinen und Lachen, Rührung und Komik, die Poſſe und das Drama von den Verfaſſern des „gamin de Paris“ in einer Rolle verſchmolzen werden konnten. Man wußte dafür einen Darſteller in den Variétés, man wußte, daß Bouffé die Lachmuskeln auf das Aeußerſte erregen und wie ein Blitzſtrahl in demſelben Augenblick bei demſelben Publicum eine Rührung entzünden kann, die ſich binnen einigen Minuten bis zum Enthuſiasmus ſteigern wird, zu einem Enthuſiasmus, der ſich an die ſchönſten Momente der franzöſiſchen Geſchichte knüpft, an die gloire du peuple, an den Kaiſer, an das Vaterland. Où est on mieux, qu'au sein de sa famille? Das iſt die Grundidee jenes Vaudeville, oder Drama's mit Geſang; mit dieſer Maxime, die häufig von Napoleon nur zu einer bloßen Komödie benutzt wurde, hatte er ſich das Herz des Volkes erſchloſſen, und dieſe Maxime kann noch jetzt daſſelbe Volk, das ſich längſt andern Tendenzen hingegeben hat, begeiſtern. Gleichheit, Volkshoheit und Volksruhm werden den Franzoſen ſtets hinreißen, dieſer Gamin, der ſo viele dumme Streiche macht, iſt ihnen ein Held, indem er das Anſehen des Volks gegen die Anmaßungen der Ariſtokratie vertritt, eine edle Geſinnung gegen eine adlige. Sie lachen von Herzen über ſeine tollen Streiche, aber wenn er anfängt zu denken, zu urtheilen, wenn er alle jene Ideen ausſpricht, die ſeit 1792 immer mehr Gemeingut des franzöſiſchen Volkes geworden und die durch ſo viele erhabene Thatſachen bewieſen ſind, ſo werden ſie ernſt, wie in der chambre des députés, wenn Odilon Barrot gegen das Disjunctions-Geſetz ſpricht. Und wenn der Gamin an jene Traditionen von dem modernen König Arthur und den Rittern ſeiner Tafelrunde erinnert, wenn er ſtolz und mit einer Thräne in den Augen, aber mit aller Begeiſterung des Sohnes eines Mannes, der in der alten Garde diente, ſpricht: mon père est mort aux Invalides, ſo jubeln ſie und weinen laut, und der Deutſche neben ihnen weint auch, denn er fühlt es im tiefſten Herzen, daß ſo viel Hochherzigkeit nie und nimmer in Deutſchland auf der Gaſſe gefunden wird. Und das iſt keine Dichtung, das iſt Alles Wahrheit, das iſt Alles erlebt; der Gamin iſt der Ausdruck eines Volkscharakters, der ſeit 1792 zu einem weltgebietenden Anſehen gelangte. Gegenſatz von Volk und Ariſtokratie, von alter und neuer Zeit, darum handelt es ſich in dieſem Stücke. Ich habe die Elemente deſſelben bezeichnet, die Scenen und Perſonen des „Gamin“ ſind in Deutſchland bekannt. Aber einen Bouffé gibt es in Deutſchland für den „kleinen Taugenichts“ nicht. Bouffé iſt — wenn ich nicht irre in den Vierziger; wie kann ein Vierziger den „Gamin“ ſpielen, einen jungen, rüſtigen Gaſſen-Patrioten, der ſeine Moral nicht in der Schule, ſondern nur auf dem Markte des öffentlichen Lebens, unter den Denkmälern des Vaterlandes, erlernt hat, ich ſage, wie kann ein Vierziger dieſen „Gamin“ ſpielen, wenn er nicht ebrn Franzoſe iſt. Dieſen Humor, dieſe Natur eignet man ſich nicht durch die Kunſt an, ſondern nur durch Gewohnheit und eigene Anſchauung. Ein Deutſcher wird nie Bajazzo ſein können, er hat viel zu viel Reflexion dazu. Wollt Ihr aber den „Gamin“ haben, ſo denkt Euch in dem Bajazzo einen Charakter. Heute läßt er ſich als Bajazzo ſehen und überſprudelt von Muthwillen; morgen ſetzt er Leib und Leben an das Vaterland. So ſpielt Bouffé den Gamin; dieſer „Gamin“ aber iſt in Deutſchland nicht zu haben. Uns Deutſchen fehlt es an Regſamkeit, an Volkscharakter; Straßenhumor und Adel der Geſinnung können wir nicht zuſammenreimen, wir kennen keine Erbſchaft des Ruhms, keinen höheren Aufſchwung, der blos auf Traditionen beruht. Man hat deshalb auf der deutſchen Bühne einem Frauenzimmer Hoſen anziehen müſſen, um einen Gamin zu erhalten, und, ſeltſam genug, ich habe dieſe Rolle in Deutſchland ſo dargeſtellt geſehen, als ſie ſchwerlich von Männern dargeſtellt werden möchte, vielleicht aus dem Grunde, weil eine Dame doch mehr die zarten Seiten des Charakters anſchlägt und jene derben Seiten, die den Gamin auszeichnen, weniger vorantſtellt, als es offenbar ein Mann thun würde.

Dramatiſche Literatur.

Molière's dramatiſche Meiſterwerke in Einem Bande. Ueberſetzt von L. v. Alvensleben. Leipzig bei Georg Wigand. 1837.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß man endlich auf Molière, dieſen genialen und faſt einzig daſtehenden Luſtſpieldichter zurückkommt. Während ſeit Decennien die Fadheit und Unbedeutendheit der franz. Tageserſcheinungen dafür zu ſprechen ſchien, daß man ſie mit aller Haſt, mit einer deutſchen Sprachbrühe verſehen, aufwärmen und unſerem Leſe- wie Theater-Publicum auftiſchen müſſe, war Molière faſt verſchollen und Niemand dachte an ihn. Auf der Bühne iſt faſt nichts von ihm erſchienen, als Tartüffe und der Geizige, und ſelbſt dieſe ſind von den Repertoirs wieder verſchwunden. Allerdings haben wir manches geſehen von Molière in unſern „Sonntagskindern, Pumpernickeln" u. dergl. Aber die Verfaſſer dieſer Werke plünderten den armen Franzoſen, ohne ihm nur die Ehre anzuthun, daß ſie die Quelle ihres Witzes und ihres Geiſtes genannt hätten; man zog ſeinen zierlichen komiſchen Figuren einen groben Fuhrmannskittel an, der aus Derbheit, Poſſenhaftigkeit und deutſcher Hanswurſterei zuſammen geſetzt war und gab ſie in dieſer Verkleidung für eigene Machwerke aus. Und auch in der Literatur war Molière ſo unverdienter Weiſe zurück geſetzt worden; nur alte Ausgaben einzelner Werke waren vorhanden, deren ſpärliche Gewandung in unſre Zeit nicht mehr paßte und die deshalb eingeſargt lagen in den Rumpelkammern der Bibliotheken. Anerkennung und Preis alſo den deutſchen Männern, die dieſen Uebelſtänden abzuhelfen ſtreben und dem Dichter die wohlverdiente Ehre einer vollſtändigen und ſorgfältigen Uebertragung in unſere Sprache erzeigen. Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, Molières Arbeiten einer beſondern Kritik zu unterwerfen; ihre geiſtige Kraft iſt ſo eminent, daß trotz der Vernachläſſigung, die ihnen zu Theil wurde, ihre Vorzüge doch allgemein anerkannt ſind. Möchten unſere Luſtſpieldichter — wir haben deren leider nur ſehr wenige — hier zu lernen ſuchen, was ein Luſtſpiel iſt und ſein ſoll; mögen ſie es erkennen, daß der Witz etwas ganz anderes iſt, als ein leichtgefundenes Wortſpiel und eine triviale Zweideutigkeit; daß der Humor keineswegs in einer geſchraubten und künſtlichen Lebendigkeit, in einem Haſchen nach kleinen Effectchen liegt, ſondern tief aus der Seele quellen muß, wenn er belebend und erheiternd auf den Zuſchauer wirken ſoll; daß das Element des Luſtſpiels keineswegs ſich darſtellt in der Combination einer Menge zuſammen geleſener, oder auch erfundener, komiſcher Situationen, die mit einer Heirath enden; mögen ſie dem geiſtreichen Franzoſen nachſtreben und Bilder des Lebens und der Zeit zu ſchaffen ſuchen, wie er es gethan dann iſt der Gewinn groß, den wir zwar ſpät, aber nie zu ſpät, ziehen aus ſeinen Werken. — Die vorliegende Ueberſetzung iſt mit vielem Fleiß, mit Treue und Gewandtheit gearbeitet, doch wird man nicht umhin können, der von Louis Lar herausgegebenen den Vorzug zu geben; ſchon die Mannichfaltigkeit der Ueberſetzungen gibt dem Werke einen eigenen Reiz und der Wetteifer der verſchiedenen, meiſtens tüchtigen Bearbeiter wirkt vortheilhaft auf jedes einzelne Stück. — Das Aeußere des Buches iſt correct und anſtändig.

Caſanova in dem Fort St. André. Luſtſpiel in 3 Acten, nach dem Franz. von Ludwig Oſten. Magdeburg, 1837, bei Wagner & Richter.

Der franzöſiſche Verfaſſer dieſes Luſtſpiels — oder Intriguen-Luſtſpiels, wie es Lebrün in ſeiner Bearbeitung nennt — hat etwas Bedeutenderes geben wollen, als die gewöhnlichen Limonade-Gerichte der Vaudevilles zu ſein pflegen und dies würde ihm gelungen ſein, wenn er nicht mit Leichtfertigkeit und Uebereilung ſein Werke gegangen wäre. — Die Intrigue iſt wirklich nicht übel, die Charaktere hätten bei gehöriger Behandlung etwas werden können, und die Situationen könnten pikant und wirkſam ſein, wenn der Dichter etwas Anderes ſuchte, als den Beifall irgend eines Boulevard-Theaters. Die beiden Ueberſetzungen haben die Mängel des Stückes keineswegs verbeſſert; die obige iſt eine der gewöhnlichſten mechaniſchen Nachplapbereien, von der man nicht weiß, ob die Sprache deutſch oder

französisch ist, Lebrün hat das Lustspiel bearbeitet, ohne daß es gewonnen hat; er hat zwar manche Aenderung angebracht, die zweckmäßig und bühnengerecht ist, aber in dem Ringen, einer jeden Rolle Bedeutung zu geben, hat er dem Stückchen geschadet statt genutzt. Denn der Bühneneffect, der Casanova wenigstens ein flüchtiges Dasein auf der Bühne sicherte, ist verschwunden, weil er aufgehört hat, eine hervorstechende und wirkungsreiche Hauptrolle zu sein.

Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1838. Aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 15tes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung.

Das funfzehnjährige Bestehen dieses dramatischen Taschenbuches erweckt ein gutes Vorurtheil für dasselbe. Wer möchte es auch tadeln, daß sich Jemand bestrebt, im Auslande wenigstens so viel Nahrung für die deutsche Bühne zu finden, daß sie nicht am Hungertode stirbt, wenn das Vaterland so unfruchtbar ist, daß es dieselbe nicht zu erhalten vermag? Nur gegen das fabrikmäßige, geistlose, unmäßige Uebertragen aller und jeder ausländischen Nichtigkeiten eifert die Kritik und mit Recht; denn dieses Tagelöhnertreiben hat den Geschmack und gesunden Sinn des deutschen Volkes zu Grunde gerichtet und eine Sündfluth von süßlichen und schalen — mitunter auch narkotischen und trivialen — Schaumgerichten in's Vaterland gebracht, daß eine gesunde Hausmannskost voll Kraft und Kern dem verwöhnten Publicum nicht mehr munden will. — Hell hat in den funfzehn Jahrgängen seines Vergißmeinnicht so oft bewiesen, daß er zu wählen weiß und nicht das Erste Beste ergreift, daß man ihm Eine theilweise verfehlte Wahl wohl vergeben kann; fast alle Stücke, die er in diesem Taschenbuche mittheilte, sind auf den meisten deutschen Theatern mit Beifall gegeben worden und eine Menge derselben haben sich seit Jahren auf dem Repertoir erhalten und werden heute noch gerne gesehen. — Verfehlt aber scheint mir die Wahl des zweiactigen Lustspiels „der nächtliche Dämon," welches den vorliegenden Jahrgang eröffnet; ohne in der Handlung, den Charakteren und Situationen besondern Werth zu haben, streift dieses Lustspiel hart an der Grenze vorbei, jenseits welcher wir das Triviale, vielleicht gar noch mehr finden; nur der Franzose in seiner angebornen Gewandtheit bewegt sich mit Glück an dieser äußersten Spitze und die nationale Leichtfertigkeit der Zuschauer sieht das Balanciren auf dem schmalen und schlüpfrigen Pfade mit Vergnügen. Dem deutschen Darsteller dürfte es schwerlich gelingen, sich im Gleichgewichte zu erhalten, und somit kann man dem Stückchen kein günstiges Prognostikon für das Theater stellen. — Dagegen aber wird den Bühnen gewiß das ernstere Stückchen „Clementinens Ehestand" ein Schauspiel in 2 Acten, sehr willkommen sein; das Schauspiel „Clementine," welches im ersten Bändchen des Vergißmeinnicht enthalten ist, hat in dieser Bearbeitung sowohl, wie in der von Castelli unter dem Titel „Gabriele" gelieferten, allgemein eine so beifällige Aufnahme gefunden, daß man ein lebhaftes Interesse für die hier gebotene Fortsetzung wohl voraussetzen darf. So unglücklich im Durchschnitte auch die Fortsetzungen auszufallen pflegen, findet man hier wirklich eine Ausnahme, und wo der Sinn für diesen weichen und gefühlvollen Genre von Stücken noch vorhanden ist, da wird das in Rede stehende gewiß Glück machen. — R. B.

Notizen.

Einige Bonmots der Déjazet.

Theodor Mundt theilt in ſeinem Almanach „Der Delphin“ unter der Ueberſchrift: „Die Philoſophie der Déjazet“ eine hübſche Reihe feuerreicher, treffender Ausſprüche dieſer „Göttin des franzöſiſchen Vaudeville's“ mit, von denen einige der pikanteſten hier eine Stelle finden mögen.

Jemand behauptete nach einer Aufführung des Tartuffe, daß dies Stück Molière's den Eindruck einer alten Tapiſſerie auf ihn mache. — „Ja,“ ſagte die Déjazet, „aber die alten Tapiſſerien denen zu großen Feſten.“

* * *

„Fühle, wie mein Herz ſchlägt,“ ſagte ſie zu ihrem Freunde, indem ſie in der Erſchreinung die Hand deſſelben auf ihre rechte Seite legte. „Hier!“ fragte dieſer verwundert. — „Ja für Dich mein Herz nicht überall!“ entgegnete ſie.

* * *

— „Wenn die Leidenſchaften aufangen, ſpielt der gute Ruf auf.“

* * *

— „Der, welcher uns liebt, iſt mehr zu bedauern, als der, welchen wir lieben.“ —

* * *

Vom italieniſchen Geſange ſagte ſie: — „Die Sclaverei iſt mehr werth, als der Strick.“ —

* * *

Man ſprach einſt in Gegenwart der Déjazet von den Gräueln des Bürgerkrieges zu Bilbao. — „Es iſt entſetzlich!“ ſagte die Schauſpielerin, „aber Sie werden ſehen, daß dies Niemanden abſchrecken wird, ſich ſpaniſche Schlöſſer zu kaufen.“ —

* * *

Sie verſchönt Alles, was ſie trägt, ſagte Jemand von ihr, und doch iſt ſie ſelbſt nicht ſchön. — „Ich, mein Herr,“ erwiederte die Déjazet, die es gehört hatte, „beſitze ich doch die Kraft, Sie zu tragen!“ —

* * *

Was iſt öffentliche Meinung? — „Ein Geräuſch, das die Einbildungskraft weckt, ohne das Ohr zu verwunden!“ ſagte die Déjazet.

* * *

Man verſöhnte einſt einen Bankerten. — „Habt Nachſicht mit ihnen,“ tröſtete dieſen die Déjazet, „alle Welt kann nicht platt ſein.“

Außerdem bringt der Delphin noch eine ſehr fein und geiſtig geſchriebene Novelle von Mundt „Mutter und Tochter,“ ſo wie „vertraute Briefe aus Hamburg.“ An beiden wird ſich das Publikum wahrſcheinlich erfreuen.

Indianiſcher Theater-Enthuſiasmus.

Eine Geſellſchaft von Indianern, die vor kurzem in Waſhington eingetroffen iſt, beſuchte das dortige Theater. Es ward „das tiefe Meer“ gegeben, über deſſen Inhalt etwas Näheres nicht zu erfahren iſt. Eine gewiſſe Dem. Nelſon entzückte durch ihre Schönheit die unverſehens Indianer dermaßen, daß einer von den Häuptlingen aufſtand und ſeinen Kopfputz von bunten Federn zu den Füßen der ſchönen Schauſpielerin hinwarf. Als dieſe nun in der folgenden Scene mit dieſen in Flügelform angebrachten Federn geſchmückt wieder auftrat, ſtieg der Enthuſiasmus der Indianer ſo hoch, daß ſich der Häuptling auf die Bühne ſchwang und ſeinen prachtvollen Büffelmantel der Actrice zu Füßen legte, worauf die Uebrigen ein Beifallsgeſchrei erhoben und Büffelmäntel, Schlangenhäute, Knochen, lang Schmuck und Waffen aller Art auf das Theater ſchleuderten, wie bei uns die Hände der Schauen den gefeierten Künſtlerinnen Kränze und Guirlanden zuwerfen. Man hatte Mühe den geretteten Freudenausbrüchen dieſer Söhne der Urwälder zu ſteuern, denn Salanterie iſt faſt aller Kleidungsſtücke ſich zu berauben nöthigte. Mitten unter dem tobendſten Enthuſiasmus ward jedoch Dem. Nelſon das entzückten Zuſchauern durch eine Wolke entführt.

Ein Amerikaner an der Spitze des engliſchen Theaters.

Der Amerikaner Macready, der vor anderthalb Jahren zuerſt nach London kam, hat in den Rollen der großen engliſchen Schauſpieler Kean und Kemble ſo ungetheilten Beifall geerntet, daß man ihm jetzt die Leitung des Covent-Garden-Theaters übertragen hat. Der engl. Bühne, die, gleich der deutſchen, beſonders hier geſunken iſt, dürfte dadurch vielleicht ein neues, beſſeres Zeitalter bevor. Macready beabſichtigt zu verbinden, mit Hülfe eines ausgewählten Perſonals, die alten engliſchen Dramatiker, Shakſpeare an der Spitze, auf das Theater zu bringen und alsdann durch bedeutende Honorare und Unterſtützung junger dramatiſcher Dichter die Talente zu wecken und anzuſpornen. Ein anderer Amerikaner, Mr. Willis, hat bereits ein neues Stück eingereicht, welches den Titel führt „Bianca Visconti, oder das ſeiner Pflicht erliegende Herz. Ob es der gehegten Hoffnungen entſpricht, iſt noch nicht bekannt worden.

Romeo und Julia auf dem franzöſiſchen Theater.

Die Franzoſen machen zeitweiſe Fortſchritte in der Romantik. Fr. Soulié hat das Herz gehabt, das Shakſpeare'ſche Meiſterwerk für den franzöſiſchen Geſchmack zurecht zu ſtellen. Man kann ſich einen ungefähren Begriff von dieſer Arbeit machen, wenn man erfährt, daß der Bearbeiter 17 Perſonen gänzlich geſtrichen hat. Die noch übrigen 8 treten dann in nachſtehender Entkleidung auf. Romeo und Julia hat man unangetaſtet gelaſſen. Capulet, Tybalt ſind ein Bruder

der Julia). Graf Paris (ein spanischer Grande). Pater Lorenzo ein Staatsverräter Talorni und die Wärterin Julia's (ihre Wartmutter). Auf diese Weise lernen die Franzosen den englischen Herrn der Poesie gewiß kennen.

Wiener Theaterneuigkeiten.

Bauernfeld's neuestes Drama „der Goldhändler" ist mit ungemessenem Applaus aufgenommen worden. Im Laufe des Winters erwartet man von der Darstellung einer neuen Tragödie von Friedrich Halm: „Hannibal." Meyerey hat ebenfalls ein neues Lumpen-Vagabunden-Stück geschrieben mit dem Titel „das Hand der Temperaments." Es wird aller zwei Tage im Theater an der Wien bei vollem Hause gegeben, doch gähnt das lachende Publicum selbst, es sei eine sehr lumpige Arbeit.

George Sand als Dramatiker.

Madame Dudevant, die große Romandichterin des jungen Frankreich, beabsichtigt für das Gymnasie ein Drama, das ihrem neuesten Romane „Mauprat" entlehnt sein und auch den gleichen Namen führen soll.

Jakob Lynch.

Diesen Namen führt ein neues Trauerspiel, das vor Kurzem über die Stuttgarter Bühne ging. Als Verfasserin wird eine bisher ganz unbekannte Dichterin, Karoline Boefse (?) genannt, die in Stuttgart lebt. Nach dem, was darüber verlautet, soll das Debüt dieser Dichterin sehr unglindig ausgefallen sein, angesehen sie alle erdenkliche Mittel angewandt hat, um das Publicum zu enthusiasmiren. Das Stück enthält außer drei Morden und einem halben Selbstmorde noch eine Anzahl von Diebstählen, ein Wunder, einen natürlichen Sturzbach, vier Geisterscenen, einen neuen Brutus, von dessen Hand der eigene Sohn verurtheilt wird und einen doppelten Schuß. Alles dies soll mit einem möglichst großen Ballast von Redensarten und Blumen verbrämt sein, um es schmackhaft zu machen. Daß der Stoff einem alten englischen Romane entnommen worden ist, braucht kaum noch bemerkt zu werden.

Seydelmann in Ungnade.

Zuverlässigen Nachrichten aus Stuttgart zufolge soll der gefeierte Mime der dortigen Bühne durch einige zu eigenmächtige Handlungen sich die Ungnade nicht nur des Intendanten, sondern auch des Königs zugezogen haben. Die Veranlassung dazu gaben einige Rollen, die Seydelmann ungern spielte. Er nahm sie an, ließ aber kurz vor der Darstellung dem Director wissen, daß er die überschickten Rollen (darunter Appelkopf in Raimund's Alpenkönig) nicht spielen werde. Dies führte Debatten herbei, in denen Seydelmann Respect und Etiquette verletzt haben soll. In Folge dessen wurde ihm sofort untersagt, fernerhin die Stuttgarter Hofbühne zu betreten. Es wäre zu bedauern, wenn dies Zerwürfniß Einfluß auf sein Berliner Engagement haben sollte.

Der Pilot und der englische Seesoldat.

Vor Kurzem fand auf dem Hamarket-Theater ein tragikomisches Ereigniß Statt. Man spielte das Drama, nach Cooper's bekanntem Romane. Zwei Seesoldaten im Parterre tauschten die Entwicklung mit großer Aengstlichkeit. Plötzlich aber, in dem Augenblick, wo der lange Lem Essen durch amerikanische Soldaten angegriffen wird, springt sich einer der Seesoldaten, der wahrscheinlich etwas zu viel Cyderwasser zu sich genommen haben mochte, in das Orchester, schwingt sich auf die Bühne und ruft dem langen Lem zu Hilfe. Nur gut geführte Faustschläge langten hin, um ein ganzes Regiment Yankees in Unordnung zu bringen. Einer der Schauspieler der als Gegner auftrat, erhielt einen so heftigen Schlag, daß er niederstürzte. Obwol viele Zuschauer sich bei diesem ungewöhnlichen Vorfalle höchlichst ergötzten, zeigten die Schauspieler doch keine rechte Lust, das Stück fortzusetzen. Nachdem man sich des wüthenden Soldaten bemächtigt hatte, machte man ihm begreiflich, daß die englischen Amerikaner gute Alliirte seien, und ließ ihn laufen.

Dramatische Neuigkeiten in Rußland.

Das neueste Trauerspiel von Kukolnik führt den Namen: „Dwadzat osmoje" d. i. der 29. Januar 1725, und schildert in einer dramatischen Darstellung die Volkswuth am Todestage Peter des Großen. Außer diesem hat Kukolnik noch geschrieben: „Jacopo Sannazaro," eine Phantasie in vier Handlungen. Dies Stück schildert die Jugendjahre des berühmten italienischen Dichters zu Carmosina. Bonifazia. 2. „Knias Michail," d. h. Fürst Michael Glopin Schuiskly. Drama in 5 Aufzügen. Es spielt in einer für Rußland sehr traurigen Zeit und feiert den Helden, der siegreich gegen Polen kämpft, bis er selbst erlag. 3. „Rezakiana," Schauspiel in fünf Aufzügen. —

Neuerdings ist ein Trauerspiel, dem bürgerlichen Leben entnommen, auf die Bühne gebracht worden. Es führt den Titel: Wladimir Monomk, Trauerspiel in 4 Aufzügen von Iwojkow. Ein eifersüchtiger Ehemann, zur Wuth getrieb durch den Leichtsinn seiner Frau, erschießt sich darin.

Viel Glück machte ein Liederspiel: „Iskian za Zarla," d. h. Das Leben für den Zaren. Oper in 3 Aufzügen von Baron Rosen. Es ist ein vaterländisches Stück, das der treue Anhänglichkeit an das Regentenhaus als Cardinaltugend eines Russen feiert. Die Musik ist von Michael Glinka. Uebersetzt wurden drei Dramen von Shakspeare: „Othello," „Hamlet" und „Macbeth." Sie sollen sich dem Originale sehr annähern, besonders „Hamlet," der, wie auch die andern beiden, im Versmaße des Originales von Nikolaus Polewoi (Moskau 1837). mit vielem Geschick übersetzt worden ist.

Marlowe's Tod.

Es heißt ein Trauerspiel in einem Act, das ein Engländer R. H. Horne jüngst geschrieben hat. Es umfaßt die ganze Liebes- und Leidensgeschichte des talentvollen Zeitgenossen von Shakspeare. Die Sprache soll edel und leicht versificirt sein.

Der Todeskampf des Dichters.

Drama in einem Aufzuge.

Von

F. Marlow.

Personen:

Florio, ein junger Dichter.
Elise, seine Geliebte.
Theodor, Heinrich, } zwei junge Schriftsteller und Florio's entfernter Freunde.
Dr. Angelicus,
Dr. Seraphicus, } Redacteuren von Zeitschriften.
Dr. Melancholicus,
Dr. Furibundus, Dr. Irresistibilis, } Redacteuren von Zeitschriften.
Sonnenmeier, ein Literat.
Heinz, der Wirth im Weinkeller.
Der Geist des Hamlet.
Das Gespenst des Hungers.
Der Engel des Todes.

Ein Chor der Unsichtbaren.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Florio's Arbeitszimmer, eng und niedrig, nur mit dem dürftigsten Hausgeräth versehen. Es ist Nacht, eine trübe Lampe brennt auf dem Schreibepult, vor welchem ganz eingesunken der Dichter sitzt; die Wanduhr schlägt Elf.)

Florio.

Elf Uhr! Eine ahnungsvolle, bänglichе Stunde. Das ist die Zeit, wo die Nacht ganz in ihre finstern Rechte tritt, wo ihr schwarzes Gefieder, das sie noch einmal schüttelt, alle Lichter des Tages auslöscht, alle Lebensregungen erdrückt. Unter dem schweren schwarzen Mantel athmet nur noch leise das Lebendige, als wollte es sich nur noch einmal trübe besinnen, ehe der dürftre Schlummer es in den Abgrund der Träume hinabzieht. Nur wenige matte Lebenspulse klopfen noch unter der schweren Decke, wie die dumpfen kaum vernehmlichen Schläge des in Todeskrankheit brechenden Herzens. Aber in der finstern Umarmung stirbt auch dies letzte träumende Besinnen der umstrickten Seele, und die Lebenspulse, im Unhörbaren ganz verschwindend, sinken tiefer, tiefer und entschlafen. (Er steht auf und geht im Zimmer auf und nieder.)

Aber die Nacht geht nur mit leisem, geheimnißvollen, schauerlichen Tritt ihre Bahn. Es ist Nacht auf Erden, das heißt, die Nacht hat ihren Tag erlebt; sie regt sich, sie gährt und waltet mit Bangniß und Schrecken, sie breitet sich in das Unendliche aus und beschwichtigt alles. So ist es also Tag für die Nacht, denn der Tag ist Leben und Regung und die Nacht lebt und regt sich. Die Nacht ist Herrscherin; ihre Herrschaft ist Angst, Finsterniß und Schweigen.

(Er setzt sich.)

Nur der Gedanke soll es sein, den die Nacht nicht zu bewältigen vermag; der Gedanke, der zugleich schaffender Wille ist und als Sohn des Geistes der Nacht nicht zu gehorchen braucht. Aber der Gedanke haust im Irdischen, dieser Körper, dieser schwache, elende, leichtzuschreckende, aus Erdatomen zusammengesetzte Leib ist sein Haus — ein elendes Haus, ein jämmerliches Obdach, ganz durchlöchert, wo Wind und Regen

hereinschlägt. So ist denn auch der Geist der Natur verfallen, weil sie den Körper, dies klägliche Haus des Geistes in ihren schwarzen Klauen hält.....

Soll dem geängsteten Geiste bei diesen Gefühlen, bei diesen schaurigen Nachtgefühlen wohl sein? wohl sein können? Nein... Aber der eiserne Spruch lautet dennoch: Du sollst schaffen und streben, damit Dir des Geistes Lämpchen nicht im Nachtwind ausgehe... O zu begreifen ist dies wohl, aber schwer, herzlich schwer und jammervoll, es zu vollbringen!

(Er setzt sich wieder an den Schreibtisch und vertieft sich in seine Arbeit... Nach einer Pause schlägt die Uhr Zwölf.)

Zwölf hat's geschlagen! die uralte Stunde der Mitternacht... O Natur, warum lässest du mich immer wieder auf deinen dunklen Weheruf horchen? Zwölf. Nun ist der rabenschwarze Thron der Nacht ganz lautlos, gräßlich aufgeschlagen. An die Gräber pocht es, an die dunklen Pforten der Ewigkeit. Der Ewigkeit? Vielleicht auch des Nichts! Aber warum für das Nichts eine Thür? Wo eine Thür ist, muß da nicht auch eine Wohnung seyn? Ja es ist doch schön, um Mitternacht einsam zu wachen, zu belauschen die Nacht und die Natur gerade in der Stunde, wo sie den Geist, den unsterblichen, schrecken will. Und warum soll gerade dies Zeichen nicht für die Ewigkeit des Geistes sprechen? Warum verfeinern sich denn die Atome des Leibes in der einsamen Mitternacht, und das unsichtbare Ohr des Geistes hört schärfer, und seine tausend Fühlfäden greifen hinab bis in Grabeshöhlen? Ist dies der Sieg der Nacht? Wohlan ein zweifelhafter Sieg, ein bestreitbarer Triumph!

(Das Schlaggewicht der Uhr rollt mit Getöse herab, der Perpendikel steht still.)

Die Zeit ist gestorben; mich schaudert. War das die Antwort auf meine Frage? Ja, aber die Natur gab sie, diese Antwort, nicht der Geist. Nun so soll der Geist dennoch Sieger sein, und die grausame Natur bezwingen. Jämmerliches Werkzeug, schwächlicher Messer der Zeit, du sollst wieder deinen feigen Lebenspuls von mir empfangen und ich will bei deinen Schlägen mein trauriges Geschäft vollenden.

(Er zieht die Schlaggewichte wieder auf, daß die Uhr geht, und fährt fort zu arbeiten. Recitirend.)

„Wir träumte von dem Leben, vom schönen Erdenraum,
Von Gärten und von Blumen, vom Frucht- und Blüthenbaum,
Von Blühen und von Keimen, von Knospen und Gedeihn,
Vom Purpurlicht des Abends, vom lichten Morgenschein.

Da strebte liebesarmig die Erde himmelwärts,
Und Gottes heil'ger Himmel sank nieder erdenwärts,
Und zwischen diesem ew'gen, immer'gen Liebesband,
Quell Seligkeit und Frieden, und Licht und Recht bestand —“

Warum Recht? Ist Recht ein Gedanke, der in diese Schilderung paßt? In der Natur gibt es keine Rechte, nur Mächte — — —

(Er recitirt weiter.)

„Da brausten alle Wasser: Gott heilig Zebaoth!
Da tönten alle Zungen: Wo ist Dein Sieg, o Tod!
Da klagten Wonnelaute in ew'ger Litanei,
Da jubelten die Schmerzen in Frühlingsmelodei.

Da widerschall aus Thälern, von Höh' und von der Flur
Unsterblich Wort des Daseins, der Weihelaut: Natur!
Der Abglanzlaut vom Geiste, der alle Zweifel nimmt,
Darin der Lichtgedanke des Seins und Werdens glimmt.

Des Daseins Oriflamme mit Gottes Flammenzug,
Der Wirklichkeit Besieglung, der Wahrheit goldnes Buch,
Das All im Einzig-Einen, im Einen nur das All,
Des Jenseits frohes Diesseits, des Himmels Widerhall —“

Ja so mag denn geschehen, was da will: das sei meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und zu dem, was er erschaffen hat. Vielleicht soll ich untergehen, es kann wohl geschehen, denn der armselige Zufall, dies sinnlose Teufelchen des Weltlaufs, hat schon manch Bessern getödtet. Nun, komme was kommen kann, ich habe doch gestrebt, und auch geliebt, geliebt mit allen Geistesnerven, mit allen Lebenspulsen, ich liebe noch, heiß und bitterlich... Besser untergehen in der Liebe, als in der Feindschaft. Elise, bekümmertes Mädchen, arme Dichterbraut, zartes Geschöpf der Natur und der Gottheit! — Ja, in dieser Dreieinigkeit von Leiblichem und Geistigem, von Zeugendem und Erzeugtem, von Urquell und Abbild, und dies Alles in der Liebe und durch die Liebe — darin will ich sterben, als ein Liebender!

(Es schlägt Eins.)

Nun sind die Gespenster der Gestorbenen wieder zurück in ihr enges Heiligthum, eingeschlossen, gebändigt, und was die Natur in dieser bösen Stunde für Frevel verübt hat, das zeigt sich nun als zerschelltes Gerippe, das vom gothischen Zierwerk der Kirchhofkapelle herabstürzt. Sind darum die Schauer der Nacht vorüber? Nein; denn nun kämpfen erst Nacht und Tag unter der Hülle der ersteren um den Sieg. Ein ahnungsvoller, ein schauerlicher Kampf. Wer das Graun der Nacht recht studiren wollte, der müßte nun erst hinausgehen. Elise, mein liebes, holdes Kind, schlaf Du bis alle Schatten gewichen, und die Sonne klar und froh am Himmel steht.

(Er schreibt wieder.)

Mein Licht will ausgehen; traurig! Es ist noch ein weiter Weg für die Sonne zu durchwandeln. Welch ein lustiger Humor ist dies! Ich schreibe eine Genesis der Natur in zierlichen Reimen, und die Gespenster der Nacht blasen

mir mein Lämpchen und meine Begeisterung aus. Nun so erwache noch einmal, du kleine Flamme, du jetzt meine Himmelssonne; den Rest des Oels spende ich dir mit herzlichem Gebet, daß dein letzter verglimmender Funke das Ende meines Gedichts bescheinen möge.

(Er schreibt emsig bei immer trüber werdendem Lichte, nach und nach überfällt ihn der Schlaf. Wie er fast entschlummert ist, schleicht Sonnenmeier leise ins Gemach.)

Sonnenmeier.

Er schläft, tief und fest, bald wird die Lampe auch entschlafen, aber sie zeigt mir noch deutlich genug, daß sein Gedicht vollendet ist. Nun so gib her, fleißiger, unruhvoller Dichter, Dein Manuscript; ich will dessen Verleger sein.

(Er entfernt sich mit dem Manuscript.)

Florio (erwacht, als die Uhr fünf schlägt).

Geschlafen, und lange; die Uhr schlägt fünf. Die Lampe ist ganz erloschen und der Tag graut. Aber die Nacht hat doch ihre guten Geister. Noch fehlte eine Strophe zu meinem Gedicht; ein nächtlicher Geist hat sie mir im Schlaf eingeflüstert, hier ist sie:

„Nun war nicht mehr der Gottheit Lieblichkeit Einsamkeit,
Nun war zum Licht geboren das Schönere Lieblichkeit,
Nun war der Offenbarung Geheimniß offenbar,
Und Borma schuf jauchzend, daß er erschienen war."

Hell mir, mein Gedicht ist fertig. Elise! wir sind gerettet, vom Hungerelend, von noch grausamerer Verzweiflung. Elise, mit diesem Gedicht gehe ich morgen von Thür zu Thür, und bettle, daß man es verlege. Betteln? Nein ich will glauben, daß ich nicht betteln darf. Betteln! Grausames Wort, viel grausamer als Sterben. Betteln! O du wahnwitziger Krüppel vom heiligen und reinen Wort: Beten. Den Kindern sagt man, daß sie beten, nicht betteln. Wer bettelt, geht in Lumpen, in Lumpen des Geistes, wie des Leibes. Nein, ich brauche nicht zu betteln, denn mein Gedicht, und wenn es wenig ist, ist doch gewiß ein brünstiges Gebet .... Heller und heller wird der Tag, sein lichter Fittig bezwingt die Nacht; ich will beim Tages-Dämmerungslicht die letzten Strophen schreiben ...

(Er vermißt sein Manuscript.)

Unseliger Schläfer, wo ist dein Gedicht? Nacht, werde vollends Tag, und zeige mir mein Nachtgebet! Der Tag säumt zu lange, gib du denn noch einen minutenlangen Schein, elendes, vertrocknetes Lämpchen.

(Er zündet die Lampe an und durchsucht das Gemach.)

Vergebens, vergebens, heilloser, schändlicher Schlaf! Bist du ein Tröster und beraubtest mich meines Gebets? Tückische Nacht, gibst du Linderung dem Leiden, und sandtest den lüstigsten deiner Geister aus, mir mein Werk, mein Schmerzenlied, mein letztes im Gram erzeugtes Lied zu rauben? Diebin Nacht; unheimlicher Zwitter Dämmerung, ich verwünsche Euch, ich fluche Euch! Lampe, betrügliche Flamme, die ich mit Oel, wie mit meinem Herzblut tränkte, dich haben höllische Geister zu ihrem Dienst geweiht. Fluch dir! (er zertritt die Lampe, es wird immer heller im Gemach) Tag, lieblicher Tag, du Licht- und Wahrheitbringer, du Graun- und Gramzerstörer, Auferstehungsbote, Segenwiederbringer, scheine du herein und segne mein schweißtriefendes Suchen mit seligem Finden! Segne mich, segne mich glorreiches Licht, es ist nur ein Gebet, das ich suche, ein kleines armes Gebetwerk, eine fromme That der Dichtung, gethan, um nicht zu betteln. Vergebens! Vergebens! Klar scheint das Himmelslicht herein, aber die Hölle greift dazwischen mit kalter vernichtender Hand. Höre mich, höre mich doch, Geist des Tags, guter Himmelsgeist, ich will ja nichts, als was mein eigen; ich habe den Schweiß meines Angesichts, die Blutstropfen meiner wunden Seele verloren; ich will sie nur wiederfinden. Tag, süßer Tag, ich bin bestohlen, grausam um mein Selbst, um mein eigenstes Selbst bestohlen; ich will nicht, daß du mir den Dieb, den Schändlichen zeigest; ich will mein Selbst nur wieder, das Ebenbild meines in Gram, in Hunger, in Elend, in Verzweiflung vergehenden Selbst nur wieder. Mein Gedanke ist mir geraubt. Licht, ewiges Symbol des Gedankens, so gib du mir wieder, was ich dachte, was ich fühlte, was ich litt und weinte, was ich, ein Geschlagner, ein Gekreuzigter, in tausend Wehestunden verblutete. Grausam, unmenschlich, entsetzlich über alles Maaß! Ein Dichter, dem man sein Dichten stiehlt! Eines Dichters Geliebte, die nun verhungern muß, weil man ihm sein Dichten stahl — ist das Erbarmen? Ist das Humor, der auf Erden gilt? Ist das — ich frag' Euch, Heilige des Himmels alle, frag' Euch, Ihr Dichter alle, die nun auf Sternen wandeln, ist das Poesie?... Laß hören, ob mein eignes Denken diese Greuelthat vertreten kann! Bestohlen werden um das, was mein; eine kleine Sünde, ein kleiner Verlust. Geschlagen werden, verwundet werden, gemartert werden; in der That ein Leiden, das auf Erden sich zuträgt. Berachtet werden? Es ist zum Zähneknirschen, aber es ist Menschenlaos. Betteln müssen! Betteln! Kling' aus du Jammerwort, du Quintessenz von Menschenelend! — Puh, es ist doch erlebt worden. Sein Schattenbild verlieren? Thorheit, was ist ein Schatten! Das Nichts eines Leibes, der nur das Nichts des Geistes ist. Aber nun, heraus mit Dir, zerstörender Gedanke, nun das Letzte über Alles Dieses: sein eigen Wesen selbst, die eigene, eingeborne That seines Innersten, den lichtblitz

seines Geistes, das Ich der Ichheit, die Offenbarung seiner unsichtbaren Natur, die Existenz von Allem, was ich bin zu verlieren… Ist das auch Menschenschicksal? Ist das auch Erdenleiden? Verflucht sei, wer dies sagt; das ist kein Menschenschicksal, wenn ich selbst mir gestohlen bin! (Nach einer kurzen Pause langsam in sich hineinsprechend) Ich bin, weil ich denke, cogito ergo sum. Darum also? Ja wohl nur darum bin ich, das weiß die Welt seit drei Jahrhunderten. (Heftig auffahrend) Wie aber, wenn mein Denken mir gestohlen wird?… Antworte Menschheit, gib Antwort auf diese Frage!…. Keine?… Keine Antwort!.. Nun so triumphire denn, o dreimal verfluchte Nacht, und in dir triumphire die Hölle… Ihr habt mich wahnwitzig gemacht!….

(Er stürzt ohnmächtig zu Boden. Töne einer fernen Musik lassen sich vernehmen, dann tritt der unsichtbare Chor ein.)

Chorgesang (in antiker Weise).

Strophe I.

O grausam schwer getroffner Jüngling,
Den nun in mitternächt'gen Wahnsinns
Unselig-schmachvoller Verdunklung
Begrüßen wird des neuen Tages
Verhängnißschwerer Sonnenaufgang.
Wie gingst du einst — ich zeug's dir liebreich —
Des rauhsten Pfads Mühweg, doch im Feuermuth
Zur Großthat rüstig, und in des Wandels Graun
Glorreichen Fernziels nimmer uneingedenk!
Aber nicht Rettung
Verlieh des Strebens Unschuld dem Strebenden
Vor nächtlicher Gewalten tragvollster Frevelthat.
Doch ich, uralte Pflicht des Mitleids,
Auch jegliches Leid, das der Menschheit zufällt,
Wie vormals, selbst leidvoll erwägend,
Beklage Dich, o geschlagner Jüngling schmerzlich.
Denn nicht der alten Götter unabwendbar
In ruh'ger Größe waltendes Verhängniß,
Sondern der bösen Natur blindwüthender Grimm zermalmte Dich.

Antistrophe I.

Dir geb' ich — unruhvoll die Folgen
So räthselvoller That ermessend,
Im Herzen wie du selbst erschüttert
Vom Wahnsinnlos't schuldloser Menschen —
Dir geb' ich vollen Beifalls Einklang.
Doch es wendet sich zugleich zum Abscheu
Des Mitleids Wehmuth, heftig entbrennt der Zorn
Ob solchen Uebermuths roher Naturgewalt!
Denn auch Orestes
Vom Eumenidenstreichen blutig und wahnsinnvoll
Und zum Altar gerissen der Taurischen Artemis
Trug nicht so räthselvolles, verruchtes Loos;
Und Poeas Sohn, dem des Pfeiles Giftgluth
Auf nacktem Fels den Leib durchrieselt,
Ihm selber ward huldvollere Pein als diesem.
Denn mein und Deine Götter, selbst Urangste,
Die Unduldsame, nur Nothwendiges schieden sie.
Aber dies neue Geschick unsäglich erliegt's einem Truggespenst.

Strophe II.

Du bekennst es klar und ich preis' in Demuth
Ob solcher wicht'gen Lebenswendung
Der Olympischen Götter ewig klare Fügung.
Zwar auch Labdakos Haus ward nicht geschirmet
Vor des Unglücks überschlumender Wogenfluth.
Und es stürzte ein Gott der lieblichen Sprößlinge letzten.
Aber dies that nur
Der allherrschende Zeus,
Der allthronende Kronide,
Auf des Olympos strahlenreicher Höhe.

Antistrophe II.

Und es that's die Zeit unter Kronos Obhut,
Des grauen, biedern Götterahnherrn,
Und der Götter Gesetz beschloß es ewig lichtvoll.
Aber nimmer, wie hier, geschah so düstres Unheil,
Daß des keuschen Gemüths Aufschwung mit Weh gewürzt ward,
Oder ein Spuk der Nacht mit härterm Wahnsinn
Weihevollen Jünglings Haupt schlug,
Dem Apollon selbst gerüstet,
Dem Götterhimmel zugewendet,
Des Hungerelends greuliches Maß zu dulden.

Zweite Scene.

(Im Weinkeller. Abendzeit.)

Heinz der Wirth.

Keinen armseligeren Wirth gibt es unter der Sonne, als mich, das gesteh' ich; weil ich eben unter zwei Augen bin. Wie lange ist es her, daß mein linkes Auge mit meinem rechten allein ist? Zwölf Stunden, ich weiß es genau, eine Ewigkeit für einen Wirth. Heut Morgen Schlag acht Uhr war es, als der Verrückte durch die Straße rannte; die ganze löbliche Polizei lief nach, und die Hälfte unsrer Gassenbuben; auf einen Gassenbuben kommen immer zwei Rathsdiener, und das ist in der Ordnung. Ja nun, da war es, daß zwei von der Behörde sich durstig gelaufen, und in meinen Keller fielen und sich niedersetzten, und Jeder zwei Maaß Wein leerte. Ich dachte bei mir wie sie so wenig sprachen und so tüchtig tranken: Nun Heinz, der Tag fängt nicht übel an und recht loyal dazu, der kann gut werden. Ist er gut geworden? Mein armer Heinz, Unglücksmann, leg' dich schlafen! Die Herren sind aufgestanden, und im Weggehn haben sie gesagt, sie seien in Dienstpflicht gewesen und nicht aufs Bezahlen eingerichtet. Das war ein kalter Schlag ins Wasser, Freund Heinz, denn was kann man wider die Obrigkeit, wenn sie in Dienstpflicht ist. Sie kümmert sich nicht ums Handgeld. Das Handgeld aber ist die Seele des Handwerks. Was nützt mir also die Obrigkeit, wenn sie kein Handgeld gibt! Still Heinz, das ist kein guter Gedanke von einem guten Wirth. Die Herrschaften waren nicht bei Laune, weil ihnen der Wahnsinnige entlaufen

war. Sie ſagen, es ſei ein Poet geweſen, und das iſt mir leid, denn die Poeten ſind meine beſten Kunden. Aber meine beſten Kunden haben mich zu Grunde gerichtet; ſie haben mir ein dickes Buch und einen dünnen Beutel gemacht. Still, es kommt die Treppe herab, Gott verhüte, daß es die Poeten ſind.

(Sonnenmeier tritt ein.)

Sonnenmeier.

Ihr führt ſchlechte Gäſte, Wirth, ſtumme Geſellſchaft. Wenn Euer Burgunder nicht beſſer iſt, als Euer Caſino, ſo bitt' ich Euch, zapft mir keinen.

Heinz.

Mein Wein iſt gut, lieber Herr, meine Geſellſchaft haben mir die Poeten verdorben; alle meine Gäſte ſind Poeten.

Sonnenmeier.

Die Poeten verderben Alles, und der Hunger verdirbt die Poeten.

Heinz.

Gott verhüt's, Herr, er verdirbt ſie nicht, aber ihr Hunger und Durſt hat mich verdorben.

Sonnenmeier.

Laßt's gut ſein und bringt von Eurem Burgunder!

(Der Wirth trägt Burgunder auf.)

Euer Wein iſt gut, Wirth, und Eure Geſellſchaft iſt ſehr dumm, daß ſie Euren Wein nicht trinkt. Aber nehmt das Gläslein fort. Solchen Finkenbecher lieben echte Trinker nicht. Gebt mir den großen, bunten Pokal vom Simms, daraus trinkt ſich's beſſer.

(Er füllt den Wein in den Pokal.)

Habt ihr zuweilen Anwandlungen, Wirth?

Heinz.

Mein Herr, ich führe keine Anwandlungen.

Sonnenmeier.

Nun, wenn ſie Euch einmal führen und Euch bei der Naſe herumführen und beängſtigen ſollten, ſo rathe ich Euch: trinkt von dieſem Euren Wein aus dieſem Euren Pokal, mich dünkt, ſeht Ihr den blutigen Wein in dem farbenſprühenden Becher, ſo wird Euch beſſer werden; noch beſſer, wenn er in Eurem Magen iſt.

(Er leert den Pokal.)

Heinz.

Ew. Gnaden zu dienen, das ſind gute Lehren und recht acceptabel für einen Wirth.

Sonnenmeier.

So ſoll's ſein und holt mir noch eine ſolche laubige Flaſche; aber thut's nicht vom Simms, guter Burſche, denn gewärmter Wein iſt keine Gottesgabe mehr. Thu's aus dem Keller, herzige Seele, denn ein kühler Trunk ſchafft Feuer ins Blut.

(Wirth ab.)

Was iſt das für ein Narr, der ſeines Trankes Kraft nicht kennt und zu ermeſſen verſteht! Schlechter Apotheker! — Es gibt einen Wein, der heißt: Thränen Chriſti, Thränen der Hölle ſollte man den Burgunder nennen, wenn — die Hölle Thränen weinte. Blutstropfen ſind's, ſchwer und dick, die hier unter feſtem Siegel ruhn, Blut wird Feuer, wenn es in die Adern rollt. Ein tiefes, unheimliches, verderbliches Auge ſchaut aus dieſem Rebenblut, und das Auge wird zum Dämon, wenn es in den Menſchenleib gedrungen iſt, und der Dämon wird zum hölliſchen Verſucher, zum leibhaften Teufel, der zur Nachtzeit arme hungernde Dichter heimſucht und ihnen die keuſchen Gedanken, ihre Gebete . . . Schweig Unſel'ger, trink Dir andre Begeiſterung, und läſtre nicht Deine Gottheit!..

(Der Wirth mit Flaſchen tritt auf.)

Heinz.

Ew. Gnaden ſind ein Kenner, das iſt ausgemacht, aber dies iſt ein ſo guter Wein als der beſte Kenner. Ew. Gnaden haben in Ihrem Leben ſicherlich viel Rebenblut von Chambertin getrunken!

Sonnenmeier.

So viel, mein guter Wirth, daß all mein Blut zu ſolchem Feuerwein geworden iſt. (Er füllt den Pokal und trinkt.) Habt ihr noch einen ſolchen Becher, ſo trinkt mit mir!

Heinz.

Das Seitenſtück, Ew. Gnaden, zum erſten, hier iſt es. Sehen aus juſt wie Zwillinge, nur der Schein iſt verſchieden, der Eure grün, der meine flammenblau.

Sonnenmeier.

Gebt mir den Flammenblauen, Wirth, ich liebe die Flammen, und die blauen erſt ganz. Und hier ein Goldſtück in den meergrünen für Euch und für den Tauſch.

(Er zwingt den Wirth ſein Glas zu leeren.)

Heinz.

Mich dünkt, Ew. Gnaden ſind ein Poet, aber nicht aus Deutſchland. Die deutſchen Poeten führen in der Regel keine . . .-Hilf Himmel, da kommen ſie die Treppe herab.

Sonnenmeier.

Laß ſie herein, die Poeten, Wirth, bei Deinem Leben, ich zahle Dir für ſie in Goldſtücken.

Theodor und Heinrich treten auf.

Heinrich.

Grimmkaltes Wetter, Heinz, laß einheizen!

Theodor.

Pfui, Humoriſt! Sag' beſſer: Heinz, ſchaff Nierenſteiner!

Heinz.

Burgunder, Herr, ſagt Burgunder, mein gekrönter Dichter! Burgunder iſt der wahre Nebengott, und aus meergrünen Bechern zu trinken. Das iſt die neue Lehre, der neue Swedenborgianismus. Haben ſie nie geſungen, meine werthen Dichter, Herr Theodor und Herr Heinrich, daß im Meeresgrunde Perlen ruhen? O Perlen ſind ſchön, aber ſie bedeuten Thränen; Goldſtücke, im Meer gefunden ſind beſſer, ſie bedeuten Freude. Nun, meine Herren, befehlen Sie Burgunder?

Theodor.

Der Heinz iſt ein Poet geworden, ſeit wir ihn mündig geſprochen, Heinrich; ein Poet, dünkt mich, mit franzöſiſchem Anſtrich. Ich aber ſage Nierenſteiner, Freund Zapfer; deutſche Dichter trinken deutſchen Wein. (Zu Sonnenmeier) Ich ſag' Euch guten Abend, Herr, und verſichr' Euch, in meinen Worten liegt nur Vaterlandsgefühl, keine Beleidigung.

Sonnenmeier.

Laßt Euren Gefühlen freien Lauf, mein Herr, ſeien Sie deutſch oder burgundiſch.

Heinz.

Ich halt's mit Burgund, mit Erlaubniß, mit dem meergrünen Burgund und den Goldſtücken.

Theodor.

Haltet lieber das Maul, ehrlicher Zapfer.

Sonnenmeier.

Verzeiht, Ihr Herren, daß ich mich in Euer Geſpräch miſche. Sie beide ſind deutſche Dichter, wie ich glaube, und ich habe, wenn mir Recht iſt, über Ihren Werken viel geträumt. Aber mich dünkt, ſie ſollten dem armen Wirth nicht zürnen, daß er den Wein von Burgund ſo warm vertheidigt. (Zum Wirth) Aber ſo ſputet Euch doch, Ihr Narr, und befriedigt die Wünſche der werthen Gäſte. (Wirth ab) Wiſſet, Ihr Herren, ich habe kein Vaterland; ich bin auf einer Montgolfiere geboren, von einer kühnen Mutter, die im neunten Monat ihrer Schwangerſchaft über das mittelländiſche Meer flog. Zwiſchen Candia und Malta erblickte ich das Licht, gleich weit entfernt von allen drei Theilen der alten Welt. Mich hat Muttermilch nicht groß geſäugt, ſondern Feuerwein, denn in Lüften iſt Milch zu kalt und wäſſrig. Darum, Ihr Herren, beurtheile ich das Land nur nach ſeinem Gewächs. Meine durſtige Seele ſchwankte lange zwiſchen Madeira, Chios und Veſuvwein. Aber da ich nach dem ſchönen Burgund kam, war ſie ſchnell entſchieden,

Denn hier auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Der iſt es, oder keiner ſonſt auf Erden!

Theodor.

Wie, mein Herr, Sie wollten alſo — Ihre Kennerſchaft in höchſten Ehren — dem Burgunder vor den Lacrymae Christi den Vorzug geben?

Sonnenmeier (seinen Pokal leerend).

Unleugbar, denn was am Geſud wächſt ſind Thränen Chriſti; was aber in Burgund wächſt, meine Herren, im ſchönen, feurigen Burgund — das, Ihr Herren Dichter, ſind Thränen des Teufels.

Heinz (einfallend).

Wahr geſprochen, Ew. Gnaden, höchſt wahr und als ein Evangelium, Thränen des Teufels, die er aus der Hölle hervorweint, weil er nicht ſelig werden kann.

Sonnenmeier.

Thränen der abgrundtiefen, ſündvollen Sehnſucht, die ſollten wir alle weinen und vor allen die Dichter.

Heinrich.

Sind denn nach Ihrem Glauben alle Dichter ſündebeladen? Das wäre zum Lachen.

Sonnenmeier.

Aus der Sünde quillt das Leid und Weh, und aus dem Wehe quillt die Dichtung. Wer nicht Wehe trug, der verſteht nicht die Dichtung, und wer nicht Sünde that, der weiß nicht von Leid. So ſind denn Sünde und Wehe und Poeſie eine Dreieinigkeit, die nicht geſchieden werden kann.

Theodor.

Die heutige Novelle, mein ſeltſamer Herr, meint es anders, ich meine die Cultur-Novelle, die Civiliſations-Novelle; ſie will die allgemeine Sünde zerſplittern in tauſend kleine Sündchen, und ſie will, nach dem uralten Sprüchwort: divide et impera ein Sündchen nach dem andern todtſchlagen, bis es keine Sünde mehr gibt.

Sonnenmeier.

Verzeihen Sie, ich bin nur ein gereifter Mann, kein Dichter; ich kenne Ihre Civiliſations-Gedichte nicht, aber ich kenne die Civiliſation. Ich will keine Sündchen und Sünderchen, ich will eine einige große Sünde; ich will eine einige große Hölle und einen einigen, großen Himmel darüber, wäre es auch nur um hinauf zu langen. Und das haben Dante gewollt und Shakſpeare, die größten und ſeligſten Dichter aller Zeiten.

Heinrich.

Und nicht auch Goethe?

Sonnenmeier.

Und Goethe. Aber nur einmal in ſeinem langen Leben.

Heinrich.

Immer doch hält es ſchwer, zuzugeben, daß die Poeſie vom Teufel ſtammt, mein Herr!

Sonnenmeier.

Ich sage nicht dies; obgleich ein Anderer an meiner Statt dies sagen würde. Ich sage: es gibt einen Abgrund des Gemüths, einen Ungrund, in welchem die Creatur seufzt, wo alle Nahrung nur aus der fruchtbaren Tiefe quillt, nur vom Geist der Tiefe, vom Erdgeist, welcher, wie wir wissen, Satan selber ist. Aus der Tiefe dieses bodenlosen Abgrunds schauen wir den Himmel; das ist die Sehnsucht, die aber nicht himmlisch ist, denn im Himmel gibt es keine Sehnsucht; das ist die Sehnsucht, die von der Erde kommt, wo der Sehnende fühlt, daß das, wonach er sich sehnt, ihn niemals zu Theil wird. Niemals; ein ungeheures, grausames Wort, aber ein ewig wahres. Dies ewige Gefühl des Sehnens, meine Herren, was andres ist es, als die Sünde? Die Sünde ist kein Erbtheil, sie ist ein Erbtheil. Ein Erbtheil von Adam und Eva, und Adam und Eva sind die Mutter Erde, und die Erde trägt die Bäume der Erkenntniß, von welchen uns verboten ist, zu essen, von denen wir dennoch genießen müssen. Sie trägt die Bäume, nicht für mich und Dich, sondern für alle, die aus der Erde geboren sind. In der Erkenntniß haust also uranfänglich die Sünde, und in der Sünde haust uranfänglich die Sehnsucht, und diese ist also selbst die Sünde. Erkenntniß, Sünde, Sehnsucht, sind die wahre Dreieinigkeit der Menschennatur. Ueber dies alles nun folgt das Leid, und das Leid ist selbst die Poesie, denn die Freude bringt es nur zum Gelächter, aber das Leid bringt es zum Hohngelächter, in welchem nicht der und jener diesen und jenen, sondern die sündige Menschheit sich selbst verhöhnt. Ich sage Ihnen dies, Verehrteste, nicht um Sie zu belehren, denn Sie sind Geweihte; ich sage es nur um Ihnen zu zeigen, wie der wahre, in seiner Sünde schmerzlich bewegte Mensch zur wahren Poesie sich aufspannt, ich sage es, um darzuthun, wie nahe sich Sünde und Dichtung stehen.

Theodor.

Sie sind ein schwer zu Begreifender, aber ich glaube Sie begriffen zu haben, wenn ich Ihnen Schuld gebe, daß Sie das Leiden mit dem Thun verwechseln. Die Poesie ist That; was Sie so nennen, ist nur das allgemeine Leid des Menschseins, das der Dichter muß überwunden haben. Und diesen Sieg, mein Herr, muß ich am besten kennen, weil ich selbst ein Dichter bin.

Sonnenmeier.

Was Sie mir sagen, ist nur meine Wahrheit. Der Dichter trägt das Leid der Welt, so trägt er auch ihre Sünde. Der Welt Sünde ist seine Sünde, so ist er zuerst leidend der Welt Heiland; ist er nun ein Dichter, ein einziger, ein gottgeweihter, so bringt er es wohl auch zur Auferstehung. Das ist nun erst der wahre Dichter, der Auferstandene. Aber er ist nur auferstanden vom Tode der Sünde; in der Sünde lebt er fort als Irdischer. Darin aber beweist er seine Auferstehung, daß er an der Sünde die Seligkeit, an der Hölle den Himmel erkennt, und daß er mit der Kraft der Weihe, und mit der Weihe der Gotteskraft beides, die Sünde und die Seligkeit, den Himmel und die Hölle in seiner ganzen, einigen Größe gestaltet und als menschliches Ich, als reines Individuum darstellt. Dies Darstellen, meine Herren, ist die Poesie, und dies ist die Romantik. Sie sehen nun deutlich, daß die Poesie dem Satan näher steht, als Sie meinen, und daß die Sehnsucht aus der Hölle nach dem Himmel die wahre Seele aller Dichtung ist. Und diese Sehnsucht, dieses selbstbewußte dichterische Leid der Reue, dessen klares Wissen ich mir blutig, tropfenweise in dunklen Begeisterungsmomenten aus der blutigen Rede von Burgund gesogen habe, dies, meine Herren, muß ich wiederum am besten kennen, weil ich, ehrlich gestanden, selbst der Teufel bin.

Heinz.

Der Teufel, Ew. Gnaden? (erschrecken Sie nicht meine Herren Culturdichter!) O nein, das sind Ew. Gnaden nicht; des Teufels mögen sie sein, das will ich gestehen, des Burgunderteufels, aber mehr zugeben, wäre eine schlechte Lüge von einem tugendhaften Wirth.

Sonnenmeier (sich erhebend).

Und wenn ich sage: ich bin der Teufel? Werden Sie mich bannen, meine Herren Dichter, in Ihre winzigen Culturzustände? Werden Sie mich meistern aus nüchternem Nierensteiner! Werden Sie mit deutscher Prosa und mit Correspondenzen aus der eleganten Welt mich bannen in das Gemach des Nichtseins? Werden Sie durch Juden-Emancipationsversuche meine Bahn von der Erde lenken und mich aus der Welt hinaus nasenstübern? Werden Sie den Satanas, den Ihr Goethe, als er noch ein großer Dichter war, zu rechten Ehren brachte, aus der Poesie vertilgen? Wird es Ihnen gelingen, die mattherzige Courtoisie des vornehmthuenden Weltlaufs, die schale Abbildung einer leeren Schriftsteller-Aristokratie von abgestandenen Emigrantenformen, ein steifleinenes Gespenst eines in wüsten Doctrinen befangenen Vierteljeculums — wird es Ihnen gelingen, dies schalelügenbild anstatt des kerngesunden und zur Zeit lustigen Höllenfürsten auf den Thron der Welt und der Poesie zu pflanzen? Er ist der Fürst dieser Welt, so heißt es in dem hochheiligen Buch, das Ihr alle nicht kennt. Glaubet an Ihn, an den Judegriff des Bösen, so glaubt

Ihr auch an Gott, der Euch und die Welt erlösen kann. Glaubet nicht an Ihn, so übt Ihr das Laster fort ohne Glauben und dünkt Euch heilig und selig. Ihr übertreufelt den Teufel, das ist Alles. Alle großen Dichter haben an den Teufel geglaubt, und diesen Glauben muß Euch der Teufel selber lehren? Schämt Euch! Auch die Wissenschaft glaubt an den Teufel, und dadurch ist sie Wissenschaft, daß sie auch vom Bösen weiß. Nehmt Ihr aber dem Dichter die Macht, Euch den Teufel zu schildern, so habt Ihr auch keine Engel, keine Menschen mehr, sondern eitel Fratzen.

Theodor (lebt auf und reicht Sonnenmeier die Hand).

Herr Teufel, Ihr sprecht gut und geistreich; doch möcht' ich glauben, Ihr seid nur ein Mensch, der sich ein wenig eingeteufelt.

Sonnenmeier.

Nein, Herr, Ihr habt Unrecht, ich bin kein Mensch, ich bin Er, und kein andrer. Wisset Ihr nicht, daß der Satan Böses thun muß, aber die Wahrheit reden? Und sehet wohl zu, ob ich nicht Böses that. Kennt Ihr die Handschrift?

(Er zeigt ihnen Florio's Manuscript.)

Heinrich.

Fürwahr, das ist echte Teufelei; das ist Florio's Gedicht. Wie kam es in Eure Hand?

Sonnenmeier.

Ich stahl es ihm über Nacht, als er über der letzten Strophe träumte. Ich stahl es ihm, weil es gut war. Thatet Ihr denn Bessres, Ihr, die Ihr ihm den Ruhm und das Brot raubtet? Ihr seid die Sünder; ich habe nur meine Pflicht gethan.

Heinrich.

Er wird verzweifeln.

Sonnenmeier.

Er ist schon verzweifelt; Gott schenke ihm einen fröhlichen Wahnsinn.

Theodor.

Und seine Braut, die Aermste, was wird Ihr Loos sein?

Sonnenmeier.

Elend, Verzweiflung, Frieden im Grabe Beiden. Und Ihr, schwachsinnige Thoren, deren schale Werke das Publicum liest und vergöttert; Ihr, die Ihr borgt aus Uebermuth und schweigt aus Langeweile, kanntet Ihr die Qualen seines Daseins, das Stocken seiner Lebenspulse, das Verzagen seiner dem Himmel und der Wahrheit zugewandten Seele, kanntet Ihr sein unseliges Loos, verkannt und verachtet zu werden; wichet Ihr schamroth vor seinem höheren Adel — thatet Ihr das und halfet nicht seinem Elend ab? Saget Ihr nicht, die ein mattherziges Geschlecht zu Ehren bringt, diesem matten Geschlecht laut auf allen Gassen: dies ist ein Dichter, dessen Genius an Hunger stirbt, dies ist ein Dichter voll Liebe und Kraft und Sehnsucht, dessen Kraft und Sehnsucht und Liebe verkümmert, weil er darbt und hungert? Saget Ihr nicht denen, deren Ohr für Eure Rede offen stand. Glaubet diesem, denn er wird Euch zeugen vom wahrhaftigen Geist; wir aber sind nur Thoren und Stümper? Wusstet Ihr, daß er eine Braut hatte, die einzige Seele, die an ihn glaubte, und habt sie nicht erlöset vom Uebel und habt Ihr nicht die Hand gereicht: Wir werden dir helfen? O Ihr schlechten Freunde, o Ihr kleinen Menschenseelen. Wähntet Ihr denn heuchlerisch, sein Werk, in Todesnoth empfangen und in Todesnoth vollendet, werde einen Käufer finden? Ich sage Euch nein und abermals nein, es hätte keinen gefunden, und der Dichter wäre doch verzweifelt! Darum seid Ihr seine wahren grimmigen Teufel; ich aber bin sein Wohlthäter. Ihr hättet seinen edleren Geist langsam, lebendig zu Tode gemartert, ich habe diesen Geist getödtet und habe wohl gethan. Ihr hättet ihn überredet zu glauben und zu hoffen, da es doch neben Euch keine Hoffnung für ihn gab. Ihr hättet ihn, in teuflischem Egoismus, vertilgt aus dem Buch der Gegenwart, bis er gestorben war. Ich aber habe ihn dem Wahnsinn hingegeben, doch seinen Ruhm habe ich gerettet. Vielleicht, Ihr Herrn Culturdichter, ist, was ich hier in Händen habe, sein schlechtestes Gedicht; doch es ist sein letztes und dieser kleine Umstand wird die schönsten, die noch im Grabe seines wurmzernagten Schreibtisches schlummern, auferwecken. Und hier, verehrteste und liebenswürdige Teufelchen, hier ist auch schon das Druckexemplar vorhanden von dem Werk dessen, den ich zu Ehren brachte. O es gibt in der Hölle schnelle Verleger, rasend schnelle Setzer und Dampfpressen, gegen welche die Ihrigen Faulthiere sind. Nehmen Sie, nun so nehmen Sie, Verehrteste, Florio's Gedicht in einer Prachtausgabe mit Flammenlettern, als Geschenk von mir an, und mögen Ihnen (das ist dabei mein einziger Wunsch) die Lettern ein klein wenig nur in die Seele brennen, in dieselbe tugendhafte Seele, die an keinen Teufel glaubte. Betrachten Sie auch ein wenig die voranstehende Einleitung, die von guten und schlechten Poeten handelt, und von mir-selber herrührt, ich habe nicht unterlassen, auch Ihre Namen dieser Votivtafel einzugraben, und es scheint mir die Zeit und die Kunst werden Mühe haben, dieselben zu verwischen. Auf diese Art sind auch Sie unsterblich geworden, und das durch den liebenswürdigen, seelenguten Mephisto, den Sie noch eben seine Existenz so grausam verkümmern wollten. Doch ich verabschiede mich

von Ihnen, wertheste Freunde, weil ich noch anderweitig ernste Geschäfte habe; ich befehle Ihre unsterblichen Seelen der Poesie, und ihre sterblichen Leiber der Obhut des wackern Wirths, der Sie mit Burgunder tränken möge. Euch, Heinz, verehr' ich ein Exemplar von meinem Gedicht; hängt es nur dreist in Eurer Kneipe auf; es wird schon zu Zeiten eine Burgunderseele kommen, die sich daran zu begeistern versteht.

(Commentirt ab.)

Heinz.

Nun er weg ist, möcht' ich selber sagen: es seien Seine unterirdische Herrlichkeit gewesen. Der schwere Tritt, der rabenschwarze Anzug, die blutrothe Schleife sagen es deutlich. Ich denke, mit mir meinte er's gut, er schenkte mir drei Goldstücke; ein ziemliches Handgeld, wenn's nicht zu feurigen Kohlen wird.

Theodor.

Mir hat er eine feurige Kohle in den Busen geworfen, die wohl nicht so bald verlöschen wird. Ich glaube, wir thaten Unrecht, Heinrich; ich denke, wir konnten helfen.

Heinrich.

Ich muß sagen, Lieber, mein Gewissen ist hierin nicht so subtil. Hilf dir selber, ist die Losung. Niemand besteht in der Welt ohne Egoismus, am wenigsten in der Poesie. Zu guter Letzt wird aus dem verhungernden Poeten, aus der wahnsinnigen Geliebten und aus dem Burgundenteufel eine pikante Novelle, die, hoff' ich, das langweilige Gedicht von der Genesis der Natur überbieten soll.

Theodor.

Guter Heinrich, Dich hat die Tiefe immer geschreckt.

Heinrich.

Der versteht die Civilisation nicht, den heut zu Tage das Wesen in der Tiefe sucht.

Heinz.

Gott vergeb's Euch, Herr Dichter, mein Burgunder ist das Wesen und mein Keller ist die Tiefe; Ihr habt Unrecht.

Theodor.

Hier meine Zehe, Wirth, Mitleid und Reue heißen mich die Unglücklichen aufsuchen.

(Ab.)

Heinrich.

Bleib', wart' ein wenig... Nun so laß ihn laufen, er ist auch unter den Ueberschwenglichen. O über die schalen, hochmüthigen Narren mit ihrer Tiefe!

Heinz.

Nun, Herr, mich dünkt doch, mit Eurer Erlaubniß, er ist ein besserer Dichter als Ihr. Was mich betrifft, ich schlage mich zum Herrn Mephisto; erlaubt, daß ich meinen Keller schließe.

(Heinrich ab, der Wirth schließt seinen Keller.)

Dritte Scene.

(Elfens Wohnung, armseliges Gelaß in einem niedrigen Hause unweit des Stadtthors. Es ist noch Abend. Im Zimmer brennt kein Licht, nur eine spärliche Flamme im Kamin erleuchtet es düster.)

Elise (sitzt am Kamin, den Kopf in die Hand gestützt, ein Wasserring vor ihr).

Mein Kopfweh nimmt zu, mein Puls, ich fühl' es, geht fieberhaft; meine Wange brennt, die Wange, von der längst alle Röthe wich. Es muß schon spät am Abend sein, ich denk' es mir, denn auf der Straße wird es schon ganz still. Wo bleibt heute Florio? Warum vergißt er heute die Kranke, die Verschmachtende? Meine Stirn brennt wie Feuer. Eiskaltes Wasser ist ein gefährliches Linderungsmittel der Fieberhitze. Meine hinschwindenden Kräfte und die Gluth in meinem armen Hirn sagen mir: es ist eine ernstliche Krankheit im Anzuge. Florio, mein Geliebter, nur heute bleib mir nicht aus; es wird mir besser werden, wenn ich mein schweres Haupt an Deine Brust lege. Armer Florio! Du wirst mehr leiden als ich, Du wirst am Schreibtisch gebannt, mühselig nach Gedanken ringen, und mehr leiden als ich. Horch es schlägt eine Glocke! wie viel Uhr mag das sein? Wohl schon Nachtzeit, denn mich dünkt, ich höre Wächterruf. (Sie wankt nach dem Fenster.) Wie schwer mir die Füße sind, und wie es mir vor den Augen flittert, und im Kopfe braust bei jedem Tritt! O ich Aermste, Verlassene, verlassen auch von Dir, Florio? Gott verhüte das, es würde mein Tod sein. Aber bin ich denn auch gerecht in meiner Liebe? Wäre es denn nicht besser für ihn, wenn er mich verlöre durch einen sanften friedseligen Tod. Ja gewiß, es wäre besser. Meine schwere, düstre, wenn auch innige Liebe, hängt sie nicht wie Blei an den Schwingen seines Geistes? Lähmt nicht die Sorge um mich den Flügelschlag seiner jugendkräftigen Phantasie? Ach Florio, ich armes Mädchen bin Dein böser Dämon, ich, ich bin Dein Verhängniß, Dein unüberwindliches Mißgeschick. Und warum unüberwindlich, wenn ich mich selbst überwinde und losreiße, wenn vielleicht der Tod, der Friedenbringer noch heute Nacht... O Tod, die Liebe würde dich willkommen heißen; aber doch, wie grausam, daß es kein Drittes gibt außer der Liebe und dem Tod! Liebe soll den Tod überwinden, so singen alle Dichter; aber wie da, wo Liebe das Leben raubt, und Liebe selbst zur Mörderin des Geistes wird! Ach ich hätte nie an eine so grausame Bestimmung der Liebe geglaubt!..

Mußtest Du mich denn lieben, Florio? Ach und Geliebtester, warum verlässest Du mich, wenn Du mich lieben mußtest?....

Mich dünkt, es schallen Tritte in der fernen Straße... Nicht doch, es ist Täuschung; aber ganz deutlich vernehme ich jetzt den Ruf des Wächters: Zehn ist die Glocke! Unmöglich! mein eignes Fieber neckt mich, oder mit Florio ist ein Unglück geschehn. Nie, nie blieb er so lange aus, ach die wenigen traulichen Abendstunden schenkte mir seine sorgenvolle Liebe immer. Ja, es ist ihm ein Unglück geschehn... Meine Angst wächst mit jeder Minute, das arme halbgebrochne Herz pocht in gewaltigen Schlägen einem schweren Unheil entgegen. Da stößt der Wächter wieder ins Horn, ich muß fort, ich muß zu ihm, Kummer und Arbeit haben ihn niedergeworfen, ein Fieber hat ihn ergriffen; verschmachtend, ohne Erquickung, ohne Beistand hör' ich ihn sehnlich nach mir rufen....

Der Regen schlägt an die Fenster; der Wind thut sich auf; ein kalter schauriger Wind! Weh, wie schmerzt mein Kopf! (Er ergreift ein Tuch.) Komm, armselige Hülle, schütze meinen Leib, den gebrechlichen kranken, so weit du ihn zu schützen vermagst. So, nun binde ich noch dies durchlöcherte Tüchlein um meine kranke Stirne und nun noch den Stein vor den Kamin gestellt, eingedenk des Nachtrufs: Bewahret das Feuer und auch das Licht! So, nun wäre ja mein Haus bestellt, nun fort zum Geliebten. (Er geht nach der Thür.) Halt einen Augenblick! Nicht das Eine, was Noth ist, versäumt. Schickst du dich an, mein Kind (so sagte meine fromme Mutter), einen schweren Gang zu thun, so schöpfe dir erst den Segen dazu aus Gottes Wort. Wo ist meine Bibel? Heiliger Gott, hier schlage ich Dein heiliges Buch auf, gib mir, der Knieenden und Flehenden einen guten Segen auf meinen kalten Nachtweg. (Er tritt vor den Kamin und schlägt die Bibel auf.) Kaum kann ich die Schrift erkennen; die Flamme ist ganz herunter, nur noch die rothen Kohlen geben Schein. Sieh, was schlage ich da auf? Psalm sieben und siebzig, „der Frommen Anfechtung und Trost." „Ich schreie mit meiner Stimme zu „Gott; zu Gott schreie ich, und er erhöret mich. „In der Zeit meiner Noth suche ich den Herrn, „meine Hand ist des Nachts ausgereckt und lässet „nicht ab, denn meine Seele will sich nicht trösten „lassen. Wenn ich betrübt bin, so denke ich an „Gott, wenn mein Herz in Aengsten ist, so rede „ich; Sela." — (Er klopft an die Thür. Mit folgender Stimme.)

„Meine Augen hältst Du, daß sie wachen; ich „bin so ohnmächtig, daß ich nicht reden kann. „Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre. „Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine „Gnade mehr erzeigen? Ist's denn ganz aus mit „seiner Güte? Hat seine Barmherzigkeit ein „Ende? Hat denn Gott vergessen gnädig zu sein „und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen? „Sela? (Es klopft stärker an der Thür. Ganz laut und in tumultuarischer Begeisterung.)

„Doch spreche ich, ich muß das alles leiden, „die Rechte des Höchsten kann alles ändern. Gott „Dein Weg ist heilig; wo ist ein so mächtiger „Gott, als Du bist? Du bist der Gott, der „Wunder thut, Du hast Dein Volk erlöst gewaltiglich. Die Wasser sahen Dich Gott, die „Wasser sahen Dich und ängstigten sich und die „Tiefen tobten. (Es klopft zum dritten Male.) Es donnerte im Himmel, Deine Blitze leuchteten, das „Erdreich regte sich..." Heiliger Gott, was ist das für eine Helle! Wer kommt da?

(Sonnenmeier und Theodor treten ein mit Licht.)

Sonnenmeier.

Stelle die Leuchte hierher, Theodor. Ist Dein Gebet nun aus, armes geängstetes Mädchen? Erhebe Dich, hier ist Speise und Wein, erquicke Dich.

Elise.

Ich kenne Euch nicht. Wo ist Florio?

Sonnenmeier.

Daheim, in Gedanken versenkt; er baut an seinem Ruhm und an Deinem Glück.

Elise.

Gottes Lohn Dir, ich sah ihn elend, krank, verzweifelnd.

Sonnenmeier.

Du selbst bedarfst der Labung. Beruhige Dich; Dein Geliebter hat die Bahn des Ruhms gefunden.

Theodor.

Sonnenmeier, mir graut vor Eurem Thun; soll das Fluch sein oder Segen?

Sonnenmeier.

Segen, Verblendeter, die Stunde wird's lehren. (Er reicht Elisen ein Glas.) Trinke das, gutes Mädchen, es wird Dich beruhigen.

Elise.

Bist Du ein Arzt? ich bedarf keines Arztes. Lieber Herr, ich bitt' Euch, ruft mir Florio; mir wird immer bänger um ihn.

Sonnenmeier.

Er wird kommen, ich bin sein Freund, sein bester Freund. Er selber sendet Dir diesen Trank zur Stärkung.

Elise.

So trink' ich gern. (Sie nimmt das Glas.)

Theodor.

Trink' nicht Mädchen, gutes Mädchen trink nicht.

Elise (schaudernd).

Was ist das? Wer seid Ihr? Wollt Ihr mir Gift reichen?

Sonnenmeier.

Wollt Ihr glauben dem Thoren, Elise? und nicht dem Arzt, der's redlich meint? Sieh' her, Mädchen, kann das Gift sein, was ich selbst trinke? (Er trinkt das Glas.)

Elise.

Ich glaube Dir, ob ich gleich Dich nicht kenne und Dein seltsames Thun nicht begreife.

Sonnenmeier.

Nun so leere auch mit mir dies zweite Glas auf Deines ruhmgekrönten Freundes Wohl! (Reicht ihr Theodor.) Sprichst Du ein Wort, so brenne auch der Wahnsinn dieses Unschuldigen auf Deinem Gewissen, wie der Wahnsinn ihres Geliebten. Nimm, gutes Kind.

Elise (trinkt).

Gift! Gift! ich sterbe... (Sie sinkt.) o Verräther, was that ich Dir?

Sonnenmeier.

Stirb, Stirb, unglückliches, schuldloses Kind, in meinen Armen; fluche mir nicht, ich habe Dich erlöst.

Elise.

Florio! o grausam! Florio!

(Sie stirbt.)

Theodor.

Schrecklicher! Verruchter! Was that Dir dies ärmste Kind? War das die Labung, Scheusal, die Du ihr brachtest? O furchtbare Stunde!

Sonnenmeier.

Sie ist hinüber. Hier liegt sie ausgestreckt im Tode, die bleiche, schöne Gestalt, und die Hölle drückt einen mitleidigen Kuß auf die Züge, die nur dem Himmel gehörten. Und Du eitler, selbstsüchtiger Thor, willst mich darum meistern, daß ich dem Himmel wiedergab, was dem Himmel gehörte? Willst mich verwünschen, weil ich, überfließend von Mitleid, Tod verhängte für Wahnsinn? Armes Poetlein, nennst Dich einen Eingeweihten, und weißt nicht, daß auch die Hölle selig sprechen kann? O an dieser Stelle, wo die Unschuld sanft und tief gebettet liegt, wage es nicht, mich anzuklagen. Klage die Menschheit an, die sie verstoßen, Dich, der Du sie mit verrathen, klage die feige, buhlerische feile Dirne Kritik an, die diese Aermsten beide preis gab und gekreuzigt hat. Aber mich, Verblendeter, wage nicht anzuklagen, mich nicht, der die Macht besaß, um das Furchtbarste noch abzuwehren, und das Mitleid besaß, um, was dem Tode verfallen war, mild hinüber zu führen. Was ist besser als Verzweiflung? Wahnsinn! Was besser als Wahnsinn? Tod! Oder nenne es lieber Heimgang; nenne es ewigen unzerstörbaren Frieden. Was ist aber grausamer, als die Löwen der Wüste? Die Cultur ist es, die Civilisation, die gebildete Menschheit. Was diese verstoßen, was diese gemartert, was diese zur Verzweiflung gebracht hat, das nimmt die Natur, die Mutter Erde liebreich in ihre versöhnenden Arme, und der Geist der Natur, den Ihr den Teufel nennt, gräbt selber das tiefe Schlummergrab und vollzieht die Bestattungsfeier, erhebt die unendliche Todtenklage. Ihr aber, feige Culturmenschen, mattherzige Tagesegoisten, abgeschmackte unwissende Richter in allem, was vom Geist ist; Ihr, die ihr am besten in Euerm unverbesserlichen Dünkel die Affen des Genius heißen solltet — Euch ist nicht einmal die kleine Gabe der Liebe vom Himmel herab geworden, das, was schön ist, zu beweinen. Aber „laßt das gut sein" sagt Don Armado; wollt Ihr mir und der Todten noch einen Dienst leisten, so wacht ein wenig an dieser Stelle bis ich wiederkomme und was zur Todtenehre gehört, herbeigeholt. Inzwischen laß uns die herzliebe Kindesleiche auf das Ruhebett legen, und die Leuchte hell auffrischen, bis mehr Licht kommt. Denn Licht, viel Licht, das ist des Todes wahrer Glanz und wahres Leben, und auf dem Lichte schwebt die arme Seele hinauf oder hinab zu ihrem ursprünglichen Sitz. Nun diese Seele, denk' ich, wird wohl hinaufwärts fahren, eine schöne Licht- und Liebeswallfahrt, wenn's auch den dunklen Namen Sterben trägt. (Ab.)

Theodor (allein bei der Leiche).

Ich fühl's, es gibt ein Dichten und ein Denken, ein Ahnen und Betrachten, ein Schmerzen und ein Kränken, das ist nicht von dieser Welt. Welt und Lauf der Welt, welch ein tiefer Abgrund ist es, der diese Namen scheidet! Welt, das ist der schöne leibhaftige Gedanke der Gottheit selbst; nichts außer diesem Gedanken; in diesem erschienenen und erscheinenden versinkt alles Menschendegreifen. Welt, das ist die Wirklichkeit und die Wahrheit; die wechselwolle Weisheit des göttlichen Willens, eingeprägt in das Endliche, das doch unendlich ist. Welt, das ist der ungeheure Wettenspiegel, in welchem alle Gedanken sich selbst erschauen, und alle Gestaltung ihr Urbild erkennt. Welt, das ist das Einigste Große, für das es keinen andern Ausdruck gibt, und in welchem das Ich des Menschen begraben wird und aufersteht. Welt, das ist die untrennbare Einheit von dieser und von jener Welt. Eine Einheit, welcher Denken und Dichten, Ahnen und Betrachten, Kummer und Frohlocken innigst und vollkommen angehört. Aber nur das kahle, böse schielende, trügerische Ding, das wir Lauf der Welt nennen, das ist diese

Welt, die falsche, die vom Jenseits, vom Himmel und von der Hölle, von Oben und von Unten abgerissen, ganz nichtig und elend ist. Darum weicht alles Himmlische und Unterirdische, alles Hohe und Tiefe, alles Dichten und Denken aus ihr, entflieht und birgt sich in dem Geheimniß des Mikrokosmus, welcher die Sehnsucht ist von dieser Welt in jene Welt. Alle Gefühle erstarren; alle Liebesregungen stehen ab, alle Blüthenträume verdorren in dem schalen, schlechten Lufthreis des Weltlaufs, in diesem Nichts von Allem, was die wahrheitvolle Welt ist. Ekler Weltlauf, kranker, ansteckender, hinschwindender Körper ohne Seele! Du tödtest, wie ein Sirokko, Alles, was sich unter deinem bleichsüchtigen Himmel anbauen will. Statt der Wahrheit gabst Du den Wahnsinn. Darum heißt man dich mit Recht diese Welt, weil du die denkenden Geister von ihrem ursprünglichen Jenseits losreissest. Solch eine abgerissene Blume vom immergrünen Strauch der wahrhaftigen Heimath, liegst auch Du hier, ärmstes Mädchen, und den noch edleren Geist, der Dich liebte, peitscht nun der Wahnsinn, das wüste, wurmstichige Weihgeschenk des Weltlaufs. Wo ist nun die Weihe geblieben, die ihm von oben ward? Ach, Weihe ist nun entweiht, durch Weh — das ist deine ganze Kunst, schaler Bursche Weltlauf!

Und war ich denn nicht auch vom Weltlauf ganz verschlungen, ich ein Abgefallener von der wahrhaftigen Welt und ihren Wundern? Woher kommen mir nun diese weihevollen Gedanken? Sind es Gottes-Auferstehungsblumen, die aus dieser blassen Leiche duften? Mich dünkt, das ist eine Frage, die mich in Grübeln ganz versenkt, ein Wagniß des Forschens, das meinen Kopf wüst macht und einschläfert — — —

(Er entschlummert.)

Chorgesang (in moderne Weise übergehend).

I.

Schlaf sanft im lieblichen Grab gebettet
Holdseligstes Kind, des Weltlaufs tiefstes Opfer.
Der schenkten thränenreiche Bestattung
Der Mutter Erde liebreiche Geister selber.
O lieblich wird sein im Grab Dein sanftes Schlummern
Im weißen Brautgewand, von Myrtenzweigen
Den immergrünenden, das Haar umwunden,
Schlafst Du in unsichtbarer Gottesruhe,
Von Auferstehungsträumen sanft gewiegt.

II.

Ja Du sagst's, denn zur Wiege wird des Grabes
Düsteres, wehmuthsvolles Haus der Unschuld.
Wenn gleich Stürme des Winters drüber hinweh'n,
Nimmer berührt ihr Grau'n, was Engel selber
Süßer Ohnmacht pflegend, mächtig schützen.
Denn vor Heiligem wird zu Nichts, was weih'los,
Ja der Natur selbst zügellos finstere Mächte
Huldigen lautlos bebrem Himmelsanspruch.
Wildeste Wuth wandelt sich scheu trostvoll in Weihgesang.

III.

So mit Worten der Liebe weih' ich scheidend,
So mit Blumen des Mitleids schmück' ich freudig
Frühverstorbene Dich und Dein Gedächtniß.

IV.

Unvergessen so schuldlos tiefen Jammers,
Pflanz' ich leuchtenden Krokus um Dein Grabmal,
Wenn die ersten Gräser den Lenz verkünden.

V.

Der Cypressen nächtliches Laub umschließ es.

VI.

Seufzender Abendvögel stiller Wohnplatz.

(Der Chorgesang schweigt: der Engel des Todes schreitet leise durch das Gemach.)

Vierte Scene.

(Nacht. Vor dem Thor. Zur Linken der Kirchhof mit der Todtengräber Wohnung; zur Rechten offnes Feld.)

Florio (kommt gelaufen).

Fort Gesindel! Verfolg' mich nicht weiter; mit diesem Sprung rette ich mich vor dir! Wie es nun glogt, das dumme Gesindel; ei so geh schlafen, lösch deine Lichter aus; hier bin ich im Himmelreich.

Vor Liebchens Thür
Wenn alles schweigt,
Sing Riegel auf,
Wo weilest du?

Der Reim hinkt; gut, Schatz, zieh nur Deine Strümpfe an. Geduld, Geduld, der Riegel ist rostig. Wer kommt da? Geh' fürbaß, Freund, stör' mich nicht im Abendsegen. (Eine Erscheinung kommt) Wie ist Dein Name, Geist?

Erscheinung.

Ich bin das Gespenst des Hungers.

Florio.

Armes Gespenst, hier ist etwas Scheidemünze für Dich. Kannst Du reimen, Gespenst?

Erscheinung.

Es reimt sich nichts auf Hunger.

Florio.

Doch, es reimt sich was: Dichter. Ein falscher Reim, aber gut genug für die falsche Welt. Gehab Dich wohl, Freund Hunger; empfehl mich bestens Deinem Stiefbruder, dem Durst.

(Die Erscheinung verschwindet.)

Das ist das dümmste Gespenst, das ich je sah; es versteht nicht einmal zu reimen. Gibt es lauter so plumpe Gesellen unter den Geistern, wer will dann Nekromant sein? (Eine zweite Erscheinung kommt aus dem Kirchhofthor) Still, hier kommt ein andrer Geist, der schmeckt etwas nach Bildung, ich will ihn anreden. Wer bist Du, Geist, dessen Schädel wie Mondschein leuchtet?

Erscheinung.

Hamlet ist mein Name.

Florio.

Das lügst Du Geist; Hamlet's Vater bist Du, ich selbst bin Hamlet.

Der Geist.

Laß seh'n, ob Du Hamlet bist. Wie geht's in Wittenberg, Hamlet?

Florio.

Die Frage ist abgestanden, man hat die hohe Schule geschleift, nun laß sehen ob Du Hamlet bist. Weißt Du die Antwort auf diese drei Fragen? Was ist schnöder als Vergiftung? Was ist zäher als die Entschließung? Was ist langsamer als die That? Antworte auf das!

Der Geist.

Deine Fragen zeigen deutlich, Du kannst nicht Hamlet sein. Nichts ist schnöder als Vergiftung, denn sie erzeugt allgemeine Fäule; Nichts ist zäher als die Entschließung, denn sie überdauert den Wahnsinn. Nichts ist langsamer als die That, weil sie immer zu spät kommt. Wärst Du Hamlet, so müßte dies Deine Antwort sein.

Florio.

Ich weiß eine bessre. Schnöder als Vergiftung ist, wenn man Dir Deine Seele stiehlt; zäher als Entschließung ist die Erinnerung, weil sie ewig aufbewahrt, langsamer als die That ist das Vermögen, weil es die That nicht erzeugen kann. Hab' ich Dich überhamlettet, mein Hamlet?

Der Geist.

Wart ein Weilchen, guter Junge; mein Superlativ soll Deinem Comparativ das Lebenslicht ausblasen. Ich sage: Schlimmer, als wenn man Dir Deine Seele stiehlt, ist, wenn sich Dein Gewissen fortstiehlt; zäher als die Erinnerung ist die Hoffnung; langsamer als das Vermögen ist die Vergebung. Denk Dir das aus, gutes Fleisch und Blut, und laß es zum Heilpflaster dienen für Deinen Wahnwitz.

Florio.

Vortrefflich, guter Dänenprinz, nur das Eine noch: ist nicht die Betrachtung von allem das letzte, und kommt sie nicht aus dem Denken?

Geist.

Sage: Betrachtung und Denken sind Eins.

Florio.

Ei so verwünsch' ich Dein Heilpflaster, denn meine Betrachtung ist träge; ich sehe mein Denken nicht in meiner Betrachtung. Hamlet, wie nennst Du das?

Geist.

Wahnsinn, Wahnsinn, Wahnsinn!

(Er verschwindet.)

Florio.

Verdammter Geist! Er höhnt mich. Halt, ist das nicht der Kirchhof? He, Freund Todtengräber, macht auf! (er klopft an den Prosceniumsladen) Erhebt Euch mein Auferstehungsfabricant, mein Jüngster-Tag Handlanger, mein betriebsamer Maulwurf. Es steht einer draußen, der möcht' ein Pröbchen haben von Eurer Kunst. (Todtengräber kommt mit Licht.) Hast einen so leisen Schlaf, alter Erdraz? Schließ mir Dein lustiges Reich auf; überliefre mich Deiner höchstschweigsamen Gesellschaft, leg' mich drei Armlängen tiefer und laß meinen Vetter Erdwurm mich einweihen in die Geheimnisse Deiner höchsttiefsinnigen Schädellehre.

Todtengräber.

Guter Herr, was ist Euer Begehr? Das ist keine Stunde, um Collegien zu lesen.

Florio.

Aha, pfeifst Du so? Nun, weiser Todtengräber, laß uns an Deinem Kaminfeuer sitzen und unser beider Weisheit zusammenthun. Ehrlich gesagt, ich wollte, Du schlägst mir mit Deinem Spaten den Schädel ein.

Todtengräber.

Ein unbilliger Wunsch, Herr, er stimmt nicht zu meiner Instruction.

Florio.

So sage mir, Vater, für wen machst Du das tiefste Grab?

Todtengräber.

Für den, der's bezahlt, Herr.

Florio.

Das ist ein dummer Grund; nein, für den, der's am tiefsten im Mutter Erde Schooß zu suchen hat.

Todtengräber.

Ich denke, es hat dort Keiner mehr zu suchen als der Andre, oder Alle haben gleich viel zu suchen, wenn's Euch so beliebt.

Florio.

Nicht alle gleich, Vater; am tiefsten hat's der zu suchen, der seinen Verstand verloren hat. Ich wollte Du hättest einen Doppelverstand, Freund, und gäbst mir davon das weibliche Part.

Todtengräber.

Warum just das Weibliche, Herr?

Florio.

Weil, wenn er mir ausging, ich ihn könnte wieder befruchten lassen.

Todtengräber.

Mit welchem Verstand wolltet Ihr Euch dann begatten, Herr?

Florio.

Mit dem ersten dem besten, Freund; ich würde ein Freudenmädchen machen aus meinem Verstand. Habt Ihr Brot in Eurem Hause?

Todtengräber.

Das wohl, liebster Herr.

Florio.

So gebt mir keins, liebster Herr, denn das könnte meinen Verstand wieder verständig machen. Versteht Ihr das?

Todtengräber.

Nein, Herr.

Florio.

Das ist gut für Euch, denn alsdann könnt Ihr Euer Brot essen, ohne für Euren Verstand zu fürchten.

Todtengräber.

Herr, begehrt Ihr etwas Brot?

Florio.

Wär' ich ein Bettler, ich thäte das. Ich bin kein Bettler. Hab' ich Euch um Euren Verstand gebeten?

Todtengräber.

Nein, Herr.

Florio.

Daraus könnt Ihr abnehmen, daß ich kein Bettler bin, denn ich weiß gewiß: Ihr habt mehr Verstand, als Brot.

Todtengräber.

Wollt Ihr aber nicht in mein Haus treten? Thorschluß ist schon vorüber; Ihr kommt nicht mehr in die Stadt; ich will Euch herbergen.

Florio (mit ihm hinweggehend).

Seid Ihr ein Wirth? Laßt mich bei Euern Schwestern liegen.

Todtengräber.

Das thät' ich nicht, wenn ich Schwestern hätte.

Florio.

Ihr müßtet's doch thun, denn wenn alle Menschen Brüder sind, so müssen nothwendig alle Witwen, Frauen und Mädchen, die auf Eurem Kirchhof liegen, Eure Schwestern sein; und Ihr könnt mir also nicht wehren, bei Euren Schwestern zu liegen.

Todtengräber.

Seid Ihr müde, liebster Herr?

Florio.

Weltmüde war ich; ich war so weltmüde, daß ich einschlief, und im Schlafe hat man mir mein Denken gestohlen.

Todtengräber.

Ruht aus bei mir . . . Halt, wer klopft schon wieder? (er öffnet die Fensterluke) Oe, was gibt's?

Stimme draußen.

Habt Ihr einen fremden Gast bei Euch?

Todtengräber.

Ja.

Stimme.

Habt Ihr Wein für ihn zur Stärkung?

Todtengräber.

Wein hab' ich nicht, Wein ist Gottesgabe, doch nicht für die Armuth.

Stimme.

So nehmt von diesem und erquickt Euren Gast. Lebt wohl.

(Es wird eine Flasche mit Wein zur Fensteröffnung hereingelangt.)

Todtengräber.

Dank Euch! Herr, hier ist Labung für Eure zerrütteten Sinne. Seid ihr ein Freund des Weins? Ich denke, Ihr seid's. Wein wirkt Wonne, sagen die Poeten. Was meint Ihr?

Florio.

Wein bringt Lust; noch mehr: **in vino veritas** heißt der alte Spruch. **Veritas!** das ist Wahrheit, Wahrheit ist Licht, und Erkenntniß des Lichtes zugleich. Wahrheit ist also, was Vernunft ist. Gebt mir den Wein, ich will mir Vernunft daraus schöpfen.

(Er trinkt einen langen Zug und sinkt sogleich in Schlaf.)

(Sonnenmeier tritt ein.)

Sonnenmeier.

So nehm' ich Dich auf meine Schultern, unglücklicher, edler, auserlesner Mann, und trage Dich sanft auf Mutterarmen in Dein Ruhmes- und Freiheits-Mausoleum. Der Kelch, den Du von mir trankst, es ist der Liebes-Mitleidstrank der Mutter Erde; es ist die reine Muttermilch der Allnährerin, oder auch ihr Lebensblut in sprühenden Feuertropfen. Dies wird Dich noch einmal auf eine kurze Minute Dir selber wiedergeben, daß Du Dich in Deines Denkens Schönheit selbst hinnieden noch einen Augenblick erkennest. Konnt' ich, als milder Geist der Unterwelt, Dich nicht vom Tode retten, weil Du der Natur unwiderruflich zurückgefallen warst, so habe ich Euch doch Beide in eine lichte Sterbestunde und selige Todesgemeinschaft vereinigt, und das immergrüne Pflänzlein Ehrenpreis als eine helle Sonnenblume auf Euren Sarg gestreut. So komm nun, geliebte, leidvolle Last, und Du, Freund, nimm dies für Dein Mitleid. Dir schärf' ich nicht die Regel ein: Lerne zu leben! weil der Tod selbst, den Du immerdar anschaust, Dein bessrer Lebenslehrer sein wird.

(Sonnenmeier ab mit Florio.)

Todtengräber (leise).

Herr, gib mir die Weisheit, die stets um deinen Thron ist, und verwirf mich nicht aus deinen Kindern!" (Weisheit Salomonis, IX 4.)

Fünfte Scene.

(Ein Kaffeehaus. Morgenstunde. Dr. Seraphicus und Dr. Angelicus trinken Bischof und spielen Dame.)

Dr. Seraphicus.

A propos Verehrter, seit wann reiten Sie?

Dr. Angelicus.

A propos, Verehrter, seit wann redigiren Sie?

Dr. Seraphicus (aufspringend und das Brett umwerfend).

Mein Herr, ich reite und redigire nicht blos; ich verstehe auch zu schießen.

Dr. Angelicus.

Ich weiß, mein Ehrurer; Sie schossen schon als Knabe eine gebackne Pflaume im Fluge.

Dr. Seraphicus.

Sehr richtig, und einen Narren im Zuge. Wie gefällt Ihnen dieser Calembourg?

Dr. Angelicus.

Wenn's einer wäre, vortrefflich.

Dr. Seraphicus.

Ihre wiederholten Malicen fordern Genugthuung. Ich hoffe, daß Ihre ritterlichen Uebungen Sie heute nicht so sehr in Anspruch nehmen, um nicht mit mir noch vor Sonnenuntergang eine kleine Schießübung vorzunehmen. Den Ort der Zusammenkunft überlasse ich Ihrer Wahl. Gottlob, ich fühle mich heimisch an jedem Orte.

Dr. Angelicus.

Unbezweifelt; aber vorher eine Frage: Wer soll unsre Blätter redigiren, wenn wir uns Beide kalt würgen? Drei Schritte Barriere sind, hoffe ich, eine Distanz, ganz dazu geschaffen, um zwei Doctoren unisono den Weg nach Cestius Pyramide zu führen. Ich aber will die unausbleibliche Folge anticipiren und Sie fragen: Was soll alsdann aus dem „Paradiesvogel" und aus dem „Eumeniden" werden?

Dr. Seraphicus.

Eine Frage, Theuerster, worauf nur die Ewigkeit zu antworten wüßte. Wohlan, um einer Revolution des Geschmacks vorzubeugen, muß ein Lenker des Zeitgeists alles thun.. Hier meine Hand, Doctor, wir schießen uns nicht.

Dr. Angelicus.

Viel lieber trinken wir, Garçon, vom gestrigen Eilfer! und grüne Römer, hörst Du, grüne, daß man seine Begeisterung im Bother sieht.

(Der Kellner bringt Wein.)

Dr. Seraphicus.

Wem gilt das erste Glas?

Dr. Angelicus.

Dem „Paradiesvogel," der schier todt war und doch lebet.

Dr. Seraphicus.

Verbindlicher Freund! und das Zweite?

Dr. Angelicus.

Dem Seelenschlaf des Publicums.

Dr. Seraphicus.

Das Dritte, Freund, das Dritte! Bei der Kathesis: Sie werden immer geistreicher.

Dr. Angelicus.

Das dritte gilt dem Kern- und Königsschuß des Lebens! Nun, Sie geweihter Schütze, was ist das für ein Schuß?

Dr. Seraphicus.

Ach, ich merke, und zierlichsten Dank für zierlichste Artigkeit. Sie meinen den Pflaumenschuß.

Dr. Angelicus.

Ich dächte gar das Pflaumenmus; nein, Herr, ich meine den Vorschuß.

Dr. Seraphicus.

Den Vorschuß! o meisterhaft, ganz culturgemäß; o Sie geborner Pamphletist!

Dr. Angelicus.

Wie nun, Freund? mit den Vivats sind wir fertig, denk' ich. Wem bringen wir nun die Perеats?

Dr. Seraphicus.

Ich denke der Hegel'schen Philosophie.

Dr. Angelicus.

Wird nicht nöthig sein; ihr herzhaftes Gähnen hat ihr eben den Rest gegeben.

Dr. Seraphicus.

Wenn ich auf die Hegel'sche Philosophie komme, so muß ich immer gähnen; ich meine das liegt in der Witterung.

Dr. Angelicus (bei Seite).

Und ich meine, das liegt in der Dummheit. Wem nun ein Pereat, Doctor?

Dr. Seraphicus.

Den Pfennig-Magazinen.

Dr. Angelicus.

Pah, wer wollte sich mit solchem Gesindel herumschlagen. Einem Andern, Doctor, einem Andern.

Dr. Seraphicus.

Nun denn, dem Conversationslexikon!

Dr. Angelicus.

O, Bester, wie inconsequent! Sind Sie nicht selbst der Verfasser des Artikels Epimetheus?

Dr. Seraphicus.

Wer kann sich gleich besinnen auf Alles, was er in seinem Leben verfaßt hat.

Dr. Angelicus.

Ich sehe deutlich, Sie sind nicht grausam genug, um ein rechtschaffnes Pereat herauszubringen. Ich muß mich ins Mittel schlagen, weil ich von mehr barbarischer Gemüthsart bin:

Von Herkulens Natur
Einen Tyrannen Natur —

Pereant die Verleger, die ihren Wein aus unsern Schädeln trinken!

Dr. Furibundus (klingt herein).

Wer sagt das in seinem Unverstand? Ich sage: Pereat der poetische Teufel, der uns heute Alle zu Grunde richtet!

Dr. Angelicus.

Welch ein Teufel, Doctor? Sie träumen stets von Teufeln, wie die Seherin von Prevorst.

Dr. Furibundus.

Was Traum; das ist kein Traum, den alle Welt an den Straßenecken liest, und den der Teufel selbst dort angenagelt hat. Ich sage, es ist ein poetisches Plakat mit flammenblauen Lettern; ich sage es sind Verse, die ein Wahnsinniger geschrieben hat, ehe er sich dem Satan verschrieb, und der Satan hat ihm dafür den Gefallen gethan und hat's an die Gassen genagelt, und die Köpfe des dummen Publicums hat er dazu vernagelt, daß es vor dem Wahnsinn der Hölle staunend steht und ihn bewundert. Und ich sage, weil ich's sah; das höllische Plakat wirkt wie die Marseillaise, und das Volk trommelt sein ça ira, und schwört, wir andern Poeten seien alle Lumpe, und dies sei der wahre Marat des Nationalconvents. Und ich hörte einen Kerl (ich sah ihn genau, er ist einäugig und macht Schwefelhölzer), der dicht neben mir stand, und den Andern sagte: das ist auch einer von der Rotte Korah, die uns die Vernunft unterschlägt und uns Wassersuppe dafür eintränkt! Nieder mit ihm! Nieder mit allen falschen Poeten! Pereat die Doctoren! Meine Herren, das war eine gefährliche Nachbarschaft und werth, sich aus den Staube zu machen! Gebt mir ein Glas Wein.

Dr. Angelicus.

O mein Isidorus Morgenländer, wo ist nun Deine Weisheit? Verwandelt in eitel Tollheit!

Dr. Seraphicus.

Traust Du den Wächtern auf Zion so wenig, mein Unvergleichlicher, daß Du eine Revolution gegen den guten Geschmack für möglich hältst, so lange wir athmen?

Dr. Angelicus.

Wir, Prometheus und Epimetheus?

Dr. Seraphicus.

Wir, das Alpha und Omega?

Dr. Angelicus.

Wir, Herkules und Turteltaube?

Dr. Furibundus.

O sanfter Herkules; o höchst grimmige Turteltaube, ich sage: Euer Stündlein hat geschlagen, so gut als meines. Es ist ein Dichter auferstanden, der mit Hölleuzungen vom Himmel singt. Es ist ein Morgenstern aufgegangen.

Dr. Angelicus.

Der Deine „Abendzeitung" hoffentlich zum Abendstern machen wird.

Dr. Furibundus.

Ich sage Nein; er wird uns alle in eitel Nacht hüllen.

Dr. Seraphicus.

Gib uns den Thatbestand, Bester, den Thatbestand!

Dr. Furibundus.

Das will ich, und stehe zu, mein Seraph, ob Deine Thaten davor bestehen. Hört zu: Ich bin im Begriff bei Torquato Tasson ein Glas Wein zu trinken, weil es meine Gewohnheit ist, mich stets zu montiren, bevor ich exercire. Wie ich an Tasson's Eckhaus komme, seh' ich den Eingang vom Pöbel verstopft, der ganz außer sich ist vor Bewunderung, auf den Zehen steht und sich fast die Hälse bricht, um einen Wisch zu lesen, der im größten Imperialfolio am Hause angeschlagen ist. Ich dränge mich hinzu, frage, was gibt's? Was soll's geben? schreit Nante, les't selbst, was es gibt, wenn ihr lesen könnt! Still, still, ruft's nun, von allen Seiten; ruhig, oder wir schlagen Euch den Schädel ein! Es wird ganz mäuschenstill, und ich ziehe meinen Opernglucker hervor. Was sehe ich? Ich sehe ein Gedicht, ein Riesengedicht, gedruckt mit den ungeheuersten Lettern, die je mein Auge sah; Lettern, die wie Flammen blitzen, deren Gleichen niemals von menschlichen Schriftgießern gegossen wurden. Das Gedicht ist verfaßt im Versmaaß des Nibelungenliedes, jeder Buchstabe ein Nibelunge! Mein Auge prallt geblendet zurück vor diesen feurigen Buchstabengeistern. Der Pöbel aber glotzt mit seinen handfesten Sehorganen hinauf und saugt die feurigen Strahlen ein, als wären's nährende Sonnen. Da hör' ich eine Stimme im dichtesten Haufen laut und vernehmlich die Strophen des Gedichts recitiren. Es ist der Rhapsode, der mit seinem Stabe auf die Zeilen deutet und die Riesenblätter

umwendet. Er declamirt mit einem Pathos, der wie Burgunder auf den Pöbel wirkt, und nach jeder Strophe ruft er mit martzerschneidender, schnarrender Stimme: Kinder, ist das nicht Poesie? Und ja, ja, brüllt der Pöbel, und jauchzt und klatscht und ruft nach dem Dichter, um ihn im Triumph durch die Stadt zu tragen. Den haben Sie verhungern lassen! brüllt nun der schwarze Teufel von Rhapsoden, und verschwindet. Wer, wer hat ihn verhungern lassen? ruft das Volk ingrimmig. Eure falschen Poeten, schreit der schon unsichtbare Ausleger, und nun rast die Menge auf die falschen Poeten, und meint uns damit, und will uns alle kreuzigen. Das, mein seraphischer Doctor, ist der Thatbestand, und nun bitt' ich, laßt Euern Paradiesvogel in seine Heimath fliegen, damit sie ihm nicht die Federn ausrupfen. Mir aber zittern die Gebeine, denn ich kann mir nicht deuten, wie auf einmal der Pöbel zum Verständniß kam. Ich sage, der Teufel hat das Gedicht gemacht, und die Herzen der Menge verwandelt, um uns zu verderben.

Dr. Angelicus.

Was meint Ihr, treffliche Collegen, soll ich meine „Eumeniden" auf die Sansculotten loslassen? Doch hier kommt ja unser feierlicher Mitgenoß, der wird bessern Rath wissen.

(D. Melancholicus tritt auf.)

Dr. Melancholicus.

Saht Ihr das Wuthgedicht, das Mordplacat am innern Thor?

Dr. Angelicus.

Nicht sah'n wir's, hörten nur und steh'n erstaunt.

Dr. Melancholicus.

So schaut es selbst und saugt es ein, still weinend dann.

Dr. Angelicus.

Was dünkt Dich nun, Berather stets, vom neuen Stern?

Dr. Melancholicus.

Es dünkt mich dies und ahnet mir: der unsre wird
In Nacht und Elend tief verblassend untergeh'n,
Denn solcher Weisheit wahrheitvolles Wehgeheul,
Dem trägen Pöbel selber ganz zur Schau gestellt,
Wird unsrer Weisheit Wimmern wohl wegtilgen ganz.
Ich aber solchen Tiefsinns schwerem Inhalt fremd
Versink in wasserreiche Wehmuth, weinend laut.

Dr. Angelicus.

O wasserreicher Wasserdichter wässerst Du
Es wüst und wässrig unser Aller Würden ein?
Doch frag' ich Dich: warum als wildes Wuthgedicht
Und Mordplacat den Weihgesang bezeichnet Du?

Dr. Melancholicus.

Ich sag's, weil milder Zahmheit stets im Dichten hold,
Ich der Begeisterung Wüthen immer fürchtete.

Dr. Angelicus.

O aller Zahmheit Ausbund, weil so zahm Du bist
Wird Ungezähmtes zahm an Dir vorübergeh'n.
Aber hier kommt ja unser unüberwindlicher Thebaner, das Nesthäkchen und der Augapfel unsrer liebenswürdigen Gemeinschaft, das Bologneserhündchen des Publicums vor der Revolution, der allgehätschelte Dr. Irresistibilis, der Ariel unsrer Volksgunst und der Prospero (so hoffen wir) für diesen mörderischen Pöbel-Begeisterungssturm. Nun Doctor, wie gehts Euch? Habt Ihr der Dogaressa, Eurer funfzigjährigen Protectorin, die aus Euren Sonnetten Schminkpflästerchen macht, heute schon im Schooße gelegen?

Dr. Irresistibilis.

Ihrer huldvollen Liebkosung entsteige ich so eben, wie —

Dr. Angelicus.

Wie ein junger Triton einer alten Aurora.

Dr. Irresistibilis.

Getroffen, Schönster! Garçon!

Dr. Angelicus.

Garçon! Der junge Meergott wünscht alten Muskatsekt, um den Salzgeschmack seiner Auferstehung los zu werden.

Dr. Irresistibilis.

Getroffen, Schönster!

Dr. Furibundus.

Süßester und blondester Meergott, dafern Euch der Schnupfen verstattet, Antwort zu ertheilen: was haltet Ihr von dem neuen Höllendichter, dessen Werke an den Straßenecken kleben, und die der Teufel selbst ausliegt?

Dr. Irresistibilis (vom Mustatwein nippend).

Was ich davon halte? Nun ich dachte mir wohl, daß die Freunde abwarten würden, was ich davon halte. Um es kurz zu sagen: ich begreife gar nicht, wie man überhaupt etwas davon halten kann. Denn, verehrteste Mitstrebende, ich versichre Euch, daß ich so eben mit meinem Verleger Rücksprache genommen, der sich erboten hat, meinen neusten Sonnettenkranz mit Gaslettern zu drucken, bemerken Sie wohl: mit Gaslettern, und nun denken Sie sich das an und für sich Zarteste noch mit Gaslettern gedruckt, ob dann diese — —

Dr. Angelicus.

Diese zarteste Gashaftigkeit und gashaftige

Mondscheinigkeit, sowohl in tragbarer, als in stäßiger Formhaftigkeit an den Straßenecken haftend, oder meinetwegen an den Laternenpfählen — ob diese sonnettenhafte Regenbogigkeit und spinnwebzarte Poetigkeit nicht den Teufelspoeten mit seinem Weltgedicht hundertmal aufwiegen und aufglänzen, und jedwede Straßenbeleuchtungsfürsorglichkeit überhaupt überflüssig machen, solchergestalt aber des Pöbels neugebackne Wüthigkeit zu nichte machen wird. — Dies wollten Sie doch ungefähr sagen, mein liebenswürdiger Triton in ihres Schnupfenfiebers göttlicher Feuchtigkeit??

Dr. Irresistibilis.

Getroffen, Unvergleichlichster, Sie preiswürdiger Scholiast meiner Unsterblichkeit! (Er rappt.)

Dr. Furibundus.

Oder auch, Sie Spießruthe meiner unsterblichen Geistlosigkeit.

Dr. Angelicus.

Damit aber, mein liebenswürdiger Sonnettenhermaphrodit, wissen wir die eigentliche Quintessenz Ihres Urtheils in Betreff des neuen poetischen Morgensternes noch immer nicht.

Dr. Irresistibilis.

Es wäre unfreundlich, länger damit zurückzuhalten. Vernehmen Sie, und lachen Sie! Wer glauben Sie wohl, daß der Verfasser jenes pöbelhaften Gedichtes sei, welches die Sansculotten in unsrer sonst so loyalen Stadt seit einigen Viertelstunden in Begeisterung setzt?

Dr. Furibundus.

Sie sind es doch nicht etwa selbst, Unüberwindlichster? Vom Ueberfluß des Ruhms genöthigt sich selbst zu besiegen, weil Sie keinen ebenbürtigen Gegner finden?

Dr. Irresistibilis.

O nein, meine ganze Existenz widerlegt das. Aber unser Verfasser ist der poetischen Stiefsöhne allerklägslichster; ein so zerlumpter Pensenoso, daß ihn kein Verleger seinen Laden betreten läßt. Eine schäbige Schleiereule, die nur beim Einbruch der Nacht ihren öden Schlupfwinkel verlassen darf, et cetera, et cetera. Warum solch' Gesindel in die Poesie pfuschen darf, ist mir unbegreiflich.

Dr. Angelicus.

Mein Bester, es ist eine sehr schlimme Angewöhnung von Ihnen, daß Sie stets auf sich zurückkommen; nennen Sie uns Ihre Schleiereule ohne fernere zweideutige Verschleierung.

Dr. Irresistibilis.

Nun, Florio ist's, der Spitaldichter, der Armesünderpoet. Ich erinnere mich seiner aus einem Winterkränzchen bei der Dogaressa. Nicht daß man seine eigene schmutzige Gegenwart dort geduldet hätte. O fi donc; des hätten alle guten Geister der Convenienz! Nein, es fand sich dort ein andrer excentrischer Bursche, einer von den Dreisten, die sich in die beste Gesellschaft schmuggeln; diesem beliebte es, ein Gedicht von unserm Spitalpoeten vorzutragen, ein Gedicht — ich sage Ihnen, so langweilig, als hätten alle Hospitalliten zusammen daran gearbeitet, so zerrissen und zerlumpt im Innern, daß die Gesellschaft sich das Weiterlesen verbitten mußte, und im Aeußerlichen so unreinlich, daß die Dogaressa selbst den Vorleser ersuchte, sich von der Köchin die Küchenhandschuh zu leihen. Eine wahre Pönitenz für die Gesellschaft, auf Ehre, so fürchterlich roch es nach Oel und schlechtem Tabak. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie ein Mensch sich unterstehen darf, Florio zu heißen, wenn seine Gedichte so nach Tabak riechen.

Dr. Melancholicus.

Da irrst Du sehr, der Redactoren Sauberster, Denn alle Dichtung ruht auf Gegensätzlichkeit.

Dr. Seraphicus.

Wie wäre es, Freunde, wenn wir für den unsaubern Dichter eine Collecte eröffneten, um sich Seife und etwas Parfümerie zu kaufen?

Dr. Irresistibilis.

Ich will ihm meinen abgelegten Ballanzug schicken und etwas Postpapier für seine lyrischen Ergießungen.

Dr. Furibundus.

Wollt Ihr ihm Eure barmherzige Beisteuer selbst ins Haus tragen, so wird er Euch zum Dank die Treppe hinab werfen.

Dr. Angelicus.

Geh', Doctorchen, Du wirst als Märtyr enden Und ehrlich sterben unter Dichterhänden!

Dr. Irresistibilis.

Meinen Sie dies, Bester, so will ich mein Dienstmädchen schicken.

(Großer Lärmen auf der Straße: viele Stimmen: Nieder mit ihnen, nieder mit den falschen Poeten, nieder mit den Blutsaugern und Menschfressern!)

Dr. Angelicus.

Trinkt Euren Muskat aus, Irresistibelchen, wenn sie Euch beim Frühstück ertappen, müßt Ihr zuerst ins Gras beißen.

Dr. Irresistibilis.

Ich will dem Andrang der Verblendeten widerstehen, ich will ihnen die Fadheit ihres vergötterten Poeten aus dem Stegreif beweisen. (Er zieht Verse hervor.) Seht Freunde, das ist die Quintessenz von diesem albernen Gedicht; ich habe mir die dümmsten Stanzen aufnotirt. Ich bitt' Euch, Furibundus, lest sie einmal vor mit Eurer fulgurirenden Stimme; ich will die Kritik dazu

gleich als Impromptü niederschreiben. In aller Kürze: das Opus heißt, die Genesis der Natur. Welcher Unsinn gleich im Titel. Wie kann ein Dichter wissen, was Natur ist. Und nun gar eine Genesis der Natur. Wie kann ein vernünftiger Mensch die Natur genetisch entwickeln wollen! Und die ersten Worte der ersten Strophe sind gleich ein Plagiat: „Mir träumte von dem Leben." Sie sind gestohlen aus dem Leben ein Traum von Calderon. Und was da alles in diesem Traum geschieht, es ist ein Wirrwarr ohne Gleichen; man bekommt Kopfschmerz davon. „Die Erde strebt himmelwärts" und der „Himmel sinkt erdenwärts." Wie frevelhaft kolossal! „Die Wasser brausen," die „Zungen tönen" und die „Schmerzen jubeln" — — —

Dr. Melancholicus.

Der Schmerzen Jubeln sind' ich ganz vernunftgemäß,
Weil aller Dichtung Zauber ruht im Gegensatz!

Dr. Irresistibilis.

Und was sagen Sie zu der „Drillamme des Daseins? Zum All im Einzig-Einen?" Zum „frohen Diesseits des Jenseits." Welche absurde Bilder! Welche Confusion der Begriffe.

Dr. Melancholicus.

Des Jenseits Diesseits dünckt mich sehr gedankenschwer,
Weil aller Dichtung Wahrheit ruht im Widerspruch.

Dr. Irresistibilis.

Und haben Sie je gehört von einer „tiefnächtigen Einsamkeit" des lieben Gottes? Das ist ja Atheismus, Freigeisterei, des Hängens werth.

Dr. Melancholicus.

„Tiefnächtig einsam" mahnt mich sehr geheimnißvoll,
Weil stets Geheimniß einsam ist, tiefnächtig auch.
Des Worts Fleischwerdung ahnet nie Dein seicht Gemüth,
Drum jenes Blatt, das Du entweihst, reich mir es dar!

Dr. Angelicus.

Oder laßt es lieber an mich gelangen, guter Doctor. Eure tiefsinnige Melancholei macht die Gedanken schwärzer, als sie von Natur sind. (Er nimmt das Blatt.) Ich sehe wohl, was der Poet ausdrücken wollte. Nachdem er im ersten Abschnitt des Gedichts die Naturwerdung Gottes geschildert, malt er im zweiten Abschnitt das Gefühl seiner eigenen mitgeschaffnen Persönlichkeit. Die Verse sind gut, dünkt mich, und die Melancholei mag Richter sein: (Er liest.)

Das war der Welt Erschließung, das war mein erster Traum.
Der erste Blick des Daseins, ein erst Besinnen kaum.
Der Gottheit erste Eingung vom Chaosgrau'n der Nacht.
Aufdämmerndes Erinnern aus schwarzer Mitternacht.

Dr. Melancholicus (nachcitirend).

„Aufdämmerndes Erinnern," ... in der That mir dämmert das Verständniß dieser Persönlichkeit.

Dr. Angelicus (liest).

Drauf schall ein lieblich Läuten durch Land und Luft und Meer.
In Tönen floß zur Nähe die weite Ferne her.

Dr. Irresistibilis.

Wieder gestohlen das, aus Tieck's Romantik; das sagt Eulenböck in den „Gemälden!"

Dr. Angelicus (schlägt ihn auf den Mund und liest weiter).

Zum süßen Ort der Ruhe formt sich der weite Raum.
Da steh' ich, ein Geborner — das ist der zweite Traum.

Dr. Seraphicus.

Ich finde das matt.

Dr. Angelicus (liest).

Welch' wundervolles Klingen der Lenzes-Liebes-Luft!

Dr. Seraphicus (zum Dr. Irresistibilis).

Merken Sie die Alliterationen, Bester?

Dr. Angelicus (liest).

Welch' wonnesprechlich Strahlen aus grüner Erdengruft!
Welch' gottverfülltes Leuchten um blauer Bergesluft.
Welch friedevolles Dunkeln aus abgrundtiefer See!

Dr. Irresistibilis (zum Dr. Seraphicus).

Ein friedevolles Dunkeln; merken Sie die unaussprechlich Dummheit dieses Gedankens?

Dr. Angelicus (liest).

Das bist Du Gottes Odem, Du sanfter Liebesdrang.
Das bist Du Geisterweben, so innig und so bang.
Das ist des Dreinigen glorreiche Gottesspur.
Das ist dein strahlend Banner, o heilige Natur!

Was meinen Sie, Melancholicus und Furibundus, kann man zu diesem Banner schwören? Aber die Weisheit unsres Irresistibilis hat hier eine Unzahl von Strophen ausgelassen. Wir befinden uns hier gleich im dritten Abschnitt, wo der Verfasser die Gefühlsgenesis der Kindheit schildert:

Und unter'm ew'gen Himmel steh' ich, ein stilles Kind,
Vom Morgenhauch gestreichelt, umspielt vom Abendwind.
Von Glanz und Licht umfangen, von Wellenduft gelullt,
Vom Leben ganz durchgeistet.

Hier fehlt ein Reim, Dr. Seraphicus, wollt Ihr ihn nicht aus Eurem Zeughaus ergänzen? (Liest)

Nun fragen tausend Stimmen: Wer ist dein Vater, Kind?
Es flüstern alle Blätter: Wer deine Mutter, Kind?
Es kommen fahme Thiere, die seh'n mich trotzig an.
Auf Blumen blitzen Sonnen, die leuchten meiner Bahn.

„Mein Vater ist der Himmel, wo Sonn' an Sonne glänzt.
Die Mutter ist die Erde, wo Blüth' an Blüthe gränzt.

Geschwister sind das Wasser, der Baum und auch der Turm.

Die schönen Thorlein werden wohl meine Brüder sein.

(Heftigere Stimmen draußen: Nieder mit den Kunstverderbern! Nieder mit dem platten Manschettendoctor!)

Dr. Irresistibilis (ordentlich sehr und trinkt seinen Wein aus).

Dr. Seraphicus (stellt sich Extrait d'Absynthe).

Dr. Angelicus.

Laßt sie Sturm laufen, Verehrte; wir haben hier ein kleines Bollwerk, das uns schützt.

Dr. Melancholicus.

Ich bebe nicht, weil Dichtung mich durchgeistet ganz.

Dr. Furibundus.

Lest weiter Doctor, und so laut als möglich.

Dr. Angelicus.

Nur noch eine Strophe hat uns die Güte unsres Unwiderstehlichen aufbewahrt, hier ist sie:

Ich steh' im Haus der Gottheit, im unermeßnen Haus,
Wo grüne Säulen breiten die mächt'gen Arme aus,
Wo Nacht um Nacht aus Tiefen das lichte Grün sich hebt,
Und von der Kuppel riesig die ew'ge Lampe schwebt. —

(Sonnenmeier tritt ein.)

Sonnenmeier.

Verzeihung meiner Störung; ich komme als Parlamentair von einer aufgeregten Menge —

Dr. Furibundus.

Verdammt, das ist der Teufelskerl, der's erst so weit gebracht hat.

Sonnenmeier.

Von einer aufgeregten Menge, die die Verdienste so würdiger Geister nicht in ihrem ganzen Umfange zu schätzen weiß. Es ist diese Nacht eines jungen Poeten Opus im Druck erschienen, von welchem der Pöbel behauptet, Sie hätten ihn verhungern lassen; ich fühle mich weder veranlaßt, diese Behauptung zu rechtfertigen, noch sie zu widerlegen; habe aber Alles aufgeboten, die aufgebrachte Menge (welcher, wie Sie selbst wissen, zuweilen der Geist aufgeht, wie ein Nordlicht) zu beschwichtigen. Es ist mir dies jedoch nur theilweise gelungen, und unter gewissen, Sie direct berührenden Bedingungen.

Dr. Seraphicus (mit Selbstgenommenheit).

Was sind das für Bedingungen, mein Herr? Ich hoffe ehrenvolle für uns, die wir zu den Vorkämpfern der Cultur Deutschlands gehören.

Sonnenmeier.

Sie sollen meine Clauseln gleich vernehmen: Die etwas handfest kritisirende Menge — die nun einmal leider an den großen, sonnenhellen Buchstaben des neuen Opus, welches mit Ihrer Erlaubniß in meinem Verlag erschien, ihre Freude hat — will Ihrer alter Leben schonen aus Achtung vor dem Stand, dem sie angehören; allein es muß diese Schonung Hand in Hand gehen mit einer kleinen Apotheose des Verhungerns. Die Menge wendet sich deshalb durch mich an jeden von Ihnen einzeln. Sie, mein Herr Dr. Angelicus, kommen unter allen Ihren Collegen am besten weg, und das lediglich deshalb, weil Sie für einen kleinen Mephisto gehalten werden, der es hinter den Ohren hat. Die Menge fordert von Ihnen gar nichts, als daß Sie Ihren Beitrag zu einem kleinen Denkmal geben, das dem armen Florio und seinem Liebchen errichtet werden soll, mit der Aufschrift: ich ward erschlagen von der Afterweisheit. Das wird Ihnen nicht schwer fallen, und Ihrem ästhetischen Gefühl ein kleines moralisches Notabene geben, das in unsern Tagen nicht ganz überflüssig ist. Ihre literarische Thätigkeit bleibt Ihnen ganz unverkümmert, und diese Marke wird Sie vor allen Gewaltthätigkeiten schützen. Auch sind Sie unter den Wenigen, die ich zum Leichenbegängniß des armen Florio eingeladen habe. Sie, mein Herr Dr. Melancholicus und Sie mein Herr Dr. Furibundus erhalten gleichfalls von mir Sicherheitsmarken unter der Bedingung, daß Sie, Erstgenannter, Ihre antiken Sylbenmaaße modernisiren und bei Herrn Professor Krug in Leipzig ein Semester Collegia hören; Sie Letztgenannter aber Ihre Berserkerwuth einstellen und genau so viel von dem melancholischen Temperamente Ihres Collegen annehmen, als dieser ablegen wird. Bis dahin bleiben ihre Zeitschriften suspendirt. Was Sie, meine Herren Doctoren Seraphicus und Irresistibilis anlangt, so sollten Sie eigentlich re vera gekreuzigt werden für die Erbsünde Ihrer absoluten Geistlosigkeit. Allein man will sich — auf meine Intervention damit begnügen, Sie blos in effigie aufzuhängen, wenn Sie bei Ihrer Weisheit schwören, Ihre Journale eingehen zu lassen. Das ist der einzige Schwur, von welchem man glaubt, daß er Ihnen heilig sein wird. Als Aequivalent für diese Zurücksetzung bietet man Ihnen, mein Herr Dr. Seraphicus, eine Anstellung bei der Eisenbahn, und Ihnen, mein Herr Dr. Irresistibilis, eine Leibrente aus dem allgemeinen deutschen Armen-Sünder-Tilgungsfonds nach vorhergegangener Abbitte vor dem Bildniß des Genius der Poesie. Man schreibt Ihnen noch überdies vor, die grüngelbseidne Kokarde zu tragen, und gestattet Ihnen von Ihrer bisherigen Modetoilette nur noch die Manschetten und den Ueberkröpfer. Der symbolische Sinn dieser Uniformirung wird Ihnen auf Verlangen ausgelegt werden, da es nicht in der Absicht des poetischen Nationalconvents liegt, Ihnen Kopfweh zu machen. In Bestätigung dessen

wollen die drei erstgenannten Herren diesen Contract mit Ihrem Blut unterzeichnen, die beiden letztgenannten aber in Ermanglung dessen sich der Mandelmilch bedienen. (Die Dichter unterzeichnen.) Geschehen und gebilligt. Herr Angelicus, Herr Melancholicus und Herr Furibundus, ich lade Sie höflichst ein zu den Exequien des armen Florio und seiner kleinen Mignon. Herr Seraphicus und Herr Irresistibilis, ich lasse Sie in der öden Wildniß Ihrer weisheitslosen Gedankenwüste!

(Sonnenmeier, Angelicus, Melancholicus und Furibundus gehen ab.)

Dr. Seraphicus.

Was wird die alte Dogaressa sagen, Verehrtester?

Dr. Irresistibilis.

Was werden Ihre Gläubiger sagen, Geliebtester?

Dr. Seraphicus.

Garçon, eine Flasche Bocksbeutel!

Garçon.

Herr Sonnenmeier hat bereits eine Bowle Mandelmilch für Sie bestellt.

Die Doctoren (mit verzweifelter Ergebung).

Es ist Menschenloos, sein Schicksal auszudulden!

Sechste Scene.

(Elisens Wohnung, feierlich aufgeschmückt mit Blumengewinden. Von der Decke herab schwebt eine Lampe; im Hintergrunde zeigt sich ein schwarzer Vorhang mit silbernen Sternen gestickt.)

(Sonnenmeier, Angelicus, Melancholicus und Furibundus treten auf.)

Sonnenmeier.

So führe ich Sie denn ein, meine Besten, in ein enges unscheinbares Heiligthum, um Sie zu Zeugen zu machen von einer kurzen Verklärungs- und Versöhnungsscene. Sie wissen, mit dem gellenden Aufschrei des Herzens, mit der offnen, klaffenden blutigen Wunde soll weder die Dichtung noch das Leben selbst schließen. Darum mildern die guten Geister die Gräßlichkeit des Weltlaufs so gütig, als in ihrer Macht steht. Nehmen Sie hier auf diesen schwarzen Sesseln Platz; ich habe ein kleines unsichtbares Orchester bestellt, um das, was etwa noch von schnöder, schriller Weltlichkeit mit ihnen hieher kam, durch den Ernst der Musik und des Gesanges zu dämpfen. Nun fangt an, meine sanften Ariels, die Zuhörer sind versammelt!

(Eine sanfte Musik erhebt sich, hierauf Chorgesang.)

Chorgesang.

Erster Chor.

In dem Jenseits wohnt die Klarheit,
In dem Diesseits herrscht die Nacht,
Aber strebst du nur nach Wahrheit,
Ist die Büßung halb vollbracht.
Ueber Sternen unter Klüften
Rauscht des Geistes Flügelschlag,
Und erweckt in Todtengrüften
Blüh'nden Auferstehungstag.

Zweiter Chor.

Hoffnungs-innig im Ertragen,
Einheitvoll im Widerstreit,
Geistbeflügelt im Verzagen,
So besiegen wir die Zeit;
So im Heiligsten begründet,
Dulden wir der Prüfung Graus,
Wo sich Licht im Lichte findet,
Löscht des Zornes Fackel aus.

Erster Chor.

Zwischen Leid und Lust und Liebe
Ist des Dichters Geist gebannt,
Erdumnachtet sind die Triebe,
Doch der Geist dem Licht verwandt;
Erde sendet ihre Flammen,
Himmel seine Geister aus,
Bricht der Erde Bau zusammen,
Oeffnet sich das Sternenhaus.

Zweiter Chor.

Und im Nichtsein der Verwesung
Stirbt des Weltlaufs düstre Saat,
Doch als Bürgschaft der Erlösung
Lebt der Dichtung fromme That.
Noch am Thor des Jenseits flehet
Wahnsinns finstre Geisterschaar,
Und am Grabe neu erblühet
Lieblich Denken wunderbar.

(Der Vorhang theilt sich. Man erblickt Elisens Leiche im weißen Brautkleid, mit einem Myrtenkranz um die Stirn, auf einem Katafalk, um welchen Kerzen brennen. Zur Seite des Katafalks sitzt Florio auf einem Lehnsessel, schlummernd; vor ihm steht Theodor, in der Linken ein Prachtexemplar von Florio's Gedicht, in der Rechten einen Lorbeerkranz.)

Sonnenmeier (leise).

Schläft er noch immer, Theodor?

Theodor.

Er schläft, aber das leise Zucken der Augenlieder, die fast unmerkliche Bewegung der Lippen deuten auf baldiges Erwachen.

Sonnenmeier.

So möge denn auf Schwingen der Musik sein Geist aus der fernen Wahnsinnswüste zu uns herüberschweben.

(Die Musik, noch gedämpfter als früher, läßt sich vernehmen. Bei den ersten Accorden erwacht Florio.)

Florio.

Wie langsam hebt sich das Augenlid, die träge Decke des schlaftrunkenen Auges! Wie

lange, wie endlos lange hat der Schlaf schwer und bleiern auf mir geruht. Mein Leib ist noch todmüde, fast bis zur Auflösung; aber mein Geist ist so hell und klar, so gesammelt, wie zur Andachtfeier. (Er schlägt die Augen auf.) Wie? Theodor! Du bei mir? Was ist das für leise Musik, deren Klänge so auflösend wirken? Was ist das für ein seltsam heller Ort, und Dein ernster melancholischer Blick, der Kranz, die Schrift in Deinen Händen, was bedeutet dies Alles?

Theodor.

Erinnerst Du Dich Deines Dichtens, Florio?

Florio.

Ich erinnere mich wohl, daß ich über meinem Gedicht einschlief. Die letzte Strophe schrieb ich schon halb im Traume. Wie seh' ich Dich aber einmal wieder, Freund, und kennst Du denn meine schwache Dichter-That? Glaubst Du, daß ich endlich, endlich mit dieser, vor der grausamen Welt Gnade finden werde? Mit dieser, von der ich tief im Innersten fühle, daß sie meine letzte ist? Denn ich weiß, meine Kraft ist gebrochen; mein Lebenstraum verblaßt in den letzten Abendwolken.

Theodor.

Und in diesen letzten Abendwolken schaut noch Dein brechendes Auge den tröstenden Engel der Dichterehre. Hier, theurer Freund, übergebe ich Dir Deine That und Dein Verdienst (er überreicht ihm das Gedicht), und hier mit diesem Kranz den Preis Deiner That. Im Schlummer ward Dir, wie allen Glücklichen, die Sehnsucht zur Gewährung. Die Verständigen Deiner Zeit haben gerichtet und ihr Gericht ist Deine Ehre. Dir sagt es nun nicht mehr die einsame Betrachtung allein; auch die laute Stimme der Mitlebenden sagt es Dir: Du bist ein reiner Dichter. Wer dieser gerechte Beifall Dein Hoffen und Dein Sehnen, so müssen alle, die Dich verstehen, Dich selig preisen.

Florio (sich erhebend).

O, Freund, wie Balsam tröstet mich Dein Wort;
Doch mit des Lorbeers weihevollem Kranz
Beschwere nicht die erdenmüde Stirn,
Denn meiner Dichtung ward Vollendung nicht.
Ein mühvoll Ringender, ward ich erdrückt
Vom Gram des Lebens, und ein Strebender,
Dess Streben nur geliebt wird, also stirb' ich.
Das aber ist schon überreicher Lohn,
Und tiefsten Wunsches köstliche Gewähr,
Daß mir der Freunde Rührung sagt im Scheiden:
So rein und innig sei mein Thun gewesen,
Daß spätrer Zeiten schönre That vielleicht
Mich würdig hätte Würd'gen angereiht.
So tief beglückt, doch nicht mißkennend auch
Des Zieles Ferne, dem ich zugereift,
Dünkt mich der Lorbeer nur ein Liebespfand,
Von Lieb' und Neigung lang vorausgezahlt,
Eh ward erfüllt die große Lebenspflicht,
Und dies der Gabe Meinung; doch dies Lied,
Dem tiefsten Leidensgrund der Seel' entflossen,
Geboren im unendlichen Verzagen,
Aus schmerzerfülltem Denken ganz entsprungen,
Dies arme Lied und doch verhängnißreich,
Ich nehm es als mein Innerst-Eigenstes,
Und spreche freudig: dies Gedicht bin ich,
Mit allen Schmerzen und mit aller Wonne,
Mit allem Brüten und mit allem Hoffen,
Mit jeder Sehnsucht mächtigster Gewalt,
Mit allem Glück des Träumens und Empfindens —
Ja das bin ich mit meinem ganzen Sein,
Mit meinem bangen Thun und trüben Dichten,
Mit jeder unerschlossnen Geistesknospe,
Die von des Weltlaufs schwülem Hauch versengt,
Jetzt muß verwelken und in Nacht versinken.
Ja, das bin ich, dem einst in bängster Nacht —
Wie der Erinnerung mattes Licht mir zeigt,
Das eigne Denken grausam ward geraubt.
Das war der Uhr Stillstand, der Schlag aufs Herz,
Der tödtliche, den mir die Geister schlugen,
Nun aber lebt mein Leben wieder auf,
Mein Wissen und mein Fühlen, der Erinnerung
Hochheil'ge Dichtkraft spannt ihr Banner aus,
Die Gottheit sendet mir das Auge wieder,
Um in die Tiefen des Gemüths zu schau'n,
Die dunkel waren, nun im neuen Licht erblüh'n.
O das ist Wohlthat, das ist Himmelssegen,
Und doppelt reicher Segen, weil dies Lied
Der Anfang nur zum höhern Dichten war,
Der Weihe Erstlingsprüfung und Begrüßung
Der würd'gen Priester in der Weisheit Tempel.
Und so, im Innersten mir neugeschenkt,
Wall' ich an der Erinnerung Wunderstab,
Durchs Thor des Vormals in mein stilles Reich,
Wo mir die helle Sonnenblume Dichtung
Vom dornenvollen Strauch entgegenglänzte,
Wo lieblich ward der Tag und hell die Nacht,
Und gastliche Gestalten, die mich liebten,
Mir freundlich winkten und aus freier Gluth
Mir Liebe zollten tief und inniglich.
Liebe, wie nimmermehr die Welt sie gibt,
So hohe Liebe wie die Dichtung nur,
Die selbst ein hohes Liebes-Traumgebild,
Dem reinen Träumer schenkt.

(Er erblickt Eliens Leiche.)

O was ist das?
Das bist Du ja, Du reinste Glockenblume,
Von meiner Dichterliebe weißes, reines
Und unaussprechlich süßes Liebesopfer!

Dich kenn' ich wohl, und weiß, Du bist dahin,
Weiß, Du bist Staub — als Staub doch aufgenommen
Und aufgefahren in den lichten Himmel,
Wo Engel spenden tausend Seligkeiten,
Engel wie Du geliebet. Ja, Du bist's,
(Er nähert sich der Leiche.)
Du heller Spiegel meiner trüben Seele,
Du heil'ger Mittler zwischen mir und Dichtung,
Und daß Du aufgenommen wirst vor mir,
Und mir vorangehst, scheint mir nicht befremdend,
Daß Du mich nachziehst auf der lichten Bahn,
Die fährt zum Jenseits, sagt Dein Lächeln mir,
Dein Liebeslächeln, Tod und Nacht durchglänzend.
D'rum drück ich Dir den Lorbeer auf die Stirn,
Weil Du, ein schöner lichter Siegesbote,
Den Sieg verkündest: daß ich bin wie Du,
Noviz des Himmels und durch Dich geweiht.
Und so an Deiner Seite sink' ich hin,
Und küsse Dich mit meinem letzten Kuß,
Und fühle durch des Todes kalten Hauch
Den warmen Oden em'ger Frühlingsliebe,
Und fühle selber nun der Scheidestunde
Verklärungszauber, scheidend von der Welt,
Und meinem Ruhme, nimmer doch von Dir,
Geliebteste; und so mit Dir vermählt
Im heiligsten der Liebesküsse stirb' ich.
(Er neigt sein Haupt auf die Leiche; das Gesicht entsinkt seiner Hand; die gedämpften Worte spielt einige sanfte Accorde.)

Theodor.

„Du bist der Glückliche, Du hast vollendet,
Dir spinnt das Leben keine Tücken mehr."
Wir aber sind durch falsches Licht geblendet,
Und feiger Selbstsucht Sünde drückt uns schwer,
Ob sich die Welt versagend abwärts wendet,
Der Götter Rathschluß fügt es mild und hehr,
Am Wunder selbst entzündet sich die Wahrheit,
Und Erdennacht wird höchste Himmelsklarheit.

Sonnenmeier (der mit den Uebrigen sich den Todten nähert).

Und was ein Gott Euch siegreich hier verkündet
Im trüben Gleichniß der Verweslichkeit,
Sei dies ein Lichtstrahl, der Euch selbst entzündet,
Ein Friedensbote, der Euch mit befreit:
Die Kraft nur ist's, die sich zum Lichte findet,
Die Liebe nur, die sterbend sich erneut,
Und so bezwingt des Dichters Geist die Kleinheit
Abholder Welt durch höchsten Bundes Einheit.

(Der Vorhang fällt.)

Einige Scenen

aus dem

„Stern von Sevilla,"

Drama in fünf Acten.

Von

Mistreß Butler.

Ueberſetzt und mitgetheilt

von

Ernſt Suſemihl.

Der dramatiſche Erſtlingsverſuch der Mistreß Butler, damals noch Miß Fanny Kemble, die Tragödie Franz I., welche ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre angefangen und im ein und zwanzigſten vollendet hat, wurde im März 1837 im Covent-Garden-Theater zu London mit großem Beifall aufgeführt. Wenn das erwähnte Stück auch manche tadelnde Bemerkung laut werden ließ, ſo hegte man doch ſehr günſtige Erwartungen für die Zukunft von der jungen Dichterin. In ihrem zweiten Drama, „der Stern von Sevilla"*), hat ſie nun freilich dieſe Erwartungen nicht hinlänglich befriedigt, indeſſen kommen doch alle engliſchen Kritiker darin überein, daß das Stück ſehr ſchöne Scenen enthält, weshalb auch ich glaube, daß eine Auswahl und Ueberſetzung derſelben unſern Leſern nicht unintereſſant ſein dürfte. Ich werde demnach einige gelungene Scenen daraus mittheilen, und von den nicht mitgetheilten den Inhalt kurz angeben.

Das Stück beginnt mit der Nebenhandlung, worin die Väter eines jungen Brautpaares auftreten, und von der erwarteten Ankunft des jungen Königs Alphonſo reden, welcher auf einer Reiſe durch ſeine Beſitzungen in Sevilla ſeinen Einzug halten will, wozu ſie ihre Häuſer feſtlich aufgeſchmückt haben. Bald geſellen ſich auch die beiden Liebenden, Vasco und Florilla zu ihnen, die ziemlich langweilig von ihrer nahen Verbindung reden, und von der Liebe, welche alle zum König hegen; dann kommen einige Edelleute, die wie abgeredet, ihre Meinung über den König und die neue Verfaſſung ausſprechen. Alles dieſes erſcheint zu abſichtlich, und der Dialog greift nicht gehörig in einander, wodurch die erſte Scene ſehr ſchleppend wird. Die Edelleute gerathen über ein Nichts in Streit und fechten mit einander; Don Pedro tritt auf, ſpricht ihnen zu, trennt und verſöhnt ſie. Die Edelleute haben ſich entfernt, dem erwarteten Könige entgegen zu gehen: Don Pedro, der Bruder der Estrella und Freund des Don Carlos, des Verlobten ſeiner Schweſter, bleibt zurück, und mit ſeinem Monologe wollen wir unſere Mittheilung beginnen. Don Pedro ſpricht zuerſt in Verſen, und es ſcheint, als hebe ſich mit denſelben auch die Diction. Die erſten Worte beziehen ſich auf die eben abgegangenen Edelleute:

'Re ſchöne Schaar! und doch ſind es die Söhne
Aus unſern erſten Häuſern in Sevilla;
Die Sproſſen edler Waldesſtämme all'.
Gott ſchüt' uns! dacht' ich doch, ein beſ'rer
Geiſt
Durchdringe heut'ges Tages unſ're Jugend,
Als dieſe Rauferbande uns verheißt:
So mehr ein Grund, wie wohlgethan es iſt,
In heil'ger Ehe ſegensreichen Schutz
Bald meine ſchöne Blume einzuhegen;

*) Dieſes Drama erſchien im März 1837.

Doch halt' ich zögernd in der Hand den Würfel,
Und fürchte zu verfehlen meinen Wurf.
Carlos liebt sie, 's ist etwas; sie liebt ihn,
'S ist mehr, viel mehr: gern dächt' ich, es wär' gut:
Und doch steht wie ein Feigling meine Liebe
Aus ungewisser Zukunft die Gefahr,
Noch fern und düster, wie ein Schreckbild nah'n.
Den theuren Schatz hab' ich herausgewagt,
Und ob auch See und Himmel lächelnd blicken,
Wünsch' ich ihn fast in sichern Schutz zurück,
Ein Tausend Klippen fürchtend, die nicht sind,
Als nur im finstern Grübeln meiner Furcht. —
Nun, guter alter Freund, sag' Deine Botschaft!

Petruchio (Von Pedro's Diener, tritt auf).

Gott segn' Eu'r Gnaden, daß Ihr so mich nennt.
Wenn langer Dienst, den ich gedoppelt wünschte,
Und treue Lieb' verdient so guten Namen,
So wird er mir nicht unverdient gegeben. —
Mein Fräulein hieß mich melden Euer Gnaden,
Die Trauung soll ihr Beichtiger verrichten,
Und nicht der Erzbischof, Euer edler Oheim.
Don Sanchez ist schwer krank und kann zur Hochzeit-
Nicht kommen, doch durch mich grüßt er Eu'r Gnaden,
Und diesen Demant sendet er dem Fräulein,
Ihr Glück und Segen für die Zukunft wünschend.

Pedro.

Denkst Du, sie werde jetzt noch glücklicher,
Petruchio, als sie es war? Weißt Du
Nur einen Wunsch, ein Wort, nur 'nen Gedanken,
Den ich nicht hätt' erfüllt, eh' ausgesprochen?
Sollt' meine Schwester nicht die Heimath lieben?

Petruchio.

Gesegnet ist, wer lebt in Eurer Nähe,
O theurer Herr; und wenn schon Eure Gnade,
Die fern Euch steh'n, wie Sonnenschein beglückt,
So hätte Eure Schwester, die verschlossen
In Eures Herzens Heiligthume ruht,
Ein undankbar Gemüth — was sie nicht hat —
Vergölt sie Eure Lieb' nicht tausendfach.
Doch Ihr vergeßt, Herr, eines Mädchens Herz
Ist wie ein reicher Grund, in den Natur
Mit kund'ger Hand gar manchen Keim gelegt,
Der Blüthen treibt zu rechter Jahreszeit;
Und ob die Lieb' zur Heimath auch den Grund
Zuerst durchbricht, und ihre Wurzeln schlägt,
Nachwächst doch andre Neigung, stark und warm,
So wie des Sommers stolze Blumenpracht
Dem zarten Knospenreiz des Frühlings folgt.
Die Mädchen müssen Frau'n und Mütter werden,
Den heil'gen Zweck des Weibes zu erfüllen.
Verzeiht, mein hoher Herr; doch denk' ich dran,
Als meine edle Herrin, Eure Mutter,
Dem Grafen, Eurem Vater, ward vermählt, —
O schöne Zeit! ich war ein junger Page
Und trug die Schleppe ihr, — da sprach der Priester,
Der sie getraut, am Altar solche Worte
In gleichem Ton; — doch sprech' ich wohl zu kühn.

Pedro.

Du hast sehr wohl gesprochen, alter Treuer! —
Ich möhr' als Weib, geliebet und geehrt,
Als Mutter glücklich meine Schwester seh'n.
Und morgen will ich ihre Hoffnung krönen; —
Ich finde mich darein sie zu verlieren. —
Sag' Deinen weitern Auftrag!

Petruchio.

Herr, Don Carlos
Ging eben jetzt, den König zu begrüßen;
Wenn er zurück, wünscht er mit Euch zu sprechen.
Ich habe Eure Gäste eingeladen
Und die Musik bestellt. —

Pedro.

Wie, war denn da
Kein jüng'rer Fuß zu allen diesen Gängen?

Petruchio.

Nun, sie sind alle fort, des Königs Weg
Zu hemmen; überdies thu' ich mit Freuden
Der Herrin Dienst; und ich bedaur' am meisten,
Daß meine Kraft und Schnelligkeit entschwindet,
Weil ich des Dankes Anmuth nicht so oft
Mehr hören kann, noch des Befehles Milde,
Und wenn ermattet heim ich kehr', die Mühe
Mir überreichlich nicht mehr wird gezahlt
Durch süßes Wort und Lächeln.

Pedro.

Ja, das ist's!
Wir all' verlieren unsres Lebens Bestes,
Wenn diese edle Seele uns verläßt.
Die fehlt die Herrin, mir die Schwester, Weib,
Geliebte, Kind, all' was auf dem Register
Der Lieb' das Nächste und das Theuerste;
Doch gut, und weil es gut, wär's wenig klug,
Wenn wir es anders wünschten. Nun geh' heim,
Und ruhe aus; ich muß hinab zum Fluß.

Zweite Scene.

Am Ufer des Flusses. Aussicht von Sevilla.

Der König, Don Arias, Don Gomez, Granden und Gefolge treten auf.

König.

Heil Dir, Sevilla! unsrer guten Stadt,
Die hell im goldnen Sonnenscheine lächelt!
Von allen Städten unsrer weiten Herrschaft,

Die wir durchzogen, — ob durch Waffen auch,
Durch Handel und durch Wissen hochberühmt,
Mit reichen Gaben der Natur geschmückt,
Und edlen Künsten, die durch sie genährt, —
Erschien doch keine auf den ersten Anblick
Wie dort Sevilla, von Orangenhainen
Umgürtet, deren balsamreicher Duft,
Vom Frühtige des Morgens aufgeregt,
Uns eben hier begrüßt, von Liebesarmen
Des Quadalquivir umwunden!

Arias.

Ja,
Es ist 'ne schöne Stadt, und Eure Hoheit
Gedenkt hier lange zu verweilen?

König.

Nun,
So lange, Vetter, bis das Weiterziehen
Erwünschter wird.

Arias.

Sehr treu erscheint das Volk.

König.

In Wahrheit, ja, denn sein Willkommenruf
Ließ weit des Flusses Ufer widerhallen,
Lang' eh' man uns erblickt. Gewiß sehr treu!
Wenn Freudenruf ringsum die Luft zerspaltet,
Die harmlos nachgibt, und des Flusses Gott
Im ausgehöhlten Bett' erweckt, — wenn das
Nicht Treue ist, wird man nie eine Schaar
Von Unterthanen finden auf der Erde,
Die mehr die Liebe kund gibt durch Geräusch.

Gomez.

Man sagt, der stürmische Zusammenlauf,
Der im Tumult sich rings ergossen, hab'
Nicht wenig Streit erzeugt und Blutvergießen.

König.

Ei tausend! das ist wahr, ich hatt' vergessen —
Doch Du erinnerst uns, selbst nicht vergessend
Den noch zu frischen Schmerz, — daß wir beschlossen
Bei unsrer Ankunft den Gebrauch der Waffen,
So lang' wir hier verweilen, zu verbieten.
Ihr Herrn müßt dieses kriegerischen Schmucks
Euch jetzt entkleiden, haben Saragossa
Wir doch noch nicht vergessen, dessen Straßen
Uns zu begrüßen, rings vom Blute trieften
Kampfkund'ger Jünglinge, zu Dutzenden
Sich schlagend, wo hier unser Rath und Freund
Durch das Gefecht auch kinderlos geworden,
Durch Mißgeschick des einz'gen Sohns beraubt.
Das zu verhindern, laßt verkünden in
Sevilla, daß bei Todesstrafe keiner,
So lange wir in diesen Mauern weilen,
Es wag' in Waffen öffentlich zu geh'n.
Gomez, besorget das; Ihr Herren, kommt!
Wir zögern auf der Schwelle. Ha, Sevilla! —

Hierauf folgt eine komisch fein sollende Unterhaltung zwischen einem jungen phantastischen Hofmann und seinem Bedienten, welche wir füglich übergehen können.

Dritte Scene.

Don Carlos und Estrella (der Stern von Sevilla) treten vom Balcon herein, und es folgt ein sehr langes Gespräch, worin Carlos von seiner Jugendfreundschaft mit dem Könige erzählt. Nur eine kurze Stelle, die Beschreibung der alten Burg, wo Carlos geboren, mag hier einen Platz finden. Don Pedro ist auch eingetreten und hat Carlos gefragt, ob er den Abend nicht in der Gesellschaft des Königs zubringen werde?

Carlos antwortet:

Ich kann der Einladung nicht folgen;
Denn noch vor Abend muß ich manche Meile
Fort nach Valentar. Noch ist alles nicht
So in der Ordnung, wie ich es mir wünsche,
Zu der Besitzer festlichem Empfang.
Ich lieb' das heimathliche Haus! Dort lebte
Die Mutter froh die ersten Jahr' der Ehe,
Und dann die letzten ihrer Witwenzeit;
Noch etwas alte Pracht trägt es an sich,
Obgleich vom Gipfel früh'rer Macht gesunken,
Sind doch auch wir so reich nicht, als wir waren,
Noch auch so kriegerisch; doch hat's genug
Noch alter Stärk' und Pracht, hervorzurufen
Manches „Warum," und statt der Antwort
sollt Ihr
Geschichten haben, lang und wunderbar,
Genug, Balladenhändler reich zu machen.
Es wachsen alte Bäum' um graue Mauern,
Der ruh'nden Ahnen frühere Genossen:
Sie spotten unser mit dem jungen Alter,
Die Riesen, welche tausend Sommer trugen!
Seltsam, daß Saat, die wir gesä't, erst grünt
Und blüht, wenn wir verwelkt mit Blüth' und
Frucht;
Oder, denn alle Ding' erstehen wieder,
So dienend alles Lebens ew'gem Zweck,
Zieh'n kräft'gen Nahrungssaft selbst aus dem
Boden,
Den mit den eignen Leibern wir gedüngt.

Estrella.

Erzähle mehr noch von der alten Wohnung.

Carlos.

Nein, schon zu viel hab' ich gesagt; doch scheint
Der Sonne Licht dort heller meinen Augen
Als anderswo. Die Form ist mir bekannt
Von jedem Baum und Berg, von Thal und
Hügel;
Die Wasser plätschern mit bekannter Sprache, —
'S ist meine Heimath, bald die Deine auch,

Estrella; wo jedweder laub'ge Platz
Und schatt'ge Pfad, ein jeder sonn'ge Hügel
Und jede Schlucht, wo Echo einsam wohnt,
Hat Deinen Namen tausendmal gehört.

Estrella.

Sie werden seiner überdrüssig sein,
Obgleich sie nicht so wandelbar wie Menschen. —

Zweiter Act.

Erste Scene.

Don Carlos hat den Don Arias, den Vetter des Königs, dadurch beleidigt, daß er an ihm beim Einzuge vorbeigeritten ist. Don Arias beschließt, sich zu rächen, wozu sich bald Gelegenheit findet.

Zweite Scene.

Der König hat die Estrella auf ihrem Balcon gesehen, sich in sie verliebt, und beschließt sie zu besitzen. Folgender Monolog beginnt diese Scene.

König.

Sonst siegt Natur nicht über den Gedanken;
Doch heute schauten diese meine Augen
Ein Bild, das nie die Phantasie erreicht,
Und hätte sie den Webstuhl aufgeschlagen
Im Hirn des künstlich bildenden Poeten.
Vollkommenste Vollendung! die verdunkelt
Des Mittags hellen Glanz. Der Pomp
Und Flitterstolz der glühenden Rubinen
Erblaßte neben ihres Blutes Purpur.
In einer Glorie strahlten ihre Augen,
Gleich hellen Sternen, und die Sonne wich. —

Don Arias, welcher jetzt eintritt, findet sich bald bereit, dem Könige noch denselben Abend zu einem Besuche bei Estrella zu verhelfen und verspricht, Don Pedro indeß beim Gastmahl zurückzuhalten.

Dritte Scene.

Ein Zimmer in Don Pedro's Hause. — Auf der einen Seite ein Fenster, auf der andern ein Betzimmer.

Estrella und Ursula.

Ursula.

O, all die schönen Sachen! Wahrhaftig, Mädchen, zu Wasser müssen wir Galeeren haben, und zu Lande Wagen, um all Deinen Schmuck in Deine neue Behausung zu bringen!

Estrella.

Laß jetzt Dein Gaffen, Amme, setz' Dich hier.
Kannst's weiter ansch'n, wenn zu Bett' ich bin;
Nimm Deinen alten Platz, lieb' Ursula,
Reich mir das Bänkchen und erzähle mir
Der alten Mährchen eins, von Maurenmädchen
Und Christenrittern oder Zaubersagen,
Wie sonst Du that'st, — und flicht indeß mein Haar.

Ursula.

Wie, denkst Du schon ans Schlafengeh'n so früh?

Estrella.

Der Tag hat mich ermüdet, drum zu Bett;
Es kommt der Morgen früher, wenn wir schlafen.
Nun, gute Amme, schnell Dein Wundermährchen,
Von gold'ner Hall', mit Perlen tapeziert,
Indisch getäfelt mit gemüntztem Gold,
Die Vorhäng' ganz von purpurrothem Damast,
Von Edelsteinen funkelnd, helle Träume
Mir diese Nacht zu geben — nun beginne.

Ursula.

Ich will Dir die Geschichte erzählen von dem christlichen Ritter, welcher den schurkischen Zauberer von Ebolis erschlug.

Estrella.

Nichts von Gefecht; ich will dergleichen nicht, —
Nicht Wunden und zerhackte Helm' und Panzer.

Ursula.

Ich will Dir die Geschichte erzählen von Moriam, dem Maurenmädchen, deren Geliebter ein schöner christlicher Page war, in Castilien geboren.

Estrella.

Nein, die nicht.

Ursula.

Und warum nicht die, Du Süße?

Estrella.

Ich weiß, die ist so ganz von Liebe voll,
Und üppig wie der Mittagshauch der Rosen,
Die ist zu leidenschaftlich — drum nicht die;
'Ne andre!

Ursula.

Mein' Treu! da müßt' ich neue ja erfinden;
Leg' so Dein Haupt, daß ich Dein Haar erreiche,
Ich werd' es nicht so bald Dir wieder flechten.
Ei, wein' ich gar? Gott schütze Dich, mein Täubchen!
Und geb' Dir Gnade.

Estrella.

Amen, liebe Amme!

Ursula.

Nun horch. Es wohnte einstmals ein Ritter nahe bei dem Mohrenlande in einer hohen Burg, stark und kühn mit Fleiß erbaut, wie es nöthig war, und er war tapfer und jung, und überdies schön anzusehen; und dieser Ritter hatte eine schöne Schwester, welche er liebte über alle Welt. —

Estrella.

So wie mich Pedro liebt.

Ursula.

Ja, ebenso, Süße; nun, in ganz Spanien war Keine so schön, wie dieses Mädchen, deren Name war genannt Maienblüthe, denn sie war so lieblich wie Frühlingsblumen, wenn sie blühen. Nun, worauf horchst Du?

Estrella.

Nur weiter; lieblich wie 'ne Maienknospe — Du siehst, ich höre.

Ursula.

Deine dunkle Wimper neigt sich zu Deiner sammt'nen Wange; Du bist halb im Schlaf.

Estrella.

Carlos! theurer Carlos!

Ursula.

Sie schläft, bei meiner Treu! Hör', Herrin! Dame! Küchlein! lieg' nicht so schräg', es wird Dich schmerzen; steh' auf, und schlaf in Deinem Bett, Du Süße.

Estrella.

Es senkt sich Mohn auf meine Augenlieder; O, ich bin müd', zu Bette! Gute Amme, Hilf mir ablegen mein Gewand; trag' Sorge Für all' den Festesschmuck, die reichen Gaben Der freundlichen Verwandten.

Ursula.

Hochzeitsgeschenke, nein, meiner Treu, es war nicht nöthig zu erröthen: soll ich dies wegliegen, und dies, und dies? (Sie nimmt einen Rosenkranz) Du wirst ihn nicht brauchen, denn heute Abend bist Du zu voll von Liebe und Schlaf, um zu beten. Bei meinem Leben, Du würdest bei jedem Kügelchen nur seinen Namen flüstern, statt eines Ave.

Estrella.

Glaub's nicht; die Lieb', die ich für Carlos hege, Entzieht der ehrfurchtsvollen Huld'gung nichts, Die ich dem Himmel schuldig; o, ich bete Ernster als sonst, denn jetzt bet' ich für ihn: Den Herren, den Gemahl! — Den Rosenkranz!

(Sie geht in das Betzimmer und betet, während die Amme im Zimmer beschäftigt ist.)

Estrella (zurückkehrend).

Gut' Nacht, geliebte Amme!

Ursula.

Soll ich nicht bei Dir sitzen, bis Du schläfst?

Estrella.

Laß mich allein, denn meine Gedanken sind Gemischte Farben, hell, doch unbestimmt.

Ursula.

Wohl, geh' denn zu Bett; wenn ich Dich verlasse, so öffne auch ja nicht das Fenster, um die Nachtknospen des Jasmin zu riechen und der Orangen, noch sehe nach dem Mond, bis er dem Morgen begegnet; geh' auch gewiß zu Bett.

Estrella.

Ja, ja; gut' Nacht.

Ursula.

Der Himmel sei mit Dir!

(Sie geht ab.)

Estrella.

Ein seltsam Leben; und in meiner Hand Halt' ich des Lebens wundersamstes Räthsel. Rastlose Freude klopft in meinem Herzen, Und flattert dort wie Furcht; mein kurzes Leben Stellt wieder sich mir vor; mein Dasein hat Bisher der Himmel stets mit süß gewürzt, Ohn' allen Beigeschmack von Bitterkeit, Und helle Zukunft, wie ein sonnig Land, Von fern erblickt, ist vor mir ausgebreitet Gleich einem Paradies mit Rosenlauben Und gold'nen Feldern. Lebewohl, o Heimath! Leb' wohl, anmuthig Zimmer, wo die Zeit Und ich stets fröhliche Genossen waren. Leb' wohl, mein Mädchenlager, das zuletzt Mit leichtem Schlumm'r ich drück', und milden Träumen, Doch heller nicht als meine Wirklichkeit. Die Nacht, entfaltend ihre Rabenschwingen, Naht sich der Erd'. In Feuer ist mein Blut! O, einen Athemzug von jener Luft Aus kühlen Gärten unter dem Balcon! Noch einmal horche ich der Büsche Rascheln, Die mit den laub'gen Schirmen vor der Sonne Von achtzehn Sommern mich geschützt; und sehe, Wie sich des Mondes Strahlen im Krystall Der Quellen spiegeln.

(Sie öffnet ein Fenster.)

Alle drückt der Schlaf; Die Bäume wiegen sich, die Wasser fließen Im Schlaf, in den saphyrnen Betten nicken Die müden Sterne ein — mild haucht die Luft, Im Schlaf aufathmend, und die Himmelskuppel Dreht schlummernd sich um ihre Achse, ich Will jetzt zu Bett'; nicht strahlen meine Augen Der Erde schönes Bild mir wieder: es Ist Nacht, und bald wird's Morgen sein. So will Ich von ihm träumen, bis er wiederkehrt. Fahr' wohl, süß Herz! Gut' Nacht, mein Carlos, — Gatte!

(Sie legt sich nieder und schläft ein. Der König kommt vom Balcon herein.)

König.

O günstiges Geschick! gerad' zur Ernte — So treu führt Liebe — bin ich hingesteuert. Sie schläft! O Schönheit! reicher weit als all Die Schätze, in der Erde Schooß verborgen! Wie rund der zarte Leib die Kissen schwellt,

Mit leisem, liebevollem Druck sie tragend;
Wie sanft und ruhig geht ihr Balsamathem,
Und auf des Busens abgemeß'ner Hebung
Ruht schlummernd Fried' und tugendhaftes Denken.
Was zögre ich? Ungern nur möcht' ich brechen
Den heil'gen Schlummer. Liebe, weiche Lippen!
Nie trank so seltner Farbe eine Blüthe
Des Frühlings frischen Thau; es reifte nie
Im Sonnenstraht 'ne Frucht, so süß und schmelzend.
Mein Aug' wird dunkel!
Erwache, holdes Wesen!

(Er legt seine Hand auf ihren Arm, sie fährt auf und schreit. Don Pedro tritt ein von dem Balcon.)

Pedro.

Hölle!
Und alle Teufel! Weg die verfluchte Hand!
Räuber und Schurke! Weg von jenem Lager,
Bei meiner Seel'! sonst treib' die Deine ich
Aus Deinem Leib'.

(Der König, welcher maskirt ist, zieht sein Schwert.)

Des kalten Stahles Schein,
Ich fürcht' ihn nicht, Du feiger Dieb!

(Sie ringen mit einander. Don Pedro entwaffnet ihn.)

Was hindert
Mich jetzt zu trennen diese Wickelbänder,
Mit Wunden zu entstellen Euer Fleisch,
Und solche Abenteu'r Euch zu verleiden?

König.

Ihr wagt es nicht.

Pedro.

Fort jenen Weg, den Du
Gekommen, reize mich nicht länger, sonst
Schlag' ich Dich nieder, stampfe Dich mit Füßen,
So unvertheidigt wie Du bist: fort sag' ich!

(Er schlägt ihn mit der flachen Klinge und treibt ihn zum Balcon, von wo er hinunter springt.)

König Alphonso, Hund! ich kannte Dich,
Und sandt' des Himmels reinigenden Hauch
Nicht durch Dein dumpfes Herz, noch ließ heraus
Von jener Wollust, die Dein Blut verdickt,
Aus den geschwollnen Adern! Auch bewaffnet, —
Zur rechten Zeit und in 'ner guten Sache!
Nur die sie machen, dürfen die Gesetze
So tapfer brechen: sie sind dem Gesetz
Zu hoch. — Sie ist in Ohnmacht! Furcht gewann
Des Schlafes milde Herrschaft, und sie bildet
Noch ähnlicher den Tod. O, meine Lilie!
Verhaßter Zufall, der zu unsern Wällen
Den schnöden Schwarm hat hergeführt, den König,
Den Hof, die Granden! den gemeinen Adel,
Der herkam gleich des Winters Frost im Juni,
Die Heimath uns zu plündern, unsre Ehre
Zu rauben, unser Glück zu untergraben.
He, drinnen! Niemand da?

(Ursula und Dienerinnen treten auf.)

Nun, Dame Wachsam!
Wo warst Du, und verschwatztest all' die Zeit?

Ursula.

Ihr Heiligen! was ist geschehen?

Pedro.

Tragt Eure Dame in mein eignes Zimmer,
Und wache Du bei ihr, bis ich zurück.
So, leis'.

(Ursula und Dienerinnen tragen Estrella fort.)

Was wär' das Beste jetzt zu thun?
Ich seh', ob Carlos schon ist abgereist;
Wenn nicht, soll er die Nacht sich ihr vermählen,
Vor Mitternacht, und vor des Tages Anbruch
Sie führen heim nach Valentar. Ich such'
Ihn gleich. — Ein König, der in Häuser bricht!
'Ne gute Waffe hat er mir gelassen, —
Und demnach werd' ich bald sie nöthig haben.
He, Giacomo!

(Ein Diener tritt auf.)

Verriegle jenes Fenster;
Verschließe fest die Thüren, wenn ich fort,
Und lasse Niemand ein, eh' ich zurück.

Dritter Act.

Zweite Scene.*)

Des Königs Zimmer.

König (allein).

Das Unrecht, das wir thun mit Ueberlegung,
Ist schon im Schooße des Gedankens Sünde,
Eh' es als That ans Licht gefördert wird.
So hab' ich darin schon gesündigt, daß
Ich seinen Tod gewünscht! — nicht wird die Sünde
Durch die Vollführung größer oder kleiner,
Doch frei wird der Gedank', der in mir tobt. —
Hab' ich gesündigt, ist das Vorwärtsschreiten
So leicht wie Umkehr; leichter noch als Stillsteh'n,
Wenn so weit man gegangen; überdies
Hab' ich nicht die Gewalt zu absolviren?
That je ein König unrecht? und thut der
Nicht gut, der sühnt geschmähter Majestät
Schellige Recht? Wär' seines Gleichen ich —
Ihm ebenbürtig — könnt' ein Schlag den Schlag
Entsühnen und ich so befriedigt sein;
Doch da ich wie die Sonn' ob seinem Haupt,
So schwärzer sein Verrath, je größer ich —
Durch meine Höhe wird der gleiche Grund,
Auf dem sich Männer schlagen, mir gesperrt.

(Ein Edelmann führt Don Carlos herein.)

Willkommen, o willkommen! — hört mir zu
Mit tiefster Acht des Sinnes und des Geistes,
Antwortet mir mit solcher Seel' voll Liebe,

*) Die erste Scene enthält ein unbedeutendes Gespräch zwischen den Hofleuten im Vorzimmer des Königs, welches wir füglich übergehen können.

Voll Treu' und Ehr', als Euer Vater einst
Dem meinen zollt'!

Carlos.

Laßt nicht der Worte Maaß
Vorangeh'n meinem Thun — glaubt mir, o Herr,
Ich sprech', als schien die Sonne durch mein Herz —
Es ist des Vaters Name nicht allein
Auf mich vererbt und die Besitzungen,
Auch seine Treu für seine Majestät.

König.

Setz' Dich hierher und horche meinem Wort.
Am ganzen Hof — seit meine Stirn getragen
Des Vaters Kron — der lächelnd um mich buhlt,
In allen Schaaren willig rascher Sklaven
Hab' ich nicht einen Freund, den ich geliebt
Als vor sechs Jahren ich Dich liebte, Carlos;
Und schienen jene schönen Stunden auch
Verschwunden dem Gedächtniß, so erinnert
Mich doch die Noth an Deine treue Liebe.

Carlos.

Glückse'ger Zufall! Was auch Ursach sei,
Daß von der königlichen Rüstung frei
Mein Freund sich zeigt! Sagt, was bedarf mein
Freund,
Und was befiehlt mein König?

König.

Sag', gedenkst Du,
Wie unsre Stunden in unreifen Jahren
Von einer Zuneigung durchwebet waren,
Der Bruderliebe ähnlich?

Carlos.

Ja, mein Lehnsherr,
Sehr wohl — und jede Flitter sonn'ger Jugend,
Die wiederstrahlt mein Geist, trägt Euer Bild.

König.

So ist es, wie ich's wollte. —
Erinnerst Du Dich unsr'er Knabenthaten,
Als unsre jungfräulichen Schwerter wir
Zuerst in Blut getauft? Gedenkst Du noch
Der Schlacht bei Talavera, — zeichnet doch
Die Narb' noch meine Brust — das war der
Graben,
Der Dich vom Tode trennt', der Dich belagert.

Carlos.

Laß Antwort durch die That mich geben. Arm
Bin ich im luft'gen Wort, — o laß für mich
Die That jetzt reden — scheint die seltne Prüfung
Doch wie Mißtraun. Laß mich nicht sagen,
zeigen,
Wie jene Wund' im Innersten mein Herz
Trägt eingegraben.

König.

Alles, was der Freund
Dem Freund' gewähren kann, besitzest Du.
Antwort' mir denn, in welcher Achtung steht
Bei Dir als treuem Unterthan der König?

Carlos.

Allein nächst Gott, des' großer Stellvertreter
Er waltet hier auf Erden — sein Gesetz
Ist wen'ger heilig nur als das des Himmels, —
Er unverletzlicher als irgend wer.

König.

Und was verdient, der seine Hand im Streit
An das gesalbte Haupt des Königs legt?

Carlos (aufbrausend).

Tod! — nein dreifachen Tod! Zuerst, daß er
Berührt das Höchste ird'scher Majestät;
Dann, daß er gegen dieses Landesvaters
Geheiligt Haupt die freche Hand erhob —
Des Vatermordes Fluch: zuletzt, daß er
Durch sein Vergeh'n, gottlos und unnatürlich,
Verletzt das Abbild ew'ger Herrschermacht —
Verfluchten Tempelraubes Tod und Hölle.

König.

Hier in Sevillas Mauern lebt ein Mann,
Der gegen seinen König das begangen, —
Ja gegen mich, Castiliens Herrn und König,
Erhob er seinen Arm.

Carlos.

Sein Mark entschwind',
Es schrumpfen seine Muskeln ein — sein Blut
Erstarre in den Adern, so verflucht
Von Gott und Menschen!

König.

Nicht verschwende so
Die Gluth durch harmlos Wort, — hast Du ein
Schwert?

Carlos.

Für diese Ehr' der Wahl beugt sich mein Herz
In Dank — wohl führe ich ein Ritterschwert;
Und hier schwör' ich bei dem Symbol des Lebens,
Das selbst im Griff des Tod's die Christenkrieger
Verehren, jeglichen Gedanken aus
Der Brust mir zu entfernen, und allein
Nur den zu hegen von dem großen Unrecht,
Das Euch geschch'n, und noch nicht ist bestraft.

König.

In dies Papier schreib ich den Namen ein
Von dem Verräther. — Wenn Du fortgegangen
Aus dem Palast, bet' nicht, und schlafe erst,
Nein gleich, eh' noch die Nacht 'ne Stunde
älter,
Geh' an Dein Werk, und zweifle nicht, Belohnung
Wird Deiner Müh' nicht fehlen — noch soll
Tadel
Oder Gefahr Dir folgen, wenn es Dir
Gelingt, ihn zu erschlagen.

Carlos.

Wenn es mir
Gelingt! Ihr fechtet mit mir, Heilige,

Und gegen Königsmord: da meine That
Ist heilig, kann kein Schatten trüber Furcht
Sich nahen meiner Seel'. Gut' Nacht, mein
Fürst —
Der Himmel schütz' Euch.

König.

Gut werd' ich nun schlafen,
Ich weiß, nicht schlummert meiner Ehre Retter;
Gut' Nacht, mein Carlos. — Beug' Dich nicht
mein Freund,
Und so wie wir zuletzt geschieden, nimm
Des Freund's Umarmung und des Königs Gruß.
Licht drinnen, He! Leb' wohl.

Carlos.

Gott schütz' Eu'r Majestät.

(Gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

Dritte Scene.

Eine Straße in Sevilla, dem Wirthshause „zum Anker" gegenüber.

Don Carlos und ein Page mit einer Fackel.

Carlos.

Den Federbällen, die das Schicksal schwingt,
Sind wir und unsre Pläne gleich! Ich dachte
Nicht solches Werk heut' Nacht noch zu vollbringen,
Und nichts als Liebe wohnt in meiner Seele,
Als auf dem Weg nach Valentar die Brücke
Bei Sonnenuntergang ich überschritt.
Wie weit ist's in der Nacht?

Page.

Ich denke, Herr,
So weit, daß sie in Morgen sich verwandelt, —
Da schlägt die Glock' der Kathedrale Eins.

Carlos.

Du graues schattenreiches Aug' des Morgens.
Umhüllt von Wolken, öffne dich der Erde
Nicht, eh' mein Werk gethan! Hin ist die Nacht;
Ich suche Pedro jetzt, ihm zu erzählen
Von dem verwünschten Zufall, der vielleicht
Bis über die bestimmte Zeit mich fern hält
Von meiner Braut.

Page.

Verzeiht mir, Herr, ich sehe
Ihr tragt Eu'r Schwert; habt Ihr denn nicht
gehört;
Daß ein Verbot vom König ist erlassen
In Waffen auszugeh'n?

Carlos.

Ich weiß es, Knabe,
Doch trag' ich mit besonderer Erlaubniß
Des Königs dies mein Schwert. Still — eh' ich gehe
Und Pedro such', will ich die Vollmacht ansch'n,
Die Einem schnellen Tod bestimmt: obgleich
Mir jetzt noch unbekannt, nenn' ich auf immer
Ihn meinen ärgsten Feind. Gib Deine Fackel —
Die Sterne krochen in die Wolken, und
Das blasse Tageslicht, gleich 'nem wachen Kranken,
Kann kaum die dichten Vorhänge der Nacht
Bei Seite schieben — was ist das? komm näher!
Ein Teufel tanzt vor meinen Augen hier —
Näher, ich kann nicht seh'n; schlag' meinen Sinn,
O Gott, nicht mit so schwerem Fluch — lies hier —
Laut — ich bin blind — was für ein Name steht da?

Page.

Don Pedro de Rocka.

Carlos.

Deine Zunge
Verdorre wie mein Herz!

Page.

O Herr — Ihr seht
So blaß, und könnt nicht steh'n — He, Hilfe!

Basco und Edelleute kommen.

Basco.

Was geht hier vor?
Don Carlos unwohl? Lehnet Euch an mich.
Folgt mir, Ihr Herren — es ist nur ein Schwindel —
'S ist nichts — und geht vorüber — Heda, drinnen —
Wir finden Hilfe genug hier in dem Hause.

(Sie unterstützen Carlos und gehen alle in den Anker.)

Die vierte Scene stellt eine muntere Gesellschaft im Anker dar. Carlos trinkt in seiner Verzweiflung wacker mit, bringt Estrellens Gesundheit aus und stürzt wild hinaus.

Fünfte Scene.

Eine Straße in Sevilla bei Tages Anbruch.

Don Pedro tritt auf.

Pedro.

'S ist seltsam — nicht zu Haus' — und auch nicht fort
Nach Valentar — sieh' da! wer ist das hier?
'S ist Carlo's Page — He! Kobold der Nacht,
Unheil, wo läufst Du hin?

Page.

Nach Hause, Herr.

Pedro.

Wo ist Dein Herr?

Page.

Im Anker, gnäd'ger Herr —
In ganz vortrefflich lustiger Gesellschaft;
Verzeiht, mein Herr hieß mich nach Hause geh'n,

Und überdies fürcht' ich so früh mich draußen,
Kaum graut der Tag.

Pedro.

So lauf, daß Deinem Schatten
Du nicht begegnest.

(Wage ab.)

Wie, im Anker?
In lustiger Gesellschaft? Das wird bunter
Als alles Uebrige. Wer da? Gewiß
Ist's ein Phantast, der hier wahnsinnig schwärmt,
Auch mit gezog'nem Schwert! 'S ist nicht geheuer
Dergleichen Volk auf offner Straß' zu treffen;
Doch Dank dem Könige, ich bin bewaffnet.
Der Morgen grollt der Erde. Horch! — es donnert;
Gewiß, es ist ein schlimmer Tag, der schon
So streng' aus seiner Wiege spricht. — Carlos!—

(Don Carlos tritt auf sehr wild und mit bloßem Schwert; seine Kleidung ist in Unordnung.)

Pedro.

Du bist's gerad', den ich gesucht, Carlos.

Carlos.

Ich such' Dich nicht — geh' heim und laß mich geh'n.

Pedro.

Was ist Dir, Carlos?

Carlos.

Wahnsinn treibt mich,
Und Mord und alle teuflischen Gedanken
Verfolgen mich. Im Namen Gottes, — geh!

Pedro.

Ich komm' von meiner Schwester, Deiner Braut—
Um Mittag sollt' die Trauung sein.

Carlos.

Sie sollt',
Sie sollte — doch 's ist eine von den Dingen,
Die Fehlgeburten gleich im Schooß der Zeit
Vergehn — wir werden nicht vermählt.

Pedro.

Wie, Herr! —
Doch streit' ich nicht mit Euch, Ihr seid betrunken.

Carlos.

Ihr lügt!

Pedro.

Carlos, ich bitte Dich, komm mit.
Ich möcht' nicht thun in einer schlimmen Stunde,
Was ich betrauern würd' mein spät'res Leben.
Komm mit, Du kannst allein nicht geh'n.

Carlos.

Ihr lügt!
Ich bin nicht trunken, aber fest hab' ich
Geschworen, so gewiß im Himmel Licht
Und Feuer in der Hölle, diesen Stahl
Zu bohren in Dein Herz. Vertheid'ge Dich!

Pedro.

Nein, Du bist toll.

Carlos.

Hörst Du den Donnerer? —
Der böse Geist lacht von den Wolken nieder
Zu seh'n den Tapfern feig — hörst Du ihn wohl?
Vertheid'ge Dich, denn ich schwur einen Eid,
Und will ihn halten — fahre wohl, mein Pedro;
Denn zwischen mir und Dir klafft weit der Schlund,
Der Sel'ge und Verdammte trennt. Nun denn,
Mit Dir zum Himmel!

Pedro.

Wenn Ihr so mich drängt,

(Er fechten)

Muß ich pariren. Carlos, halt! Du bist
In Wahnsinn — nicht mehr halt' ich Dich zurück! —
Ah — das traf tief ins Leben.

(Er sinkt.)

Carlos.

Bist getroffen? —
O ja, 's ist Blut, Blut, dampfend Blut, das mir
Die Füße netzt, das rings um mich sich hebt —
Ich schwimm — ertrink' im warmen Lebensblut.

Pedro.

Was hieju Dich bewegt, errath' ich nicht —
Laß nicht die Schwester wissen, daß Du mich
Erschlagen, und hier schwör' mir, denn Du hältst
Wohl einen Eid, daß Du Dich ihr vermählst.
Laß nicht allein sie — einsam — o, ich bitt' Dich;
Laß sühnen meinen Tod die Lieb' zu ihr.
Verlaß' sie nicht — verlaß' sie nicht, mein Carlos.
Estrella, theure, —!

(Er stirbt.)

(Ein heftiger Sturm mit Donner und Blitz.)

Carlos.

Ja, grimmer Donn'rer,
Zum Fluch hast Du 'ne Stimm', doch nicht zur Warnung!
O Pedro! Pedro, he! hörst Du nicht dort,
Wie laut Dich ruft die Stimm' der Macht?
Steh' auf,
Erwach, erwach, erwache doch — ha! ha! —
Todt ist er! — was ist todt? Hier sind die Glieder,
Die die lebend'ge Seele eben noch
In sich geschlossen — hier ist ja er selbst,
Doch er ist todt. Geht mit dem Todten nicht
Ein Wechsel vor? — der Seele zarter Hauch
Ist hin, und hier die blut'ge Pforte, die
Für sie ich öffnete. Ja rolle nur,
Lärmender Wächter über unsern Häuptern —
Ruf' auf die Welt, den schnöden Mord zu sehn —
Es ist dieselbe Stimm', die aus den Wolken

Nach Kain rief, als ihrer Kinder Blut
Zuerst die Erd' gekostet. — O, so bald
Bist frei verdammtes Leben du, komm denn,
Laß mich dir Flügel geben.

(Don Arias tritt auf mit Dienern, welche Fackeln tragen.)

Arias

Toller, halt!
Was für ein Mord ist dies, Don Carlos?

Carlos.

Ja,
Das ist mein Nam' — noch hat man keinen Fluch,
Der schwarz und häßlich genug für ihn, gefunden.
Bringt Licht herbei — ermordet liegt hier Einer,
Seht, wie das schleim'ge Blut so träge fließt;
Erst eben rauscht' es wie ein Strom dahin,
Und trug den Geist auf seinen rothen Wellen.
Ich hab's gethan — ha! ha! — wie starret Ihr
Auf dies mein blutig Schwert, seht mein Gesicht,
Steht „Meuchelmörder" nicht auf meiner Stirn?

Arias.

Schlagt Lärm! ruft auf die Wache dieser Stadt!

(In einiger Entfernung hört man Stimmen „Wohin!" „Drüben in der Kreuzstraße." Vasco tritt auf, und Hyacinth, betrunken, singt und tanzt, Sancho, sein Diener, führt ihn; die Sturmglocke wird geläutet — Donner und Blitz.)

Carlos.

Seht, wie so bleich des Himmels Fackeln lodern,
Rings um des Rächers Wagenräder sprühend,
Die über das Gewölbe dröhnend rollen!
Es dreht der Himmel sich — die feste Erde
Sinkt ein mit mir — die dichte Luft ist voll
Von Feuerringen, die die Augen mir
Versengen — O! —

(Er fällt auf die Leiche.)

Hyacinth.

Laßt mich geh'n — laßt mich geh'n — ich will
seh'n — o!
Vasco, o — o! — sieh hier.

Vasco.

Kommt weg — Ihr schmäht diesen furchtbaren
Anblick durch Euer trunkenes Gaffen. Herr, kann
ich Euch helfen?

Arias.

Nein, Herr, ich dank' Euch, denn hier kommt
die Wache.
Hebt beide Körper auf — der Ein' ist kalt,
Im Andern spielt das Leben nur den Träger —
Und kehrt zurück. Hier ist ein seltsam Räthsel
Verborgen tief in dieser schwarzen That,
Des Tages Hand muß die Verwicklung lösen.
Zum Hause des Alcalden.

(Die Wachen tragen die Körper fort.)

Blitze breiten
Die blauen Schwingen zischend ob der Erde —
Die Stunde paßt zu solcher blut'gen That.
Und die Natur hält furchtbar Sympathie
Mit ihrer Kinder stürm'scher Leidenschaft.
Folgt mir. — Gut' Nacht. Wenn man Euch
rufen sollte
Als Zeugen dieser schnöden That —

Vasco.

Ich werd'
Der Sclav' sein meiner Pflicht; doch hoff' ich frei
Zu sein von diesem Dienst. — Komm müder
Zecher,
Bist schwer betrunken, daß ich kaum Dich schleppe.

(Alle gehen ab nach verschiedenen Seiten.)

Sechste Scene.

Ein Zimmer in Don Pedro's Hause. Estrella sitzt vor ihrem Spiegel, die Amme und Isabel helfen bei ihrem Anzuge.

Estrella.

Nun ist es gut, — bist Du denn endlich fertig?
'S ist gut genug — 's ist gut genug. Ich kann
Nicht länger ruhig und geduldig sitzen.
Ich weiß es, Isabel, daß Dich nach Haus'
Verlangt — und Deine Muhme, wann wird sie
Vermählt?

Isabel.

Ich denke Mittwoch, sagt' ihr Vater.

Estrella.

Ihr Loos sei glücklich wie das meinige.
Such' 'nen Gemahl Dir, Isabel, ich fürchte,
Du bist zu spröd' — wie hast Du noch nichts
Liebes?
Nein, lügen sollst Du nicht — drum schweige
lieber.
Hier, nimm das Deiner hübschen Muhme mit
Als Hochzeitsgab' von Dir.

Isabel.

Ich dank' Eu'r Gnaden. O mein theures Fräulein, möge Euer Fuß stets auf dem sonnigen sanften und ebenen Pfade des Lebens gehen — möge die Liebe ewig sein, wie sie jetzt Euch süß ist; und der Kummer nichts berühren, was Ihr angeblickt habt. Gute Engel schützen Euch immerdar wie ihre Schwester!

(Isabel ab.)

Estrella.

O Freude! Freude! triumphirender Geist,
Der Feste feiert hier in meinem Busen!
Leben und Lieb', kann Ein Herz beide fassen,
Und nicht dem Uebermaß der Wonn' erliegen?
Wär' ich ein Vogel, mich auf leichtem Fittig
Empor zu schwingen und die reine Luft
Im Strome des Gesanges auszugießen!
O hätt' ich doch ein Weltall auszufüllen
Mit meines Glückes reichem Uebermaß.

Amme.

Behalt es, Mädchen, dieser jetz'ge Vorrath,
Er hält nicht ewig aus.

Estrella.

Vergebens: triumphirend wie die Sonne
Folgt dem besiegten Schatten Deiner Weisheit
Mein Licht, und treibt sie aus der Hoffnung Land.
Schau, falscher Seher, — wie der helle Morgen
Dort lächelnd auf des Ostens Schwelle steht —
Wo sind die Wolken, die Du prophezeihtest?
Sieh, wie die Wasserfläche wiederspiegelt
Den rothen Vorhang an Aurorens Bett.
O frische, duft'ge Erd', prachtvoller Himmel,
Bestreut mit Rosenwolken — süßer Hauch
Von frühen Knospen, in der Nacht entfaltet —
Und du, beschwingter Geist der Melodie,
Du Lerche, die zur Sonne singend steigt,
Ich grüß' Euch, Kinder all des gold'nen Morgens!
Kein Trau'rgedanke wohnt in meiner Brust,
Dort herrscht von Licht und Lieb' ein heller Mittag,
Von meinem frohen Fußtritt bebt die Erde:
Ich bin ein Geist der Hoffnung und der Freude!

Amme.

Mich wundert, daß der Herr noch nicht zurück.

Estrella.

Entgegen ist er meinem Lieb' geritten, —
Mein Lieb', viel heller als die Morgenröthe,
Und süßer als der Hauch von Abendveilchen,
Strahlend wie Sieg, und wie die Wahrheit schön,
Bist Du, mein Lieb', mein Herr und mein Gemahl!

Amme.

Horch!

Estrella.

Sie können noch nicht da sein. O laß mich
Es immer wieder sagen, daß mein Herz
Mir nicht so heftig schlägt — als wär' er nah'.
Sie können noch nicht da sein. —

Amme.

Horch, horch! ich höre Lärm an der Pforte,
Stimmen und Tritte von Männern — hörst Du nicht?

Estrella.

Sie sind's — er ist's! sie kommen — Carlos — Gott!

(Sie eilt zur Thür und begegnet den Männern, welche ihres Bruders Leiche bringen — sie schreit auf und fällt auf die Leiche.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Ein offener Platz vor der Kathedrale zu Sevilla. Es kommen Leute aus der Kathedrale, wie aus der Messe.

Einige Edelleute erzählen einander, daß das Verhör des Don Carlos um zwei Uhr Nachmittags Statt haben wird und verabreden sich einander im Anker zu treffen. Sie gehen ab und Hyacinth tritt auf von seinem Diener Sancho geführt. Hierauf folgt eine komische Scene, die wie mehrere Andere ähnlicher Art dem Uebrigen weit nachstehen.

Zweite Scene.

Zimmer in Don Pedro's Hause.

Der Arzt und die Amme treten auf.

Amme.

Ach, Herr, es thut mir leid, daß Ihr Euch bemüht hatt, aber alles Zureden ist vergebens bei ihr — sie ertränkt jeden Rath in einem See von Thränen.

Arzt.

Mich schmerzt nur das Unglück, welches eine so gute Dame betroffen hat. Gut, gut, der Himmel ist weise und kennt seine eignen Pläne. Da sie mich nicht zu sich lassen will, gehe ich. Nehmt diesen Rath an, gute Amme: sucht nicht den Strom ihrer Thränen zu hemmen, denn gleich reißendem Wasser um einen einsamen Fels, werden sie bei Zeiten die Ecken ihres Kummers abnutzen: laßt sie also weinen, und stört sie nicht darin.

Amme.

Ich habe zu dem Beichtvater meines Fräuleins gesendet, Herr, und hoffe sie wird einigen Trost aus seiner Unterredung schöpfen; und, in der That, sie liebte immer den heiligen Vater Rodriquez wie ihren wirklichen Vater und ließ sich von seinem Rathe leiten, wie von sonst nichts auf der Welt.

Arzt.

Gehabt Euch wohl! Ich hoffe, sie mag auf ihn hören und Heilung darin finden.

(Arzt ab.)

Pater Rodriquez tritt auf.

Amme.

O heiliger Vater, willkommen! Ihr seid eine Stunde früher gekommen, als wir dachten Euch nöthig zu haben. Ach, ach! und jetzt kommt Ihr nicht des Vermählens, sondern des Begrabens wegen. O mein theurer Herr — mein guter junger Herr, o!

Pater.

Klag' um die Todten nicht. Wie geht's dem Fräulein?

Amme.

O Herr, sie ist in dem tiefsten Abgrund der Trauer; ich glaube sie hat mehr Thränen geweint, als nöthig sein würden, mich rein zu waschen von allen meinen Sünden, so alt ich bin. Ihre Wangen, welche diesen Morgen blühten wie die hellsten und schönsten Rosen von der Welt, sind blaß und mit salzigen Thränenschauern befeuchtet, welche die lieblichen Rosen verdrängt haben. Sie hat auf nichts Acht, was um sie vorgeht, und sie spricht weiter nichts, als man solle ihr ihres Bruders Leiche zeigen; aber so stark ist die Leidenschaft ihres Schmerzes, daß ich nicht gewagt habe ihn ihr zu zeigen, damit nicht bei dem Anblick ihr armer Verstand ganz drauf geht.

Pater.

Wo ist sie?

Amme.

In ihrem Zimmer; soll ich ihr sagen, daß Ihr da seid?

Pater.

Auf keinen Fall; ich gehe jetzt zu ihr.
Laßt ihres Bruders Leiche, wie sie liegt,
Dort in die Nähe bringen, daß wenn mir
Es passend scheint, ich ihr vergönnen mag
Des Anblicks Schmerz.

Amme.

Weh' über diesen Tag!
Mein tapfrer Herr, mein schöner junger Herr!

(Amme ab.)

Pater.

O Du, dess' hohes Walten
Nur Gnade ist für seine sünd'gen Kinder,
Gefall' es Dir, daß ich Geduld mag gießen
In dies gebroch'ne Herz, das Du verwundet; —
Ob Deine Schritte in der Tiefe sich bergen,
Doch lehre mich auf Deine Weisheit bauen,
Die ich nicht meß', und gleiche Zuversicht
Gib dieser tiefbetrübten Creatur.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Estrella's Schlafzimmer.

Estrella.

Blutig — kalt — steif und todt dahin für immer!
O Himmel! Himmel! 's ist das einz'ge Wesen
Das ich zu lieben hatt' — das mich geliebt,
Und jetzt von mir gerissen! Seine Augen
Lichtloser Gallert! seine schöne Stimme
Zunglote Glocke! seine kräftigen Glieder
Bald Staub und Moder! Gott! mein theurer Bruder!
Du hörst mich nicht, und wär'st Du mir auch nahe!
Du siehst mich nicht, Dein Kind, den Liebling — einsam!
O Erd'! ungüt'ge Mutter, die Du ihn
Umarmest und nicht mich, öffne die Arme
Für beide, auch für mich, die ganz Verlaß'ne!

(Sie fällt zu Boden.)

Pater Rodriquez tritt auf.

Rodriquez.

Weinende Seel', erheb' Dich, die dem Staub'
Du Dich vermählst, und horche meinem Wort.

Estrella.

O Vater! er ist hin, ist todt, ist todt!
Mein Bruder, und mein zweites Leben — der,
Du weißt, so rein war wie des Himmels Licht!
Gib Hilfe, Vater, ich vergeh' im Schmerz!

Rodriquez.

Hab' Glauben an den Himmel, Kind!

Estrella.

Den hab' ich,
Doch ach! doch ach! er wird nicht mehr lebendig!
Weißt Du, was Tod? die edle Seele geht
Dahin, dahin, wie ein entflieh'ner Vogel,
Wie losgelaß'ne Luft, gesproch'ne Worte,
Geht sie dahin und kehret — niemals wieder!

Rodriquez.

O ruhig, traurig Herz, sei ruhig!

Estrella.

Niemals!
Nie wieder in des Lebens tausend Stunden,
In roll'nden Jahren, und Minuten zahllos,
Werd' ich ihn wiedersehn! — Tag folgt dem Tage
Und Nacht der Nacht, doch niemals, niemals wieder,
Bei Nacht und Tag kehrt er zurück zu mir.
Die Jahreszeiten werden um die Erde
In ew'gem Kreise geh'n und wiederkehren,
Doch Leben nimmer — er kehrt nicht zurück!
Zu schwer ist das Gewicht, ich kann's nicht tragen!
Ich will's nicht tragen!

Rodriquez.

Du bist vom Schmerz verwirrt,
Und redest schlimm in Deiner Bitterkeit.

Estrella.

Laßt mich noch einmal seine Leiche seh'n!
Den Staub, die Erd', die sein war, laßt mich sehen,
Mein theurer Vater, einen Augenblick!
Nur einen Blick, den letzten!

Rodriquez.

Arme Seele!
Groß iſt die Laſt! Steh auf und hör' mich, Mädchen;
Gelobſt Du mir, die Leidenſchaft zu bänd'gen,
Mit feſtem Muthe Deinen Schmerz zu tragen,
Die Hand zu ehren, die Dich züchtiget? —

Eſtrella.

Ich will, ich will, — ja, in der That, ich will!

Rodriquez.

Eſtrella, denk' daran, was Du gelobſt.
Der Himmel gebe, daß mein Unternehmen
Mit glücklichem Erfolg' begleitet ſei;
Biſt Du bereit, die Leiche jetzt zu ſehen
Deß', den Du liebſt?

Eſtrella.

Ich bin's.

Rodriquez.

So wende Dich. Z
Gib mir die Hand.

Eſtrella.

Ihr ſeht, wie feſt ich bin;
Ich kämpfe, ring' mit meinem Schmerz, —
Ich weiß, der gute Gott ſchlug mich ſo hart, —
Ihr ſeht, mein Vater, ich bin ruhig, ſtandhaft —
Bin reſignirt — bin ſtill — und ganz beſänftigt.
Doch liebt' ich ihn ſo ſehr!
(Sie fällt auf die Leiche.)

Die Amme tritt auf.

Rodriquez.

Was bringt Ihr uns?

Amme.

O Herr, ſie ſagen, ſie müſſen mit dem Fräulein ſprechen; — Don Gomez, der edle Rath, und viele Herren, welche vom Hofe kommen; man kann ſie nicht abweiſen, ſie kommen in dringender Angelegenheit in Betreff des Todes meines guten Herrn.

Rodriquez.

So laßt ſie ein: vielleicht kann dies bezwingen
Den Schmerz, und hemmen ihres Leidens Gang.
Erheb' Dein Haupt, Eſtrella, ſtehe auf.
Man kommt, ſogleich mit Dir ſich zu beſprechen.

Eſtrella.

Was muß ich thun! Ich bin vom Weinen trunken —
Ich kann nicht ſeh'n, nicht hören, ſprechen, ſehen.
(Sie fällt in einen Sturzt.)

Don Gomez tritt auf mit Begleitern.

Gomez.

Heil dieſem Hauſ' des Schmerzes! Edle Dame,
Vom hohen Rath bin ich an Euch geſendet,
Verſammelt jetzt in Eurer traur'gen Sache.

Amme.

Mich dünkt, ſie hört ihn nicht.

Rodriquez.

Sie hört's vielleicht und gibt es nur nicht kund.
Fahrt fort; ich nehm' für ſie die Botſchaft an,
Antwort' nach beſtem Wiſſen Euch — fahrt fort.

Gomez.

Kurz, da Don Carlos offen hat bekannt
Die blut'ge That —

Eſtrella (aufſtehend).

Was iſt's, was Ihr da ſagt?
Sagt's noch einmal — ich bitt' Euch, ſagt's noch einmal.

Gomez.

Wußtet Ihr nicht, daß er die That gethan?

Eſtrella.

Carlos?!

Gomez.

Don Carlos iſt der Mörder, ja.

Eſtrella.

Don Carlos iſt der Mörder! Ihr ſeid alt,
Rah' an des Grabes Rand, Ihr lüget nicht;
Ihr traget Schwarz — vertraut iſt Euch der Tod —
Ihr lüget nicht — fahrt fort — und fürchtet nichts!
Wenn auch mein Blick erſtarrt, mein Blut zurücktritt,
Und den gewohnten Zoll dem Antlitz weigert:
Das iſt Gebrechlichkeit der ird'ſchen Hülle,
Die Seel' iſt feſter, meine wankt nicht.
Weiter;
Alſo Don Carlos tödtete meinen Bruder?

Gomez.

Fräulein, ich fürcht', Ihr überſpannt die Kräfte.

Eſtrella.

Er ſagte nicht für welche ſeiner Gaben,
Für ſeine Lieb', für ſeine feſte Treue,
Für ſeiner Schweſter Hand und reich Beſitzthum —
Er ſagte nicht für was von dieſem allen
Sei die Belohnung meines Bruders Tod?

Gomez.

Von allem ſchweigt er und ſagt weiter nichts,
Als daß Don Pedro's Leben er geendet.

Eſtrella.

Ich dank' Euch Herr, und dieſen edlen Herren,
Daß Ihr hierher gekommen, möge es
Euch jetzt gefallen heimzukehren und
Zu ſagen dem ehrwürd'gen Rath, daß ich
Sogleich mich würd' beſtimmen, was zu thun

Bei diesem Schicksalsschlag, der mich getroffen,
Wie beß're Fassung mir es würde heißen.

Gomez.

Der Himmel stärke Euch, verehrtes Fräulein!
Lebt wohl!

(Sie gehen ab.)

Rodriquez.

Bald wird die Ruhe, jetzt so unnatürlich,
In einen wilden Schmerzenssturm ausbrechen.

Amme.

Die Quellen ihrer Thränen sind vertrocknet.

Rodriquez.

Ich wollt', sie weinte wieder. Fräulein — Estrella.

Estrella.

Mein Herr — ach, seid Ihr es, mein heil'ger Vater?

Rodriquez.

Wie ist Euch Fräulein?

Estrella.

Seltsam weh und wohl.
Wenn Saft im jungen Holz und grüne Blätter
Im sanften Frühlingsabendwinde weh'n —
Der Blitz brennt auch den Baum im Wachsen nieder,
Versengt sein innerst' Leben; doch mein Vater
Sahst je 'nen Strauch Du, saftlos, unbelaubt,
Ganz eingeschrumpft im busch'gen Thale stehn,
Mit unfruchtbarer Dürr' des Sommers spottend!
Denkst Du, ein solch' versengtes Wesen fürchte
Je einen Sturm und Donnerkeil, der sonst
Die grünbelaubten Arme beben macht
Den Waldesbrüdern? Ja — das ist vorbei.
Wo ist Petruchio? Der arme Alte!
Dies wird wohl seines Lebens kurze Mähr
Zu Ende bringen.

Amme.

Fräulein, gleich will ich
Ihn suchen.

Estrella.

Heil'ger Vater! wenn gethan,
Was ich zu thun noch hab', will ich dem Kloster
Dies werthlos arme Leben anvertrau'n, —
Daß, wenn mein Leib von dieser Erd' erlöst,
Die Seele sei schon auf dem Weg zum Himmel.
Bedenke dies für mich; — noch etwas mehr —
Willst, theurer Vater, in das Grabesbett
Dies Bruchstück des zerstörten Daseins legen?
Laß mich — nein, nein — ich will's nicht wieder sehn;
Begrabet ihn zur Seite meiner Mutter —
Und laßt 'nen kleinen Raum — ganz nah — für mich.

(Die Amme kommt zurück, schreiend.)

Amme.

O Fräulein, Fräulein!

Rodriquez.

Schweige! überfülle
Nicht unsre Ohren so mit schlimmer Botschaft.

Estrella.

Nichts Schlimmres gibt's für mich mehr auf der Welt.

Amme.

Als ich durchs Nebengebäude ging, um Petruchio auf Euer Geheiß zu rufen, hörte ich ein Wehklagen. Als ich zu dem Orte hinkam, fand ich Livio bei dem alten Manne stehen, welcher in seinem Stuhle saß, als horchte er der Nachricht von meines Herren Tod; aber als Livio ausgeredet hatte, saß er noch immer da, als ob er horchte — rührte sich nicht, sprach nicht, weinte nicht, — denn er war todt!

Estrella.

O eisenfeste Jugend! die erträgt
So großen Schmerz wie meine, und zerreißt
Nicht einen Faden im Gewebe, dem festen!
Da doch das abgetrag'ne Alter gleich,
Wird es gewaltsam so berühret, zerreißt!
O Vater, wie Du meine geiß'ge Wohnung
Beherrschest, bring' in dieses Haus des Todes
Bald ein'ge Ordnung. Ich geh' jetzt aufs Richthaus.

Amme.

Aufs Richthaus, gutes Fräulein?

Estrella.

Bis ich zurück, laßt weg dies nehmen, und
Ausgleichen werd' ich Alles, wo was fehlt —
Eh' in die Klostermauern ich Euch folge.

Rodriquez.

Der Himmel stärke Euch, mein theures Fräulein.

(Sie gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

Vierte Scene.

Das Gerichtszimmer.

Don Gomez führt den Vorsitz und hört die Zeugen (Arias und Vasco) ab. Nach der Anordnung des Königs erhält Carlos den geschicktesten Vertheidiger. Darauf tritt Estrella auf und spricht irre, fast in derselben Weise wie in der vorigen Scene. Carlos wird zum Tode verurtheilt. Auch vor Gericht schweigt er über die Veranlassung der Ermordung Don Pedro's. Die folgenden Scenen berichten wie Carlos vom König nicht habe gerettet werden können, Arias verbannt worden sei und der Hof Sevilla verlassen habe.

Fünfter Act.

Dritte Scene.

Ein Gefängniß.

Carlos und Pater Rodriquez.

Rodriquez.

Laß die Gedanken nicht, mein theurer Sohn,
Zur Erde wiederkehren mit den Strahlen,
Die jetzo scheiden; nein, mit starkem Geist
Richt' sie allein zum Himmel.

Carlos.

Heil'ger Vater,
Vergebens kämpfe ich: denn die Gedanken
Auf Schwingen Deiner Andacht himmelwärts
Getragen eine Weile, ankern jenseits
Des schwarzen Abgrunds Tod; doch winken bald
Viel tausend fleischliche Erinnerer
Mit irdisch schwachem Mahnen sie zurück.
Du sagst, ein Segen ist's in Reu zu sterben,
Doch fühl' ich, traurig ist's so jung zu sterben.
Eh' Leben noch sein Theil hat, fordert schon
Der Tod das Ganze — eh' noch Kriegesthat
Und männlich Unternehmen diese Sehnen
Hat abgenützt, soll'n sie schon ruhn im Staube.
Ich bring' zum Grabe Alter nicht und Krankheit,
Noch lebend eine Leich', — gesunde Glieder,
An deren munt'rer Kraft der ekle Wurm
Schon prasset vor der Zeit, in meinen Adern
Ist noch das Blut von Mißsucht nicht geronnen,
Noch auch vom trägen Alter angefroren,
Es fließet stark und warm, ein Lebensstrom;
Vergießen muß ich es auf dem Schaffot.
Schaffot! da liegt es! Vater, meine Väter
Stammten von Königen, sie lebten adlig,
Und starben Kriegern gleich. Ich bin Verbrecher!
Nächtlicher Mörder! trunkener Bandit!
Und auf dem Todesblock muß ich es büßen:
O bittres Schicksal — bittres Loos!

Rodriquez.

Mein Sohn,
Der Kelch ist bitter, doch Du mußt ihn leeren.
O wend' Dein Aug' auf eine hell're Scene.

Carlos.

Wohin? Auf jenes Trauerhaus, wo sie —
Mein Weib — sitzt weinend ob des Bruders Leiche!
Was that sie, Vater, wie hat sie gesündigt,
Daß sie so hart der Himmel heimsucht? Ich
Weiß wohl, mein Leben ist um einen Preis
Gekauft, 's ist zwischen Schuld und Tod ein Handel
Geschickt geschlossen; aber sie war rein,
Wie Heil'ge ohne Sünd'! warum ist sie
Verdammt zum Elend, gegen das der Tod
Noch lächelnd scheint?

Rodriquez.

Stell' Du zur Rede nicht
Des Schicksals unsichtbares Urtheil, noch
Laß die Gedanken keck des Himmels Rath
Durchdringen wollen. Eine Sorge wird
Wach für sie sein, weit über ird'sche Liebe —
Die wird sie stärken, ihre Bürde zu tragen.
Obgleich beraubt, ist sie doch nicht verloren,
Und über ihren Zustand, schutz- und rathlos,
Breitet der Witwen Vater und der Waisen
Die Flügel aus — glaub' mir, er sorgt für sie.

Carlos.

'S ist unser Hochzeitstag. Die Sonne sinkt;
Und diese Stund' sagt' gestern ich zu mir:
„Wenn morgen so die Sonne untergeht,
„Wird deine heim'sche Schwelle deine Braut
„Betreten;" Lügenhoffnung, die du gestern
Scheidend im Sonnenstrahl dich lieblich bargst,
Wo bist du? o wo bist du?

Rodriquez.

Gut'ger Himmel!
Blick gnädig her auf diesen sünd'gen Mann,
Der an die Erde sich hält, von der Du ihn
Gerufen, und umklammert bis zuletzt
Das Leben, das Du forderst, und ins Grab
Zähllings hinabstürzt. — Deine Braut wird sterben,
Und eine Heil'ge sein im Himmel, wenn
Des Himmels Will' hienieden ist erfüllt.
Pfui, dieser Schmerz ist männlich nicht, nicht heilig!

Carlos.

Bist Du ein Mensch, der mir den Schmerz noch schmähet?
Hab' ich nicht Leid genug, daß schweren Tadel
Du noch mußt auf mich werfen? mich versenkend
Nur tiefer noch in diese See der Trübsal?
Blut ich noch nicht genug? bedarf ich noch,
Daß mich Dein Vorwurf schneidend scharf verwundet?

Rodriquez.

So helf' der Himmel mir, wenn solch ein Vorsatz
Nicht meiner Seele fern war! Sieh, mein Sohn,
Obgleich ich strebt' zu hemmen Deine Thränen,
Sieh' meine auch die Ufer überschwellen,
Mir zeugend gegen die Beschuldigung.

Carlos.

Vergib mir! O vergib mir, heil'ger Mann!
Es widerstrebt mein Schmerz wie hitz'ges Fieber
Der Heilung — doch Du weißt nicht! —

Rodriquez.

O, ich weiß!
Und mein verwelktes Herz weint Blut um Dich;
Das Thun der Vorsehung ist wunderbar,
Und mein verwirrter Geist hält an, erstaunt,
Und fragt verwundrungsvoll warum dies ist!

Doch sündlich ist dies Denken — laß uns Hoffen,
Und beten — brünstig beten, daß der Tod,
Kein Fluch für Dich, nein wahrer Segen sei!
Ein Augenblick der Qual für stete Wonne!
Ein Augenblick der Nacht für ewig Licht!
Ein Augenblick der Noth für Ueberfluß!
Erd' für den Himmel! Kerker für den Thron!
(Lärm draußen.)

Carlos.

Hörst Du, sie kommen schon.

Rodriquez.

Sei muthig, Carlos.

Gefangenwärter.

Die Sonn' ist unter, Herr, bereit die Wache.

Carlos.

Lebt wohl, Gefängnißwänd', ihr seid das letzte,
Was ich auf Erden sah — Ihr Fesseln hier,
Die ich ergreif und fühle, lebet wohl!
Gebt mir die Hand, mein Vater, seid mir nahe
Bis ganz zuletzt.

Rodriquez.

Ich will's, mein theurer Sohn.
(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Ein Zimmer in Estrella's Hause.

Estrella tritt auf.

Estrella.

So, so — allein! — sie sind mir nicht gefolgt.
Der Tag wird dunkel, weiß ich doch, 's ist Morgen.
Wir sind noch nicht vermählt — 'ne Stund' vor Mittag
Da ist die Trauung. Seh' ich nicht schmuck, was meint Ihr? —
Werd' ich 'ne hübsche Braut sein? Bist du da,
Bruder? — warum trägst Du den blutgen Mantel?
Du bist so blaß, so blaß! Aha — bist todt;
Und doch wirst Du Brautführer sein. Schon wieder —
Schon wieder kommen sie. Ich berge mich
Am Boden hier!

Die Amme und eine Kammerfrau treten auf.

Amme.

Lieb' Mädchen! auf der Erde?

Kammerfrau.

Laßt uns zurück sie in ihr Zimmer bringen.

Estrella.

Mich bringen wollt Ihr, gegen meinen Willen?
Wahnsinnig bin ich nicht, mein Schätzchen, hört Ihr;
Brauch' keine Hüter, hört Ihr wohl, Frau Luchs?
Sie hüten mich, doch ich betrüge sie.
Es ist gar heiß — wie müd' ich bin — möcht schlafen, —
Gut' Nacht, Gefangenwärter, ich will schlafen.

Amme.

Zum erstenmal ist sie heute ruhig. Gott gnade uns, dies sind Ereignisse! dies sind Begebenheiten! Der junge Baum ist niedergehauen, Blüthen und Alles, und die alte Rinde ist geblieben, stehend zu vermodern. Horch! die Glocke läutet zur Hinrichtung. O welch eine Fluth von Volk strömt zu dem Platz! Ich ginge gern hin und höre, was man darüber sagt. Inana, sitze Du bei ihr, während sie schläft — ich bin sogleich wieder da.
(Amme ab.)

Kammerfrau.

Armes Fräulein, dies ist ein unruhiger Schlaf und wird sie nicht viel stärken. Wer ist da?
(Livio tritt auf.)

Still, mein Fräulein schläft.

Livio.

O Inana, wenn Du je einen schönen Anblick sahest, so komm auf den Balcon auf der Ostseite: Die Straßen sind voll von Gaffern, und die Procession wird sogleich vorbei kommen.

Kammerfrau.

Ein schöner Anblick! — ein trauriger, feierlicher, denke ich. Livio, ich wundre mich über Dich — Du, der Du Don Carlos fast Tag für Tag hierher kommen sehen und ihm die Pforte geöffnet hast — ich denke, sie schläft fest.

Livio.

Komm nur eine Minute, wenn Du mich liebst.

Kammerfrau.

Gut, ich komme; ich möchte ihn gern noch einmal sehen, den armen Herrn; er war ein liebenswürdiger junger Edelmann, — der Himmel schütz' uns alle, — und muß so enden!
(Livio und Kammerfrau ab.)

Estrella.

Nun sind sie fort — und es bewacht mich keine. Ich war es nicht gewohnt, daß man mich hütet. Was für 'ne Glock'? Ich komm' zu früh zur Kirche!
Die Braut zu früh! — O schöne Hochzeitsglocken, —
Seltsam Gesumm' — sie sollten rascher geh'n.
Bind' mir mein Haar, gib mir den Rosenkranz.
Ha! ha! Du machst in Deinem blut'gen Mantel
Dich schlecht doch, Pedro! Nun bin ich bereit,
Gib mir die Hand — hu, sie ist kalt, eiskalt,

Weil sie in kalter Erde liegt! So — so —
Nun denn zur Kirch', um mich zur Frau zu machen.
(Sie geht ab.)

Letzte Scene.

Eine Straße in Sevilla.

Estrella tritt auf.

Estrella.

Widriger Ton, er klingt wie Grabeslied.
Ach, Herzweh hab' ich, doch weiß nicht warum —
Mich dünkt, 's ist etwas, das ich sollt' beweinen.
Bin kalt und müd' — hier lege ich mich nieder —
Hart Kissen für 'ne Braut; — gut' Nacht, liebe Amme.
(Sie legt sich auf die Stufen.)
(Man hört draußen einen feierlichen Marsch; Soldaten gehen über die Bühne; Bürger drängen sich von allen Seiten herzu um die Procession zu sehen.)

Erster Bürger.

Wer liegt hier am Boden?

Zweiter Bürger.

Ein todtes Weib.

Dritter Bürger.

Todt! ohnmächtig vielleicht — nein, wahrhaftig schlafend.

Antonio.

Zurück! Alle Heiligen schützen uns, es ist das Fräulein Estrella.

Basco.

Allein, unbegleitet, in diesem unordentlichen Aufzuge, so in der Straße?

Geronio.

Nehmt sie sachte auf vom Boden.

Estrella (erwachend).

Geh' in Dein Brautbett;
Mädchen, gut' Nacht.
(Carlos tritt auf von Wache umgeben, begleitet von dem Pater und dem Scharfrichter.)

Carlos.

Halt! halt! um's Himmelswillen, halt! Estrella!

Basco.

Vater, führt sie zu ihm.

Geronio.

Wie er sie anblickt,
Als sollten seine Augen nie sich wenden!

Estrella.

Ihr seid mir fremd, was blickt Ihr so mich an?
Wendet den Blick, ich kann ihn nicht ertragen!
Ich muß erröthen. Bitt' Euch, laßt mich gehn.

Carlos.

Estrella!

Estrella.

Ha!

Carlos.

Estrella!

Estrella.

Sag's noch einmal!
Ob ich auch wein', doch lieb' ich's — noch einmal!

Carlos.

Geliebte! Weib! mein Weib!

Estrella.

Jetzt spottet Ihr.
Ich lach' so gut als wie ich schrei. Ha! ha!
Nun, hört Ihr wohl? — und ich erzähle Euch
Die Mähr von einem tapfern Liebenden,
Der Nachts erstach den Bruder seiner Braut:
'Ne traur'ge Mähr — doch er ist nun verdammt,
Gewiß, und in der Hölle bei den Teufeln,
Weil er das Herz der Braut gebrochen, und
Gemordet ihren Bruder.

Carlos.

O, entsetzlich!
Ein andrer Schiffbruch noch an dieser Küste!
Ein andrer Fluch für diesen schlimmen Tag!
Verstand ist hin! der Edelstein gebrochen,
Und strahlt zurück kein wahres ganzes Bild.

Wache.

Der Tag entschwindet, Herr.

Carlos.

Ich komm'. Nur so viel,
Einmal den treu'n Geist noch heim zu bringen!
Könnt' sie mich nur erkennen — an mich blicken
Nur einmal mit Bewußtsein, wär' es auch
Mit ihres Hasses Blitz mich zu vernichten!
Estrella!

Wache.

Herr!

Carlos.

Still! jetzt erkennt sie mich;
Es bricht in ihren Augen, Strahl für Strahl
Bewußtsein wie der lichte Morgen an.

Estrella.

Bitt' Euch, verlaßt mich nicht — nehmt mich mit Euch,
Jetzt ist mein Bruder todt — Ihr wißt es ja —
Und mich bewacht man streng, läßt mich nicht los;
Ich soll bei Tag' nicht ausgeh'n, nicht die Sonne
Mehr sehen, frische Luft nicht schöpfen, denn
Sie sagen, ich bin irr!

Carlos.

O Qual!

Wache.

's ist Zeit.

Eſtrella.

Ha! Ha! wie Ihr mich anpackt.

Wache.

Nein, jetzt fort.

Carlos.

Nur einen Augenblick! Nur einen! wartet!
Nacht — Nacht — ſie kennt mich nicht — Leb' wohl! Leb' wohl!
Eſtrella! O Eſtrella.

(Man nimmt ihn mit Gewalt mit fort; ſie bleibt in Antonios Armen zurück.)

Eſtrella.

Das war Carlos!
Ich kenn' die Stimm'! Ich kenn' den lieben Ton!
Laßt Eure Hände los! ich ſag' es Euch!
Ich hört' ihn — ach! ich ſeh' ihn. Carlos! Carlos!

(Sie eilt hinaus, die Menge folgt ihr.)

Iſabel und Florilla bleiben zurück.

Iſabel.

Florilla, ich bin matt! Ich kann nicht ſtehen!
Geh Du ihr nach, und ſieh' das Ende ab.

Florilla.

Ich ſeh's von hier.

(Sie ſteigt einige Stufen hinauf.)

O Himmel! durchs Gedränge
Seh ich ihr weiß Gewand — die Arm' erhoben —
Die Menge theilt ſich — ſie erſteigt's Schaffot —
Steht ihm zur Seit'! Was iſt das für ein Glanz?
Das Beil! das Beil!

(Man hört einen Schrei — Florilla ſteigt von den Stufen herunter. Antonio, Geronio, Vasco, Pater Rodriquez und Bürger kommen zurück. Soldaten tragen Carlos' und Eſtrella's Leichen auf einer Bahre.)

Rodriquez.

Die Saite ſprang, des Lebens Lied iſt aus —
Der Glanz erloſchen — und Sevillas Stern
Iſt unter. Trennet dieſe Leichen nicht,
Die hier der Tod vereint, und ob ſie auch
Nicht ruhen ſollten in geweihtem Boden,
So gehe ich zum Erzbiſchof ſogleich,
Such' ihn durch meine Bitten zu bewegen,
Daß dieſe Beiden, die man heute Morgen
Durch heil'ger Ehe Band vereinen wollte,
Man für die lange Nacht nun legen mag
Zuſammen in ihr enges Brautgemach.

Das moderne Geſellſchaftsleben und die ſociale Tragödie.

Von

E. Willkomm.

Es iſt in neuerer Zeit wiederholt davon geſprochen worden, daß in dem modernen Geſellſchaftsleben Elemente vorhanden ſeien, aus denen ſich tragiſche Conflicte früher oder ſpäter ergeben müßten. Einzelne literariſche Stimmführer brachten das Thema vorübergehend wohl ſchon zur Sprache, Ort und Zeit waren aber nicht immer günſtig gewählt, um ein tieferes Ergründen des an ſich eben ſo intereſſanten als höchſt wichtigen Gegenſtandes zu erlauben, und andererſeits blieb noch immer zu bedenken, ob die Art und Weiſe, in welcher die Unterſuchung und Beantwortung der Frage begonnen worden, eine erſprießliche ſei. Es wurden, ſcheint es, mehr geiſtreiche Hypotheſen aufgeſtellt, als unumſtößliche Beweiſe für die Behauptung ſelbſt geliefert, und wollte man ſich auf Thatſachen ſtützen, ſo waren dieſe wieder ſo ganz eigenthümlicher Natur, daß ſie höchſtens ausnahmsweiſe eine unſichere Gewähr leiſten konnten.

Das Bedürfniß der Gegenwart, möglichſt ſchnell mehrfach feſſelnde Herkommen von ſich abzuſchütteln, bedingte eine heftige Unzufriedenheit, die oft bis zur Unerträglichkeit wuchs, und ihren Urſprung meiſtentheils aus der modernen Geſellſchaft herleitete. Hin und wieder ward dies wol anerkannt, indeß hatte man ſich in jenen Formen doch ſo feſtgelebt, daß ſie in mancher Hinſicht dem

Eingewohnten bequem, wo nicht unentbehrlich geworden waren. Hätte man nun auch mit leichter Mühe den eigentlichen Quell des Uebels auffinden und eine Ableitung dafür entdecken können, man durfte und wollte es nicht thun, weil man der thörichten Meinung war, mit Entfernung desselben verwunde man die Cultur, untergrabe man die Gesittung des Jahrhunderts. Es ward daher nothwendig, einen andern Veranlassungsgrund für den überhand nehmenden geistigen Mißmuth zu ermitteln, und die Speculation der vorzugsweise mit Intelligenz Ausgerüsteten durfte nicht gar lange suchen. Ohne es eigentlich zu wissen und zu wollen, verrückte die Subjectivität derer, die wohl befähigt gewesen wären, tiefer in die Geheimnisse der geistigen Bewegung zu schauen, den Standpunct der Betrachtung, die Lage der ganzen gesellschaftlichen Bildung, und machte nun durch dies Rettungsmanöver die Entdeckung, daß jener Mißmuth der Gebildeten seinen Grund in dem Bedürfniß nach geistig freierer Bewegung habe, der kein geeigneter Spielraum gegeben sei. —

Der Anfang dieser im Stillen sich vorbereitenden gesellschaftlichen Revolution fiel mit dem langsamen Verfall der Saint-simonistischen Lehren zusammen, und wenn auch sofort Niemand mit den Ansichten ganz harmoniren mochte, die jene Verbrüderung etwas vorschnell aufgestellt hatte, so gefiel man sich doch in der Annahme einzelner Grundsätze der genannten Secte, und das Wort „Emancipation" ward eine Art von Schiboleth. Es riß wirklich eine wahre Emancipationsmanie ein in Deutschland, die bei vielem Lächerlichen ihr Gutes hatte. So war es sehr natürlich, daß die geistig Unzufriedenen in einer alle Verhältnisse reinigenden Emancipation die Wiedergeburt der ihrer Meinung nach verkümmerten Menschheit erblicken mußten, und namentlich in dem gebildeten Theil der Gesellschaft gab es recht anmuthige Schwärmer für diese neuen Auferstehungsmaximen.

Es ist hier nicht der Ort, das Unnehmbare und Irrige, das in diesen Bestrebungen sich kund gab, weiter zu besprechen; dagegen bedarf es eines prüfenden Blickes auf das moderne Gesellschaftsleben im Allgemeinen, um zu begreifen, was fortan unter der Bezeichnung „soziale Zustände und Verhältnisse" verstanden ward. Diejenigen, welche jetzt in diesem gesellschaftlichen Leben Keime für tragische Momente entdeckten, waren mehr oder minder Kinder einer Uebercultur, die mit der naturgemäßen Entfaltung unserer Zustände wenig gemein hat. Dies übersah man aber völlig, entweder geflissentlich, oder in einer Verblendung, wie sie den sonst recht Hellsehenden oft gemein ist; und indem man Heilung für die offenbar krankhaften Zustände herbeiwünschte, griff man grade nach den entgegengesetzten Mitteln und verschlimmerte dadurch die Krankheit. Ein rationeller Arzt würde die Salons entvölkert und die gesammte unzufriedene Gesellschaft in Wälder und auf Berge, in die freie Luft geschickt haben, um sie zu heilen. Statt dessen experimentirte die Speculation mit neuen Ideen, die pfiffig-geistreich, beißend-pikant, mehr blendend als wahr zu nennen waren, und bei den krankhaft Empfänglichen ungemeinen Beifall fanden, ohne daß ein Verständniß möglich gewesen wäre. Nehmen wir nun noch dazu, daß zu gleicher Zeit die äußerlichen, politischen Verhältnisse sich beinahe gänzlich umgestalteten und im großen Völkerleben ein unweit gesünderes Treiben, als ehedem, sich bemerklich machte; so wird es noch weit begreiflicher, daß bei diesen Conflicten der sociale Verkehr, der im Ganzen unverändert blieb, faule Früchte tragen mußte.

Es ist ein trostloser Irrthum, dem so Viele und meistentheils gerade die bedeutendsten Geister der Zeit unterworfen sind, indem sie glauben, geistiges Aufpfropfen der Gesellschaft verhelfe ihr zu einer neuen, jungen, dauernden Gesundheit! Alle die, welche sich hierin gleichsam als Aerzte der kranken Zeit aufwarfen, waren noch kränker, als diejenigen, denen ihre Heilmethode gelten sollte. Es mangelt der Gesellschaft keineswegs an geistiger Capacität, an so genannter Intelligenz, im Gegentheil hat man davon eher zu viel, als zu wenig; nur verschroben ist sie, krankhaft zusammengedrückt. Es gebricht ihr an jeder Elasticität, die nur eine freiwillige Rückkehr zur Natur gewähren kann, der man leider in dem hohen Dünkel seiner Bildung den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Da stellt sich die sogenannte Intelligenz mitten auf den Markt und ruft mit aufgerupften Backen: der Gedanke ist Alles und der unbedeutendste Gedanke noch weit mehr, als alle Natur zusammengenommen! In diesem Ausrufe aber, den man täglich von der gepriesenen Intelligenz wiederholen hört, liegt ganz einfach der Grund unseres socialen Elends. In ihm keimt die soziale Tragödie, die in einzelnen Momenten bereits laut aufschreiend ins unmittelbare Leben trat, in der Regel aber nur heimlich, in der tiefsten Stille der Häuser ihre Katastrophen webt.

Die moderne Gesellschaft in ihrer Abgefallenheit von der urewigen Reinheit der Natur stellt sich sonach als die Schöpferin der socialen Tragödie heraus, die jeder Unbefangene wittert, vor deren Besprechung aber die Meisten sich scheuen. Woher diese Scheu kommt, ist nicht wohl einzusehen. Niemand kann dabei beeinträchtigt, der Gesammtheit nur ein Dienst geleistet werden.

Wie nun in der allerneuesten Zeit öffentliches und soziales Leben sich gestaltet haben, läßt es

mich schicklich, die angeregte Frage auch literarisch zu beleuchten. Leben und Literatur liegen sich ja gegenwärtig nicht mehr fern, beide ergänzen einander, und wenigstens die Literatur der neueren Zeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihre fernere Fortgestaltung unmittelbar an das werdende oder jüngst vergangene Leben zu knüpfen. Sie wird in dieser Form ein Schildträger der Civilisation und kann, greift sie nicht über in unsichere, dunkle Kreise, die Cultur zum Theil abhängig von sich machen, indem sie als Dolmetscher alle Regsamkeit des Geistes, die gesammte Productivität der Zeit auf den verschiedensten Wegen zum Eigenthum der Völker erhebt.

Diese Aufgabe hat sich neuerdings die Novellistik gestellt, ob mit Glück oder nicht, ist hier nicht zu erörtern. Es gibt aber eine solche Menge socialer Romane und Novellen, die alle unmittelbar der Zeit und dem Gesellschaftsleben entsprossen sind, daß schon diese Fruchtbarkeit in dieser Dichtungsart allein ein Beweis für die Bedürftigkeit, dergleichen Fragen aufzuwerfen, abgeben kann. Ist auch in künstlerischer Hinsicht nur wenig geleistet worden in diesen Producten, so ward doch dem Gedanken ein weites, noch nicht erschöpftes Feld der Bebauung eröffnet. Nur bleibt es zu bezweifeln, daß die novellistische Form allein genüge, um so wichtige Gegenstände zur Discussion des Tages zu erheben. Schon der im Verhältniß zur Menge kleine Kreis von Lesern, in denen die bedeutendsten Erscheinungen dieser Art Zutritt erlangen, schwächt ihre Wirksamkeit, und am meisten dann, wenn sie die Uebelstände am schärfsten hervorheben. Denn es ist bekannt, wie wenig das deutsche Publicum auf Neuerungen eingeht, und wie beschränkt die Zahl derer ist, die mit Nachdenken zu lesen nur *vermag*. Anders gestaltet sich das Ergebniß einer literarischen Besprechung der Zeit- und Gesellschafts-Tendenzen in Frankreich. Dort, wo der bedeutendere öffentliche Verkehr in der Hauptstadt concentrirt wird, ist die Wirkung eine überraschend schnelle, die Folgen bedeutungsvoll und der Uebergriff des literarischen Wirkens rückwärts in das Tagesleben, in die Cirkel der Salons-Welt, nachhaltig. Dem Deutschen, scheint mir, müßten grade diese wichtigen Fragen, die ihm so nah am Herzen liegen, auf verschiedenen Wegen näher gebracht werden, und ein nicht zu verachtender dürfte die Bühne sein.

Man kann und wird mir freilich einwerfen, daß dieses Institut in der letzten Zeit zu tief gesunken sei, um von ihm irgend etwas für Lösung zeitgemäßer Fragen zu erwarten. Darauf ließe sich erwiedern, daß grade in der jetzigen Gesunkenheit des Instituts die Möglichkeit einer nahen Erhebung, eines neuen Aufschwunges derselben zu Tage liege. Und soll die Bühne vorzugsweise ein Spiegel der Zeit, ihrer Irrthümer, Thorheiten und Vortrefflichkeiten sein; so dürfte ein tieferes Erfassen der Gegenwart und ihrer Wehen, geschähe es mit dramatischem Geschick und poetischem Sinn, weit nachhaltiger und dauernder auf die gesammte Population wirken, als irgend ein anderer Weg der Vermittelung zwischen Geist und Materie.

Die historische Tragödie kann für veraltet gelten. Es fehlt dem Volke immer der Sinn für Alles, was nicht aus ihm selbst herauswächst, und wir Deutsche können ja doch nur Geschichte lehren und lernen, nicht sie machen und erleben. Gegen das Lustspiel in höchster Bedeutung lehnt sich manche gesetzliche Beschränkung auf, die ihm die Seele niederhält.

Zwischen beiden mitten inne steht das bürgerliche Schauspiel, das von jeher am meisten Ansprache fand, weil das Publicum sich in den Zuständen heimisch fühlte, die man auf die Bretter verpflanzte. Deshalb wird Iffland nie von der Bühne verschwinden und Kotzebue immer beklatscht werden. Es wäre nun ein Unternehmen, der Wagniß schon werth, zwischen diese zerfallene Dreieinigkeit mit einer neuen Form aufzutreten, das bürgerliche Schauspiel mit der historischen Tragödie zu vereinigen durch den Versuch, eine Dichtung auf die Bretter zu schleudern, die mit vollem Recht den Namen einer „socialen Tragödie" verdiente.

An Stoffen für diese Gattung dramatischer Productionen, dünkt mich, ist die Gegenwart mit ihren hundert Conflicten so unendlich reich, daß der willkürlichste Griff mitten in die Begebenheiten der Tagesgeschichte die trefflichsten Elemente dazu liefern müßte. Ich wünschte, es träte ein jugendlicher, kräftiger und noch unverdorbener Geist auf, der aber bewandert sein müßte in der höfischen Unnatur unserer socialen Verhältnisse, damit ihm die glühendsten Farben für seine Gemälde nicht entgingen. Ein solcher müßte dann nicht auf dem abgetriebenen Klepper der Intelligenz mit dünn geriebenen philosophischen Floskeln, womit jene ihre naturarme Geisteskargheit auspolstert, sondern mit der Keckheit eines genialen Naturkindes die Gegensätze auffassen und das Für und Wider in leidenschaftlicher Lebendigkeit gegen einander spielen lassen. Dann würde die Welt bald genug über alles das die sicherste Aufklärung erhalten, was ihr bis jetzt noch dunkel ist und worüber sich so Viele gegenseitig befinden. Denn ich wiederhole es nochmals: das sociale Unglück, dessen Vorhandensein Niemand ableug-

nen kann, liegt nicht im Mangel der Intelligenz, noch weniger darin, daß die Emancipations-Ideen noch keine Wurzel im Leben haben fassen wollen, sondern nur in dem Abfall der Gesellschaft, der intelligenten sowohl als der nicht intelligenten, von der Natur. Zurück an ihren verlassenen Altar muß die Societät flüchten und dort ein reinigendes, sühnendes Opferfeuer anzünden, um zu gesunden. Dann ist sie emancipirt vom Dünkel der Uebercultur, von der Last der Versteinerung, die alles Nervenleben untergräbt, das Familienglück und den Verkehr zerstört.

Es sollte mir nicht schwer fallen, das eben Gesagte mit Beispielen zu unterstützen, wären diese überhaupt erforderlich. Doch hoffe ich, es werden alle die Wahrheit des Angeregten von selbst einsehen, wenn nicht etwa der Egoismus und Stolz auf subjective Meinungsverschiedenheit der Clique zu Liebe Einzelne davon abhält. Die moderne Gesellschaft muß die Mutter der neuern Tragödie werden, die wir dann immerhin die sociale nennen können. Die Elemente sind in Masse vorhanden und die Zeit, scheint es, verlangt sie beinahe. Der dramatische Dichter aber hätte vor dem Novellisten den großen Vortheil voraus, das er nur das Leben mit seinen Leidenschaften abzuschreiben brauchte, um zum Ziele zu gelangen, während die epische Darstellungsweise zu leicht zu reflexiösen Abschweifungen verleitet, die je nach den Umständen sogar nothwendig sein mögen. Durch Reflexion und philosophisch-poetisirende Schönrednerei wird aber nichts mehr gewirkt, vollends wenn sie, wie heut zu Tage, subjectiven Zwecken, und hunderterlei Nebenabsichten noch dienen will.

Ich bin überzeugt, ein großer Theil derer, die in der modernen Gesellschaft die schönsten Stunden ihres Lebens verprassen, würden sich mit Ekel davon abwenden, wäre es ihnen immer möglich, einen klaren Begriff von der Unnatur sich zu verschaffen, der sie aus Sitte, Gewohnheit und Bequemlichkeit huldigen. Das sociale Leben selbst hat seine Schwächen zu manchen Zeiten; es fühlt sich gedrückt und möchte sich gern von der Schminke reinigen, womit die betrügerische Civilisation ihm die Gesundheit entwendet. Wäre nur nicht so gar viel dabei zu bedenken und müßte man nicht eine solche Wiedergeburt mit schweren Opfern erkaufen! Denn im socialen Leben ist es nicht so leicht, eine Umwälzung zu organisiren. Eher bricht ein Staat zusammen und erhebt sich von neuem aus dem alten Schutt, als die festgefugten, überaus künstlich zusammengekitteten Grundpfeiler dieses wundersamen Gebäudes, das Gesellschaft und Gesellschaftsleben heißt, sich erschüttern lassen. Die Sitte ist zuweilen mehr als die Religion, eine Verletzung des Gottes der Mode und Convenienz gefahrbringender, furchtbarer in ihren Folgen, als eine freche Uebertretung der lautsprechendsten Sittengesetze. In den Gesetzen, vom socialen Leben gegeben, von ihm befolgt und aufrecht erhalten, hat sich ein moralisches Monstrum gebildet, das mit aller natürlichen Sittlichkeit, die immer mit der religiösen harmonirt, in offenem Widerspruche steht. Man darf diese Moral nicht mit dem Namen der Unmoralität bezeichnen, denn sie hat hohe Autoritäten für sich, ist alt hergebracht, verjährt, ehrwürdig, wie ein altadliges Wappen, und schützt sich selbst durch die Willfährigkeit, mit der man sich ihr fügt. Ob es leicht oder schwer falle, diesem abgesonderten Sittengesetz des socialen Lebens den Willen, die Vernunft zu beugen, kommt nicht in Betracht. Die Nothwendigkeit verlangt es, die Klugheit lockt mit verführerischem Finger. Und solchergestalt laufen durch die ganze civilisirte Welt ewig geschieden, haarscharf neben einander zwei Sittengesetze, die sich gegenseitig nur in den Herzkammern der Menschen befeinden. Nun gibt es freilich sehr viele alte Praktiker beiderlei Geschlechts, die von all dem Zwiespalt nichts fühlen, der im Herzen Tausender zwischen der Natur mit ihrem religiös-heiligen Gesetz und dem unsittlichen Herkommen der Sitte sich entspinnt. Der Kampf ist ungleich, im glücklichsten Fall aufreibend. Warum vermeidet ihn der gesittete Mensch nicht? Weil er dem socialen Leben angehört. Und hier beginnt die sociale Tragödie, die nur dann aus dem Leben wird vertrieben werden können, ist es der Poesie möglich, sich ihrer ganz zu bemächtigen. Denn es müßte doch wunderbar hergehen, hätte die naturgetreue Darstellung solcher Kämpfe gar keinen segensreichen Einfluß auf die Veredlung des Lebens selbst, das den Stoff dazu herlieferte.

Man glaube nicht, daß durch ein Ergreifen solcher Lebensstoffe dem Rührspiel von Neuem Bahn gebrochen oder einem melodramatischen Allerlei die Bühne geöffnet würde! Es beruht alles auf dem Dichter, der den geringsten Stoff dieser Art zu einem Stück Weltgeschichte verarbeiten kann. Gebricht es ihm freilich an dem Verständniß der Zeit und der Veranlassung ihrer nicht erdichteten Bekümmernisse und bitteren Schmerzen, die aber alle dem Individuum entspringen und nur in so fern zu einer Allgemeinheit erwachsen, als sie eben beinahe in Jedem sich erzeugen; so möchte schwerlich etwas Bedeutsames daraus entstehen.

Dramatik und Novellistik müssen sich gegenseitig in die Hände arbeiten, wollen sie ferner noch das soziale Leben zum Gegenstande ihrer Betrachtung machen, aus ihm Nahrung für die

Production saugen. Nur sei die Production alsdann auch künstlerisch gerundet, ästhetisch gesund! Mich dünkt, die Zeit ist nun gekommen, wo der tiefere Geist, frei von persönlichen Einflüssen und Aufrüttelungen der Tagesgeschichte, sich reif fühlen dürfte für die reine Kunstproduction. Unerläßlich aber ist es für den Dichter, mag er nun in epischer oder dramatischer Darstellung den Stoff bewältigen, daß er eine andere Anschauung vom socialen Leben gewinne, als man sie bisher ausgeschrien hat. Die Natur muß seine Führerin sein. Mit ihr muß er gegen die Fadheit und den aufgepufften Uebermuth der carikirten Bildung, die sich hinter das Wort „hohe Intelligenz" versteckt, zu Felde ziehen, denn es mangelt weder dem Leben, noch der Gesellschaft an Intelligenz, der gemeinsame Feind beider, wie der gesammten modernen Welt ist nur die Unnatur, der Geist und Leib verfallen sind. —

(Beschluß im nächsten Hefte.)

Die Maffeis,

ein verschollenes Trauerspiel.

Der Bücherwald ist in Deutschland von so unentlicher Ausdehnung und Baumfülle, daß man vor Wald die einzelnen Bäume, selbst mächtige und schönlaubige, nicht sieht. Umgekehrt sagt man wohl sonst, man sehe den Wald vor Bäumen nicht. Aber der Wald der deutschen Literatur ist zudringlich; es ist der Wald von Dunsinane, welcher, statt unsere Annäherung zu erwarten, sich selbst auf die Beine macht und auf uns zuwandelt; seine Schlingpflanzen, in jeder Messe neu recrutirt, schlingen sich Tritt für Tritt um unsre Füße; aber wie wäre es möglich, in dieser Baumwelt jedes einzelne Gewächs in Augenschein zu nehmen und in seinen Eigenschaften zu würdigen! Ganze Partien mögen im Feuer der Kritik aufgehen, von den Erdstürzen der Zeit verschlungen oder von den Wellen einer gleichgültigen Lesewelt verdeckt werden, wir merken es nicht; der Anblick der gesammten Pflanzung bleibt die alte; eine neue Schonung schießt auf, was Schonung? — unsere schonungslose plattfüßige Kritik, oder die Gleichgültigkeit eines ganzen Publicums tritt die jungen Schößlinge nieder.

Es ist mir fast wehmüthig um das Herz, wenn mein Auge auf den Titel eines Buches fällt, welches vor zehn Jahren meine junge Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahm. Es sind die Maffeis, ein Trauerspiel von S. tor Hardt, bei Basse in Quedlinburg im Jahre 1828 erschienen. Die Tragödie erlebte einige günstige Recensionen, sonst nichts; man dachte damals, wie kann aus Quedlinburg Gutes kommen, wie ein Trauerspiel von Werth sein, auf dessen angehängtem literarischen Anzeiger Bücher angekündigt werden wie „Arvonasack's Bund mit dem Bösen, Gegenstück zu Casanova's Memoiren," oder „Carlo Endimiro, oder die furchtbaren Seeräuber ꝛc. vom Verf. des Romans: „die Ritter von der goldnen Binde" oder „Edmund von Geierstein oder die Rächer im Schauerthale, Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten des Vehmgerichts" oder „Granvilla, der spanische Räuberhauptmann und seine Getreue, oder Gaunerstreiche und Buhlerkünste, eine Räuber- und Zigeunergeschichte;" oder „der Mitternachtsgeist in der Tempelherrengruft, oder der Gang unter der Saale," und andere romantische Entweder — Oder. Nichts destoweniger ist das Buch besser als der quedlinburgische Ruf, und wenn ich mich auf eine allgemein gekannte Autorität stützen wollte, so wär' es die Autorität der gemüthlichen Mittwochsgesellschaft in Berlin, welche, wie ich hörte, erst vor ganz kurzer Zeit das Trauerspiel der Gesellschafts-Bibliothek einverleibt oder einvergeistet hat.

Das Trauerspiel heißt, wie bereits gesagt, die Maffeis, ist durchweg in Jamben geschrieben, hat 5 Acte, Herrn Basse zum Verleger und S. tor Hardt zum Dichter. Tor Hardt machte sich damals durch einige Uebersetzungen aus Byron bekannt, welche gerühmt wurden; er übertrug z. B. Byron's „Marino Faliери" (Paderborn, bei Wesener). Sonst hat man von ihm nichts weiter gehört. Er kann unterdeß bereits Schullehrer auf einem Dorfe geworden oder gar schon gestorben sein und Niemand weiß davon.

Vor zehn Jahren habe ich mich, wie gesagt in dies Trauerspiel verliebt. Alte Liebe rostet

freilich nicht; aber sie verkühlt sich, denn die Kritik, die im Blute eines achtzehnjährigen Enthusiasten ein fremder Tropfen ist, ist eben kein Wärmeleiter. Indeß behaupte ich noch im gegenwärtigen Augenblicke, daß tor Hardt's dramatisches Talent sehr bedeutend und der Ausbildung werth gewesen ist. Sein Trauerspiel ist keineswegs ein vollendetes; es sind die dankbarsten Conflicte und Situationen darin, nur sind diese nicht mit gehöriger Kraft durchgeführt; die Sprache ist durchaus verständig, kräftig, zuweilen, aber doch im Ganzen nicht oft, poetisch, zum Theil schwerfällig, dunkel, gehackt, hier und da selbst gewöhnlich — ich glaube, daß tor Hardt kein geborner Deutscher ist; viele Verse, ganze Versstrecken würden einem Schauspieler unmöglich zu declamiren sein; und doch ist der innere dramatische Kern gesund; die Anlage vortrefflich, selbst bühnlich; es bedürfte nur einer überarbeitenden und hier und da kürzenden Feder, um das Trauerspiel auch für die Darstellung gerecht und wirksam zu machen; die Leidenschaften haben ein räumliches Feld, nur daß es nicht hinlänglich benutzt wird; sie brechen nur selten vollkommen hervor, sie sind lavaartig und glühen — was für dies Trauerspiel bezeichnend ist — unter der Asche. Der Zorn murrt nur, aber er wird in den seltensten Partieen laut. Das ganze Stück hat eine contrapunctistischverständige Anlage; es ist ein Rechenexempel, von mathematischer Genauigkeit, so daß sich überall das richtige Facit herausstellt, so verwirrt auch die einzelnen Posten unter einander zu liegen scheinen; die Charaktere sind nicht so tief als fest gezeichnet, und stellen sich als ein Mittelding von classischer Ruhe und romantischer Beweglichkeit dar. Es ist merkwürdig, wie wenig der Dichter die Leidenschaften walten läßt, wo die Situationen oft so großartig, die Conflicte so ungeheuer sind, daß ein wahrhafter Dichter, der mehr als ein bloßer dramatischer Rechenkünstler wäre, das Ungeheuerste auch hinsichtlich der Charakteristik und des Pathos, daraus gemacht haben würde. Es geht ihm, wie einem Feldherrn, der vortreffliche Schlachtpläne zu entwerfen weiß, dem aber die Fähigkeit abgeht, die für seinen Plan selbst günstigsten Augenblicke im Getümmel der Schlacht weise zu benutzen, so daß er häufig auf dem Puncte steht zu verlieren, und endlich, wenn auch nicht zweifelhaft, doch eben mit keinen glänzenden Resultaten siegt. Bei alledem würde das Trauerspiel auch bühnliche Wirkung machen, wenn die sonst eigenthümliche und phrasenlose Sprache minder spröde und mit mehr Virtuosität gehandhabt wäre. Es muß mit Verstand und fast das einzelne Wort festhaltender Aufmerksamkeit gelesen werden, um die vielen wirklich überraschenden Feinheiten zu bemerken — eine Eigenthümlichkeit, die tor Hardt weit über Raupach und über fast alle Dramatiker der Gegenwart stellt. Das Stück ist etwas schwerfällig, aber auch schwer, und ich kenne kaum ein einziges Trauerspiel, welches an die Aufmerksamkeit des Lesers so viele Ansprüche macht.

Die Exposition ist besonders dunkel, langweilig und pedantisch. Wir erfahren daraus, daß der Herzog Ernolfo von Verona, nach welchem sich auch das Trauerspiel nennen sollte — der Schwager des verstorbenen Herzogs Cäsar gewesen, daß Cäsar, bald nach der Verheirathung seiner Schwester mit Ernolf, gestorben sei, daß Ernolf, so lange Cäsar's Sohn unmündig, die Regentschaft geführt, und daß er — was seine erste Handlung in der Regentschaft gewesen — die Herzogin Witwe, die Mutter seines Mündels, in die Verbannung geschickt habe. Bald darauf ist auch dies Mündel an Krämpfen, oder wer weiß sonst woran, verschieden. Nun stehen die Sachen so. Graf Emil von Zamberti, Bruderssohn des Herzogs Cäsar, ist mit Serene, der liebenswürdigen Tochter Ernolf's, verlobt; die Herzogin Witwe, zurückgerufen, lebt wieder in Verona; Ernolf beklagt den Tod seines Sohnes aus rechtmäßiger Ehe und zugleich das Verschwinden eines natürlichen Sohnes, welchen er zu Landleuten in Pflege gegeben hat und nach dessen Spur er vergebens forscht.

In der ersten Scene treten Emil von Zamberti und Rainier, Befehlshaber der Citadelle von Verona auf. Rainier, in ein Complot der Herzogin Witwe und der republicanischen Familie der Maffeis gegen Ernolf verflochten, sucht den Grafen von einer näheren Verbindung mit dem Hause Ernolf's zurückzuschrecken, indem er an Ernolf's Gewaltthaten erinnert, nicht undeutlich merken läßt, daß der Tod Cäsar's und dessen Sohns wohl ein Werk Ernolfs gewesen sein könne, und überhaupt den jetzt regierenden Herzog als einen Despoten darstellt, dem kein Mittel, führe es nur zum Zweck, unerlaubt dünke. Zamberti bleibt unerschüttert.

Das soll ich glauben, Dir? — Nein, Rainier!
Nein!
Aus jedem Winkel meines Herzens, nein!
Verräther, wenn Du Wahrheit sprachst, und sag',
Was bist Du, wenn Du logest? und Du logst! u.

Im weitern Verfolge stoßen wir auf eine Zusammenkunft der Herzogin Witwe mit dem alten Maffei, Haskal, deren Bruder, der sich bei seinen verrätherischen Unternehmungen gegen Ernolf nur von seinem alten eisenköpfigen Republicanismus leiten läßt und wenig auf seiner wüthenden Schwester persönliche Beweggründe gibt. Dieser Gegensatz, wie der Charakter des

Paskal Maffei überhaupt, iſt trefflich durchgeführt. Die Herzogin tobt; Paskal iſt ihr zu ruhig, froſtig, zu überlegt; ſie, die Herzogin, habe ein ganz andres Recht, ein höheres; was ſei die von Ernolf getödtete Republik gegen ihren von Ernolf getödteten Sohn? Empörer, ruft ſie,

Empörer ihr, ihr Meuterer!
Das ſeid ihr! Denn mit welchem Rechte pflanzet
Ihr wilden Aufruhrs grelle Fahnen auf
In dieſer Friedensſtadt! ruft Blut und Mord
Auf ihre ruh'gen Bürger? die dem Stolz
Noch fluchen Eurer adligen Geſchlechter,
Die Fürſten ſegnend, die an ihrem Nacken
Das Joch zerbrachen der Patrizierherrſchaft ꝛc.

Aber der Mord, an ihrem Sohn verübt, der iſt etwas! der ſtreckt die blutigen Hände gen Himmel und ſteht um Rache! der iſt der einzige Rechtsgrund des geſtogenen Complots!

O ſchön iſt's, Mutter eines Herzogs ſein! —
— — — — — — — — — Schöner aber
Iſt's noch, die Mutter eines Helden ſein!
— — — — — — — — — — durch
Die Menſchen ſchreitet er, ein Fremder,
Unnahbar, ſchreckengroß, ein finſtrer Gott —
— — — nur ſeiner Mutter naht der Held,
Ein Menſch, ein Sohn: die Rüſtung löſ't er ſich,
Den ehrnen Helm; auf ſeiner klaren Stirne
Lieſ't ſie die aufgethane Kindesſeele,
Sein heitres Auge ſpäht der Mutter Wünſche,
Und Lächeln nur und fromme Bitte wohnt
Auf Lippen, glücklich in dem Kuß der Mutter.
Und ich — die Mutter wär' ich eines Herzogs
Und eines Helden! Mörder, Mörder, Mörder!

Darüber tritt Petigliano ein, General der Venetianer, Pflegeſohn der Herzogin — jener natürliche Sohn Ernolf's, den die Herzogin entführen ließ und an Kindesſtatt aufnahm, um ihn als Rachewerkzeug gegen Ernolf zu gebrauchen und zu dieſem Zweck zu erziehen. Petigliano kam als Botſchafter Venedigs nach Verona, nur zum Schein; ſein Hauptzweck iſt, venetianiſche Kriegsvölker in Verona einzulaſſen und Ernolf's Herrſchaft zu ſtürzen. Somit haben wir hier einen neuen tragiſchen Conflict; einen Sohn, der, ſeine Hand gegen ſeinen Vater, ohne ihn als ſeinen Vater zu kennen, erheben will, und einen Vater, der ſeinen Sohn, ohne ihn als Sohn zu kennen, im Kampfe gegenüber ſtehen ſoll. Petigliano iſt ein berühmter Kriegsheld, aber geſchmeidiger Hofmann und in dieſer Eigenſchaft in ſeinem Verhältniß gegen alle Parteien trefflich behalten. Er ſchmeichelt der Wuth der Herzogin gegen Ernolf; aber nicht dieſer Herzogin wegen, nicht der Maffeis, nicht der Republik wegen iſt er mit in der Verſchwörung; er denkt nur an Venedig und begehrt vor Allem, dem erſten Helden Italiens gegenüber zu ſtehen; Ernolf oder er, Petigliano, müſſe fallen; fiele Ernolf, ſo ſei er der erſte Held Italiens und ohne Nebenbuhler.

Nein, großer Herzog!
Nein, nicht ſo lang ſollſt Du gekämpft, ſo oft
Geblutet, Deinen Sieg mit ſtahlnem Griffel
In manche Heldenbruſt gegraben, mit
Der breiten Lücken fern geſchauten Lettern
In trotzgen Wällen eingeſchrieben haben —
— — — — — — — — — — —
Daß eines Weibes Rachbegier Du müſſeſt,
Ein zweiter Belisarius, vergnügen.
— — — — — — Ich falle von
Italiens erſten Helden, oder Du;
Ich bin's, beſiegt' ich Dich. — — —
Und ihr, ihr Freiheitsthoren, meint, ich ſoll
Den Leopard erlegen, daß nun furchtlos
Eidechſen auf den Ritzen triechen dürfen,
Sich der verlaſſnen Höhle Herr zu nennen.
Ha, dies Verona, morgen ſchallt's vom Ruf
San Marco, oder — — —

Die Stellung Petigliano's in Verona charakteriſirt ſich als ganz eigenthümlich. Indem er hauptſächlich im Intereſſe Venedigs handelt und als Unterpfand mit ſeinen Schweizertruppen, welche im günſtigen Augenblick heranrücken ſollen, die Citadelle zu beſetzen wünſcht, hat er einen ſchweren Standpunct mit dem Eiſenkopfe Paskal, dem er endlich, da ihm die Abtretung von zwei Landvogteien an Venedig zugeſtanden wird, in jenem Puncte nachgibt. Dieſe Unterhandlungen ſind nun freilich eben ſo trocken wie diplomatiſcher Notenwechſel und Auseinanderſetzung bei Grenzſtreitigkeiten. Intereſſanter iſt Petigliano's feines Benehmen gegen den Grafen und den Herzog Ernolf auf einer Jagd. Er bewirthet beide mit den überzuckerſten Höflichkeiten; aber der ſchlaue Herzog faßt bereits Argwohn gegen ihn. „Euch geſiel der große Petigliano?“ fragt der Herzog den Zenone, ſeinen Kämmerer. Dieſer antwortet: „Niemals noch verlor ein Mann ſo wenig neben Euch.“ „Und doch verlor er,“ erwiedert der Herzog, „neben mir? So kann er ja auch gegen mich verlieren! Zwei Stunden war er bei der Herzogin“ ꝛc. Ernolf wittert ein Einverſtändniß mit Paskal, der ſich an des Harmodius, Timoleon und Brutus Beiſpielen aufwärme. Zenone traut auf Paskal's Grundſätze. Darauf Ernolf:

Grundſätze! Feigenblätter unſrer Willkür,
Schaumünzen, an der Gluth der Leidenſchaften
Schnell umgeprägt mit paſſender Legende ꝛc.

Der dritte Act beginnt mit einem ſchönen Monologe des Herzogs, worin er ſeiner Blut-

schuld gedenkt; und, wenn diese je enthüllt werden sollte:

Dann von meiner Stirn
Herab, du stolzes Diadem der Herrschaft,
Herab, Du edler, schwererrungner Lorbeer!
Macht Platz dem Mal der untilgbaren Schmach,
Und auf die nackte, schuldgemarkte Scheitel
Sei höhnend jeder Finger aufgehoben.
Die Augen senke, Du verarmter Herzog,
Daß sie des Greises Augen nicht begegnen,
Der stille steht, den Enkel an der Hand,
Ihn leise warnend mit des Mannes Beispiel,
Der Scepter trägt und Kron' und Purpurmantel,
Und ob der Sucht der Ehren ward zu Schanden.

Ernolf hat hierauf ein Zwiegespräch mit jener Bäuerin, bei welcher er seinen Sohn untergebracht. Er erfährt daraus wenigstens, daß er noch lebt; die Bäuerin hat ihn zweimal unter vornehmen Herren von Padua, Venedig und Mantua gesehen. Man kann die geschwätzige, naive Einfalt einer Bäuerin nicht besser zeichnen, als hier geschehen ist. Eine Stimme des Bluts läßt Ernolf in Petigliano seinen Sohn vermuthen; so wie Petigliano ist, so, wünscht er, möge auch sein Sohn sein; aber alle Anzeichen stimmen gegen diese Vermuthung, er darf seinen Sohn nicht unter den Venetianern suchen; vielleicht verbirgt ihn Ferraras Heer oder Galeazzo's.

Um schneller zum Ziele zu eilen: der vierte Act eröffnet sich mit einer geheimen Sitzung der Verschworenen, ohne Petigliano, der als Venetianer nur benutzt, nicht geliebt wird. Der Herzog tritt plötzlich mitten in die erschrockene Versammlung und weiß sie durch Vorwürfe zu rühren, indem er selbst gerührt ist. Paskal fordert ihn auf, dem Herzogstitel zu entsagen; er wäre geächtet. Darauf der Herzog:

Geächtet! Ich geächtet, und von Euch!
Von Euch, Ihr feigerdärmlichen Rebellen!
So braucht die Waffen doch an Eurer Seite,
Den Dolch, der wird Verschwörern doch nicht fehlen.
Eilt, zucket Schwerter, Dolche, Alles gleich.
Hier stch' ich, so vollstreckt doch Eure Acht.
In diese Brust drang mehr als eine Wunde,
In Schlachten, die ich Eurer Ruhe focht.
Ich bin ein Mensch; ein Zoll von Eurem Eisen
Ist schon zu tief dem Leben. Wagt es denn!

Keiner wagt es; der ehrliche Paskal zeigt ihm den Aechtbrief; Ernolf zerreißt ihn; da dringt der Greis auf den Herzog ein, wird aber von Ernolf entwaffnet, der bald darauf die Versammlung verläßt. „Ein großer Mann" rufen einige Senatoren. „Er ist groß," sagt Paskal, „durch unsre Kleinheit, gefaßt durch unsre Faßungslosigkeit, durch unsre Feigheit muthig" — worauf die Versammlung sich auflöst.

Die vierte Scene sieht die Verschwörer im Besitz der von Rainier übergebenen Citadelle, das Volk ist auf Seiten der Maffeis; Paskal hat die Bürger durch das republicanische Feuer seiner Beredtsamkeit auf seine Seite gebracht; die Herzogin Witwe läßt in einem Gewölbe Waffen an die Bürger austheilen, während die Kanonen vom Kastell donnern und der Kampf draußen fortrast. Dieser Act schließt, wie folgt;

Ein Bürger.

Mir eine Hellebarde, und die schwerste,
Den mächt'gen Hammer schwing' ich auf den Amboß.

Ein Anderer.

Geht, trefft damit den deutschen Hund aufs Hirn,
Der jüngsthin Eurem Vetter eins versetzt.

Dritter.

Mir einen Bogen her; Ihr wißt, mein Pfeil
Saß jedesmal im innern Ring der Scheibe.

Vierter.

Der Bogen taugt nicht im Gedräng', Gevatter!
Mir eine Keule, der gewalt'ge Stier
Fällt mir auf einen Schlag.

Fünfter.

Uns gebt die Lanzen;
Wir zogen bei Legnano sie gefärbt
Zurück aus Feindes Lederschild und Brust.

Während die Waffen vertheilt werden und der Kanonendonner von beiden Seiten im Zunehmen ist, fällt der Vorhang.

Die Lage der Dinge zu Anfang des fünften Acts ist eine ganz andere. Im Zimmer des Herzogs liegt Paskal Maffei, schwer verwundet, in einem Sessel; die Republicaner sind besiegt; Petigliano, der Ernolf suchte, wie dieser ihn, ist von des letztern Hand gefallen. Da tritt die Herzogin Witwe herein, die mit dem Herzoge zu sprechen hat. O, ruft sie aus,

O, daß ein Pfeil nicht meine Zunge ist,
Ins gleißnerische Herz sie Dir zu schießen,
Daß Jeder drin, wie ich, geschrieben lese,
Mit einer Hölle feur'gen Zügen: Mord!
Ich sah ihn nicht, ihn sah kein menschlich Auge;
Kein Mordknecht wär so hart, den nicht gerühret
Der süßen Unschuld Fleh'n. — — —
— — — — — — — — Nein, ich sah
Mein Kind nicht vor Dir knien, vor Deiner Blicke
Blutsaugend Funkeln schon entsetzt, umsonst
Die Händchen faltend, sah' ihm nicht den Becher
Des Todes an die schon erbleichten Lippen
Gezwungen. — — — Nein das Gräßliche

Sah'n meines Leibes Augen nicht; die Augen
Sahn's meines Geistes, sah'n seitdem nichts Anders.

Das entsetzliche Weib entdeckt nun dem Herzoge, daß Petigliano, den er erschlug, der Sohn gewesen, den er so lang gesucht; sie habe ihn bewaffnet, sie habe ihn dem eigenen Vater zum Feinde erzogen. Hier erhebt sich der Dichter zum wahren Pathos, von dem bis dahin nur leise Anklänge sich kund gaben. Die Worte, die der Herzog vor seiner Entfernung spricht, sind rührend und auch sprachlich schön. Zorn und sanfte Empfindung wechseln rasch. Oberst Barcanegra zerrt die halb wahnsinnige Herzogin Witwe zu dem Leichnam Paskal's, des bei der Kunde: sein edler Sohn Victor sei gefallen, vom Schlage Getroffenen. Da ruft sie:

— — — todt, todt und Alles todt, was mir
Hat angehört; todt Bruder, todt sein Sohn!
So bringt doch auch den Petigliano her,
Er war mein Pflegkind, nannte Mutter mich,
Und ich ihn Sohn. — So bringt die Leichen her,
Zusammen alle, die ich hab' geschlachtet,
Sie machen mich nicht schaudern: Schlächterin,
Du machst mich schaudern! Diese Hand, ihr Leichen,
Die Euch zum Tod gewaffnet; diese Lippen,
Die Euch zum Tod gerufen, diese Augen,
Die Euch nun todt gesehn, und nicht erblinden:
Hand, Lippen, Augen, sind sie eines Weibes?
Ich bin mein eigenes Gespenst geworden,
Mein eigen, ewig Grauen, dem ich nicht
Entrinnen kann.
(Sie stürzt hinaus.)

Barcanegra.

O Sieg, zum Fall entherrlicht!
O Lorbeerkranz, zur Schmerzenskron' entblättert,
O Jubelton, zum Klagelaut gedämpft,
O Freudenglanz zu Trauerfarb' verdunkelt,
O Wein des Glücks, zu Wermuth abgeschmeckt.

Hier ist wirkliches Pathos, was der Dichter sonst, selbst wo es so nah auf der Hand lag, vorsichtig zu vermeiden pflegt. Er spart sich Alles bis zu guter Letzt auf; und wie das ganze Stück durch weise Oekonomie sich auszeichnet, so zeichnet es sich nicht weniger aus durch glückliche Steigerung und Vereinigung der an sich einfachen Mittel in einem einzigen Brennpunkte.

Der Herzog kehrt noch einmal resignirt zurück, um von den Seinen, die freilich den wahren Sinn seiner Worte nicht zu fassen wissen, Abschied zu nehmen und seine letzten Anordnungen zu treffen. So monologisirt er:

Unendlichkeit! Der Schrecken liegt allein
Im wesenlosen Klang. Es reiht Moment
Sich an Moment; wie Stunden, Tage, Jahre,
So wird Unendlichkeit — ein schreitend Jetzt.
Aus dem endlosen Meere schlucht die Auster —
— Und müßte sie das ganze Meer erschöpfen —
Stets einen Tropfen nur in ihre Schaale,
Und zehrt am einen Tropfen, wie der Mensch
Am einen Augenblick der Gegenwart —
Dünkt ihr der Tropfen bitter, schüttet sie
Ihn aus! Doch wenn die Auster nun zugleich
Der Tropfen ist? So ist sie auch das Meer,
Und kehrt nur ins ureigne Selbst zurück,
Das Eins in millionenfacher Theilung.

Das ist nun freilich kein Spiel blos dichterischer Anschauung, aber gewiß ein kühnes Bilderspiel der Speculation. Die Aufmerksamkeit muß unwillkührlich an solchen Stellen haften. Bei wie vielen unsrer modernen Dramenschreiber würde unsrer Aufmerksamkeit so viel zugemuthet! Etwa bei Raupach oder Halm? Ich zweifle.

Der Herzog geht langsam ab und verbietet, daß man ihm folge. Nicht lang, so stürzt der Graf Zamberti bleich und erschöpft herein. Ein geheimes Ahnen hat ihn in das Gemach gedrängt, wo Petigliano's Leiche ausgestellt ist; dort findet er den Herzog, aus selbstgeschlagener Wunde blutend, Hand in Hand mit seines Sohnes Leiche. Diese Erzählung könnte indeß noch viel ergreifender und wirkungsreicher sein, als sie in des Grafen Munde ist; ich erinnere nur an ähnliche Berichterstattungen in griechischen Trauerspielen, wie an die ewig einzige Berichterstattung über die Katastrophe im Sophokleischen König Oedip.

Der Graf giebt freiwillig sein Anrecht an das Erbe des Herzogthums auf und begehrt nichts zu sein, als Bürger von Verona. Das Volk aber begehrt einen Gonfalonier. Da tritt ein Bewaffneter hervor, berührt die Stirnwunde des alten Maffei und spricht:

— — — — — es soll
Dies Blut Verona unverloren sein.
Ich bin ein Jüngling nur, doch ein Maffei,
Wie er; und, hört mich, Bürger! es zu sein
Nicht lange mehr unwerth. — —

Worauf das Volk:

Antonio
Maffei, unser Gonfaloniere!

Somit hat das Trauerspiel einen trefflichen versöhnlichen Schluß. Die Idee des Stücks zu suchen, überlasse ich denen, welche überall nach der Idee eines Werkes zuerst fragen; sie ist nicht schwer zu finden, aber gerade darum halte ich für unnütz, sie mit meinen Worten dem Leser zurichten. Daß die poetische Gerechtigkeit im Ganzen wie in den einzelnen Personen gut und vollständig ausgeübt wird, läßt sich eben so leicht einsehen. Der fünfte Act ist der trefflichste; schon der vierte nimmt einen bedeutenden Anlauf; der zweite und dritte enthalten viel schwache Stellen; der

erste ist durchaus schwächlich. Die Figuren des Dramas sind ein wenig idealisirt, mit Ausnahme vielleicht der Herzogin Witwe; die interessanteste Figur ist offenbar der Herzog selbst; Graf Zamberti, der uns als tüchtiger Held geschildert wird, erscheint zu weich; Viktor, Maffei's Sohn, mußte noch sprudelnder gehalten sein. Sehr brav gezeichnet sind Zenone und die deutschen Kriegsobersten Högger und Hürgli. Mitten durch dies leidenschaftliche Getriebe zieht sich das Liebesverhältniß zwischen dem Grafen und Ernolf's Tochter, Serene, wie eine seraphische Erscheinung hin. Doch erinnert dies Verhältniß an die Schiller'schen Einflechtungen von Liebesintriguen, besonders an das Verhältniß zwischen Thekla u. Max; es ist dasselbe Schema.

Aus den mitgetheilten Stellen geht hervor, daß tor Hardts Sprache nicht ohne Kraft und bildliche Anschauung, nicht ohne leidenschaftliche Anschwellungen ist. Ich kann nicht leugnen, daß ich von tor Hardt weit mehr gelernt habe, als etwa von Raupach, Auffenberg, Grillparzer, selbst Immermann, die ich mit den Maffei's zu gleicher Zeit las. Seine Sprache hat Verstand, Schwere, charakteristische Merkmale; sie ist nicht so über einen Leisten geschlagen, weder in Bezug auf die verschiedenen Partien dieses Trauerspiels selbst, noch im Verhältniß und Vergleich mit andern Dramendichtern der Gegenwart. Man kann für die Sprache und fast noch mehr für die Composition eines Dramas etwas von tor Hardt lernen, ein größeres Lob kann ihm nicht gespendet werden. Nur stoße man sich nicht an die einzelnen Langweiligkeiten, Steifheiten und Trockenheiten. Häufig ist der am meisten pedantische Lehrer der beste *). H. Mff.

*) So eben, da ich diesen Aufsatz schließe, höre ich, daß tor Hardt ein neues Zeichen seines Daseins gegeben hat. Er ist Verf. des Textes zu „Abdul und Erimuth" Singspiel mit Musik von Fr. Curschmann, mit vielem Beifall in Cassel aufgeführt und für die Königsstädter Bühne in Berlin zur Aufführung bestimmt.

Dramatische Literatur.

Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. — Grabbe's Leben von Eduard Duller. Düsseldorf. Schreiner. 1838.

Das letzte Werk eines Verstorbenen kritisch zu besprechen, ist immer eine schwierige Aufgabe. Bei diesem Todten aber, dessen Schwanengesang in dem angezeigten Drama vor uns liegt, wird es doppelt schwer, die Pflicht mit der Humanität in Einklang zu bringen. Grabbe schuf sterbend die Hermannsschlacht, er starb mit dem Abschluß jedes Tages, in die er sie zerfallen ließ, und nahm scheidend die Feder wieder auf, um von neuem ein paar Striche an der wunderlichen Arbeit weiter zu zeichnen. Wir sind von vorn herein nicht daran gewöhnt, Grabbe's Productionen mit dem Maßstabe zu messen, den eine gewöhnliche Kritik uns bietet; bei diesem letzten Sterbeseufzer des wunderlichen Dichters muß der Beurtheiler aber auch von den Regeln noch abstrahiren, die er sich an frühern Producten desselben Verfassers eigens für diesen entworfen hatte. In Grabbe's „Hermannsschlacht" ist Alles bizarr, abrupt, wenn man will, auch corrupt. Das Epigrammatische seiner Denk- und Ausdrucksweise, das im „Hannibal" schon auf die höchste Spitze getrieben war, erscheint hier doch noch gesteigert und wirkt deshalb gerade da, wo es der Verf. auf tragischen Eindruck berechnete, oft komisch. Hätte Grabbe noch ein Werk schreiben können, so würde dies wahrscheinlich nur aus einzeln hingeworfenen Worten bestanden haben. Von einem geregelten Periodenbau von wahrem Styl ist nicht mehr die Rede. Man sieht es dem Buche recht an, daß es nur in lichten Augenblicken, unter Todesschmerzen und sarkastisch verächtlichem Lächeln hingeworfen wurde. In diesen Momenten eines selbstbewußten Lebens concentrirt sich aber auch das Denken ganzer Jahre, und was Grabbe in solchen Augenblicken poetischer Begeisterung niederschrieb, klingt wie Donnergeroll, wie einzelne Pulsschläge eines sterbenden Titanen, dem es oft Kurzweil bereitete, als Narr im tiefsten Schmutz einen Purzelbaum zu schlagen.

Ein Drama ist nun diese Hermannsschlacht freilich nicht geworden! Man müßte wenigstens jede Regel der Kunst aufgeben, um es in dieser Gattung unterzubringen. Grabbe hätte es ein römisch-deutsches Schlachtbild nennen können, denn ich zweifle, daß es irgend Jemandem möglich sein möchte, in solcher Kürze ein so talentvolles Schlachtgemälde zu entwerfen, wie es Grabbe hier gelungen ist. Man sieht die Legionen des Varus in den deutschen Forsten Mann für Mann untergehen, die Verzweiflung des Feldherrn, die kaum

in einzelnen Worten sich verräth, wirkt eben so großartig ergreifend, als sein Tod einen komischen Beigeschmack erhält durch die Worte, die er den Römer sagen läßt. Darin beurkundet sich die grandiose Geschmacklosigkeit Grabbe's, denn ich möchte darauf wetten, daß Grabbe gerade diese Art und Weise, Varus sterben zu lassen, für höchst tragisch gehalten. Hermann sagt zu ihm: „Ergib Dich! Du sollst gut behandelt werden.“ Darauf antwortet Varus: „Danke! ich behandle mich lieber selbst,“ und stürzt sich in sein Schwert. Diese Antwort erregt aber nur Lachen und die ganze Illusion ist gestört.

Die verworrene Dichtung zerfällt in den Eingang, drei Tage und drei Nächte und den Schluß. Der Eingang schildert kurz und sehr anschaulich die Lage der Deutschen und Römer, Hermann's Stellung zu diesen, die Unzufriedenheit mit dem römischen Joche. Daß es Grabbe'n einfiel, die Fürstin Thusnelda als westphälische Bauersfrau mit Knechten und Mägden und Schweinejungen einzuführen, gehört unter die vielen halbtollen Marotten, in die er sich nun einmal verliebt hatte. Die ganze hochfürstliche Familie mit sammt dem Schweinejungen ißt Schinken und Mehlsuppe, und der römische Feldherr Varus bekommt eine tüchtige Lection von der bäurischen Fürstin Thusnelda, weil er das edle Gut etwas ranzig findet. Wir sagen mit dem Römer: **de gustibus non est disputandum**, und wenden diesen Satz auch auf die folgende Gerichtsscene an, die ebenfalls in ächt westphälisch-Grabbe'schem Geschmack gehalten ist. Großartig, in altrömischem Styl dagegen erscheint die Musterung der Legionen von Varus. Ich lasse hier den Anfang folgen:

(Zur der Grotenburg. Die 18., 19. und 20te Legion in Marschordnung. Kriegsmusik.)

Varus (geht durch die Reihen).

Dein Schwert.

Legionar.

Hier.

Varus.

Die Klinge hat Rost.

Legionar.

Eingefressenes Blut. Weiß nicht mehr, aus welchem Gefecht. Es ist nicht abzuwaschen.

Varus.

Zeig' mir die Brust. Sie athmet schwer. — Viele Wunden. Doch das Hemd ist grob und schlecht.

Legionar.

Es ward mir so geliefert.

Varus.

Es wurden mir schönere Proben gezeigt.

(Zu zwei Decurionen.)

Verhaftet die betreffenden Lieferanten — Jene drei, die da von fern ängstlich meiner Musterung zusehen, sind es — und beschlagt ihr Vermögen.

(Er geht weiter.)

Deine offene Narbe an der linken Schläfe? Weshalb brauchst Du keinen Wundarzt, Alter?

Zweiter Legionar.

Bleibe sie lieber frisch und offen, als daß die Aerzte sie flicken und verfaulen. Ich empfing sie jenes Morgens, als der göttliche Julius am Rubicon zauderte und sann, und wir lange unter den Pfeilen der gegenüberstehenden Pompejaner auf seinen Entschluß warten mußten.

Varus

(greift einen Augenblick grübelnd an seinen Helm.)

Alle Ehre Deiner Narbe. Sie ist eins der Kommata der Weltgeschichte.

(Zu einem dritten Legionar.)

Was beugst Du Dein Haupt?

Dritter Legionar.

Actium.

Varus (für sich.)

Es wäre ein endloses Geschäft weiter zu fragen. Fast alle greis'ten Häupter tragen in Narben die Schriftzüge ihrer Siege. Und diese Heroen mit Knochen aus Erz und Haaren von Silber muß ich gegen das nordische Gepack und sein abscheuliches Klima verwenden? — Achtzehnte, Neunzehnte, Zwanzigste, ihr drei ersten Kriegsdiamanten des Reichs, wetteifert nur unter einander, und Germanien ist unser.

In den nun folgenden drei Tagen und Nächten wird der Verlauf der Schlacht nach ihren verschiedensten Seiten hin geschildert. Es fehlt darin nicht an komisch sein sollenden Intermezzis, die jedoch, streng genommen, nur gemein sind und Grabbe in seinen bekannten Blößen zeigen. Schön und würdig ist der Schluß, den Tod des Kaisers Augustus darstellend. Augustus, bereits dem Tode nahe, umgeben von Tiberius und Livia, erhält die Botschaft von der Niederlage des Varus durch den Hauptmann der Prätorianer, der dabei nicht unterläßt, seine Freude über das Unglück auszusprechen, dem Kaiser aber auch seiner Treue versichert. Dann spricht Augustus auf Livia's Bitte, daß er sich schonen möge, folgendergestalt.

Augustus.

Warum mich schonen? Ich sehe keinen Grund mehr unter mir, wenn mein Land untergeht.

(Mit dorchender Stimme.)

Sechshundert und vierzig Jahre stand Rom, als es unter Metellus und Papirius Carbo's Consulat zum erstenmal hörte, daß die Cimbrer in Waffen seien, wir vertilgten sie, — doch an Deutschland selbst bezwangen wir mehr als hundert Jahre

umsonst, — weder der flüchtige Scythe noch der eben so leichtfertige Parther wehrten sich gleich den freien, wie ihre Eichen auf ihrem Boden eingewurzelten Germanen. — Ihr lächelt? Glaubt mir, Rom altert, wie sein Gottesdienst. Es beginnt eine neue Zeit. Nicht blos aus dem Norden, auch aus Osten naht sie. Der Schiff des Jordan flüstert wunderbare Sagen. Herodes schreibt mir: Drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten einen Stern gesehen, der ihnen mit Strahlen nach Bethlehem gewinkt haben soll. Sie sind dem Stern gefolgt, sind dort zusammengetroffen, und haben ein Kindlein gefunden, zwar nur in einer Krippe liegend, doch sammt seiner Mutter umleuchtet von nie geahntem Himmelsglanz. Man sagt dort schon: unsere Götterlehre sei Posse, und dieses Kind sei der rechte Sohn der rechten Gottheit.

Tiberius.

Ich werde dem dortigen Präfectus Pontius Pilatus und dem Judenkönig Herodes aufgeben, daß sie dieses Kind sobald als möglich aus dem Wege räumen.

Augustus.

Ihr macht's dadurch nur schlimmer. — Der Gedanke an seine Sendung ist im Volk, und je mehr ihr das Kind verfolgt, so größer wird es. Jesus Christus nennt man den Wunderknaben.

(Er flieht.)

So endigt die Hermannsschlacht, die uns als das Vermächtniß eines genialen aber unglücklichen Mannes, der an seiner Individualität starb, immer von Werth bleiben wird. Sehr passend, und als bester Commentar für Grabbe's ganze Wesenheit ist die Biographie des Dichters von Eduard Duller dem Drama vorgesetzt. Wir erhalten in ihr Aufschlüsse über Grabbe's Jugendleben, seine Stellung zu seinen Eltern, dem Leben und der Welt, die alle seine oft beleidigenden und Entsetzen erregenden Absonderlichkeiten entschuldigen. Man hat ihm vielfach vorgeworfen, er sei ein wüster Mensch, der sich im Schmutz gefalle und in einem ekelhaft comischen Leben Genialität erblicke. Seine Gegner mögen Recht daran haben, allein Grabbe war nicht zurechnungsfähig. Was er in seinem Jünglings- und Mannsalter sündigte, dazu ward der Keim ihm als Säugling schon eingepflanzt. War es doch die eigene Mutter, die dem kaum entwöhnten Kinde die schärfsten geistigen Getränke reichte! Dürfen wir uns da noch wundern, daß der Mann Grabbe des Rums bedurfte, um seine Physis wenn auch nur Stunden lang, zu befähigen, dem schaffenden Geiste dienstbar zu sein? Es standen Duller'n die zuverlässigsten Quellen zu Gebote, die seinerseits mit Umsicht und Takt zu einem möglichst klaren und bestimmten Lebensumrisse benutzt worden sind. Aus dieser biographischen Skizze können Eltern und Erzieher lernen, wie auch die edelsten Anlagen frühzeitig untergraben und auf Irrwege verführt werden mögen. Hoffentlich aber wird die Nachwelt über den unglücklichen Dichter gerechter urtheilen, wenn sie erkannt hat, daß nur zum Theil die Schuld seines Lebens auf seinen eignen Schultern ruhte. Friede seiner Asche! —

Des Hauses Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiel: **Die Scheidenden.** Von **D. W. M. Nebel.** Mannheim bei Löffler. 1838.

Wir sehen hier zu Donauwörth Konradin, den letzten Sprossen des Hohenstaufen'schen Titanengeschlechtes umgeben von Abgesandten Italiens, die ihn zu überreden suchen, nach Italien zu kommen und das Land, wo ihm

„Die Herzen alle
Vom Schwan im Po bis zu Siciliens Forst
So liebergluht entgegenschlagen"

aus Karl Anjou's tyrannischen Händen zu retten. Lange, lange, ganz seiner Ahnen unwürdig, zaudert und zögert er, indem er seine Mutter nicht zurücklassen will; endlich hat er in so weit eingewilligt, daß Friedrich von Oesterreich, sein Freund, mit ihm ziehen solle. Herber Trennungsschmerz wird ihm beim Abschiede von seiner Mutter zu Theil, die ihn zurückhalten will, so wie seine Verlobte Anna, Friedrich's Schwester, noch einmal versucht, ihn an das deutsche Vaterland zu ketten. — Er wankt, da erscheint Frangipani, sein böser Dämon, und spricht ihm Muth zu, denn Friedrich ist gekommen mit Heeresmacht.

Karl von Anjou ermächtigt, da ihm an den Fortschritten Konradin's kein Zweifel übrig geblieben, den Grafen Bari, durch Bestechung Frangipani zu bewegen, Konradin todt oder lebendig ihm zu überliefern. Konradin rückt im Triumph in der ewigen Stadt ein, allwo er zum König gekrönt wird. Hier erblickt er Giulietta, Frangipani's Tochter, die fast das Andenken an seine Anna verdunkelt, doch als sie sich verschmäht sieht, in heftigstem Haß gegen Konradin und dessen unschuldige Verlobte entbrennt und sich zu rächen vornimmt. Konradins Mutter nebst Anna gelangen zu Rom an, und Giuliettas Paß entfaltet sich immer mehr und mehr. Ihr Vater, als er von der Verschmähung, die seine Tochter erfahren, hört, beschließt da ihn nur der Ehrgeiz sich einen Fürstenhut zu erwerben, und seine Tochter im königlichen Schmucke zu sehen, getrieben hatte, sich

an Konradin anzuschließen, auf Karl's Seite überzutreten, der ihm das Fürstenthum Palermo angeboten hat. Alle Einleitungen zum Verrathe werden getroffen; Konradin will eine Hauptschlacht bei Alba wagen, und unterdeß läßt er Frangipani in Rom zurück. Giulietta läßt die schon kranke Anna den Todesbecher trinken. Die Schlacht ist durch Verrätherei verloren und Friedrich und Konradin werden von Frangipani dem Könige Karl überliefert, dem auch Caftilian, der andre Gesandte neben Frangipani in Donauwörth, gefangen vorgeführt wird. Friedrich und Konradin enden unter dem Henkersbeile, da die Mutter, der verdorrte Stamm jenes Heldenstammes, vergeblich um Rettung vor Anjou gefleht hat. Waldburg von Truchseß wirft noch seinen Fehdehandschuh dem Könige Karl zu.

Soweit der Vorwurf des Stückes, bei welchem wir nur auf Einiges, da das Ganze ziemlich wacker gearbeitet ist, aufmerksam machen.

Fürs erste hätten wir das Vorspiel ganz weggewünscht, denn es zerreißt die Einheit des Actes zu sehr, und glauben auch, daß der Verfasser nur dadurch das Erscheinen von Konradin's Mutter und seiner Braut motiviren wollte. Er hätte aber deren Auftreten zu Rom auch ohne Vorspiel schon in den ersten Acten andeuten können.

Den zweiten Verstoß hätte wohl der Herr Verfasser auch recht gut vermeiden können; wir meinen nämlich den verzeichneten Charakter Konradin's. Das ist kein Hohenstaufe, die nie den Schmuck der Thränen kannten, das ist kein Sprosse jenes großen Herrschergeschlechtes, die nur ihre Größe kannten und nur den Schmerz einer fehlgeschlagenen Aussicht.

Einen dritten Verstoß möchten wir auf der einen Seite das Beibehalten und auf der andern Seite das Verlassen der Geschichte nennen. Mit ersterm meinen wir das gleiche Schicksal Friedrich's und Konradin's, welches das Interesse theilt, nothwendig mußte Friedrich früher schon von der Bühne verschwinden, damit das ganze, ungetheilte Interesse nur auf Konradin ruhen bliebe. Was das Verlassen des Geschichtlichen anbetrifft, so hätten wir gern die Erscheinung des schwarzen Ritters am Schluß des ganzen Stückes gesehen, der in der Geschichte bei der Hinrichtung Konradin's auftritt und Karl von Anjou mit Verderben und Rache des ganzen Volkes drohte.

Die Charaktere sind recht gut gehalten, namentlich Karl, nur Bari scheint etwas verfehlt zu sein, denn er, der Protonotarius des Reichs, Karl's rechte Hand, er darf nicht Solches wie

„Denn ausgeraubt hat er das ganze Land"

und

„Frei Ihr im Kreis mit Anjou? Neben ihm
und seinen Henkerbeilen frei!"

von seinem Könige und Herrn sagen, denn durch das Ausrauben und die Henkerbeile gibt er ja die Beschuldigung der Tyrannei zu.

Die Sprache ist gewandt, nur einigemal sind wir auf Wortfügungen gestoßen, wo es zweifelhaft blieb, wie man die Stelle verstehen sollte, z. B. gleich Seite 7. Konradin sagt von sich: er solle Schatten geben dem Gefilde, wo die tückischen Leidenschaften die Sonne ausbrütet, und fährt nun fort:

„Soll kämpfen mit dem furchtbar'n Blutgespenste
Auf unterwühltem Grund, ein schwacher Jüngling,
Auf freiem Feld dem Schicksal preisgegeben,
Das nimmer ruht, bis meines Sarges Deckel
Gelöscht hat meines Hauses letzte Kerze.
O was da innen vorgeht ungeseh'n,
In Thränen nur, in Worten sag' ich's nicht."

Wo innen? In Italien? Im Sarge? Im Hause?

Daß der Herr Verfasser bald Strahl bald Stral schreibt, wollen wir auf Rechnung des Correctors setzen. Auch einige Provincialismen haben sich eingeschlichen, wie z. B. „draus" „zwisten" und „ein mancher", so wie auch einige nie gut zu heißende Formen, z. B feel'rlich st. feierlich.

Der Versbau ist im Ganzen gut und nur einige Verse haben wir bemerkt, die wie folgender hinken:

„Das ist die Mutter! Laßt mich mit ihr allein!"

Wir müssen durchaus anerkennen, daß dieses Drama zu den Bessern gehört, die jetzt zum Vorschein kommen, und hoffen, daß der Verfasser bei seinen nächsten Arbeiten diese Kleinigkeiten noch beseitigen wird. Die Ausstattung ist lobenswerth.

Th. Mzk.

Gespräch

eines Dilettanten und eines Dramaturgen über die beklagenswerthen Verhältnisse dramatischer Dichter. Von N. N.

Dilettant.

Peroriren Sie, wie Sie wollen, gegen das Heer der Theater-Zeitungen, Chroniken, Organe, Almanachs, Kometen, Planeten u. dergleichen himmlische und irdische Zeitschriften. — Mich amüsiren sie doch vortrefflich. In gewisser Hinsicht schlagen sie doch immer auf einen Fleck. Es wird endlich einmal ein Funke sprühen, der zündet und uns, wie wir Deutsche zu sagen pflegen: ein Licht anstecket.

Dramaturg.

Ich will der Erste sein, der freudig ruft: „Es brennt!“ aber es muß auch leuchten; denn das bloße Brennen in finstrer Nacht gelingt der Nessel am Schlammgraben eben so gut wie manchen Journalen, die nur zu oft schmerzlich brennen, wo sie mild erwärmen — leuchten sollten.

Dilettant.

Gut, daß Sie sagen: Manche, denn ich kenne Viele, über die ich nichts kommen lasse, so sehr sie sich auch manchmal widersprechen.

Dramaturg.

Darin stimmen sie doch alle überein, daß der Deutsche zum Dichter und vorzüglich zum dramatischen Dichter berufen sei.

Dilettant.

Glauben Sie das auch?

Dramaturg.

Ich bin fest überzeugt, daß es so ist.

Dilettant.

Aber warum bewährt der Deutsche diesen Beruf so wenig? Warum räumt er so geduldig das Feld dem aus dem Aermel schüttelnden Franzosen.

Dramaturg.

Weil der sinnige Deutsche das Ausdemärmelschütteln überhaupt nicht versteht, und seine Landsleute etwas Besseres als solche Schüttelcien von ihm verlangen. Von manchem berühmten Effectstück französischer Dramenfabrikanten, wäre es „ein deutsches Originalwerk“ überschrieben, würden die Deutschen sagen „Es ist nicht weit her“ doch weil es von drüben her sich nennt und drüben schon gegolten, nimmt es die deutsche Gastfreundschaft gastlich auf und die zudringlichen Gäste drohen, nach längst gewohnter Weise, den Wirth aus seinem Hause zu drängen, wenn er nicht bald aus seiner Indolenz erwacht und wenigstens nebst den fremden Gästen, die von selbst die Räume füllen, auch seine verscheuchten Landsleute ermuntert, in seine Kunsthallen einzuziehen.

Dilettant.

Ich merke schon: fremde Gäste nennen Sie die Uebersetzungen, Wirthe die Theater-Directoren, Kunsthallen unsre Schauspielhäuser. Wenn der letzte Vergleich nur eben so wahr wäre, wie der erste.

Dramaturg.

Vielleicht wird er es in der Folge.

Dilettant.

Wenn die Deutschen wirklich Beruf für dramatische Dichtung haben — gewiß. Aber warum müssen unsre Bühnenführer Zuflucht zu Uebersetzungen nehmen?

Dramaturg.

Dazu sind mancherlei Ursachen vorhanden.

Erstens: Weil die meisten dieser Herren — nicht deutsch verstehen.

Zweitens: Weil der Ehrensold des dramatischen Dichters in Frankreich so groß ist, daß es sich der Mühe lohnt, darnach zu streben.

Drittens: Weil dieser Ehrensold in Deutschland so klein ist, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darnach zu streben.

Viertens: Weil bei uns sogar Dichter von bedeutendem Talent ihre Werke nur selten ohne glücklichen Zufall, Protection oder andere günstige Verhältnisse geltend machen können und noch seltener einen nur erträglichen Lohn ihrer Arbeit erringen.

Fünftens: Weil Männer von Genie, Selbstbewußtsein und Zartgefühl kaum die Nichtachtung und Erbärmlichkeiten ertragen können, welche sich dem dramatischen Dichter und seinen Werken bei jedem Schritt entgegen stellen.

Dilettant.

Etwas zurückdrängen, was man so nöthig braucht! Das kann ich nicht begreifen.

Dramaturg.

Es ist auch schwer zu begreifen, daß man nicht schon längst ein Mittel erdacht, dem Unfuge zu steuern, der in unserm Vaterlande auf so mannichfaltige Weise das Wirken der dramatischen Dichter hemmt.

Dilettant.

Ich denke das Gute macht sich überall Raum. Wäre es nur da, es sollte schon durchdringen!

Dramaturg.

Wenn nicht ein Damm von Mißbräuchen die gute Sache hemmte.

Dilettant.

Ich sehe nicht ein, was einem Werke sich ent-

gegenstellen kann, über dessen Werth ein ganzes Publikum entscheidet.

Dramaturg.

Ich lasse es dahin gestellt sein, in wiefern diese Entscheidung immer richtig sei; ich setze sogar den Fall, sie wäre es. Aber welch einen Weg hat ein Drama zurückzulegen, welche Hindernisse zu überwinden, bis es vor das Auge des Publikums gelangt! — Bevor es auf mehreren Bühnen mit entschiedenem Erfolg gegeben, wagt der Buchhändler kaum das unbedeutendste Honorar daran, und wird es im Manuscript den Bühnen eingereicht, so hat es eine unabsehbare Reihe von Widerwärtigkeiten und Gefahren zu bekämpfen.

Dilettant.

Sollte man aber Gefahren, welche man kennt, nicht besiegen können?

Dramaturg.

Ich kenne sie alle, dennoch weiß ich kein Mittel, ihnen zu begegnen.

Dilettant.

Aber so ein Mittel muß doch aufzufinden sein.

Dramaturg.

Lernen Sie nur erst eben so wie ich die Widerwärtigkeiten und Gefahren, und aus diesen die Directionen, deren Umgebungen und das Gewebe aller ihrer Schwachheiten, Albernheiten, Ränke und Irrthümer kennen, dann sagen Sie mir ob Sie noch etwas für das deutsche Drama hoffen.

Dilettant.

Ich möchte wohl einmal in dies Gewebe blicken, allein dem Laienauge fehlt die Kraft. Wollen Sie meinen Blick nicht leiten?

Dramaturg.

Sehr gern, aber das Thema von den Mißbräuchen, Mißgriffen and Mängeln der meisten deutschen Bühnen ist so reichhaltig, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wo ich anfangen und wie ich die Legion ihrer Gebrechen ordnen soll, um Ihnen einen deutlichen Ueberblick zu gewähren.

Dilettant.

Wählen wir einen Faden, an dem sich alles von selbst aneinander reiht. Beschreiben Sie mir den Weg, den ein dramatisches Gedicht vom Pulte des Dichters bis auf die Bühne zu machen hat.

Dramaturg.

Das läßt sich hören. Ich glaube fast, dieser Faden wird uns durch die Labyrinthe führen, wo die Ungethüme hausen, die so manchen Berufenen von der dramatischen Dichtung verscheuchen.

Dilettant.

Ich brenne vor Begierde, den armen Dichter, oder vielmehr sein Werk, auf dieser Wanderung zu begleiten. Vorwärts also! Das Manuscript wird eingereicht.

Dramaturg.

Und bleibt nicht selten aus Nachlässigkeit oder Geringschätzung eines unbekannten Autors Jahre lang unbeantwortet, vielleicht gar ungelesen liegen, und findet wie so manches gute Stück auf diese Weise sein Grab in einer Theaterkanzlei. — Ist der Director selbst Dichter oder überläßt er die Entscheidung einem sogenannten angestellten Theaterdichter, so legt auch oft die Mißgunst ein Manuscript in obengenanntes Grab. Ein Gleiches thun Regisseure, welche dichten oder übersetzen, keine gute Rolle für sich, oder, was noch schlimmer ist, eine gute Rolle für einen Rival oder dessen Gattin darin finden. Geräth ein Manuscript in die Hände eines übersetzenden oder dichtenden Theatersecretairs, so wiederholen sich obige Gefahren. Hat ein Comité über die Annahme zu entscheiden, so ist es gewöhnlich um nichts besser, und ein Manuscript, welches durch die Palissaden obengenannter Widersacher endlich bis zu dieser entscheidenden Behörde drang, findet hier oft in der getheilten Meinung oder in den Rücksichten auf die in solchen Versammlungen dominirenden Dichter, Uebersetzer oder sogenannten Aesthetiker eine galante mit Sandzucker überstreute — — — Zurückweisung.

Hat aber ein Manuscript endlich allen diesen Gefahren widerstanden und die Bestimmung zur Aufführung erhalten, so beginnen folgende neue Hindernisse, die des Stückes Untergang zwar nicht mehr in dem Archiv der Theaterkanzlei, wohl aber auf der Bühne bereiten.

Die Widersacher eines jeden Stückes sind, außer den schon Obengenannten, die gegenwärtig fast bei jeder Bühne sich mit Uebersetzen, Bearbeiten, Streichen und Dichten befassenden Schauspieler und Schauspielerinnen und alle jene, welche keine guten Rollen darin erhalten haben. Diese tragen dann das Ihrige dazu bei, daß oft die besten Stücke durch schlechte Besetzung, unvernünftiges Streichen, schlechtes Arrangement und vernachlässigtes Memoriren mißfallen und durchfallen.

Ein Stück kann vortrefflich sein und darum doch keine einzeln hervorspringenden Effectrollen haben. In diesem Falle wird es von den Schauspielern gewöhnlich mit Unlust gegeben und fast immer um den Beifall gebracht, den es verdient hätte, und dann — zurückgelegt.

Enthält ein Stück aber zu viele brillante Stellen, so findet es nicht weniger Opposition; denn die wenigsten Schauspieler können es ertragen, daß mehrere neben ihnen glänzen; sie arbeiten sich daher in solchen Fällen harmonisch in die Hände und lassen das Stück lieber in der ersten Aufführung zu Grunde gehen, als den Kranz mit andern theilen zu wollen.

Hierin liegt die Auflösung des Räthsels, warum oft Stücke, welche noch gar nicht oft gegeben vom Repertoir verschwinden, und andere, die das Publikum schon bis zum Ueberdruß gesehen, immer wieder gegeben werden, weil einer, oder höchstens zwei Künstler darin brilliren und alle übrigen Rollen von Handlangern besetzt werden können. Stücke, in welchen dies der Fall ist, braucht der Dichter nur an den darin allein begünstigten Schauspieler, oder an die darin allein brillirende Prima-Donna zu senden und es kann überzeugt sein, daß diese die Annahme durchsetzen. Zu durchsetzen; denn fast jede Annahme muß erst durchgesetzt werden, und sehr selten ereignet sich der Fall, daß dies dem Werke selbst gelingt. Das Publikum erhält aus diesem Grunde meistens nur jene Stücke, welche Paradepferde einzelner Egoisten enthalten, erfährt von den in der Canzlei begrabenen oft gar nichts und bricht über manches Gute, das auf der Bühne durch Schuld der Direction, Regie und Schauspieler mißglückte, den Stab, ohne die wahre Ursache zu ergründen.

Ich komme nun zu jenen Werken, welche, sei es aus was immer für einer Ursache, durchdrangen und endlich sogar in der ersten Aufführung Beifall erhielten.

Auch diese haben noch nicht überwunden. Wenn nicht ein besonderer Glücksstern über ihnen waltet,

werden die darin nicht nach ihrer Zufriedenheit beschäftigten Künstler vor der ersten Wiederholung krank, oder ein neidischer Dichter, Regisseur oder ein anderes Einfluß habendes ähnliches Ungethüm verhindert dieselbe so lange, bis das Stück von Publikum und Schauspielern vergessen ist und dann eine so bedeutende Recapitulation erfodert, daß man es lieber liegen läßt, als sich nochmals damit zu incommodiren.

Ist nun solch ein Stück, wenn auch mit Beifall, aber nur einmal gegeben, so wird es vergessen, die Directoren rufen ihr Anathema aus, und es ist für das Repertoir wie für den Buchhandel verloren.

Auf diese Weise wird so manche gute Originaldichtung dem Publikum entzogen, so manch aufkeimendes Talent erstickt, so mancher reichbegabte Dichter von dramatischen Arbeiten zurückgeschreckt, während die vielbesprochenen pariser Producte die Aufmerksamkeit der Uebersetzer, Directoren, Schauspieler und des Publikums auf sich ziehen. Daher werden auch deutsche Originale immer seltener, die Uebersetzer rücken mit französischen Dutzendstücken, die sie oft eben so albern als frech die ihren nennen, dutzendweise heran, und die bequemen Directionen entschließen sich leichter zur Durchlesung und Annahme derselben, da die Erfolge der Aufführungen schon aus Paris in öffentlichen Blättern angezeigt und besprochen wurden.

Die Schauspieler treiben nun die Directionen zur Berücksichtigung, weil sie von den darin befindlichen schönen Rollen vernommen, das Publikum dringt auf deren Aufführung, weil es von deren Werth, Frivolität, Gräuel oder Spectakel gelesen, und die bei Bühnen Einfluß habenden Uebersetzer lassen als Erbfeinde deutscher Originaldichter lieber die Uebersetzungen eines ihnen fern stehenden Franzosen, als die Originalwerke eines talentvollen Landsmannes aufkommen, der ihnen vielleicht gar auf irgend eine Weise in ihrer Stellung nachtheilig werden könnte.

Dilettant.

Abscheulich! Sollte es aber gar nicht möglich sein, diesem Unwesen entgegen zu wirken? Die Dichtung ist das Fundament, worauf jede Bühnenführung zu bauen hat, und gerade diese wird als Nebensache behandelt!

Dramaturg.

Ganz recht. Als Nebensache in jeder Hinsicht. Die Directionen wenden Tausende auf Decorationen und Garderobe, während sie bei Bestimmung des Ehrensoldes für Dichter auf eine unbegreifliche und verächtliche Weise kargen.

Sie selbst, die den größten Gewinn von den Erzeugnissen der Dichter ziehen, machen den Weg eines dramatischen Gedichtes auf die Bühne zur mühseligsten Wanderung, welche man sich denken kann. Nur wenige Directoren können sich entschließen, ein neues Stück zuerst zu geben, sondern pflegen lieber mit Bequemlichkeit erst abzuwarten, bis es auf anderen Bühnen Effect gemacht.

Hierüber verstreichen oft Jahre, während eine Bühne auf die andere wartet, der Dichter zu Grunde geht, und sein Werk vergessen wird. — — — Lange fühlten Einzelne die mancherlei Bedrückungen und Hemmungen des Fortschreitens unsrer dramatischen Literatur, doch haben gewiß Wenige die Menge der so eben von mir angeführten Erbärmlichkeiten vermuthet.

Dilettant.

Warum bekämpft man aber diese Erbärmlichkeiten nicht?

Dramaturg.

Man that es, aber ungefähr so, wie man vor 1813 die Franzosen bekämpfte.

Dilettant.

Nun, so mache man es ebenso, wie es die Feinde der Unterdrücker nach 1813 machten.

Dramaturg.

Wie meinen Sie das?

Dilettant.

Buchstäblich. Vereint wie damals die Völker, den Eroberer zu vernichten, so sollen die deutschen Bühnen sich ebenfalls, durch Noth gezwungen, vereinen, um alle Uebelstände zu besiegen, die das Fortschreiten unsrer dramatischen Literatur erschweren.

Dramaturg.

Zum Kampfe rufen ist leichter als den Angriffsplan entwerfen.

Dilettant.

Den stelle ich mir, nach allem, was Sie mir mitgetheilt haben, gar nicht so schwer vor, wie er Ihnen vorzukommen scheint.

Dramaturg.

Ich leugne es nicht, daß ich recht oft schon darüber nachgedacht, die mißlichen Verhältnisse zu entwirren, zu entkräften, welche unsern Dichtern in den Weg treten, aber immer und überall fand ich hemmende Rücksichten und fest gewurzelte Schwierigkeiten.

Dilettant.

Ich immer weniger, je mehr ich das Ganze nach Ihrer erschöpfenden Darstellung dieser Schwierigkeiten erwäge.

Es wäre ja auch nicht das erste Mal, daß es einem Laien gelang, ein Resultat hervorzubringen, worüber sich Gelehrte vergebens den Kopf zerbrochen.

Dramaturg.

Vielleicht gleicht die Sache dem Ei des Columbus.

Dilettant.

Wohl möglich; hören Sie also meine Meinung und urtheilen Sie, ob es so ist.

Rechtliche und solide Directionen stehender Bühnen kaufen eingesandte und von ihnen zur Aufführung erwählte, dramatische Arbeiten, im Manuscript, ohne deren baldigem Erscheinen im Buchhandel Hindernisse entgegen zu setzen.

Unrechtliche, größere und kleine, arme reisende Directionen zahlen nicht, was man ihnen sendet, und stehlen, was man ihnen nicht sendet.

Sollten diese zwei sehr verschiedenen Gattungen von Kunstanstalten einen Vorschlag nicht eingehen, wobei sie alle nur gewinnen könnten?

Dramaturg.

Gewinnen ist heut zu Tage die Loosung der ganzen Welt, warum nicht auch der Bühnen, die die Welt bedeuten?

Schlagen Sie aber nun auch endlich einmal vor, ohne weitere Einleitung.

Dilettant.

Die Einleitung war nöthig, um durch Classification der Directionen klarer und kürzer zu sein. Also kurz und klar:

Alle solchen Directionen sollten sich öffentlich verpflichten, die im Buchhandel erscheinenden dramatischen Dichtungen nicht aufzuführen, ohne sich vorher mit dem Dichter über das Honorar zu einigen, für welches er ihnen seine nur dem lesenden Publikum übergebene Arbeit zur Darstellung überläßt.

Dramaturg.

Sprechen Sie nicht weiter! An diesem einzigen Punkte scheitert schon Ihr ganzer Plan.

Dilettant.

Das wäre schlimm, denn mein ganzer Plan besteht in diesem einzigen Punkte.

Dramaturg.

Und durch welche Mittel wollen Sie die Bühnen zu solch einem Opfer bewegen?

Dilettant.

Durch die Ueberzeugung, daß sie dadurch Ehre und Geld gewinnen.

Dramaturg.

Wodurch wollen Sie diese Ueberzeugung begründen?

Dilettant.

Durch wenige, auf Thatsachen gegründete Worte — Solide große Bühnen, pflegen wie gesagt, die von ihnen erwählten Vorstellungen im Manuscript zu kaufen. Für sie erpächt keine neue Ausgabe, sie honoriren nur, statt des Manuscriptes, die Vollmacht zur Aufführung.

Solide kleine Bühnen, welche bisher das Honorar scheuten und sich zum Stehlen doch nicht herablassen wollten, werden von den Dichtern die Aufführungs-Vollmacht leicht für den Preis erhalten, für welchen sie jetzt von diebischen Abschreibern feil geboten werden, und bei der großen Anzahl dieser Bühnen leicht die Druckkosten des Werkes decken. Unrechtliche, diebische Directoren werden sich freilich um rechtliche Erwerbung der Aufführungs-Vollmachten eben so wenig wie jetzt um rechtlichen Ankauf der Manuscripte bekümmern. Sie werden sogar die im Buchhandel erscheinenden Werke für gute Preise erklären und ohne weiteres darstellen lassen, aber selbst hiedurch werden sie, welche dem Dichter nie Vortheil brachten, nicht schaden, sondern auf manche Arbeiten aufmerksam machen und andere Bühnen zur Aufführung ermuntern.

Manche dieser bisherigen Corsaren werden aber ihre Namen doch nicht gern auf der Ehrenliste jener Directoren vermissen, welche sich bereit erklärten, durch Uebernahme genannter Verpflichtung so wesentlich zur Beförderung dramatischer Literatur beizutragen, da dieselben öffentlich bekannt gemacht werden müßten und gewiß für jeden eine Concession suchenden Unternehmer eine schlechte Empfehlung sein würde, wenn sein Name in der Reihe rechtlicher Directoren nicht zu finden wäre.

Dramaturg.

Ich fange an, Ihre Ansicht zu begreifen. Sie liegt wirklich so nahe, daß ich blos darum bis jetzt darüber weggesehen.

Eine Buchhandlung oder Redaction könnte im Namen der guten Sache den Aufruf an die Bühnen übernehmen, dem Publikum binnen einem bestimmten Zeitraume das Verzeichniß der Directionen übergeben, welche zur Beförderung des edlen Zwecks die genannte Verpflichtung zuerst übernähmen, und diejenigen nachtragen, welche später durch den Erfolg dafür gewonnen würden. Werden aber die Meisten den Erfolg nicht bezweifeln?

Dilettant.

Ich glaube kaum, weil er so klar am Tage liegt. Sie haben mir vorhin mit großer Sachkenntniß die Hindernisse angeführt, welche sich gegenwärtig den dramatischen Erzeugnissen in den Weg stellen, und ich will Ihnen mit wenig Worten erklären, wie und warum sie durch Annahme eines Vorschlages beseitigt würden. — Der Erscheinung einer guten und wirksamen Bühnendichtung im Buchhandel werden bald Recensionen folgen, sie wird, gleich den französischen Productionen öffentlich besprochen werden, die Aufmerksamkeit des Publikums, der Directionen und der Künstler erringen, und sich ihren Weg bahnen. Ein gutes Stück kann sodann nicht mehr, wie jetzt, in den Theater-Canzleien begraben, oder auf irgend eine Weise von Neidern des Autors unterschlagen werden, denn, wenn die Directionen das Stück ignoriren, wird es von jenen darin betheiligten Künstlern, welche dergleichen, außer den Regie führenden, oft nicht zu sehen bekommen, zur Sprache gebracht, und von dem nun damit bekannt gewordenen Publikum verlangt werden. Die Wohlfeilheit und Leichtigkeit, mit welcher das Werk im Buchhandel zu erhalten wäre, würde den Directionen und Dichtern bedeutende Porto-Ausgaben der An- und Zurücksendung, die Mühe der Correspondenz und das für beide unangenehme Gefühl der Ablehnung ersparen.

Ein viel besprochenes Stück würde durch das Verlangen des Publikums und der Künstler an mehreren Orten zugleich erscheinen, und der Nachtheil einer mißlungenen Darstellung oft durch eine erfolgreiche entkräftet werden, während jetzt das Mißlingen der ersten Darstellung ohne zu erwägen warum, alle übrigen Bühnen von der Prüfung des Manuscripts abhält, und nicht selten ein tüchtiges Werk in Vergessenheit senkt.

Hört man jetzt „ein Stück ist durchgefallen," so kümmert sich Niemand mehr darum, es wird vergessen und bleibt für immer verloren; kann man aber, ohne erst das Manuscript verschreiben und Zeit und Porto daran wenden zu müssen, sich mit Leichtigkeit das Buch für den Ladenpreis verschaffen und sich überzeugen, ob Dichtung oder Aufführung das Werk zu Grabe trug, so wird es im letzten Falle bald irgend eine andere Bühne wieder zum Vorschein bringen, und auf diese Weise oft eine wackere Arbeit unverdienter Vergessenheit entrissen werden.

Auch könnte dann der Autor sein Werk, ohne dem Zwang der Bühnenverhältnisse zu viel zu opfern, im Buchhandel vollkommner und ausgeführter erscheinen lassen, als es das Prokrustesbett der Darstellung erlaubt, und um willkührlicher und oft so unvernünftiger Verstümmelung zu entgehen, selbst jene Abänderungen bemerken, welche die Aufführung bedingt, oder dieselben mit der Vollmacht zur Aufführung zugleich ertheilen.

Dramaturg.

Ihre Ansichten enthalten viel Wahres und nicht zu Bestreitendes und ich wäre wohl neugierig, die öffentliche Meinung darüber zu erfahren; allein ohne Unterstützung der Regierungen dürfte Ihr größtentheils sehr einleuchtender Plan doch schwerlich zur Reife kommen.

Dilettant.

Wer weiß! — — — Lassen Sie es uns versuchen, unser Gespräch zu recapituliren, schreiben

wir es nieder und übergeben wir es mehreren öffentlichen Blättern zur Verbreitung. Vielleicht enthält es einen Funken, der zündet, und von denen, die es redlich mit der guten Sache meinen, zu einer Flamme angeblasen wird, an welcher sich die deutsche dramat. Literatur erwärmen kann.

Dramaturg.

An dieser sanguinischen Hoffnung erkennt man den Dilettanten.

Dilettant.

Den deutschen Dramaturgen an seinem Kleinmuth.

Notizen.

Das Täubchen von Amsterdam.

Herrmann Marggraff, von dem wir schon im ersten Heft der Jahrbücher die Tragödie „Heinrich IV." mittheilten, hat so eben ein zweites Trauerspiel unter dem Titel „Das Täubchen von Amsterdam" beendigt. König Christiern II. von Dänemark tritt als Hauptfigur in dieser Dichtung auf, die seltenes Talent beurkundet. Es steht zu hoffen, daß Marggraff's Leistung in kurzer Zeit auf mehreren der ersten Bühnen Deutschlands zur Darstellung kommen wird, und wir selbst sind unsererseits der festen Ueberzeugung, es werde mit dieser Production nicht nur den Bühnen ein brauchbares Stück geboten, sondern halten es auch für eine wesentliche Bereicherung der gegenwärtigen dramatischen Literatur. Das nächste Heft unserer Jahrbücher wird unter anderm auch diese Arbeit des Dichters dem Publikum zur Beurtheilung übergeben.

Hamlet in einer Backstube.

Die Mittheilungen aus dem Leben des verstorbenen Schauspielers Costenoble in dem neuen Jahrgange der Lewald'schen allgemeinen Theaterrevue enthalten für Schauspieler und Bühnenfreunde ungemein viel Anziehendes. Wird der Erzähler auch zuweilen etwas geschwätzig und theilt in Folge dessen allzu unbedeutende Details mit; so hört man ihn doch immer gern sprechen. Sehr reichhaltig ist die vorliegende Abtheilung seines Lebens an Anekdoten, ernsten und scherzhaften Inhaltes. Eine der letzteren Gattung möge zu männiglicher Ergetzung hier stehen.

Costenoble sollte nach dem Wunsch seiner Eltern das Bäckerhandwerk erlernen und lebte zu diesem Behufe bei einem Verwandten in Magdeburg. Durchziehende Schauspielertruppen weckten seine schlummernde Leidenschaft für das Theater, und wußten selbst minder leicht erregbare Gemüther für die Bühne zu enthusiasmiren. Am bleibendsten wirkte eine Vorstellung des Hamlet auf die jungen Enthusiasten, die nach einigen stillen Uebungen zu einer vollständigen Aufführung der Tragödie in der Backstube schritten. Die meisten Acteurs waren Bäckergesellen und Lehrlinge. Costenoble gibt folgenden Bericht über diese Darstellung:

„„Sein oder nicht sein!" Anderes ging seit Aufführung des Hamlet nichts in meinem Kopfe herum. Auch mein Bruder fühlte sich ergriffen von dieser Theaterwuth, und zwar so, daß er einige Bäckergesellen abrichtete, um mit ihrer Hülfe den Prinzen von Dänemark in der Backstube zu repräsentiren. Der Besenfeste und Gebildetste von diesen Handwerkern war ein recht verständiger Mann, Namens Andreas Wolfram; obwol dieser Mann stark hinkte, so hielt ihn doch mein Bruder Hamlet am fähigsten, den Geist vorzustellen. Zwei andere Gesellen waren Gustav und Bernfeld. Mit Mühe gelang es, dem Einen die Rede: „Soll ich mit meiner Partisane nach ihm schlagen?" einzustudiren. Mein Bruder war mit einem, für seine Jahre ziemlich langen Schlafrock bekleidet, den er wie einen Hamletsmantel über die Achseln hing und eine weiße Nachtmütze so locker aufs Haupt setzte, daß sie bei Erscheinung des Geistes ihm mit dem Ausruf: „O all ihr himmlischen Mächte!" vom Kopfe fallen mußte. Nun bewegte sich der Geist aus einem Winkel der Bäckerstube hinkend hervor, den Deckel einer Wassertonne als Schild und einen langen Lehrlingsprügel als Commandostab in den Händen tragend. Mein Bruder kreischte auf und gebehrdete sich wie ein Unsinniger, worauf sogleich der instruirte Bernfeld seine Rede anhub, aber sie völlig vergessen hatte, und aus eigener Composition die Worte sagte: „Herr, soll ich ihn an die Wand schmeißen?" — „Schmeiß ihn, wenn er nicht stehen will!" entgegnete mein Blutsfreund Hamlet, und ich stand von fern als Zuschauer, die Hände andächtig faltend und mich an die Stelle meines glücklichen Bruders wünschend."

Demoiselle Mars.

Die Mars, obwohl jetzt beinahe sechzig Jahre alt, ist doch immer noch eine Hauptstütze der feinen Komödie Molières. Beurmann gibt folgende Schilderung von ihr. „Ich sah sie zuerst im „Misanthropen" als Calimena. Die Entfernung verhinderte mich nicht, jene tiefen Gesichtsfurchen zu erkennen, die das Spätalter auszeichnen, mit einem Worte, ihr Gesicht ist runzelig, aber ihr Auge mag eben nicht viel älter sein, als zur Zeit, wo sie Napoleon besiegte. Ich spreche hier nicht von dem Glanze und dem schönen Dunkel, ich spreche hier von dem Ausdruck dieses Auges; es ist eben so schalkhaft, wie innig, eben so leicht und flüchtig, wie tief und beständig; man möchte sagen, in diesem Auge sei eine ganze Komödie

Molière's geschrieben. Und die Toilette, die Tournure, die Nuancirung und Fülle der Bewegung, hier sieht man, wie die Kunst das Alter achten kann. Das Organ der Mars ist noch klangvoller und einschmeichelnder, als das der Demoiselle Lindner — ich kann es nicht bezeichnender schildern. Sie besitzt eine wahre Tonleiter der Gefühle in der Kehle, die von dem Forte der Leidenschaft an bis zu den zartesten Nuancen des Leides und der Freude reicht. Diese Schönheit des Organs tritt durch die französische Sprache um so mehr hervor, indem Dem. Mars die Anhäufung der Vocale so trefflich zu benutzen weiß. Sie gewinnt der französischen Sprache etwas Mildes, Süßes, ja Elegisches ab, das gewaltig u. t dem Pathos, das sonst die französische Declamation auszeichnet, contrastirt. Schon ihr „ah ouï" wird dem Deutschen ein stetes Souvenir bleiben. Wenn Herr v. Raumer behauptet, daß er nie so viel Deutlichkeit bemerkt, als in der Aussprache dieser Schauspielerin, so muß man ihm nicht nur darin beipflichten, sondern man möchte auch behaupten, daß sie das beste Französisch in Frankreich spricht. Es ist nicht wohl möglich, verständlicher zu prononciren und zugleich mehr die Melodie der Sprache walten zu lassen; jedem Vocal geschieht sein Recht, ein Hauch vertritt hier oft nur die Stelle der Betonung, aber das Verschlucken und Verweben der Silben kennt die Mars nicht.... Welches Genie entwickelt sie im Vortrage jener gedehnten, schleppenden Alexandriner, welche dem raschen Dialog der Komödie eigentlich Pantoffeln anziehen; wie gewandt weiß sie diesen einförmigen Rhythmus zu behandeln! Sie macht ihn zugendlich, kräftig, belebt, er erhält in ihrem Munde eine neue Bedeutung, ohne daß man seine Form beeinträchtigt fände.

Demoiselle Mars hat ihren eigentlichen Platz in der Komödie und dem bürgerlichen Drama, die Tragödie, die classische, wie die romantische, liegt ihren Mitteln fern; denn Dem. Mars ist die geregelte, die „correcte" Leidenschaft, die sich nimmermehr vor dem Publicum nackt hinstellen mag, wie sie Gott erschaffen hat, sondern die stets der neuesten Mode bedarf."

Theatralisches aus Leipzig.

Unter den Neuigkeiten, die in den letzten Monaten auf die leipziger Bühne kamen, verdienen namentlich vier, ihrem Werthe nach sehr verschiedene Arbeiten genannt zu werden. Das bedeutendste Product unter diesen war „Andreas Hofer" von Immermann, die neue, bühnengerechte Umarbeitung des früheren dramatischen Gedichtes „das Trauerspiel in Tirol." Ganz eigenthümliche Verhältnisse gestatteten hier, Orts nur eine einmalige Aufführung desselben zum Besten des Pensionsfonds für Schauspieler. Immermann wird nie etwas Unbedeutendes schreiben, am wenigsten im dramatischen Fache. Sein Andreas Hofer hat daher, theatralisch betrachtet, vortreffliche Stellen, die nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Ein fertiges Drama ist das Product aber nicht. Der Stoff selbst taugt schon nicht recht zu einer dramatischen Bearbeitung, und wenn das Vorhandene dann noch aus hundert Rücksichten ganz besonders verarbeitet und zugeschnitten werden muß; so kann etwas anderes nicht herauskommen, als eine Reihenfolge dramatisch darstellbarer Scenen, deren größter Werth in der glücklichen Auffassung des tiroler Separatpatriotismus besteht. Die Gestalten des Andreas Hofer und Speckbacher (auf der Bühne von den Herren Schenk und Reger sehr brav repräsentirt) sind dem Dichter ausgezeichnet gelungen, dagegen verschwindet die Figur Bärbchens fast ganz, oder erscheint doch nur als ein nichts sagender Schatten, der auf das sonst klare Bild verdüsternd wirkt und in dramatischer Hinsicht völlig bedeutungslos ist. Daß auch heut zu Tage noch immer das Bessere mit Zuvorkommenheit vom Publicum aufgenommen wird, bewies das übervolle Haus, eine seltene Erscheinung im recitirenden Schauspiel.

E diametro verschieden von diesem poetisch werthvollen Stück sind die beiden Possen Nestroy's, des großen Fabrikarbeiters vom Theater an der Wien: „Das Haus der Temperamente" und „Glück, Mißgeschick und Rückkehr" oder „die Geheimnisse des rothen Hauses." Die erstere Production überbietet schon Alles, was bis jetzt an Unsinn auf das deutsche Theater verpflanzt worden ist. In vier Zimmern auf einmal martern sich die vier Temperamente in etwa 12 bis 16 Personen zu gleicher Zeit nach Kräften ab, am Narrenseil eines Schuhputzers und Barbiers herumgeführt. Die Sache könnte amusiren, wäre des Willkürlichen nicht zu viel darin. Es ist wahr, man muß lachen, doch läßt es sich nicht entscheiden, ob über die vorkommenden Witze, oder die Geduld des deutschen Publicums, das ohne eine Ahnung von dem an ihm begangenen Raube mit seelenvergnügtem Lächeln die dramatische Muse durch Plumpsackhiebe zu Tode prügeln sieht. Ein billiger Mann kann es den Poeten im Theater an der Wien nicht verargen, daß sie ihr Publicum mit der Kost abspeisen, die ihm behagt und nebenbei ihnen die Beutel spickt; wünschenswerth wäre es aber doch, daß Directionen anderer Theater, sobald sie die Bühne nicht blos als ein Institut betrachten, das etwa wie eine Runkelrübenzuckerfabrik nur Geld bringen soll, mit solchen Machwerken nicht vollends den Rest des dramatischen Lebens ertödteten. Das Publicum ist eben so leicht zu verbilden, als zu bilden. Es geht hier wie bei dem Hungrigen. Aus Noth munden auch Holzäpfel und Eckern. Im Haus der Temperamente erscheint die dramatische Muse als ein Orang-Utang, der mit den Grazien eine Francaise tanzen will. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier jeder Pas eine Satyre auf Anmuth und Schönheit sein muß. — Das zweite Stück des nämlichen Fabrikarbeiters läßt sich kurz charakterisiren; es ist unter aller Kritik. Wir schämen uns, sagen zu müssen, daß dennoch dergleichen Subelstücke noch immer das Haus zum Erdrücken füllen, hoffen indeß, Nestroy's Glück werde nun bald in Mißgeschick umschlagen und alsdann zur Ehre der Deutschen nicht mehr eine Rückkehr versuchen können. —

Ganz neuerdings sahen wir auch Bauernfeld's „litterarischen Salon" über die Bühne gehen. Einige Wochen früher ward des nämlichen Verfassers „Bürgerlich und romantisch" mit etwas zweideutigem Erfolge aufgeführt. Was die Direction veranlaßt haben mag, jetzt, nachdem der litterarische Salon auf keiner deutschen Bühne Glück gemacht hat, ihn hier zur Darstellung zu bringen, ist nicht wohl einzusehen. Ein glücklicher Einfall war es keineswegs. Die in dem genannten Stü-

schilderten Zustände sind einmal viel zu sehr der wiener Localität und einigen dortigen Persönlichkeiten angepaßt, so daß mit dem Wegfall dieser Lockspeise das Ganze unbedeutend bleibt, und sodann wird in dem Bauernfeld'schen Product über einige Fragen der Zeit auf eine Weise zu Gericht gesessen, die eben nicht glücklich genannt werden kann. Wie an anderen Orten erwies sich auch hier das Publicum gleichgültig, und nahm das Stück kalt und theilnahmlos auf — eine Lehre, die jede Theaterdirection als Warnungsstimme beachten möge! —

Die Wortbrüchigen.

Seit längerer Zeit hat kein Stück in Prag so gefallen, als das Lustspiel „Die Wortbrüchigen" von Felix Wagner. Es ist ein Conversationsstück modernster Art, voll lebhaften, glänzenden Dialogs, pikanter Scenen und origineller Charakteristik. Leider ist aber der Schluß des dritten Actes etwas gedehnt. Die dortigen Zeitschriften sprechen sich entschieden günstig darüber aus.

Seydelmann als Mephistopheles im Faust und das berliner Publicum.

Unser Correspondent in Berlin fällt über Seydelmann's Spiel als Mephistopheles auf der königl. Bühne folgendes Urtheil: „Unter dem vielen Unbedeutenden, das in der neuesten Zeit hiesigen Orts zur Darstellung kam, war nur die Aufführung des Göthe'schen Faust bemerkenswerth. Seydelmann genügte als Mephistopheles keineswegs; äußerlich zu viel, innerlich zu wenig Teufel, als les in Allem gezwungen, seltsam, gemacht, wollte er in Miene, Haltung, Bewegung den Abkömmling aus einer andern, finstern Welt ausdrücken (dies erkannte man deutlich), aber Alles erschien gemacht, nur äußerlich componirt. Einiges, wie die Scene mit dem Schüler, die mit Martha, besonders das Flohlied gelang vortrefflich. Herr Gruna als Faust war total mißlungen! man vermißte das tiefere Verständniß der Rolle. Merkwürdig war die Aufregung des Publicums bei manchen Stellen. Die politischen Anspielungen wurden mit vielem Applaus aufgenommen, so die Rede des Mephistopheles zum Schüler über den Unsinn des Rechtes, und Vieler Augen wandten sich nach der Loge, wo sich der K. v. H. befand. Das Flohlied wurde stürmisch und anhaltend, wenn auch erfolglos, da Capo verlangt. Auffallend war die Menge Damen, die mindestens zwei Drittel der ganzen Versammlung betrug, eine Erscheinung, an die man sonst nicht gewöhnt ist.

Porths Gastspiele in Leipzig.

Herr Porth gehört zu den denkendsten Schauspielern unserer Zeit. Jede Miene ist bei ihm bedeutsam. Die Betonung jeder Silbe das Ergebniß eines längeren Studiums. Durch diese Sorgfalt, womit er sein glückliches Talent rastlos pflegt, erlangt er schöne Erfolge in all' den Rollen, die keine große physische Kraftaufwendung, oder diese doch nur bedingt, erfordern. Es mangelt diesem Künstler eine für den Schauspieler unersetzliche Naturgabe, — ein tönendes Organ. Porth's Mittel in dieser Beziehung sind äußerst gering und verlangen eine fein berechnete Kunst, um im Verlauf der Rolle an den geeigneten Stellen sie mit Erfolg und Geschick zu gebrauchen. Porth versteht diese Kunst. Er weiß seine Mittel höchst weise aufzusparen, und oft durch eine Handbewegung zu ersetzen, was ihm die Natur versagte. Wir kennen seine Leistungen schon von früher her. Seit jener Zeit hat er bedeutende Fortschritte gemacht. Interessant, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten genügend, war sein Shylock. Das erste Auftreten des Juden genügte uns nicht, Shylock zeigte sich zu sehr als Gentleman, überhaupt zu wenig Jüdisches, um so mehr, als Porth selbst im Dialekt jeden Anklang an die jüdische Betonung hinwegließ, ohne Zweifel mit Bedacht, doch unseres Bedünkens nicht mit vollem Rechte. Sehr schwach, zu deutsch gemüthlich sentimental, spielte er die Scene mit der Tochter, dagegen vortrefflich und groß das Zwiegespräch mit Tubal. Wir erinnern uns kaum einer ähnlichen so durchaus gelungenen Durchführung dieser so schwierig darzustellenden Scene, wo der windschnelle Wechsel der Leidenschaften dem Schauspieler freilich genug Gelegenheit darbietet, seine Kunst zu zeigen, ihn aber auch sehr leicht zur lächerlichsten Uebertreibung verleiten kann. Auch in der Gerichtsscene gelang ihm Vieles vortrefflich. Die Zerknirschung am Schluß hätte, dünkt uns, nicht gar so grell hervorgehoben werden sollen.

Unter den übrigen Mitwirkenden gab Herr Düringer den Bassanio mit feiner Anmuth, Madame Dessoir als Porzia ließ Manches zu wünschen übrig. Herr Ballmann aber als Lancelot Gabbo verfiel wieder einmal in die zu grobe Komik. Wir haben die nämliche Rolle schon besser von ihm gesehen. Außerdem trat Hr. Porth noch als Franz Moor auf, und gedenkt seine diesmaligen Gastrollen mit Tartuffe und Berrina im Fiesco zu schließen.

Christiern II.

Dramatisches Gedicht

von

Hermann Marggraff.

I. Das Täubchen von Amsterdam.

Trauerspiel in fünf Acten. Mit einem Vorspiel in zwei Scenen.

Bergen,

Vorspiel in zwei Scenen.

Personen des Vorspiels:

Christiern, Kronprinz von Dännemark, Reichsverweser von Norwegen.
Falkendorf, Lanzier.
Rödinger, Aeltester der deutschen Handelscompagnie in Bergen.
Sigbrit, Hökerin aus Amsterdam.
Düvecke, deren Tochter.
Der Oberhofceremonienmeister.
Ein Edelmann.
Mehrere junge Herren.
Pelzwaarenhändler.
Ein Jude aus Gotsen.
Nürnberger Spielwaarenhändler.
Zwei junge berliner Kaufleute.
Zwei Oesterreicher.
Viele Käufer und Verkäufer.

Die erste Scene spielt auf dem Marktplatze zu Bergen, die zweite während eines Balles bei dem Kronprinzen Reichsverweser.

Erste Scene.

(Markt zu Bergen. Viele Buden; Käufer und Verkäufer; Sigbrit und Düvecke in ihrer Bude mehr nach dem Vordergrunde zu. Mehrere junge Herren treten an die Bude.)

Erster Junghrrr.

Ei sieh, Frau Sigbrit Bolms aus Amsterdam!
Wie geht der Markt? Belohnt sich auch der Weg
So weit aus Niederland?

Sigbrit.

Der Handel, Herr,
Schlägt diesmal ein. Wir haben alle Hände
Vollauf zu thun. Fast geht der Vorrath aus,
Wir können kaum die Kunden noch bedienen.

Erster Junghrrr.

Das macht die hübsche Tochter, Mutter Bolms!
Sie ist ein Kleinod. Wer in Bergen Oest
Und Zuckerwerk will kaufen, kauft bei Euch,
Der Jungfer Tochter wegen —

Sigbrit.

Ja, sie ist
Ein volles rundes Ding!

Erster Junghrrr.

Es kennt in Bergen
Sie jede Seel'. Wir nennen sie das Täubchen
Von Amsterdam. Wie heißt's auf holländ'sch doch?
Düvecke (hat an die übrigen Herren Zuckerwerk verkauft und tritt rasch zu den letzten).
Herr, Düvecke!

Erster Junghrrr.

Ganz richtig, Düvecke.

Düvecke.

Da bin ich, Herr! — Man nennt mich einmal so.
Wollt Ihr nicht kaufen, Herr? Es ist ein Rest
Von unsern Waaren übrig noch.

Erster Junghrrr.

Ei, Jungfer!
Wenn man Euch sieht, denkt man des Handels kaum.

Ihr seid recht hübsch gewachsen, Düveke,
Seit Ihr zum letzten Mal aus Bergen gingt.
Ein stattlich Dirnlein seid Ihr jetzt und war't
Ein Kind fast damals noch —

Sigbrit.

Es wächst sich schnell,
Hat man die Kinderschuh' erst abgelaufen.
Jung Mädchenblut schießt auf. Ihr Mannsleut' braucht
Viel längre Zeit, um zu Verstand zu kommen.

Erster Junghern.

Haha! — Ihr seid die Alte immer noch,
Frau Wolms! Wer weiß, in Euch liegt Großes wohl.
So stichelt man bei Hof, nicht auf dem Markt,
Weiß man die Worte zarter auch zu setzen.

Sigbrit.

Noch ist der Tage letzter nicht. Es flechten
Die Sterne oft ein wunderbares Schicksal.

Zweiter Junghern.

Ihr Freunde, geh'n wir nicht?

Düveke.

Herr! kauft mir noch
Was Kleines ab! — Bald ist der Markt geschlossen,
Der Abend naht — Seht hier den ganzen Rest,
Kauft, kauft, Ihr Herrn!

Erster Junghern.

Das ist zu viel der Waare.
Sucht mir aus Eurem Kram was Hübsches aus!

Düveke.

Ein zuckern Herz für Eure Liebste, Herr!

Erster Junghern.

Dank, schöne Düveke! Gehabt Euch wohl!
(Gehen ab.)

Düveke (nachrufend).

Herr, Herr! Ihr zahltet mir zu viel!

Sigbrit.

Nicht doch!
Das ist der Vortheil bei dem Handel, Kind,
Mit jungen Herrn, den man in Acht muß nehmen.
Ein leichtes, flatterhaftes Blut, das will
Das Geld nur los sein! Uns schon recht! Doch bauert
Mich solch ein junges Volk, das so der Eltern
Mühsam erspartes Gut mit Fleiß verschwendet.
(Wasserwerkleute gehen über die Bühne.)

Russischer Pelzhändler.

Schöne Pelz', schöne Pelz' aus Nowgrod. Bärhundsfell, Zobel, Marder — Fell von der Eichtag'! Kauft, kauft!

Jude

(breitet Waaren auf dem Boden aus).

Der Schmuck aus Gnesen, der wohlfeile Schmuck!
Schöne Damen, kosen Se 'mer ab um 'en Schleuderpreis! Wenn Se suchen den wohlfeilen Jüd', hier ist der wohlfeile Jüd', der gnesener Schmuck! Der wohlfeile Schmuck! (Ein Käufer geht einen Kauf.) Ich lasse mer treten, aber ich lasse mer ooch handeln. Treten Se mer, aber handeln Se ooch; kosen Se mer ab, ich nehm nur a kleines Profitchen. Der gnesener Schmuck! der wohlfeile Schmuck!

Nürnberger (aus seiner Bude).

Nürnberger Spielwaaren! Wägelchen, Pferdchen, eine Heerd Lämmer mit Stall und Häuschen, ein Kuckuck, hölzerne Trompeten, kleine Kanonen, das Gänsemännchen, was zu seh'n auf dem Markt in Nürnberg, das Sacramenthäuschen von St. Lorenz, Sanctii Sebaldi Grab, alles fein gearbeitet in Holz — heran ihr Kinderlein! eine ganze Krippe mit Ochs und Eselein, liegt drin der Heiland, kniet davor die Mutter Maria, der Sanctus Joseph, singen die Engelein, weiden davor die Lämmlein, kommen die heiligen drei Könige, tragen güldene Kronen, der eine ist schwarz, die andern weiß — kauft, ihr Herren, ihr schönen Frauen! Bringt den Kindlein was mit, den lieben Kindlein! Dauerhaft und wohlfeil! kauft!

Zwei junge berliner Kaufleute.

Erster Berliner.

Das Bergen ist doch ein Nest gegen Berlin. Die churfürstlichen Schlösser — Ah!

Zweiter Berliner.

Ja! und die Menschen hier haben gar keine Bildung, keine Manieren, keine Façon —

Erster Berliner.

Und die Gegend um Cöln an der Spree — welche grossartige Flüche! — Das ist doch noch eine Aussicht — meilenweit! —

Zweiter Berliner.

Recht! Die Berg'ner haben auch kein philosophisches System, berufen sich nicht auf Principien, leben hin wie das dumme Vieh, wissen nichts von Sein und Nichtsein, was doch nöthig ist. Wie kann man leben, ohne zu wissen, daß man ist, nur wenn man eben weiß, daß man ist?

Erster Berliner.

Und der Cölnische Fischmarkt! — Was sind hier die paar Hummern, Störe, Seekrabben — da lob' ich mir die blauen Havelkinte, die sind doch national —

Zweiter Berliner.

Ja, und die Teltower Rüben —

Erster Berliner.

Von denen jährlich ein Scheffel bis nach Rom an den Papst geschickt wird —

Beide (enthusiastisch).

Ah! (Gehen ab.)

Zwei Oesterreicher.

Erster.

Sagn's, Herr Bruder, wie schau' ich im G'sicht aus?

Zweiter.

Na! — wie's ausschau'n? — 's schauen halt aus nach nir, Herr Bruder!

Erster.

Nach g'salzenem Fisch schau' ich aus, nach geräuchertem Fleisch! — Da leb' ich mir's Landl — den Melnecker —

Zweiter.

Die Würstl, das Kalberne, die gebacknen Hähnl —

Erster.

Das ist doch noch ein Speis, die g'sund ist. Lassen 's uns nach einem Fiacre umschauen!

(Gehen ab.)

Valkendorf und Rödinger (treten auf).

Valkendorf.

Wie ich gesagt, Ihr deutschen Handelsherren
Seid Kön'ge hier in Bergen, nicht der König
Von Dänemark!

Rödinger.

Dafür bezahlen wir
Das Schutzgeld ihm, den Zoll, und Alles sonst,
Womit man uns vertragsweis' hat bestreuert,
Und nennen seine Unterthanen uns.

Valkendorf.

Ei, nichts für ungut, wackrer Herr! Wir wollen
Am Hof Euch wohl. Wohin der Deutsche kommt,
Trägt doppelt Frucht das Feld und doppelt wird
Einträglich allseits der Verkehr. Die Hansa
Hat sich ein schön Gedenken hier gemacht
In Norweg. Kind und Kindeskinder ernten
Davon die Früchte noch.

Rödinger.

Sie werden ernten
Von unsern Müh'n; doch, Herr, wer weiß, ob sie
Zu dulden so im Stande sind wie wir;
Uns ward die Arbeit nur, nicht der Genuß.

Valkendorf.

Man sagt, daß Ihr ein strenges Leben führt.

Rödinger.

Wir schonen unser nicht, das muß ich sagen.

Valkendorf.

Kein Weibsvolk, heißt es, duldet Ihr bei Euch,
Und Junggesellen seid Ihr insgesammt.

Rödinger.

So ist's! Kein Mädchen leiden wir im deutschen
Quartier! Ja wohl, es ist ein hartes Loos, Herr
Kanzler!

Valkendorf.

Wie, alter Herr, Ihr seufzt?

Rödinger.

Es kam soeben
Erinn'rung mir aus früher Jugendzeit.
Der alte Rödinger darf dran nicht denken —
Auch hab' ich keine Thränen mehr. Es trocknet
Im Alter Alles aus, nur nicht der Quell
Des Denkens und der Rückerinnerung.

Valkendorf.

Auch sagt man, daß manch grausamlich Verfahren
Bei Euch im Schwange sei. Ist's wahr, daß Ihr
Die Lehrling' an bestimmten Tagen geißelt
Aufs Blut, als festlich Schauspiel für die Alten?
Die armen Jungen! —

Rödinger.

Wahr! die Sitt' ist roh;
Es ging in unsrer Jugend uns nicht besser.
Doch, Herr! wenn Ihr uns eine Sitte nehmt,
So fällt auch eine andre, und zuletzt
Der ganze Bau.

Valkendorf.

Es ist spartanisch, ganz
Spartan! Herr! — Ich muß Euch drob bewundern.
Ihr habt von Sparta doch gehört? — Da wurden
Die Knaben auch gegeißelt bis aufs Blut,
Vorm Götzenbilde der Diana, wie
In alten Schriften es zu lesen ist.

Rödinger.

Ich weiß davon. — Doch eine Sitte haben
Wir noch gemein mit Sparta, drauf ich stolz bin,
Ich meine die, nicht viel zu schwatzen, Herr!
Und mehr zu handeln!

Valkendorf.

Ei, die Sitt' ist löblich.
's ist meine Sitte auch.

Rödinger (lächelnd).

Man merkt's, Herr Kanzler!

Valkendorf.

Herr Rödinger! ich habe noch ein Wort
Mit Euch zu reden insgeheim. Daß uns
Nur Niemand hört! Es muß Geheimniß bleiben,
Ganz unter uns.

Rödinger.

Ich höre — nun?

Valkendorf (sehr geheimnißvoll).

Wißt Ihr
In Bergen hier kein schönes Frauenzimmer?

(Rödinger sieht ihn zweifelhaft an.)

Erschreckt Euch nicht! Für mich nicht! Gott bewahre —
Ich alter Mann!

Rödinger.

Nun denn?

Valkendorf.

Ich muß ein wenig
Ausholen wohl —

Rödinger.

Um Gotteswillen! Macht's
Nur kurz! Ich habe viel Geschäfte noch!

Balkendorf.

Ihr wißt, daß Norwegs Reichsverweser Christiern,
Der Kronprinz, zornigen Gemüthes ist,
Aufsodernd, hitzig, wie Natur ihn schuf —
Sonst gut, der Himmel weiß! — Doch wie gesagt —

Rödinger.

Von zornigem Gemüth — wer weiß es nicht?
Man hat davon Entsetzliches erzählt.
Nun denn?

Balkendorf.

Ja nun — das ist der Casus eben
Da dacht' ich — denn ich bin verständig, Herr!
So alt ich bin — wie wär' es, wenn der Prinz
Zu einem schönen Weibe Neigung faßte?
Denn wie man sagt und ich auch selber weiß —
Man macht Erfahrung schon im langen Leben —
So ist die Liebe für ein heiß Gemüth
Wie Arzenei, die man zur Bärbesänft'gung
Dem Kranken reicht —

Rödinger.

Ja! wie's nun eben kommt! —
Der Reichsverweser hat noch nie geliebt?

Balkendorf.

Bis dato hat noch keine ihn gefesselt —
Es wär' ganz frische Arzenei für ihn —
Die Liebe nämlich. Nun? —

Rödinger.

Ja seht, Herr Kanzler!
Ihr wißt, wir sein in unserem Quartier
Kein Frauenzimmer. Auf dem Markte hier
Gibt's hübsche Dirnen wohl. Doch weiß' ich sehr,
Daß Königliche Hoheit —

Balkendorf.

Schadet nichts!
Ob hoch, ob niedrig, das bleibt ganz sich gleich,
Es kommt nur auf die Wirkung an.

Rödinger.

Ja so! —
Da ist ein muntres Dirnlein, ist aus Holland,
Man nennt sie Düvcke —

Balkendorf.

Ich hab' einmal
Holländ'sch getrieben — Düvcke! — Das heißt
Ja „Täubchen" wohl?

Rödinger.

Ganz recht. Das Dirnlein ist
Hold, ja, weit berühmt der Schönheit wegen,
Und, wenn nicht Alles täuscht, auch tugendsam.
Dort in der Bude, wo man Zuckerwerk
Und Obst verkauft, dort marktet sie, mit Sigbrit,
Des Mägdleins Mutter —

Balkendorf.

Ei, so laßt uns hin,
Und sie sogleich in Augenschein uns nehmen!

Rödinger.

Entschuldigt! ich verseh' mich darauf nicht,
Auch rufen die Geschäfte mich nach Hause.
(Der Kanzler geht mit gravitätischen Schritten zur Bude.)
Da geht er hin! Er geht! Der erste Diener
Des Königreichs will hier den Kuppler machen.
Ihn tot zu werden, nannt' ich Düvcke!
Der Kronprinz Reichsverweser, und der Wildfang
Von Amsterdam, die dralle Hökerstochter,
Was für ein Paar! — O, Kanzler, du im Reich
Der Thorheit, Thor aus allzugroßer Vorsicht!
(Ab.)

Sigbrit (zu Balkendorf).

Ihr habt doch redlich uns nun ausgemustert,
Uns und die Waaren, Herr! Bin ich etwa
Ein Wunderthier?

Balkendorf.

Nein, werthe Frau! Ihr nicht —
Vielleicht die schmucke Tochter; ja ich meine,
Daß sie ein Wunderthierlein ist — ein achtes
Weltwunder! Ganz in ihrer Art vollkommen,
In ihrer Art — bemerkt's, ein Mann vom Hofe
Verlaufirt sich stets, auch wo er labt —
Nil admirare, sagt der Dichter schon.
Sie ist vollkommen, Frau, in ihrer Art,
Der Arten gibt's zu viel, die wiederum
In ihrer Art vollkommen sind.

Sigbrit.

Wie Ihr!
Ich merk', Ihr seid ein ganz vollkommner Hofmann —
In Eurer Art. Wen hab' ich doch die Ehre
In Euch zu seh'n?

Balkendorf.

Vom Kanzler Balkendorf
Habt Ihr vermuthlich schon gehört! Ich bin
Was man so nennt, der Zweit' im Königreich;
Erschreckt nicht, Mutter Sigbrit! Ich bin nicht
Der schlechteste Kunde auf dem berg'ner Markt.

Sigbrit.

Ihr thut uns eine Ehre an. Der Kanzler
Des Reiches sein, es ist ein großes Glück.
Wir niedern Leute! — Wär' ich hochgeboren,
Glaubt mir, Ihr sollter Euer Wunder seh'n!
Die Sigbrit ist vom größten Stoffe nicht!
(Balkendorf betrachtet, ohne auf Sigbrit zu hören, die Düvcke, die in den Waaren kramt.)
Mein Töchterlein! so schau doch auf! Sei artig!
Herr Balkendorf, der Kanzler, steht vor Dir,
Ein mächt'ger Herr im Land.

Düvcke (macht ihm die Hand).

Gott grüß' Euch, Herr!

Balkendorf.

Nun, Kleine, wie' gefall' ich Euch?

Düveke.

Ei nun! Ihr seid
Ein wenig alt, doch hübsch geputzt. Ich sah
Noch keine schön're Kette, als Ihr da
Am Halse tragt!

Sigbrit.

Verzeiht der Jungfer, Herr!
Sie weiß nicht umzugeh'n mit Herrn vom Hofe.

Valkendorf.

Das wird sich finden, Frau!

Sigbrit.

Meint Ihr?

Valkendorf.

Wer weiß,
Welch Glück der Jungfer noch bereitet ist!

(Streichelt der Düveke die Wange. Während dessen ist Christiern, der Kronprinz Reichsverweser, aufgetreten und klopft Valkendorf, hinter den er getreten, leise auf die Schulter.)

Christiern (lachend).

Gott's Tod! Ihr schäkert mit dem jungen Blut?
Ei, ei, Herr Kanzler —

Valkendorf (verlegen).

Herr, ich bitt' Euch sehr —

Christiern.

Daß ich nicht weiter störe — nicht?

Valkendorf.

Wie konnt' ich
Von Opslo Euch so schnell zurück vermuthen?

Christiern.

Die Langeweile trieb mich fort — ich meinte,
Hier müß' ein buntes Leben sein, in Bergen,
Und geradeswegs begab ich mich zum Markt.
Erlaubt, mir Euer Schätzlein zu betrachten.

(Faßt Düveke näher ins Auge.)

Ha, welch Gebild! — Gott's Tod! — Herr Kanzler, die
Ist nicht für Euch!

(Faßt Valkendorf bei der Hand und zieht ihn heftig mit sich in den Vorgrund. Düveke sieht ihm unverwandt nach.)

Düveke.

Ach, Mutter, welch ein Herr,
Ein muntrer, schöner Herr — Und wie der Jagdrock
So schmuck ihm sitzt — Und wie so stolz sein Blick,
Sein Wort und all sein Thun!

Sigbrit.

Du thöricht Kind!
Wer wird es sein? Ein Fant vom Hof, der nichts
[illegible] Kopf und Tasche hat — ein junger, kecker
[illegible]lücksritter, der aus fremden Beuteln zehrt.

Düveke.

Was geht das mich an? Mutter, der gefällt
Vor Allen mir, gleich bei dem ersten Anblick.

Sigbrit.

Einfältig Kind! — Das Alter ist gediegen,
Geprüft, bewährt — ich zieh' den Kanzler vor!

Christiern (heftig).

Herr Kanzler, keine Einred'! Sie muß mein sein,
Mein, mein! — Mich zu gedulden hab' ich keine
Geduld, Herr Kanzler! —

Valkendorf.

Wie Ihr stürmt! Ich denke,
Es wird sich machen lassen, doch mit Vorsicht —
Mit Vorsicht, Herr! — Der Menge Urtheil wegen!

Christiern.

Was Meng' und Urtheil! ich verachte Beides.
Mein muß sie sein; denn hier das Herz ist öde
Und sehnt sich längst nach Liebesnahrung schon,
Die Hunger ist und Sättigung zugleich.

Valkendorf (erfreut, für sich).

Wie gut errieth ich ihn!

Christiern.

Mein muß sie sein!
Noch sah ich Keine, die beim ersten Blick
Mir so das Herz mit Sehnsucht hätt' erfüllt.

Valkendorf.

Ei, sie ist schön.

Christiern.

Ein Engel ist sie, Kanzler!
In ihren Augen geht ein Himmel auf,
Ein blauer Himmel voller Licht und Wärme,
Unendlich tief! — Ich muß sie sprechen, Kanzler!

Valkendorf.

Wer sagt, daß Ihr nicht sollt? Gebt heut zu Abend
Ein Festmahl, einen Ball — ja, so wird's geh'n —
Ich speculire hin und her — mir fällt
Nichts Besseres ein. Und zu dem Ball geladen
Wird Düveke.

Christiern.

So heißt sie: „Düveke?"

Valkendorf.

Ihr lernt fürwahr Holländisch noch dabei.
Es ist ein holländ'sch Wort, und übersetzt
Heißt's Täubchen, oder besser auf Lateinisch
Columbula.

Christiern.

Ha, Düveke! — Wie schön
Der Name klingt! —

Valkendorf.

Wie der Geliebten Nam'
Uns immer klingt; ich war auch einmal jung,
Und weiß, wie Liebe fühlt. — Doch, Herr! was sagt Ihr
Zu meinem Vorschlag?

Christiern.

Eingegangen, Kanzler!
Sprecht mit der Mutter Ihr, ich mit der Tochter!

Balkendorf.

Das, Hoheit, geht nicht an. Noch ist der Markt
Belebt. Wie leicht erkennt Euch Jemand. Geht!
Und laßt für Euer Liebesglück mich sorgen.

Christiern.

Und daß man ihr die schönsten Kleider schicke,
Die prächtigsten! doch mit dem Vorbehalt,
Daß sie das Kreuz an ihrer Brust behalte,
Im Haar das Röslein! (Im Abgehen.)
Schöne Düvcke!
Gehabt Euch wohl!

(Düvcke, welche bis dahin mit einigen Kleidern, um Maaß zu nehmen, beschäftigt war, folgt dem abgehenden Ehrobern nach, bis er verschwindet.)

Sigbrit.

Was hast du, Kind? So rühr' dich doch! Pack' ein!
Wie säumig bist du heut! Der Markt ist aus,
Kein Käufer mehr zu seh'n! Rasch an die Arbeit!
Wir geh'n nach Haus.

Balkendorf.

Fahrt doch das Mädchen nicht
So heftig an, Frau Wolms!

Sigbrit.

Ei was! sie sieht
Dem Mannsvolk nach, dem jungen Fant, der eben
Vom Markte ging.

Düvcke.

Ein schöner Mann, so stolz
Und vornehm, Mutter!

Balkendorf.

Vornehm ist er, Kind!
Von hohem Rang. Ihr habt ein scharfes Auge,
Das schnell das Beste auszuwählen weiß.
Wo wohnt Ihr, Frau?

Sigbrit.

Rechts um die Ecke gleich,
Im Schiffergäßchen, wo wir Hökerinnen
Zu hausen pflegen, Herr! Doch sprecht, was fragt Ihr
So angelegentlich?

Balkendorf.

Weil ich nach Hause
Euch gern begleiten möchte, Frau, wenn Ihr's
Nicht übel nehmt. Ich hab' ein wichtiges
Geschäft mit Euch noch heute abzumachen.

Sigbrit.

Herr, einen Handel?

Balkendorf.

Wie man's nimmt. Doch wird's
Euch großes Ansch'n bringen, Mutter Sigbrit!

Sigbrit.

Die Wohnung nur ist gar so klein. Ich möchte
Mich schämen fast. Es ist zu hohe Ehre,
Die Ihr mir anthut, Herr!

Balkendorf.

Nein, gute Frau!
Die höchste Ehre that der Himmel Euch
In Eurer Tochter an. Das Haus ist reich
Gesegnet, wo ein solches Kleinod weilt.

Sigbrit.

Nun, wenn Ihr meint, und wollt durchaus mit mir —
Ich weise keinen ab, der ehrbar sich
Und, so wie Ihr, anständig weiß zu nehmen.
(Zu Düvcke) Da! nimm den Korb! den größern trag' ich selbst.
Ich geh' voran; folgt mir, mein werther Kanzler!
(Ab. Der Markt hat sich geleert und die Buden sind allmälig abgebrochen worden.)

Zweite Scene.

(Ein Zimmer. Durch eine im Hintergrunde geöffnete Thür sieht man einen festlich erleuchteten Saal. Musik und Tanz.)

Der Oberhofceremonienmeister und ein Edelmann (treten auf).

Edelmann.

Wollt Ihr nicht Befehl geben, daß wir uns die Schnallen an den Schuhen blau anlaufen lassen? Wir haben Hoftrauer.

Oberhofceremonienmeister.

Um wessen Tod, Herr? — Um Sr. Majestät, unsers allverehrten Königs Tod? — Ihr seid übel berichtet. Die letzten Boten aus Kopenhagen bringen nur die Nachricht, daß Sr. Majestät Krankheit sich verschlimmert habe und er auf den Tod darniederliege. Ich als Oberhofceremonienmeister müßte davon zuerst wissen, wegen der Anordnungen.

Edelmann.

Hinsichtlich der angelaufenen Schnallen. Aber ich sage Euch, wir haben Hoftrauer. Der Anstand ist abgestorben. Eine Hökerstochter auf einem Hofball! Wer hörte je dergleichen? —

Oberhofceremonienmeister.

Das bricht mir das Herz! Das bricht mir das Herz! — Glaubt mir, Herr! ich fühle tief Euern und des Landes Schmerz mit. Aber was kann ich thun?

Edelmann.

Ja, der Kronprinz Reichsverweser ist sein eigner Ceremonienmeister, er hat so seine eignen Gedanken. Hat befohlen, daß man ihn heut nicht als Königliche Hoheit titulieren solle! Will durchaus incognito bleiben! Führte sogar den Reigen mit der Düvcke auf!

Oberhofceremonienmeister.

Haben sie ausstaffirt mit seidenen Kleidern von unten bis oben, — die nieder — ländische Person!

Edelmann.

Nur das silberne Kreuz und die Rose hat sie noch von der Düveke, welche in ihrem bretternen Palast die Königin des Marktes war.

Oberhofceremonienmeister.

Ein silbernes Kreuz, eine natürliche Rose — was ist das? — Wie stimmt das mit den kostbaren Kleidern? Hätte man ihr Diamanten ins Haar gestreut und ein schweres goldnes Kettlein an den Hals gehangen, so möcht's noch hingehen. O, ich habe Gefühl für Gewandungsharmonie, für Kleiderordnung — ich!

Edelmann.

Und die Mutter, — welch eine bäurische übermüthige Person! Beträgt sich wie eine Ministersfrau und ist vom Markte aufgelesen.

Oberhofceremonienmeister.

Auf der Straße gefunden! — Das Grundgesetz des dänischen Hofanstandes ist vernichtet! Mein ganzes Leben ist an einem Abend zu einer ruhmlosen Vergangenheit gemacht! Ich habe keine Zukunft mehr!

Edelmann.

Und wohin zweckt alles das? — Eine kleine Liebschaft! — Wer hat etwas dagegen? — Ein nobler Cavalier kann nicht bestehen ohne eine Liebschaft. Das ist der erste Artikel im Cavalierglauben. Aber so öffentlich, am Hofe, bei einem Balle, sämmtliche Hofdamen und Hoffräulein compromittirt — welch ein Licht wirft das alles auf unsers Kronprinzen Charakter, auf die Zukunft des Landes!

Oberhofceremonienmeister.

Das ist das Wenigste! Aber mein Amt — die Ceremonien — der Glaube an meine Autorität! Ich für meinen Theil bekümmere mich um nichts mehr!

Edelmann.

Und ich für mein Theil tanze heut keinen Schritt mehr.

(Christiern, Düveke an der Hand führend, tritt ein.)

Christiern (zu dem Edelmanne).

Was schwatzt Ihr hier? Geht Ihr nicht tanzen, Herr?

Edelmann.

Wie Königliche Hoheit mir befehlen.

(Unterthänigst ab.)

Christiern (zum Ceremonienmeister).

Herr! Ich befahl, es solle Keiner mir
Das Zimmer hier betreten. Seid ihr toll?

Oberhofceremonienmeister.

Ich — toll? — Ich weiß nicht, Hoheit! — Möglich wär's!
Wie Ihr befehlt — Ich bin Euch ganz zu Willen.

(Mit vielen Verbeugungen ab.)

Christiern.

Sieh, Düveke! so plagt man mich.

Düveke.

Ich denke,
Mein gnäd'ger Herr, die Plage kam von Euch —
So hart habt Ihr die Herren angelassen.
Gewiß, ich hätt' Euch scheeler angesehen,
Denn Beide, denk' ich, sind doch Eures Gleichen.

Christiern.

Nicht ganz, mein Kind!

Düveke.

Nicht ganz, da habt Ihr Recht!
Ihr seht viel königlicher aus.

Christiern.

Gewiß?

Düveke.

O viel, viel königlicher, Herr! Es liegt
In Eurem Wesen was — ich kann's nicht sagen —
Es ist nicht Stolz, nicht Hochmuth, es ist Gnade,
Ein Etwas, das man nicht bei Allen trifft
Und keinen Namen hat!

Christiern.

Wie süß du plauderst,
Und wie verständig, Kind!

Düveke.

Ja, gnäd'ger Herr!
Wie ich's versteh'! Die Mutter sagt: ein Schelm,
Der mehr gibt, als er hat, und besser spricht,
Als ihm das Zünglein ist gewachsen.

Christiern.

Ei!
Ein weiser Spruch und faßlich überdies.
Komm! Setze dich zu mir! Du wirst vom Tanz
Ermüdet sein! (Setzen sich.)

Düveke.

Ihr habt mich umgeschwungen
Recht herzhaft, Herr!

Christiern.

Recht herzhaft! — Weil du mir
Im Herzen lebst! — Sieh, Düveke! mein Herz
War öd' und leer, war eine wüste Stätte,
Halb Gluth, halb Asche, brennend halb und halb
Schon ausgebrannt. Die eitle Pracht des Hofes,
An dem ich Page war, genügte schon
In früher Kindheit nicht dem Strebenden.
Des Jünglings Lust war Kampf und Ritterspiel.
Viel schöne Frau'n sah ich am Hofe wohl,
Versengend fiel so mancher Blick auf mich,
Doch blieb ich kalt; ich war wie nordisch Eis,
Daran erfolglos glüht der Sonne Strahl.
Da rief nach Norweg mich des Aufruhrs Lärm;
Viel Kriegswerk übt' ich und manch blut'ge That
Vollführt' ich mit dem Schwert. Mein Name war,
Wie Wolfsgeheul, ein Schreckensruf dem Feind;
Wie Sturm fuhr ich in seine Hütten nieder. —

Gott's Tod! — wär' Manches ungeschehn geblieben,
Es wäre besser für des Herzens Ruh.
Gesättigt war mein Herz, von Haß gesättigt,
Von Blut und Kampf; an Liebe war es leer
Und hungerte doch immerdar nach Liebe.
Da sah ich dich; heut auf dem Markte war's —
Ein neues Leben ging mir auf; du tratst
Entgegen mir, du Taube mit dem Oelzweig —
Da wich zurück des Herzens sünd'ge Fluth,
Und in des Regenbogens Farben spielend
Verkündete der Gott des Friedens sich.

Düvecke.

Die Worte, Herr! sind mir zu hoch; doch mein' ich,
Es ist mir ähnlich so wie Euch gegangen.
Mir fehlt nicht das Gefühl, doch fehlt das Wort,
Auch fehlt das Wort nicht — mir im Innern lebt's —
Doch fehlt die Kunst, es auszusprechen, Herr!

Christiern.

So liebst du mich?

Düvecke.

Was sagt Ihr, hoher Herr!
So niedern Standes, wie ich bin! Ich habe
Schon allzuviel gesagt, und dennoch kann ich
Von dem, was ich gesagt, zurück nichts nehmen.

Christiern.

So niedern Standes? — Nein! Du Süße! Du
Bist hochgeborn, Kind! gebenedeit,
Gefürstet, bist die Feenkönigin
Im Märchen, die mit goldnen Gaben reich
Beschenkt die hilfsbedürft'gen Menschenkinder.
Schutzengel bist Du mir und sollst es sein!
Sollst mir zur Seite steh'n, ein Geist des Friedens,
Die Palme der Erquikung, die dem Pilger
In brand'gem Wüstensand die Stirne kühlt.
Bleib bei mir, Düvecke! Wie eine Schwester,
Wenn mehr nicht, liebe mich! Verlaß mich nicht!
Mit meinen Armen hier umfang' ich Dich
Und binde Dir die Flügel, holdes Täubchen.

Düvecke.

O Herr!

Christiern.

Ich küsse Dir die weiße Stirn,
Ich, Christiern, Dän'marks Erbe!

Düvecke (bei dem Namen Christiern zusammenschaudernd).

Herr, Ihr macht mich
Erzittern —

(Valkendorf und Sigbrit erscheinen in der offnen Thür.)

Christiern.

Und im Recht der Liebe, Kind,
Besiegl' ich unsern Bund mit diesem Kuß,
Mein eigner Priester, ich, der Kronprinz Christiern!

Valkendorf (beiseitetretend).

Nicht Kronprinz mehr; nein, König! Euer Vater,
König Johann, ist todt!

(überreicht ihm einen Brief)

Ich gab sein Testament
In Eure Hand! Und hier auf meinen Knien
Empfangt von mir den ersten Huld'gungseid!

(Kniet vor Christiern, der die halb ohnmächtige Düvecke in seinen Armen hielend sich erhoben hat, nieder. Der Vorhang fällt rasch.)

Das Täubchen von Amsterdam.

Trauerspiel in fünf Acten.

Personen.

Christiern II., König von Dänemark.
Valkendorf, Kanzler.
Torben Ore, Schloßhauptmann.
Faaburg, Schloßschreiber.
Jesper Brockmann, Geheimschreiber.
Klaus Holst } Räthe.
Steffen Hopfenstein }
Erster } Edelmann.
Zweiter }
Niels, ein Abenteurer.
Dedrick Slaghek, Scharfrichter.
Hauptmann von der Leibwacht.
Isabella, des Königs Gemahlin.
Sigbrit Wylms.
Düveke, das Täubchen von Amsterdam, deren Tochter.
Anna, Dienerin der Düveke.
Mehrere Edelleute, Bauern, Leibtrabanten, Wache, Diener.

Das Stück spielt in und bei Kopenhagen.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer. Zwei dänische Edelleute.

Erster Edelmann.

Ihr kommt aus Deutschland, Herr?

Zweiter.

Aus Deutschland! rechts
Und links durchstreift ich's, ohne Ruh zu finden.
Das Vaterland hielt mich an seinem Faden
Wie einen Vogel fest.

Erster.

Ihr seid ja flügge!
So fliegt, fliegt aus dem Neste Dänemark,
Eh' man die Flügel Euch beschneidet, Herr!
Viel besser wär's, daß Ihr nie rückgekommen.

Zweiter.

Was sagt Ihr, werther Herr?

Erster.

Ei nun, ich meine,
Es sei für jeden Edelmann ersprießlich,
Von Kopenhagen fern zu sein. Hier geht es
So wunderlich — im Haupte Dänemarks
Hat sich das Hirn verkehrt, das edelmänn'sche
Ist ausgesogen, und mit Bürgerthum,
Mit schmutz'gem Geiz und grausam wilder List
Ward's ausgefüttert, uns zum Hohn. Fürwahr!
Es hat sich hier seit Langem ausgeadelt —
Pfahlbürger sind wir oder werden's noch.

Zweiter.

Herr! ich versteh' Euch nicht — Ihr sprecht in Räthseln.

Erster.

Ei! die Geschicht' ist lang. Der Valkendorf,
Der Kanzler, wißt Ihr, ist ein guter Mann,
Ein alter Mann und, wie gesagt, ein alter
Und guter Mann, was stets beisammen ist.
Als der vor ein'gen Jahren auf dem Markte
Zu Bergen sich befand — der König war damals
Noch Prinz — sah er ein wundersames Paar —
Ein riesig Weib, fast zauberhaften Ansehns,
Wie man die Waldfrauen schildert in den Sagen,
Ein nächtlich Weib, doch voll Verstand und Klugheit,
Die Obst verkaufte, Nasch- und Zuckerwerk.
Daneben saß — ein Bild der höchsten Schönheit —
Der Frauen Tochter, zart und hold, in einfach
Gewand gehüllt, deß Zierde nur ein Kreuz,
Ein silbernes, und eine Rose war.
Da dachte Valkendorf — denn er ist alt
Und gut dabei und war für Christierns Wohlsein
Ohnmaßen stets besorgt — das Täubchen da
Sei reif und flügge schon und einzusperren
In Christierns Taubenschlag. Und wie's nun geht —

Sigbrit, die Mutter, war hierher gekommen
Aus Amsterdam, wo Alles Höker treibt,
Um einen guten Handel abzuschließen, —
Die schlägt wie eine Waare los die Tochter
An Christiern, und schickt das liebe, zarte,
Unschuld'ge Ding auf's Schloß zu einem Ball,
Und — nun Ihr wißt, wie sich das Alles macht,
Wie Unschuld man gefangen nimmt — das Täubchen
Von Amsterdam blieb mit geknickten Flügeln
Beim Prinzen diese Nacht. Seitdem ist Alles
Verrückt in Dänemark aus seinen Fugen.

Zweiter.

Wie das? — Ihr macht mich staunen; das ist nur
Ein ganz gewöhnlich Liebesabenteuer!

Erster.

Ja wohl, ein Abenteuer, das im Abgrund
Von bösen Mächten uns bereitet ward.
Sigbrit ist eine Her, das ist erwiesen,
Die in den Sternen lies't und Kräuterwerk
Zu mischen weiß, den Menschen zum Verderben.
Mit Fleisch und Bein verfiel ihr Christiern,
Der König — Gott beschütz' ihn, wie er uns
Beschützen mag! — Columbula, das Täubchen
Von Amsterdam, hält ihn mit Zauberkraft
In ihren Kreisen fest, und wie ein Geier
Sitzt neben beiden, die im Königreich
Jetzt Ein und Alles ist, die Mutter Sigbrit,
Des Königs, unsers gnäd'gen Herren, erster
Minister, die vordem mit Obst gemarktet,
Die Hökerin, des Adels Feind, der Bauern
Und Bürger Schirm, ein unersättlicher
Raubvogel, der auf unsern Reichthum stößt
Und unser Gut fortträgt in seinen Krallen.

Zweiter.

Neu, seltsam, böß'! doch sagte man in Deutschland,
Der König wolle jetzt mit Isabellen,
Der Schwester Karls des Fünften, sich vermählen.

Erster.

Doch wird sie, auch vermählt, dem König nicht
Vermählter sein, als, unvermählt, das Täubchen
Von Amsterdam, die runde Düveke.

(Sigbrit mit Jesper Brockmann tritt ein.)

Seht da! dort kommt die Hökerin! Verbeugt Euch!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Sigbrit, Jesper Brockmann.

Sigbrit (die Edelleute geflissentlich übersehend zu Brockmann).

Ich soll Gehör ertheilen — nun, ich will's, ich will
Heut gnädig sein und Audienz ertheilen;
Ich weiß, wie arg der Adel haus't, der Bauer
Auf seiner kleinen Scholle wird gedrückt,
In seinem Haus der Bürger. Soll man da
Nicht christlich sein? Viel ist bereits geschehn,
Der Adel beugt sich schon. Ihr sagtet mir,
Daß Edelleut', ihr stolzes Haupt gesenkt,
Die Knie gebeugt, Demuth im Angesicht, —
Was kümmert Groll mich, der im Herzen brütet?
Was sagt' ich doch?

Brockmann.

Daß Herrn von Adel sich
Gehör von Euch erbitten — das ist Wahrheit.

Sigbrit.

Schön! Ja so will ich's, so begehrt ich's längst.
In Staub mit ihnen! — wir sind alle Staub.
Doch was am staubigsten erscheint, im Auge
Des Adels wenigstens, das hat den Vortritt.
Die Abgesandten der Faröerinseln,
Die Bauern, die von Gottes Gnaden sind,
So gut wie König Christiern, laßt zuerst
Theilhaftig sein der Gnade, einzutreten.
Vornehmer ist der Bürger schon, ich meine
Den Kopenhagner Kaufmannstand; der soll
Dem Bauer folgen, und zuletzt der Adel —
Zuletzt, hört Ihr's? der ist nur wie ein Schweif,
Das Letzt' am Thier, das wedelt, freundlich thut
Und mir den Staub hier von der Diele kehrt.
In einer Stund' ertheil ich Audienz.

(Brockmann ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Jesper Brockmann.

Erster Edelmann (sich der Sigbrit demüthig nähernd).

Frau Sigbrit! habt die Gnad', Euch hier empfehlen
Zu lassen einen wackern Edelmann,
Rahbeck von Laaland, der aus Deutschland kam,
Wo er den Wissenschaften obgelegen.

Sigbrit.

Seid mir empfohlen, Herr! Doch scheint's, Ihr wähltet
Nicht gut so Zeit als Ort; Ihr drängt Euch auf,
Verlegt den Weg, kreuzt die Geschäfte mir
Und zwingt mich, Rede Euch zu stehn. Doch sollt Ihr
Mich gnädig finden, Herr! — bedürft Ihr was,
So sagt es rund heraus! Ich lege gern
Fürsprache bei dem König ein; denn seht,
Ich bin ein Weib nur, niedern Stands, und habe —
Ihr wißt's am besten selbst — nur wenig Macht.
Aus Deutschland kommt Ihr, Herr? da will sich
Bereiten etwas wider Rom; wir hörten,
Ein Mönchlein habe sich in Wittenberg
Erkühnt, die alte Lehr' zu stürzen. Bringt
Mir keine Neuerung nach Dänemark,
Wenn gnädig Ihr mein Antlitz finden wollt —
Hört! keine Neuerung! wir haben so
Genug am Alten schon, am Sauerteig
Des Adels, der sich unsern besten Plänen
Mißwillig widersetzt. Macht eine Ausnahm'
Von Eurem Stand, wollt Ihr mich gnädig finden!

(Beide Edelleute ab.)

Vierter Auftritt.

Sigbrit (allein).

Die stolze Adelsfrypschaft! Alles beugt
Die Knie vor mir, der Hökerin! Sie schäumen!
Ich trotze ihnen — ich bin Königin
Im Lande hier, in Schweden und in Norweg.
Drei Königreiche hören auf mein Wort;
Man wittert's in Stockholm, wenn ich die Stirn
In Falten zieh'. — Doch kommt ein schweres Schicksal,
Die Isabell' — die ich Jesabel nenne —
Gelang' es ihr, den Zauberkreis zu stören,
Den ich durch meine Klugheit, schwarze Kunst
Und meiner kleinen süßen Dübecke
Schönheit und Reiz um Christiern zog, dann heißt es:
Leb wohl, Frau Sigbrit! Tritt nun ab! Hier ist
Die Stellvertreterin, die Vicewirthin
Des Landes Dänemark, die Hochgeborne,
Die nichts hat als Geburt, ein wenig Mitgift,
Ein wenig blasse Schönheit, einen schmächtig
Gebauten Leib und auf der weißen Stirn
Das Diadem, das ein verstandlos Haupt
Zu einem Standeshaupte umprägt. Fluch
Dem Pfunde Gold, das man so dumm verschwendet!

(König Christiern tritt auf.)

Fünfter Auftritt.

Sigbrit, Christiern.

Christiern.

Gott's Tod, Frau Sigbrit! welch' ein Ungewitter
Braut da auf Eurem finstern Angesicht!
Gott's Tod, was fehlt Euch? — Ist nicht heut ein Tag
Der Fröhlichkeit? — Schon wimpelt's stolz und lustig
Vom Schiffe her, das heut ein köstlich Gut,
Ein junges Weib, mir in den Hafen führet.

Sigbrit.

Ein junges Weib! — Was ist Euch Dübecke? —
Wenn jene landet, muß mein süßes Täubchen,
Die Dübecke, hinaus in's offne Meer
Und schifft mit Trauerflaggen in den Tod.
Ihr nennt mich in der schwarzen Kunst erfahren.
Wär' ich's, so rührt' ich auf das Meer, ich mischte
Gewölk zusammen, schwarz Gebräu, ich ließ,
Wie zack'ge Pfeile, Blitze niederfallen
Aufs Brautschiff und versenkt' es in das Meer
Und rieb es an verborgnen Klippen morsch
Zu Staub sammt dieser Königin Jesabel. —
Ein junges Weib! Was ist Euch Dübecke?

Christiern.

Gott's Tod, Frau Sigbrit! Ihr seid bissig heut,
Ihr, so verständig sonst!

Sigbrit.

Und Ihr heut sehr
Bei Laune, Herr! Ihr, so verdrießlich sonst.

Christiern.

Ich denk' an Dübecke — ja, grade heut!
Nie fühlt' ich mehr, daß sie allein mein Weib,
Allein die Königin, die mich beherrscht,
Mir werther tausendfach, als ich mir selbst,
Daß sie mein zweites Augenpaar, mein zweites,
Mein erstes Herz, mein Trost in Herrschermüh'n,
Der Balsam, der sich kühlend an die Wunden
Der Brust mir legt, das süße Sommerlüftchen,
Umfächelnd meine schwüle heiße Stirn.
Sie ist mein Herr, der Ehfrau Herr bin ich.
Die Liebe gab mir Dübecke, das Weib
Die Politik. Was soll mir werther sein?
Gott's Tod! Was werther sein? Setz' ich ein neues
Gestein an meine Krone, etwa einen
Rubin, Smaragd, des größern Glanzes wegen,
Verliert der Diamant den Werth deßhalb?
Seht, solch ein Diamant ist Dübecke,
Das Hauptjuwel am Lande Dänemark.

Sigbrit.

Segn' Euch der Himmel, Herr! für solch ein Wort!
Ihr tröstet Mutter Sigbrit recht im Herzen.

Christiern.

Ich freie, ja! wie konnt' ich anders thun!
Die Dübecke gebt mir ein Söhnlein wohl,
Ein liebes Töchterlein, doch keinen Prinzen,
Nach meinem Tod zu sitzen auf den Thron.
Verschwägert bin ich nun dem Kaiser Deutschlands,
Dem mächt'gen Karl. Mein Ohm, der gute Kurfürst
Von Sachsen, hat die Werbung frisch betrieben
Und eine tücht'ge Mitgift uns besorgt.
Das darf man doch so von der Hand nicht weisen.

Sigbrit.

Ha! eine tücht'ge Mitgift?

Christiern.

Ja, Frau Sigbrit!
Zwei hundert funfzigtausend Gulden sind's.

Sigbrit.

Schön! damit läßt sich schon was Wirthschaft treiben.
Zwei hundert funfzig tausend Gulden! Nun —
Ein goldner Nagel ist's, womit man gern
An's Kreuz der Ehe sich schlagen läßt. Ich denke,
Man läßt sich kreuz'gen wohl um solchen Lohn.
Das Geld entschuldigt Alles, was man braucht,
Das kostet Geld, und jede Waare wird
Erkauft mit Geld — man kann genug nicht haben.
Nur, rath' ich Euch, vergeßt mein Täubchen nicht —
Sie liebt Euch, Herr! — o daß ich's sagen könnte,
Wie sehr! — Sie lebt in ihrer Liebe nur,
Und außer ihrer Liebe kennt sie nichts,
Thut, denkt sie nichts! Des Himmels Rache treff' Euch,
Verläßt Ihr sie! So stehen Euer Sterne,
Daß Ihr vereinigt nur des Glückes Fülle
Genießen könnt! Das hat der Meister Simon,

Der wohl erfahren in der schwarzen Kunst,
Mir prophezeit! — Verlaßt mein Täubchen nicht!

Christiern.

Gott's Tod, Frau Sigbrit! Böse macht Ihr mich.
Treibt's nicht zu arg. Es wohnt in meiner Brust
Ein schlimmer Dämon, der nicht Recht noch Sitte
Mehr anerkennt, braust er nur einmal auf.
Die Düvecke allein hält ihn zu Boden —
Sagt mir, wie ließ ich jemals Düvecke?

Sigbrit.

Ich glaub', ich will Euch glauben, Herr! — doch wie
Vertragen sich die Ehfrau und Geliebte
In Einem Haus und unter Einem Dach?
Das geht nicht an, daß sie so nahe hausen.

Christiern.

Das Alles hab' ich vorbedacht — ich schenke
Der Düvecke das Schloß Holdör, das nah
An Kopenhagen liegt, und außerdem,
Besucht die Hauptstadt sie, mein Wohnhaus am
Amacker Markt — Ich denk', Ihr seid's zufrieden.

Sigbrit.

Die Hände küss' ich Euch dafür.

Christiern.

Was, Sigbrit!
So stolz, — und einen Handkuß! Pfui, ein solch
Gering Geschenk ist dessen nimmer werth.

Sigbrit.

Wer giebt, der soll auch nehmen, König Christiern!
Ich habe nichts, drum küss' ich Euch die Hände.

Christiern.

Sigbrit! Ihr sprecht gewaltig zierlich heut. —
Ich gehe jetzt zur Düvecke und tröste
Das arme Täubchen, daß es nicht zu bang
Der Zukunft denken mag. Ihr, Mutter Sigbrit!
Ertheilet Audienz und sorgt aufs Beste
Fürs Wohl des Staats! denn schwerlich möchte heut,
Wo bald der Brautzug durch die Stadt soll gehn,
Der arme König Christiern Ruhe finden —
Vielleicht beim Täubchen — eine kurze Zeit!
Gott's Tod! Wie ängstet diese Hochzeit mich!

(Ab rechts ab.)

Sechster Auftritt.

Sigbrit (allein).

Den hab' und halt' ich fest. Nun, Düvecke!
Zwei Schlösser hast Du jetzt — nun bist Du reich!
Recht königlich bist Du nun ausgestattet!
Isabella, nur heran!
Doch wenn's geschiehet, daß Deiner Schönheit Zauber
So übermächtig ist und mir den Kreis
Zerreißt, den um den König ich gezogen,
So sieh' ich euch, ihr unterirdschen Mächte,
Aus Herzens Tiefen an: laßt hin ihr schrumpfen
Den schönen Leib, welk laßt die Haut ihr werden,
Die weiße zarte Haut um Stirn' und Wang',
Mit Runzeln segnet sie und garst'gen Falten,
Greis macht das Haar ihr, all die Wollustschlangen,
Die ringeln, züngeln all um ihren Hals,
Laßt sie in einem Mond um Jahre altern,
Schlagt auf ihr Haupt und nehmt ihr die Vernunft,
Macht liebedränkig ihr Gemüth und bettet
Sie mit des Hofs geringstem Knecht zusammen,
Bis sie ein Aschen ist vor aller Welt —
So ist mein Spruch, so betet Mutter Sigbrit!

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Zimmer der Düvecke. Düvecke und Anna.

Anna.

Nun seid Ihr ausstaffirt gleich einer Kön'gin;
Ja, glaubt's nur, Düvecke! — das goldne Stirnband,
Der Gürtel und die Kett', das ist ein Schaustück!

Düvecke.

Gleich einer Kön'gin — geh, Du schmeichelst, geh!
Ich habe Eitelkeit genug im Herzen!
Könnt' ich nur beten, Anna!

Anna.

Beten! Was
Euch da nur einfällt! beten! — Ja, ich sag' Euch,
Aufnehmen könnt Ihr's mit der Kalf'rin selbst,
Und dürft Euch nicht vor Isabellen fürchten.

Düvecke.

Doch — doch! Man spricht von ihrer Schönheit viel.
Wie mir das Herz beklemmt ist! Anna, nimm
Das Stirnband mir hinweg! Es drückt mich stark.
Hinweg, hinweg! — (Sie nimmt das Stirnband vom Haupte.)
Die Kette auch! Das Alles
Ist eitler Tand und böser Weltlust Speise.
Das hilft mir nichts, zu glänzen neben ihr,
Die Kön'gin ist und strahlt von Königsschmuck.
Ganz einfach, Anna! einfach will ich gehn,
Wie damals, als zum erstenmal mich sah
Der König Christiern auf dem Ball zu Bergen.
Glückselig unglückel'ger Tag! — Was frommt mir
Der königliche Schmuck? — Ach Anna, Anna!
Bin ich denn Königin? — Ich bin nur eines Königs
Geliebte, eine — Weh! — Mit Fingern zeigt man
Auf mich, erschein' ich vor dem Volk. Ach, Anna!
Bleib Du mir treu nur! Ach, wie lang, so werd' ich
Vergessen sein vom König Christiern.
Das wär' auch gut. Ich denke, Sünde ist's,
So leben, wie ich leb' — ach, Anna, Anna! —

Anna.

Ihr weint? — Wahrhaftig, gute Düvecke! —
Laßt doch die Thränen! Sie entstellen Euch
Das hübsche Antlitz, wie den Spiegel trübt
Ein leiser Hauch!

Düvecke.

Sag, Anna! wird der König
Mein noch gedenken in der Gattin Armen?
Nein! wie ein Spielzeug, ist man's überdrüssig,
Wirft er mich fort — gieb Acht! er wirft mich fort,
Und denkt nicht mehr der armen Düvecke.

Anna.

Doch denkt er Eurer und vergißt Euch nicht;
Ihr seid so schön, so schön, und gut dabei,
Sein guter Engel seid Ihr, Ihr allein!

Düvecke.

Meinst Du? meinst Du? — Was für ein Kind ich bin!
Ich lach' und wein' — es ist wie Regen fast,
Darein die Sonne strahlt. — Ob er mich nicht
Besuchen wird, nur einen Augenblick,
Ein Viertelstündlein nur? — Brich mir die Rose
Vom Strauch doch ab, der dort im Fenster steht.
Kommt er und sieht die Ros' in meinem Haar
Und hier das Kreuz an meiner Brust, so denkt er
Der ersten Stund' in Bergen wohl, als ich
Zum Ball geladen ward und ich mit ihm
Den Reigen aufgeführt — wie glüht' ich da!
Nicht röther war die Ros' in meinem Haar!

(Anna bricht Düvecke die Rose, welche diese in das Haar steckt.)

Anna.

Ihr seid ein glückliches Geschöpf, so schön,
So schön — auch Norden Ihr huldigt Euch; Ihr laßt
Ihn allzusehr doch schmachten, Düvecke!

Düvecke.

Der Norden — ei! ein hübscher Mann!

Anna.

Und brav,
Und so verliebt!

Düvecke.

Pfui, Anna! — Sieh!
Was sprichst Du doch! Verliebt! — Ich denke gar nicht
An ihn —

Anna.

Zuweilen doch —

Düvecke.

Zuweilen,
Und gerade, wenn ich sein nicht denken will.
Ach! es ist sündhaft, das nur auszusprechen.

Anna.

Besucht er Euch, so weis't ihm doch die Thür —
Ich ferig' ihn ab mit kalten nackten Worten.
„Die Düvecke ist nicht zu Haus, für Euch,
Schloßhauptmann, nicht zu Hause," und so fort.
Meint Ihr?

Düvecke.

Geh, Anna geh! Du stellst Dich heute
So unverständig an! Unhöflich wär's,
Dem braven Manne so die Thür zu weisen.
Was that er Dir?

Anna.

Bedenk' ich's recht, so ist's
Auch wirklich Sünde nicht, verliebt zu sein,
Zumal in Euch.

Düvecke.

Geh, Schwätzerin! verlaß mich!
Ach, diese Weltlust — geh! ich muß nun beten
Still und allein — wie sehr bedarf ich's doch! —
Geh, gute Anna, geh! Gebet vor Menschen
Hat keine Kraft und ist nur eitel Tand.
(Anna hinaus.)

(Während Düvecke vor einem Crucifix betet, tritt König Christiern ein und betrachtet sie eine lange Zeit schweigend.)

Achter Auftritt.

Christiern und Düvecke.

Christiern.

Du betest, Düvecke — leg auch für mich
Ein Wort beim Himmel ein! Wer weiß, wie ich
Da angeschrieben bin.

Düvecke.

Herr! wie Ihr mich
Erschreckt doch habt! Gewiß, ich dachte Eurer
Und meiner und der ganzen Welt — gewiß!
Und glaub', ich fand, daß Ihr im Himmel auch
Gut angeschrieben seid.

Christiern.

Vielleicht in Deinem,
In Deinem Himmel, Düvecke! Ich brauche
Auf Erden keinen sonst, als Deiner Liebe
Beglückt beglückenden Himmel, Düvecke!
Den Himmel, der in Deinen Augen glänzt
Im sel'gen Blau, den Himmel, der sich glühend
Auf Deine Lippen senkt wie Morgenroth,
Davon der Wangen Röth' ein Abglanz ist,
Wie Morgenroth sich in der Fluth verklärt,
Den Himmel Deines lieben Angesichts,
Darum der Haare goldne Strahlen fließen
Wie Sonnenstrahlen eines Frühlingstags,
Den Himmel, drum ein ew'ges Lächeln spielt
Und Blicke, fallenden Sternen gleich, von denen
Ein Kind wohl glaubt, sie seien Engelsboten —
Den Himmel nur begehr' ich, keinen sonst,
So lang ich noch an meinem Bettelstab,
Dem Königsscepter, durch das Leben schwanke,
Ja, schwanke, Düvecke! denn allzuglatt
Ist einer Königsherrschaft Grund und Boden,
Man gleitet mehr drauf aus, als daß man schreitet.
Komm, setzen wir uns und plaudern wir zusammen
Ein Weilchen nur! (Sie setzen sich.)

Düvecke.

Ihr plaudert schon, mein König!

Und laßt mich ganz und gar zu Wort nicht kommen;
Doch plaudert Ihr so süß — Ihr kennt mich schon:
Ich bin ein Weib, und habe nichts, ach nichts,
Als so ein wenig Schönheit, meinem Herrn
Und königlichem Freunde zu gefallen.
Sein einzig Gut hört man so gerne rühmen,
Damit man weiß, es sei noch da, man hab' es
Noch nicht verloren und sei arm geworden.

Christiern.

Und hier Dein Herz?

Düveke.

Ist gar mein Gut nicht mehr,
Ist ganz das Eur'ge, Herr! damit zu schalten,
Wie's Euch beliebt.

Christiern.

Wie's mir beliebt! Ja viel
Belieben hat ein König, Kind! Er will
Auch herrschen, wo er liebt, und meine Herrschaft
Bei Dir ist nur der Wunsch, von Dir beherrscht
Zu sein im Denken, Lieben, Thun und Wollen.
Ein König, Kind! gehört zu Deinem Hofstaat,
Du hast mich närrisch oft gemacht, ich fürchte,
Dein Hofnarr bin ich, bunt ist meine Tracht
Von Seufzern, sehnsuchtathmenden Gefühlen
Und liebeblitzenden Empfindungen.
Die Schellenkappe fehlt in Wahrheit nicht,
Das ist die Kron' — und eine Pritsche hab' ich,
Den Scepter — und ich selber bin ein Narr,
Der Dein' und mein', denn oft närr' ich mich selbst
Mit wilden traurigen Gedanken, die ich,
Die königliche Spinne, um mich webe.
Doch das gehört zur Sache nicht — Gotts Tod!
Wie sehr langweil' ich Dich!

Düveke.

Nicht das, mein König!
Doch wie ich bin, ein unverständig Weib,
Das wenig nur gelernt hat und erfahren,
Kann ich so hohe Worte nicht verstehn.
Doch hör ich Euch — Drum hör ich Euch mit Lust,
Vernehmend meinen lieben, lieben Herrn!

Christiern.

Ach, gute Düveke! ich bin heut weich,
So weich gestimmt, und matt von schwerer Last
Ist mir das Herz gedrückt. Du hast es doch
Vernommen schon —

Düveke.

Was? theurer Herr!

Christiern.

Noch nicht?
Wie sag' ich dir's? — Ja, Düvekchen! ich werde —
Ich bin ein Bräut'gam, ach, kein glücklicher,
Gotts Tod, kein glücklicher!

Düveke.

Mein König!
Kein glücklicher? — Warum heirathet Ihr?
War ich Euch nicht genug? — Nun denn, vergeßt mich,
Die arme, arme Düveke! die wird
Bald sterben müssen, und Vergißmeinnicht
Und Röslein werden sprossen um mein Grab —
Die pflückt, die pflückt, mein König! und gedenkt
Der armen Düveke! Die pflückt zum Strauß
Und reicht ihn Eurer königlichen Frau
Und sagt: Das ist der Gruß der Düveke,
Die mich geliebt und die vor Gram gestorben.
Ach, hätt' ich keine Thränen, sprech' ich mehr.

Christiern.

Gotts Tod! mach Deine Augen nicht zu Wunden,
Daraus des Herzens reines Blut entquillt.
Nur Thränen nicht! Ich kann nicht Thränen sehen,
Es ist mir so, als säh ich Blut, und Blut
Zu sehen macht mir selber böses Blut,
Und läßt mich auf in schlimmer Wildheit gähren.
Nur keine Thränen, Düveke! Ich flehe
Dich an, halt Deine Augen trocken! Siehe
Die meinen —, sind sie feucht? Doch wein' ich, weine
Auch wie ein Kind, doch sichtbar nicht. Wer will Dich
Vergessen, Düveke? Du sagst es. Ha!
Verleumden willst Du mich. Ich Dich vergessen?
Viel eher denk ich mein nicht mehr, des Himmels,
Der Welt nicht mehr, der ew'gen Seligkeit
Und Gottes selbst nicht mehr. Wo treff' ich hin,
Und dächte Deiner nicht? Was thu, was denk' ich,
Und dächte Deiner nicht? Wann wär ich mild
Und zahm, was gegen meine Art und Wesen,
Und dächte Deiner nicht? — Nein! nimmer kann ich,
Darf ich Dich lassen, Düveke! um meinet,
Um meines Volks und meines Reiches willen.
Du bist der Engel, der mit Taubenflügeln
Um meines Innern Feuerstätte fliegt
Und aus die Flammen löscht, das Oel, das lindernd
Auf meines Herzens Wunden träufst, der Thau,
Der auf die gift'ge Blüthe fällt und ihr
Das Gift entsaugt. Nur weine, weine nicht!

Düveke.

Ach theurer Herr! Um Euertwillen! seht,
Ob noch ein Thränlein mir im Auge sitzt!
Gewiß nicht. Forderts nur, so lach' ich auch,
So viel, so stark Ihr wollt; begehrt Etwas
Von mir, was etwas Großes ist, und seht,
Ob ich's nicht thue, Euch zu Lieb!

Christiern.

Du bist
Mein Weib, mein Weib, Du Süße! Du allein!
Die Krone mag man theilen, Thron und Reich,
Ich will es dulden, aber hier im Sitz
Der Liebe, hier in Deinem Herzen, will ich
Allein der Herrscher sein, der Knecht, der frohe
Gefangne, angeschmiedet rechts und links
An Deines Herzens Wand, die liebesstarke!
Geliebte Du! — Was ist die Ehfrau mir?

Düvecke.

Doch, König, doch — des Himmels Segen ruht
Auf solchem Bund — der unsre, weh! ward nicht
Von Gott gesegnet und nun jetzt, ach jetzt —
Wo flücht' ich mich vor meiner Liebe hin?

Christiern.

Zu mir, zu mir, an diese Brust! Ich schütze
Vor jedem Fluch und dem Gewissen Dich!
Ist Liebe bös? hat Liebe ein Gesetz,
Das ihr verbietet, was sie ist, zu sein,
Was sie nicht anders sein kann — Liebe? — Liebe
Ist ein Gesetz, das ihr befiehlt, zu sein,
Ist priesterlich, auch ohne Priesters Wort,
Ist kirchlich, ohne Kirche, ist geweiht,
Auch ohne Weihe, ist gesegnet, ohne
Der Kirche Segen auch. So sag' ich Dir
Unträglich, denn die Liebe spricht's, und Liebe
Ist ohne Trug und wandelt nicht im Argen.

Düvecke.

O Herr, beredter als ein Priester wißt Ihr
Zu wenden Eure Worte und Gedanken,
Wie lauter Schlänglein, bunt und lieblich schillernd.
Ein Netz habt Ihr geflochten und darin
Gefangen mich, die thör'gte Düvecke.

Christiern.

Goldfischlein — Du! (Küßt sie.)

Düvecke.

Das war beredter noch.

Christiern.

Was?

Düvecke.

Euer Kuß!

Christiern.

Noch einen denn! (Küßt sie.)

Düvecke.

Zu viel,
Zu viel! (Wirft sich ihm um den Hals.)

Christiern.

Du Schlänglein, bunt und lieblich schillernd!
Du flichst so eben mir ein Netz! Wie komm' ich
Heraus! Du fängst den thör'gen Christiern!

Düvecke.

Goldkönig — Du! (Küßt ihn.)

Christiern.

Du rächst Dich gut, mein
Täubchen!

Düvecke.

Noch einen denn! (Küßt ihn.)

Christiern.

Zu viel, zu viel! — Doch sei
Ein wenig ernst nun, Düvecke! Ich habe
Auch ein Geschenk für Dich.

Düvecke.

Geschmeide? Tragt Ihrs
Bei Euch?

Christiern.

Nein! in der Tasche nicht, dazu
Ist's gar zu groß.

Düvecke.

Was ist's?

Christiern.

Ich sehe,
Geschmeide hast Du schon genug. Die Rose,
Das Kreuz — der schöne Tag in Bergen! —

Düvecke.

Herr!
Erröthen macht Ihr mich! —

Christiern.

Nun schämt die Rose
Sich ihrer schlechtern Röthe — und erbleicht.
Ja, das Geschenk! — danach mußt Du Dich selber
Umsehen wohl, mein Kind! zwei Schlösser sind's,
Das Schloß Hoidr, dazu das Wohnhaus am
Amacker Markt —

Düvecke.

Gotts Tod!

Christiern.

Gotts Tod! Du ahmst mir
Zu weiblich nach, Du drollig Täubchen Du!
Gotts Tod! Ich seh, verlassen muß ich Dich —
Die Zeit läuft um.

Düvecke.

Wohin?

Christiern.

Zum Hafen, dort
Die junge Braut mir einzuholen. Ach,
Es ist ein nüchternes Geschäft.

Düvecke.

Warum
Heirathet Ihr, wenn's Euch nicht recht? Ich denke,
Man lebt im alten Gleis am besten fort.

Christiern.

Ja, Düveckchen! das ist nur eine Heirath
Aus Politik.

Düvecke.

Aus Politik? was ist das?
Ich weiß es nicht.

Christiern.

Glaub's gern! Dein Studium
Sind Herzenssachen, doch die Politik
Ist eigensüchtig und beschäftigt sich
Bloß mit sich selbst; nicht Herz noch Glauben hat sie,
Nur Linien und Zahlen und die Neigung,
Die Leiber zu verkaufen und die Seelen,
Was nah sich steht, zu trennen, und zu binden,
Was fremd sich war und hätte bleiben sollen.
Die Liebe ist der Tod der Politik,
Die Politik der Liebe. Ja, es klingt
Fast sonderbar, selbst hassen kann sie nicht,

Berechnen kann sie nur, doch nimmer fühlen,
Und so, aus Politik berechnend, schweig' ich
Von meiner Heirath Grund und Ursach, Kind!

Düvecke.

Ich eine böse Wissenschaft! gehört
Wohl in die schwarze Kunst?

Christiern.

Kann sein! — Und nun
Leb wohl, Columbula! auf Wiedersehn!
(Wie er fortgehen will, tritt Torben Orr, der Schloßhauptmann, ein.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Torben Orr.

Christiern.

Gotts Tod! Herr Torben Orr hier?

Torben (kniet, faßt sich aber).

Mein König!

In meiner Pflicht! Prinzessin Isabella
Erwartet Euch im Hafen, einzuziehn.

Christiern.

Ja so, ja so! das hätt ich fast vergessen.
Ich bin heut aufgeräumt, weiß nicht, warum —
Doch bin ich's — aufgeräumt. Hier, Düvecke!
Das ist ein wackrer Mann, der Schloßhauptmann,
Der Torben Orr — dem, mein Täubchen, darfst Du
Dich anvertrau'n! Er wahrt die Schlösser fest.
Bleibt hier, mein Hauptmann! Unterhaltet sie,
Die gute Düvecke! Columbula,
Leb wohl! (Klopft Torben auf die Schulter.)
Ein ehrenfester Mann!
(ab.)

Zehnter Auftritt.

Düvecke. Torben Orr.

Torben.

Der König
Scheint heut vergnügt; ihn macht die Hochzeit fröhlich.
Nicht, Jungfer Düvecke?

Düvecke.

Die Hochzeit? Nein!
Herr Schloßhauptmann! — Gewiß, die Hochzeit nicht.
So geht er stets von mir. Ich weiß, wie ich
Die fal'ge Stirn ihm glätte, ist er trüb;
Ich weiß und weiß es nicht — es macht sich so,
Ganz ohne Arerd' und Absichtlichkeit.

Torben.

Ja! Jungfer Düvecke! wer sah Euch je,
Und lüge böses Wetter über ihm,
Deß Herz nicht fröhlich ward? — Ihr seid nicht anders,
Wie Märzenluft, wie erste Frühlingssonne,
Die thaurn macht das Eis, das um das Herz
Der Erde starrt und weg den kalten Schnee
Aus ihren Adern schmilzt. Dann jauchzt es rings,
Und Lerchen steigen wirbelnd in die Höh,
Gesangesblumen, deren Schall wie Duft
Zum Himmel sich erhebt, und Veilchenklang
Und der Vergißmeinnicht Gesang, und Läuten
Schuldloser Schneeglöckchen tönt im Farben-
Zusammenklingen durch die würz'ge Luft.
So seid Ihr, Düvecke! und mehr als Wort
Und Bild Euch zeichnen kann.

Düvecke.

Fürwahr, Ihr bindet
Von Worten da ein schönes Sträußlein, Herr!

Torben.

O würde jeglich Wort doch eine Blume,
Zu schmücken würdig Euer schönes Haupt
Mit voller Pracht schamhafter Rosengluth!

Düvecke (schlägt ihn mit der Rose, die sie vom Haupte genommen hat, auf den Mund).

Wär' diese Ros' ein Siegel doch, zu schließen
Damit den Mund, den Ihr viel schlechter wahrt,
Als Eures Königs Schloß!

Torben.

Mit Rosen, Jungfrau,
Mit Rosen straft Ihr mich? — Ist Euer Antlitz
Doch selber eine Ros'! O, gebt mir die
Und legt sie so wie jen' auf meine Lippen!

Düvecke.

Was sagt Ihr doch? — Ein unberathen Weib,
Wie mich, mit goldnen Worten zu umstricken,
Ist gar ein leichtes Ding! Doch seht nur, Herr,
Ich drehe mich aus Eurem Netz heraus
Und schlag' ein Schnippchen Euch, ja seht, ein Schnippchen.

Torben.

Gleich einem Schmetterling mit flücht'gen Schwingen,
Den Wind und Laune treibt, so gaukelt Ihr
Da vor mir, Düvecke! ein lustiges
Frühlingsgebild. Könnt' ich Euch fassen nur!
Wie ich mit Euch doch dran bin, möcht' ich wissen.

Düvecke.

Herr Schloßvogt! ernsthaft, bitt ich. Aufgelegt
Bin ich zum Scherz und laß mir gerne schmeicheln,
Wie es des Weibes Art; doch scheint's, Ihr gehet
Ein wenig wie ein Wildschütz über Euer
Gehege hinaus, und wollt ein wildes Täublein
Erjagen Euch. Ich bitte, hütet Euch,
Denn einen hohen Gönner hab' ich, Herr,
Der König ist in dreier Völker Ländern,
Und doch am liebsten bei der Dürcke
Hoflager hält.

Torben.

Da ist er gut gebettet.
Doch Düvecke, Ihr seid so schön, und Schönheit
Soll allbeglückend sein, wie Luft und Sonne,
Nicht Königsgut allein. Wie ich Euch liebe,

Liebt Euch der König nicht. Ich kann Euch bieten,
Was er nicht bieten kann, ein ehlich Daſein
Und einen Hausſtand, drin Ihr Herrin ſeid,
Und Mutter Sigbeit iſt's, die mich begünſtigt.

Düvecke.

Wie Ihr zu ſcherzen wißt! Ihr plaudert lieblich,
Gleich wie ein Kind, lallt es ein Mährchen nach,
Das ihm die Baſe vorgeſagt. Ich ſcherzte
So gern mit Euch, nähm' Euer Antlitz nicht
Den eignen Wundes Scherz ſo ernſthaft auf,
Als ob er Wahrheit wär' und Herzensmeinung.

Torben.

Sagt, Jungfer Düvecke! verſteht der König
Stets ſo wie heut voll Freundlichkeit zu ſein
Und gnädiger Herablaſſung? Es iſt
Sonſt ſeine Art nicht ſo.

Düvecke.

Das wäre Unart.
Ich weiß zu zähmen ihn und ſagt's Euch ſchon.

Torben.

Iſt das derſelbe Mann, der die Beſatzung
Des Schloſſes Elfsburg niederhauen ließ,
Die ſich auf Gnad' und Ungnad ihm ergab?
Derſelbe Mann, der Herlof Hoddefad,
Den er zu Boden warf, mit eignen Händen
Grauſam am Hals ihn faſſend, todt gewürgt?
Derſelbe Mann, der —

Düvecke.

Haltet ein! das that
Der König nicht.

Torben.

Er thats, und mehr als das.
Berſerkerwuth iſt in ihm, die geweckt
Selbſt ſeine Lieb' in grimmigen Haß verwandelt
Und in den Methtrank ſeiner Zärtlichkeit
Berauſchenden Saft miſcht und ein tödtlich Gift.
O hütet, hütet Euch vor ihm! Es haftet
An ſeinen Fingern Blut, ja! ſchuldlos Blut,
Der Greiſe Blut, der Kinder Blut, das Blut
Ehrbarer Frau'n — an ſeinen Fingern haftet's,
Denſelben Fingern — die, ich mag's nicht denken —
Mit Eurer Hand geſpielt im ſanften Druck
Und Gegendruck empfangen und betaſtet
Der Schönheit Blume, die da vor mir blüht
In Euch voll quellender Luſt und Seligkeit.

Düvecke.

Der König — Ihr verleumdet ihn — O Gott!
Erzählt mir mehr — Nein! laßt es, Herr! Mich faßte
Entſetzen, glaubt' ich Euch, und lähme ſo
Voll Sündigkeit und Mild' und Friedſamkeit
Der König zur bethörten Düvecke.

Torben.

Fürwahr! Ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll,
Doch ſag' ich's Euch. Ihr freveit, Düvecke!
Am Himmel, theilt Ihr mit der Gattin Euch,
Ihr unvermählt, in König Chriſtiernes Gunſt.
Ihr freveit, Düvecke! Entreißt Euch ſchnell
Dem drohenden Verderben! Ihr verhöhnt
Der Kirche und der Sittlichkeit Geſetz
Und ſteht vor aller Menſchheit da — des Spottes
Zielſcheibe und der Kirche Aergerniß.

Düvecke (ſeine Hand faſſend).

O Torben, Torben!

Torben.

Dieſe liebe Hand,
Ich faſſe ſie, und halb ſeid Ihr gerettet.
Ihr ſollt ſie mir nicht mehr entziehn. Wir flüchten,
Wir flüchten, Düvecke! weit übers Meer,
In Eure Heimath, Düvecke!

Düvecke.

Mein Herz, mein Herz!
In Exilttern geht's! Wer gab Euch doch das Recht,
Das blut'ge Schwert der Rede mir zu ſtoßen
So tief ins Innerſte?

(Jauchzen und Zuruf hinter der Scene: Hoch Iſabella! hoch König Chriſtiern!)

Torben.

Da zieht herein
Die Königsbraut!

Düvecke.

Ob ſie wohl ſchön iſt, Torben?

Torben.

Schön iſt ſie, Düvecke! Seht ſelbſt hinaus!
Verſteckt Euch hinter dieſen Vorhang hier,
Und ſchaut hinaus!

Düvecke (aufjauchzend).

Ach, welch ein bunter Aufzug!
Welch eine Pracht! da iſt das Paar! Hoch ſitzen
Zu Wagen ſie, der ganz von Golde prangt.
Das iſt doch eine Luſt mit anzuſehn!

Torben.

Wie Ihr nun ſeid! — Vergeſſen iſt nun Alles,
Was traurig Euch gemacht! Ihr ſeid ja wie —

Düvecke.

Ein Kind, Herr Schloßhauptmann! — O ſprecht's nur aus! —
Ei, wie der König ernſt die Stirne runzelt —
Gebt Acht, er thuts um mich! — er denkt an mich! —
Er denkt an Düvecke! — Die Kön'gin ſchlägt
Ihr Auge nieder! — Jetzt, jetzt ſchlägt ſie's auf! —
O Himmel! ſie iſt ſchön, zwar marmorweiß,
Doch ſchön! Was bin ich Arme gegen ſie,
Ich ſchlichtes Weib? — Nun wird der König meiner
Vergeſſen bald, wie bald! — Was bin ich doch? —
Betrübt zum Sterben bin ich, ganz verarmt,
Verlaſſen ganz und habe keinen Freund.
(Eilt mit dem Haupt auf das Fenſtergeſims.)

Torben.

Seltſames Weſen! — Und ſo lieblich doch! —

Nah steht Dein Freund! Zwar König nicht, doch reicher
An Liebe, als der König, Düvecke! —
Mein Glück umfaß ich hier, mein maßlos Glück!
(Er umfaßt sie.)

Düvecke.

Hinweg, Hinweg! Auswein'n will ich mich
In stiller Einsamkeit, und beten — beten!
(Rasch ab nach ihrer Kammer. Torben sieht ihr verwundert nach. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Hofgarten. Faaburg und Niels.

Faaburg.

Ein schönes Weib, die Königin!

Niels.

Etwas blaß.

Faaburg.

Wie frischgefallener Schnee. Ihr Gesicht gleicht einem Maienglöcklein. Es klingt und duftet darin. Ich möchte wohl der Schmetterling sein, der mit dieser Blüthe duftet.

Niels.

Ha ha! Schmetterling Ihr! — Ein Raubvogel! — Erst neulich habt Ihr mich im Würfelspiel ausgebeutelt und unter den Töchtern des Landes haust Ihr arg. Man kennt Euch bereits in ganz Kopenhagen.

Faaburg.

Das ist schön! — Ich möchte der dänische Alcibiades sein!

Niels.

Der dänische Alcibiades! — Seid Ihr toll? Ihr belagert statt Byzantium höchstens eine Dirne und schlagt Eure Schlachten im Spielhause. Uebrigens traut Euch kein Mädchen in Kopenhagen mehr.

Faaburg.

Die Königin ist keine Kopenhagnerin!

Niels.

Nehmt Vernunft an! — Was wollt Ihr mit der Königin? — Sucht Euch lieber unter ihren niederländischen Jungfern ein Dirnlein aus, Ihr — Schloßschreiber!

Faaburg.

Gemach! — Ich muß jetzt einen großen Feldzugsplan eröffnen und gegen zwei Parteien anrücken. Schloßschreiber — wie wenn das Schloß bleibt — und der Schreiber sich in einen Hauptmann verwandelt!

Niels.

Also Schloßhauptmann! — Was Ihr sagt! — Alcibiades Schloßschreiber, nennt mir doch Euren ersten Feldzugsplan! Ihr wißt, daß ich zu Eurem Generalstabe gehöre.

Faaburg.

Es ist mir so ein Licht über Torben Ore und die Düvecke aufgegangen. Mit diesem Lichte leuchte ich Torben Ore, meinem Vorgesetzten, heim. Ich bin der nächste zum Schloßhauptmann — Was?

Niels.

Ah, Ihr wollt den Angeber spielen und aus der Schule plaudern! Recht so! das thut und macht mich zu Eurem Schloßschreiber — denn was meine Taschen hier betrifft, die leiden jetzt am Heißhunger und murren aus ihrem Hinterhalt wie hungrige Wolfsmägen nach Sättigung. Ich muß durchaus darauf bedacht sein, mir innerhalb der menschlichen Gesellschaft eine ehrliche Stellung zu erwerben. Euer Posten ist mir gerade recht. Falsche Würfel und falsche Rechnungen! —

Faaburg (fährt auf).

Was wollt Ihr damit sagen?

Niels.

Ohne Anspielung! — Warum bezieht Ihr's auf Euch?

Faaburg.

Durchaus nicht! — mein Gewissen ist rein —

Niels.

Aha! — nun, wir verstehen uns und wollen nicht hadern. Wir existiren nur Einer durch den Andern.

Faaburg.

So ist's! — Aber was Torben Ore betrifft, der ist in die Düvecke verliebt, unsäglich, mehr als man glauben kann. Jeder Verliebte muß einen Ableiter seiner Gefühle haben, und der bin ich für den Schloßhauptmann.

Niels.

Da traf er den Rechten — linkisch seid Ihr in solchen Fällen nicht.

Faaburg.

Oh, ich red' ihm gut zu und ziehe ihn an dem Narrenseile meiner Rathschläge und Tröstungen immer tiefer in den trostlosen Abgrund seiner Liebe. Sitzen wir, um zu rechnen und zu schreiben, so bricht's los und er phantasirt von Düvecke; schläft er, so spricht er im Traume von Düvecke; kleidet er sich an, so denkt er an Düvecke. Wie wird ihr die Spitzentraufe hier am Hals gefallen? Der neue Waffenrock? Die Falten an den Beinkleidern? Diese Fragen stolpern eine über die andere. Kommt er von der Düvecke, so sind sein Herz und Kopf trunken und seine Phantasie taumelt über alles Maß hinaus.

Niels.

Darüber wird mancher Rechnungsfehler unbeachtet durch Eure Finger gehn.

Faaburg.

Still davon! — Einige von meinen Kundſchaftern wollen ihn neulich, bei dem Einzuge der Königin, am Fenſter ſtehen geſehen haben, die Arme um den Leib der Jungfer inbrünſtig ſchlingend. Das reicht für den Gottstod Chriſtiern hin. Gebt Acht! ich führe ein Gewitter über Torben Oxe herauf und mache mir die Luft rein.

Miels.

Dieſer Feldzug gegen die eine Partei iſt gut angelegt. Nun der gegen die zweite.

Faaburg.

Gegen die Königin —

Miels.

Noch immer?

Faaburg.

In lauter Liebe! — Verlängert doch vorſtellungsweiſe meine Ausſichten! — Wenn ich Schloßhauptmann bin! — Hat der König ſeine Düvecke, mag die Königin ihren Faaburg haben! — Meinetwegen aus Rache, aus Eiferſucht! — Bin ich nicht eine männliche Schönheit?

Miels.

Eine ausgewetterte! Trümmer ſind da —

Faaburg.

Um ſo anziehender! Sie verlocken durch einen gewiſſen Abendrothſchein der Wehmuth, der ſich über ſie verbreitet. Nichts reizender für ein Weib, als ein Mannsgeſicht, worauf ſich ein Schlachtfeld der Leidenſchaften abgeprägt hat.

Miels.

Auf Euer Geſicht borge ich, was den zweiten Plan betrifft, keinen Deut!

Faaburg.

Laßt uns hier würfeln, auf dieſem Stein! Mein Wurf für das Gelingen, Eurer für das Mißlingen. (Zieht zwei Würfel hervor.) Fangt an!

Miels.

Spielerei!

Faaburg.

Ein Orakel!

Miels (wirft).

Eilf! Ha ha!

Faaburg.

Noch nichts verloren! (wirft) zwölf! Ich lache zuletzt, alſo am beſten.

Miels.

Ihr ſeid ein Kind des Glücks.

Faaburg.

Alſo ein Baſtard! Das Glück erzeugt nur Baſtarde! Laßt uns weiter würfeln — um irgend was! Wir ſind einmal im Zuge.

Miels.

Halt! da kommt Chriſtiern mit Iſabellen. Raſtet auf!

Faaburg (kehrt eilig die Würfel um).

Rückzug in's nächſte Gebüſch! Ich will im Geſicht der Königin leſen lernen.

Miels.

Da ſteht nichts drauf geſchrieben, als daß Ihr ein Narr ſeid.

Faaburg.

Keine Schmeichelei!

(Ziehen ſich Beide zurück. Der König und Iſabella treten auf.)

Zweiter Auftritt.

Chriſtiern. Iſabella.

Chriſtiern.

Sagt, wie behagt's Euch nun in Kopenhagen,
Seitdem die Feſtlichkeit verrauſcht, und Stille
In dieſe Mauern eingekehrt? Ich ſah,
Daß mit dem Jubel Eure Schwermuth wuchs.

Iſabella.

Der Garten hier iſt ſchön — ein friedlich Plätzchen!

Chriſtiern.

Der Garten nur? Nach Kopenhagen frag' ich
Und wie das Leben Euch am Hof gefällt.

Iſabella.

Die Seeluft weht ſo friſch herüber!

Chriſtiern.

Seeluft?
Ei freilich, Seeluft! — Sonderbar! — Ein Brüſſel
Iſt allerdings mein Kopenhagen nicht.
Auch liebt' ich ſtets, was aus den Niederlanden
Zu uns herüberkam.

Iſabella.

Ich hörte früher
Bereits davon.

Chriſtiern.

Gottstod! — Ihr zielt gut.

Iſabella.

Ich ziele nicht, ich treffe nur.

Chriſtiern.

Sehr gut,
Sehr ſpitz! doch laßt ſie ruhn, die todte Liebe,
Denn eine neue wieg' ich groß in Euch.

Iſabella.

Vielleicht ein Kind, das ſchon in Windeln ſtirbt.

Chriſtiern.

Gottstod! Bedenkt, Ihr ſeid in Dänemark!
Da ſind die Köpfe hart und wiſſen wenig,
In ſpitz'ger Rede ſich zurecht zu finden.
Doch iſt's ein gutes Volk, ein wenig wüſt,
Doch gut! Wie jauchzten die Matroſen, Bürger,
Und all das Volk aus Stadt und Land Euch zu!

Iſabella.

Man hatte, wie ich höre, goldne Münzen

Dem Volke zugeworfen, auf den Märkten
Sprang aus Fontänen, hitz'gen Quellen gleich,
Des Weines Fluth, und Speisen reichlich wurden
Auf öffentlichem Markte ausgetheilt.
Wem galt der Zuruf? mir? ich glaub' es nicht.
Wein, Geld und Spise theilten in die Gunst
Des Volkes sich. So ist es überall —
In Brüssel wie in Kopenhagen läßt sich's
Mit Speis und Trank den Heerendienst bezahlen.

Christiern.

Wie kränkt Ihr doch mein dänisch Volk! Gotts Tod!
Ihr seid in böser Stimmung. Ist's Euch recht,
Geleit' ich Euch in's Schloß zurück. Ich sehe,
Selbst diese Einsamkeit sagt Euch nicht zu.

Isabella.

Doch, mein Gemahl! hier säß' ich gern ein Weilchen,
Der Zukunft denkend, der Vergangenheit,
Und von der Gegenwart in meinem Innern
Ein deutlich Abbild mir entwerfend. Alles,
Die Meereswelle, die entfernt sich bricht
Leis murmelnd an dem Strand, das Sommerlüftchen,
Das in der Blumen Düften wühlt, das Flüstern
Der Blätter, die sich gegenseitig laut
In Fried' und Lust zu unterhalten scheinen,
Das Alles ladet ein zur Träumerei
Und ist wie Balsam für ein traurig Herz.

Christiern.

Ein traurig Herz! – Ihr sollt mir lustig sein,
Und seid Ihr's nicht, doch scheinen vor dem Volk.

Isabella.

Hier sehen mich die Blumen nur und Gräser,
Und schatt'ge Trauer kann in Trauerschatten
Sich still ergehn — mein König! laßt mich doch,
So wie ich bin, hier unter Blumen sein!

Christiern.

Nur mich entschuldigt! — Mürrische Gesichter
Duld' ich am Hofe nicht, ertrag' ich nicht;
Ein jeder Zug darin ist wie ein Pfeil,
Der sich ins eigne Herz mir brennend drückt.
Nun denn! so trauert hier und träumt Euch aus!
Doch mir erlaubt, in's Schloß zurückzukehren
Und Euch zu senden eine Dienerin!

Isabella.

O, mein Gemahl! geht so in Zorn nicht von mir!

Christiern.

Euch zürn' ich nicht, doch Eurer traur'gen Miene,
Euch flieh ich nicht, doch Eurer Schwermuth Nacht,
Die, Wolken gleich, mit Schatten schwarz verhängt
Den heitern Himmel Eures Angesichts.

(Geht rasch ab.)

Dritter Auftritt.

Isabella (allein).

Mein Brüssel, Brüssel! trefflich Niederland,
Voll Kunstfleiß und Geschick und feiner Sitte,
Wie sehr, wie sehr vermiß ich Dich! — Schwer liegt
Des Nordens Luft auf meinem Herzen hier,
Begraben bin ich, bin lebendig todt,
Die Munterkeit ist hin, war je sie da,
Und Mißmuth flattert, wie ein schwarzer Rabe,
Um meines jungen Lebens Baum, der nah
Am Sterben ist. — Dort blaut das Meer, das Land
Und Volk verknüpfend! Trüg' mich's zurück!
Die Seufzen klingt sein Rauschen mir, wie Wehruf,
Gestöh'n, das aus der Wellenbrust hervor
In abgebrochnen lauten klingt. Wer hat mich
Hierher gebracht? Gleich einer Waare ward ich
Verhandelt, ich, ein reich mit Gold verbrämter
Und silbern ausgelegter Königsputz —
Und innen blut' ich, und man achtet's nicht.

(Setzt sich nachdenklich auf eine Rasenbank; Faaburg, den Niels zurückhalten will, tritt aus dem Gebüsch.)

Faaburg.

Ich tret' hervor! Ich halte mich nicht mehr!
Wie süß ist Schwermuth doch, erscheint sie so
In rührender Gestalt — die Thräne blinkt ihr
Im Auge, gleich wie Thau im Blumenstern.

Niels.

Ihr seid ein Thor!

Faaburg.

Ein Thor Ihr selbst! — was mag' ich?
Ein trauernd Weib empfängt den Niedrigsten
Mit Lieb' und Huld, der ihr des süßen Trostes
Almosen reicht; denn Bettlerin ist sie,
Die selbst bei Blumen, Abendroth und Mondschein,
Und bei dem kleinsten Halm, dem Frühlingskäfer,
Dem abgewelkten Blatte betteln geht
Um Mitgefühl, um Trostesmäh und Zuspruch.
Jetzt bin ich reich, der Kön'gin gegenüber,
Ich bin der König, sie der Unterthan,
Und wie aus goldnem Füllhorn gieß' ich nun
Des Trostes Blumenschauer über sie.

Niels.

Ihr schwärmt sogar! Ihr sprecht im Fieber wohl!
Weich' süßer Ritter seid Ihr doch geworden!

Faaburg.

Haltet mich nicht! zurück, sag' ich, zurück!

(Isabella setzt bei dem Geräusch auf. Niels entfernt sich rasch.)

Wie wag' ich's, Eurer Majestät zu nahn? Doch nah ich,
Der Unterthanen, der geringsten, Einer,
Bewundernd Eurer Hoheit stillen Glanz.

Isabella.

Wer seid Ihr, Herr? welch' eine Sprache führt Ihr,
So zierlich, hier in Dänemark?

Faaburg.

Ich bin
Ein ganz geringer Mann, es hat bei Hofe

Mich Niemand vorgestellt, drum thu' ich's selbst,
Um Eurer Gnad' und Huld mich zu empfehlen.

Isabella.

Das ist doch mindstens neu! — Wie heißt Ihr, Herr?

Faaburg.

Mein Nam' ist Faaburg, königliche Frau!

Isabella.

Ah, Faaburg! diesen Namen hört ich schon.
Man rühmt Euch viel als lustigen Gesellen,
Der sorglos sei, die Nacht zum Tage mache,
Zum Haus die Straße, und das Glück versuche
Im Würfelspiel.

Faaburg.

Schlecht stünd' ich da, o Herrin!
In Eurer Gunst, wenn Ihr mich so erfunden.

Isabella.

Warum? Die braven Niederländer sind
Zum großen Theil geartet, so wie Ihr,
Und dennoch brav! Ihr seid ein seltner Vogel
Im traur'gen Strauchwerk, das man Dän'mark nennt.
Drum lieb' ich Euch.

Faaburg.

Was sagt Ihr, Königin?

Isabella.

Ja, wie man liebt, was eine Seltenheit.
Ihr habt Humor und eine Offenheit
In Sprach' und Wesen, die mir wohl behagt,
Als meines düstern Sinnes Gegentheil.
Ihr Dänen seid so mürrisch sonst, so schwer,
So ungelenk — ich sag es grad' heraus.

Faaburg.

Wir sind's geworden, Königin! Vordem
War noch ein lustig Leben hier am Hof.
Man konnte satt sich tummeln, und geachtet
War Jedermann, der auszugeben wußte,
Was sein war, kleines oder großes Gut.
Da kam die Sigbrit mit der Düvecke —
Aus war die Lust, der Hof zog wie ein altes
Gesicht in mürr'sche Falten sich zusammen.
Nun steht's so arg, daß ein Vergnügen kaum
Für Geld noch feil ist; denn Verschwender heißt,
Wer zween Pfennige statt einen giebt,
Aus bloßer Lust, die Taschen leicht zu machen.
Auf guten Haushalt sieht die Mutter Sigbrit,
Weil zu viel braucht die schöne Düvecke.

Isabella.

Ha, Düvecke!

Faaburg.

Ja, königliche Frau!
Ich wag' es kaum, zu sagen, doch ich sag's:
Ihr habt im Eh'- und Hausstand und im Reich
Hier Nebenbuhlerinnen —

Isabella.

Weiße Lilien,
Wie dort sie stehn und bleich sind, so wie ich.

Faaburg.

Nein, eine Rosenart, die Düvecke!
Ich zieh' der Lilie bleiche Sehnsucht vor
Dem satten Rosenroth, dem nicht der Dorn,
Wie einer Taube nicht die Galle fehlt.

Isabella.

O still, mein Herz! — Ihr nanntet Düvecke.
Weilt sie am Hofe noch?

Faaburg.

Im Schloß Hvidör.

Isabella.

Ist's weit von hier?

Faaburg.

Ein halbes Stündchen nur!

Isabella.

O, weiter ist's, gewiß!

Faaburg.

Gewiß nicht, Herrin!
Es ist ein Sprung dahin — ein heimlich Schloß,
Man sieht es kaum, so liegt's versteckt im Walde.

Isabella.

Man sieht es kaum! Versteckt! Versteckte Lust!
Versteckter Frevel, der die Sonne scheut!
Versteckter König! — Weh mir! Was sind Schwüre?
Was sind noch Eide hier in Dänemark?

Faaburg.

Sagt, was bewegt Euch so?

Isabella.

Nichts — wahrlich nichts!
Ganz ruhig bin ich. Sagt' ich etwas, Herr?
O, hört nicht drauf!

Faaburg.

Wie hört ich doch, wo ich
So reicher Schönheit Glanz zu sehen habe?

Isabella.

Und Ihr nehmt Theil an mir?

Faaburg.

Der Eure bin ich
Mit Leib und Seel'!

Isabella.

Nur einen kleinen Dienst,
Ist's möglich Euch, bitt' ich zu leisten mir.
Könnt Ihr die Düvecke mich sehen lassen,
So nahe, so genau, so Aug' in Auge,
Wort gegen Wort, wie ich Euch vor mir sehe?
Wie ich Euch höre? wie ich mit der Hand
Euch fast erreichen kann? O thut es, Faaburg!
Führt mich nach Schloß Hvidör! Ich bitt' Euch drum.

Faaburg.

Heut Abend noch — ich führ' Euch hin.

Isabella.

Wir sprechen
Davon noch weiter, Faaburg! Unbezahlbar
Ist Euer Dienst! Dort kommt die Dienerin —
Besucht mich heut im Schloß — Ihr seid bei mir
Willkommen stets und eingelassen, Herr!

(Reicht ihm die Hand, die Faaburg ergreift und heftig küßt. Niels tritt aus dem Gebüsch. Die Königin ab.)

Vierter Auftritt.

Faaburg. Niels.

Faaburg.

Habt Ihr's gesehen, Niels? Ich küßte ihre Hand.

Niels.

Ihre Hand — ich sah's.

Faaburg.

Nun klimm' ich hinauf an der Leiter der Schönheit bis zur höchsten Sprosse, ihren Lippen, den süßen Zwillingsrosen, in Eins gewachsen mit ihrem Gesicht, der weißen Lilie, die auf so zartem sehnsüchtigen Blumenstengel schwankt und vom Hauch der Liebe bebt.

Niels.

Ja, klimmt nur, klimmt — bis zum Schloßhauptmann! Ich glaube selbst, daß Euch nichts mehr unerreichbar ist, daß Ihr ein ganz auserlesenes Glückskind seid. Aber nun gebt mir etwas von der Zukunft Eures Glückes ab. Ich brauche Geld.

Faaburg.

Soll ich meine Taschen umwenden?

Niels.

Leere Entschuldigung! Ihr würfeltet mir erst vor Kurzem all mein Hab und Gut ab.

Faaburg.

Leere Entschuldigung, wenn die Taschen leer sind? Ich habe nichts.

Niels (trotzig).

Aber ich sage Euch, ich brauche Geld!

Faaburg.

Kommt mir nicht so! Ich werde in Kurzem ein einflußreicher Mann sein — ich sag's Euch.

Niels.

Seid jetzt einflußreich und versorgt mich mit Geld! Ich gehe nicht von der Stelle.

Faaburg.

So thu ich's. Ich gehe, und Ihr bleibt hier!

Niels.

Kamerad! Nehmt Euch in Acht! Meine Freundschaft ist so leer, wie Eure Tasche. Ich kenne Eure Streiche, vom ersten bis zum letzten. Ich verstehe mich auf Eure Schloßrechnungen. Ich weiß um Eure Pläne. Entweder besorgt Ihr mir Geld — Ihr wißt, wo ich zu Hause bin —

Faaburg.

Nie zu Hause, wenn nicht im Spielhause.

Niels.

Gut! also im Spielhause! — Entweder Ihr stellt mich zufrieden, oder — Ihr wißt, daß ich ein Mann bin, der seine Maßregeln zu nehmen weiß.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Faaburg (allein, ihm nachsehend).

Kein Mann, ein Schurke! — Deine Maßregeln — Pah! Ich kenne die meinen! Gold willst Du haben? Eisen geb' ich Dir, kaltes spitziges Eisen. Ich sättige Dich reichlich — auf Abschlag! Es giebt genug Raufer in Kopenhagen. Jeden Abend berathen die deutschen Landsknechte und die schottische Leibwache an einander. Unsre Deutschen sind eben so handfest, wie die italienischen Dolchschwinger. Ob Schotte oder Däne? Es kommt ihnen nicht auf die Person an. Eisen für Gold! Niels, Niels! Nichts sollst Du auf Erden zurücklassen, als ein Paar Rostflecke auf dem Spieße eines Landsknechts. Niels, Niels! es ist nur eine Vorsichtsmaßregel.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Garten bei Schloß Hyldör. Sigbrit, Düvecke. Dann die Königin und Faaburg.

Sigbrit.

Mein süßes Kind! mein Täublein, fasse Dich!
Was ist geschehn? Dein Auge blickt verwirrt,
Dein Puls schlägt fieberhaft — wo warst Du doch?
Wo kommst Du her? Umsonst wardst Du gesucht! —
Du böses Kind! uns so in Angst zu setzen!

Düvecke.

Wo ich gewesen? was ich sah? was ich
Gehört? — Kaum weiß ich's selbst! Gewiß, ich that
Wohl Unrecht, Mutter! — Alles blitzt mir noch
Wie Funken vor dem Auge, und wie Rauch
Umnebelt's mich!

Sigbrit.

Was, theures Kind?

Düvecke.

Ich war
Bei Meister Simon!

Sigbrit.

Du allein? Was trieb Dich
Zu ihm?

Düveke.

Angst um die Zukunft, Mutter! Angst
Um mich und um den König! Angst um Dich,
Um meine Liebe, Leben, Tod! Ich lieh
Das Horoskop mir stellen.

Sigbrit.

Wehe, Kind!
Und ohne mich! Was sahst Du? Wehe, Wehe!

Düveke.

Der Meister holte eiserne Gefäße
Herbei, zu stellen längs sie an die Wand,
Die hell erleuchtet war. Drein schüttet' er
Viel Kohlen, Räucherwerk. Da wirbelte
Dampf an der Wand empor, darin es sich
Seltsam gestaltete — erst reich an Thürmen
Und Häusern eine Stadt am Meeresstrand,
Drauf einer Kirche Schiff, sich langsam öffnend,
Und drin ein Mann, gen aypnet ganz und gar,
Mit offenem Visier, das war der König,
Der am Altar stand, aufs Schwert gestützt —
Ein Sarg zu Füßen ihm und in dem Sarge
Ein Weib, ganz todesbleich — ja Mutter, wär' Ihr
Dabei gewesen, laut gerufen hättet Ihr:
Die Düveke, das ist die Düveke! Das ist
Mein Töchterlein!

Sigbrit.

Was sagst Du? Wehe, Kind!

Düveke.

Ein traur'ger Anblick war's! doch hört nur weiter!
Noch ist's zu Ende nicht! Viel schwarze Kugeln
Und weiße lagen da auf dem Altar,
Der König sann und sann, und nahm bedächtig
Der schwarzen Kugeln eine, sie betrachtend
Und ließ in einer Urne Hohl sie gleiten;
Drauf wieder eine, schneller schon, und schneller
Die dritte noch, drauf eine ganze Hand voll
Von schwarzen Kugeln, und ein jeglich Mal,
Rollt eine in die Urn', erhob es sich
Wie Blitz vom Henkersbeil und zischte nieder,
Und seufzte laut. Und als es so geschehn,
Und keine schwarze Kugel übrig war,
Erhob ein Rauschen sich, ein blut'ger Strom
Quoll über den Altar, und in dem Strome
Von blassen Männern eine große Zahl
Und warf ein Jeder einen Stein hinauf
Zu Christierns Füßen, und sie wuchsen an
Und zogen einen Kreis um ihn, wie eines Kerkers
Gemäuer, dunkel, eng, mit schmaler Oeffnung,
Darin des Königs Antlitz war zu sehen,
Von Sorg' und Krankheit bleich, und jeder Stein
Im Mauerwerk sah einem Antlitz gleich,
Voll Blut, und starrte jeder an den König
Gebrochnen Aug's — da kam ich von mir selber
Vor großer Angst und war ohnmächtig worden.

Sigbrit.

Ein böß Orakel, Kind! —

Düveke.

O, es ist schlimm,
Was kommen muß und will, vorauszuwissen.

Sigbrit.

Nein — das ist Gaukelwerk! — Laß sehn! die Stadt
Am Meeresstrand, mit Thürmen reich staffirt,
Ist wohl Stockholm — da sind des Königs Feinde
In reicher Zahl, die müssen bluten, bluten,
Das sind die schwarzen Kugeln, die da rollen,
Das ist des Henkers Beil, das zischt und blitzt,
Das ist der Blutstrom, der vom Altar rauscht.
O Himmel, hilf! welch Elend! — Deinem Tod
Zur Rache gilt's — Was Tod? So lebensfrisch
Stehst Du vor mir — O meine Düveke!
Verlieren sollt' ich Dich? Nein, nein! das Alles
Ist Gaukelwerk. Der Simon ein Prophet?
Nein, ein Betrüger ist's, ich wußt' es längst!
Wir treiben aus der Stadt ihn noch hinaus
Mit Schand' und Schimpf — den dummen Herenmeister!

Düveke.

Ihr spracht vordem nicht so, und würdig ist
Sein Ansehn und voll Ehrlichkeit sein Blick.

Sigbrit.

Wahr, wahr! doch Dich im Sarg zu sehen, Kind!
Das ist Verbrechen, eine schwarze Schuld,
Die er mir büßen soll! Ich will's nicht, will's nicht,
Daß Du mir stirbst. Des Himmels Wölbung breche
In Stücke ganz! Das Erdrund runzle sich
Wie eine welke Frucht und werde faul!
Die Luft sei Pesthauch und vergift' in Schnelle
Das ganze menschliche Geschlecht! Die Sonne
Verzehre sich an ihrer eignen Glut!
Mond, Stern' und die Kometen, lang geschweift,
Des Himmels Narrhänf, an einander mögen
Sie schlagen all, bis sie wie gift'ger Mehlthau
Herunterträufeln rings auf Land und Meer! —
Nur Du, Du sollst bestehn, Du kostbar Werk
Der Schöpfung, Du mein Werk, mein süßes Kind!
Die mehr ich lieb', als je ein Bräutigam
Geliebt die Braut! —

(Hinter einem Gebüsch erscheint die Königin mit Faaburg.)

Faaburg (zur Königin).

Ein wenig wartet noch!
Sigbrit, die Her', ist bei der Düveke!

Isabella.

Seltsamer Anblick! Holdes Röslein neben
Nachtschatten hingepflanzt!

Faaburg.

Ja, Tollkraut ist
Die Mutter Sigbrit — Dän'mark weiß es längst!

Sigbrit (zur Düvete).
Mein Töchterlein! zur Stadt geh ich zurück,
Wen grüß ich doch von Dir?

Düvete.
Den König! sprecht,
Wen anders als den König Christiern?

Sigbrit.
Ei, Düvete! mir ist in Kopenhagen
Ein schön'res Mannsbild noch bekannt.

Düvete.
Ein schön'res?
Wen meint Ihr doch?

Sigbrit.
Den Toren Ort, Kind!

Düvete.
Was sagt Ihr? O verwirrt das Herz mir nicht!

Sigbrit.
Er liebt Dich, Kind!

Düvete.
Ihr wollt mich aus nur fragen!
Was weiß ich? Nichts! — Zum erstenmal erfind' ich
Euch heut unmütterlich.

Sigbrit.
Nicht also, Kind!
Wie eine Mutter sorg' ich grad um Dich,
Der Zukunft denkend mit vorsicht'gem Geist.
Der König ist vermählt! Wir müssen uns
Nach allen Seiten sicher stellen! Zeige
Dich nicht zu streng dem Schloßhauptmann, versteht sich
Mit Rückhalt und Vorsichtigkeit. Leb wohl!
Wie Dir die Wangen glühn, mein süßes Täubchen! (ab.)

(Düvete fährt die Hände, wie betend, über der Brust.)

Isabella.
Sie scheint zu beten, Faaburg!

Faaburg.
Ja, sie betet,
Zu ihrem Götzen wohl, der Christiern heißt,
Ein dän'scher Heidengott. Glaubt mir, in dem
Gebet ist wenig Christenthum.

Isabella.
O still! —
Welch lieblich Mägdlein! kam ich nicht hierher,
Zu hassen sie? und doch muß ich sie lieben —
Muß? muß? Warum? Ich will sie hassen.
Wollen
Soll Müssen sein bei Königen. Ich selbst
Befehle mir, zu hassen Düvete'n.

Düvete (mit erhobener Stimme, gen Himmel blickend).
Und führe uns nicht in Versuchung!

Siebenter Auftritt.

Isabella. Düvete.

Isabella (vorwärts).
Amen, ja Amen, Jungfer!
Ihr hättet so vordem schon beten sollen:
Und führ' uns nicht in Versuchung! —

Düvete.
Ah ihr Heil'gen!
Die Königin! Ach, hohe Frau! Ihr sucht
Mich heim, die Düvete? Sprecht, was begehrt Ihr
Von Eurer Magd? Womit kann ich Euch dienen?
Was Euch zu Liebe thun? — Ihr seht so ernst,
So zornig aus! — Hab' ich Euch je beleidigt?
So sprecht's nur aus! — Zu Füßen fall' ich Euch
Und küsse Eures Kleides Saum! — Wie hoch
Steht Ihr vor mir, der niedern Magd! — O sprecht,
Was that ich Euch, was soll ich thun? —

Isabella.
Steht auf!
Steht auf! Der Platz zu Füßen mir
Geziemt Euch nicht! Erhebt Euch, Düvete! —
(Düvete steht auf.)
Kommt hier zu diesem Rasensitz!

Düvete.
Wie darf ich
Doch theilen einen Sitz mit meiner hohen
Gebieterin?

Isabella.
Seid Ihr so unterwürfig,
Ihr, die Ihr einen Sitz doch theilt mit mir,
Den königlichsten Sitz, das Herz des Königs?
Nicht theilt — nein, die Ihr mich daraus verdrängt!
Die Ihr aus meinem Kaufgut mich gestoßen!
Mich überboten habt! Im Voraus schon
Beschlag darauf gelegt, was ich erstanden
Mit Opfern mannigfach! Was bin ich mehr,
Als Eure Nebenkönigin, die, wo Ihr schweigt
An reicher Liebe Mahl, sich mit den Brocklein
Begnügen muß! Ist's nicht so, Düvete?

Düvete.
O wie versteh' ich, was Ihr sagt? Was that ich,
Des Königs Gunst mir zu erringen? Drängt' ich
Mich Christiern auf? — Gleich wie ein buntes Steinlein
Lag ich am Weg, der König ging vorüber,
Und hob mich auf und ließ mich nimmer los.
Gedenkt es, hohe Frau! ein unerfahrnes,
Ein schlichtes Mädchen war ich, als der König
Mich an zu Bergen traf. Was wußt' ich doch
Von Liebe damals, von des Hofes Lust,
Und daß es Unrecht sei, zu lieben ohne
Des Priesters Segensspruch! O denkt Euch recht
In meine Lage, königliche Frau!

Isabella.

Ja, Eure Unschuld war der Unschuld Tod,
Wie sticht man Gift, kennt man als Gift es nicht?

Düveke.

Des Hofes Pracht, der Männer Schmeichelei'n,
Das glänzende Geschmeide, die Geschenke,
Ein Ringlein heut, ein goldnes Spänglein morgen,
Und gar ein Kleid aus Seidenstoff — Ihr wißt nicht,
Wie all die Pracht verlockend auf ein Mädchen
Von meinem Stande wirkt.

Isabella.

Doch denk' ich mir's.
O Düveke, Ihr dauert mich — gewiß!
Ihr dauert mich.

Düveke.

Ach, welch ein Kind ich war!
Und nun die Mutter selbst, — wie schürte sie
Halb schlafende Gluth zur wilden Flamme an!

Isabella.

Die Mutter selbst! —

Düveke.

Das hat mir Thränen viel,
Und viel Gebet gekostet, Königin!
Stets kniet mein Herz und schlägt sich selber wund
Und büßt — und büßt! —

Isabella.

Wenn Ihr nicht heuchelt, Jungfer! —
Und heucheln kann so kindlich Wesen nicht —
So macht nun gut, was Ihr verbrochen habt
An mir, an Eurer Königin!

Düveke.

An Euch!

Isabella.

Weil Ihr Besitz nahmt von des Königs Herzen!
Mein sollt' es sein und werden muß es mein!
Beleidigt habt Ihr meine Majestät!
Hört's, Düveke! — Ich fleh' Euch an, räumt mir
Den Platz, den ich besitzen soll vor Gott
Und aller Welt! Ich fleh' Euch an, ich flehe
Zu Euch, als wäret Ihr die Königin
Und ich die Magd, ich flehe, hört den König
Zu lieben auf! Hört auf! hört auf! Ich wär'
Im Stand, vor Euch zu knien! O zwingt mich
Nicht, so mich zu erniedrigen! Sagt nur
Das eine Wort: Ihr liebt den König nicht,
Ihr liebt ihn nicht, Ihr wollt ihn nicht mehr lieben!

Düveke.

Was muthet Ihr mir zu, Frau Königin?
Ich lieb' ihn nicht? Ich will ihn nicht mehr lieben?
Ich lieb' ihn — Ja! Und lieb' ich, ist mein Wille
Mit Lieben Eins. Wie könnt' ich beides trennen!
Wie falsches Zeugniß reden meinem Herzen,
Und gar mit Lügen täuschen meine Kön'gin!
Das muthet mir nicht zu!

Isabella.

Ich muth's Euch zu
Als Königin! Hört's wohl, als Königin!
Und so befehl' ich Euch, ihn nicht zu lieben.

Düveke.

Ihr tödtet mich! Laßt ab! Begeh' ich etwa
Unrecht an Euch, so richtet, richtet mich!
Ihr seid ja Kön'gin und des Rechtes Herrin.

Isabella.

Ei sieh! so schüchtern erst und nun so kühn!

Düveke.

Und Ihr so gütig erst und nun so streng!

Isabella.

Zur Strenge zwingt mich meiner Würde Stolz!

Düveke.

Zur Kühnheit zwingt mich meiner Liebe Demuth!

Isabella.

Des Königs Nähe meldet und dies Schloß!

Düveke.

Hier bin ich Herrin, Ihr in Dänemark.

Isabella.

Zu stolz, zu stolz! — So meldet Dänemark!

Düveke.

Ich meide ja, den einen Platz im Lande,
Der Zeuge meiner Schmach und Kränkung war.
So glüht der Boden unter Füßen mir,
So glüht die Seele mir vor innrer Schaam.

(Wendet sich rasch. Die Königin sieht ihr verwundert nach. Plötzlich kehrt Düveke zurück.)

Düveke.

O Königin! verzeiht, verzeiht der thör'gen,
Der kind'schen Düveke! — Ihr steht zu hoch,
Um mir zu zürnen, Fürstin! O vergebt
Mir meinen Zorn um meiner Liebe willen
Zu Christiern! Welch' Straf' es sei und müßte
An mir vollzogen sein, ich dulde sie.
O Eure Hand, die theure, laßt mich küssen!

Isabella.

Unwiderstehlich seid Ihr, Düveke!
Nicht Euer Zorn, nein! Eure Demuth läßt
Euch siegen über mich.

Düveke.

Verbannen will ich
Mich selbst von Eurem Angesicht. Ich habe
Vergangen mich an Euch mit Mien' und Wort.
Ich habe nichts als meine Liebe, nichts
Auf dieser Welt, was mein ich nennen dürfte,
Als meines Königs Herz, und wohl erworben
Durch Opfer ist dies Gut, durch grenzenlose
Hingebung meines eignen Selbst. Das laß' ich
Mir nimmer nehmen, Königin! so schwach,
So mädchenhaft ich bin und scheinen mag.
Euch ward Ersatz, Ihr tragt des Reiches Krone,
Des Landes Mutter seid Ihr, hochgeehrt,

Die Hoheit strahlt von Eurer klaren Stirn,
Die allgebietende, und auf dem Scheitel
Blitzt segensvoll der Gnade Diadem.
So spendet Gnade! Ein verachtet Weib
Fleht Euch um Gnade an! Ich seh, Ihr blickt
Versöhnt. Ihr seid's. Ihr könnt nicht zürnen,
Fürstin!
Ihr könnt es nicht. Aus Eurem Auge leuchtet
Der Gnade Strahl. Ich sch, mit freud'gem Beben:
Wie ich gebichtet, so ward mir vergeben!

(Ab nach dem Schlosse.)

Achter Auftritt.

Isabella (allein). Dann Faaburg.

Isabella.

Welch ein Gemisch von Kindlichkeit und Klugheit
Und wechselnden Empfindungen! Wer sagt,
Ob wahr Ihr Wesen sei, ob heuchterisch
Berechnende Kunst? — Wie? hass' ich sie? — So schnell
Verraucht, du meines Zornes Feuer, das ich
Unlöschbar mir gedacht? — Was will ich doch?
Was hab' ich doch gewollt? — Bethört sie mich,
Wie sollte sie den König nicht bethören?
Doch wo ist Faaburg?

Faaburg (vortretend).
Hier, verehrte Frau!

Isabella.

Wir brechen auf! — Ihr seht so scheu Euch um!

Faaburg.

Kein Zeuge, als der Schein des Abendroths,
Der sclavisch schon zu Euren Füßen liegt,
Wie Euer Sclave, ich!

Isabella (zurücktretend).
Was wollt Ihr, Faaburg?

Faaburg.

Den Lohn —

Isabella.

Den Lohn? —

Faaburg.

Den Ihr versprachtl

Isabella.

Den ich
Versprach? — Ich sagte: unbezahlbar
Sei Euer Dienst. Nun wohl, er ist's. Wär' nur
Der Säckelmeister gleich zur Hand. Ihr seht,
Er ist es nicht. Könnt Ihr nicht warten, Faaburg?

Faaburg.

Ha, Königin! nur Eure Hand last mich
Erfassen jetzt, nur einen süßen Blick
Voll Huld und Seligkeit gewähret mir,
Almosen nur, ein Bröcklein nur von Liebe,
Dem Bettler, der im Staube liegt, am Weg,
In Dürftigkeit, mitleidig zugeworfen,
Zukünft'gen vollen Glücks Verkündigung!

Isabella.

Herr! Eure Auge steht in Feuer, seltsam
Ist Euer Thun und bös ist Eure Rede.
Nun denn! so fühlt Euch hier im Abendthau
Der Augen Gluth ab und des Herzens Brand
Und lernt, zu dienen einer Königin —
So wie Ihr liegt, im Staube — ja! im Staube!

(ab.)

Faaburg (sich erhebend, den Staub von den Knieen wischend).
Ich schüttl ihn ab, den Staub; es ist gemeiner,
Gemeiner Staub — fürwahr! kein Blumenstaub
Ich Narr! zu stürmen, eh' ich Bresche schoß!
Doch nimmer Narr genug, mich aufzugeben
Mit dem, was noch von Plänen an mir hängt,
Wie Schellen an des Narren bunter Mütze.
Wer wirft doch glücklich stets beim ersten Wurf? —
Nun fort! Die Dienertreue ruft mich. Kunzel
Des Zornes da, von meiner Stirn' hinweg!
Demüthig wie ein Hund! So schmeichl' ich mir,
Schooßhündchen ihr zu werden noch. Nähm' sie
Ein Unglück — Alles büßt' ich, ich allein —
Schon bricht die Dämm'rung, dumm und blind, herein!
Welt, Leben, Liebe liegt im Zwielichtschein!

(Ab. Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Zimmer. Isabella. Valkendorf.

Isabella.

Ihr seid beredt im Dienst der Düvcke,
Herr Kanzler! sehr beredt; ja, Lügen straft Ihr
Durch Euer feurig Lob des Hauptes Schnee —
Ein Jüngling seid Ihr, rühmt Ihr Düvcke'n.
Welch' Zauber geht doch von der Jungfer aus!
Wohin ich höre, ist ein jeder Mund
Des Lobes voll. Bei Euch nun gar, Herr Kanzler!
Schäumt es wie feur'ger Wein und überströmt
Des Bechers Rand.

Valkendorf.
Erlaubt, Frau Königin!
Die Sach' Euch klar und einfach darzustellen!
Der König, mein verehrter Herr — ich sage
Nichts gegen ihn — hat gar ein übersprudelnd,

Ein heißer, ſchwerer Blut und finſtre Stirn,
Worin die Zornesader zuckt — doch will ich
Damit nichts Böſes ſagen, Königin!
Er iſt ſo von Natur, wie ich, wir Alle
Geartet ſind, ſo wie wir ſind geartet —

Iſabella.

Zur Sach', Herr Kanzler! —

Balkendorf.

Ja, zur Sache! Mir
War Hauptſach' ſtets die Sache — Mit Verlaub,
Ich ſpreche, wie ich's mein' — nun denn, zur Sache!
Der König, ſagt' ich, iſt ein heißer Herr —
Doch, wie geſagt, nichts Böſes will ich ſagen —
Voll Ungeduld und raſchen Zornes fähig.
So war er ſchon als Prinz. Da dacht' ich mir,
Denn Denken, denk' ich, iſt nicht ſchlimm gedacht,
Es wäre gut, ein Weſen ihm zur Seit'
Zu ſtellen, hold und fromm und ganz befähigt,
Das heiße Blut ihm klüglich abzukühlen
Und zu beſänft'gen ſeinen wilden Sinn,
Der, wie geſagt, ein Fehler der Geburt.
Und ſeht! da traf ich Düvecke'n, das Täubchen
Von Amſterdam, mithin, da Ihr aus Brüſſel,
Landsmännin Euch ſo halb und halb.

Iſabella.

Schon gut!
Drauf ſpieltet Ihr den Kuppler —

Balkendorf.

Mit Verlaub,
Wenn Ihr's ſo ſagt, ſo mag's ertragen ſein.
Ganz recht! Und ſeht, ſeitdem ich Düvecken
Dem König zugeführt, hat ſich verwandelt
Sein zorniges Gemüth, und nur ein Blick,
Ein Wort der Düvecke, macht ihn zum Lamm,
Ganz gegen ſeine Art, die, wie geſagt,
Ein Fehler der Geburt. Nehmt nun den Fall,
Die Düvecke verließe Stadt und Hof,
Wer würd' ihn ſänft'gen können, hohe Frau?
Der König iſt an Düvecke gewöhnt,
Und mit Gewohnheit iſt's ein ſchlimmes Ding.
Er würde raſend, fehlt' ihm Düvecke!
Ich hab' Erfahrung viel an ihm gemacht
Und aus Erfahrung ſprech' ich jetzt zu Euch
Und rath' Euch, Königin! um Dänemarks,
Um Eures eignen Beſten willen, duldet
Die Düvecke am Hof! Verfolgt ſie nicht,
Verſtoßt ſie nicht! Ich bitt' Euch, hohe Frau!

Iſabella.

Ja, dulden, dulden iſt mein ſchlimmes Loos!
Ein böſes doppelſinnig Wort! Ich ſelbſt
Bin hier geduldet nur! Welch Opfer bracht' ich,
Ein Opfer ſelbſt zu ſein! O Schmerz, o Schmerz!
Zu Leid und Gram verkauft' ich mich! Verſchworen
Iſt Alles gegen mich! Des Landes Kön'gin
Iſt Mutter Sigbrit, und des Königs Weib
Iſt Düvecke! Was bleibt mir übrig doch?
Nicht Liebe, Herrſchaft nicht — der bloße Titel!
Ich bin nur Namenskönigin, und wollt' ich
Mit Worten ſpielen, ſagt' ich frei heraus,
Daß Mitgift mir zu Gift geworden ſei.
Ja, mitvergiftet bin ich, ſind wir alle,
Der König, Düvecke, des Landes Herz,
Vergiftet bis in's Mark! — O traur'ge Zeit,
Unzeitig, unreif, faulgeborne Frucht,
Daran wir zehren und die uns verzehrt,
Nicht Paradiesfrucht, doch ſchlimm wie die,
Umringelt von der Schlange der Verführung. —
Ohne Glück, ohne Tugend, ohne Sinn, ohn' Heil!

Balkendorf.

O mäßigt Euch, Frau Königin! — Maß halten,
So hat ein weiſer Grieche ſchon geſagt,
Iſt gut für jedes Ding und jede Zeit,
Darum: iſt ſchlimm ein Ding und eine Zeit;
So iſt das Maß doch gut. — Dort kommt der König!
O Herrin! glättet Euer Angeſicht!
Ich ſehe, Sigbrit iſt bei ihm. O mäßigt
Euch, Königin! weil's gut iſt, Maß zu halten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtiern, Sigbrit.

Chriſtiern.

Gotts Tod, Frau Königin! — Was muß ich hören?
Wie habt Ihr doch verrückt des Hofes Ordnung
Und aller Schicklichkeit Geſetz!

Iſabella.

Sagt, weſſen klagt mich
Mein König an?

Chriſtiern.

Ihr habt Euch — ſpricht, Frau Sigbrit!
Mir ſchwillt das Herz! — Gotts Tod! — Erſticken möcht' ich
In meines Zornes ſchwarzem Blut.

Sigbrit.

Ja, Kön'gin!
Ganz unerhört in Dän'mark iſt, was Ihr
Begangen habt!

Iſabella.

Was ich begangen? — Ihr,
Frau Sigbrit, wagt es, vor Gericht zu ziehn
Die Königin? ſprecht, wer ſeid Ihr?

Balkendorf (leiſe zur Königin).

O Herrin!
Ich bitt' Euch, haltet Maß! denn Maß zu halten
Iſt gut, wenn man es hält.

Iſabella.

Ja, wenn man's hält!
Mich mäßigen? Wer hält am Hof hier Maß!
Frau Sigbrit etwa? Nein, maßlos iſt Alles
Am Hofe hier —

Sigbrit.

Ihr selber seid es,
Frau Königin! Sie eine Diebin habt Ihr
Euch eingeschlichen bei der Düvecke,
Die meine Tochter ist. Was wolltet Ihr
Von Düvecken?

Christiern.

Was geht am Hof hier vor?
Welch Beispiel gabt Ihr doch?

Sigbrit.

Ganz unerhört!
Von Faaburg, dem gemeinen Schreiber, ließt Ihr
Einführen Euch bei ihr.

Christiern.

Gotts Tod! das kostet
Dem Faaburg seinen Kopf, ich sag's, den Kopf!

Isabella.

Was ich beging, hab' ich als Weib begangen,
Wer stellt zu Rede drum die Königin?
Vor aller Welt vertret' ich meine That.
Doch Euch, o Herr, ersuch' ich, mich zu sichern
Vor dieses Weibes gift'gem Mund, der noch
Den Markt- und Hökerton nicht kann vergessen.
Das sag' ich, die ich eines Kaisers Schwester
Und die Gemahlin bin des Königs Christiern,
Der in mir schützt die eigne Majestät,
Und wenn er sie nicht schützt, doch sollte schützen!
(ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Isabella.

Sigbrit.

Was sagt sie? ha! das übermüth'ge Weib!

Christiern.

Frau Sigbrit, still! — Ihr seid zu weit gegangen,
Und ich mit Euch. Macht mir Zerwürfniß nicht
Mit Kaiser Karl! Viel Recht hat sie, zu zürnen
Mit uns, und ich, den Zorn ihr nachzusehn.

Sigbrit.

Sie hat mich eine Hökerin gescholten,
Mir vorgeworfen meinen Handelsstand.
Sie soll Entgelt mir geben.

Falkendorf.

Mutter Sigbrit —
O Herr, verzeiht! nichts sag' ich wider Euch —
Ihr schaltet, Ihr, die Kön'gin eine Diebin,
Die auf verbotnem Wege sich geschlichen
Zur Düvecke.

Sigbrit.

Recht hatt' ich, sie zu schelten,
So wie ich schalt.

Christiern.

Recht hab' ich, Euch zu sagen,
Daß fortzuzürnen Ihr kein Recht mehr habt.
Verdammenswürdig ist bei diesem Handel,
Ich denk', der Eine nur, der Schreiber Faaburg.

Sigbrit.

Er ist's, verdammenswürdig! — Herr, vernehmt!
Den Händelsucher spielt er überall;
In jedem Winkel Kopenhagens kennt man
Den Schreiber Faaburg.

Falkendorf.

Ja, ein luft'ger Bursch!
Ein Spieler —

Sigbrit.

Der in Strömen Geld verschwendet —
Wer sagt, woher er's nimmt? Ja, eine Schand
Ist's für den Hof, der solche Diener nährt,
Die ihn verzehren.

Falkendorf.

Mehr vernahm ich noch.
Niels, Faaburg's Spielgenoß, ward gestern Nacht
Auf öffentlichem Platze angefallen
Von einem Paar bewaffneter Trabanten;
Landsknechte waren's, deutsche Raubgesellen,
Voll Mordlust, offenbar bezahlt. Verwundet
Zum Tode sagt' er aus grau'nvolle Dinge.
Der Faaburg hab' ihn tödten lassen, weil er
Gewußt um seine Pläne, Faaburg habe
Die Rechnungen verfälscht, er stelle nach
Der Königin —

Christiern.

Gotts Tod! Der Königin?

Falkendorf.

Und trachte nach des Schloßvogts Amt. Der Schloßvogt
Sei in die Düvecke verliebt. Das wiss' er
Genau aus Faaburgs eigenem Geständniß,
Der wiederum von Torben es vernommen.

Sigbrit.

Er log, er log! — Ich kenne Torben! — Der
Ist fest wie Eisen und der Weiber Feind.

Christiern.

Mit dieser Lüge wirft der Schreiber sich
Den Strick um seinen Hals! Was sagt' er weiter?

Falkendorf.

Der Niels? — Der schwieg darauf. Denn er war todt,
Ja, leider todt. Er war zu gut getroffen.
Todt war er, todt. Nicht mal das Sakrament
Hat er auf seine Aussag' nehmen können.

Christiern.

Genug, genug! Man rufe Faaburg mir!
(Schellt an einer Klingel. Ein Diener tritt ein.)

Christiern.

Man soll zu Faaburg senden auf das Schnellste
Und ihn zu mir bescheiden auf das Schloß.

Diener.

Der Schreiber, königlicher Herr! steht schon
Seit ein'ger Zeit im Vorsaal und begehrt
Den Eintritt, wicht'ger Angelegenheiten wegen.

Christiern.

Er trete ein!

(Diener ab.)

Zu ganz gelegner Zeit!
Noch bin ich wild! Verlaßt mich jetzt! Ich bin
Mir selbst genug, wo ich zu strafen habe.
Lebt wohl, Frau Sigbrit! Ihr, Herr Kanzler, wartet
Im Zimmer dort auf weiteren Befehl!

(Sigbrit und Vellagdorf ab.)

Vierter Auftritt.

Christiern (allein). Dann Faaburg.

Christiern.

Der Schloßvogt in die Dübecke verliebt!
Groß Unrecht wär's, es wäre Sünde,
Es wär' Verbrechen an der Majestät,
Ganz todeswürdig. Was? — Wer war es doch,
Der's ausgeplaudert hat? Ein wüster Bursch,
Und wüst ist die Verleumdung. Zugezogen
Den Strang — der Bursch ist still! — Mein lieber Vetter
Scharfrichter, denk' ich, der versteht die Kunst,
Vorlaute Zungen still zu machen.

(Faaburg ist unterdeß eingetreten.)

Gute
Erfindungen sind Strang und Richtbeil doch,
Von schneller Wirksamkeit, die treusten Diener
Der Könige. Geschwätzig sind die Menschen,
Es denkt ihr Kopf, es spricht ihr Mund zu viel;
Dort wirkt das Beil und hier der Strang am besten.
Was zu viel denkt und spricht in Dänemark,
Hat zu viel Kopf und Zung' und mehr als sich
Mit meiner und des Landes Ruh verträgt.
Still soll es sein rings her um mich. Mir thut
Die Ruhe Noth und ungestörter Schlaf.

(Wendet sich um und erblickt Faaburg.)

Ha, ha! Herr Schreiber! Tretet näher doch!
Kommt! laßt uns hier zusammen niedersitzen
Und etwas plaudern! Böse Sitte ist's,
Doch fällt's uns beiden schwer, davon zu lassen.
Rückt Euch den Sessel dort zurecht!

(Setzt sich.)

Faaburg.

Mein König!
Ich bin gewohnt, zu stehn vor meinem Herrn.

Christiern.

O nicht doch, Faaburg! Seht, ich will Euch wohl!
Ihr habt mir manch Geheimniß aufzudecken,
Glaubt mir, auch ich hab Manches auf dem Herzen!
Wir rücken nah zusammen, Ohr an Ohr;
Ich mein' es gut mit Euch; Ihr werdet steigen
Hoch, hoch —

Faaburg.

Was sagt Ihr, Herr?

Christiern.

Verlaßt Euch drauf!
Der höchsten Plätze einen, die es giebt
In Dänemark, hab' ich Euch auserlesen.
Ihr seid ein aufgeweckter Kopf.

Faaburg (hat sich auf einen Sessel niedergelassen).

Zu viel
Der Gnade, königlicher Herr! — O kämʼ ich
In bessrer Angelegenheit zu Euch! Mir thut's
Wahrhaftig weh, Euch mißgestimmt zu machen,
Und Euer freundlich Herz und Angesicht —

Christiern (auflachend).

Ha, ha!

Faaburg.

Mein König!

Christiern.

Kümmert Euch nicht drum!
Es ist nur meine Art so. Wie ein Krampf
Zog's in der Kehle mir. Was führt Euch her?
Macht's kurz und kürzer noch als kurz! Ich liebe
Die lang — langweiligen Geschäfte nicht.

Faaburg.

O Herr! die Dienerpflicht gebietet mir,
Zwang und Gewalt dem Herzen anzuthun,
Was um so schwerer fällt, da es betrifft
Den Schloßvogt Torben, meinen Vorgesetzten.

Christiern.

Ei seht, der Schloßvogt! Redet frei heraus!
Ich habe längst Verdacht auf ihn. Ich wünsche,
Bestätigt drin zu sein, mein guter Faaburg!

Faaburg.

Wo Ihr am schmerzlichsten verwundbar seid,
Da hintergeht er Euch.

Christiern.

Wo ich verwundbar,
Am schmerzlichsten verwundbar bin?

Faaburg.

Er liebt —

Christiern.

Ich sag' es frei heraus, die Dübecke!

Christiern.

Gotts Tod! die Dübecke? das soll er büßen!

Faaburg.

Ja, Herr! die Dübecke! Er ist von Sinnen,
Im Liebestaumel schwankt sein Geist umher,
Zerrüttet ist er ganz und gar, er denkt
An nichts als Dübecke. Schlecht waltet er
Des Amts — o daß ich's sagen muß — ich weiß mich
Nicht mehr zurechtzufinden, so verkehrt,

So widersprechend lauten seine thör'gen
Anordnungen. Er ist nicht mehr er selbst,
Ein andrer Mann, ein andrer Torben Ore's,
Ein andrer Schloßvogt, als vordem er war.
Ich traur' um ihn, und doch klag ich ihn an
Aus Dienerpflicht und Sorg' um meinen König.

Christiern.

Dank Euch, mein guter Schreiber! O, ich habe
Doch Freunde noch am Hof. Und Düvecke? —

Faaburg.

Mein königlicher Herr! fragt weiter nicht!

Christiern (zornig).

Nehmt keine Rücksicht, wackrer Faaburg! Sehr,
Ich bin vermählt. Ich denke wenig noch
Der Düvecke. Mein Weib ist gut und schön.
So leicht ist alte Liebe abgestreift
Wie Schlangenhaut, wenn's Zeit ist, sich zu häuten.

Faaburg (verwundert, ungläubig).

Ist's möglich, Herr?

Christiern.

Ja, möglich, wie so Vieles,
Was Ihr für möglich nimmer haltet, Faaburg!
Die Düvecke?

Faaburg.

Herr! Er besucht sie oft.
Was da geschieht — ich bin nicht gegenwärtig,
Ich kann's nicht sagen, Herr!

Christiern.

Ha, unverschämt!

Faaburg.

Mein königlicher Herr!

Christiern.

Ich sage, Torben
Ist unverschämt — Ihr sprecht nur aus, was wahr.

Faaburg.

Was wahr — und wahr ist noch ein andrer Fall.
Man sah den Schloßvogt einst am Fenster stehn —
Beim Einzug war's der königlichen Braut —
Und nebenan die Düvecke, und brünstig
Hielt er den Arm um ihren Leib geschlungen.

Christiern (aufspringend).

Das ist zu arg, das bricht den Hals dem Schloßvogt.
Ich dank' Euch, wackrer Schreiber! Setzt Euch dort
Zum Schreibtisch — (Geht im Zimmer auf und nieder, sinnend.)
Ich dictir' Euch was, bezüglich
Auf Euch und Torben. Gut zu führen wißt Ihr
Die Feder, oh, ich weiß! Recht gut und sauber
Schreibt mir, was ich Euch jetzt dictiren will!
(Faaburg schreibt. Der König dictirt.)
Der König an den Schloßhauptmann Torben Ore.
Habt Ihr's?

Faaburg.

„Torben-Ore" —

Christiern.

Gut so! gut so!
(Dictirt.)
Dem Schloßhauptmann Torben Ore ertheile ich
hiermit den Befehl, aufs schleunigste — Habt
Ihr's?

Faaburg.

„Aufs schleunigste" —

Christiern.

Aufs schleunigst die Rechnungsbücher des Schloßschreibers Faaburg — habt Ihr's: „Schloßschreibers Faaburg?"

Faaburg (läßt die Feder fallen).

Mein königlicher Herr!

Christiern.

Gotts Tod! schreibt weiter, wir's des Schreibers
Amt!
(Faaburg, zitternd die Feder ergreifend.)
Des Schloßschreibers Faaburg aufs genauste zu
untersuchen, weil gegründeter Verdacht — habt
Ihr's: „Verdacht?"

Faaburg.

O Herr!

Christiern.

Daß benannter Faaburg Gelder aus den öffentlichen Kassen unterschlagen habe.

Faaburg (dem König zu Füßen fallend).

O Gnade, Gnade, königlicher Herr!

Christiern.

Macht mich nicht unwirsch! Setzt Euch hin und
schreibt!
Was zittert Ihr, wenn Ihr Euch schuldlos wißt?
(Faaburg setzt sich und schreibt; der König dictirt.)
Habt Ihr's: „unterschlagen habe?"

Faaburg (mit zitternder Stimme).

„Unterschlagen habe."

Christiern (dictirt).

Beweist sich der Verdacht als gegründet, so
steht darauf — (lang dehnend) darauf — der Tod —
durch Henkershand!"

Faaburg (aufschreiend).

O Herr des Himmels! der Tod! der Tod!

Christiern (kalt).

Schreibt! Ihr verschlimmert Euer Schicksal nur.
Habt Ihr's? „durch Henkershand."

Faaburg (bebend).

„Henkershand."

Christiern.

Zeigt das Papier mir nun! So! so! Hier fehlt
Nichts weiter als des Königs Unterschrift.
(Unterzeichnet.)
Nun leſ't das ganze Document mir vor!

Faaburg.

O Herr! Ihr folterst mich! Mein Todesurtheil
Hab' ich mit eigner Hand mir da geschrieben!

Christiern.

Ha, ha! doch lest nur! Ich befehl' es Euch.

Faaburg (lieſt, mit unterdrückter Stimme).

Der König an den Schloßhauptmann Torben Orr.

„Dem Schloßhauptmann Torben Orr ertheile ich hiermit den Befehl, aufs ſchleunigſte die Rechnungsbücher des Schloßſchreibers Faaburg —"

Christiern.

O deutlich, deutlicher! —

Faaburg.

„Des Schloßſchreibers — Faaburg — Faaburg —"

Herr! Alles flirrt vor Augen mir! Ich kann, Ich kann nicht leſen, Herr! Es iſt, bedenkt! Mein Todesurtheil, was ich leſen ſoll — Mein Todesurtheil! Weh' mein Todesurtheil!

Christiern.

Gotts Tod! welch einen Feigling hab' ich da Vor mir! Ihr zittert wie ein Knabe. Siegelt Die Schrift nun ein! (Faaburg thut's. Der König klingelt. Diener tritt ein.)

Der Brief hier geht zum Schloßvogt. Er ſchicke Wache und (leiſ' hinzuſetzend) meinen Vetter Scharfrichter, Meiſter Dedrick!

(Diener ab. Christiern wendet ſich zum Faaburg, der ſich am Tiſche feſthält.)

Nun, Herr Schreiber! Wie ſchlottert Euch das Knie! Ihr ſeht ſo blaß! Aufroll' ich jetzt vor Euch ein ganz Regiſter Von Sünden, Todesſünden. Wo iſt Niels?

Faaburg.

Herr!

Christiern.

Wo iſt Niels?

Faaburg (trotzig).

Ich weiß nicht, Herr!

Christiern.

Verleugnet Ihr Euren Freund? Ich frage, wo iſt Niels? Ihr ſeid Verfälſcher ganz und gar. Ihr ſpieltet Mit falſchen Würfeln, falſchen Rechnungen Und falſchen Freunden falſch. Gotts Tod! — Der Niels Kam um durch Euch, und Ihr durch ihn, durch ſeine Ausſage wider Euch. Ihr leugnet noch?

Faaburg.

Nichts leugn' ich mehr. Ich bin zum Tod gefaßt.

Christiern.

Ei ſeht doch, ſeht! wie mannhaft jetzt.

Faaburg.

Man will, Ich ſeh' es, meinen Tod. Unſchuldig ſterb' ich.

Christiern.

Iſt's wahr, daß Torben liebt die Düvcke?

Faaburg.

Wahr, wahr! Das Sacrament nehm' ich darauf.

Christiern (lacht).

Das Sacrament?

Faaburg.

Ich nehm's darauf, des Himmels Vergebung hoffend.

Christiern.

Hofft ſie nicht von mir! Ja, doppelt ſtrafbar ſeid Ihr, ſprecht Ihr wahr. Stumm machen muß ich Euch. Ein luſtger Tod Steht Euch bevor. Ihr ſeid gerichtet ſchon! Nehmt das Geheimniß mit in Euren Tod! Ich lieb' es, kurz zu ſein. Die Rechnungen Zu unterſuchen, bleibt noch Zeit genug Nach Eurem Tod. Ganz andre Gründe ſprechen Das Todesurtheil Euch.

(Wache erſcheint. Im Hintergrunde der Scharfrichter, Meiſter Dedrick.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; Dedrick, Wache.

Christiern.

Da ſind ſie ſchon, Die Diener meines königlichen Zorns! Kommt her, mein wackrer Meiſter Dedrick! Neue Beſchäftigung hab' ich für Euch. Kommt her! (Spricht mit Dedrick leiſe. Dann laut:) Ihr habt es wohl gefaßt?

Dedrick.

Wie ich ihn faſſe, Den Armenſünder mein' ich, dort, den Schreiber. Ein Ruck —

Christiern.

Gut ſo, mein wackrer Meiſter! Ich Verſichr' Euch meiner ganz beſondern Gnade.

(Christiern ab.)

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen ohne Christiern.

Dedrick.

Herr Schreiber! faßt Euch in Geduld. Hier ſind Eure Geleitsmänner. Ihr werdet mit Pomp und prächtigem Gefolge weiter befördert. Eine ganze Leibwache! Ha ha!

Faaburg.

Spart Euren Witz und Spaß! Ich mach' ihn ſelbſt,

So luftig wie mein Leben, iſt mein Tod —
Das meine Grabſchrift! — Hängt das Leben
Doch nur an Einem Seil! Wie leicht zerreißt es!

Dedrick.

Ich drehe meine Seile feſter! Habt keine Beſorgniß! Ich werde meinen Knoten nach den Regeln der Kunſt zurechtlegen. Ich bin wahrlich nicht grauſam und thue, was ich kann, um meinen Pflegebefohlenen den letzten Gang zu erleichtern. Trabanten, führt ihn ab!

(Ein Landsknecht nähert ſich Faaburg.

Faaburg (aufſteht aufnehmend).

Du? Du! Und grade Du! — Iſt das vom Schickſal
So witzig angeſtellt? — Ich ſeh' am Spieße
Blutflecke da! — Sind die vom Miels?

Landsknecht.

Ei was!
Die ſind von älterm Datum her. Wo weiß ich,
Wo all die Flecke her ſind hier am Spieß?

Faaburg (leiſe).

Wie ſtarb der Miels?

Landsknecht.

Er ſtarb, wie Jeder ſtirbt.
Langweilig wär's, davon zu ſprechen. Macht's
Nur kurz!

Faaburg.

Noch eine Bitte hab' ich. Spieler
Von Handwerk, wie man's nennt, war ich im Leben.
Ihr wiſſt's. Noch einen Wurf, bevor ich ſcheide,
Wünſch' ich zu thun. Hier meine Börſe ſetz' ich
Euch, Meiſter Dedrick! aus als Preis.

(Zieht ſeine Würfel hervor.)

Ihr werft
Zuerſt, hier auf den Tiſch!

(Dedrick wirft.)

Drei Augen nur!

(Wirft.)

Seht da! Zehn Augen warf ich! Ich behalte
Die Börſe. Ha! noch will das Glück mir wohl.
Nun geh' ich meinen Todesgang befriedigt,
Des Glückes ſatt, des ganzen Lebens ſatt,
Satt meiner ſelbſt. Nun ſpeiſ' ich Hungerleider,
Zudringlich Volk, der Dohlen Raubgeſchlecht!

(Wie er abgeführt wird, tritt Torben Ore ein.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Torben Ore.

Faaburg.

Der Schloßvogt! ha!

Torben.

Den König will ich ſprechen.
Wo iſt der König? Was geht hier doch vor!

Faaburg.

Zum Galgen geht's. Ja, Herr! den letzten Gang
Seht Ihr den Schreiber thun. Ich war gefaßt —
Nun ſtört mich Eure Gegenwart, Herr Schloßvogt!
Der Todeszeugen hab' ich hier genug.

Torben.

So galt es Euch?

Faaburg.

Mir galt's, doch gilt mir's wenig.
Ein Haufen Staub nur iſt die Erde, mir
Im Schuh noch klebend. Leicht blaſ' ich ihn fort.

Torben.

Und hier die Ordonnanz vom König? Was
Bedeutet die? Bevor ich unterſucht,
Worauf Ihr angeklagt ſeid, führt man Euch
Zum Tode ſchon?

Faaburg.

Es iſt der Kürze wegen.
Mir recht! — Herr Schloßvogt! Ja ich will's geſtehn,
Um einen hohen Preis hab' ich geſpielt —
Um Euer Amt —

Torben.

Was ſagt Ihr?

Faaburg.

Nun, Ihr ſeht,
Welch eine Nummer ich geworfen habe —
Die Galgennummer —

Torben.

Das verhüt' der Himmel!

Dedrick (näher tretend).

Ihr Herrn! Ihr haltet auf den Gang der heil'gen Gerechtigkeit!

Faaburg.

Ja wohl! der heiligen Gerechtigkeit! Der Meiſter Henker ſagt's! Ganz recht! — Herr Schloßvogt! Seht! Ich habe Noch eine Mutter, alt und arm. Wie lange Gedacht' ich ihrer nicht! Hilf Gott im Himmel! Wie lange nicht! Hier iſt mein Teſtament — Die Börſe hier! Die ſtellt der Mutter zu Und grüßt ſie ſchön! — O Gott! ich werde weich! Nun iſt es Zeit, von dieſer Welt zu ſcheiden. Lebt wohl, Herr Schloßvogt! Gütig ſeid Ihr ſtets Geweſen gegen mich. Dafür, Herr Schloßvogt! — Es thut mir wahrlich leid, doch ſeh' ich's klar — Zieh' ich Euch nach in's Grab. Hoch lebe Chriſtiern Und hoch die däniſche Gerechtigkeit!

(Ab mit Dedrick und der Wache. Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Freier Gartenraum. Die beiden Edelleute aus der ersten Scene. Mehre Andere

Erster Edelmann.

In der That — es ist grausenvoll. Der Schloßschreiber aufgehängt, ein Diener des Hofs! An welchem Abgrunde stehen wir? Nächstens hängt ganz Dänemark am Galgen — gebt Acht! Man zieht dem guten Lande die Kehle zu, damit es nicht Wehe schreit —

Zweiter.

Wehe über Christiern —

Erster.

Wehe über die Sigbrit Ebbms, die Hökerin —

Ein Anderer.

Wehe über die Düveke! —

Erster.

Die der Anfang unseres Unglücks ist —

Zweiter.

Unsre Furcht vor der Zukunft, unsre Reue über die Vergangenheit —

Ein Anderer.

Nicht so, Ihr Herren! Die Düveke ist gut, schuldlos und zügelt die bösen Begierden Christierns.

Erster.

Die sie angeregt. Ich frage, ob sie schöner und schuldloser ist, als unsre junge Königin, die wir verehren? Ich frage — Warum huldigt Christiern seiner Gemahlin nicht? — Die Düveke hält ihn in ihren Schlingen, die Düveke hat ihm einen Liebestrank gebraut, der aus der Hexenapotheke ihrer gräulichen Mutter stammt.

Ein Anderer.

Und die Mutter mischt ihm in's Getränk Kräuter, welche das Blut in heißer Gährung erhalten, Zaubersäfte, die seinen Kopf verwirren und seine Wildheit nähren.

Zweiter.

Wir aber wollen eine echte, wahre Königin — nur Eine — keine Mutter Sigbrit, keine Hexe als Regentin des Landes, keine Zauberin als Maitresse des Königs —

Ein Anderer.

Nieder mit beiden!

Mehrere.

Nieder mit ihnen, nieder!

Erster.

Gut! gut! aber wie anstellen? Sprechen wir das Todesurtheil — wer führt es aus?

Zweiter.

Ich kenne nur einen — den Schloßhauptmann!

Alle (durcheinander).

Der Schloßhauptmann? — Was sagt Ihr?

Erster.

Der Einzige ist's, welcher mit der Sigbrit und der Düveke Umgang pflegt.

Erster.

Er liebt die Düveke!

Zweiter.

Eben deshalb! Man sagt, er sei abgewiesen. Er wird sich rächen wollen!

Erster.

Abgewiesen? — Ihm recht! — Warum verliebt er sich, er, ein Edelmann, in eine Hökerstochter.

Zweiter.

Viel zu verlieren hat er bei dem Wagniß nicht. Er ist in des Königs Ungnade. Faaburg hat ihn angeklagt. Der König ließ den Faaburg hinrichten, damit er nicht weiter plaudere. Aber Ihr werdet sehen, Torben's Hals ist so gut für den Strick eingerichtet, als Faaburg's, und sein Haupt sitzt nicht fester, als ein gewöhnliches bürgerliches Menschenhaupt, als unser Aller dem König verhaßte Adelshäupter.

Erster.

Gut! ziehen wir ihn in die Verschwörung! — Unerhörte Dinge gehen vor! — Die menschliche Natur ist irre geworden an sich selbst! — Ich halte nichts mehr für unerhört, unmöglich! —

Ein Anderer.

Man sieht allabends in den Hallen und Gängen des Schlosses eine Gestalt umherwanken, groß, mächtig, in weißem Gewande, die Augen starr, dumpfe Zauberspräche murmelnd —

Erster.

Unheil brauend; es ist die Sigbrit! Nachtwandelnd, mondscheinsüchtig!

Zweiter.

Die Sigbrit? — Der böse Geist treibt sie umher — Fluch ihr!

Erster.

Der Meister Simon hat entsetzliche Dinge prophezeit — er hat sein Laboratorium in die Luft gesprengt — er hat einen Fluch ausgesprochen über Dänemark und ist darauf gegangen, man weiß nicht wohin?

Zweiter.

Man muß Salz streuen über die Stätte, die ehemals Dänemark hieß. Sie ist verödet, oder wird's sein, über kurz oder lang.

Erster.

Aber Torben —

Zweiter.

Lupus in fabula! Dort kommt er, niedergebeugt das Haupt —

Erster.

Wie zum Henkerblock. Er übt seine Stellung ein.

Zweiter.

Er zählt seine Schritte, die er noch bis zum Hochgericht zu machen hat.

Erster.

Er soll das Hochgericht verdienen lernen. Man muß wissen, warum man stirbt; man stirbt gründlicher, wenn man den Grund des Sterbens kennt. Laßt uns ihm dazu Gelegenheit geben!

(Torben tritt auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Torben.

Erster Edelmann.

Ah, Herr Torben! So niedergebeugt?

Zweiter.

Wie das Reich Dänemark — der dänische Adel!

Die Uebrigen (durch einander).

Ja, ja! Der Adel! — Niedergebeugt!

Torben.

Haltet mich nicht auf, Ihr Herrn! — Was ruft Ihr so laut? — Was steht Ihr hier so zusammen, Ihr Herrn! — Säh Euch König Christiern, er würde sagen, hier gäb's eine Verschwörung.

Erster.

Es ist so was — wir haben uns verschworen —

Zweiter.

Zum Besten des Landes, des Adels.

Die Uebrigen.

Ja, zum Besten des Adels.

Torben.

Wahrt Eure Köpfe, Ihr Herren! Ich bitt' Euch!

Zweiter Edelmann.

Wahrt den Euren, Herr Schloßvogt! Ich bitt' Euch sehr. Ihr seid ein wohlgebildeter Mann. Es wär' Schade um Euch, wahrlich, Schade!

Erster.

Ja, Herr Schloßvogt! Und was sagte die Dürcke, wenn Ihr den Hals brächet — über den Henkerblock.

Torben.

Wollt Ihr mich höhnen, Herr? — Ziehet!

Zweiter.

Keinen Zwist! — Stehen wir zusammen, wie's Edelleuten geziemt! — Keinen Hader! Haderet mit dem Himmel, mit dem König, der Mutter Sigbrit — mit wem Ihr wollt — aber haltet Frieden unter einander! Wir meinen es gut mit Euch, Herr Torben!

Erster.

Gewiß, gut! — Reicht mir die Hand, Herr Schloßvogt! — Wir wollen Euch nur warnen, nichts weiter. Habt Vertrauen zu uns! Wir wissen Alles.

Torben.

Was wißt Ihr?

Erster Edelmann.

Daß Euch die Dürcke abgewiesen —

Torben.

Wer sagt das? — Ihr lügt — ich sag's Euch offen: Ihr lügt! Und abermals sag' ich: Herr, Ihr lügt! Ihr müßt mir Rechenschaft geben.

Zweiter Edelmann.

So fordert ganz Kopenhagen heraus! — Ganz Kopenhagen spricht's.

Torben.

Ganz Kopenhagen lügt's!

Zweiter Edelmann.

Gut für Euch! — Aber wir wissen mehr. Ihr seid in der Ungnade des Königs.

Torben.

Wahr, leider wahr! — Wer rechnet auch auf Dauer bei Königen? Gnade wird Ungnade bei Nordost, Ungnade Gnade bei Südost; Nordost habe ich jetzt; mein Lebensschiff schwankt, der Masten beraubt, des Ankers baar. Ich bin schiffbrüchig.

Zweiter Edelmann.

Was ganz Kopenhagen lügt, glaubt der König. Er hält Euch, Herr Schloßvogt, für seinen Nebenbuhler. Hütet Euch! Hütet Euch!

Erster.

Der gesammte Adel muß auf der Hut sein. Rollt Euer Haupt in den Sand, Herr Schloßvogt! so werden die unsrigen nachrollen; eins nach dem andern; wir küssen den Staub; so will's Frau Sigbrit.

Torben.

Die Sigbrit ist mir günstig.

Erster Edelmann.

Aus Absichten — Pfui! die Kätzin! die Hexerin! — Sie soll keinem Edelmanne günstig sein. Schämt Euch, Herr Schloßvogt! Ein Edelmann in der Gunst der Sigbrit — Pfui!

Zweiter.

Wir sind die Zielscheibe ihres Hasses, ihres Spottes, ihrer grausamen Vernichtungslust. Man muß sie aus dem Wege räumen.

Alle.

Aus dem Wege räumen, ja! — Sie und die Dürcke! beide!

Torben.

Die Dürcke? — Edle Herrn! Wer gab Euch den Gedanken ein? —

Erster Edelmann.

Ihr habt Zutritt zu beiden! Ein wenig Gift, —

Zweiter.

In's Getränk gemischt, in die Speisen —

Erster.

Befreit uns von der Schande, von der Furcht, von der Unterdrückung.

Zweiter.

Handelt im Dienst des Adels! Wir flehen Alle für Euch.

Alle.

Alle für Euch! — Man soll Euch nichts anhaben.

Torben.

Die Dürcke! — Gift! — Ihr Herrn! das ist eine trübe Vorstellung. Laßt mich ihr weiter nachdenken; laßt mich allein — der Gedanke eines Augenblicks entscheidet über ein ganzes Leben, eine Ewigkeit. Solch ein Augenblick ist selbst eine Ewigkeit — eine Ewigkeit der Hölle. Oh!

Erster Edelmann.

Rächt Euch an Dürcke'n!

Zweiter.

Uns an der Sigbrit!

Alle.

Rächet uns, Herr! Rächet uns! — Gedenkt des Adels! — Rächet uns und Euch!

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Torben (allein).

Torben.

Es wäre gut, sie schiede von der Welt,
Und ich mit ihr. Ertragen solch ein Leben,
Voll Stacheln und voll Fäulniß, voller Wunden,
Brandmälern, schmerzhaft eingedrückt, ein ganz
Geächtet Kerkerleben — weibisch wär's.
Das ist nicht Mord, das ist Erlösung nur
Von Gram und Kümmerniß. Mein Leben hängt
An Einem Härchen nur. Die Tage sind mir
Gezählt. Laß ich zurück die Dürcke,
So bleibt sie König Christiernes Eigenthum.
Entsetzlicher Gedanke! — Sie, so rein,
So huldvoll, schön, sie, eine Maienblüthe,
Voll Duft der Frömmigkeit und Seligkeit,
Sie sollte wurzeln hier auf gift'gem Boden,
Im Sumpf des Hofs! Solch Leben ist fürwahr
Ein fortgesetztes Sterben nur. Ich breche
Die Ketten ihr, darin sie schmachtet, ich
Befreie sie vom geifl'gen Tod, den Banden
Unsel'ger Lieb' — ich tödte mich und sie —
Ein Paar, gebrochen von des Schicksals Faust,
Die eigenmächtig eignes Werk zerstört.
Oh! Weh des Jammers, weh! — Ein Mörder ich!
Von hinnen geh' ich, ja! von hinnen, meiner
Gedanken Narr, Narr der Gedankennarren
In meinem Haupt, die auf Erlösung harren.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer im Schloß. König Christiern, Jesper Brockmann.

Christiern.

Seltsam und mehr als seltsam ist's! — Es geben
Hier wunderliche Dinge vor. Verschoben
Ist Alles hier am Hof. Unhöflich wahrlich
Thut Sigbrit Wolms an mir, voll Heimlichkeit
Und unverstand'ger Rechnenkunst. Ihr selber
Schriebt jenen Brief an Torben? Nennt noch einmal
Des Briefes Inhalt mir! Ich hab' ihn
Noch nicht genau gefaßt — ich leid' am Schwindel,
An Gallenangst und schwerem Blut — da läßt sich
Nicht Alles gleich so fassen, wie zu fassen
Dem Herzen wohl thut und es nöthig ist.

Jesper Brockmann.

So wie ich Euch gesagt, erlauchter Herr!
So stand's im Brief, genau und Punkt für Punkt.
Zuerst manch schmeichelnd Wort —

Christiern.

Die Sigbrit schmeichelt?
Gotts Tod! das muß was zu bedeuten haben!

Jesper Brockmann.

Darauf, daß, wenn er liebe Dürcke'n —

Christiern.

Der Torben!

Jesper Brockmann.

Wenn er liebe Dürcke'n,
So wie er oft es ausgesprochen —

Christiern.

Oft
Es ausgesprochen — ha!

Jesper Brockmann.

Er um die Liebe
Der Dürcke fortdauernd werben solle,
Langmüthig, mit Geduld. Denn so wie Zeit
Den Umstand ändre und Umstand die Zeit,
So Zeit das Herz. Wie leicht es sei geschehn,
Daß Christiern seine Neigung übertrage
Von Dürcke'n auf Kön'gin Isabella,

So leicht könn' es geschehn, daß Dübcke
Die ihr'ge übertrage auf den Schloßvogt.

Christiern.

Nein! Nimmer, Schreiber! nimmer wird's geschehn.
Nein! Nein! Was sag' ich noch? Gotts Tod! Was noch?
Wie starrt Ihr mich doch an! Bin ich verrückt?
Nein! Sigbrit ist's, die Dübcke, der Schloßvogt,
Ihr selber seid's, das ganze Dänemark.
In diesen Dingen ist fürwahr kein Sinn
Und kein Begriff! — Sinn's aus, begreif' es, wer
Es will und kann — Mir geht der Athem aus,
Der Athem des Verstandes, der belebt
Ein solch Maschinenwerk, solch Körperding,
Das Mensch geheißen wird — Langweilig Wort,
Zum Ueberdrusse wiederholt! O Mensch! O Thor!
Und deshalb Thor, weil Mensch Dein Name ist.
Wie, sprach ich recht? — Und was, Herr Schreiber, habt Ihr
Mir vorgelogen doch?

Jesper Brockmann.

Die Wahrheit, Herr!

Christiern.

Ha, Doppelsinn! Ihr logt mir Wahrheit vor!
Lügt Eure Wahrheit, spricht die Lüge wahr,
Und so, im Kreis' umher mich treibend, sag' ich,
Daß Eure Lüge reinste Wahrheit ist.

Jesper Brockmann.

Wahrhaftig, Herr! Doch thut's mir Leid, daß Euch
So aufgeregt die Nachricht, die zu bringen
Ihr selber mich gezwungen habt.

Christiern.

Dank, Dank!
Ich muß den Dingen auf die Spur doch kommen.

Jesper Brockmann.

Die eine Bitte, königlicher Herr!
Gestatt' ich mir zu thun: sagt nicht der Sigbrit,
Aus welchem Quell die Nachricht Ihr geschöpft!

Christiern.

Ha, was! Warum nicht, Schreiber?

Jesper Brockmann.

Herr! das brächte
Mich um mein Amt!

Christiern.

Seid Ihr von Sinnen, Schreiber?
Bin ich hier König, oder Sigbrit Wolms?
Ein andres Regiment führ' ich noch ein
Am Hofe hier. Man soll mich kennen lernen,
Den Christiern, mich!

Jesper Brockmann.

Mein königlicher Herr!
Ich wag' es Euch zu sagen, es ist spät
Schon in der Nacht. Ein aufgeregtes Herz
Bedarf des Schlafs.

Christiern.

Des Schlafs? Was Schlaf! der ist
Nichts weniger als Tod — leblose Starrheit,
Die aus die Glieder streckt, wie eines Leichnams,
Der keine Rache kennt, noch üben kann.
Nein! nein! kein Schlaf fall' über diese Augen,
Bevor ich ausgesonnen meinen Plan.
Laßt mich allein, allein jetzt, werther Brockmann!
Legt Euch zu Bett! — Zu schreiben habt Ihr nichts,
Doch ich zu sinnen viel, wenn Sinn mir wird,
Wo Unsinn mich gespenstisch rings umwankt.

(Brockmann ab.)

Fünfter Auftritt.

Christiern (allein).

So hatte Faaburg Recht — Unglücklicher!
Unrechtlich Hingemordeter! — Was hätte
Mich Niels gekümmert doch? Was war mir Niels?
Und was verfälschte Rechnungen? — Du sprachst
Die Wahrheit, und die Wahrheit war's, die um
Dein Leben Dich betrog! —
Ha! Sigbrit! So besorgt um Deiner Tochter
Zukünft'ges Loos? — Ich kürze Deinen Plänen
Den Kopf — in Torben Ore's Kopf! Doch wo hab' ich
Beweise, gründliche? — Sah ich den Brief?
Betrug ist Alles, Feindschaft anzurichten.
Ja wohl, Betrug! wo wär' hier nicht Betrug? —
Das macht mich toll! Weh! schwarz Gemüth, herab! —
Nach Luft verlang' ich, Luft! — Der König Dänemarks
Verlangt nach Luft? Der König? Ich, der König?
Braucht denn ein König Luft? —
Das Fenster auf! — Ha, ha! weh mir! was sieht dort?
Der Galgen, dran der Leichnam Faaburgs hängt.
Die Raben, wie sie flattern! Weh, was will ich?
Luft! Wird sie mir zu Theil? Nein, nein! das Herz
Ist mir so eng. — Was? Ha! welch Trugwerk doch!
Ein Sinnenspiel! — da glänzt ein lichter Schein —
So wahr ich leb', ein lichter Schein — Gotts Tod!
Ich will drauf sterben — weh! ein Heil'genschein
Glänzt über Faaburg's Leichnam! — Heil'genschein? —
Kein Heil'genschein — Ein Schein wie jeder ist.
Das kommt vom Nordlicht her, 's ist Mondschein heut.
Was sag' ich doch? Der Schein — Mich faßt Entsetzen!
Ein Glanz phosphorisch — ist's Gewissensangst,

Die so mir vorlügt? — Toll bin ich, höchst toll! —
Das ist ja wider die Natur, daß ein Gehenkter,
Daß ein Verbrecher so im Tode noch
Verklärt soll sein. Weh mir! der Schein, der Schein,
Gewinnt er sichtbar doch des Todten Züge.
Wie er mich anschaut! starr, ein glotzend Ding!
Weg da, Gesicht! Du todter Faaburg, schäm' Dich,
Zu quälen so den König Dänemarks,
Du ein Vasall! Doch wendet er von mir
Die Augen nicht, die gräßlichen! — Wer hat
Je so etwas erlebt? — Ha, Maske! Maske!
Die Todtenlarve, die! —
Beim Himmel, das bedeutet was! — Hier waltet
Ein göttliches Gericht! — Gewissen! was?
Nick Du nur zu und sag', Du seist von mir
Schuldlos gerichtet! Nickst Du, tolles Antlitz? —
Du nickst! Wie nah Du jetzt mir bist! Mit Händen
Könnt ich Dich greifen, wollt' ich nur! Ich rufe —
Hinweg! — nach Hülfe ruf ich! — Auf, Ihr Schläfer!
Ihr Wächter, auf! — Gott steh' mir bei! — Was ist
Das für ein Jammer doch! — Bin ich allein?
Ein König, und allein? — Heda! wacht auf!
Gotts Tod! Wacht auf! (Diener treten ein).
Da sind doch menschliche Gesichter. Nie hab' ich sie mehr geliebt.
Blaß sind sie, schläfrig, aber Menschen doch. —
Heran, heran, Ihr! Schaut dorthin! Was seht Ihr?

Ein Diener.

Mein König! nichts!

Christiern.

Was? Nichts? Wozu rief ich
Euch her, ihr Blöden, Blindgeschlagenen?
Schaut dorthin: nichts?

Ein anderer Diener.

Nein, wahrlich nichts, mein König!

Ein Dritter.

Stockfinster ist's.

Ein Vierter.

Den Galgen selbst verhängt
Ein nebelhaft Gebild.

Christiern.

Das ist der Schein,
Der Schein! Hinweg, Ihr Blindgebornen, Ihr!
Blindschleichen Ihr! Habt Ihr den Faaburg
Erhängen lassen, Ihr? — Warum soll Euch
Erscheinen Faaburg und Euch ängstigen?
Geht! geht! doch ruft mir her den Schloßhauptmann!
Aufs Eiligste!

Diener.

Herr! angebrochen ist
Bereits die Nacht.

Christiern.

Ha, Nacht! Ihr Uebernächt'gen!
Soll Torben schlafen, der den Schlaf mir raubt?
In süßen Träumen schweigen, während ich
An Allem, selbst an Ruhe, darben muß?
Verschlafen seid Ihr und verträumt! Ich lehr'
Euch rührig sein! Ruft mir den Schloßhauptmann!
(Die Diener ab.)
Ha, Dövcke! Und Alles das um Dich!
So viel um Dich! So viele Todesangst!
So viel Gerichtete! So viel Zerrüttung!
So viel Gesichte, spukhaft, in der Nacht,
Und so viel Nacht am Tag! Oh, Dövcke!
Mich selbst kenn' ich nicht mehr. Oh, Dövcke!
Du Täubchen! Täubchen! Blut verbreitest Du
Rings um Dich her! Oh, Schönheit, tödtende,
Du Quell der Liebe und der Grausamkeit,
Du Born der Gnad' und Ungnad', oh, du holde
Unholdin, oh, erbarmungslos Erbarmen!
(Walkendorf, Klaus Holst und Hopfenstein treten ein.)

Sechster Auftritt.

Christiern; Walkendorf; Klaus Holst; Hopfenstein.

Walkendorf.

Das ganze Schloß, mein König, ist in Aufruhr!

Christiern.

Der Faaburg ist's, der Lärm macht, werther Kanzler!
Der Faaburg ist's.

Walkendorf.

Der Faaburg ist ja todt
Wie jeder todt, der todt ist — redlich todt!

Christiern.

O traut ihm nicht! es war ein wilder,
Unruh'ger Kopf! der läßt mich nicht in Frieden
Und ist von Neuem aufgelebt.

Walkendorf.

Entsetzlich,
Entsetzlich wär' es, eine Spukgeschichte.
Das muß man schreiben in die Chronika
Von Kopenhagen —

Christiern.

Ja chronikenmäßig ist's,
Chronikenmäßig — ein gespenst'ger Unfug!
Weshalb kommt Ihr noch in der Nacht?

Klaus Holst.

Wir hörten,
Es sei Euch etwas zugestoßen, Herr!

Walkendorf.

Und weil wir wissen, daß Entsetzliches

Zustoßen einem Menschen kann, vielleicht
Anwandlungen von Ohnmacht oder Krampf —

Christiern.

Ja, Schnupfen, Schnupfen!

Falkendorf.

Oder Fieber, Herr!

Christiern.

Ganz recht, ein Fieber! Wahrlich, ich bin krank!
Ach, herzlich krank! Nun denn, so heilet mich,
Ihr wackern Aerzte, Ihr! — Wir müssen sehen,
Wie Faaburg zu beschwicht'gen sei. Er ist
Heißhungrig —

Falkendorf.

Wer?

Christiern.

Der todte Faaburg ist
Heißhungrig, sag' ich, nämlich sein Gespenst,
Das heute mir erschien in gräulicher
Gestalt!

Falkendorf.

Wie sah er aus?

Christiern.

Heißhungrig, Kanzler!
Nach Torben Ore's Haupt — nach Torbens Haupt,
Das ihm zur Sühne fallen soll. Gebt an
Den Weg, der ihn zum Tode führt und uns
Des Rechtes Schein bewahrt! Was Schein? Wir sind
Im Rechte, wir! Wir sind's! Denn hört, Ihr Herrn:
Schloßhauptmann Torben liebt die Dübeke!

Hopfenstein.

Das ist nach dän'schem Recht nicht todeswürdig.
Verzeiht die freie Rede mir, o Herr!
In Dänemark ist Liebe kein Verbrechen,
Wenn sie Verbrechen nicht; und, hoher Herr!
In diesem Falle ist sie kein Verbrechen,
Und eine Anklag' nicht darauf zu gründen;
Unmöglich, Herr!

Christiern.

Was ist unmöglich? Nichts
Als was wir selbst unmöglich haben, machen
Und für unmöglich halten wollen. Sprecht,
Herr Kanzler, Eure Meinung aus!

Falkendorf.

Verzeiht!
Es ist ein zarter Fall, ein fein Dilemma,
Man kann es nehmen, wie man will. Ich freilich,
Ich habe keine Meinung — denn Ihr sagt,
Mein König! Dübeke ist mein — nun wohl,
So steht Euch eine Meinung zu. Doch hier,
Die Herren Räthe, wohlerfahrne Männer
Im Recht, behaupten ihrer Seits: das Recht
Ist unser und das Recht hat eine Meinung,
Mithin: wir haben Recht zugleich und Meinung,
Und eine Meinung durch das Recht. Seht da!
Es ist ein zarter Fall.

Christiern.

Ein zarter Fall!
Gotts Tod! wir zart hier die Gemüther sind!
Klaus Holst, Ihr schweigt?

Klaus Holst.

Durch Schweigen tret' ich bei
Der Ansicht meines Amtsgenossen hier.

Christiern.

Ha, wackre Amtsgenossen der Verschwörung,
Gerichtet gegen mich! Wie wahret Ihr doch
Des Königs Recht, mein Recht! Ihr stoßt es um! —
Ergraute Männer! was wißt Ihr von Liebe?
Lieb' ist ein Recht! und Königsliebe ist
Ein doppelt Recht! Wer meine Liebe mir
Antastet, tastet an die heilige
Person des Königs! Nun, Ihr wackern, lieben
Rathgeber, helft die Majestät vertheid'gen,
Die schwer durch Torben Ore wird gekränkt!

Hopfenstein (zu Klaus Holst).

Mir fällt ein Ausweg bei, der rechtlich ist.

Christiern.

O nennt ihn uns, mein wackrer Hopfenstein!

Hopfenstein.

Es ist ein Ausweg nur, ein Weg, zu bringen
Den Torben Ore vor das Reichsgericht.

Christiern.

Mein werther Hopfenstein! Das ist genügend.
Kein Reichsgericht spricht Torben Ore frei.

Hopfenstein.

Klagt an den schuld'gen Schloßvogt der Verletzung
Des Königlichen Ehedetts!

Christiern.

Ganz recht!
Ganz recht! So dacht' ich mir's.

Klaus Holst.

Das ist ein Weg,
Den Schloßvogt von der Klage freizusprechen.

Hopfenstein.

Doch auch ein Weg, ihn vor's Gericht zu bringen.
So steht die Frage nun: wen liebt der Schloßvogt?
Die Dübeke! — Wer theilt das Ehebett
Des Königs? — Nicht die Dübeke, vielmehr
Die Kön'gin Isabella. Eine Kön'gin
Giebt's nur in Dänemark. Heirathen wollen
Ist noch Verbrechen nicht. Mithin, so muß
Entscheiden das Gericht mit Grund des Rechts,
Geht frei der Schloßvogt aus.

Christiern.

Was sagt Ihr da?
Frei geht der Schloßvogt aus?

Hopfenstein.

Nicht anders, Herr!
Es kann nicht anders sein.

Klaus Holst.

Das Reichsgericht
Besteht aus Edelleuten, Herr! und Edelmann
Ist Torben Ore selbst!

Christiern.

Herr Kanzler! was
Sagt Ihr zu meinen Räthen da?

Falkendorf.

Mein König!
Zu diesen Räthen da, die vor uns stehn? —

Christiern.

Zu diesen Räthen da! Gotts Tod! wie zäh,
Wie langsam, wie bedenklich doch, Herr Kanzler!

Falkendorf.

Bedenklich, ja! bedenklich, Herr! — die Männer
Beleid'gen dort, das ist bedenklich, Herr! —
Denn seht, mein König! wohl erfahren sind sie
Im Recht, wie ich gesagt; mithin, behaupt' ich,
Sie hätten Unrecht, nun! so kränk' ich auch
Das Recht zugleich und sag', das Recht sei Unrecht;
Was nicht zu sagen ist. Denn Recht ist Recht
Und bleibt auch Recht, so lang noch Recht vorhanden.

Christiern.

Ha, Tod! Gotts Tod! — Den Tod wünsch' ich Euch Allen.
Ich selber schaffe Auskunft mir. Will mir
Der Adel nicht zu Willen sein, nun wohl!
So hab' ich meine Bauern noch, die graden,
Die unverfälschten, treu ergebenen.
Die richten mir den Schloßhauptmann, gebt Acht!
Die richten ihn. Draus bild' ich einen neuen
Gerichtshof mir, der auf des Königs Willen
Und Wort und Recht allein nur hört und schwört!
(Torben tritt ein.)
Ha ha! der Schloßvogt! Jetzt verlaßt mich, all
Ihr wackern Räthe ohne Rath, Mithelfer
Am Recht, doch recht- und hilflos. Hab' ich Euch
Vom Schlafe nur ein Stündlein abgebrochen,
O, so vergebt mir, werthe Herrn! vergebt mir!
Gotts Tod! von meinem Angesicht hinweg!
(Kanzler und Räthe ab.)

Siebenter Auftritt.

Christiern. Torben.

Torben.

Ihr ließt mich rufen, königlicher Herr!
Welch einen Auftrag wollt Ihr mir ertheilen?

Christiern.

Ha! einen Auftrag! Keinen Auftrag, Herr!
Schlaftrunken seid Ihr noch. Ich seh's Euch an.
Ihr träumt! Aushorchen will ich Euch, Herr Schloßvogt!
Aushorchen, grad' herausgesagt. Antwortet mir
Nicht krumm, und ohne Umschweif! Wie, Herr Schloßvogt!
Wie sauber hintergeht Ihr mich! Was habt Ihr
Mit Mutter Sigbrit doch zu unterhandeln?
Gotts Tod! ein wackrer Schloßvogt! —

Torben.

Herr! Welch Unrecht
Beging ich doch an Euch?

Christiern.

Ihr liebt, ich sag' es,
Die Düveke! — Auf diese Liebe steht
Der Tod!

Torben.

Nach welchem Recht?

Christiern.

Nach meinem, Herr!
Gesteht es nur, Ihr liebt die Düveke!

Torben.

In Ehren, Herr! wie jeder wackre Däne,
Der seines Königs Gut zu schätzen weiß,
Und weil es schätzbar ist, auch liebt. Ich liebe
Die Düveke, ich sag's! Ich liebe sie,
Wie unser Auge liebt des Himmels Blau,
Das unerreichbar unsern Händen ist,
Und doch so werth im Anschaun! Wie ein Bettler
Das Gold liebt in des reichen Mannes Händen,
Das nie zu Theil ihm wird! Ja, wie Ihr selbst
Des ew'gen Gottes Gnade liebt —

Christiern.

Ha, ha!
Ihr habt Euch gut vertheidigt, Torben Ore!
(Höhnisch.) Des ew'gen Gottes Gnade! — (Auffahrend.)
Herr! ich bitt' Euch,
In vier und zwanzig Stunden mindestens
Für eine lange wicht'ge Reise Euch
Bereit zu halten. Hohe Dinge hab' ich
Mit Euch, Herr Schloßvogt, vor! Gotts Tod! was kommt mir
Da in die Kehle doch! — Den Grimm schluck' ich hinunter' — Gute Nacht, Herr Schloßhauptmann! —
Der Grimm! der Grimm! — welch eine Nacht ist das?
(ab.)

Achter Auftritt.

Torben (allein).

„Für eine lange wicht'ge Reise!" — Will er

Entfernen mich von hier? von Düvecke'n? —
Für eine lange wicht'ge Reise! — Ja, fürwahr!
Die längste Reis' ist auf der schwarzen Bahn
Des Todes — in das Grab! Der König gab
Mir vier und zwanzig Stunden noch Bedenkzeit!
's ist eine kurze Zeit und, wie man will,
Auch eine lange Zeit und wohl zu nutzen.
Nichts bleibt mir übrig mehr. O Düvecke!
Das ich Dich tödten muß, Dich tödten muß —
Muß, muß, eh' noch die Stunden abgelaufen,
Die kurze Frist, die mir gesetzt. Ein Mord!
Ein Mord! ein Einbruch in dies freundliche
Gebild der Huld und Schönheit! Nein! ich darf sie
In dieser kranken Welt zurück nicht lassen.
Im Tode mein! — Unsterblich ist die Schönheit
Und überlebt den Tod! Wie drängt's mich doch,
Die That zu thun! — Die Glocken meiner wilden
Gedanken läuten Sturm! — Im Herzen wühlt
Todender Aufruhr! — Meine Stirn, mein Haupt,
Lodernder Brand! — Die Haare, Flammenzungen,
Geißeln die Schläfe quälend, richten sich auf
Zischend gen Himmel! Predigt der Gottesmann,
Gewissen, stürz' ich von der Kanzel ihn,
Der trau'rumflorten, drauf er grämlich sitzt,
Als wär's auf einem umgestürzten Sarge,
Deß Moderduft die Sinne weibisch macht! —
Bäume dich auf, Entschluß! — In Erz gegürtet
Schreite voran! — Dir folg' ich, Keinem sonst,
Blutdürstiger! — Dein Knappe bin ich nur!
Du bist ich selbst! Auf deiner Stirne funkelt
Die Inschrift Tod! — Licht wird's, wo Alles dunkelt!
Halb ist das Leben, ganz ist nur der Tod!
Komm' an, o Nacht! Du kündest Morgenroth!

(Ab. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Zimmer der Düvecke.

Erster Auftritt.

Torben Ore. Ein Page (mit Kirschen tragend).

Torben.

Stell' hier den Korb hin! Geh! (Der Page ab. Torben sich umsehend:)
Wo ist sie? — Welch
Ein wunderbar Geschenk! Was will ich doch?
Ein seltsam Mahl! Wir essen sie zusammen,
Die seltne Todesfrucht! Ein süßes Sterben
Gemeinsam! — Was ist Tod? — So schläfrig bin ich.
Der Tag war schwül; die Abenddämm'rung naht;
In Liebe sterb' ich, schlaf' ich; Tod ist Traum,
Ist Liebestraum; todt sein, heißt träumen; träumen
Will ich fortan; die Sonn' erlischt, schon steigt
Der Mond herauf; versilbert ist mein Sein
Von süßer Dämmerung. Wie fallen doch
Die Sterne rings! Mohnkörner sind es, die
In Schlaf mich bringen. Wo ist Düvecke?

(Düvecke tritt ein.)

Zweiter Auftritt.

Torben Ore. Düvecke.

Düvecke.

Herr Schloßhauptmann! Von Herzen grüß' ich Euch.
Wie lang sah ich Euch nicht! Ihr spart Euch auf,
Ihr macht Euch selten, Torben! Ach, wie sehr
Vermißt' ich Euch!

Torben.

Ihr mich? und immer
War ich bei Euch! — Wann wär' ich's nicht? — Ihr dachtet '
Des armen Schloßvogts? Meiner? — Düvecke!
Wie schwer Ihr mir das Sterben macht!

Düvecke.

Das Sterben?
Was sagt Ihr, Torben?

Torben.

Sterben — ja, ich sterbe,
Wenn ungeliebt sein sterben heißt! Es ist
Nur ein Gedanke so — der Tod, der Tod! —
Der Tod ist Lebensmilch! Was? Leben! Sterben! —
Ich sterb' im Leben und im Sterben leb' ich,
Ich wach' im Schlafen und im Wachen schlaf' ich,
Ich tödt' im Lieben und im Tödten lieb' ich —
Ich lieb', ich tödte — Weh! — O hört nicht drauf!
Von Sinnen bin ich —

Düvecke.

Sagt, was faßt Euch doch?
Nie seid Ihr mir so räthselhaft erschienen
Als heut. Ihr seid nicht glücklich, Torben!

Torben.

Wie
Vermöcht' ich's doch zu sein? O Düvecke,
Ihr seid mein Schmerz, weil Ihr des Königs Lust,
Und weil Ihr Lust am König habt, so hab' ich
An Euch nur Schmerz, doch von so seltner Art,
Daß ich um alle Seligkeit des Himmels,
Um aller Erdenfreuden vollstes Maaß
Ihn nicht vertieren mag.

Düvecke.

So seid Ihr nun!
Stets kommt Ihr drauf zurück, daß ich, ich armes

Geringes Weib, die Ursach Eures Grams.
Bin ich denn glücklich, Torben?

Torben.

Seid Ihr's nicht?

Düveke.

Wie wär' ich's doch? Grollt mir der Adel nicht
Um meiner Mutter willen? Grad als käme
Jegliches Unglück, welches Dän'mark trifft,
Aus dieser kleinen unbewehrten Hand,
Die höchstens eine Blume pflückt, ein Röslein
Sich vor den Busen steckt, ein Büchlein mit Gebeten
Durchblättert — ach, die Hand, die Keinem etwas
Zu Leide möchte thun, als nur sich selbst.
Ja, wär es möglich, Torben! — für das Wohl
Des Ganzen ging ich gerne in den Tod!

Torben.

Was sagt Ihr, Düveke? Ihr wünscht zu sterben?
Auch ich, auch ich! — Welch eine Seligkeit,
Mit Euch vereint zu gehen in den Tod!
Das müßte sein, wie liebliches Entschlummern,
Der Braut zur Seiten, in der Hochzeitnacht,
Das müßte sein, wie wenn ein Doppelstern
Vom Himmel mälig sinkt, das müßte sein,
Wie wenn zwei Blumen, Eines Stengels Zwillings-
Geburt, der duft'gen Seele Sterbehauch
Ausathmen in die stille Sommernacht.
Ihr liebt das Leben nicht! So liebt den Tod!

Düveke.

Ich lieb' ihn ja, den Tod! — O käm' er mir
So unerwartet, wie ein plötzlich Glück,
Wie wenn der Morgensonne Strahl den Tropfen
Des blassen Thaues von der Blume küßt.

Torben (sie an der Hand fassend).

Noch blüht die Blume, Leben, Euch und mir!
Bedenkt es, Düveke! Ihr seid hier nicht
Am rechten Platz, an diesem düstern Hof,
Wo jede frohe Miene sich ihr Schuldig,
Ihr Todesschuldig selber spricht! Bedenkt's,
Ein fröhlich Land hat Euch erzeugt! Weis't nicht
Zurück, was ich vordem Euch angeboten!
Wir fliehen, Düveke! — Es ist der letzte,
Der letzte Augenblick — dahinter lauert
Der Tod, bedenkt's, der Tod! Ich sag' es Euch —
Ein schwarz Verhängniß schwingt die dunkeln Flügel
Um unser Dasein schon —

Düveke.

Mag's sein, Herr Torben!
Ich weiß, ich sterbe bald; ich sah mich selbst
Im Sarg bei Meister Simon. Doch ich will
Nicht mein Verhängniß fliehn! Ich liebe
Den König, ja, ich lieb' ihn. Sollt' ich nicht?
Nur wer den Tod mir gibt, den lieb' ich mehr!

Torben (kalt, gefaßt).

Ihr hattet kürzlich, Jungfer! ein Gelüst
Nach süßer Erdbeerfrucht — zu dieser Jahrszeit
Ist's eine Seltenheit in Seeland, Jungfer!
Sie aufzutreiben. Seht, im Körblein hier
Erdbeeren, frisch und roth.

Düveke.

Ei, herrlich, Torben!
Ihr seid recht wie ein Freund um mich besorgt.
Die größten wie die kleinsten Wünsche wißt Ihr
Mir zu gedenken und befriedigen.

Torben.

Recht wie ein Freund! Ihr lernt mich mehr noch kennen!
Ja wohl, ein Freund! — Nun, Jungfer, langt nur zu!
Die Frucht hier ist von ganz besonderer Art
Und hat gar manche seltne Eigenschaft.

Düveke (kostet eine).

So theilt mit mir!

Torben.

Gewiß! ich bitte drum —
Spart mir die Hälfte auf — ich bitt' Euch sehr!
Es ist das erste, was Ihr mit mir theilt.

(Düveke ißt; Torben wendet sich eine Weile ab, indem er die Hände vor's Gesicht schlägt.)

Torben (erschüttert und leise, ohne sich umzuwenden).

Wie schmecken sie Euch? Sagts!

Düveke.

Fast allzusüß!

Torben.

Bewahrt mir nur die Hälfte auf! Ich bitt' Euch!

Düveke.

Wenn Ihr auf mich die Augen wenden wollt.

Torben (für sich).

Ich kann nicht, kann nicht!

Düveke.

Wir sind naschhaft, Torben!
Wir jüngferlich Geschlecht! Ihr wendet Euch
Nicht zu mir um? Nun wohl, zur Strafe ess' ich
Die letzte Frucht Euch hier hinweg.

Torben (wendet sich rasch gegen die Düveke).

Was sagt Ihr?
Was sagt Ihr, Düveke? Weh mir! Das Körbchen
Ist leer — ganz leer! Ihr täuscht mich, Düveke!
Ihr haltet mir die Hälfte noch verborgen
Zum Scherz!

Düveke.

Wie habt Ihr Euch, Herr Schloßvogt!
Gleichwie ein Kind, doch um die Erdbeerfrucht.

Torben.

Gleich wie ein Kind! Welch Schicksal! — Welch ein Schmerz!
Mir kam die Hälfte zu! Wie schlecht habt Ihr
Sie mir verwaltet, Düveke! Mit Euch
Begehrt' ich in den Tod zu gehn. Und nun?

Geringes Weib, die Urſach Eures Grams.
Bin ich denn glücklich, Torben?

Torben.

Seid Ihr's nicht?

Düveke.

Wie wär' ich's doch? Grollt mir der Adel nicht
Um meiner Mutter willen? Grad als käme
Jegliches Unglück, welches Dän'mark trifft,
Aus dieſer kleinen unbewehrten Hand,
Die höchſtens eine Blume pflückt, ein Röslein
Sich vor den Buſen ſteckt, ein Büchlein mit Gebeten
Durchblättert — ach, die Hand, die Keinem etwas
Zu Leide möchte thun, als nur ſich ſelbſt.
Ja, wär es möglich, Torben! — für das Wohl
Des Ganzen ging ich gerne in den Tod!

Torben.

Was ſagt Ihr, Düveke? Ihr wünſcht zu ſterben?
Auch ich, auch ich! — Welch eine Seligkeit,
Mit Euch vereint zu gehen in den Tod!
Das müßte ſein, wie liebliches Entſchlummern,
Der Braut zur Seiten, in der Hochzeitnacht,
Das müßte ſein, wie wenn ein Doppelſtern
Vom Himmel mälig ſinkt, das müßte ſein,
Wie wenn zwei Blumen, Eines Stengels Zwillings-
Geburt, der duft'gen Seele Sterbehauch
Ausathmen in die ſtille Sommernacht.
Ihr liebt das Leben nicht! So liebt den Tod!

Düveke.

Ich lieb' ihn ja, den Tod! — O käm' er mir
So unerwartet, wie ein plötzlich Glück,
Wie wenn der Morgenſonne Strahl den Tropfen
Des blaſſen Thaues von der Blume küßt.

Torben (ſie an der Hand faſſend).

Noch blüht die Blume, Leben, Euch und mir!
Bedenkt es, Düveke! Ihr ſeid hier nicht
Am rechten Platz, an dieſem düſtern Hof,
Wo jede frohe Miene ſich ihr Schuldig,
Ihr Todesſchuldig ſelber ſpricht! Bedenkt's,
Ein fröhlich Land hat Euch erzeugt! Weiſ't nicht
Zurück, was ich vordem Euch angeboten!
Wir fliehen, Düveke! — Es iſt der letzte,
Der letzte Augenblick — dahinter lauert
Der Tod, bedenkt's, der Tod! Ich ſag' es Euch —
Ein ſchwarz Verhängniß ſchwingt die dunkeln Flügel
Um unſer Daſein ſchon —

Düveke.

Mag's ſein, Herr Torben!
Ich weiß, ich ſterbe bald; ich ſah mich ſelbſt
Im Sarg bei Meiſter Simon. Doch ich will
Nicht mein Verhängniß fliehn! Ich liebe
Den König, ja, ich lieb' ihn. Sollt' ich nicht?
Nur wer den Tod mir gibt, den lieb' ich mehr!

Torben (bald, gefaßt).

Ihr hattet kürzlich, Jungfer! ein Gelüſt
Nach ſüßer Erdbeerfrucht — zu dieſer Jahrszeit
Iſt's eine Seltenheit in Seeland, Jungfer!
Sie aufzutreiben. Seht, im Körbchen hier
Erdbeeren, friſch und roth.

Düveke.

Ei, herrlich, Torben!
Ihr ſeid recht wie ein Freund um mich beſorgt.
Die größten wie die kleinſten Wünſche wißt Ihr
Mir zu gedenken und befriedigen.

Torben.

Recht wie ein Freund! Ihr lernt mich mehr noch kennen!
Ja wohl, ein Freund! — Nun, Jungfer, langt nur zu!
Die Frucht hier iſt von ganz beſondrer Art
Und hat gar manche ſeltne Eigenſchaft.

Düveke (koſtet eine).

So theilt mit mir!

Torben.

Gewiß! ich bitte drum —
Sport mir die Hälfte auf — ich bitt' Euch ſehr!
Es iſt das erſte, was Ihr mit mir theilt.

(Düveke ißt; Torben wendet ſich eine Weile ab, indem er die Hände vor's Geſicht ſchlägt.)

Torben (erſchüttert und leiſe, ohne ſich umzuwenden).
Wie ſchmecken ſie Euch? Sagts!

Düveke.

Faſt allzuſüß!

Torben.

Bewahret mir nur die Hälfte auf! Ich bitt' Euch!

Düveke.

Wenn Ihr auf mich die Augen wenden wollt.

Torben (für ſich).

Ich kann nicht, kann nicht!

Düveke.

Ihr ſind naſchhaft, Torben!
Wir jüngferlich Geſchlecht! Ihr wendet Euch
Nicht zu mir um? Nun wohl, zur Strafe eſſ' ich
Die letzte Frucht Euch hier hinweg.

Torben (wendet ſich raſch gegen die Dveke).

Was ſagt Ihr?
Was ſagt Ihr, Düveke? Weh mir! Das Körbchen
Iſt leer — ganz leer! Ihr täuſcht mich, Düveke!
Ihr haltet mir die Hälfte noch verborgen
Zum Scherz!

Düveke.

Wie habt Ihr Euch, Herr Schloßvogt!
Gleichwie ein Kind, doch um die Erdbeerfrucht.

Torben.

Gleich wie ein Kind! Welch Schickſal! — Welch ein Schmerz!
Mir kam die Hälfte zu! Wie ſchlecht habt Ihr
Sie mir verwaltet, Düveke! Mit Euch
Begehrt' ich in den Tod zu gehn. Und nun?

Ihr stürzt hinunter in des Todes Schooß!
Vergebens ring' ich meine Hand, vergebens
Streck' ich sie aus nach Euch! Umsonst! Ich kann
Euch
Nicht mehr erreichen, Düvecke! Zerstört
Hab' ich der Schöpfung süßestes Werk! Weh mir
Und Euch! Vergiftet war die Frucht! Um Gnade,
Um Gnade fleh' ich, Düvecke!

Düvecke.

Vergiftet?
Vergiftet, sagt Ihr, Torben? Und von Euch!
Wie hab' ich das um Euch verdient! Vergiftet!
Mein junges Leben, oh mein junges Leben!
Wie anders ist's, zu denken an den Tod
Und ihn zu fühlen furchtbar in der Näh'!
Oh, rettet, Torben, rettet mich! Ich klammre
An Euch mich an. Nicht hassen will ich Euch,
Nein, lieben will ich Euch, wie Ihr's begehrt,
Und mehr — wenn Ihr mich rettet, Torben! —
Seht!
Wie rings doch Alles glänzt! Die Abendsonne
Hat heller nie gestrahlt; des Himmels Blau
Nie freundlicher im Meere sich gespiegelt;
Der Bäume Grün nie freundlicher genickt
Am Fenster dort, als jetzt — o rettet, rettet!
Spricht nur ein Wörtlein aus von Lebenshoffnung,
Ihr finstrer Mann! Ein kleines Wörtlein nur!

Torben.

Das Gift, ich kenn's — Unrettbar, Düvecke!
Seid Ihr verloren! Allen Lebensgeist
Saugt solch ein Gift in Stundenschnelle aus.
Ihr seid verloren — und ich bin es mit.
Ich folg' Euch, Düvecke! — ich gebe mich
Als Euren Mörder an! — Man mart're mich,
Man reiße stückweis Glied um Glied von mir,
Man setze an den Leib mir glüh'nde Zangen —
Mit Wollust duld' ich, trag' ich Tod und Qual!
Jegliche Buße hat kein rechtes Maß,
Gemessen mit der Todschuld, die ich trage.

Düvecke.

Hört mich! Ihr rast't! Beruhigt Euch! — Ich war
Von Sinnen! — Ruhig bin ich nun! — Fest
seh' ich
Dem Tod in's Angesicht. Er blickt so freundlich,
Er reicht die Hand mir, und die Hand ist sanft,
Wie eines väterlichen Freunds. Ich dank' Euch.
Ihr habt ein Liebeswerk an mir gethan,
An Dänemark! Ihr war't ein Werkzeug nur
In eines Höhern Hand! Seid nur besonnen —
Verlaßt mich, Torben! — laßt allein mich sterben!
So heißt's, ich starb — durch wen? — Wer klagt
Euch an?
Wer wagt's zu thun? — Geht, geht! Ich zürn' Euch nicht!
Ich haß' Euch nicht und hab' Euch nie gehaßt —
Und doch beklag' ich Euch! Ja, könnt' ich lieben
Noch irgend wen als König Christiern,
Ich liebt' Euch auch! Ich sterb' und kann es sagen.

Torben.

Ihr könnt mich lieben? Oh! Schmerzvolle Lust!
Halt ein, o Tod!

Düvecke.

Schon tritt er mir zum Herzen!
Kaum seh' ich Euch! So dämmert's mir vor Augen!
Giftvoll war Euer Gift.

Torben.

Weh, Wehe, Wehe!
Weh über mich!

Düvecke.

Es tobt am Herzen mir!
Schon läßt sich auf des Lebens Band!

Torben.

Weh, Wehe!

Düvecke.

Der Tod versöhnt! Zum Zeugniß dessen reich' ich
Die Lippen Euch zum Kuß!
(Torben umfängt sie, legt sie auf ein Ruhebett, küßt sie.)

Torben.

O Qual in Lust!

Düvecke.

Reicht mir das Kruzifix dort von der Wand!
(Torben bringt ihr das Kruzifix.)
Das ist das Bildniß dessen, der vergab!
Bei diesem Kreuz beschwör' ich alle, die ich
Beleidigt und gekränkt, von welcher Art
Auch diese Kränkung war, mir zu vergeben,
Wie ich vergebe Allen, die gehaßt,
Verfolgt, gekränkt die Düvecke, die nichts
Verbrach, als daß sie liebend lebt' und starb —
Welch' eine Lust! ach, welch ein Garten doch,
In dem ich schweb' — und Blumen, buntzerstreut —
Der Fußtritt knickt sie kaum. Gott grüß Euch
schön —
Nun geh' ich ein zu meines Herren Freude —
Aufrauscht die Pforte, und die andre fällt.
(Stirbt, die Hände mit dem Kruzifix über die Brust kreuzend. Torben fährt zurück. Torben liegt eine Zeitlang stumm vor der Leiche, dann reißt er sich gewaltsam empor.)

Dritter Auftritt.

Torben (allein).

O Bild der höchsten Schönheit, höchsten Güte,
Du Prachtwerk der Natur, du Liebespreis,
Du Inbegriff der Seligkeiten alle,
Wie wogte Dir der Tod zu nah'n! — In Lilien
Hat er verwandelt Deiner Wangen Rosen,
In Marmor Deiner weichen Glieder holde
Geschmeidigkeit, und hat mit stürm'scher Hand
Verschlossen Deiner Lippen süße Pforte
Und Deiner Augen Paradiesesthür.

Todt, todt! (zu ſich) Könnt' ich mit dieſem Kuſſe
Dir
Entſaugen das verbrecheriſche Gift,
Das ſo den Körper Dir zerſtört! Todt, todt! —
Mein Tagwerk iſt gethan! Ich ford're auf
Die höchſten Richter Dänemarks, zu büßen
An mir die Todſchuld, dieſen Mord, mit dem ich
Die Welt der höchſten Koſtbarkeit beraubt.
Die Schwelle überſchritten — und mein Loos iſt mir
Geworfen, und der Rechtsſpruch wartet mein.

(Schreitet gegen die Thür, öffnet ſie. Man ſieht zwölf Landleute mit Spießen, dieſe ſtehend, ihn im Kreiſe umgeben.)

Vierter Auftritt.

Torben. Die Bauern. Dann der König.

Bauern-Aeltester.
In Königs Namen, ſteht! Ihr ſeid gerichtet!

Torben.
Gerichtet ich, ein Edelmann, von Bauern?
Wer wagt's? Weß bin ich angeklagt? —

Bauern-Aeltester.
Gerichtet!
Gerichtet! Eure Thaten ſind's, die Euch
Verdammen, Herr! Ihr ſeid des Todes ſchuldig!

Die Bauern.
Schuldig! Schuldig!

Torben.
Ich bin's!

Christiern (mit auf).
Ja, Deine Thaten ſind's, die Dich
Verdammen, Torben!

Torben.
Sie verdammen mich,
Doch die nicht, deren Ihr mich zeihen werdet,
Sammt dieſem bäuriſchen Gerichtshof hier.
König Chriſtiern! Ha, unſel'ger König! Schaut
Dorthin! Dorthin! — Da liegt die Düveke,
Ein bleicher Reſt der Schönheit, welkes Blatt
Am Baum des Lebens —

Christiern (ſchaut hin, wild auflachend).
Ha ha! — Gotts Tod! —
Ein Gaukelſpiel! —

Torben.
Wahrhafter Tod! — Mein Werk! —
Die That verdammt mich! Eines Rechtſpruchs
wart' ich,
Gerecht und angemeſſen meiner That!
Giftmiſcher war ich — deſſen zeih ich mich —
Ich klage ſelber mich des Mordes an,
Verübt an Düveke'n, die ich geliebt!

Christiern.
Er raſt im Wahnſinn! — Recht ſoll Euch geſchehn!
Führt ihn hinweg! (Torben wird abgeführt).

Fünfter Auftritt.

Chriſtiern (allein).

Christiern (gegen die Leiche vorſchreitend).
Iſt's Sinnentrug? iſt's Wahrheit?
War's möglich ihr, zu ſterben mir voraus?
Wie konnte ſo der Tod ſich übereilen?
Nein, nein! für alle Welt — ich glaub' es nicht.
So lichtvoll glänzt ihr Körper noch — die Hände
Muß ich vor's Aug' mir halten! — Schlägt der
Tod
Denn Diamanten aus der Menſchen Leibern? —
Sie athmet, horch! — doch hör' ich's nicht! —
Sie ſchläft! —
Erwache, Düveke! — Erwache, Täublein! —
Dich bittet der Geliebte, flehend, wie
Ein Kind, dem man ſein liebſtes Spielzeug hat
geraubt.
Ich werde raſend, wenn ich weinen ſoll —
Und wein' ich, raſ' ich nicht? O Düveke,
Hörſt Du auf den Geliebten nicht, ſo höre
Auf Deines Königs Wort, das Dir befiehlt,
Dich zu erheben lebend, ſichtbarlich.
Du ſchweigſt? O, nun iſt Alles aus! — Nun iſt
Verödet, wüſt gelegt mein Sein, nun iſt
Die Erde ausgebrannt, nun iſt die Menſchheit
Verwaiſ't. Hier ſtarb ein Engel. Starb? —
Er ward
Gemordet; mit Gewalt, mit falſchem Schlüſſel
Des Meuchelmordes brach ein räuberiſcher
Geſell in dieſe Wohnung holder Luft
Und ganz vollkommner Süße ein. Das koſtet
Blut! Blut! — Ich bringe Opfer Dir, mein
Täubchen!
Dein Tod kommt Allen theuer uns zu ſtehn.
O Gott! nicht beten kann ich! Fluch denn, Fluch!
Und doppelt Fluch, und allgemeiner Fluch
Dem Daſein und dem menſchlichen Geſchlecht!
(Iſabella tritt ein.)

Sechster Auftritt.

Chriſtiern. Iſabella.

Isabella.
Iſt's wahr? — O, mein Gemahl!

Christiern.
Wahr, allzuwahr!
Seht her!

Isabella.

Und Torben Ore?

Christiern.

Gab sich selbst
Als Mörder an.

Isabella.

O, frevelhafter Mord!
(Tritt zur Leiche.)
Du bleiche Schönheitsblüthe, welk, entblättert!
Wie hab' ich Dich gefürchtet! wie gehaßt!
Und dennoch — auch geliebt! Ist nun der Fluch
Gelöst? O wär' er's um geringern Preis!
So hold als Leiche noch! Das Leben sinkt
An Werth bei solchem Anblick! Ja, so süß,
So schön bist Du und mehr als selbst im Leben —
Ich fürcht' es — meine Nebenbuhlerin.

Christiern.

Kann sein! Wohl möglich wär's! Was ich geliebt,
Hab' ich in Düvcke'n geliebt! Nun ist
Sie todt, nun kann ich hassen nur, und blutig
Ist dieser Haß und Blut ist meine Liebe.
Mein Zorn trifft eine Welt um diese Eine,
Als Rachengel steht ihr Bild vor mir.

Isabella.

Oh, als Versöhnungsengel laßt ihr Bild
An Eures Lebens Pforte flehn! Sie war
Versöhnung ganz, unendliches Erbarmen
Und ew'ge Gnad! Erzürnt die Todte nicht,
Der Todten Geist! Viel Blut ist schon geflossen
In Dänemark. Laßt diesen Mord, mein König!
Den letzten sein!

Christiern.

Nicht Mord! — Nur ein Gericht,
Ein gottgefälliges, richt' ich nun auf,
So weit mein Scepter reicht. Das erste Opfer
Sei Torben! Eine Strafe sinn' ich aus,
Wie nie gedacht sie ward und nie geübt.
(Die Ritter Klaus Holst und Steffen Hopfenstein treten auf.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus Holst, Steffen Hopfenstein.

Klaus Holst.

Mein König! Torben Ore fiel durch's Beil —
Wie Ihr befahlt.

Christiern (auffahrend.)

Durch's Beil?

Hopfenstein.

Wie Ihr befahlt.
Zur Urkund' dessen dient dies Document,
Mit Eurer eignen Namensunterschrift
Und königlichem Siegel wohl versehn.

Christiern.

O schnelle Diener! schneller als mein Zorn!
Eh' ich den Bogen noch gespannt, habt Ihr
Den Pfeil schon abgedrückt. Was thu' ich nun?
Was ist der todte Torben, kopflos, mir?
An Faaburg's Stelle hängt mir seinen Rumpf
Am Galgen auf, ein Bild des Abscheu's, Speise
Heißgier'ger Raben!

Klaus Holst.

Herr! Der Schloßvogt war
Ein Edelmann.

Christiern.

Mit Ketten schließ' ich Euch,
Vorwitziger, den Mund! — Wie starb er doch? —
Verzagt, unselig, ohne Priesters Zuspruch —
So muß es sein.

Hopfenstein.

Im Gegentheil! Er starb
Gefaßt, voll Hoffnung auf des Himmels Gnade,
Vom Priester absolvirt. Sein letztes Wort
War „Düvcke!“

Isabella.

Gott sei dem Armen gnädig!

Christiern.

Auch Ihr, Frau Königin! Auch Ihr nehmt Euch
Des Todten an? Ich stehe ganz allein
Mit meinem Haß? Nun wohl, so sei die Rache
Auch einzig mein, mein Werk! Der Adelskörper
Ist krank, sein kränkstes Glied war Torben nur;
Wer sagt, wie tief Verschwörung, wie ein blinder
Maulwurf mich untergraben schon? Der Hamster
Des Aufruhrs wühlt und sammelt Futter sich
In dunkler Höhlennacht und grollt dem König,
Dem Gottgefalbten, mir! — Verlaßt mich, laßt
Bei dieser mich zurück, bei dieser Leiche,
Die jetzt mein Ein und Alles ist!
(Die Ritter ab; die Königin fällt weinend Christiern an die Brust.)

Isabella

O, mein Gemahl!

Christiern.

Ihr weint? Ihr weint? Ich habe Grund zu weinen,
Und dennoch wein' ich nicht. Es flösse Blut
Aus diesen Augen, wenn ich weinen könnte.
Verlaßt mich, Weib! Ich ehre dieser Perlen
Kostbaren Schmuck. Fürwahr! ich neid' Euch, Weib,
Den Trauerstaat, in dem Ihr prangt, so fromm
Und tugendhaft, den Trauerstaat der Thränen.
Doch ich — nein! nein! — Ich bin der König ja,
Der Christiern, weh! Der Name spricht mein Leid
In vollstem Maaße aus, im höchsten Grad,
Der Name Christiern! An dem Namen hängt
Ein blutiges Gericht voll Angst und Thränen.

Ha, Schweden-Dänenblut! Nach Rach' am Adel
Ruft diese Leiche hier. Verlaßt mich, Weib!
Die Dämm'rung bricht schon an und steckt am Himmel
Die fahle Leuchte schon des Mondes aus.

Isabella.

O Tag voll Graun! Steigst Du herab nicht, Täubchen!
Mit Deiner Liebe Fittig abzukühlen
Des Königs heiße Stirn? — Sei gnädig, Himmel!
Dem König, mir, dem Lande Dänemark!

(Ab. Der König betrachtet, auf das Schwert sich stützend, finnend die Dürcke. Eine Seitenthür öffnet sich. Sigbrit, von Mondsucht befangen, tritt ein. Der König fährt bei dem Geräusche empor.)

Achter Auftritt.

Der König. Sigbrit.

Christiern.

Was, Mutter Sigbrit? Wandelt die zu Abend
Wie ein Gespenst? Geöffnet ihre Augen,
Doch blöd und blind? Mich faßt ein Graun! Was treibt die
Mondsücht'ge hier? — (Zieht sich ein wenig zurück.)

Sigbrit.

Mir träumte doch, daß todt
Die Tochter sei, die Dürcke. Sie hatte
Noch manche Zierath, baaren Goldes werth,
An ihrem Kleid, an Hals und Finger. Wenn
Sie mir das Töchterlein nur nicht begraben,
Mit ihrem Schmuck; wir können ihn schon brauchen.
Schad' wär's, wenn die gefräß'ge Erde ihn
Verschlingen sollt'. Es wär' ein unersetzlicher
Verlust! — (Tritt an den Leichnam. Dumpf lachend.)
Ha ha! — ein Leichnam, starr und kalt.
Das ist die Dürcke — bist Du so stumm,
Mein Töchterlein? Du warst doch sonst nicht so.
Wie hast Du Deine Flügel doch gesenkt!
Schau her! Das blitzt! — Das Kettlein nehm' ich Dir
Vom Hals herab, ich schenkt' es Dir, es ist
Mein Eigenthum! So so! Beug doch den Hals
Ein wenig nur, mein Kind!
(Nimmt ihr die Kette ab.)

Christiern.

O Graun! sie raubt
Dem Leichnam seinen Schmuck, beschlicht
Die eigne Tochter — das habsücht'ge Weib —
Im Halbschlaf, ihrer unbewußt.

Sigbrit.

Ei sieh!
Das Spänglein hier, das brauchst Du nicht dort unten;
Die Zierd' ist unnütz! Los auch nestl' ich Dir
Das Kreuz, das silberne.

Christiern.

Mein Lieblingskreuz
Von Bergen her!

Sigbrit.

Hielt sie die Hände nur
So fest nicht um das Crucifix geschlungen!
Ei was! ich brauch' Gewalt! ich breche ihr
Die Hände auf! Die Ringlein da verleihen
Dir keinen Glanz in dumpfer Erde Schooß!
Herab den Ring! So so! Es geht! Er sitzt
Nicht allzufest! — Nun bin ich reich versehen
Mit köstlichem Geschmeide, Ringen, Spangen
Und Kettenwerk! Das ist mein Erbtheil von
Der Dürcke, von meinem Töchterlein —
Rechtmäßig Gut! Nun fort! eh Einer mich
Belauert und mich eine Diebin schilt!
Das Crucifix magst Du behalten; Holz —
Was brauch' ich das? 's ist gut für Würmerfraß.
(Wägt die Kostbarkeiten in der Hand.)
Ein schweres Gut! Ein schweres goldnes Gut!

Christiern (die Sigbrit umwendend).

Mutter Sigbrit! Räuberisch Gespenst! Was treibt Ihr?
(Man hört zugleich starkes Geräusch hinter der Scene. Sigbrit erwacht.)

Sigbrit.

Wo bin ich? Ha! wer ruft mich? Und was trag' ich
Für Kostbarkeiten da in meiner Hand?

Christiern (heraustretend).

Der Tochter Schmuck, die selber Du beraubt! —
Dort liegt sie — todt! —

Sigbrit (läßt den Schmuck fallen; grauenvoll aufschreiend).

Ihr Unterird'schen, schützt mich!
Weh mir! (Sinkt zu Boden.)

Christiern.

Ja, weh Dir, Unersättliche!
Du hast Dein Gold! Was werd' ich haben? Blut!
Ich tausche nicht mit Dir! (Das Getümmel wird stärker.)
Ha, welch Geräusch?
Welch wüstes Rufen? All ihr Heil'gen, helft!
Was für ein Tag! Ich höre Schwerter klirren!
Heut kämpf' ich gegen eine Welt! Heraus,
Mein Schwert, du treuer Anwalt meines Zorn's! —
Jetzt bin ich Mann!
(Hauptmann von der Leibwache tritt ein.)

Letzter Auftritt.

König Christiern. Hauptmann. Dann empörter Adel.

Hauptmann.

Mein königlicher Herr!

Der Adel hat sich aufgelehnt und fordert
Der Sigbrit Leben oder Eures!

Christiern.

Ha!
Die Natter zischt? Den Kopf tret' ich ihr ein!

Hauptmann.

Der Aufruhr schwillt —

Christiern.

Werft ihm den Damm entgegen,
Die Leibtrabanten, meine Deutschen! Mir
Den Leib zu schützen sind sie da!

Hauptmann.

Der Damm
Sank hin mit ihren Leibern, Herr! Horcht auf!
Wie nah der Thüre schon der Aufstand tobt!

Christiern.

Das Ungethüm! die Klapperschlange, die! —
Das Adelsthier zermalmt mein königlich
Gebein! — Was leb' ich noch, wo diese todt? —
Ja, hier
Zur todten Dürcke will ich mich flüchten!
Nimm unter Deine Fitt'ge mich! Wehrlos
Gleich einem Knaben windet Christiern sich
Und wünscht den Tod!

(Hat das Schwert weggeworfen und umschlingt die Leiche der Dürcke. Der empörte Adel dringt in das Zimmer.)

Christiern.

Heran, Empörer, Ihr,
Blutdürst'ge Adelschaft! Macht mich zur Leiche,
Wie diese ist. Den Tod und Euch, Ihr Mörder,
Veracht' ich, hört's! — Oh, Dürcke! zu Dir!

(Christiern verbirgt sein Haupt an der Leiche. Die Edelleute stehen erstaunt.)

Hauptmann (zu den Edelleuten.)

Todt beide — Sigbrit und die Dürcke!

Stimmen (draußen).

Nieder mit Sigbrit! nieder mit Christiern! nieder!

Die Edelleute (antwortend).

Gerettet, Dänemark! Heil, König Christiern,
Heil!

(Christiern blickt schmerzlich auf. Der Vorhang fällt.)

Dichterliebe.

Drama in einem Act,

von

Sigismund Wieſe.

Perſonen.

Guſtav Lenz, ein Dichter.
Philipp Weiſe, ein Kaufmann.
Betty, deſſen Schweſter.
Ernſt Miller, ein Poſſen.

Scene: eine Stube in Weiſe's Hauſe.

Erſter Auftritt.

Betty (am Fenſter ſtehend).

Wie ich auch ſinne, gänzlich kann ich mir ſein Weſen nicht erklären. Ich weiß nur dies Eine: daß er zu den Menſchen gehört, von welchen ein altes, ewiges Wort ſagt, ſie hätten Angſt in der Welt und könnten keinen Frieden gewinnen, es ſei denn in dem neuen Reich, da das Urbild in eigener Herrlichkeit erſcheint, Herz und Gewiſſen eines ſind, wo die Wahrheit offenbar geworden, wo Seligkeit und völlige Liebe wohnen, in der Vollendung aller Dinge. Einen ſolchen mit Ungeduld auf das Höchſte gerichteten, nur dichteriſchen Menſchen kann Liebe das gemeine Daſein wohl poetiſch verklären, aber ach! ihn nicht befähigen, daſſelbe wirklich zu überwinden und zu befreien. Alles wird ihm das Gefühl ſein und die Anſchauung, die wirkliche Perſon aber, falls er ſich nicht ſelbſt zerſtören ſoll, ihn nicht zu feſſeln vermögen (ſie hebt verſtohlen auf). Mich ſchmerzt im Innerſten der Gedanke, ihn doch einſt hingeben zu müſſen! Ein Schmerz, wie eine immer offene Wunde, wird bis zum Grabe mein Begleiter ſein, wenn ich ihn wahrhaftig laſſen muß! (Sie geht zum Fenſter und ſieht ſchmerzend hinaus.) Er kommt! Fort Thränen! Ei, ſeid ihr ſo reichlich ſchon bei dem Gedanken, woher ſoll mir Kraft kommen zur That! — Er ſchalt ja geſtern ſo leidenſchaftlich, weil er mich in Thränen fand. Ich will lächeln, und ich kann's: Kommt er doch, kommt er doch!

Zweiter Auftritt.

Betty. Guſtav.

Guſtav (eilt zu ihr, drückt ihre Hände an Kopf und Augen).

Haſt Du vergeben, kannſt Du vergeben — Liebe, Liebe!

Betty.

Frage nicht, Beſter, Du biſt ja wieder da.

Guſtav.

Ich verdiene dieſe himmliſche Geduld nicht — Du Wonne, Wonne meiner Augen! — Nicht an Deinem Halſe, zu Füßen Dir laß mich danken, daß ich auf's Neue aus Deiner Hand den Frieden empfangen, nach welchem ich mich ſo ſchmerzlich ſehne.

Betty (ſetzt ſich ruhig).

Erzählſt Du mir?

Guſtav (zu ihren Füßen, hat ihre Knie umſchlungen und blickt ſie an).

Ich ging vertieft, in ſolch ein Unermeſſenes gekommen, daß ich von mir nichts wußte: mich hielt das ſelige Gefühl einer unbeſtimmten freien Welt! — Mit eins erwacht' ich: die Empfindung der wirklichen Welt zerriß den überſchwenglichen Frieden meiner Bruſt. Jener entſtellten, verwirrten, laſterhaften Bettlerin ekelte mir's; nach dem höchſten Gute war mein Trachten, nach der Wahrheit, Güt' und Schönheit: Erfüllung, rief ich, Leben, Ewigkeit! ich will nicht geweſen ſein, nur gib mir Dich! Da wie durch einen Zauber ſchwebt Dein liebes Bild vor meiner Seele, ein

Himmelspfand! Als wäre ein Engel der Liebe lichtschnell durch die Welt geflogen, die göttliche Gabe aller Creatur mit eins gewährend, untheilbar, ganz — so war Fülle um mich, in mir! Ich liebte — Ich liebe Dich!

Betty.

Wenn Du nur glücklich bist. Ich gäbe Dir alles hin mit tausend Freuden, mein Leben nimm, nur bleibe glücklich! (Sie steht auf.)

Gustav.

Gib dem Himmel Deine Augen, gib sie mir; laß' mich fühlen, daß ich Dein bin, weil ich bin, daß ich nur bin, weil ich Dein bin, laß' mich's dauernd fühlen, Betty; und er, der Alleinige, ist nicht allein der Glückliche, wir sind es, wie er! „Eines, eines sein!" das war das bis jetzt unerfüllte Gebet des unverstandenen Gottessohn's. Sie wissen nicht, was lieben heißt, und alle Welt wandelt beräubt von selbstischem Glück! O Gott! — Es ist genug! (Er steht auf.) Laß' es, Liebe! (Er geht durch das Zimmer. Pause.) Hast Du musicirt?

Betty.

Noch nicht, ich wartete auf Dich! Ich habe gestickt während des Vormittags. Sieh hier das Dessein, gefällt es Dir?

Gustav.

Ich kann's nicht sagen, Betty, wollt' ich auch. Eines dünkt mich wie alle. Es gefällt nicht, mißfällt nicht: ein übel Mittelding eben für den Geschmack, ein Zierrath (unruhig). Wem opfert meine Liebe mit dieser Stickerei; von wem träumte sie bei diesem zierlichen Vergißmeinnicht, das so seiden dasteht, so gesteift, wie weiland der Gürtel Antoinettens von Frankreich!

Betty (schmollend).

Dir war's bestimmt. Doch magst Du's nicht, es bleibt also.

Gustav.

Was Dir Freude macht, wird auch mich erfreuen.

Betty.

Ich dachte nicht, daß es der Gegenstand wäre, auf den es hier ankäme, vielmehr die Meinung. (Sie bedeckt den Rahmen.)

Gustav.

Du schmollst — und reizender sah' ich nichts, als dies zürnende Mädchengesicht! Ich wollte nicht, Betty, Du wärest schön. Die Blumen Deiner Lippen, des Gesichts Oval, die sanfte Stirn, das Kinderauge: just eben, wie Du bist, um alle Schätze dieser Welt wollt' ich nicht einen Zug verändert. So stimmt kein Blick, so küßt kein Mund, so athmet keine Brust — laß mich, laß mich, Du bist die liebenswertheste Deines Geschlechts. (Er schließt sie leidenschaftlich in die Arme.)

Betty.

Du bist so ungestüm, Du erschreckst mich.

Gustav (läßt sie).

Du erschreckst mich! — Weg, Mädchen, ich liebe Dich nicht mehr.

Betty.

Das sind nun von Deinen Launen — Grillenfänger, sei gut!

Gustav.

Weh mir, daß Du mich nicht verstehst! — Wohl Dir! — Kind, Gott erhalte Dich so!

Betty.

Lobst Du mich einmal? Das ist lieb, das ist lieb und schön von Dir.

Gustav.

Du bist die Nächste mir auf Erden, Du nur bist mein unter allen Menschen; siehe zu, daß unser Bund nicht auch — (Er unterbricht sich.) Du hast nicht musicirt? (Er tritt an den Flügel und sieht die Noten.) Wieder Mozart! Dein erklärter Liebling einmal.

Betty (legt hastig die Noten weg).

Ich habe die Noten nicht gespielt. Mir däuchte, der Bruder oder der Pastor Miller oder wer sonst spielte daraus.

Gustav.

Ich glaub' es, Betty. Diesen Herr'n wird das Leben leicht: es ist ihnen alles recht, wie es ist, sie fragen nicht! Ein liebliches Dasein, schade aber, flach; nun und dann ein tieferer Anklang, der auch nicht haftet, sich angenehm verbreitet in das bunte Farbenspiel holder Sichtbarkeiten! — Wollen wir etwas von Beethoven!

Betty.

Sehr gern — nur habe Nachsicht! (Sie legt Noten auf.)

Gustav.

Welche Symphonie? (Er sieht.) Recht, Du hast schön gewählt! (Sie setzen sich zum Spiel.) Großer Meister, der Du auf Erden schon den Tod überwandelt, hab' Frieden nun ohne Kampf, den ewigen Frieden! — uns, Betty, lehre er überwinden, wie er uns überwinden hilft!

Betty.

Vergib, Gustav, ich bin wohl einfältig; doch, wenn Du mit so erhabenen Erwartungen zu spielen beginnst, wird die mangelhafte Ausführung Deine Leidenschaft erregen, Du wirst, Du wirst —

Gustav (unterbricht sie wie unangenehm berührt).

Still, das ist ungehörig. Beginnen wir.

Betty.

In's Himmels Namen denn. (Sie spielen etwas.)

Gustav (hält ein).

Halt ein, bei allen Grazien!

Betty (bange).

Mein Gott, macht' ich so viele Fehler schon — Du glühst!

Gustav.

Dieser Accord, dahin strebt das Ringen aller vorhergehenden, die Knospe drängt von Leben voll, ausgespannt in allen Kräften reißt sie die Hülle, plötzlich bricht die Blume hervor — hier, in diesem Accord! Du aber fühlst das nicht, Du spielst mit solchem Fluß, als hättest Du Deinen Mozart vor Dir! (Er springt auf.) Das halt' ich nicht aus, genug! — Betty, warum empfindest Du denn nicht, wie die Sachen sind?

Betty (macht das Buch zu, steht auf; mit schmerzlichem Lächeln).

 Om Gustav, das sagst Du nur so; ich empfinde wohl, wie Du. Aber jede Ausführung, auch die sinnerschöpfendste, hätte Dir nicht genügt, weil unausführbar das Meiste überbleiben mußte, das wohl der Meister, als er die Erfindung sann, gefühlt hat, das Du ihm so ursprünglich, unmittelbar mitempfindest: denn die Schönheit raumengt, das weißt Du wohl, erreicht sich nicht im Weiten, und diese Welt bietet Dir nichts als die verzweiflungsvolle Erfahrung, daß sie nicht ist, was sie sein sollte.

Gustav.

Die alten Klagen beschönigen doch nicht, daß Dein Spiel kaum von ferne ausdrückte —

Betty.

Du bleibst bei Deinem harten Vorwurf!

Gustav.

Muß ich nicht! Während ich ganz lebe für diese Töne, im Vorgenuß der unsterblichen Klänge frei bin und herzensfroh: sprichst Du prosaisch von dem Mangel der Ausführung, von meinem Eifer und Gott weiß was noch für ungehörigen nächternen Dingen. — Wo ist mir Geist und Weihe hin, was klemmt mir den Busen!

Betty (erwartet warm und eindringlich).

Kann ich anders, wenn ich Deine Umstimmung voraussehe? wenn ich weiß, daß sie Dir weher thun wird, als littest Du körperlich? Wenn ich für Dich zagen muß, kann ich mit Dir genießen? Und lehren mich nicht so viele schmerzliche Erfahrungen, daß — wie im Anfang unseres Umgangs — wenn ich Deine Entzückungen theilend erhöhte, Du nur mehr und mehr erglühtest; je mehr Du gabst, je mehr auch geben wolltest; je mehr ich erwiederte, je mehr Erwiederung auch haben mußtest, bis der überspannte Genuß ganz und gar zum Schmerze worden, Dich verwegen Stürmenden nun äußerlich ermattete: — schiedest Du dann nicht trostlos von mir, daß auch ich Dir nichts gewähren konnte? War das ein wünschenswerther Ausgang, der Dich zerriß und stürzte, mich im Innersten tief, tief schmerzte! Ich habe ihn vermeiden lernen und mir däucht, nur meiner Besonnenheit, meiner sittlichen Würdigung eines schönen, menschlichen Verhältnisses verdanken wir noch unsern Umgang.

Gustav.

Das ist das große Wort, so wird Jammer alt und Bosheit auch. Ja recht! O ich glaubt' es immer — Nein, nein, nicht immer! zuweilen nur, zuweilen — Jetzt aber weiß ich's.

Betty.

Was hast Du?

Gustav.

Sehr weise, sehr gemäßigte, sehr besonnene Betty! — Das ist Deine Natur, Mädchen, Maske war das Uebrige!

Betty.

Ist es möglich — Gustav!

Gustav.

Warum auch! Die unbequem ist's, welche Anstrengungen, welche Exaltationen, um nur zum rechten, wahren Gefühl der Menschheit durchzudringen! Ein bedachtloses Treiben, es zerstört! „Daß es Dir wohl ergehe und Du lange lebest auf Erden," die Verheißung wissen besonnene Leute sich gründlich anzueignen! Bleib' liebe Seele, behaglich in dem engen Ring der angenehm gereizten Sinne. Das ist der Sache Kern, sehr mäßige Betty! Glück zu, Du Kleine — o klein, klein, klein! Weh mir Elenden! (Rasch ab.)

Dritter Auftritt.

Betty (es wird nach und nach dunkel).

Gustav! Gustav! — Ich armes Mädchen! — Er will es so, ich kann ihm nicht helfen. Nichts ließ ich unversucht. Er kann die niedere Wirklichkeit nicht ertragen, unser Bund ist kein Bund für's Leben. Der tödtlichste Frost folgt dem sittenlosesten Wahnsinn, in kindischer Abhängigkeit erduld' ich eine erbitterte Herrschaft. Ich und ich würd' es ertragen, allein ihn richtet das Verhältniß zu Grunde: er selbst müßte es auflösen. Wenn er sich selbst zurückgegeben ist, er in der eigenen Brust die Hülfe suchen muß, dann seiner Kunst wieder ausschließlich lebend, wird ihn das Gefühl seiner Tüchtigkeit, seines Strebens einigen mit sich selbst, und mich eine bessere Verfassung seiner Seele trösten. Trösten? — Ich bin ein thörichtes Geschöpf! Da er schmähte und schalt, däuchte mir wohl etwas in dem Herzen laut zu werden wie Stolz oder Bewußtsein verletzter Würde oder — was es nun war, erbittert ward ich, ja verfeindet: doch da ich ihn leiden sahe: ich fühlte, tausend Leben hätt' ich für ihn opfern können. Ei, fühlt' ich das, so Rätsle Dich, mein Herz: befreie ihn, indem Du Dich von ihm reißest, müßtest Du auch an der großen Wunde verbluten.

Vierter Auftritt.

Bettv. Philipp.

Philipp.

Du weinst, Schwester? und Herr Lenz eilte stürmisch an mir vorüber. Was ging hier vor? Rede, Schwester, was ist geschehn?

Bettv.

Er war heut aufgeregter, als je.

Philipp.

So fand ich Dich schon oft, wenn er Dich verlassen hatte. Ich nahm mir immer vor, mit der Sprache ganz herauszugehen, doch hielt mich etwas, ich glaube, Zartgefühl; aber er treibt es ärger und ärger, zwingt mich —

Bettv.

Lieber Bruder!

Philipp.

Zwingt mich meiner Schwester mich anzunehmen. Bettv, Du bist ein vernünftiges Mädchen, so schätz' und lieb' ich Dich; urtheile ich falsch über Herrn Lenz, so berichtige mein Urtheil, doch hör' mich an, ich werde kurz sein. Jeder aufgeweckte Mensch durchlebt die Zustände von Ueberschwenglichkeit, in denen Herr Lenz sich befindet, doch er durchlebt sie. Die höhere Kraft der Sittlichkeit zwingt des eitlen Herzens stürmische Forderungen in das ruhige Geleise des Lebens, welches Kirche, Staat und Familie jedwedem anweist. An jener Kraft — Wille, Entschluß sind Mannesadel — mangelt es Herrn Lenz.

Bettv.

Er kennt freilich nur eine Sittlichkeit, das vollendete Leben, dem er auf eigenthümliche Weise nachringt, eigenthümlich nachringen muß. Doch seh' ich ein, daß er durch mich nur unglücklicher worden ist; ich bin entschlossen, die nähern Verhältnisse mit ihm abzubrechen.

Philipp.

Willkommener Entschluß, er freut mich sehr, Bettv, er ist Deiner würdig, Schatz: mit einem Rasenden, wer wollte —

Bettv.

Bei Deiner Liebe, Philipp, schmäh' ihn nicht, denn Du erkennst ihn nicht von weiten.

Philipp (am Fenster).

Aha, eben recht. Herr Miller kommt!

Bettv.

Entschuldige mich, mein Bruder; ich kann ihn jetzt nicht sehen. Vielleicht komm ich wieder.

(Ab in das Seitenzimmer.)

Fünfter Auftritt.

Philipp (allein).

Ich dacht' es immer. Ein Veilchen wohl, warum nicht? Herr Lenz hat Gaben, weiß die Träume eines Mädchens zu beschäftigen, doch auf die Dauer? Nur Menschen von energischem Willen sollten ehelichen, das trügliche Herz hat überall nicht viel mitzureden. Der stürmische, junge Mann darf gar nicht heirathen, am wenigsten meine Bettv. Herr Pastor Miller, der ist ein Mann von Gesinnung, auf den ist Verlaß. Wahrscheinlich warb er bisher nicht, weil Bettv mit dem Herrn Lenz im Geschrei ist. Nun es mit dem Verhältniß ein Ende hat, will ich dem Herrn Pastor nur entgegenkommen und ihm das saure Werbegeschäft erleichtern. Bettv hat Respect vor ihm, wie es sein muß, und ist ihm auch nicht abgeneigt, er aber ist ein schüchterner Mann — Gut, gut, er kommt.

Sechster Auftritt.

Philipp. Pastor Miller.

Philipp (ihm entgegen).

Ei willkommen, Herr Pastor. Man hat nur selten die Ehre von Ihnen; wie ist das Wohlbefinden?

Miller.

Ich danke, Herr Weise, danke. Wenn ich nicht irrte, sah ich im Vorübergehen Ihre Fräulein Schwester am Fenster.

Philipp.

Sie läßt sich entschuldigen, vielmals: wird aber gleich erscheinen, Sie zu begrüßen.

Miller.

Ist sie in der Wirthschaft?

Philipp.

Ich glaube. Jedoch verlangen Sie, daß ich sie rufe: unter uns, sie ist nun völlig frei.

Miller.

Völlig frei.

Philipp.

Sie haben wohl auch gehört, was man in der Stadt plauderte von ihrem Verhältniß mit Herrn Lenz — es ist nichts damit, es ist aus damit, sie mag ihn nicht. Was sagen Sie?

Miller.

Nichts, Herr Weise.

Philipp.

Für Herrn Lenz war auch, unter uns, diese Traube zu hoch; ein Poet zwar von Geist und Talent, aber Du lieber Gott, wer macht sich heut-

zutage 'was aus Poesie, und zahlen dafür, zahlen wollen ſie gar nicht. (Beide werden ſich.) Nun, nun, ja, was wollt' ich doch!

Miller.

Verzeihen Sie, Herr Weiſe, jedoch mein Geſuch iſt dringend. Ich bat um eine Unterredung mit Ihrer Fräulein Schweſter.

Phillipp.

Im Augenblick! (Beiſeite.) Seine Einfalbigkeit hat mich ganz verdutzt.

Miller.

Noch eins, Herr Weiſe, aber Sie verübeln es nicht.

Phillipp.

Ich bitte recht ſehr.

Miller.

Ich wünſchte allein mit Fräulein Betty zu ſprechen.

Phillipp.

Allein? — Ja ſo! — Werde nicht ſtören, Herr Paſtor. Indeſſen hol' ich ſie mit ihrer Erlaubniß und recommandire mich, mein werthgeſchätzter Herr Paſtor. (Unter Complimenten ab.)

Siebenter Auftritt.

Miller. (Es iſt ganz dunkel geworden.)

Ihr Umgang muß inniger geweſen ſein, als ich vorausſetzte, andernfalls würde der Bruder ſo viel Gewicht nicht auf deſſen Aufhebung legen; — und doch ſchien es mir ſo klar, daß dieſe beiden Menſchen ſich unmöglich wahrhaft — wie man wohl ſagt: für's Leben lieben könnten. Seine Fähigkeit, ſo zu lieben, bezweifle ich überhaupt und ihre Neigung für ihn dünkte mich ein romantiſches Spiel des phantaſiereichen Kindes, eine poetiſche Laune, die mir überaus wohl gefiel. Jedenfalls muß ich prüfen. Viel zu laut ſpricht mein Gemüth, als daß ich nach bloßen Gerüchten auf dies liebenswerthe, tugendhafte Mädchen verzichten ſollte. Nein, nur wenn ich entſchieden weiß, daß ich keine, gar keine Anſprüche auf ihre Neigung habe, will ich mich beſcheiden; und — hm, nicht doch! Troſt werd' ich ſuchen bei ihm, der in die Herzen ſieht, Troſt finden.

Achter Auftritt.

Miller. Betty (mit Licht).

Betty.

Verzeihen Sie, Herr Paſtor, daß ich nun erſt komme. (Setzt das Licht auf den Tiſch.) Sie haben mich allein zu ſprechen gewünſcht; was betrifft's? ich bitte Sie.

Miller.

Es betrifft zwei Menſchen, liebes Fräulein, die jetzt faſt fremde einander gegenüberſteh'n, und die, wenn Gott es will, der nächſte Augenblick vereinen mag. (Er ſchweigt. Betty blickt verlegen nieder.) Was ich Ihnen bieten kann, wiſſen Sie, nichts hab' ich verhehlt. Mein Inneres liegt Ihnen aufgeſchloſſen, meine zeitlichen Umſtände kennen Sie. (Pauſe. Betty ſchweigt.) Und da ich's nun wiederholen muß, denn ich fühle, daß das ungeduldige Gemüth, wenn auch ſtumm, doch ſehr beredt geplaudert — (Wieder Stillſchweigen.) Doch ſoll ich's ſagen, daß ich Sie lieb habe von ganzer Seele und ſag' es und wünſcht' es mit Engelszungen ſagen zu können: ich liebe Sie! — Betty — ich bin zu Ende

Betty.

Ihr Antrag ehrt mich, er überraſcht mich nicht. Nicht Achtung nur, wie — mein lieber Freund, auch herzliches Wohlwollen, eine rückhaltloſe, freundliche Geſinnung, verbürgtes Zutrauen: ſolche Gefühle heiſchten, Ihrer Ausſprache nichts entgegen zu ſetzen, ja, ihr arglos zu begegnen.

Miller.

Mir wird leicht und gut um's Herz; aber nein, ich will mich nicht täuſchen. Noch lauſcht rückiſch im Hintergrunde etwas, das mich beunruhigt und mir Schmerz ſchafft. Ich bitte, ſprechen Sie, Sie hatten noch etwas zu ſagen.

Betty.

Wenn ich darf?

Miller.

Sie kränken mich!

Betty.

Nicht ſo war's gemeint. Gott weiß es, dies Bekenntniß wird mir ſchwer —

Miller (unterbricht ſie).

Sie haben mir zu viel geſagt, daß ich mich nicht berechtigt glauben ſollte, Ihnen meine Vermuthung offen mitzutheilen. Sie ſollen nicht das holde, weibliche Gefühl, um das ich Sie nur mehr verehre, meinetwegen verletzen. Ich weiß, Sie lieben ſchon! — Sehr entfernt, daß mich dies ſchrecken ſollte, erfreut es mich vielmehr im Herzensgrunde, denn, die Wahrheit zu ſagen, mir däucht, es zeugt von geirrter oder verbildeter Natur, wenn Menſchen, die in die Ehe treten wollen, zum erſten Male lieben. Ein reicher Geiſt, ein triebvolles Gemüth liebt, ſobald das Gefühl ſeines Daſeins erwacht und wird frei in der Ehe. — Sie ſchweigen, Betty, ſagen Sie mir nichts? Und wenn ich Sie errieche? (Pauſe.) Ich weiß, er iſt ſchön, ich — Das iſt es nicht, Betty, das wahrlich nicht! Aber ſein Inneres hat einen ausſchließenderen Zug zur Freiheit, Ewigkeit, Liebe, ausſchlie-

fender als das meine. Ich will ihn deshalb, ich kann mich nicht tadeln. Und wenn sich meine Phantasie erfüllen will, bedarf sie die sondernde, gestaltende Kraft anderer, ohne welche sie in einem unaussprechlichen All schwebt, dem Theil und Maß, dem Junge fehlt. Er hingegen ist hier heim; seine Natur weiß das Geheimniß von Welt- und Menschenleben zu erfassen und schön darzustellen; ihm ward des Künstlers Weihe.

Betty (aufwallend).

O mein lieber Herr Pastor! (Miller hatte sich ihr genähert, er blickt zweifelnd hohen und schweigt.) Ewiger Gott! Ich wußte wohl, daß es Sie kränken würde; bin ich denn geboren, denen, die mir theuer sind, nur Qual und Schmerzen zu bereiten? (Sie ergreift Zassung.) So wissen Sie denn alles. Er war es, der mich in einem Leben voll großen unaussprechlichen Ahnungen mit mir selbst verständigte. Bis zu dem Augenblicke seiner Bekanntschaft schwebte mein eigenes Inneres und alles, was ich sahe, vernahm, wie sag' ich, in einer Fülle von Traum und Leben, über welche ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte. Wie wenn das Morgenroth die wechselnden Gestalten, mit denen die Welt uns umstellt, löst, mehr verräth, als zeigt, in seiner Fülle allein, in seiner Schöne Seel' und Sinne schweigen macht: so war mir. Bei seinem Anblick, in seinem Umgang unterschied ich mich, ward ich mir klar, und groß, und ernst lag vor dem bedeuteten Blick die Welt. So viel dank' ich ihm, ja ich darf es sagen, ich dank' ihm mich selbst. (Bewegt.) Weniger, nichts, wie ich's recht bedenke, weniger als nichts konnt' ich ihm bieten. Durch mich, daß ich mich so ausdrücke, riß ihn Jenseit und Diesseit in so äußerst verschiedene, unvereinbare Weiten, daß er die Sühne nur in einem Traum von mir gewinnt, den wieder und wieder mein wirkliches Dasein stört, ja vernichtet. Nur seine Kunst, wenn er nur ihr lebt, kann ihn dem Leben erhalten! — Es ist nicht einmal begegnet, daß unsere jedesmalige Zusammenkunft sich löste, wie sie begann. Er kommt, heiter und frei, denn seine Entfernung erlaubte ihm, mich in's Schöne zu sehen, mit allen Himmeln einer glänzenden Phantasie umgab er das arme Mädchen. Wir sprechen mit einander, lesen uns etwas vor, zeichnen, musiciren, was es nun ist, und ohne zu wollen und zu wissen wie? wird er schwer, meine Gegenwart drückt auf ihn, er kränkt mich, sich, mit zornigen Thränen eilt er weg: ach seine treulosen Sinne verriethen ihm in einer Angebeteten ein sterblich Wesen! Diese Zustände werden je länger je ängstigender und nur schauderhaft können sie enden. Ich habe alles wohl überlegt, um ihn und mich selbst zu erretten, entsag' ich ihm. Aber lieber Freund, es kostet mich viel! — Sie lächeln wehmüthig, Sie sinnen?

Miller.

Fräulein Betty, dacht' ich, hat geliebt und mich freute der Gedanke. Ich ging weiter, Betty liebt noch — nun fragt' ich und entschied mich: wenn sie in dem charakterlosen Menschen nur den trefflichen Poeten liebt, mir aber für ein menschlich klares, christlich inniges Verhältniß sich weiht: mich ihr zu verloben. Wie sollte sie, deren Seele so verstandvoll, so fähig für die höchsten Güter, deren Erziehung so edel ist und christlich geweiht —

Betty.

Sprechen Sie nicht zu Ende, mein Freund; wenn dies Ihre Forderungen sind, so (Mit schmerzlichem Lächeln.) erfüll' ich ja, was Sie wollen, ich liebe Sie, wie Sie mich lieben — nur meine Träume, für meine Träume bitte ich um Freiheit! — Sehen Sie, wie nun alles sich ändert. Ich trage mich Ihnen an, Sie haben die Frage zu entscheiden: wollen Sie mich so wie ich bin?

Miller (ergreift lebhaft ihre Hand und führt sie zu Munde). Betty, meine Braut!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gustav.

Gustav (der bei seinem raschen Eintritte die letzten Worte hörte und die Scene steht, schreit furchtbar auf). Allmächtiger! (Er steht und steht beide mit bedauerungslos an.)

Miller (tritt hervor).

Sie kommen, mein Herr, Zeuge —

Betty (unterbricht ihn in höchster Angst).

Halten Sie ein um Gotteswillen! (Sie führt ihn heftig, schnell bei Seite.) Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, verlassen Sie uns.

Miller.

In diesem Augenblick, mir däucht —

Betty.

Niemand darf ihm Aufschluß geben außer mir.

Miller.

Aber Betty!

Betty.

Sie kennen ihn nicht, sprechen nicht seine Sprache, nur Unheil würde daraus. Ich flehe Sie, es sei der erste Beweis ihrer Neigung — gehen Sie, Miller.

Miller.

Doch wenn —

Betty.

Ich verspreche Ihnen, es soll alles nach Ihrem, nach unserm Wunsche enden, nur ich vermag das!

Miller.

Und dieser Auftritt?

Betty.

Ein gleicher soll nie wieder begegnen, ich schwör' es Ihnen. Ich scheide von ihm, ich scheide jetzt von ihm — nur verlassen Sie uns!

Miller.

Sie wollen es durchaus! Ich thu's nicht gern, denn so wahr ich lebe, hier sind große Leidenschaften im Spiel, der Mensch ist ja außer sich!

(Sie begleitet ihn während dessen drängend bis zur Thür. Miller ab.)

Zehnter Auftritt.

Betty. Gustav.

Betty.

Er ist fort! — Jetzt steh' mir bei, mein Gott und Herr, noch diesen Kampf und alles wird gut. (Sie wendet sich zu ihm.) Wie er vor sich hinstarrt, mir graut vor ihm. Muth, meine Seele, bist du doch durch ihn an grauenvolle Gefühle gewöhnt, fasse Dich. — Gustav! — (Er will, ohne sie anzublicken, zurück, und macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Sie nähert sich ihm beklommen.) Gustav, ich weiß nicht, soll ich sagen, ein unglücklicher Zufall wollte, daß Sie Zeuge einer Scene wurden — (Näher sich ihm mehr.)

Gustav.

Bleib fern, Schlange!

Betty.

Wenn Sie verständen, was mich zu diesem Schritte bewogen! Die reinsten, besten Gesinnungen, die lautersten Gefühle, die ich je gehabt, veranlaßten mich hierzu.

Gustav.

Laß mich, zurück! (Auf Kopf und Herz.) Hier und hier! Das weißt Du nicht, armseliges Kind. Ewiger Gott, es will mich unsinnig machen, es bringt mich um. (Er schlägt die Hand vor's Gesicht.)

Betty (tritt zu ihm und nimmt seine Hand).

Es konnte nicht so bleiben, Gustav! Diesen Ausgang wählte ich, weil er entscheidend ist. Wenn es Ihren Schmerz beschwichtigen kann, so denken Sie von mir als einem schwachen, gewöhnlichen Wesen, das nicht vermochte, sich den eignen Weg zu finden, das sich in Demuth dem Ganzen anschließen muß, wenn es leben will, denken Sie klein von mir: was Sie auch denken mögen, nur so konnt' es doch nicht bleiben, wir wären beide darüber zu Grunde gegangen — Du drückst krampfhaft meine Hand, ist dies Dein Ja, verfich ich Dich? (Leidenschaftlich an seiner Brust.) So laß noch einmal an Deinem Halse mich weinen, noch ein mal den unsäglichen Verlust laut beklagen: Du bist es ja, Du Gustav, mit dem ich das Entzücken und die Wonne meines Lebens hingegeben!

Gustav.

Herauf, Schatten verlorner Seligkeit! (Mit lachen. der Verzweiflung.) Komm wieder, flatternder Scherz, liebliches Getändel, ruht mir am Herzen doch die Liebe! Mit den schwarzen Locken will ich kosen, dem schönen Haarstern will ich sie vergleichen, dem Laub der Trauerweide, den dunklen Strahlen der Fontäne im felsendeschatteten Thale, dem wetterkündenden Strahl der wolkenverhüllten, finsterferneglühenden Sonne: ich will sie küssen, diese Locken; netzt sie, Thränen! und denken will ich, es sei Abendthau auf Nachtviolen. (Er richtet sich auf und sieht sie an.) Ha diese Augen, zwo Sterne, die leuchten und blitzen und machen meine Blicke blöde in Sehnsucht, sie zittern; schau, wie von windbewegten Rosen beim letzten Sonnenblick blitzende Tropfen sprühen, Sterne spielen um Dich: Dein ganzes Bild, umflossen von wundersam fremden Lichtern, verklärt in seligem Schauen — (Mit heftigem Schmerz.) O ich will niederfallen: Engel, Du bist es, bitt' für mich! daß diese Augen eine ewige Täuschung halte, daß Wahnsinn heim werde in diesem zerrütteten Hirn; nichts sei, als meine Träume, meine wunderherrlichen Träume — — —

Betty.

Halt ein, Gustav, Du schwärmst fürchterlich!

Gustav (ganz laut).

Ja so! Die fatalen Erinnerungen — Besonnenheit, Mäßigung! (Er tritt plötzlich von ihr.) Nicht doch! Diese Vertraulichkeit ziemt nicht der Braut des Fremden, und abgesehen davon, wenn Du erlaubst — sehr lustig ist sie, fürwahr! Es macht mich zu lachen — Ei nun! konnt' ich der Bräutigam nicht sein, zum Brautführer taug' ich beinah. Ich will Ihr Brautführer sein, mein schönes Fräulein! — O, ich hatte einst einen göttlichen Gedanken. Ich dachte mir, der Kranz würde Ihnen lieblich steh'n, und ich nahte, Himmelsseligkeit im Herzen, daß dieser schwache, der Gotteseinkehr fürchterlich enge Bau in allen Gründen erzitterte, so reicht ich Ihnen die Hand! Und ich führte Dich zum Altare, Betty, und ich hörte Dein Ja, liebes Mädchen, da däuchte mir, der heilige Tempel empfinge liebend mit tausend Stimmen wiederhallend dieses Ja, die Stimmen würden zu nie gehörten Engelsharmonien und was draußen ist, klänge auch, die Cherubim schauten nieder, ich war entrückt von dem Echo meines entzückten Herzens, von dem Ja und Amen meines ganzen Lebens!

Betty.

Gott, Gott, wie soll das enden!

Guſtav.

Enden? O meine Liebe, Sie haben das Ende ſehr wohl bedacht. Halten Sie mich nicht für ſo wahnſinnig, daß ich's nicht klar vorausſchaute. Ich nehme Ihre ſchöne weiße Hand, führe Sie feierlich zum Altare, übergebe Sie dem lieben Bräutigam und ich — — — O Jeſus, was ſoll mit mir werden, woran halt' ich mich, was ergreif' ich!

Bettv (auf's Innerſte ergriffen).
Mein lieber Freund!

Guſtav.

Iſt es auch gewiß, war nicht alles ein Traum? — Bettv, haſt Du Dich wahrhaftig ihm verlobt? Haſt Du? (Er wendet ſich von ihm.) Und Dein Herz brach nicht, da Du das meine brichſt, mich konnteſt Du aufgeben! (Mit verachtender Erhebung.) Geh hin, Engherzige! Betrügerin! Du haſt mich nie geliebt!

(Raſch ab.)

Eilfter Auftritt.

Bettv. Dann: Philipp.

Bettv.

Den Ausgang erwartet' ich und doch trifft er mich wie Donner! Es ſchwimmt vor meinen Augen, mir iſt ſchrecklich.

Philipp (kommt jubelnd aus dem Seitenkabinet herein).
Er iſt fort! Gottlob! (Sieht ſie beſtürzt.) Bettv! — Meine liebe Schweſter, Du biſt bleich, Du zitterſt —

Bettv.

Ich bin erſchöpft, meine Sinne ſind zerſtört. — Es iſt wohl ſchon ſpät?

Philipp.

Eilf Uhr, ſo eben ſchlug es eilf!

Bettv.

Ich will zu Bette geh'n. (Er nimmt das Licht. Philipp will ſie begleiten.) Nein, Philipp, laß mich allein, es geht vorüber, ſei unbeſorgt! — Morgen wird alles anders ſein — ich muß zu Bette geh'n, ich muß weinen.

(Sie ſchwankt hinaus, der Bruder ſieht ihr ſchmerzlich nach.)

Dramatische Literatur.

Das Mädchen von Lyon, oder: Stolz und Liebe. Ein Schauspiel in 5 Acten von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Englischen von O. von Czarnowsky. Aachen und Leipzig, 1838, bei J. A. Mayer.

Wenn Bulwers Dramen weder amusant noch erbaulich für den Leser sind, so ist doch wenigstens die breite pomphafte Arroganz ergötzlich, mit der er in der Vorrede seine Waare auslegt. Was ist hier wieder gewortelt, ehe wir zur Sache kommen, und kommen wir endlich zur Sache, so müssen wir unwillkürlich ausrufen: Tout de bruit pour une omelette! Nach dem Geständnisse, daß „eine dunkle Erinnerung an eine Erzählung den Plan zu diesem Drama hervorgerufen", hebt Bulwer besonders hervor, daß er die Ereignisse bedeutend verändert und die Charaktere ganz umgestaltet habe. Die „dunkle Erinnerung" scheint doch ziemlich lebhaft gewesen zu sein, denn das ganze Schauspiel ist nichts anders, als eine dramatisirte franz. Erzählung, und diese hat nicht den bloßen „Plan", sondern den ganzen vollen Inhalt geliefert. Die Umgestaltung der Ereignisse und Charaktere hat eben nichts Verdienstliches, denn während die ersteren blos zu Gunsten einiger Knalleffecte und unmotivirter spannender Situationen gemodelt sind, sind die letztern bis auf zwei Figuren zu einer Unbedeutenheit zusammengeschrumpft, die sie auf der Bühne unerträglich macht; in jenen zwei Figuren aber, den Trägern des ganzen Schauspiels, schlägt die Psychologie die tollsten Purzelbäume und die Charakterstift zappelt wie ein Gliedermann, den man für einen Groschen auf dem Jahrmarkte kauft. Bulwer spricht immer von Leidenschaften, die er zur Erscheinung bringen will; betrachtet man aber die Leidenschaft dieser Meinotte, so kann man höchstens die augenblickliche Aufregung eines Betrunkenen erkennen, der um so ohnmächtiger zurückfällt, je heftiger er aufbrauste. — Drei volle Blätter braucht Bulwer, und die Trefflichkeit seiner Wahl in Zeit und Ort klar zu machen, und doch ist nichts verfehlter, als gerade diese Wahl; die hier auftretenden Menschen passen in den Jahren 1795—98 eben so wenig nach Lyon, oder überhaupt nach Frankreich, als Bulwer zum Schauspieldichter. Er kommt mir in diesen Explicationen gerade vor wie ein Maler, der erklärt, daß er, um seinem Bilde einen passenden Hintergrund zu geben, dazu einen Wald gewählt, jedoch die Bäume deshalb ganz und gar fortgelassen habe, damit die Figuren nicht beeinträchtigt würden. Es ist in Ton und Färbung auch nicht das Geringste vorhanden, was an Zeit und Ort nur erinnerte, einige Tiraden ausgenommen, die zum Stücke gar nicht nöthig sind. Um seinen Meinotte in zwei Jahren zum Obristen zu machen, hat Bulwer die franz. Revolution gebeten, bei seinem nervenschwachen Kinde Pathenstelle zu vertreten; er hätte sich wenigstens die Blamage ersparen sollen, daß die gebetene Dame nicht einmal einen Platz findet; eine einzige ritterliche That Meinotte's hätte dem Autor zu jeder andern Zeit aus der Verlegenheit helfen können, und er brauchte deshalb das Grosartigste aller Welterereignisse nicht zu incommodiren. Wenn die wiederholte Verwahrung Bulwer's, daß man die im Stücke ausgesprochenen Grundsätze nicht für die seinigen halten möge, nicht ein Kniff ist, der die Lesewelt täuschen und zum Kaufe des Buches veranlassen soll, so ist sie wenigstens sehr lächerlich, denn es ist im ganzen Schauspiel kein Mensch, der Grundsätze und Ansichten hat und sie ausspricht. — Bulwer wird noch diesem zweiten ganz mißlungenen Versuche wohl zu der Einsicht kommen, daß er für dramatische Dichtung durchaus kein Talent hat; möge er seine Romane, eine Dichtungsart, in der er gerechte Anerkennung gefunden, nicht vernachlässigen, um ein Steckenpferd zu reiten, welches ihn abwirft. Sein Ernst Maltravers scheint etwas von dem „Mädchen von Lyon" gelitten zu haben, denn er ist so matt und langweilig, wie kein früherer Roman des Autors. — Ob die deutschen Theater-Unternehmer sich verleiten lassen, dieses Schauspiel in Scene zu setzen, muß man erwarten; es ist leicht möglich, daß die 70 Vorstellungen, die das Stück in London erlebte, sie verlocken, und sie nicht bedenken, daß bei diesem scheinbar glänzenden Erfolge erst auf 20,000 Menschen Eine Vorstellung kommt. Den Theatern aber, die eine Aufführung beabsichtigen, können wir die vorliegende sehr flüchtig und geistlos behandelte Uebersetzung durchaus nicht empfehlen; wohl aber machen wir sie auf eine andere aufmerksam, die durch den Souffleur des k. Hoftheaters in Berlin, Herrn Wolf, zu beziehen ist. Wir kennen den Uebersetzer nicht, aber seine Arbeit zeugt von seltener Gewandtheit, Bühnenkunde und großer Sprachfähigkeit. R. Bl.

Die Hunyaden. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto von der Welden. Dortmund, Krüger. 1837.

Otto von d. W. hat schon vor einiger Zeit ein

dramatisches Mährchen, „Hassan", veröffentlicht, das, verschiedener kritischer Anzeigen zufolge, bei einigen Auswüchsen eine seltene Komik und große Befähigung zum Drama bekunden soll.

Der Inhalt des obigen Trauerspiels ist in aller Kürze folgender:

Während der Regierung Ladislaus posthumus von Ungarn war Graf Ulrich von Cilley, der Oheim des Königs, eifersüchtig auf Johann von Hunyad's Siege über die Türken. Nach dem Ableben des Letztern, warf er seinen ganzen Haß auf die Familie and namentlich auf den edelgesinnten und tapfern Grafen Ladislaus Corvinus, Banus (Statthalter) von Kroatien, der sich der aufrichtigsten Freundschaft des Königs erfreute. Ulrich macht daher einen Anschlag auf sein Leben, und da dieser mißglückte, suchte er ihn in den Verdacht zu bringen, als habe der Banus nach dem Leben des Königs getrachtet. Ein aufgefangener Brief macht dem Corvin die Verrätherei bekannt. Er eilt, jenen zur Rede zu stellen, Ulrich zieht das Schwert, der Banus muß sich wehren; es entsteht ein Zweikampf, in welchem Ulrich fällt. Das Gerücht hiervon dringt zum König, und dieser, entrüstet über den Mord seines Oheims, gibt dem vertrautesten Freunde des Gefallenen, Gara, Palatinus von Ungarn, die Macht, dem Banus das Urtheil zu sprechen. Gara läßt augenblicklich ihn und dessen Bruder, den nachmals in der Geschichte Ungarns als wackerer Gelehrter, Feldherr und König berühmt gewordenen Matthias Corvinus ins Gefängniß werfen. Der König Ladislaus, dessen edler Sinn bereits von Ulrich erstickt war, faßt eine sündige Leidenschaft zu der Geliebten des Banus, Anna von Ronnov, und gibt dem Pater Ambrosius den Befehl, ihn zu ihrem Besitze zu verhelfen. Gara verurtheilt Corvinus zum Tode. Nachts bei Fackelschein wird auf Ambrosius Veranlassung Anna von Gara über den Ofener Marktplatz, wo das Schaffot erbaut wird, zum Könige geführt, dem sie ihres Geliebten Leben mit ihrer Unschuld abkauft. Dirs aber genügt dem Palatinus noch keineswegs. In der Nacht kommt Ambrosius, verleidet als Geist des im Zweikampf gefallenen Ulrichs und verlangt den Tod seines Mörders. Der schwache König ändert sogleich seinen Entschluß, und der Banus soll enthauptet werden. Alexis, ein Page der Anna von Ronnov, dem Corvinus in der Schlacht bei Belgrad das Leben gerettet, sammelt viele ungarische Soldaten, um seinen Wohlthäter zu befreien. Vergeblich! Die Ungarn haben sich auf Kosten ihres Hauptmanns betrunken und weichen, Alexis wird tödtlich verwundet, und der Banus selbst, nachdem ihn das Schwert des Henkers dreimal verfehlt, enthauptet. Das Volk geräth hierauf in Wuth und zerfleischt den Henker. Anna wird wahnsinnig. Nach einigen Tagen erscheint die würdige Elisa Hunyadi, die Mutter des Ladislaus und Matthias Corvinus, an der Spitze der Ungarn, um den Tod ihres Sohnes zu rächen. Mit Angst und Bangen fragt sie nach Matthias und erhält die freudige Nachricht, daß er, von Georg Podjebrad gerettet, sich auf dem Schloß dieses böhmischen Statthalters aufhalte. Jetzt treffen wir den König in den Armen seiner Buhlinnen, und es ergreift ihn wieder ein sündliches Verlangen nach Anna. Diese, durch den Kräutertrank einer alten Frau geheilt, wird gewaltsam vorgeführt und auf das Entsetzlichste bedrängt von der Sinnenlust des Königs. Da sie keinen andern Ausweg weiß, zieht sie einen vergifteten Dolch, den sie von jenem alten Kräuterweibe bekommen hatte, hervor und ersticht ihren Verfolger. Elisa von Hunyadi, Matthias, dessen Oheim, Michael von Szilagyi, und Georg Podjebrad sind mit Hilfe der Bürger, die ihnen die Stadtthore öffneten, in Ofen eingedrungen. Pater Ambrosius nimmt der Leiche des Königs einen kostbaren Ring ab und entflieht. Der Palatinus Gara wird in einem Zweikampfe von Mich. von Szilagyi überwunden. Am Grabhügel des Banus, wo jetzt eben Anna von Ronnov am gebrochenen Herzen verscheidet, versammeln sich die Verbündeten, um über das Wohl des Landes sich zu berathen. Hier wird auch dem klugen und frommen Matthias Corvin vom Volke als König gehuldigt. So schließt das Stück mit einer heitern Aussicht auf die Zukunft eines Landes, welches eine schlechte Regierung und beschwerdevolle Türkenkriege zu verkümmern drohten.

Dies der Hauptfaden in dem mannigfach verwickelten Plane des Stücks, dem man es wohl ansieht, daß es in der Tragödie das erste Kind des Verf. ist. Die aber beinahe jeder Dramatiker von größerer Bedeutung zuerst ein Werk hat dichten müssen, in dem er allen Kunstregeln über die Maßen Trotz bot, um somit alle Schlacken abzuschütteln und aus allerlei Unreinigkeit mit sich selbst geläutert hervorzugehn, wie die Seele aus dem Fegefeuer: so hat's eine gleiche Bewandtniß mit Otto von der Welden's Hunyaden. Obwohl sich der objectiver gehaltene zweite Aufzug, an den ersten Idealen nicht recht schließen mag, wenngleich wir durch das ganze Stück mehrere Uebertänzel gewahr werden, es überhaupt dem Ganzen an einer geschickten Verschmelzung verschiedener Bestandtheile gebricht, und man ihm daher Unreife und Mangel an Gedrängtheit mit Recht vorwerfen muß, so bekunden trotz dem die Hunyaden gar schöne Mittel und erregen vortreffliche Hoffnungen für die Zukunft. Wir müssen mit Freuden anerkennen, daß des phantasievollen Verf. Drama voll Handlung, die Charaktere mit Ausnahme kleiner Verzeichnungen, sich scharf von einander lösen, und die Form keine weite, sondern füglich eine frische, lebendige genannt zu werden verdient. Nachdem nun Otto von der Welden seine Ungehörigkeiten abgestreift, hoffen wir und sind deß gewiß, daß er uns baldigst mit einem vollkommneren Werke, mit einem echten Kunstwerke erfreuen wird. A. F—r.

Julianus Apostata, römischer Kaiser. Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Brause. Freiberg, 1838, bei Engelhardt.

Man weiß wahrlich nicht, soll man mehr jammern über die Dürftigkeit der Production auf dem Felde der dramatischen Literatur, oder über die Früchte, die darauf gedeihen? Sieht man Geburten wie die vorstehende, so möchte man sich unbedingt für das Letztere entscheiden. Eine Kritik über das Stück zu schreiben, ist unmöglich; zur Beurtheilung desselben genügt es auch vollkommen, wenn ich das Personal und einige Notizen hersetze, was denn hier folgt:

Personen:

Julianus, römischer Kaiser.
Vincentius, Befehlshaber der Leibwache.
Jovianus, Valentinianus } christliche Legaten.
Victor, heidnischer Legat.
Baleus, Silius } christliche Kriegstribunen.
Trebius
Sallustius, heidnischer Kriegstribun.
Ammianus, do. Centurio.
Belanius, christlicher do.
Oribasius, Julianus Arzt.
Maximus v. Ephesus, Philosoph.
Priscus, Libanius, Chrysanthius } heidnische Philosophen.
Gregorius, Eusebius } christliche Bischöfe.
Basilius, Cyrillus, Apollinaris, Epiphanius } do. Presbyter.
Maris, blinder Bischof von Calendon.
Antiochenischer Jüngling.
Arsacius, heidnischer Oberpriester.
Vier Priester des Jupiter.
Zwei heidnische Wahrsager.
Ein Priester des Apollo.
Demetrius, Theophilus } reiche antiochenische Christen.
Drei Senatoren.
Torquatus, Felix } heidnische Soldaten.
Publius, Julius, Cornelius, Caelius, Philippus } christliche Soldaten.
Nicolaos, Parmenas, Prochorus } Mordbrenner.
Timophanes, Ricanos, Timon } Einwohner von Antiochien.
Eteobolus, Perillus } vornehme Christen.
Romanus
Ein Unbekannter.
Zwei persische Friedensunterhändler.
Eine arme Christin.
Zwei Knaben derselben.
Theodotus, ein Armer.
Vier Sprecher der Juden.
Ein Diener des Kaisers.

Stumme Personen:

Ein persischer Knabe. Zwei Jünglinge. Sieben persische Soldaten. Zehn persische Gefangene. Christliche Geistliche. Viele Juden. Römische Anführer. Leichte Soldaten. **Eine ganze römische Kohorte** mit ihren Anführern, einer Kriegsmusik und einem Legionadler. Senatoren. Sclaven und Bediente, Sänger, Spielleute, Tänzerinnen. — Volk. Diener Julianus. Römische Soldaten.

Also richtig gezählt **fünf und sechzig** handelnde und blos einige Tausend stumme Personen. Das Personal in Shakespeare's „Richard III." ist ein Kind dagegen. Dabei hat der erste Act fünf, der 2te sechs; der 3te sieben, der 4te zehn, der 5te sieben — das ganze Stück also nur **fünf und dreißig** Verwandlungen. — Wenn das keine dramatische Oekonomie ist, so kenne ich keine. Deutsches Theater, blicke auf Wilhelm Brause — der nebenbei auch noch lesbare Zamben macht — und preise Dich selig! Jetzt ist Dir geholfen. R. Bl.

Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1839, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 16 Bändchen. Leipzig und Dresden, Arnoldische Buchhandlung.

Diesmal haben die deutschen Bühnen alle Ursache, dem unermüdlich fleißigen Herausgeber für seine Herbstgabe zu danken, denn er hat mit kundiger Hand drei Blumen im heitern Garten des französischen Lustspiels gewählt, die in jeder Zone gedeihen und erfreuen müssen, wenn sie mit so viel Sachkenntniß und Gewandtheit verpflanzt werden, als es hier geschehen ist. Drei Lustspiele sind es, die hier in deutscher Bearbeitung geboten werden: 1. **Mit 30 Jahren** nach Roger, ein Stückchen, welches durch heitere Wendungen, pikante Situationen und einen lebendigen, geistreichen Dialog erfreut und zu den gelungensten Genrebildchen aus dem modernen Salonleben gezählt werden kann. Fast noch besser ist 2. **Die Präsidentin**, in 2 Acten nach Ancelot, denn mit den Vorzügen des erstern verbindet dieses Lustspiel noch eine festgehaltene Charakterzeichnung und in der Rolle der Präsidentin bietet sich talentvollen Darstellerinnen eine schwierige aber glänzende Aufgabe, die bei glücklicher Lösung den glänzendsten Erfolg haben muß. Am Burgtheater in Wien hat dieses Lustspiel unter dem Titel: **Die Großtante** bereits seine Wirkung bewährt und selbst eine sehr matte Nachahmung desselben, „**Ein theurer Spaß**", von Kaupach, ist mit Beifall gegeben worden. 3. **Die homöopathische Kur**, in 1 Acte nach Fournier und Bieville, ist eine leichte aber wohlgefällige Kleinigkeit, die als Vor- oder Nachspiel indessen bei gewandter Darstellung gewiß willkommen und wirkungsreich sein wird. Der Herausgeber hat diese Stückchen mit gewohnter Sachkenntniß und Fertigkeit übertragen. Das Buch ist in einem anerkennenden Sonnette der liebenswürdigen und talentvollen Caroline Bauer zugeeignet. R. B.

Sämmtliche Schriften von Johann Anton Leisewitz. Mit Leisewitz's Portrait und Facsimile. Braunschweig, bei Leibrock, 1838.

Mit Unrecht wurde Leisewitz's „Julius von Tarent" den Klinger'schen „Zwillingen" nachgesetzt und dadurch ein allem Anscheine nach für das Drama sehr talentvoller Kopf für immer von einer ferneren Beschäftigung mit dramatischen Arbeiten zurückgeschreckt. Was konnten dem einmal Betrogenen alle Belobungen der stimmfähigsten Männer seiner Zeit helfen! Selbst Lessing's stolzer Ausspruch, Leisewitz habe einen Löwen geworfen, gab dem Vater dieses Löwen doch das Vertrauen auf sich selbst, vielleicht auch nicht zum Publicum wieder, und es hatte eben sein Bewenden bei dem Löwen, der indeß bald genug bei dem Publicum in Vergessenheit gerieth. Warum aber später das deutsche Theater sich des „Julius von Tarent" nicht dauernd bemächtigte, ist nicht wohl einzusehen, indem sich gegen dieses Product keine von alle den gäng und gäben Einwendungen machen läßt, mit denen bekanntermaßen die Theaterdirectionen unserer Tage gute und schlechte Stücke gleicherweise abzulehnen verstehen. „Julius von Tarent" ist kurz, spannend von Anfang bis zu Ende, die Sprache gewählt und edel; es fehlt weder an Leidenschaften noch an einer Wahnsinnsscene, woran das Publicum jederzeit den Narren gefressen hat — und dennoch, wo ist die Bühne, die mit Aufführung dieses kräftigen Productes einen Theaterabend würdig ausfüllte! —

Bei solcher gänzlichen Vernachlässigung eines dramatischen Dichters, dem man das Verdienst, in der dramatischen Poesie einen bedeutenden und Andern befeuernden Anlauf genommen zu haben, nicht absprechen kann; ist es erfreulich, des längst Verstorbenen ruhiges Wirken in einer Gesammtausgabe seiner literarischen Versuche wieder aufleben zu sehen. Die Literatur wenigstens ist dadurch genöthigt, einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit ihm zuzuwenden. Wir erhalten zwar des Neuen in dieser Gesammtausgabe nicht eben viel, wenn wir nicht etwa die Briefe an den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel, dem Nachfolger Lessings, dafür ansehen wollen. Allein auch diese lassen uns einen tieferen Blick in das innerste Leben von Leisewitz nicht thun. Sie haben nur Interesse für den Literarhistoriker, in so fern dieser aus demselben abnehmen kann, mit wie ausdauerndem Fleiße Leisewitz jede nur irgend vorhandene Quelle, die einigen Aufschluß über den dreißigjährigen Krieg geben konnte, durchforschte. Zugleich aber wird uns bei Durchlesung dieser Briefe auch offenbar, daß Leisewitz wahrscheinlich niemals zur eigentlichen Bearbeitung jenes Geschichtsabschnittes gekommen sein würde, indem eine zu große pedantische Gewissenhaftigkeit in Durchforschung der vorhandenen Quellen ersichtlich ist. Er selbst sagt zu verschiedenen Malen, daß er vielleicht noch mehr als bereits zehnjährigem Sammeln doch immer noch zehn Jahre brauche, um die Arbeit zu vollenden. Kein Wunder — mußten doch die Excerpte unter seinen Händen zu unübersehbaren Massen angewachsen sein! Zu bedauern aber bleibt es immer, daß ein Mann von so gründlichen Kenntnissen und so vielem Fleiße nie dazu kommen konnte, seine Combinationen zu einem selbstständigen Werke zu verarbeiten.

Außer dem „Julius von Tarent" bringt uns diese Gesammtausgabe noch die „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter", in der ein nicht unbedeutender Hang zur Satyre sich bemerkbar macht, „Nachricht von Lessings Tode", eine längere Abhandlung „Ueber die bei Errichtung öffentlicher Armenanstalten zu befolgenden Grundsätze ꝛc." und „Briefe." Die kurze Biographie enthält nichts wesentlich Neues, ist aber sorgfältig geschrieben und gibt über einzelne nicht allgemein bekannte Data ausführliche erklärende Noten. Als weniger bekannt dürften wir zwei poetische Gespräche von Leisewitz ansehen, obwol sie bereits in dem Göttinger Musenalmanach von 1775 gedruckt erschienen, „die Pfandung" und „der Besuch um Mitternacht." Beide sind charakteristisch in Bezug auf die damalige Stimmung des Dichters, die noch im ersten Jugendfeuer für Freiheit und alles Edle schwärmte. Später scheint diese jugendliche Geistesfrische in der Abgeschlossenheit des Familienlebens und dem Anschmiegen an die Hofetiquette, von der er sich als Erzieher des Prinzen nicht frei machen konnte, gänzlich verwischt worden zu sein. Prägnanz in der Diction und unverhehlte Keckheit im Aussprechen nicht jederzeit gern gesehener Gedanken treten in beiden kleinen Gesprächen recht erfreulich hervor, von denen wir als Beleg das kürzere hier wörtlich folgen lassen.

Die Pfandung.

Ein Bauer und seine Frau.

(Abends in ihrer Schlafkammer.)

Der Mann. Frau, liegst Du? so thu' ich das Licht aus. Dehne Dich zu guter Letzt noch einmal recht in Deinem Bette. Morgen wird's gepfandet. Der Fürst hat's verprast.

Die Frau. Lieber Gott!

Der Mann (indem er sich niederlegt). Bedenk' einmal das Wenige, was wir ihm gegeben haben, gegen das Geld, was er durchbringt; so reicht es kaum zu einem Trunke seines köstlichen Weins zu.

Die Frau. Das ist erschrecklich, wegen eines Trunkes zwei Leute unglücklich zu machen! Und das thut einer, der nicht einmal durstig ist! Die Fürsten können ja nie recht durstig sein.

Der Mann. Aber wahrhaftig! wenn auch in dem Kirchengebete das kommt: „unsern durchlauchtigen Landesherrn und sein hohes Haus", so kann ich nicht mitbeten. Das hieße Gott spotten und er läßt sich nicht spotten.

Die Frau. Freilich nicht! — Ach, ich bin in diesem Bette geboren, und, Wilhelm, Wilhelm, es ist unser Brautbette!

Der Mann (springt auf). Bedächte ich nicht meine arme Seele, so nähm' ich ein Strumpfband, betete ein gläubig Vaterunser und hinge mich an diesen Bettpfosten.

Die Frau (schlägt ein Kreuz). Gott sei mit uns! — Da hättest Du Dich schön gerächt!

Der Mann. Meinst Du nicht? — Wenn ich so stürbe, so würdest Du doch wenigstens einmal seufzen!

Die Frau. Ach Mann!

Der Mann. Und unser Junge würde schreien! Nicht?

Die Frau. Gewiß!

Der Mann. Gut! An jenem Tage ich, dieses Seufzen und Schreien auf einer Seite — der Fürst auf der andern! Ich dächte, ich wäre gerächt.

Die Frau. Wenn Du an jenen Tag denkst, wie kannst Du so reden? Da seid ihr, der Fürst und Du, ja einander gleich.

Der Mann. Das wolle Gott nicht! Siehe, ich gehe aus der Welt, wie ich über Feld gehe, allein, als ein armer Mann. Aber der Fürst geht heraus, wie er reist, in einem großen Gefolge. Denn alle Flüche, Gewinsel und Seufzer, die er auf sich lud, folgen ihm nach.

Die Frau. Desto besser! — So steh doch dies Leben als einen heißen Aerndetag an! — Darauf schmeckt die Ruhe so süß; und dort ist Ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Mann (legt sich wieder nieder). Amen! Du hast Recht, Frau, laß sie das Bett nehmen, die Unsterblichkeit können sie mir doch nicht nehmen. Schlaf wohl.

Die Frau. Und der Fürst und der Vogt sind ja auch unsterblich. — Gute Nacht! Ach, morgen Abend sagen wir uns die auf der Erde.

Notizen.

Allgemeines Theater-Lexikon.

Als Herausgeber dieses encyklopädischen Werkes nennt der Prospect den Theater-Secretär an der Leipziger Bühne, R. Blum, dem sich als Substituten und Regulatoren K. Herlossohn und H. Marggraff anschließen. Das Unternehmen verdient allen Beifall und scheint der Ankündigung zufolge, wie dies auch schon durch die Namen der Herren Herausgeber zu erwarten steht, „Herz zu haben." — „Die Herausgeber des Theater-Lexikons", sagt der Prospect, „haben sich die Aufgabe gesetzt, dem darstellenden Künstler ein Handbuch zu geben, welches ihm zur erleichternden Nachhilfe auf der schwierigen Laufbahn seines Berufs dient, dem ernstlich strebenden Kunstjünger in Biographien von Bühnenkünstlern bedeutende Vorbilder hinstellt und ihn auf die Quellen hinweist, wo er Ausführlicheres über die fraglichen Gegenstände findet. Zugleich aber auch ein Handbuch, welches das Publicum belehrt über die schwere Kunst der Menschendarstellung, und dem Bühnenfreunde die Mittel bietet, sein Urtheil zu berichtigen und zu erweitern; welches also nicht allein dem darstellenden Künstler, sondern jedem Gebildeten nützlich und unentbehrlich sein sollte."

Wie sorgsam die Herausgeber darauf bedacht gewesen sind, Alles, was nur irgend mit dem Theater und Theaterwesen, dem Leben der Schauspieler und ihren unerläßlichen Studien zusammenhängt, so weit es möglich ist, mit in ihr Werk aufzunehmen, geht aus dem Verzeichniß der einzelnen Rubriken hervor, in die sich der Inhalt des ganzen Werkes abstufen wird. Wir lassen dies Verzeichniß, um Bühnenfreunde auf die Reichhaltigkeit des angekündigten Theater-Lexikons aufmerksam zu machen, hier folgen. Es wird enthalten:

„1. Das Wichtigste der Theorie und Aesthetik der Schauspielkunst.
2. Grundzüge der Declamation, Mimik und Gesticulation, gestützt auf die Elemente der Psychologie.
3. Bühnentechnik in ihrem ganzen Umfange, ein bis jetzt fast gänzlich unbearbeitetes Feld der dramaturgischen Literatur.
4. Musik und
5. Tanzkunst, beide in sofern sie sich auf das Theater beziehen.
6. Statistik und Geschichte des Theaters im Allgemeinen, und zwar nicht nur die des neueren, sondern auch die des griechischen und römischen Theaters und der Einrichtungen im Mittelalter, die an das Theater erinnern. Nicht allein die Bühne im Ganzen soll aber ihre Geschichte erhalten, sondern auch alle Theile derselben werden vom historischen Standpuncte aus beleuchtet, und so dem Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, der Oper, dem Ballet ꝛc. ihre geschichtlichen Seiten abgewonnen. Auch die Geschichte der einzelnen Bühnen wird, so weit die Materialien dazu zu erlangen sind, gegeben. Jedes Land, jede Stadt, wo die Kunst blüht, selbst die bedeutenderen reisenden Gesellschaften, unter dem Namen ihres Directors, sollen eigene Artikel erhalten.
7. Biographien und Charakteristiken der vorzüglichsten dramatischen Schriftsteller und Opern-Componisten aller Zeiten.
8. Biographien der vorzüglichsten Schauspieler, Sänger, Choregraphen und Tänzer der Vergangenheit, wie der Gegenwart. Bei den lebenden Bühnenkünstlern soll Niemand ausgeschlossen sein, in so fern er in der Theaterwelt einen begründeten Ruf erlangt hat, oder als aufstrebendes Talent Bedeutendes verspricht.
9. Zergliederungen der wichtigsten historisch-dramatischen Charaktere mit Anwendungen auf die Auffassung der Rollen im Allgemeinen.
10. Mythologie und Allegorie, in so fern sie betheiligt sind bei der dramatischen Darstellung, und
11. Die Literatur des Theaterwesens im Allgemeinen, so wie der hervorstehenden Puncte im Besondern. Also Aufzählung der wichtigsten Schriften über die verschiedenen Gegenstände am Schlusse der betreffenden Artikel."

Zur Erläuterung und dem leichteren Verständniß des Textes, werden, wo es nöthig ist, auch Abbildungen vertheilen, deren Zahl auf 20 festgesetzt ist.

Beaumarchais.

August Lewald, der unermüdlich fleißige Literat und glücklichste Speculant in Sachen des literarischen Erwerbes, hat so eben eine Bearbeitung des Beaumarchais veröffentlicht, die wir mit gutem Gewissen Jedermann empfehlen können. Außer den drei Schauspielen: „Eugenie, der Barbier von Sevilla und: Der tolle Tag, oder die Hochzeit des Figaro's", erhalten wir auch als Einleitung eine Bearbeitung der Memoiren des Dichters, die freilich großentheils nur in seinen verwickelten Prozessen bestehen, aber nichts weniger als uninteressant sind. Die Schauspiele dürften in der vorliegenden Form für die Darstellung sich eignen, und leicht mehr ansprechen als manches lose zusammengestoppelte Product der neueren französischen Lustspiel- und Melodramen-Scribenten.

Dramatische Kränze von Richard.

Bühnlich darstellbare Stücke, ohne poetischen Werth. Dieser erste Band bringt uns drei Dramen, von denen zwei theils Uebersetzungen, theils Bearbeitungen aus dem Französischen, das dritte der englischen Geschichte entlehnt ist und eine eigene Arbeit des Verfassers zu sein scheint. Für die dramatische Literatur sind diese Beiträge gerade keine Bereicherung, ob für die Bühne! — Das müssen diejenigen Theaterdirectionen wissen, denen ein klingender Erfolg über jeden andern zu gehen pflegt. — Der Verleger wird das Publicum mit einer Fortsetzung dieser Kränze umwinden, wenn es diese erste Gabe mit Beifallruf begrüßt. Das wollen wir nun in Geduld abwarten.

Rachel.

Nicht die, welche ihre Kinder beweinte, sondern die kleine Schauspielerin auf dem **Theatre Français**, die alle Abende beklatscht wird und die ganze feine pariser Welt enthusiasmirt. Rachel hat wunderbare Schicksale gehabt. Sie ward von sehr armen Aeltern geboren, führte ein kummervolles Leben und mußte sich, noch nicht sieben Jahr alt, ihr Brod vor den Thüren erbetteln. Sie pflegte, da sie am Gesange Vergnügen fand und einmal gehörte Melodien leicht behielt und nachzusingen wußte, vor den Kaffeehäusern ihre erlauschten Lieder um wenige Sous unermüdlich abzusingen. Ihre klare Stimme erregte hier eines Tages die Aufmerksamkeit Choron's, Lehrer des berühmten Duprez. Er nahm sie zu sich und gab ihr Unterricht in der Musik und im Gesange. Rachel machte bewundernswürdige Fortschritte und Choron pries gegen Alle die Talente des jungen Mädchens. Da starb Choron, Rachel war verlassen und ergriff wieder ihren früheren Erwerbszweig. Das Betteln aber war ihr zuwider; sie wandte sich an einen Schauspieler, von dem sie gehört hatte, daß er Stunden im Declamiren gebe. Der Lehrer nahm sie an, machte ihr aber eine Liebeserklärung und Rachel wandte sich abermals an einen andern, dem Herrn Saint Aulaire. Durch diesen kam sie auf das **Theatre du Gymnase**, doch mußte sie in untergeordneten Rollen auftreten, zu denen sie gar keine Neigung hatte. Rachel wünschte die ersten Rollen im Corneille und Racine zu spielen. Ihr Wunsch ward erfüllt. Herr Poirson, der Regisseur des Gymnase-Theaters, erkannte ihr großes Talent für tragische Rollen, löste den mit ihr geschlossenen Contract und brachte sie an das **Theatre Français**. Sie lernte zuvörderst ein reines Französisch sprechen und debütirte dann mit dem rauschendsten Beifalle auf dem **Theatre Français**. Jetzt ist Rachel 16 Jahr alt; in ihrem Spiel entwickelt sie die höchste Originalität und stellt die Tragödie in völlig neuer Weise dar. Vor drei Jahren noch eine Straßenbettlerin, die Tage lang um ein paar elende Sous frieren mußte, bezieht sie jetzt einen Gehalt von 20,000 Franken jährlich.

Fortunat.

Romantisches Zaubermährchen in 5 Aufzügen

von

Bauernfeld.

Personen.

Ritter Hugo.
Beata, seine Gattin.
Fortunat, beider Sohn.
Pancratio, ein reicher Kaufmann in Famagusta.
Rosamunde, seine Tochter.
Calandrino, ein Kaufmanns-Sohn.
Theodor, Fortunats Gespiele.
Der Graf von Flandern.
Der Herzog von Burgund.
Prinzessin Agrippina, seine Schwester.
Ritter Colbert, an des Herzogs Hofe.
Basko, ein Abenteurer.
Robert.
David.
Bertha.
Ein Schiffer.
Haushofmeister.
Fortuna.
Fortunats Gefährten. Schiffer. Ritter und Damen. Soldaten. Diener. Volk.

Schauplatz:

Im ersten Aufzug in Famagusta, der Hauptstadt auf Cypern; in den übrigen Aufzügen in Arles, in Burgund und in der Umgegend; zum Schluß wieder in Famagusta.

Prolog.

(Nach einer feierlichen Eingangsmusik zeigt sich ein Wolkentheater.)

Fortuna (tritt auf).

Fortuna bin ich, Allen Euch Willkommene,
Die meiner Gaben täglich, stündlich Ihr begehrt;
Ich aber, eigensinnig, wie die Frauen sind,
Verweig're heftig Heischenden oft meine Gunst,
Und überschütte den, der meiner kaum bedarf,
Mit Segensströmen, gleich dem Blüthenstreuer Lenz.
So wählt' ich einen Günstling mir in alter Zeit,
Die Fabel nannt' Euch seinen Namen: Fortunat —
Den Euch der Dichter heute vor die Seele stellt.
Ein schöner Jüngling, lieblich, freundlich, lebensfroh,
Rasch, unbekümmert, kecken Handelns, herzenswarm,
Gebildet nicht, doch bildsam, d'rum den Frauen werth.
Wenn Ihr in Eures eig'nen Herzens Tiefen forscht,
So habt Ihr Wunderbares auch, gleich ihm, erlebt,
Denn Ihr war't jung, und Jugend ist der Wunder Zeit.
So mögen denn die bunten Bilder Euch erfreu'n,
Erfüllen Euch mit Lebens- und mit Liebes-Glanz;
Dann nur, wenn Euch der Dichtung Spiegel lebensvoll
Erlebtes reich zurückstrahlt, ist er treu und wahr.
Doch Ihr schenkt Glauben auch dem bunten Wunderspiel;
Gefall' es Euch, den Zauber zu belauschen,
Laßt alte Mährchen Euer Ohr umrauschen,
Versenkt Euch gern in dunkler Wälder Mitte,
Wo schaurig süße Stimmen Euch umweh'n;
Eilt von dem Fürstenhofe zu der Hütte,

Von da zur Wildniß: Ihr dürft alles sch'n.
Ernst ist das Spiel, doch fehlt es nicht an Scherzen;
Verbergen nichts, am wenigsten die Herzen;
Ja, das Geheimste will ich offenbaren:
Wie man mich zwinge, sollt Ihr heut' erfahren;
Blickt nur genau auf meines Günstlings Thaten-
lind — — doch genug! Mehr will ich nicht verrathen.

(Sie zieht sich zurück; die Wolken verhüllen sie. Kurze Musik, rasch und lebhaft, zum Schluß Jagdhörner. Der Wolkenwagen hebt sich.)

Erster Act.

Erste Scene.

(Famagusta. Offene Vorhalle vor Pomeranio's Hause.)

(Fortunat, einen Falken auf der Faust tragend. Theodor und andere junge Edelleute mit Gefolge treten auf.)

Fortunat (zurückkehrend).
Führt mir mein Roß herum! — hübsch langsam! So.
Du nimm den Falken, führ're mir den Burschen. —
Nun, werthe Freunde, das gab frohe Jagd!

Theodor.
Komm' jetzt mit uns! die Tafel wird Dir munden.

Fortunat.
Verzeiht! Ich muß nach Haus. Ihr wißt: die Mutter,
Sie ängstigt sich, bin ich so lange fern.

Theodor.
Wie Schade! Ohne Dich sind wir nicht lustig.

Fortunat.
Wir finden, liebe Freund', uns Abends wieder,
Beim Lautenspiel und frohem Becherklang.

Theodor.
Dein Wort!

Fortunat.
Gewiß. — Lebt Alle wohl!

Alle.
Leb' wohl!
(Alle ab, bis auf Fortunat.)

Zweite Scene.

Fortunat, dann Rosamunde.

Fortunat (allein).
Die Mutter mag nur mit der Mahlzeit warten!
Mich hungert zwar, doch hab' ich Rosamunden
Noch gar nicht heut' gesch'n: das geht nicht an;
Die Augen muß ich sätt'gen vor dem Magen.
Sie kommt! (Tritt sich zurück).

Rosamunde (kommt aus dem Hause).

Rosamunde.
Der Fortunat!

Fortunat (für sich).
Was ist's mit ihm?

Rosamunde.
Wo bleibt er nur, der Ungestüm?

Fortunat (wie oben, verdeckt).
Ist das mein Namen, darf ich fragen!

Rosamunde.
Der Bursch thut nichts als reiten, jagen,
Lebt immer als Hans Sorgenlos,
Ißt, schläft und trinkt, wird dick und groß —

Fortunat (wie oben).
Was soll er sonst?

Rosamunde.
Ich weiß' mein Leben,
Er schwärmt mit den Gesellen eben.
Mein Mädchen stell' ich auf die Flur.
Wart', saub'rer Zeisig, komm' mir nur!
(Ab in's Haus.)

Fortunat (allein).
Jetzt hör' mir Einer diese Dirnen!
Wie frech! wie keck! Soll man nicht zürnen?
Sie kommt zurück — (Verbirgt sich.)

Rosamunde
(stellt das Spinnrad, setzt sich dann).
Noch nichts.

Fortunat (bei Seite).
Magst warten.

Rosamunde (spinnend).
Der junge Mensch ist voll Unarten.

Fortunat (bei Seite).
Schimpf' Du nur zu!

Rosamunde.
Er reitet keck,
Ist nicht viel klüger als sein Steck.

Fortunat (bei Seite).
Nun wird's mir bald zu viel!

Rosamunde.
Nun, gut
Bin ich einmal dem leichten Blut;
Er sollte doch den Hals nicht brechen.

Fortunat (wie oben).
Dich läßt's Dein guter Engel sprechen!

Rosamunde.
Doch ohne Sorg'! Ihn schützt das Glück.
Zum Essen kommt er stets zurück.
(Spinnt und summt ein Liedchen, späht dann wieder herum.)
Noch immer nichts!

Fortunat
(hat sich hinter Rosamundens Stuhl geschlichen und hält ihr die Augen zu).
Wer ist's?

Rosamunde.
Ach!

Fortunat (wie oben).
Rathe!

Rosamnnde.
Laßt los!

Fortunat.
Wer ist's?

Rosamunde.
Mein dicker Pathe!

Fortunat.
Gefehlt! Wer ist's?

Rosamunde.
'Ne grobe Hand!
Laßt los!

Fortunat.
Ich bins.

Rosamunde.
Der Unverstand!

Fortunat.
Der Ungestüm, das leichte Blut,
Hans Sorgenlos, der Thunichtgut —

Rosamunde.
Das bist Du auch, genau erwogen.

Fortunat.
So! Leicht und wild?

Rosamunde.
Und ganz verzogen.

Fortunat.
Ja, Kind, das ist nicht meine Schuld;
Die Mutter hat zu viel Geduld.

Rosamunde.
Du aber hast nicht Witz genug.

Fortunat.
Was hilft's? Du schiltst mich doch nicht klug.

Rosamunde.
Sprächt' ich den Leichtsinn Dir heraus!

Fortunat.
Umsonst! Der ist bei mir zu Haus.
Was wollt Ihr mich nur anders machen?
Soll ich nicht singen und nicht lachen?
Soll etwa wie Dein Vater gar,
Am Tische sitzen Jahr für Jahr,
Und rechnen, auf Gewinn studiren?
Ich bin vornehmer Leute Kind,
D'rum mach' ich gerne etwas Wind,
Jag', reite, trink' und viele Cither;
Mit Einem Wort: ich bin ein Ritter.

Rosamunde (mit einem Knix).
Ja, Ew'r Gestrengen, das ist wahr:
Sie sind ein Ritter ganz und gar.

Fortunat.
Bist Du nun wieder gut?

Rosamunde.
Nun ja!
Zwar kamst Du spät, doch Du bist da.

Fortunat.
Ich war doch immer nur bei Dir.

Rosamunde.
Bei mir?

Fortunat.
Wahrhaftig, glaub' es mir.
Dein Bild schwebt bei den Zechgelagen
Mir vor, so wie beim frohen Jagen.
Dein Auge bin ich so gewohnt!
Wie oft hab' ich ein Reh verschont,
Weil's eben solche Augen machte,
Und just so blinzelte und lachte.
Ich zielte — doch der Pfeil blieb fest an seinem Ort;
Das schlanke Reh, es lief mit Deinen Augen fort.

Rosamunde.
Ei, Du wirst höflich, wirst galant.

Fortunat.
Es hat mich eben übermannt.
Sieh, sitz' ich so im Kreis der Zecher,
Da wird mein Glas zum Zauberbecher;
Denn in dem Wein, im süss'gen Gold,
Da schwimmt — bei Gott! Dein Bild so hold:
Es schwebt und schaukelt sich so munter —
Ich tränk' es tausend Mal hinunter.

Rosamunde.
Du bleibst ein Schalk! — Doch weil Du heut'
So sittsam bist und so gescheidt,
Bring' ich ein klein Geschenke Dir.
Wart' nur ein wenig! Bin gleich hier.
(Ab, in das Haus.)

Fortunat (allein).
Es ist ein gar zu liebes Kind!
Nicht eitel, wie die Andern sind;
Ihr Wort so hold, ihr Blick so süß —
Wenn sie nur das Hofmeistern ließ'!

Rosamunde
(kommt zurück, eine Schürze an der Hand).
Das hab' ich, sieh! für Dich gemacht,
Verstohlen oft, bei Tag und Nacht.

Fortunat.

Pog! Welch ein prächtig Wehrgehenk'!

Rosamunde.

Bück' Dich einmal!

Fortunat.

Mach's nicht zu eng'!

Rosamunde.

Nun sitzt es gut.

Fortunat.

Wär' ich bewehrt,
Und hätt' ein ritterliches Schwert,
Da zög' ich wohl auf Abenteuer,
Und hielte Deine Farbe theuer,
Und käm' ein Ritter kühn daher,
Den forderte ich auf Schwert und Speer,
Daß er besiegt bekennen müßt',
Wie Du der Frauen Hold'ste bist.

Rosamunde.

Kommst Du in Deine alten Weisen?
Du kannst mich ohne Schwertschlag preisen.

Fortunat.

Kind, das verstehst Du nicht! — Doch hör':
Die Gab' ist hübsch, — doch möcht' ich mehr.

Rosamunde.

Was noch?

Fortunat.

Hm, rathe!

Rosamunde.

Laß mich's wissen.

Fortunat.

Ich möchte gern — Dich einmal küssen.

Rosamunde.

Märrchen!

Fortunat.

Im Ernst!

Rosamunde.

Was hast' davon?

Fortunat.

Weiß selbst nicht! 's ist einmal Passion.

Rosamunde (neckisch).

So sei's! — Hier auf die Stirn'!

Fortunat.

Je nu,
Den Mund seh' ich mir an dazu. (Küßt sie.)

Dritte Scene.

Vorige. Pancratio.

Pancratio.

Ei, guten Morgen, Junker, guten Morgen!

Rosamunde.

Der Vater!

Fortunat.

Seid gegrüßt, Pancratio!

Pancratio.

Ihr seid wohl auf dem Weg' nach Hause?

Fortunat

(indem er sich zu Rosamunden wendet).

Nein.

Pancratio

(verdrießt ihm den Weg).

Verzeiht! — Schon lange wollt' ich Euch ersuchen,
Mein schlechtes Haus mit Eurer Gegenwart
Nicht länger zu bechren, lieber Junker.

Fortunat.

Alter Pancratio, was fällt Euch ein?
Seid Ihr nicht und mein Vater alte Freunde?
Wuchsen wir Kinder nicht miteinander auf?

Pancratio.

Das eben ist's: weil aufgewachsen, weil
Nicht Kinder mehr, mein gold'ner junger Herr,
Dürft Ihr auch länger nicht wie Kinder spielen.
An Geist und Jahren seid Ihr zwar ein Knabe,
Doch äußerlich recht tüchtig aufgeschossen;
Wer Euch nur sieht, der glaubt, Ihr seid ein Mann:
Nun seht, da ziemt sich's nicht, daß hier mein Mädchen
Mit Knaben umgeht, die wie Männer aussehn.

Fortunat.

Ei das warum?

Pancratio.

Warum? Ich will's Euch sagen:
Weil Rosamunde Braut ist.

Rosamunde.

Braut?

Pancratio.

Ja.

Fortunat.

Scherzt Ihr?

Pancratio.

Ich scherze nie.

Fortunat.

Wer ist der Bräutigam?

Pancratio (zu Fortunat).

Der junge Calandrin. (Zu Rosamunden.) Du kennst ihn ja!
Du hast mit ihm getanzt.

Rosamunde.

Ein hübscher Mann!

Pancratio (zu Fortunat).

Ein reicher, fleißiger, ein solider Mann,
Der Stolz von Cyperns Kaufmannschaft. Er ist
Von einer Handelsreise rückgekehrt,

(Zu Roſamunden.)
Und wird um Deine Hand herkömmlich werben.

Roſamunde.
Braut?

Pancratio.
Das gefällt Dir? gelt?

Roſamunde.
Ich kann's nicht läugnen.
Wie werden die Geſpielinnen ſich wundern,
Daß ich zuerſt ſoll unter Haube kommen!

Pancratio.
Dank' es der klugen Vorſicht Deines Vaters. —
Ihr ſeht, mein Junker, wie die Sachen ſteh'n;
Die Roſamund' iſt Calandrino's Braut,
Drum bitt' ich Euch, den Umgang abzubrechen.

Fortunat.
Hm! — Hört einmal, alter Pancratio,
Ich hab 'nen Einfall — gebt das Mädchen mir.

Pancratio.
Euch? Ha, ha, ha!

Fortunat.
Was lacht Ihr?

Pancratio.
Euch zur Frau?

Fortunat (zu Roſamunden).
Kommt's Dir auch ſpaßig vor? Ihr ſeid beſonders!

Pancratio.
Mein lieber Junker, ſeh't, das ziemt ſich nicht;
Ihr ſeid ein Ritter, ſie ein Bürgermädchen.

Fortunat.
Je nun! Ich laſſe mich zu ihr herab.

Pancratio.
Ei, wirklich? Nun, mich kitzelt nicht der Ehrgeiz.

Fortunat.
Ich ſprech' im Ernſt, Pancratio.

Pancratio.
Im Ernſt?
Da muß ich denn auch ernſthaft ſprechen, Junker.
(Auf Roſamunden weiſend.)
Sie iſt ein reiches Bürgerskind.

Fortunat.
Was ſchad't's?

Pancratio.
Es ſchadet eben nicht; doch gleich und gleich —
Ihr kennt das Sprichwort ja.

Fortunat.
Bin ich denn arm?

Pancratio.
Ihr ſeid ein lieber junger Herr, ſo harmlos,
So raſch und munter, ganz wie Euer Vater.
Ihr liebt Euch ſchöne Kleider, gutes Eſſen,
Ihr habt die Luſt an Pferden, Hunden, Falken,
An — was weiß ich? kurz, lauter theuern Sachen.
Das liegt im Naturell. Der Ritter Hugo
War in der Jugend ſo wie Ihr, mein Beſter.
Er hatt' ein reiches Erbtheil überkommen:
Da gab's Banquet, Turnier und frohe Feſte —
Nun, jeder kann mit ſeinem Gelde ſchalten —
Doch hat das Geld die üble Eigenſchaft,
Daß, nimmt man weg davon, wird's weniger,
Und immer weniger, bleibt endlich nichts,
Ja, weniger als nichts — will ſagen: Schulden.

Fortunat.
Schulden?

Pancratio.
Ja, lieber Junker.

Fortunat.
Schulden, ſagt Ihr?
Mein Vater hätte —?

Pancratio.
Schulden.

Fortunat.
Er? Sehr unklug.

Pancratio.
Klug iſt's nun freilich nicht.

Fortunat.
Wem ſchuldet er?

Pancratio.
Mir.

Fortunat.
Und wie viel?

Pancratio.
2000 Kronen.

Fortunat.
Schlimm!

Pancratio.
Zumeiſt für mich, bekomm' ich ſie nicht wieder.

Fortunat.
Ihr ſollt ſie haben.

Pancratio.
Sie ſind längſt verſchmerzt.
Doch nun genug! Lebt wohl, mein lieber Junker.
Komm, Roſamunde!

Roſamunde.
Fortunat —

Fortunat.
Leb' wohl!

Pancratio.
Ergeb'ner Diener, mein verehrter Junker.

Fortunat.
Lebt wohl, Pancratio! Ihr ſeid ein Kaufmann,
Das ſchmeckt man ſo durch Euer ganzes Weſen;
Das Geld iſt Euer Blut, und Euer Gott der Vortheil,
Ihr fühlt nicht Liebe, lebt nur ſo zum Schein. —

(Zu Roſamunden.)
Doch nun zu Dir! — Du freuſt Dich, daß Du
Braut biſt?
Das iſt am Ende aller Mädchen Streben;
Doch ärgert's mich, daß Du Dich freu'ſt darüber.
Wir paſſen nicht zuſammen — es iſt wahr —
Allein ich war Dir gut, ſo wie Du mir;
Du aber denkſt nicht weiter d'ran, ſobald
Ein Pfefferkrämer wirbt um Deine Hand.
So ſeid Ihr Mädchen! — Nun, ich will's nicht
tadeln.
Leb' wohl, ſei glücklich in des Gatten Arm,
Dies iſt mein Wunſch, wenn es der Deine iſt.
Nimm dieſen Abſchiedskuß! —
(Zu Pancratio gewendet.)
Ihr dürft's nicht hindern! —
Und nun, vielleicht auf immer: lebe wohl! —
Doch jetzt nach Hauſe, — wo die Mahlzeit wartet,
Wo mein Herr Vater wieder ſchelten wird.
Hier und zu Hauſe iſt doch nirgends Freude!
Man möchte laufen in die weite Welt,
Man könnte faſt den Appetit verlieren.
(Ab.)

Vierte Scene.

Pancratio. Roſamunde.

Pancratio.
Der eitle Kerl, der Grobian, der Geck!
Wiſch' Dir den Mund ab, wo er Dich geküßt.
Ein Bettlervolk iſt ſeine ganze Sippſchaft,
Ein Prahlhans der Herr Vater, und doch ſtolz
Auf ſeine Ritterſchaft, der Hungerleider. —
Nun, liebes Kind, denk' an den Bräutigam;
Die Ungeduld läßt ihn nicht lange warten. —
Wie mich der kecke Burſche doch geärgert! —
Ich will ein wenig nach dem Hafen ſeh'n,
Wo Calandrin die Waaren eben ablädt. —
Der junge Taugenichts, der kahle Ritter!
(Ab.)

Fünfte Scene.

Roſamunde (allein).
Er ging erzürnt, ich hab' ihn ſchwer gekränkt,
Nicht heute nur, auch geſtern, alle Tage;
Ich hielt ihn immer kurz, wie einen Knaben,
Ich fühlte nicht, wie er mir zugethan: —
Ich fühl' es wohl, doch durft' ich es nicht zeigen.
Nun iſt geſchehen, was ich längſt befürchtet;
Der Vater wieß erzürnt ihn aus dem Hauſe,
Und Fortunat iſt ſtolz — er kommt nicht wieder.
Ich ſoll ihn nicht mehr ſeh'n? Von ihm getrennt
ſein?
Mir iſt, als ſollt' ich nun mit Einem Mal
Vom Glück, vom Leben, von der Liebe ſcheiden.

Sechste Scene.

Roſamunde. Pancratio und Calandrino
(treten auf).

Pancratio.
Da iſt mein Kind, Herr Calandrin,
Nun ſagt ihr ſelber Euern Sinn.
(Zu Roſamunden.)
Herr Calandrin kam an zur Stunde,
Mit Dir zu ſprechen, Roſamunde.

Calandrino.
Ja, holde Jungfrau, hört mich an:
Vergönnt mir, werdend Euch zu nah'n;
Der Tugend und der Reize Zier,
Kurz, alles Holde, ruht in Dir.
Denn Du biſt häuslich, ſanft und gut,
Kein wildes Mädchen, heißes Blut,
Das üb'rall ſchwärmt mit freien Blicken;
Kein Weib, das, kehrt der Mann den Rücken,
Mit Andern buhlt und Geld verthut;
Du biſt nicht, wie die Andern ſind,
Du wirſt des Mannes Haus nur ſchmücken,
Denn Du biſt ganz — Pancratio's Kind. —
Nun ſieh das Schiff, von Reichthum ſchwer,
Mit meiner Ladung kommt es her;
Und auf dem Markt ſteht mir ein Haus,
Die Eltern zierten's köſtlich aus
Mit allem Hausrath, wie wir's lieben;
Ein Einziges iſt frei geblieben:
Die Hausfrau fehlet noch darin,
Die Alles lenkt mit klugem Sinn
Zu eig'nem und des Mann's Ergötzen.
Willſt Du das Mangelnde erſetzen?
(Pauſe, als ob er Antwort erwartete.)
Ihr ſchweigt?

Pancratio.
So ſprich!

Roſamunde.
Herr Vater —

Pancratio.
Nun!

Calandrino.
Ihr ſchweigt ſchon wieder?

Pancratio.
Thöricht Thun!
Die Thränen laufen ihr herunter;
Ich kann's nicht leiden. Friſch! Sei munter!
Sag ja! Iſt denn das Wort ſo ſchwer?

Roſamunde.
Laßt mich bedenken —

Pancratio.
Denk' nachher!
Jetzt aber ſprich ſogleich —

Calandrino.

Ich bitte!
Zu rasch ist gegen gute Sitte.
Es weiß die Jungfrau die Manieren;
Die Tugendhafte muß sich zieren.
Ihr wollt Bedenkzeit? Nun wohlan!
In dreien Tagen klopf' ich wieder an.
Lebt wohl! (Zu Pancratio.) Zieht nicht die Stirne
kraus!
Ihr wißt, wie Mädchen sich betragen;
Was Jede gerne thut, will Keine gerne sagen.
(Zu Rosamunden.)
Lebt wohl! Ich rüst' indeß mein Haus.
Die Antwort fällt doch günstig aus?
(Ab. Pancratio begleitet ihn.)

Siebente Scene.

Rosamunde (allein). Dann Pancratio.

Rosamunde (allein).

Er — er mein Mann? — Ich bin verloren!
Weh mir! O wär' ich nie geboren!
(Setzt sich und verhüllt die Augen.)

Pancratio (kommt zurück).

Nun, was soll das? (Rosamunde steht rasch auf.)
Was soll das Sperr'n?
Bring' ich ihr solchen edlen Herrn,
Der ihr die feinsten Dinge sagt,
Sie aber stutzt und trutzt — ist sonst doch nicht
verzagt!
Früh, Abends, und beim Tanz, beim Spiele,
Da läuft ihr's Maul wie eine Mühle;
Warum nur schweigst Du eben jetzt?
Mißfällt der Bräut'gam Dir zuletzt?
Kein Besserer ist aufzutreiben,
Ich müßte nach dem Monde schreiben.
Heut' Morgens war er ihr noch recht!
Es ist ein thörichtes Geschlecht! —
Nichts als Gezier! Ist's Ernst? ist's Spaß?
Erfahr' ich's bald? — So rede 'was!

Rosamunde.

Herr Vater, hört mich ruhig an —

Pancratio.

Im Aerger schlüg' ich gern was nieder!

Rosamunde.

Glaubt mir's gewiß, der ganze Mann
Ist mir —

Pancratio.

Nun wird's?

Rosamunde.

Ist mir zuwider.

Pancratio.

Zuwider? So? Und das warum?

Rosamunde.

Ich kann's nicht eben deutlich sagen;
Es macht mich seine Nähe stumm,
Sein Anblick regt mir Unbehagen;
Denn Kleidung und Gestalt und Bart
Hat ganz die Pfefferkrämer-Art.

Pancratio.

Hilf Gott! sein Stand ist Dir zu klein?
Du möchtest wohl ein Fräulein sein?
Das ist ja ganz ein neuer Brauch!
Ein Pfefferkrämer bin ich auch.
Der Hochmuth ist fürwahr nicht bitter!
Das schmeckt ganz nach dem jungen Ritter.
Kommt mir der Bursch noch 'mal in's Haus — —

Rosamunde.

Seid ruhig, Vater! der bleibt aus;
Ich fürcht', er geht in weite Welt.

Pancratio.

Der Habenichts, der Jungenheld! —
Du aber höre jetzt mich an:
Der Pfeffermensch, der wird Dein Mann;
Er ist der beste Mann der Insel.
Nur nichts von Thränen und Gewinsel!
Es steht bei Dir, die Wahl ist frei:
Entschließ Dich in der Tage drei.
Sprichst ja? Gut. Nein? Dann keine Klage!
Im Kloster enden Deine Tage.
Und wenn Dir dieses nicht gefällt,
So lauf' auch in die weite Welt;
Such' Deinen Ritter Hasenfuß,
Und leb' in Hunger und Verdruß,
Und wirst Du Wassersuppen essen,
Magst Du des Pfeffers nicht vergessen.
Jetzt denke nach. Ich gehe fort.
Sprich nichts! Du weißt mein letztes Wort.
(Ab.)

Achte Scene.

Rosamunde (allein).

War das ein Vater? Harter Mann!
Wie fuhr er mich so heftig an,
Daß ich verstummen mußt'! —
(Trocknet die Augen ab.) Doch nein!
Ich will nicht länger traurig sein. —
Des Vaters Willen, ich weiß, steht fest;
Die Tochter auch nicht spaßen läßt.
Ich will den steifen Burschen nicht,
Der nach Muskat und Ingwer riecht,
Den eitlen Gecken, den Tukmauser;
Ich glaub', er gilt für einen Knauser;
Er sieht auch aus, als ob er's wär';
Da steckt er wohl im Golde schwer,
Und kommt ihm jeder Groschen doch,
Der sich im Haus verbraucht, zu hoch;
Da wird die arme Frau gequält,

Die täglich kaufen soll — ohne Geld.
Da greint er, weil die Suppe fett,
Und weil der Frauen Anzug nett;
Es macht sein Haus von außen Wind,
Und drinnen hungern Gesind' und Kind.
Beschütz', — solch einen Mann zu frei'n! —
Was muß ich nur ein Mädchen sein!
Wär' ich ein Knabe keck und frei,
Sucht' in der Welt, wo's besser sei. —
Ach, Fortunat, wärst Du bei mir,
Klagt' ich mein Leid, dem Freunde, Dir!
Denn jetzt erst fühl' ich es, wie tief
In mir zu Dir die Liebe schlief. —
Was auch geschieh', fest steht mein Sinn:
Nie wird mein Gatte Calandrin. —
Jetzt bin ich ruhig. Nun ist's gut!
Ich hab' auch Aerger, hab' auch Blut.
Der Vater meint, wenn mir's gefällt,
Soll ich nur geh'n in weite Welt? —
Das kann geschieh'n! Ich denke mir,
Sind Menschen da, sind Menschen hier;
Und lieber fremdem Herren dienen,
Als eines Gatten trotz'gen Mienen.
Als Magd dünk' ich mich reich und groß,
Bin ich den Pfeffermann erst los.

(Ab.)

Neunte Scene.

(Zimmer in Ritter Hugo's Hause.)

Ritter Hugo, Beata und der Graf von Flandern (treten auf).

Graf.

Ich nenn' Euch unverhohlen meinen Wunsch.
In diesen Tagen meines Hierseins hab' ich
Den jungen Menschen oft geseh'n, und muß
Sein ritterliches, freies Wesen loben.
Im Rossetummeln sucht er seinen Meister;
Ich sah ihn Speere werfen, und die Andern,
Die älteren, an Kraft und Kunst besiegen.
D'rum, wollt Ihr mir den Jüngling anvertrau'n,
So nehm' ich ihn als Edelknaben mit.

Hugo.

Mein edler Graf von Flandern, gern bin ich's
Zufrieden, daß der Jüngling in die Welt
An Eurer Seite tritt.

Graf.

Ich will für ihn
Gleich einem zweiten Vater sorgen. — Nun,
Was sagt die edle Frau, des Jünglings Mutter?

Beata.

Herr Graf, gar sehr erkenn' ich Eure Gnade —
Doch ist er noch zu jung —

Hugo.

Ei, schwätze Du! Zu jung!
Er hat sein eig'nes Alter überholt.
Ist er nicht kräftig wie ein Riese? Nicht
An Brust und Lenden Samson? 'S fehlt ihm nichts
Als der Verstand, und den kriegt man auf Reisen.
Ihr sollt den Buben haben, edler Graf!

Beata.

Mein Schatz —

Hugo.

Ei was! Nach Deinem Willen sollt' er
Noch in der Wiege liegen, daß Du was
Zu schaukeln hättest.

Graf.

Werther Ritter Hugo,
Ich denk', Ihr laßt den Jüngling selbst entscheiden.
Schickt ihn zu mir, doch bitt' ich, ehestens,
Denn wir erwarten nur den günst'gen Wind,
Die Insel unverzüglich zu verlassen.
Lebt wohl, Ihr und die edle Frau.

Hugo.

Lebt wohl.

(Graf von Flandern ab.)

Zehnte Scene.

Hugo. Beata.

Beata.

Dir ist's nur d'rum zu thun, ihn weg zu bringen.

Hugo.

Und Dir nur einzig d'rum, ihn zu behalten.

Beata.

Nach Flandern? — Gott! so weit! Was kann
geschieh'n?

Hugo.

In Flandern ist's gerade wie in Cypern:
Der Himmel ist dort blau, die Bäume grün,
Und Menschenfresser gibt's dort eben auch nicht.

Beata.

Was soll er nur in Flandern?

Hugo.

Etwas lernen,
Hier schlendert er den ganzen Tag herum.

Beata.

Allein man sieht ihn doch!

Hugo.

Zur Essenszeit!
Da bringt er einen Hunger mit — mich schaudert's,
Wenn ich ihn essen seh'!

Beata.

Du hast kein Mutterherz.

Hugo (vor sich).

Nein! Doch ein Vaterherz. Ich will den Jungen
Zum Manne machen. Du machst ihn zum Weib.

Eilfte Scene.

Vorige. Fortunat.

Fortunat.

Mutter, mich hungert.

Beata.

Nun, da kommt er endlich!

Fortunat.

Habt Ihr noch was?

Beata.

Ei ja!

Fortunat.

Gott grüß' Euch, Vater! Hört, Euretwegen hatt' ich heut' viel Aerger.

Hugo.

Wie so mein Burſch?

Fortunat.

Der Krämer, der Pancratis, Der ſagt, Ihr wär't ihm ſchuldig.

Hugo.

Leider, ja!

Fortunat.

So!

Hugo.

Ihm und Andern.

Fortunat.

Andern auch?

Hugo.

Mein Sohn, Es darf Dir länger nicht verborgen ſein, Daß unſer Haus dem Untergange nah'!

Fortunat.

Was? das wär' ſchlimm! Ihr ſeht ein Bischen trübe; Seit ein'ger Zeit zwar hab' ich ſchon bemerkt —

Beata (die indeſſen den Tiſch bereitet).

Nun, ſetz' Dich, Söhnchen, ſetz' Dich.

Fortunat (ſetzt ſich).

Iſt's was Gutes?

Hugo.

Iß nur und trink', und höre, was ich ſage. — Als Junker biſt Du ſorglos aufgewachſen, In Reichthum, ja in Pracht und Ueberfluß; Denn Deine erſten Jahre fielen noch In meine beſſern. Das iſt nun vorbei. Wir ſind herabgekommen, wiſſen uns Kaum zu erhalten, und was in der Zukunft Aus uns noch werden kann —

Fortunat (eſſend).

Nein, Vater, Ihr Seht gar zu ſchwarz!

Hugo (aufſtehend).

Du dummer Junge! Hat Die Backen voll, das volle Glas vor ſich, Da ſcheint die ganze Welt ihm roſenroth; Doch ich bin ſatt, und darum unparteiiſch, Und ſage Dir: es geht uns ſchlecht, ſehr ſchlecht.

Beata.

Nun, gar zu übel mußt Du's auch nicht machen.

Hugo.

Bei alle dem, mein lieber Sohn, betrübt mich Dein Schickſal mehr als unſer eigenes. Ich möchte gern was Rechtes aus Dir machen — Was er für große Stücke ſchlingt, der Schlingel!

Fortunat (eſſend).

Was Rechtes aus mir machen, Vater? Macht's!

Hugo.

Haſt noch nicht abgegeſſen? — Sieh, in Copern Blüht uns kein Glück. Uns fehlen Geld und Freunde; D'rum ſollſt Du in der Fremde Dich verſuchen.

Fortunat (aufſtehend).

Vater, da nennt Ihr eben meinen Wunſch!

Beata.

Nun ja, der Junge iſt ganz wie der Alte.

Fortunat.

Auf Abenteuer zieh'n, in fremde Länder, In Kriegen und Turnieren mich zu üben, Und meinen Namen an den Fürſtenhöfen Berühmt zu machen — das war ſtets mein Wunſch. Erſt dieſe Nacht noch hatt' ich einen Traum: — Ich kam zurück aus einem Kriegeszug In reichen Kleidern, mit Gefolg und Dienern: Da kanntet Ihr mich nicht, Ihr und die Mutter. Und grüßtet, rücktet ehrfurchtsvoll den Hut — —

Hugo.

Du biſt ein Narr, ein Fant, ein Haſelant, Dein Träumen iſt nicht klüger als Dein Wachen. So prächt'ge Dinge ſtelle Dir nicht vor; Die trifft ein armer Knappe nirgends an, Als im Gehirn und in den Ritterbüchern. Doch etwas And'res, lieber Sohn! Du weißt: Der Graf von Flandern, der das heil'ge Grab Beſuchte, kam vor wenig Tagen an In Famagusta; dieſer fand Gefallen An Dir, und wünſcht als ſeinen Edelknaben Dich mitzunehmen.

Fortunat.

Wünſcht er's, wünſch' ich's auch!

Beata.

Mein lieber Sohn —

Fortunat.

Habt, Mutter, nichts dagegen! Längſt ſchämt ſich ſchon mein ungebrauchter Degen,

Und dieses Haupt, es sehnt sich Tag für Tag
Nach einem Ritterheim und Ritterschlag.

Beata.

Nach Flandern, liebes Kind, bedenk': nach Flandern!

Hugo.

Hör' sie nicht an!

Fortunat.

Laßt mich nur immer wandern;
Ihr sagt ja selbst, es blühe hier
Das gute Glück nicht Euch, noch mir:
Will's in der Fremde mir erringen,
Und will es Euch noch Hause bringen.

Zu ölfte Scene.

Vorige. Der Graf von Flandern.

Graf.

Da ist er ja! — Mein werther Ritter Hugo,
Habt Ihr gesprochen mit dem Sohn?

Fortunat.

So eben,
Erlauchter Herr, that mir mein Vater kund,
Ie Gnade, die Ihr mir erweisen wollt.

Graf.

Wollt Ihr mir also dienen?

Fortunat.

Mit dem Leben,
Mit Allem, Herr, was ich vermag und weiß.

Graf.

Gut ist's, daß Du so rasch entschlossen bist,
Denn wiss': in dieser Stunde segeln wir.

Beata.

In dieser Stund' —?

Graf.

Es weht ein günst'ger Wind,
Die Schiffer spannen alle Segel auf,
Und bald wird unser Schiff, den kecken Schwimmer,
Des mittelländ'schen Meeres Rücken tragen.
Wir segeln fort, bis unser Fuß den Fuß
Frankreichs betritt, die herrliche Provence.
(Mein Schiff send' ich voraus zur theuren Heimath.)
Wir aber wandern, ich und Du, und edle
Gefährten, die in meinem Zuge sind,
Hin nach Toulouse in das Land der Lieder,
Und zieh'n dann weiter an die Fürstenhöfe,
Und suchen auf Gesang, Turnier und Schlacht.
Dann längs des deutschen Rheins geht unser Zug,
Der uns in seinen Burgen gastlich aufnimmt;
Da wirst Du Mainz und Köln und Aachen seh'n,
Des großen Kaisers Karol Wieg' und Sarg.
So kommen wir zuletzt in meine Heimath,
Wo wir zu Gott, nach froher Heimkehr, beten,
Und Mecheln, meine Residenz, betreten.

Fortunat.

Mutter, lebt wohl!

Beata.

Mein lieber Sohn!

Fortunat.

Das Schiff
Steht segelfertig! Vater, Euern Segen!

Beata.

Mein Gott, und ohne Wäsche!

Hugo.

Bleibe fromm
Und gut, und werd' ein tapf'rer Rittersmann,
Dann kehre wieder und sei uns willkommen!
(Er umarmt ihn.)

Beata.

Herr Graf, muß es denn sein? Könnt Ihr nicht warten?

Graf.

Ihr wißt wohl: Wind und Wasser haben Launen!
Die guten nützt man.

Hugo.

Ja, wie bei den Weibern.

Fortunat.

Mutter, ein Wort! — Grüßt mir die Rosamunde,
Sagt ihr, daß ihrer ich in Liebe dachte.
(Ein Horn hinter der Scene.)

Graf.

Das ist das Zeichen.

Beata.

Sohn! mein Sohn!

Graf.

Seid ruhig!
Ich werde wie ein Vater für ihn sorgen.

Fortunat.

Lebt, Mutter, wohl!

Beata.

Sohn, wir begleiten Dich.

Hugo.

Mein Sohn, für mich kein Wort?

Fortunat.

Mein Vater — Mutter! —
(Das Horn ertönt wieder.)
Hört Ihr den Ton? Er ruft mit Macht! —
Der Durst nach Thaten zuckt durch alle Glieder!
Mir winkt die weite Welt mit ihrer Pracht! —
Lebt wohl! — Mir sagt's der Geist: ich seh' Euch frühlich wieder.
(Ab.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

(Tiefer, verschlungener Wald in Burgund. Nacht.)

Fortunat
(tritt auf, verstört in Aussehen und Anzug).

Kein Ausweg! — Ach, das ist die dritte Nacht,
Die ich vollbringen soll im öden Wald.
Mußt' ich geboren werden, zu verschmachten? —
Was haben mich die Räuber nicht getödtet,
Die meinen Herrn, den edlen Grafen, schlugen!
Mußt' ich entkommen, Hungers hier zu sterben,
Oder des Raubthiers Hunger gar zu stillen?
Wie es auch sei — ich kann nicht weiter mehr —
Hier will ich liegen und den Tod erwarten.
(Er lagert sich an einem Felsen, der Mond geht auf.)
Wie wird mein Vater, wie die liebe Mutter
Um mich besorgt sein! — Freunde, Vaterland!
Gespielin meiner Jugend, Rosamunde! —
Nie seh' ich Euer heit'res Antlitz wieder! —
Wie wichtig man sein eig'nes Leben hält!
Wie vieles Große glaubt' ich zu erreichen!
Das ist nun auch vorbei. — Mein armer Herr,
Du bist schon todt, und ich bin bald bei Dir! —
Horch! war's nicht eine Stimme? — Holla! ho!

Echo.

Ho!

Fortunat.

Komm' zu mir! komm'! komm'!

Echo.

Komm'!

Fortunat.

Echo ruft —
Und spottet meiner Todesangst. Natur,
Wie eisern, unerbittlich ist Dein Walten! —
Nun, ich ergebe mich. Zu Dir, mein Gott,
Schwingt sich die Seel' und fleht Dich um Erbarmen. —
Mich dürstet. Rieselt's nicht zu meinen Häupten?
(Sanfte Musik.)
Ja, eine Quelle ist's! —
(Er rafft sich auf und trinkt.)
Ein Zaubertrunk!
Ich fühl' mich neu belebt, voll Muth und Hoffnung!

Zweite Scene.

Fortunat. Fortuna.

Fortuna
(tritt aus dem Felsen, der sich geöffnet).

Jüngling —

Fortunat.

Ach, wer bist Du, glänzende Schönheit?

Fortuna.

Bin Fortuna. Blicke nicht beklommen!
Dich zu retten, bin ich hergekommen.
Ostwärts schau'! Bald zeigt die Morgensonne
Arles Dir, die Stadt voll Glanz und Wonne.
Doch jetzt wähle rasch von meinen Gaben;
Alle nenn' ich, Eine sollst Du haben:
Macht und Reichthum, Weisheit, langes Leben,
Schönheit und Gesundheit kann ich geben.

Fortunat.

Du holde Fee! bist wirklich Du Fortuna?
Der Sinn vermag das Wunder kaum zu fassen.

Fortuna.

Wähle von meinen Gaben.

Fortunat.

Wählen soll ich?
Gesundheit hab' ich, und in ihr die Schönheit;
Weisheit will ich erwerben, nicht bekommen;
Was ist ein langes Leben ohne Freude?
Macht ohne Reichthum ist ohnmächt'ge Macht;
D'rum gib mir Reichthum, und Du gabst mir Alles.

Fortuna.

Nimm diesen Seckel. Jedem, der hinein langt,
Wenn ihn beim Werk kein Menschenaug' erspäht,
Gibt er auf jedem Griff ein schweres Goldstück. —
Du Thor, Du hast die Weisheit nicht begehrt,
Sieh zu, ob Du des Reichthum's weise brauchst. —
Barhaupt stehst Du vor mir: nimm diesen Hut;
Wer ihn besitzt, den trägt der Zauberhut
Mit des Gedankens Schnell' an jeden Ort,
Den nur des Eigners Wunsch benennen mag. —
Leb wohl! Du siehst im Leben mich nicht wieder,
D'rum sei im Handeln klüger als im Wünschen.
(Verschwindet, der Fels schließt sich wieder.)

Dritte Scene.

Fortunat (allein).

O weile, schöne Jungfrau! — Sie verschwand —
Und läßt mir Hut und Seckel in der Hand.
Versuch' ich wohl —?
(Langt in den Seckel.)
Ein Goldstück! — Noch Eins! — Wieder! —
Jetzt scheltet mir Fortuna! Sie ist bieder! —
(Die Bäume theilen sich und zeigen in der Ferne die Thürme von Arles in Morgenbeleuchtung.)

Versuch' ich auch den Hut? — Ich denke: nein.
Dort lacht ja schon die Stadt im Sonnenschein,
Und ein bequemer Pfad führt frank und frei
Mich g'rade hin; was braucht's der Zauberei! —
Ich fühle mich so froh und so zufrieden!
Du theurer Säckel, freundlich mir beschieden!
Sollst mir des Lebens Herrlichkeit erschließen,
Mich lehrend unerschöpfliches Genießen.

(Ab.)

(Maskl. Die Scene erhellt sich gänzlich.)

Siebente Scene.

(Gemach in des Herzogs Burg zu Arles.)

Der Herzog von Burgund und Ritter Colbert (von der einen), Prinzessin Agrippina (von der andern Seite).

Agrippina (schnell entgegen).
Ist's wirklich, Ritter Colbert?

Colbert.
Edle Fürstin —

Herzog.
Zu läugnen ist es nicht, geliebte Schwester:
Der Normann fiel in unsre Gränze ein.

Agrippina.
Abscheulich!

Herzog.
Feindlich ist er uns gesinnt,
Seit Du die Hand des Fürsten ausgeschlagen;
Und unsre Macht ist, fürcht' ich, zu gering,
Um so gewalt'gen Feind uns zu gestatten.

Agrippina.
D'rum soll ich ihn zum Freunde machen, nicht?

Herzog.
Ich sähe lieber ihn zu Deinen Füßen,
Als uns im Angesicht zu Felde sieh'n.

Agrippina.
Und ich, mein Bruder, sähe diesen Mann
Zu Deinen Füßen lieber als zu meinen. —
Sagt, Colbert, seid Ihr muthlos, wie mein Bruder?

Colbert.
Erhab'ne Fürstin, nicht dem Diener ziemt's,
Dem Rath des weisen Herren vorzugreifen;
Allein wenn Ihr um unsre Lage fragt,
Antwort' ich Euch: es fehlt an Geld und Leuten,
Doch nimmermehr an Muth und gutem Willen,
Die, hoff' ich, bald das Mangelnde ersetzen;
Das Uebrige stellt billig man im Kriege
Dem Zufall und dem Kriegesglück anheim.
Vorerst ist nur ein rascher Ausfall nöthig:
Der Normann hat die einz'ge Burg im Land,
Ist die erst unser, so ist ihm jede Stütze.
D'rum rath' ich: wenn der Krieg beschlossen wird,
Beginn' er diese Stunde; denn wir stärken
Des Feindes Macht, nicht uns're, wenn wir zögern.

Agrippina.
Das ist ein Wort! So spricht der tapf're Colbert! —
Dünkt Dich sein Rath nicht gut, mein Bruder?

Herzog.
Ja,
Sobald Du „nein" auf meinen Antrag sagtest.

Agrippina.
Nun denn, so laßt uns uns're Truppen mustern,
Laßt uns, was möglich ist, zu Gelde machen;
Gern geb' ich meine Perlen, mein Geschmeide;
Laßt auch die Werber ziehen durch das Land —

Colbert.
Das ist bereits geschehen, edle Fürstin.

Agrippina.
Bereits gescheh'n?

Herzog.
Ich gab dazu Befehl.
Freund oder Feind, uns sollte der Normann
Nicht unbewehrt und waffenlos begegnen.

Agrippina.
Nun, so geschah denn, was geschehen sollte.
Ihr seid gerüstet und Ihr zweifelt noch?
Wollt Ihr das Schwert in Eurer Hand nicht brauchen?
Was ist des Krieges Seel'? Ein tapf'rer Führer.
Zwei Helden steh'n vor mir; der Eine flammend
Von Kriegeslust, der And're weise zögernd,
Doch Beide, kommt's zur That, bewährt, entschieden.
Haucht Eure Seelen in des Volkes Kloß,
Daß es lebendig Euern Sinn vollbringe;
Ich selbst umgürte mich mit Kriegesrüstung.
Dann aber laßt uns schreiten nach dem Dom,
Ihn uns den Schutz des Himmels zu erfleh'n,
Und uns dem Volk von Angesicht zu zeigen.

(Alle ab.)

Fünfte Scene.

(Marktplatz in Arles.)

(Dem Zuschauer zur Linken ein Theil eines Gasthauses. Tisch und Stühle vor der Thüre. Marktbuden in der Mitte der Bühne. Käufer und Verkäufer.)

Rosamunde (in Männerkleidung) und ein Schiffer (treten im Vordergrunde auf).

Schiffer.
Nun sagt, wie stehen Eure Hoffnungen?
Ich nehme Theil an Euch, mein hübscher Bursche;

Seht, damals schon gefiel mir Euer Wesen,
Als Ihr, in Euer Mäntelchen gehüllt,
In Famagusta Abends zu mir kamt,
Mich bittend, in mein Schiff Euch aufzunehmen.
Ich nahm Euch um geringes Zehrgeld mit,
Ihr könnt's nicht anders sagen. — Nun, wie steht's?
Habt Ihr den Schutz gefunden in Burgund,
Den Ihr gehofft?

Rosamunde.

Mein guter Freund, ach nein!
Ich traf die Muhme todt, in deren Haus
Ich meinen Unterhalt zu finden glaubte.

Schiffer.

Und seid Ihr sonst ganz unbekannt in Arles?

Rosamunde.

Ganz fremd.

Schiffer.

Was wollt Ihr thun?

Rosamunde.

Ich weiß es nicht.

Schiffer.

Nun seh't, wir laden unsre Waaren ab,
Und setzen sie 'gen and're Waaren um,
Dann kehren wir zurück nach Famagusta.
Ich denke mir, Ihr seid nicht sehr bei Geld;
D'rum seid mein Gast, so lang' wir hier verbleiben,
Ihr könnt dafür mir Schreiberdienste leisten;
Und habt Ihr weiter keine Aussicht hier,
Nehm' ich dann wieder Euch mit mir nach Hause.

Rosamunde.

Nach Famagusta wieder! Nimmermehr!

Schiffer.

Nun, wie Ihr wollt! Allein bedenkt es wohl:
Ihr seid so schüchtern, jung und unerfahren,
Ihr werdet nicht Euch in die Fremde schicken;
So junges Blut verdirbt in weiter Welt.
Ich hab' nun einmal das Gemüth zu Euch,
D'rum bitt' ich Euch: denkt meinem Antrag nach.
Lebt wohl! Ihr wißt, wo ich zu finden bin.
(ab.)

Sechste Scene.

Rosamunde. Käufer und Verkäufer.

Rosamunde.

Die Muhme todt und ich bin hier verlassen!
Doch besser als zu Hause, als im Kloster.
Entfloh ich nicht, jetzt hielten mich die Arme
Des schnöden, ungeliebten Gatten, oder
Die trostlos düstern Mauern mich umschlossen. —
Was aber will ich hier? — Kann ich mir's läugnen?
In meinem Herzen lebt ein stilles Hoffen,
Daß Kund' ich hier von Fortunat erlange.
Es hieß, sein Herr, der Graf, zog nach Burgund;
So muß er hieher auch nach Arles kommen,
Und war er hier, erforsch' ich seine Spur. —
'S ist Markt. Ich will mich unters Volk hier mischen.
Wohl tausend Mal wollt' ich die Frage thun:
Kennt Ihr den Grafen nicht von Flandern, Herr?
Nicht seinen jungen Knappen, Fortunat? —
Doch hielt des Herzens Pochen mich zurück.
Jetzt aber will ich einmal etwas wagen, —
Den Ersten, der mir Stand hält, keck befragen.
(Sie geht dem Markte zu.)

Siebente Scene.

Rosamunde. Käufer und Verkäufer (im Hintergrunde). Fortunat (in anderen Kleidern), Robert, David und Bertha (treten im Vordergrunde auf).

Fortunat.

Wie sehr entzückt mich Eurer Bekanntschaft,
Mein wack'rer David, mein verehrter Robert!
Wie freundlich kamt dem Fremdling Ihr entgegen,
Ich weiß nicht, wie ich Euch's genügend danke.

Robert.

O, Ihr beschämt uns! doch Ihr lohnt uns reich,
Wenn Eure Freundschaft Ihr für uns're gebt.

Fortunat.

Nehmt Hand und Herz, Ihr findet Beides offen.

David.

Ihr seid ein tücht'ger Junge, Fortunat,
So ritterlich, so munter und so — hübsch.
Sagt, Base Bertha, ist's nicht wahr? — Ihr lächelt?
Das heißt: wir nehmen Euch in Gnaden auf.

Bertha.

O schweigt doch, Vetter!

Fortunat.

Ihr beschämt das Fräulein.

Robert.

Er ist ein bischen verlaut, müßt Ihr wissen.

David.

Ei was! ich habe meine Freude d'ran,
Wenn sich ein hübsches Paar zusammen findet.

Bertha.

Wir wollten ja den Markt besch'n.

David.

Ei freilich!
Gebt ihr den Arm, Herr Fortunat.

Fortunat (zu Bertha).
Erlaubt Ihr —?

Bertha.
Kommt nur, daß wir dem Spötter da entgeh'n.

Fortunat (für sich).
Das holde Mädchen! wie so zart und schüchtern!
(Sie nähern sich den Buden.)

David (singt).
„Das ist die alte Weise!
Mit Speck fängt man die Mäuse."

Robert.
Ei David, so benimm Dich doch vernünftig!

David.
Die Kehle ist mir trocken, und so sprudeln
Verkehrte Redensarten mir heraus;
Ich dürste schon den ganzen Morgen, Schatz,
Gib mir zu trinken, und ich spreche Weisheit.

Robert.
Vorsichtig nur! — Da kommt Herr Fortunat.

Fortunat
(eine goldene Kette in der Hand, zu Bertha).
Verschmäht Ihr die geringe Gabe, Fräulein?

Bertha.
Sie ist zu kostbar, d'rum verschmäh' ich sie.

David.
Was gibt's denn?

Fortunat.
Seht, dies gold'ne Kettlein wählt' ich,
Weil es dem Fräulein wohl gefiel, sie aber
Erweist mir nicht die Ehr', es zu behalten.

David.
Warum nicht gar!

Bertha.
Der Ritter kennt mich kaum.

Fortunat.
Zur Marktzeit pflegt man Freunde zu beschenken.

Bertha.
Wenn Ihr es so nehmt —

David.
Könnt Ihr auch es nehmen.

Bertha.
Nun wohl! so bleib' ich Eure Schuldnerin.

Fortunat.
Daß Ihr so lang es bliebe, bis ich Euch mahnte!

Rosamunde
(die indessen hinzugetreten).
Mein Herr —

David.
Was will das Bürschchen?

Rosamunde (zu Fortunat).
Herr —

Fortunat.
Was soll's?

Rosamunde
(stockt, da sie ihn betrachtet).
Kennt Ihr nicht —? Kennt Ihr nicht —?

Fortunat.
Wen soll ich kennen?

Rosamunde (bei Seit).
Ist er's? — Er ist's!

Fortunat.
Was suchst Du?

Rosamunde.
Was ich suche? —
Herr, einen Dienst.

Fortunat.
Ich suche einen Diener;
Das trifft sich gut. Willst Du mein Diener sein?

David.
Was fällt Euch ein? der Knirps ist nicht zu brauchen!

Bertha.
Im Gegentheil, der Knabe scheint gewandt,
Und mir der Ehre würdig, Euch zu dienen.

Fortunat.
Da Ihr das Wort ihm sprecht, nehm' ich ihn auf.

David.
Nun meinetwegen! Wart dort hinten, Kleiner! —
Hört doch! wir wollten ja zusammen speisen.

Fortunat.
Ich bin's zufrieden, darf den Wirth ich machen.

David.
Gut! Und ich will der Speisemeister sein.

Fortunat.
Dann bitt' ich Euch, bestellt das Feinste, Beste.

David.
Sorgt nicht! Ich werde tüchtig schüsseln lassen.
Komm, Robert.

Bertha.
Vetter, nehmt mich mit. Ich will
Mich in der Stube mit dem Kettlein schmücken.

Fortunat.
Doch kehrt bald wieder.

David.
Freilich! Kommt nur, kommt!
(Robert, David und Bertha gehen ab. Fortunat geleitet sie.)

Achte Scene.

Rosamunde. Fortunat. Käufer und Verkäufer.

Rosamunde (für sich).
Wer ist die Dirne, die in's Ohr ihm lispelt?
Ich steh' und staune, weiß mich nicht zu fassen!

Das iſt nicht mehr der Jüngling Fortunat!
Er ſieht ſo kühn, als wär' er Herr der Welt!
Doch kann ich mich nicht freu'n des Wiederſehens.
Er kennt mich nicht? — Ich bin wohl ſehr verändert!
Die Farbe, die mein Antlitz künſtlich deckt,
Die Zeit, das Kleid, und das verſchnitt'ne Haar
Sie laſſen keine Spur von Roſamunden.
Doch müßte mich der Jugendfreund erkennen,
Wenn nicht ein and'res Bild die Seel' ihm füllte.

Fortunat (weiterkommend).

Wie mir das holde Mädchen zugelächelt!
So ſüß-verſchämt! Es iſt gewiß: ſie liebt mich.
Ich ſchwimm in einem Meer von Glück und Wonne.
(Zu Roſamunden.)
Du biſt noch hier? nun, haſt Du Dich bedacht?
Willſt Du mein Diener ſein?

Roſamunde.

Ich Euer Diener?
Ihr habt mich ja noch nicht recht angeſehn.

Fortunat.

Das Fräulein lobt Dich: das iſt genug.

Roſamunde (bei Seite).

So? Gut. Mach geh' ich mich nicht zu erkennen.

Fortunat.

Hier nimm das Handgeld.

Roſamunde.

Herr, Ihr gebt mir Gold.

Fortunat.

Ei, nimm es nur.

Roſamunde.

Dank, Herr. (Bei Seite.) Iſt er ſo reich?

Fortunat.

Du ſollſt von guten Tagen ſprechen können.
Doch mach' mir Ehre, ſei geſchickt, gewandt.
Geh je hinein, und nimm den Wirth bei Seite,
Heiß ihn, das Mahl ſo koſtbar zu beſtellen,
Als er es ſchaffen kann. Nimm Geld, bezahl' ihn,
Und bei der Tafel magſt Du uns bedienen;
Sei artig gegen alle Gäſte, doch
Zumeiſt dem Fräulein zeige Dich ergeben.

Roſamunde.

Dem Fräulein?

Fortunat.

Ja doch!

Roſamunde.

Herr —

Fortunat.

Was willſt Du noch?

Roſamunde.

Ich hab' Euch etwas zu vertrauen.

Fortunat.

Später!
Jetzt thu', was ich befahl. Nur fort!

Roſamunde.

Ich gehe.
(Für ſich, im Abgehen.)
Das fehlte noch! Er iſt in ſie verliebt!
Geduldig werd' ich das nicht lang mit anſeh'n.
(Ab.)

Neunte Scene.

Fortunat. Käufer und Verkäufer.

Fortunat (für ſich).

Göttin Fortuna, ſei mir hoch geprieſen!
Was führt' ich doch bisher nur für ein Leben!
Wie ekel, fahl und ſchaal, wie ganz erbärmlich!
Begreife kaum, wie ich's ertragen konnte.
Die Jugendluſt, der Lebens-Ueberfluß,
Sie ſchäumten mir vergebens in den Adern;
Daß ich nicht Mangel litt, war mein Genuß,
Und täglich mußt' ich mit dem Schickſal hadern.
Doch ſeit mir lächelte das holde Glück,
Bringt neue Luſt ein jeder Augenblick;
Die Menſchen ſcheinen, ohn' es klar zu wiſſen,
Dem Glückskind ihre Herzen aufzuſchließen;
Die Freundſchaft kommt auf halbem Weg entgegen,
Und Liebe labt mich bald mit ſüßem Segen. —

Zehnte Scene.

Voriger. Robert. David. Bertha und Roſamunde. Diener (der den Tiſch deckt).

David

(zum Aufwärter ſingend).

„Heiſa, luſtig, immerzu,
Goldne Flaſche, ich und Du!“

Nun ſetzt Euch, Kinder, ſetzt Euch! — Tiſchlein deck' Dich!
Im Freien ſitzt und ſchwatzt und trinkt ſich's beſſer.
Kommt, Volk! — Fortunat! Dann ich, (zu Robert) dann Du. (Gegen ſich.)
So. Nun iſt's recht. Jetzt aber füllt die Gläſer.
(Zu Roſamunden.)
Du, Knirps, wie heißeſt Du?

Roſamunde.

Ich? Proteus, Herr.

David.

Gut. Proteus, ſchenk' 'mal ein! — Mein Fortunat,
Dir trink ich's zu. Auf Du und Du!

Fortunat.

Mit Freuden.
Ihr ſeid ſo ſtill und ſinnend, holde Bertha?

Bertha.
Es ist so meine Art.

David.
Proteus, schenk' ein.

Fortunat (zu Bertha).
Wer weiß, worauf Ihr sinnt.

Bertha.
Worauf? was meint Ihr?

Fortunat.
Ich meine — (Spricht leise mit ihr.)

Rosamunde
(die sich immer hinter Bertha's Stuhl hält).
Ei, er läßt nicht ab von ihr.

David.
Proteus, schenk' ein.

Rosamunde (schenkt ein, für sich).
Gleich, Herr. — Das ist ein Weinschlauch!

Bertha (zu Fortunat).
Ihr irrt! Mein Herz blieb frei, bis diese Stunde.
Doch hört! Ich möchte das Geschenk vergelten;
Ihr tragt da ein altmodisch Wehrgehäng.

Rosamunde (für sich).
Jetzt geht es an mein Wehrgehäng!

Bertha.
Es ist wohl
Von lieber Hand?

Fortunat.
Nicht also, wie Ihr meint.
Es ist von einer Art von Jugendfreundin.

Rosamunde (für sich).
Von einer Art?

Bertha.
Darf ich ein neues sticken?

Fortunat.
Es wird mein liebster Schatz sein.

Rosamunde (für sich).
Seht doch! Wirklich?

David.
Du, Proteus, schenk' 'Mal ein.

Robert.
Schon wieder? Laß doch!

David.
Ei, jener hat sein Mädchen, ich mein Glas.
Soll ich vernünftig sein, so muß ich trinken,
Soll ich nicht trinken, laßt ein Spiel uns machen.

Robert.
Ein Spiel? was für ein Spiel?

David
(nimmt ein Würfel und Becher hervorlangt).
Ein Würfelspiel.

Robert.
Je nun! Zum Spaß. Was meint Ihr, Fräulein Bertha?

Bertha (zu Fortunat).
Wenn Ihr's zufrieden seid —

Fortunat.
Es gilt mir gleich,
Wenn ich in Eurer Gesellschaft bin.

David.
Nun denn, her mit den Batzen! hier mein Goldstück.

Fortunat.
Und hier für mich und meine Nachbarin.
Wir theilen den Gewinn. (Wirft.) Sechs!

David (wirft).
Zwölf! — Verloren.
Verrechnet?

Fortunat.
Das versteht sich.

Bertha.
Nicht doch, Ritter!
Ihr habt kein Glück.

Fortunat.
Kein Glück! Ihr kennt mich schlecht;
Laßt Euch das bischen Geldverlust nicht grämen.
Es kommt in Freundes Hand.

David.
Du gold'ner Junge!
Gleich munter im Verlust, wie im Gewinn.
So hab' ich's gerne. Proteus, schenk' 'Mal ein.
(Schmeißt den Würfel.)
Vorwärts! Courage! (Sie würfeln.)

Rosamunde (für sich).
Länger schweig' ich nicht.
Sie nehmen ihm sein Geld ab — ich muß reden.

Eilfte Scene.

Vorige. Basko, ein Abenteurer mit bewaffneten Leuten (von hint).

Basko.
Halt! Hier ist Station. Bleibt ruhig steh'n,
Ihr Helden, denn der Herzog will Euch mustern.
He, einen Schoppen Wein!
(Bückt sich vor Bertha.)
Ei, Ihr da, Robert!

Robert.
Seid mir gegrüßt.

Basko.
Auch David!

David.
Grüß' Euch, Basko!
Macht Ihr ein Spielchen mit!

Basko.
Ein Spiel? Du Dummbart!

Jetzt ist nicht Zeit zum Spielen, jetzt gilt's Ernst.
Was glotzt er mich so an und meinen Harnisch?
Siehst Du die Helden dort? der Krieg ist los!

Robert.

Krieg?

Basko.

Ja, mit den Normannen.

Robert.

Dacht' ich's doch!

Basko.

Der Herzog läßt im ganzen Lande werben,
Doch fehlt es so an Führern als Soldaten.
Da klaubt' ich denn die Leute hier zusammen
Auf gutes Glück; wenn uns der Herr bezahlt,
So schlagen wir in Gottes Namen d'rein.

Fortunat (zu Basko).

Sagt, werther Herr, soll's einen Kriegszug gelten?

Basko (mißt ihn).

Ja, junger Mensch. (Lacht zu Robert.) Den Burschen nehm' ich mit,
Der hat den rechten Bau, die derben Glieder.
(Fortunatus hinter der Scene.)
Hört Ihr? Da kommen schon des Herzogs Boten;
Er selber naht, um in den Dom zu gehen.
(Glockengeläute. Die Buden werden geschlossen. Basko verschwindet im Hintergrunde.)

David

(trinkt und singt).

Die Kriegstrommete klingt — o weh! es kommt der Tag,
Wo man zum letzten Mal in's Wirthshaus gehen mag.
Proteus, schenk' ein.

Zwölfte Scene.

Vorige. Trabanten, dann der Herzog, Ritter Colbert, Agrippina (in Harnisch und Helm), gehen über die Bühne.

Volk.

Es lebe unser Herzog!
(Das Volk verbeugt sich noch und noch.)

Dreizehnte Scene.

Fortunat. Robert. David. Bertha. Rosamunde, Basko (mit Gefolge).

Fortunat

(der indessen aufgestanden).

Wer war die Dame?

Basko.

Unser's Herzogs Schwester,
Die stolze Dame Agrippina.

Fortunat.

Stolz?
Das ist sie, ja! Und edel, so wie stolz!
Wie herrlich ihr der volm vom Haupte strahlte,
Der Panzer ihren schlanken Leib umfloß!
Sie schien zugleich Diana und Bellona!
Für sie zu kämpfen müßte herrlich sein.

David.

Sei klug! Bedenk': der Mensch hat Arm und Bein;
Ich gehe, um die meinen zu salviren.
(Trollt ab.)

Robert (ebenso).

Auch ich, bevor des Herzogs Wetter naht'n.
(Zu Fortunat.)
Komm' mit uns.

Fortunat.

Wie? Ihr kämpft nicht für den Herzog?

Robert.

Was fällt Dir ein?

David.

Ich trink' auf guten Ausgang.

Fortunat.

Verächtlich scheint mir das.

Robert.

Wie's Euch beliebt.
Bertha, kommt mit! — Lebt wohl, mein edler Junker.

Bertha.

Lebt wohl, kommt aus dem Krieg gesund zurück.

Robert.

Ja, und macht Beute.

Bertha.

Und dann würfelt wieder.
(Die Andern ab.)

David.

Leb' wohl, mein lieber Junge! Du gefällst mir,
Bis auf Dein lächerliches Heldenwesen.
Drum folge mir und bleibe fein zu Haus;
Was hast Du, wenn sie Dich wie einen Hasen hetzen,
Das Wamms, und obendrein die Knochen Die zerfetzen?
Schlag zu, schlag zu, ich bleibe fein,
Vom Kriegs fern, beim Glase Wein.
(Singend ab.)

Vierzehnte Scene.

Fortunat. Rosamunde. Basko (nach dem Gefolge).

Basko
(der sich an den Tisch gesetzt und trinkt).

Gemeines Volk!

Rosamunde (bei Seite).

Weiß sie nur wieder fort sind!

Fortunat (für sich).

Wie Schuppen fällt's mir plötzlich von den Augen!
Wie hab' ich ganz des Ruhmes ganz vergessen!
Mit welchem Volk hab' ich mich da vermengt:
Mit Trinkern und mit Spielern, edlem Pöbel!
Und diese Dirne, wie so gar nicht gleicht
Sie jenem holden, kühnen Fürstenmädchen!

Basko.

Hört, Junker! Auf ein Wort!

Fortunat.

Was gibt's?

Basko.

Wollt Ihr
Euch denn nicht werben lassen?

Fortunat.

Hm! von Euch?
Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Handgeld zahltet.

Basko.

Da habt Ihr Recht! Zahlt Ihr, könnt Ihr mich werben.

Fortunat.

Es gilt! Da habt Ihr Geld.
(Wirft ihm einen Beutel zu.)

Basko.

Wie? pures Gold!
Da habt Ihr mich mit Leib und Seele, Herr
Hier meine Truppen! Tapf're Leute sind's;
Ich zog sie aus den Wäldern und den Höhlen,
Wo sie von Wurzeln und vom Schlamme lebten;
Sie sind vortrefflich exercirt im Hungern.
Sagt nur, wohin wir zieh'n? Für oder gegen
Den Herzog von Burgund: Das gilt mir gleich.

Fortunat.

Der Herzog ist ein tapf'rer Kriegesheld,
Wie ich vernahm, und jetzt in Noth: darum,
Ist's ihm genehm, führ' ich die Schaar ihm zu.
Verjagt mit Waffen sie! Ich will sie üben.

Basko.

Sehr wohl, mein edler Herr.

Rosamunde (bei Seite).

Nun zieht er in den Krieg!

Basko.

Doch, Herr, verzeiht! habt Ihr's bedacht! der Krieg
Ist gar ein theures Handwerk.

Fortunat.

Ohne Sorge!
An Golde wird es nimmermehr uns fehlen.

Basko.

Ei, da erobern wir die ganze Welt. —
Doch still! Da komme der Herzog. — Ihr müßt wissen:
Er hält ein Stück auf mich. Ich präsentir' Euch.

Funfzehnte Scene.

Vorige. Der Herzog. Agrippina, Colbert und Gefolge kommen zurück.

Basko
(dem Herzog entgegen tretend).

Mein herzoglicher Herr und Gönner!

Herzog.

Basko!
Was bringst Du Gutes?

Basko.

Einen Adel Helden,
Und ihren Führer, Herr.

Fortunat.

Schweig! — Edler Herzog,
Vergönnet mir, dem Fremdling, Euch zu dienen.

Herzog.

Wer seid Ihr, junger Mann?

Fortunat.

Mein Name, Herr,
Ist nicht an mir das Beste: Fortunat
Aus Cypern, eines Ritters Sohn, begierig
Nach einen Ritterspurn in Euerm Dienst.

Herzog.

Seid Ihr versucht im Krieg?

Fortunat.

Zwar nur im Scherzspiel,
Doch sehn' ich mich schon längst nach ernstem Kampf.

Herzog.

Sind diese Leute Euer?

Fortunat.

Ja, mein Herzog:
Auf meine Kosten unterhalt' ich sie.

Herzog.

Auf Eure Kosten?

Fortunat.

Wenn Ihr es vergönnt.

Basko
(leise zum Herzog).

Laßt ihn nicht los, der junge Mensch hat Batzen.

Herzog.

Nun denn, Herr Fortunat aus Cypern, sei's!
Ihr mögt mir unter Ritter Colbert dienen.

Fortunat.

Dank, gnäd'ger Herzog! Ist das Glück mir hold,
So hoff' ich, daß Ihr bald mich loben sollt.

Agrippina.

Versprecht nur nicht zu viel.

Herzog.

Nicht also, Schwester!
Ihr macht ihn mir erröthen.

Fortunat.

Weil ich nichts
Gethan, um Euerm Spotte zu begegnen.

Agrippina.

Zwingt mich, Euch abzubitten.

Fortunat.

So erlaubt mir,
Daß Eure Farb' ich trage, Fräulein.

Agrippina
(gibt ihm eine Schleife).

Nehmt sie,
Doch laßt sie auch bei Ehren.

Fortunat.

Unsre Fahne
Sei dieses Band: und knüpft sich nicht der Sieg
An dieses fröhlich flatternde Panier,
So sieht Du mich nicht lebend mehr vor Dir.

Agrippina.

Kämpft Ihr so gut mit Waffen wie mit Reden,
Wird der Normann sich scheu'n, uns künftig zu befehden. —
Kommt, Colbert!

Herzog
(zu Fortunat und Basko).

Seid entlassen!

Basko
(zu seinen Leuten).

Salutirt!

(Herzog, Agrippina, Colbert und Gefolge ab.)

Sechszehnte Scene.

Fortunat. Rosamunde. Basko mit seinen Leuten.

Fortunat.

Ha, stolze Schönheit, höhnende, Du sollst
Abbitten mir fürwahr! — He, Du da!

Basko.

Herr!

Fortunat.

Was stelltest Du für Volk mir auf die Beine,
Zerlumptes und verhungertes Gesindel,
Als käm's vom Galgen oder aus dem Spittel?
Der Vogelscheuchen mußt' ich ja mich schämen.

Basko.

Ei, Vogelscheuchen? Herr, es sind Gascogner,
Mit schlechten Röcken zwar, doch biedern Herzen.

Fortunat.

Gut, gut! Mach' fort! Steck' sie in Kleider!
Zu Menschen mache sie der Schneider;
Die Waffen lehr' ich selbst sie führen.

Basko.

Ihr Jungens, kommt! Jetzt heißt's marschiren.
Auf! Füße auswärts! — Langsam! — Wie das rennt!
Bedenkt: Ihr seid nun Basko's Regiment.

(Ab mit den Leuten.)

Siebenzehnte Scene.

Fortunat. Rosamunde.

Fortunat
(für sich, ohne auf Rosamunden zu achten).

Wie hat jene Heldenjungfrau
Tief erschüttert meinen Sinn,
Daß ich plötzlich aus dem Traume
Wie erwacht zum Leben bin!
Mög' ein günstiges Geschick
Meine Erstlingswaffen segnen,
Um mit Ruhm und Kriegesglück
Ihrem Spotte zu begegnen.
Wenn die Siegeslieder schallen,
Dann wohl nimmt von mir sie Kunde;
Selig wär' es selbst, zu fallen,
Doch beklagt von ihrem Munde.
Was ist Reichthum, was Genießen?
Thor, wer solche Freuden preist'!
Erdengüter, sie zerfließen,
Ewig nur ist Kraft und Geist.
Himmlisch ist der Schönheit Blüthe,
Die die Seele uns erregt,
Und aus kräftigem Gemüthe
Den verborg'nen Funken schlägt.
So auch fühl' ich's in mir gähren,
Mich beleben, mich verzehren;
Ohne Ruhe ist mein Sinn,
Bis ich zeigte, was ich bin;
Bis der Ruhm mich preisend nannte
Auf dem weiten Waffenfeld;
Bis das stolze Weib bekannte:
Ja, er ist ein Mann, ein Held.

(Ab.)

Achtzehnte Scene.

Rosamunde
(allein, die sich bemühte, sich ihm bemerkbar zu machen).

Bin ich ihm denn gar nichts werth? —
Nun sitzt er auf dem Steckenpferd!
Allein was soll nur ich dabei? —
Es ist mir nun schon Einerlei:
Ich ziehe lieber mit ihm in die Schlacht,
Daß er nicht gar zu tolle Streiche macht.
(Ab.)

Dritter Act.

Erste Scene.

(Lager. Trommeln.)

Krieger
(hinter der Scene).

Heil Fortunat!

Fortunat, Agrippina (beide getragen), Rosamunde und Soldaten (treten auf).

Fortunat.

Der Sieg ist unser, Fräulein.

Agrippina.

Durch Euch erkämpft.

Fortunat.

Durch Euch, durch Eure Nähe:
Leicht ist der Sieg, belohnt ihn Euer Lächeln.

Agrippina.

Ihr spottet mein. Ich hielt mich sonst für stark,
Allein ich fühl's: ich bin ein Weib, bin schwach.
In's Kriegsgetümmel wagt' ich mich zu kühn,
Die Schaar erfaßte mich, als sich're Beute;
Da ward das Schwert zum Blitz in Eurer Hand,
Und faßt die Feinde rings, die mich bedräuten;
Euch dank' ich Sieg und Freiheit, Euch allein.

Fortunat.

Von dieser Stunde zählt' ich erst mein Leben.

Agrippina.

Ihr trugt mich auf dem Arm, Herr Fortunat; —
Wie? Oder ist's nicht so?

Fortunat.

Ich trug mein Glück.

Agrippina.

Noch lag ich nie in eines Mannes Arm.

Fortunat.

Vergebt! Allein Ihr wanktet —

Agrippina.

Wußt' ich wanken!
Ich lag in Eurem Arm, und muß es Euch noch danken. —
Wo ist mein Bruder? sah den Herzog Jemand?

Fortunat.

So eben naht er.

Zweite Scene.

Vorige. Der Herzog mit Gefolge (treten auf).

Herzog.

Schwester!

Agrippina.

Theurer Bruder!

Herzog.

Du bist gerettet, frei, bist unversehrt,
Der Sieg ist unser! — O welch reiches Glück,
Und welch ein glücklich abgewendet Unglück!
Nur Eine Wolke trübt den heitern Tag:
Der tapf're Colbert fiel.

Agrippina.

Fiel?

Herzog.

Schwer verwundet.
Doch im Verluste ward uns der Ersatz.
(Auf Fortunat deutend.)
Der tapf're Jüngling ist nun unser Colbert.
Er hat der Leitung sich der Schlacht bemeistert,
Er hat, wir ward's gekündet, Dich befreit;
Zumeist gebühret ihm des Tages Ehre. —
Knie' nieder, Fortunat. Du hast bewiesen
So Muth als Klugheit und getreuen Sinn;
D'rum heiße, was Du bist: ein edler Ritter. —
Steh' auf, umarme mich.

Fortunat.

Mein Herr und Fürst!

Herzog.

Sei unser Unterthan, wenn Dir's gefällt.
Die Güter, die Du angekauft, sind Dir
Verbrieft durch meinen Kanzler, und Du magst sie
Gleich andern Edelleuten frei besitzen.

Fortunat.

Vergebt, mich läßt mein Glück nicht Worte finden:
Der Reichthum Eurer Gunst macht meinen Dank
Zum stummen Bettler, der mit Thränen dankt.

Herzog.

Sprich nicht von Dank! Wir sind in Deiner Schuld. —
Schwester, Du schweigst? Du sagst dem neuen Ritter
Kein freundlich Wort?

Agrippina.

Ich bitt' Euch ab den Spott,
Womit ich jüngst Euch schwer verletzt, vergebt mir.
(Reicht ihm die Hand zum Kuß.)

Fortunat.

O überschwenglich sel'ger Augenblick!

Herzog.

Herr Fortunat, erhaltet Euer Lager;
Sachsame Vorsicht sich're uns den Sieg.
Wir kehren an den Herzogshof zurück,
Der künftig, wie dem Freund, Euch offen steht.
Ihr Alle auf!

Fortunat.

Vergönnt, Euch zu geleiten.
(Herzog, Agrippina und Fortunat mit Gefolge ab.)

Dritte Scene.

Rosamunde (allein). Dann Fortunat.

Rosamunde.

Ich weiß nicht, ob ich träume, ob ich wache?
Der Fortunat ist reich, als wie ein König,
Er siegt in einer Schlacht und er verliebt sich
Zum Ueberfluß in eines Fürsten Schwester. —
Das muß ich Alles seh'n und darf nicht sprechen:
Darf nicht? — Nein, kann nicht, will nicht! —
Doch ich bin
Wohl ungeweiht. Er kennt nicht meine Liebe;
Ich wies ihn ja zurück; soll er mir treu sein?
Was hält mich denn nur ab, mich zu entdecken?
Er spielt hier, scheint es, ein gefährlich Spiel;
Ich will ihm sagen, wer ich bin, ihn warnen;
Liebt er mich noch, dann läßt er Hof und Glanz,
Kehrt mit mir nach der Heimath, und erfleht
Vergebung meines Vaters. — Still! er kommt!

Fortunat (eintretend).

O Brust, zerspringe nicht vor süßer Wonne,
Ihr Pulse meines Lebens, haltet aus,
Erstarkt Euch für den Sachsthum meines Glücks,
Und lernt der Wonne Ueberfluß ertragen.
Als ich die Hand demüthig ihr geküßt,
Da drückte sie mit sanftem Druck die meine;
Und ihre Augen lächelten dabei,
Die stolzen Augen blickten fromm wie Lämmchen,
Und schämten sich, daß sie nicht stolz mehr schau'n,
Und nicht mehr herrschen konnten so wie sonst;
Und Thränen stahlen leise sich hervor,
Verriethen der erwachten Weiblichkeit,
Und bargen, kaum entdeckt, als wär's zur Unzeit,
Zurückgezwängt sich hinterm Schloß der Wimpern.
O wie so herrlich ist ein frisches Auge,
Wenn es der Lieb' Erwachen uns verkündet,
Und all' die tausend Freuden reicher Zukunft
In Einem Augenblick die Brust durchschauern! —
Ha, Proteus, Du mein Knabe, bist Du hier?
Sei munter und nimm Theil an meinem Glück.
Du sollst Dich mit mir freuen, sollst genießen
Das junge, reiche, freuden-blüh'nde Leben.
Du bist so still und sinnend, — sprich, was fehlt
Dir?
Verlangt Dein Herz nach Gold? Nimm es in
Fülle!
Sei rasch im Nehmen, so wie ich im Geben.

Rosamunde.

Ich dank' Euch, Herr, Ihr wißt, mich lockt kein
Gold.

Fortunat.

Dein Sinn ist zart und edel, aber düster;
Ich lieb' es nicht, wenn frische Jugend trauert.
Sprich, was Dir fehlt. Hat Jemand Dich ver-
letzt?
Du sollst von jenen rohen Knechten fern,
In Zukunft nur in meiner Nähe sein.
Wie? oder quält Dich wohl ein and'rer Schmerz?
Ein Liebesleiden? hab' ich es errathen?

Rosamunde.

Ach ja!

Fortunat.

Dafür magst Du dem Himmel danken;
Der Liebe Leiden selbst sind süße Freuden.

Rosamunde.

Nicht immer, Herr; oft gibt sie herbsten Schmerz.
Denkt Euch: mein Lieb' ward treulos.

Fortunat.

Armer Knabe!

Rosamunde.

Solch Ungemach habt Ihr wohl nie erfahren?
Vielleicht verursacht?

Fortunat.

Ich? wie meinst Du das?

Rosamunde.

Ich mein', Ihr kommt aus fernen Landen her,
Wer weiß, wo sich um Euch ein Mädchen grämt.

Fortunat.

Um mich? O nein.

Rosamunde.

So hattet Ihr kein Liebchen?
Nicht in der Heimath? oder anderswo?

Fortunat.

In meiner Heimath? Ja, mein holder Knabe,
Dort hatt' ich wohl ein Lieb'.

Rosamunde.

Seht Ihr! Erzählt mir doch.

Fortunat.

Mit einem lieben Mädchen wuchs ich auf,
Wir waren uns einander Spielgenossen,

Und in die Spiele mischte sich die Liebe,
Doch war sie kindisch, so wie unser Spiel.
Seitdem ward meine Seele reif und männlich,
Doch denk' ich gern und oft an jene Zeit,
An jene unschuldvollen Kinderscherze.

Rosamunde.

Euch war's ein Scherz? dem Mädchen war's wohl mehr!

Fortunat.

Nicht doch! Sie machte sich nicht viel aus mir,
Sie hielt mich kurz. Als ich die Stadt verließ,
War sie 'nes Andern Braut, ist jetzt wohl seine Frau,
Und denkt nicht weiter an den Spielgenossen.

Rosamunde.

Wer weiß, ob sie ihr Lieben nicht verbarg,
Wer weiß, ob nicht ihr Herz, zu spät erwacht,
Erst durch der Trennung Schmerz sich selber klar,
Jetzt nach dem fernen Freund vergebens schmachtet.

Fortunat.

Was sprichst Du da? Sie denkt nicht mehr an mich.
Mir selber hat ein and'res hohes Bild
Der Freundin holde Züge fast verwischt,
Daß sie, ein bleicher Mond, hinab in's Meer
Der fluthenden Vergangenheit entschwindet;
Dort aber glänzt die Morgensonne her,
Die eines neuen Lebens Glanz verkündet.

Rosamunde (für sich).
Fast Du's gehört: Da hast Du Deinen Abschied.

Vierte Scene.

Vorige. Basko.

Basko.

Da bin ich, Herr. Heil Euch! Das war ein Sieg!
Krieg' ich die Taschen voll, das ist der wahre Krieg.
Zum Ruhm des Ganzen halfen meine Leute:
Ihr schlugt den Feind, wir machten Beute.

Fortunat.

Im Stehlen sind sie brav, das muß man sagen: —
Doch höre, Basko: eh' die Schlacht begann,
Gab ich Dir einen Auftrag.

Basko.

Herr, 's ist nichts.

Fortunat.

Wie, nichts?

Basko.

Erlaubt! Ich wies Euch einen Schmuck,
Den jüngst ein Kaufmann unsrer Fürstin bot;
Ihr fandet das Geschmeide schön und reich,
So hat es auch die Herzogin gefunden.

Fortunat.

Sie kauft' es wohl?

Basko.

Sie kauft' es? Ja, womit!
Das Gold ist etwas rar an unserm Hof,
Auch heischt der Händler eine jüd'sche Summe.

Fortunat.

Was heischt er denn?

Basko.

Erschreckt nicht, Herr. — Zehn tausend Ducaten.

Fortunat.

Weiter nichts? Ein wahrer Bettel!

Basko.

Ein Bettel?

Fortunat.

Bring' den Kaufmann in mein Zelt.
Zahl' ich ihn baar, so gibt er gleich den Schmuck?

Basko.

Und gratis gibt der Mann sich in den Kauf.

Fortunat.

So bring' ihn nur. Noch Eins: ein Siegesfest
Soll sich im Haus, das ich gekauft, bereiten;
Besorge Du die Speisen und die Weine,
Zierrath und Teppiche, was sonst vonnöthen;
Auch Possenreißer müssen uns ergötzen,
Und Spielleut' und Musik, was nur zu haben.
Doch spare nicht dabei, nach Deiner Art;
Die Freude sei des Festes erster Gast,
Und die Verschwendung seine letzte Zierde. —
Du aber komm', mein Proteus, jetzt mit mir,
Ich will Dich dann mit einer Botschaft senden
Dahin, wo all' mein Trachten steht und Sinnen;
Was helfen mir des Glückes reichste Spenden?
Das Herz will sich das Köstlichste gewinnen.
(Zu mit Rosamunden.)

Fünfte Scene.

Basko (allein).

Hab' ich noch Ohren? Ja. Und einen Mund dazu, der gleichfalls offen steht, um den Ohren zu helfen, all' den Unsinn einzusaugen, den dieser junge Thor ausheckt. Was, er kauft einen Schmuck, der der Herzogin von Burgund zu theuer ist? Er gibt ein Fest, das der Herzog von Burgund, wenn er es gäbe, für jeden Fall schuldig bliebe? Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Der Narr hat ohne Zweifel den Stein der Weisen gefunden, oder er ist ein Sonntagskind, vielleicht der natürliche Sohn einer Fee, der seine himmlische Apanage hier auf Erden verzehrt. Er hat sich in Dame Agrippina vergafft. Das merkt ein Kind.

Die soll ihm das Geheimniß entlocken. Und beichtet er nicht freiwillig, so wollen wir ihn ein bischen einsperren, als Zauberer traktiren, und ihm ein kleines Scheiterhäufchen in der Perspective zeigen. — Warte nur, mein gebieterisches Jüngelchen! Du sollst uns noch recht artig zu Kreuze kriechen!

(Ab.)

Sechste Scene.

(Gallerie im bergogischen Pallaft.)

Agrippina (tritt auf).
Kann ich es läugnen? dieser schöne Jüngling
Hat durch sein männlich Wesen mich bezwungen.
Ich lieb' ihn! — Lieb' ihn? Wie man Blumen liebt;
Ich mag ihn gern in meiner Nähe dulden.
Doch er ist kühn — er trug mich auf dem Arm.
Der Frevler! Zwar er rettete mein Leben —
Doch hätt' er mich bescheid'ner tragen sollen.
Als ich ihm heut' die Hand zum Kusse reichte,
Da sah er mich so glühenden Blickes an,
Daß meine Augen sich mit Thränen füllten.
Ich weint' — aus Schaam, aus Zorn, doch nicht aus Liebe.
Was will der junge, neugebackne Ritter?
Wär' er ein Fürstensohn, an Stand mir gleich,
Wär's ihm vergönnt, um meine Hand zu werben,
Er könnte sich nicht Größeres erlauben.

Siebente Scene.

Agrippina. Der Herzog und Rosamunde (treten mit dem Schmuck, weiten auf).

Herzog (zu Agrippinen).
Ein Bot' an Dich von Ritter Fortunat.

Rosamunde.
Die Hälfte meiner Botschaft, gnäd'ger Herzog,
Betrifft auch Euch. Es bitter Euch mein Herr,
Ihr mögt Euch in sein nied'res Haus bemüh'n,
Dort mit den Edelleuten Eures Hofes
Das Siegesfest zu feiern.

Herzog.
Wohl, wir kommen.

Rosamunde.
Euch, Herrin, hieß er dies mich überreichen,
Als eines Knechts Tribut.
(Bietet ihr den Schmuck.)

Agrippina
(öffnet das Kästchen).
Was seh ich? — Bruder!
Es ist das Diadem, um das wir feilschten.

Herzog.
Fürwahr!

Agrippina (zu Rosamunden).
Beut uns Dein Herr dies zum Verkauf?

Rosamunde.
Verzeiht mir, edle Frau, so viel ich weiß,
Herr Fortunat treibt nicht Verkauf und Handel;
Er bittet Euch, die Gabe anzunehmen,
Der, Eure Hand, so spricht er, Werth erst gibt.

Herzog.
Ei, dies Geschenk mag eine Fürstin nehmen,
Wenn es ein Fürst ihr gibt. Allein Dein Herr —
Wie käme der dazu, so reich zu schenken,
Und welche Gegengabe mag ihn lohnen!

Rosamunde.
Wenn Eure Gegenwart sein Fest beehrt,
Fühlt er sich reich belohnt.

Herzog.
Was sagst Du, Schwester?

Agrippina (zu Rosamunden).
Wir werden kommen, künd' ihm, zu dem Fest.

Herzog.
Und geh' voraus, mit unserm Dank beschwert.

Agrippina.
Was starrst Du so mich an? — Nimm diesen Ring.

Rosamunde.
Für meinen Herrn?

Agrippina.
Nicht doch! Ein Botenlohn.

Rosamunde.
Ich dank' Euch, gnäd'ge Frau und gnäd'ger Herzog.

(Ab.)

Achte Scene.

Der Herzog. Agrippina.

Herzog.
Die Gab' ist unbegreiflich, wie der Geber.

Agrippina.
Und wie sie heil', unheimlich ist der Bote.

Herzog.
Fast muß ich denken, dieser Fortunat
Ist mehr, als er sich gibt.

Agrippina.
Was kann er sein?

Herzog.
Vielleicht ein Fürstensohn, dem es gefällt,
Das Land nach Abenteuern zu durchzieh'n;
Wer weiß, beim Fest wirft er die Larve weg,
Nennt uns das Reich, dem er gebeut, und wirbt
Um meiner mannesscheuen Schwester Hand.

Agrippina.
Ha, ha! Ein Fürstensohn der Fortunat?
Fürwahr, wenn er im Scepter kommt und Krone,
Dann reich' ich ihm die Hand als sein Gemahl.

Neunte Scene.

Vorige. Basko.

Basko.
Mein gnäd'ger Herzog —

Herzog.
Basko! Eben recht!
Du siehst uns staunen über jenen Fremdling,
Den Du zuerst in unsre Nähe brachtest.
Wer ist er? und woher kommt ihm sein Reichthum?

Basko.
Ihr fragt mich mehr, als ich Euch sagen kann,
Und eben das, was ich Euch fragen wollte.
Habt Ihr ihn selber niemals denn erforscht?

Herzog.
Wenn ich's versucht, wich er verlegen aus.

Basko.
So wisst: das ganze Land theilt Euer Staunen.
Er kam, als wie vom Himmel her geschneit,
Ein simpler Mann: nun hat er Haus und Hof,
Hält Diener und Trabanten und Vasallen,
Ja, rüstet sich beinah' ein kleines Heer.
Die Söldner Eures Heer's geh'n zu ihm über,
Weil die Canaillen nicht vom legitimen
Commißbrod leben wollen und sich seinen
Revolutionären Braten schmecken lassen.
Und seht nur, wie das Volk er haranguirt!
Wenn er spazieren geht, und ihm begegnet
Ein lumm'ger Kerl und wünscht ihm guten Morgen,
Den schenkt er gleich 'ne Hand voll von Ducaten.
Geht das so fort, was wird die Folge sein?
Die Bettler werden Euch im Lande fehlen,
Und Niemand läßt sich mehr zur Arbeit brauchen.
Drum ist mein Rath: Ihr forscht ihn ernsthaft aus
Um seines Reichthums Quell', und setzt seiner Verschwendung
Durch eine tücht'ge Vormundschaft ein Ziel.

Herzog.
Was wird es sein? Das Volk macht viel aus Nichts;
Vielleicht gesparte Mutterpfennige.

Basko.
Glaubt mir, sein Reichthum ist ein ander Ding,
Und nicht umsonst zerbricht man sich die Köpfe.
Die sagen: er ist ein Korsar, ein Räuber,
Der Reisende und Schiffe ausgeplündert;
Dann heißt's: er fand den Nibelungenhort
Im tiefen Grund des Rhein, den Zauberschatz;
Und And're nennen selbst ihn Zauberer,
Und diese Meinung scheint mir fast die klügste.

Herzog
Er feiert heut' ein Fest.

Basko.
Mit Fürstenpracht;
Und unsre ganze Stadt nimmt Theil daran:
Verschwendung wär's, gäbt Ihr ein solches Fest.
Und sagt, wer ist's, der Fürsten es zuvorthut,
Und der zu Fürstinnen sein Aug' erhebt?
Denn wißt nur, Dame Agrippina, Ihr habt
Vor dieses Leckers Augen Gnade funden;
Er schwärmt für Euch, und nennt Euch seine Göttin.

Herzog.
Wie kann er wagen —?

Agrippina.
Er ist jung und thöricht.

Basko.
Bezähmet Euer Herz, und zeigt ihm Milde,
Laßt Euer Ohr von seinen Seufzern kitzeln;
Vielleicht, daß Ihr in einer schwachen Stunde
Ihm das Geheimniß seines Reichthums ablauscht!

Agrippina.
Ich sollt' ihn glauben machen —? Nimmermehr.

Herzog.
Ja, Basko räth Dir gut; auch ist's am Ende
Selbst unsre Pflicht, den Fremdling zu erforschen.
Das Fest gibt Dir dazu Gelegenheit.

Agrippina.
Wohlan! da Du es wünschest, will ich's thun.

Herzog.
So komm', uns zu dem Feste zu bereiten.

Basko.
Zur Strafe eines Narr'n verbünden wir uns Alle;
Komm' nur hervor, Du Maus: der Speck hängt in der Falle.

(Alle ab.)

Zehnte Scene.

(Vorzimmer im Fortunat's Pallaste.)

Der Haushofmeister und mehrere Bediente (theils auf).

Haushofmeister.
Macht hurtig! Vertheilt Euch in alle Gemächer.
Es sind schon Gäste da. Bedient sie mit kühlenden Getränken, aber schüttet sie nicht an. Vorwärts! Marsch!

(Die Bedienten ab.)

Die Noth zwang uns, diese Bauernlümmel in kostbare Kleider zu stecken, aber ich fürchte, wir werden mit ihnen nur Schande aufheben. Es hat nicht Jedermann das Genie, einen Bedienten vorzustellen. Holla! Da kommt der gnädige Herr. Ich will ihm nur aus den Augen, sonst fallen ihm noch hundert Dinge ein, die ich verrichten soll.

(Ab.)

Eilfte Scene.

Fortunat und Rosamunde.

Fortunat.

Sprich! nahm sie mein Geschenk in Gnaden auf?

Rosamunde.

Sie nahm die reichen Perlen und Demanten
Gleichgiltig hin, als wär's ein Blumenstrauß.

Fortunat.

An ihr hat Blum' und Demant gleichen Werth.
Und sie wird kommen?

Rosamunde.

Ja.

Fortunat.

Sie kommt! sie kommt!
Auf der gewohnten Trepp', in diesen Zimmern,
Wird sie, die Herrliche, in Anmuth schreiten,
Und wird dies schlechte Haus zum Tempel weih'n.
Sprach gnädig sie zu Dir?

Rosamunde.

Nicht eben sehr.

Fortunat.

O jedes Wort von ihr ist eine Gnade! —
Woher hast Du den Ring? Ich sah ihn nicht
an Dir.

Rosamunde

Es ist der Botenlohn.

Fortunat.

Von Agrippina?

Rosamunde.

So ist's.

Fortunat.

O gib! Ich gebe Dir zehn Ringe.
Der Ring ist doch für Dich nur Ring, nur Gold;
Doch ward der Ring von ihrem Finger warm, —
Der kalte, daß er uns ließ solche Wärme! —
Und darum gib ihn mir.

Rosamunde.

Verzeiht! Die Fürstin
Gab mir den Ring als Botenlohn.

Fortunat.

So laß
Mich ihn betrachten.

Rosamunde
(hält ihm die Hand hin).

Seht Euch satt daran.

Fortunat.

Laß mich ihn küssen.

Rosamunde.

O Ihr küßt den Finger!

Fortunat.

Geadelt ist der Finger durch den Ring.

Rosamunde (für sich).

Wär Dir der Ring geadelt durch den Finger.

(Trompeten hinter der Scene.)

Fortunat.

Das ist die Herzogin! Auf! Ihr entgegen!

(Ab.)

Zwölfte Scene.

Rosamunde (allein).

Da stürzt er eilig seinem Götzen nach!
Wie eine Mücke fliegt er nach dem Licht:
Du wirst Dir wohl die Flügel noch verbrennen.
Was lockt ihn nur an dieser Frau? Laß seh'n!
Ihr Wuchs ist schlank — nun ja! Schlank bin
ich auch
Ihr Haar ist dunkel — nun, das meine blond;
Was vorzuzieh'n, ist noch nicht ausgemacht.
Ihr Aug' ist blau, recht hübsch, doch etwas starr;
Einst lobt' er häufig meine braunen Augen.
Doch sie ist stolz — das macht den ganzen Reiz;
Sonst pries er mich um meinen sanften Sinn —
Das ist nun längst vorbei! — Vorbei! so sei's! —
Was soll ich weiland meine Schmerzen nähren?
Vergessen hat er mich, so soll er bald
Mich nicht mehr seh'n, und nimmermehr erfahren,
Daß ich ihm nahe war. Ich kann auch stolz sein, —
Doch in's Geheim: das ist der echte Stolz.

(Ab.)

Dreizehnte Scene.

(Prächtig erleuchteter Saal.)

(Musik. Tänzer und Tänzerinnen treten auf. Die Gäste versammeln sich, worunter auch der Herzog und Agrippina. Fortunat an ihrer Seite.)

Herzog
(nach geendigtem Tanz zu Fortunat).

Ihr habt ein glänzend Fest uns da bereitet.

Fortunat.

Seid Ihr zufrieden, Herr, dann ist's ein Fest.
Belohnt's Euch, in des Gartens kühlen Gängen
Euch zu ergeh'n? — Ihr Diener, reicht die Becher!
Ich trink' Euch zu, mein gnäd'ger Herr!

Herzog.

Nicht alle!
Ich zieh' es vor, den Garten zu besuchen.
Doch laßt mich wie die andern Gäste walten,
Und bindet Euch an meine Schritte nicht;
Auch Du, geliebte Schwester, magst des Bruders
Gesellschaft mit der seltneren vertauschen:
Freiheit ist eines Festes schönster Schmuck.

Fortunat.

Gebt Raum dem edlen Herzog, werthe Gäste.
(Zu den Tänzern.)
Und Ihr indeß bereitet neue Künste.
(Der Herzog geht ab mit Begleitern. Ein Vorhang fällt herab, der die Tänzer verbirgt.)

Vierzehnte Scene.

Fortunat. Agrippina.

Fortunat.

Darf ich die Hand Dir reichen, holde Fürstin!

Agrippina (bei Seite).

Verstellung, hilf mir nun, ihn zu vernichten. —
Gern bleib' ich, edler Wirth, bei Dir allein,
Und achte, daß Dein Fest Dich nicht zerstöre;
Du trinkst des Weines Gluth zu rasch hinab;
Dein Auge funkelt, Deine Wange sprüht.

Fortunat.

Vergaßest Du, daß ich ein Cyprer bin?
Nicht von der Reben Gluth entbrennt mein Auge,
Und diese Wangen färbte nicht der Wein:
Die Freude ist's, die himmlische Geborne,
Und der Gesellschaft heiterster Genuß.

Agrippina.

Dein Sinn ist immer munter!

Fortunat.

Sollt' er nicht?
Ich bin ja hoch bedacht in allen Gaben,
Statt denen Tausende nur leere Wünsche haben.
Bin ich nicht jung, gesund, nicht reich an Kraft?
Gährt nicht mein Sinn von edler Leidenschaft?
Ich sage Dir — ich könnte Dinge sagen —
Fortuna selbst hat sich mir angetragen.

Agrippina.

Wir haben Deinen hohen Werth erkannt,
Ich und der Bruder, und Du weißt es selbst,
Wie sehr wir Beide Dir verpflichtet sind.

Fortunat.

Ich dank' Euch mehr: Ihr lehrtet mich das Leben
Auf seinen Höh'n erkennen; edlen Fürsten
Zu nah'n, ist niederer Leute bestes Glück.
In Eurer Nähe läutert sich mein Wesen,
Lernt sich die Kraft erkennen und vertrau'n;
Ja, was ich bin und werden mag, ist Euer:
Drum ist mein Leben Eurem Dienst geweiht.

Agrippina.

O wahrlich, Ihr beschämt mich, Fortunat!
(Bei Seite.) Er spricht so warm — ich kann ihn nicht betrügen.

Fortunat.

Du bist so milde heute! Deinen Stolz,
Der Dich vor tausend andern Frauen kleidet,
Hast Du vertauscht mit solcher holden Demuth,
Daß sie noch schöner als Dein Stolz ist! Ja,
So wie Du jetzt bist, mahnest Du mich ganz
An eine theure Freundin meiner Jugend.

Agrippina.

An eine Freundin?

Fortunat.

Eine Schwester fast;
Wir wuchsen in der Heimath auf zusammen.

Agrippina.

Du hast mir wenig noch von Deinem Leben,
Von Heimath und von Vaterland erzählt.

Fortunat.

Was gäb' es zu erzählen? Gute Eltern
Hab' ich daheim, die täglich für mich beten,
Und deren Wiedersehen ich ersehne.

Agrippina.

Und sind sie vornehm?

Fortunat.

Ritterlicher Abkunft.

Agrippina.

Nicht mehr!

Fortunat.

Was sonst?

Agrippina.

Je nun, ich meinte nur. —
Und werden sie Dein Leben billigen,
Und Deinen üpp'gen Aufwand, Du Verschwender?

Fortunat.

Verschwender ich? Haha! Ich kann Euch sagen,
Jetzt leb' ich arm, wie eine Kirchenmaus;
Doch wollt Ihr Aufwand? Einst hat Cleopatra'n
Mit Perlen Freund Antonius gefüttert;
Der arme Schelm! Ich kann mit solcher Speise
Ein ganzes Land, ein ganzes Reich ernähren.

Agrippina.

Ei, bist Du reicher als Antonius?

Fortunat.

Und reicher auch als Cäsar.

Agrippina.

Wie Du sprichst!
Wenn ich Dich auf die Probe stellen wollte?

Fortunat.
Thu's, und sei unersättlich im Begehren,
Mein Schatz wird doch sich nimmermehr erschöpfen.

Agrippina.
Sieh doch! Wie kamst Du zu dem vielen Reichthum?

Fortunat.
Frägst Du im Ernst?

Agrippina.
Ich möcht' es wissen, ja.

Fortunat.
Mir selbst gelobt' ich, Niemand es zu sagen.

Agrippina.
So sag' mir's auch nicht.

Fortunat.
Nein, in Deiner Seele
Ist mein Geheimniß sich'rer als in meiner. —
Sieh diesen Seckel: dies ist meines Reichthums
Verborg'ne Quelle.

Agrippina.
Dieser leere Seckel!

Fortunat.
Er ist nur scheinbar leer, doch spendet er,
Wenn Dich beim Werk kein Menschenaug' erspäht,
Auf jeden Griff ein schweres Goldstück Dir!

Agrippina.
Hm! Ich verstehe Dich und danke Dir!

Fortunat.
Was meinst Du, Fürstin?

Agrippina.
Daß mit guter Art
Du meine Neugier hast beschämen wollen.

Fortunat.
Bei Gott, die reine Wahrheit künd' ich Dir.

Agrippina.
Und speisest mich mit Ammenmährchen ab!

Fortunat.
Es klingt wohl wunderlich, doch ist es so.
Versuche selbst das Werk.

Agrippina.
Es wäre wirklich?

Fortunat.
Nimm diesen Seckel, thu', wie ich gesagt;
Niemand belauscht Dich jetzt, Du bist allein.
Ich kehre wieder, wenn das Werk erprobt.

Agrippina.
Und Du vertraust so großen Schatz mir an!

Fortunat.
Wo wär' mein Leben sich'rer als bei Dir?

Agrippina.
Wie, wenn mich nun die Zaubergabe lockte?
Wenn listig ich den Schatz Dir vorenthielte?

Fortunat.
Nun, soll ich Dir mißtrau'n, so gib ein Pfand.

Agrippina.
Ein Pfand? und welch ein Pfand?

Fortunat.
Darf ich es nehmen?
(Küßt sie.)
Nun hab' ich Sicherheit.

Agrippina.
Was thut Ihr, Ritter?

Fortunat.
Vergib! Die Zaubergabe macht mich kühn;
Doch will ich mich sogleich dafür bestrafen,
Mich selbst von Deinem Angesicht verbannend;
Du prüf' indeß des Seckels Wunderkraft,
Dann komm' ich wieder, um Dein Pfand zu lösen.
(Ab.)

Funfzehnte Scene.

Agrippina (allein).
Abscheulich! Unerhört! ruchloser Frevel!
Wo nahm ich die Geduld, dies zu ertragen?
Welch eine Strafe wiegt dies Wagniß auf?
(Betrachtet den Seckel. Rosamunde geht über die Bühne).
Ist dieses wirklich eine Zaubergabe,
So hab' ich ja die Strafe in der Hand.
Laß sehn. Ist Niemand hier? Ich bin allein.
So sei das Werk versucht. Ein Goldstück! — Wirklich!
Und wieder! Wieder! — O welch herrlich Werk! —
Soll ich die Wundergabe wieder geben?
Sie einzig macht ihn kühn — so sagt' er selbst.
So ist's! Der Zauber macht ihn mir gefährlich.
Was wär' es sonst, das meinen stolzen Sinn
Mit Allgewalt dem Fremdling zugewendet?
Er soll die Zaubergabe nicht besitzen!
Nicht ungestraft küßt man der Fürstin Lippen. —
Doch, wie behalt' ich sie! Soll ich sein Minnen
Und seine nied're Leidenschaft ertragen? —
Ich weiß es, durch ein freundlich Lächeln kann
Ich leicht den Zauberseckel mir erkaufen;
Doch ekelt's mich, mich länger zu verstellen.
Rasch soll die List mir zum Besitz verhelfen.
Du holder Schatz, komm, lieg' an meiner Brust.
So. — Nun Entschlossenheit! Ich will dem Spiel
Sogleich ein Ende machen. — He! Ihr Leute!
Wo ist mein Bruder? Meine Frauen? Hört!

Sechszehnte Scene.

Agrippina. Roſamunde (Tritt bei den letzten Worten wiederherein). und Fortunat (von verſchiedenen Seiten).

Roſamunde.
Befehlt Ihr, edle Frau —?

Fortunat.
Was iſt Euch, Fürſtin?

Agrippina (zu Roſamunden).
Holt meine Frau'n!

Roſamunde.
Sogleich.
(Ab.)

Fortunat.
Sprecht, was verlangt Ihr?

Agrippina.
Hinweg, Verräther!

Fortunat.
Könnt Ihr ſo mich nennen,
Der mein Geheimſtes ich Euch anvertraut?

Agrippina.
Dies Dein Geheimſtes? Pfui! Ein leerer Seckel!
Ein Mährchen, mich zu höhnen, ausgeheckt,
Ein Zeichen meiner Gunſt Dir zu erſchleichen!

Fortunat.
Bei Gott, Du thuſt mir Unrecht, theure Fürſtin!
Haſt Du des Seckels Kraft denn nicht geprüft?

Agrippina.
Leer fand ich ihn, wie Deine ſchalen Mährchen.

Fortunat.
Das iſt unmöglich! Sprich, wo iſt der Seckel?

Agrippina.
Dort ſuch' ihn. Da ich leer ihn fand, ſo hab' ich
Im Unmuth über's Fenſter ihn geſchleudert.

Fortunat.
Was thateſt Du? Der Fluß ſtreift an die Mauern,
So hat dies Wunderwerk der Strom verſchlungen!

Agrippina.
Jetzt magſt Du erſt von ſeinen Wundern fabeln,
Du dieſer nicht'ge Seckel, nun vernichtet,
Dich, Frevler, nicht mehr Lügen ſtrafen kann.
Sprich, hat er nicht noch and're Eigenſchaften?
Erhält er den Beſitzer ewig jung,
Vermag er jede Krankheit raſch zu heilen,
Und wie die tauſend Fabeln alle heißen,
Die Müßiggang gewiſſen Zauberdingen,
Die nie ein Menſch geſehen, angedichtet?

Fortunat.
Nur Eine Kraft beſaß er, die Du weißt,
Und die im raſchen Unmuth Du vernichtet;
Doch ſchwör' ich Dir, daß er die Kraft beſaß.
Ungern gibt man ein ſolches Kleinod auf,
Doch will ich gerne den Verluſt ertragen,
Wenn Du nur glaubſt, daß ich Dir wahr geſprochen.

Agrippina.
Sprich weiter nicht, bei meinem ſchweren Zorn!
Bleib ewig fortgebannt aus meiner Nähe,
Und dank' es meiner Gnade, wenn ich nicht
Dem Bruder Deine Frevelthat verrathe.

Siebenzehnte Scene.

Der Herzog mit Gefolge und Roſamunde. Vorige.

Herzog (im Auftreten).
Die Frauen ſuchen Dich —

Agrippina.
Mir iſt nicht wohl;
Laßt uns nach Hauſe geh'n.

Herzog.
So plötzlich?

Agrippina.
Kommt!
Ihr meine Frauen! führet mich an die Luft,
Laßt meine Sänfte bringen.

Herzog.
Theure Schweſter!

Fortunat.
Erhab'ne Fürſtin —

Agrippina.
Fort! Führt mich hinweg!

Herzog.
Was iſt geſcheh'n?

Fortunat.
Ein namenloſes Unheil!
O hört mich, meine Fürſtin!

Agrippina
Fort von mir!
(Ab mit dem Herzog und Gefolge.)

Achtzehnte Scene.

Roſamunde. Fortunat.

Fortunat.
Sie hört mich nicht, ſie eilte zürnend fort —
O unglückſel'ger Tag, o Zaubergabe,
Die unheilvoll mein Lebensglück zerſtört! —

Betrüger nennt sie mich? Ich kann's nicht tragen! —
Hier ist das Fenster, das den Schatz verschlang.
Wie? wenn er an der Brüstung hängen blieb?
Daß sch'n!

(Oeffnet das Fenster.)

Rosamunde (vorwärts).
Was sucht Ihr, Herr?

Fortunat.
Du bist es, Proteus?
Sieh! einen Seckel hab' ich hier verloren.

Rosamunde.
Ihr?

Fortunat.
Oder die Prinzessin.

Rosamunde.
Einen Seckel!
War er nicht gelb?

Fortunat.
So ist's.

Rosamunde.
Mit grünen Schnüren,
So groß, wie Eure Hand? — Dann sucht nicht länger;
Denn die Prinzessin barg ihn an der Brust,
Eh' sie nach Beuten rief, und ich hinzutrat.

Fortunat.
Unmöglich!

Rosamunde.
Ganz gewiß.

Fortunat.
Wie konntest Du — —
Was frag' ich nur? — 's ist Thorheit, Raserei! —
Wie konnt'st Du seh'n, daß Agrippina ihn barg?

Rosamunde.
Ich kam hier eben durch die Gallerie,
Da sah ich die Prinzessin ganz allein,
Die heftig mit sich selber sprach, den Seckel,
Den ich ganz deutlich sah, in ihrer Hand.

Fortunat.
Du sahst und bliebst!

Rosamunde.
Nicht doch! Ich sah und ging,
Da die Prinzessin sorglam um sich spähte,
Wie Jemand, der nicht gerne Zeugen hat;
Nach Kurzem kehrt' ich wieder, und ich fand sie,
Denselben Seckel in der Hand, den sie
Mit raschem Zögern in den Busen barg,
Und nach den Leuten rief; da kamst Ihr selbst.

Fortunat.
Das sahst Du alles?

Rosamunde.
Ja.

Fortunat.
Du lügst!

Rosamunde.
Wie soll' ich?

Fortunat.
Sag', daß Du lügst! Ich bitte Dich, Du lügst!

Rosamunde.
Was habt Ihr, Herr?

Fortunat.
Sie soll den Seckel —? Nein!
Du sahst ihn nicht! Der Seckel liegt im Strom.

Rosamunde.
Ich sah ihn, ja. Es war ein leerer Seckel.

Fortunat.
Du weißt nicht, was Du sprichst! Ein leerer Seckel! —
So wiss' es, große Wunderkraft besaß er;
In diesem Seckel lag der Menschheit Sehnen,
Er war des Thoren Lust, des Weisen Streben,
Er schloß Dir auf die Herrlichkeit der Welt,
Befriedigend des Wunsches Uebermaß;
Er machte Jedermann zu Deinem Diener;
Dem Sauertopf zwang er ein Lächeln ab,
Und bog des Stolzes steifen Nacken krumm;
Ein König war ich, als der Seckel mein,
Und bin ein Bettler, da ich ihn verloren. —
Ein Bettler, weil ich ihn verlor? O nein! Ich bin
Ein König noch, wenn ich sonst nichts verlor! —
Armselig war des Seckels schnöder Inhalt;
In seinem Schooße nährt' er alle Laster;
Geiz, Wollust und Betrug und Müßiggang;
Er untergrub des Eigners Seelenkräfte,
Leicht bietend, was man sauer soll erwerben;
Er machte Mißtrau'n zu des Lebens Inhalt,
Und raubte Dir den Glauben an den Bruder.
Mir selber hat mein Leben er zerstört;
Die Göttin, die ich angebetet, ließ er
Vielleicht zum niedern Erdenweibe sinken.
Vielleicht! vielleicht! entsetzliches Vielleicht!
Im Götterbild der Liebe zweifeln müssen,
Verachten müssen, was man hoch verehrt!
Das Höchste und das Niederste so nah,
Das Laster nach der Hand der Tugend langend,
Die Tugend ihre Hand dem Laster bietend,
Daß ihre Gränzen fast zusammen fließen! —
Ich war ein Thor, daß ich das Leben liebte,
Das mir ein blüh'nder Frühlingsgarten schien;
Ich war ein Thor, daß ich an Liebe glaubte,
Die mich des Frühlings milde Sonne täuschte;
Das Leben ist ein neckendes Gespenst,
Das nur den reinen Glanz des Himmels nachtäuscht,
Und nahst Du ihm, die hohle Fratze weist.
So lockt der Irrwisch mit erborgtem Schimmer
Den harmlos Wandernden dem Abgrund zu.
Ich steh' am Abgrund; das Vertrauen schwand,
Die Liebe täuscht, die Tugend ist ein Mährchen.

Leer und gleichgiltig iſt der Tage Lauf —
Ich will nicht länger athmen, länger leben,
Nicht länger denken, fühlen und entbehren;
Vernichtung wäre mir ein ſüßes Loos,
Zerſtörung meines Weſens einz'ger Wunſch.
O Erde, öffne Dich, mich zu verſchlingen!
Zerſprengt, Ihr allzu kräftigen Organe,
Ihr jugendlichen Adern, ſchwellet tödtlich,
Und laßt mein Blut durch alle Lebens-Thore
Mit meinem Leben in den Sand verrinnen.
(Er wirft ſich auf den Boden.)

Roſamunde.
Gott! — Fortunat! — Mein Herr! — Mein Fortunat! —
Es ſtrömt ſein Blut — o höre mich! — Er ſtirbt!
(Sie beugt ſich über ihn. Raſch fällt ein.)

Vierter Act.

Erſte Scene.
(Einſame Gegend mit einer Hütte.)

Roſamunde
(in Männerkleidern, ſteht vor der Hütte und beſieht am Fiſcherzeug aus).

Roſamunde.
Es dunkelt bald — er kommt noch nicht nach Hauſe;
Wenn er die Wand'rung in's Gebirg nur ließe!
Er kehrt doch immer trauriger zurück.
Ein munt'rer Alltagsfreund iſt die Natur,
Der gern mit Fröhlichen Gemeinſchaft hält;
Doch um den Trübſinn kümmert ſie ſich nicht,
Und lächelt heiter, während jener weint. —
Horch! raſchelt's nicht im Buſche? Ja, er iſt's!
(Steht auf.)

Zweite Scene.
Roſamunde. Basko.

Basko.
Ei, guten Abend, Proteus, Du mein Bürſchchen!
Gott grüß Dich! Kennſt Du mich nicht mehr?

Roſamunde.
O ja!

Basko.
Nun ſieh! wo iſt Dein Herr?

Roſamunde.
Im Wald.

Basko.
So, ſo! —
Hier alſo wohnt er jetzt? — Recht artig, wirklich!
Ein bischen zwar — wie ſoll ich ſagen? — eng,
Zumal für einen weiten Geiſt, wie er —
Doch die Beſchränkung ward auch ihre Reize;
Dies Haus iſt klein, vielleicht nicht ſehr bequem,
Man könnt' es füglich eine Hütte nennen, —
Doch iſt die Lage hübſch, die Luft geſund.
Sagt nur, wie Ihr Euch hier die Zeit vertreibt?

Roſamunde.
Wir fiſchen.

Basko.
Was Ihr ſagt! Ihr fiſcht! Sieh doch!
Der Ritter Fortunatus ward ein Fiſcher!
Ich ſag's, ein tücht'ger Kerl ſchickt ſich in Alles. —
Er hat ja den Pallaſt, ſo heißt's, verkauft?
Da muß ihm eine hübſche Summe bleiben.

Roſamunde.
Es blieb ihm nichts, denn ſeiner Habe Reſt
Ließ er zu Schiffe bringen, und das Schiff
Sandt' er, ein frommer Sohn, den Eltern zu,
Durch einen Landsmann, dem er trauen konnte.

Basko.
Was aber ſegelt er nicht ſelbſt nach Hauſe?

Roſamunde.
Der arme Herr war krank, gefährlich, lange;
Selbſt ſeine Sinne, ungetreue Diener,
Verließen ihn, als ihn ſein Glück verließ,
Und Wahnſinn war ihm nah' in Fieberglut.
In Traum und Wachen ſprach er von dem Herzog,
Der ihn nicht ſehen wollte, von der Fürſtin,
Die ihn verrathen. Sorgſam pflegt' ich ihn,
So ging er nach und nach der Heilung zu;
Doch hat er ſeinen frohen Muth verloren.

Basko.
So blieb von ſeiner vor'gen Vornehmheit
Ihm gar nichts übrig, als vornehme Krankheit,
Die man Melancholie auf griechiſch nennt. —
Allein wo bleibt der melancholſche Herr?
Ich möcht' ihn ſprechen.

Roſamunde.
Ihr?

Basko.
Der Herzog ſchickt mich.

Roſamunde.
Iſt's möglich, daß der Herr ſich ſein erinnert,
Da man von dem Pallaſt ihn ſtets zurückwies?

Basko.
Der Herzog ſendet mich mit guter Botſchaft,
Doch muß ich Euern Herren ungeſtört
Und baldigſt ſprechen.

Rosamunde.

So. (Bei Seit.) Ich trau' ihm nicht. — Dort kommt der Herr!

Vasko.

Wo?

Rosamunde.

Ueber jenen Hügel.
Er spricht mit sich allein, er scheint verrückt;
In diesem Zustand darf man ihn nicht stören.
Tretet hieher; laßt mich erst mit ihm sprechen.

Vasko.

Der arme Herr! Er sieht ein bischen bleich;
Die Fischerkost scheint ihm nicht anzuschlagen.
(Sie ziehen sich zurück.)

Dritte Scene.

Vorige. Fortunat
(etwas phantastisch gekleidet, den Wunschhut auf dem Haupte).

Fortunat.

Natur, wie mächtig ist Dein Lebensathem!
Und wie erhebend ist Dein stilles Walten!
Wie strömst Du dem, der sich in Dich vertieft,
Die Fülle kräftiger Gedanken zu!
Ich lieg' auf grüner, sonnenheller Matte,
Im luftigen Gebirgsthal, Blumen lesend;
Die Blicke send' ich nach den Hochgebirgen,
Die, gleich des Thoren Wunsch, in Nebel schwinden;
Die Sonne spricht zu mir, der Mond, die Sterne;
Die schweren Wolken, die ihr luftig Leben
Vertampfend, Blitz und Donner rings versendend,
Und sich in milde Segensströme lösen,
Mit rauher Art erwünschte Gaben bietend,
Gleich einem Biedermann, der murrend wohlthut.
Das ganze große Leben steht vor mir,
Die Schranken eig'nen Sein's vergeff' ich gern',
Und fühle tief die Harmonie der Welt.
Und meine Seele freut sich ihres Daseins,
Fühlt sich des Unermeßlichen ein Theil,
Und dehnt ihr Leben selig hoffend aus. —
O wer in Einsamkeit stets sich nur lebt,
Wer nie sich in's Gewühl der Menge mischte!
Wo die Gemeinschaft ist, da ist Verderben,
Wo Leben sich an Leben drängt, ist Tod.
D'rum fort aus der verwirrenden Gesellschaft!
Ein Siedler will ich werden, ohne Habe,
Und heimisch nur in meiner Seele sein;
Nicht brauch' ich eines andern Wort und Gabe:
Der echte Mensch, das ist der Mensch allein.
(Er setzt sich vor die Hütte.)

Vasko
(zu Rosamunden).

Sagt, ist der Paroxismus bald vorüber?

Rosamunde.

Ich will versuchen jetzt, mit ihm zu sprechen. — Herr —

Fortunat.

Proteus! Du? — Gib mir zu trinken.

Rosamunde.

Gleich.
'S ist Jemand hier, der mit Euch sprechen möchte.

Fortunat.

Wer ist's?

Vasko (tritt hervor).

Ich bin's, Herr Fortunat.

Fortunat.

Du? Vasko?
(Zu Rosamunden.)
Bring' mir zu trinken.
(Rosamunde ab.)
(Zu Vasko.)
Hier ist nichts zu holen,
Mein Freund, Du mußt zu reichen Leuten geh'n.

Vasko.

Ich komme nicht zu holen, nein, zu bringen.

Fortunat.

Zu bringen? ei, und was?

Vasko.

Erst einen Gruß
Von unserm gnäd'gen Herzog.

Fortunat.

Von dem Herzog?

Vasko.

'Ne Botschaft dann von Dame Agrippina —

Fortunat (sehr rasch auf).

Nenn' diesen Namen nicht, liebst Du Dein Leben.
Es macht sein Klang mich toll, wie Zauberformeln.

Rosamunde
(kommt zurück mit einem Becher).

Hier ist ein kühler Trank.

Fortunat.

Du kommst zurecht.
Gib nur und geh! (Trinkt.)
(Rosamunde zieht sich zurück, ist aber im Laufe des folgenden Gespräches öfter sichtbar.)

Fortunat (zu Vasko).

Du nennst Deine Botschaft.

Vasko.

Sie, die ich Euch nicht nennen soll, frägt an,
Wie lang Ihr hier im Land zu bleiben denkt!

Fortunat.

So lang' es mir gefällt.

Vasko.

Die Fürstin meint,
Ihr werdet wieder nach der Heimath reisen.

Fortunat.

Vielleicht — vielleicht auch nicht.

Basko.

Nun, für den Fall,
Wär' Euch, so meint sie, Reisegeld vonnöthen,
Drum schickt sie Euch durch mich den vollen Beutel.

Fortunat.

Laß einmal seh'n. Wie viel ist in dem Beutel?

Basko.

Einhundert Goldstück.

Fortunat.

Hahaha! Ist's wirklich?
Ein reich Geschenk, ein fürstliches Geschenk!

Basko.

Das mein' ich auch.

Fortunat.

Meinst Du? Ich aber meine:
Wenn sie ihr ganzes Land mir schenkt, so wär' es
Ein Bettel nur 'gen das, was sie mir raubte.
Drum sag' ihr nur, ihr knickerndes Geschenk
Hab' ich verächtlich so von mir geschleudert.
(Schleudert den Beutel weg.)

Basko.

Was thut Ihr, Herr?

Fortunat.

Der Erde geb' ich wieder,
Was, ihr entstammend, uns zur Erde zieht.

Basko.

Nun, wie Ihr wollt! Reist ohne Reisegeld,
Nur bitt' ich: reist.

Fortunat.

Ich reise nicht.

Basko.

Ihr sollt.
Der Herzog gibt Euch noch drei Tage Frist,
Dann will er, daß Ihr Stadt und Land verlaßt.

Fortunat.

Er kann's nicht wollen, denn jüngst hat er mir
Hierländigen Besitzes Recht verbrieft.

Basko.

Jetzt aber will er anders, sag' ich Euch,
Und Dame — Namenlos theilt seinen Willen.

Fortunat.

Sie, die Euch All' am Gängelbande leitet,
Die ein Geheimniß weiß, daß Ihr nicht ahnet,
Das dem Besitzer große Macht verleiht,
Das thöricht ich verrieth, — sie schlau verbirgt, —
Sie, sie, sie will mich fort? — O süßes Ladsal!
Ich bin der Wermuthstropfen ihrer Lust,
Der bitt're Beischmack aller ihrer Freuden,
Ich bin der Krebs, der ihr am Herzen nagt,
Das Schwert, das über ihrem Haupte hängt,
Ja, ich bin ihr Gewissen, ihre Reue,
Ihre Verzweiflung — ich! O welche Wonne!
Ich danke Dir, Du gabst mir gute Nachricht.
Von nun an will ich nie das Land verlassen.

Basko.

Herr! seht Euch vor! Man hat noch andere Mittel
Euch zu entfernen.

Fortunat.

Feiger Sclave, schweig!
Was kann sie thun? Mich tödten? desto besser!
Ein neu Verbrechen gibt ihr neue Qual;
Todt oder lebend bleib' ich ihre Geisel.
Drum künd' ihr an, ich reise nicht und Du
Befrei' mich bald von Deiner Gegenwart.
(Setzt sich wieder vor die Thüre.)

Basko (für sich).

Das ist ein Starrkopf! — Hm! ich brech' ihn doch,
So, oder so! — Ich habe weiten Auftrag;
Ein bischen ihm zu drohen, wird nicht schaden.
(Klopft an Fortunat.)
Herr Fortunat —

Fortunat.

Was gibt's?

Basko

(indem er mit dem Dolch am Gürtel spielt).

Ihr wollt nicht reisen?
Ihr solltet doch.

Fortunat.

Laß mich zufrieden, sag' ich.

Basko.

Bedenkt: Ihr habt gar eine mächt'ge Feindin;
Sie kann Euch weite Reise machen lassen,
So eine, wo Ihr gar nicht wiederkommt.
Versteht Ihr mich? — Antwortet doch! Versteht
Ihr's? —
(Mit einer drohenden Geberde.)
Hört, Schatz! es gibt noch Dolche in der Welt.

Rosamunde

(die sich indessen herbeigeschlichen, fällt ihm rückwärts in den Arm).

Verräther!

Basko (verwundet sie).

Dummer Junge!

Rosamunde.

Wehe mir! —

Fortunat (hebt rasch auf).

Was ist geschehn?

Rosamunde.

Herr — Basko — einen Dolch —

Fortunat

(reißt Basko rasch zu Boden und entwindet ihm den Dolch).

Für mich? fahr selbst zur Hölle!

Rosamunde.

Schont sein Leben!

Fortunat.

Recht! Schade wär's, entzög ich ihn dem Galgen.

Basko.

So seid doch nicht so rasch! War ja nur Spaß. —
Ich glaube ein'ge Rippen zu vermissen.

Fortunat.
So hat sie, mich zu morden, Dich gedungen?

Basko.
Nicht doch! Nur drohen sollt' ich —

Fortunat.
Schweig' und lauf,
Bevor mich's reut, daß ich Dich laufen lasse.

Basko.
Verzeiht, wenn ich Euch ungelegen kam.
(Zu sich.) Nach jenem Busch hat er das Gold geschleudert,
Ich denk', ich kann's im Mondenlichte finden.
(Ab.)

Vierte Scene.

Rosamunde. Fortunat.

Fortunat.
So weit ist es gekommen! Mich zu tödten
Verlangt sie um des schnöden Mammons willen! —
(Zu Rosamunden.)
Was hast Du ihn verhindert, mich zu tödten?
Ein inhalt-leeres Leben ist ja Tod! —
Allein was hast Du? Deine Kniee schwanken,
Dein Angesicht scheint bleicher mit als sonst —

Rosamunde.
Mich schmerzt der Arm.

Fortunat.
Der Arm! bist Du verwundet?
Laß sehn.

Rosamunde.
Nicht doch!

Fortunat.
Du blutest!

Rosamunde.
'S ist ein Ritz nur.

Fortunat.
Der Schurk' hat Dich verletzt; was sprachst Du nicht?
Ein solcher Tropfen kostet ihm sein Leben. —
Doch komm hieher! setz' Dich! Ich hohle Linnen.
Hier ist noch Wasser; Gelt, das kühlt!

Rosamunde.
Ach ja.

Fortunat.
So! Laß mich nur gewähren. — Ei, was Du
Für zarte Arme hast, fast wie ein Mädchen!

Rosamunde
(zieht die Hand zurück).
Nun ist's schon wieder gut.

Fortunat.
Jetzt zum Verband.
Doch sieh! Die Schärpe taugt ganz gut dazu.
Es ist zwar ein Geschenk der Jugendfreundin,
Von der ich Dir erzählt, doch würde sie,
Daß ich es so verwendete, nicht grollen.

Rosamunde.
Sie dankt' es Euch vielmehr.

Fortunat.
So, jetzt ruh' aus.
Soll ich in's Haus Dich führen?

Rosamunde.
Nein, ich dank' Euch.
Die Abendkühle thut mir wohl.

Fortunat.
So bleib!
Fühlst Du noch Schmerz?

Rosamunde.
Fast gar nicht.

Fortunat.
'S war mehr Schreck, —
Du guter Knab', wie Du so treu mich liebst,
Und wie ich gar nichts that, Dir zu vergelten!
Nun fällt es mir auf's Herz, in Noth und Krankheit
Hieltst Du allein an meinem Lager aus;
Du machtest meinen wirren Sinn genesen,
Durch treue Sorgfalt, wie ein liebend Weib.
Ein Weib? was will ein Weib? Ich liebe keine,
Doch Dich trag' ich im Herzen.

Rosamunde.
Ihr liebt Keine?

Fortunat.
Nein! Sie sind alle falsch; Du bist es nicht.

Rosamunde.
Nein, eh' bin ich ein Weib, Herr, als ich falsch bin.

Fortunat.
Ich schäme mich, daß ich im bösen Unmuth,
Die Zeit vergeudend, fast Dich'darben ließ;
Daß ich den Trostesworten, die Du mild
Mir eingeflößt, ein halbes Ohr nur lieh,
Durch Schweigen kränkend Dein bereitet Lieben;
Doch ich will anders werden bald, ganz anders;
Hab' ich erst wen, der meiner Kraft bedarf,
So wird die Kraft auch wieder frisch erwachen.
Für Dich nur einzig will ich sorgen, streben,
Mich nimmermehr von Deinem Schicksal trennen;
Mein Leben, das sein eig'nes Ziel verlor,
Bewahr' ich für ein fremdes: für Dein Wohl.

Rosamunde.
Ach, Herr, Ihr seid so gütig und so mild —

Fortunat.
Du weinst? Dein Blut und Deine Thränen sind
Tief in mein Herz gegraben, guter Protens.
Doch trockne Deine Thränen, ruh' jetzt aus.
(Entfernt sich von Rosamunden, vor sich.)
Gefahr droht jenem Knaben, so wie mir;

Nun gilt's erwachen aus der trägen Ohnmacht.
Daß sie den Seckel hat, das ist gewiß,
Ihn wieder zu erwerben, nicht unmöglich.
Ich bin nicht gar so hülflos, als ich scheine,
Ich bin ja noch der alte Fortunat.
Der Dolch hat meine Seele aufgestachelt.
Wie konnt' ich nur so lange meiner selbst,
Wie konnt' ich diesen Zauberhut vergessen?
Du holde Gabe sollst bald thätig werden.
Es streift mir ein Gedanke durch die Seele: —
Ja, ja, so gehts! — Bald ist der Seckel mein,
Und süße Rache wird mein Herz erquicken. —
Mein Proteus, schläfst Du?

Rosamunde.

Nein, Herr.

Fortunat.

Geh' hinein;
Die Nacht wird feucht und kühl. Ich will hinab
Zum Teiche seh'n, ob Fisch' im Netze sind.
Kommt ich nicht bald zurück, so geh' nur schlafen.
Leb' wohl, mein liebes Kind! — Jetzt rasch an's Werk!

(Ab.)

Fünfte Scene.

Rosamunde (allein).

Mir ist so wohl zu Muth — so weh!
Hier saß der Freund, in meiner Näh',
Er faßte mich in seinen Arm,
Und sprach so hold, so lieb, so warm!
Er nannte mich sein liebes Kind,
Und seinen Knaben, treu gesinnt.
Ja — seinen Knaben! — Einerlei!
Das Mädchen war ja auch dabei.
Ich fürchte nicht, wenn er's erführt,
Daß sich seine Lieb' in Haß verkehrt.
Fast hätt' ich Alles ihm entdeckt,
Doch hätt' es ihn zu sehr erschreckt;
Er ist noch eben im Genesen:
Da hat man gar ein zärtlich Wesen.
Doch sicher bald bered' ich ihn,
Von dem verhaßten Ort zu zieh'n,
Und im geliebten Heimathland
Reicht Rosamunde ihm die Hand.
Weist er sie dann zurück? — Wohl schwer!
Er liebt den Proteus gar zu sehr. —
Komm', süßer Schlummer, sende Du
Mir bunte, holde Träume zu;
Zeig' mir des Freundes liebend Bild —
Doch mach', daß sich der Traum erfüllt.

(Ab.)

Sechste Scene.

(Zimmer im herzoglichen Pallaste. erleuchtet.)

Der Herzog, Agrippina und Vasko (treten auf).

Agrippina (zu Vasko).

Sehr ungeschickt hast Du Dein Amt verwaltet,
Ihn nicht entfernt und unsern Sinn verrathen.
Wir hätten einen Klägern senden sollen.

Vasko.

Ei was! ich trug doch meine Haut zu Markt,
Und dafür schon verdien' ich meinen Lohn.

Agrippina.

Sprich nicht von Lohn, wo nichts geleistet ward. —
Es ist schon spät. Mich schläfert. Gute Nacht!

Herzog.

Schwester, ein Wort! — Willst Du die Summe schaffen,
Die Du versprachst?

Agrippina.

Ich will's versuchen; doch
Du kommst zu oft.

Herzog.

Erstherst ist unser Schatz,
Und ohne Dein geheimnißvolles Münzen,
Wüßt' ich mir kaum zu rathen. Wirst Du mir,
Dem Bruder, Dein Geheimniß nicht enthüllen?

Agrippina.

Nimm Du die Hülfe, laß mir mein Geheimniß.
Es trägt der Boden nicht, woron er grün wird;
Dem Himmel danke, der durch mich Dich segnet.

Herzog.

Gut' Nacht denn, und vergiß nicht Dein Versprechen.

Vasko.

Lebt wohl, hochedle Frau! (Bei Seite.) Du geiz'ger Satan!

(Beide ab.)

Siebente Scene.

Agrippina (allein).

Ich bin allein — nun ist mir wieder wohl;
Nun darf ich mich am holden Schatz erfreu'n.
(Sie langt den Seckel hervor.)
Nachts, in des Schlafgemaches Einsamkeit,
Fern von der Neugier stets geschäft'gem Auge,
Besprech' ich mich mit Dir, Du holder Seckel! —
Wie thöricht war dein voriger Besitzer,
Und wie erlaubt war's, dich ihm zu entreißen!
Er glaubte durch Verschwendung dich zu ehren;
Wie Midas wandelt' Alles er in Gold,
Und da die edle Gab' er leicht gewann,
So warf er sie mit vollen Händen hin,

Wie Kinder ihr veraltet Spielzeug schenken.
Er überschwemmte fast die Welt mit Gold,
Bis er's gemein für alle Menschen machen
Und keinen Dienst dafür sich kaufen könnte,
Verschwendend so, der thörichte Verschwender
Nicht nur den Reichthum, auch des Reichthums Werth.
Das ist kein Sinn, du holde Gabe, nicht;
Du hast nur in der Hand der Klugheit Werth,
Ja, sie verleiht dir erst die wahre Würde.
Sie gibt für kleine Leistung kargen Lohn,
Denn eitle Großmuth schafft nur Mißvergnügte;
Sie hält der regen Wünsche Schaar am Zügel,
Dem Herzen manch' erlaubt Gelüst versagend,
Um nicht des Argwohns Blick auf sich zu zieh'n.
Ist auch dein Born, o Seckel, unerschöpflich,
Die Klugheit trinkt nur, ihren Durst zu löschen,
Nicht, in dem Ueberfluß sich zu berauschen.
Drum werden mir, du holder Zauberseckel,
Stets deine Gaben segnend sein. — Jetzt komm',
Laß mich bescheiden deine Kraft erproben.
(Er öffnet den Seckel.)

Achte Scene.

Agrippina, Fortunat
(erscheint, den Hut auf dem Haupte).

Agrippina
(nachdem sie in den Seckel gelangt).
Himmel! Die Hand ist leer! — Was soll ich denken?
Hat sich die Zauberkraft so schnell erschöpft?
Ist wo ein Späher?
(Blickt zurück und sieht Fortunat.)
Rettung! Fortunat!

Fortunat.
Schweig', wenn Du leben willst! —
(Er umfaßt sie und schwingt den Hut.)
Nun wünsch' ich mich
In fernen Landes unbewohnte Wildniß.
(Beide verschwinden. Musik.)

Neunte Scene.

(Wilder Wald. Mondbeleuchtung.)

Fortunat und Agrippina
(erscheinen).

Agrippina.
Mich schwindelt! — Gott! was ging nur mit mir vor?

Fortunat.
Entartet Weib, Du bist in meiner Macht!

Agrippina.
Barmherzigkeit, o Herr, Barmherzigkeit!

Fortunat.
Was streckst Du flehend mir die Hand entgegen,
Die noch den Seckel hält, den Du mir raubtest,
Und schärfst so meinen Zorn, statt ihn zu mildern?

Agrippina.
O nimm den Seckel!

Fortunat.
Sicher ist er mir,
So wie Dein Leben.

Agrippina
(wirft sich auf die Knie).
O verschone mich!

Fortunat.
Du kniest vor mir, der ich vor Dir sonst kniete! —
O Agrippina, was hast Du gethan?
Wie konntest Du's in Deinem Herzen haben,
Mir alle große Unthat zu ersinnen,
Der ich Dir treu war, wie die eig'ne Seele,
Der Leib und Gut und Blut mit Dir getheilt?
Du standst vor mir, gleich einem Götterbilde,
Dem man sich naht, demüth'ger Ehrfurcht voll.
Du lächeltest mir zu — ich war so selig!
Denn also unverfälscht war mein Gemüth,
Daß ich nicht kannte, was Verstellung sei;
Du goßest Argwohn erst in diese Brust.
Ich las in Deinem Lächeln Gunst der Liebe,
Allein es war nur Kunst der Buhlerin.
Der erste Kuß, der Seel' an Seele bindet,
Er war Dir feil — und sei's um eine Welt,
Allein er war Dir feil! — Ein Judaskuß,
Das Opfer, das Du Dir erwählt, bezeichnend!
So brachtest Du mich um mein einzig Gut,
Und jagtest mich in Spott und in Verzweiflung,
Daß nur der Wahnsinn, der mich rasch ergriff,
Mich abhielt, nicht mein Leben wegzuwerfen;
Doch schleppt' ich es in Schmach und Elend hin;
Da, geistig, wie Ihr Weiber Alle seid,
Haßt Du ein ärmlich Zehrgeld mir geboten,
Mir, dem Du alles Glück der Welt verdankst.
Ich nahm es nicht — und Du, in dunkler Ahnung,
Die Zaubergabe sei Dir nicht gesichert,
So lang' ich lebe — sandtest mir den Mörder:
Sieh hier den Dolch, den Du für mich gedungen. —
Nun sprich: Betrug und Habsucht, Geiz und Mordlust,
Sind dies des zarten Weibes Tugenden?
Die, außen schöne Frucht, ist innen faul!
So mag sie denn der Gärtner nur vertilgen!
Du hattest kein Erbarmen je für mich:
Soll ich es haben? Sprich Dir selbst Dein Urtheil.

Agrippina.
Herr, niedrig und verworfen fühl' ich mich.

Ich hab' Euch schwer gekränkt, ich weiß es wohl,
Doch seit dem Tag kam in dies Herz kein Frieden.
Wollt Ihr mich strafen? Ihr, ein starker Ritter,
Das schwache Weib? Genüg' Euch meine Reue!

Fortunat.

Nun kannst Du bitten! Doch das rührt mich nicht.
Zu groß war Dein Verbrechen, Deine Bosheit!
Bereite Dich zum Tode. Du mußt sterben.

Agrippina.

Herr, nur mein Leben schont!

Fortunat.

Nicht meine Hand
Soll sich mit Deinem falschen Blut besudeln;
Doch in der Wüste hier will ich Dich lassen,
Die niemals noch ein Menschenfuß betrat;
Hier sollst Du Hitz' und Frost und Hunger leiden,
Wild in Verzweiflung Dir den Tod ersteh'n,
Und ihn in eines Tigers Rachen finden.

Agrippina.

Barmherzigkeit! was war denn meine Schuld?
Bei Gott, nicht dacht' ich d'ran, Dich zu ermorden!
Blick' in mein Herz: es war nicht immer boshaft.
Du selbst bist meiner Frevel erster Grund.

Fortunat.

Ich?

Agrippina.

Ja, Du selbst. Vernimm in dieser Stunde,
Was früher ich mir selber kaum gestand: —
Ich liebte Dich, als ich zuerst Dich sah.

Fortunat.

Armsel'ge Lüge!

Agrippina.

Nein, ich lüge nicht:
So wahr ich fühle, daß ein Gott uns richtet! —
Dein männlich Wesen hatte mich bezwungen,
Dein freher Sinn und Deine holde Anmuth;
Doch da erwachte rasch der Stolz der Fürstin,
Die nicht des Bruders Dienstmann und Vasallen,
Die nur sich eignen kann dem Gleichgebornen.
So zwang ich denn zurück der Liebe Blüthe
Mit Kraft, die mir vor andern Frauen ward,
Und sa'te Haß, der üppig wuchs wie Liebe,
Da man am tiefsten haßt das einst Geliebte.
Und and're Laster wucherten wie Unkraut,
Verstrickten und umrankten meine Seele,
Wie Epheu rasch die schlanke Säul' umwindet,
Und ihres Baues Harmonie verbirgt.
Ja, meine Seele war einst groß und rein,
Ein edler Stolz war einzig nur mein Fehler,
Nun ich erwacht aus meinem wilden Taumel,
Begreif' ich's nicht, wie ich so tief gesunken,
Und bitt're Reue nagt an meinem Herzen. —
Du weißt nun Alles. Thue, was Dir gut dünkt,
Leg' eine Buße mir, die schwerste, auf,
Doch kann es sein, so lasse mir das Leben.

Fortunat (nach einer Pause).

Viel der Dämonen sind in uns'rer Brust,
Und Einer mag den Andern wohl verdrängen;
So heiltest Du den Stolz mit schnöder Habsucht,
Und tauschtest Laster gegen Fehler ein.
Ich will Dir glauben, was Du mir vertraut,
Was mich zum Gott entzückt, gestandest Du es früher,
Ich jetzt mit schmerzlichem Gefühl vernahm.
Die Lieb' ist leicht gefährdet, wie die Pflanze;
Wer Einmal mich verletzt, hat mich verloren;
Von Krankheit mag der Körper wohl gesunden,
Doch Seelenschmerz heilt nicht wie Leibeswunden, —
Wir sind getrennt, für immer, für das Leben,
Doch wenn Du ächte Reue fühlst, so sprich:
Willst Du im Kloster, an der heil'gen Stätte,
Dein Leben endigen?

Agrippina
(die sich indessen, ermattet, auf einen Baumstamm gesetzt).

Ich bin's zufrieden.

Fortunat.

So komm! Ich führe Dich sogleich dahin.

Agrippina (steht nieder).

Ich kann nicht fort — ich bin so matt — so kraftlos —
Die Zunge klebt am Gaum — mich friert — mich schüttelt Fieber —

Fortunat.

Nimm' meinen Mantel um; ich will indessen
Nach Wasser spähen, oder Waldesbeeren.

(Geht ab.)

Zehnte Scene.

Agrippina (allein).

Da halt' ich in der Hand den Zauberseckel,
Als wie zum Hohn, indeß ich hier verschmachte,
Und Angst und Reue wühlen in der Brust.
Die Stunde soll mein ganzes Leben ändern.
Der Pracht, der Herrlichkeit will ich entsagen,
Nie wieder meinen Prunkpallast betreten.
Doch auch im Walde möcht' ich nicht verschmachten —
Es ist so kalt, so schaurig hier, so einsam!

Eilfte Scene.

Agrippina, Fortunat
(kommt zurück, Wasser im Hut).

Fortunat.

Dort fand ich eine Quelle; nimm und trink.

(Reicht ihr den Hut.)

Agrippina.

Ich danke Dir. (Trank.) O wie mich das erquickt! Kein gold'ner Becher gab der Fürstentochter Erschnaterten Genuß. (Legt weg.)

Fortunat (bei Seite).

Sie dauert mich.

Agrippina.

Leer iſt das Hütlein.

Fortunat.

Biſt Du nun bereit, Die Reiſe anzutreten?

Agrippina.

Laß mich noch Ein wenig ruh'n; ich bin zum Tode matt, Vermag es kaum, mich aufrecht zu erhalten; Das ſchlechteſte Lager wäre Seligkeit, Wie oft beklagt' ich Bauern, Jäger, Fiſcher, Ob ihrer harten, ſchlechten Ruheſtellen! O wär' ich jetzt in einer kleinen Hütte, Wie ſie die Fiſcher haben unſers Landes! (Sie entſchläft.)

Zwölfte Scene.

Fortunat (allein).

Agrippina — — Weh mir! ſie iſt verſchwunden! Sie ſprach das Zauberwort bewußtlos aus — Unſinniger Thor, der ich Fortuna's Gaben So frech mißbrauchte, ſo verſchleuderte! Nun bin ich zehnmal ärmer noch, als je, Da ich den ſchnöden Reichthum mir gewünſcht! Verderben muß ich in der wilden Wüſte, In die mein eig'ner Zauber mich verbannt. — Ich will nicht langſam ſterben, nicht allmählich, Nein, dieſe Hand, die jener Frevlerin Den Wunſchhut anvertraut, ſoll ſelbſt ſich richten, Für ihre Thorheit, ihre Raſerei! (Zieht den Dolch hervor.)

Du warſt ja ſchon für meinen Tod beſtimmt, Wenn nicht den Arm des Mörders Proteus wandte — —

Proteus! Mein holder Knabe! Er iſt ſchutzlos, Verwundet und verlaſſen, ſeinen Feinden Und meinen Preis gegeben. Ich will leben! Ich muß den Knaben finden, muß ihn ſchützen, Wie ich es heilig mir und ihm verſprach. Du gür'ger Gott, vergib mir meine Feigheit, Daß ich das Leben, Dein Geſchenk, verlaſſen, Und zweifelnd wollt' an Deiner Gnade Born. Dies kurze Wort, o Herr, wird Dir genügen, Du ſiehſt ja, wie's in meinem Buſen wogt! — Jetzt aber will ich eig'ner Kraft vertrau'n, Und eine Richtung ſuchen nach den Sternen, Die mich zurück nach jenem Lande führe, Wo ich ſo viel gelitten und verloren.

Ich will ja nichts von meinem vor'gen Glück! Trag' ich das nackte Leben nur davon; Nicht länger locken mich die Zaubergaben; Find' ich nur wieder meinen treuen Knaben. (Geht ab.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

(Die Gegend vor der Hütte.)

Basko

(allein, geht auf und ab).

Was doch die großen Herrn für wunderliche Launen haben! Und nun erſt die großen Frauen! — Da iſt die Prinzeſſin. Sie wuchs in Pracht und Ueppigkeit auf. Dabei hat ſich ihre Seele den Magen verdorben. Nun gebraucht ſie die Hungerkur, will eine Klausnerin, eine Schäferin werden — was weiß ich! Aber das prinzliche Weſen ſchlägt vor. Wenn ſie auch in einer Hütte wohnt, ſie läßt Einen noch immer antichambriren.

Zweite Scene.

Basko. Roſamunde

(im Pilgerkleide, kommt aus der Hütte).

Basko (ihr entgegen).

Nun?

Roſamunde.

Die Prinzeſſin will Euch nicht ſprechen.

Basko.

So? Haſt Du ihr geſagt, daß ich als Abgeſandter des Herzogs, ihres Bruders komme?

Roſamunde.

Allerdings. Allein ſie will ſich nur ihrem Bruder ſelbſt anvertrauen. — Gehabt Euch wohl!

Basko.

Auf ein Wort! — Sei ohne Sorge, es geſchieht Dir nichts. — Ich muß dem Herzog eine Nachricht bringen. Erzähle doch, wie die Prinzeſſin hieher kam. Es gehen wunderliche Gerüchte im Volk.

Rosamunde.

Was ich weiß, sollt Ihr erfahren. — Es sind nun sieben kummervolle Tage: ich lag Nachts im Bett und schlief, da weckte mich etwas, und ich erschrack nicht wenig, als ich die Prinzessin vor mir stehen sah, in meines Herrn Mantel und Hut. Sie hatte aber nichts Arges im Sinn; vielmehr sah sie erschöpft und leidend aus. Sie bat mich um einen Trunk Wassers, das sie gierig trank, und bald darnach auf das Lager hinsank, und schlief wie ein Todter. Ich saß dabei in Kummer und Angst bis zum lichten Morgen, und wartete auf meinen Herrn, der nicht kam. — Als die Prinzessin erwachte, da mußte sie sich erst auf Alles besinnen, was mit ihr vorgefallen. Sie erzählte mir eine Menge Wunderdinge, die ich nicht verstand. Wie sie aber erfuhr, daß diese Hütte meines Herrn Fortunat Eigenthum sei, da weinte sie bitterlich, und klagte sich alles Unrechts an gegen ihn, und wollte es ihm abbitten. Doch der war nirgends zu finden, nicht am Teich, nicht im Gebirge, wo ich wohl 1000 Mal seinen Namen rief. Da sandte mich die Prinzessin in den Pallast nach ihren Leuten, und schickte diese nach allen Richtungen aus, um meinen Herrn zu suchen. Sie aber zog ein Pilgerkleid an, und hieß mich ein Gleiches thun; und da wanderten wir wechselweis um meines guten Herren Rückkehr, der noch immer nicht hier ist, und den ich wohl bis zum jüngsten Tag nicht sehen werde.

Basko.

Sehr sonderbar! Nun, ich will's dem Herzog melden. Vielleicht läßt er sie die Genovefa weiter spielen. Den Schmerzenreich hat sie schon zur Seite; es fehlt ihr nichts als die Hirschkuh.

(Ab.)

Dritte Scene.

Rosamunde. Agrippina
(im Pilgerkleide aus der Hütte).

Agrippina.

Mein guter Proteus, kam noch keine Nachricht?

Rosamunde.

Noch nicht, Prinzessin.

Agrippina.

Ach, ich fürchte sehr,
Wir werden Deinen Herrn nicht wieder seh'n! —
Du weinst, mein guter Knabe? Deine Thränen
Sind süß, wie sie der Schmerz, die Treue weint;
Ich fühle nicht so selig reinen Schmerz;
Mein Aug' ist trocken, meine Seele weint,
Nicht aber Thränen, die den Busen lindern,
Nein, Blut, das mir des Herzens Schuld erpreßt.

Fortunat (hinter der Scene).

Proteus! mein Proteus!

Rosamunde.

Das ist seine Stimme!
(Rasch ab.)

Agrippina (allein).

Wär's möglich? Fortunat! Er lebt? er lebt?
Ich dank' Dir, gütiger Gott! — Ja, ja, er ist's!

Vierte Scene.

Agrippina, Fortunat mit Rosamunden.

Fortunat.

Mein holder Knabe, Du bist unversehrt,
Dich hab' ich wieder — nun ist Alles gut!
Doch sprich, wie kamst Du in die Pilgerkleider?

Rosamunde.

Herr, die Prinzessin hieß dies Kleid mich wählen.

Fortunat.

Wie? die Prinzessin? — Doch wo ist sie?

Rosamunde.

Sehr
Die Pilgerin.

Fortunat.

Prinzessin Agrippina!

Rosamunde.

Sie sandte Leute aus, um Euch zu suchen,
Und fanden sie Euch nicht, so wären wir
Durch's Land gepilgert, bis wir Euch erspäht.

Fortunat.

So dank' ich Euch mein Leben denn, Prinzessin.
Drei Tage wandert' ich durch öde Wildniß,
Von Wurzeln mich ernährend, wilden Früchten;
Da endlich kam ich an des Waldes Ausgang,
Und hofft' auf Menschen-Angesicht und Hilfe:
Doch eine weite Haide dehnte sich
Vor mir, gleich unermeßnem Weltmeer aus,
Die zu durchschreiten mir unmöglich war,
Vor Müdigkeit Erschöpfung und Verzweiflung.
Und todesmatt warf ich mich hin zur Erde.
Da schlugen Rosetritte an mein Ohr,
Und Menschenstimmen; Eure Leute waren's,
Die mich an ferner Landesgrenze suchten;
Sie labten mich mit Speis und Lebenshoffnung,
Und so gestärkt, trat ich die Rückkehr an.

Agrippina.

Dem Himmel Dank, der mich Euch retten ließ;
Doch nehmt jetzt Euer Eigenthum zurück,
Das schwer auf mir gelastet, nehmt den Seckel.

Fortunat.

Unsel'ge Zaubergabe! — Aber sprecht!
Wo ist der Hut, den ich Euch gab?

Agrippina.
Der Hut? Dort in der Hütte.

Fortunat.
Hol' ihn, Proteus.

Rosamunde (der Seite).
Ich merke wohl, sie werden sich versöhnen.

(Ab in die Hütte.)

Fünfte Scene.

Agrippina. Fortunat.

Agrippina.
Herr, da ich wieder Dich vor mir erblicke,
Steht alle Schuld vor meinem Angesicht,
Doch auch das einz'ge Mittel, sie zu sühnen.
Gebiete, laß mich leben, tödte mich;
Sieh, ich bin Deine Sclavin, Dein Geschöpf;
Aus Deiner Hand will ich mein Loos empfangen.

Fortunat.
Verändert bist Du, bin ich selbst durch Dich;
Zerrissen ist der Faden, der uns band,
Der Ton verklungen, der nicht wieder anklingt.
Ich weiß Dir nicht zu rathen, nichts zu sagen;
Ein krankes Herz muß durch sich selbst genesen;
Darum ermanne Dich, sei stark und lebe. —
Doch sprich, was soll dies Kleid?

Agrippina.
Ein Zeichen ist es
Der Reue, die mich foltert. Einsam will ich
Mein Leben, fern von Glanz und Pracht, verbringen.
Doch möcht' ich gern in meine stille Klause
Die Hoffnung nehmen, daß Du mir verzeihn.

Fortunat.
O Agrippina! Mußt' ich das erleben!
Ich sehe wohl, Dein Leben ist zerstört,
Doch wird Dein großer Sinn ein neues bau'n.
Beruhig'n Dich: ich scheide ohne Groll,
Und reiche freundlich Dir die Hand zum Abschied.

Agrippina.
Ich werde Deine Milde nie vergessen.

Rosamunde (kommt zurück).
Da ist der Hut.

Fortunat (zu Agrippina).
Leb wohl!

Agrippina.
Leb wohl — auf immer.

Rosamunde (der Seite).
Er geht! Nimmt Abschied! und sie bleibt zurück?

Fortunat.
Leb wohl, du Traum von Liebe und von Glück! —
Proteus, mein Knabe, komm! Wir ziehen fort
Schnell wie der Wind nach einem andern Land.
Erschrick nicht, was geschieht! Reich mir die Hand!

(Ab mit Rosamunden.)

Sechste Scene.

Agrippina (allein).
Er geht, er geht — ich seh' ihn nicht mehr wieder —
Doch hat er mir verzieh'n — Herz, sei genügsam! —
Verzeihung — süßes Wort! Du Lebensbalsam,
Durch den des Herzens Wunden sanft vernarben,
Und wenn sie auch nicht heilen, minder schmerzen.

Siebente Scene.

Agrippina, der Herzog, Basko und Gefolge (treten auf).

Herzog.
Dies ist der Ort!

Basko.
Ja, Herr. Sieh die Prinzessin.

Herzog.
Schwester, was soll dies wunderliche Treiben?
Was liebst Du den Pallast, wohnst in der Hütte?
Trägst statt des Purpurs bürenes Gewand?
Wie haben diese Tage Dich geändert!
Wo ist die stolze, adlige Gestalt!
Dein Blick ist hohl und Deine Wangen bleich;
Wie ist es, daß so plötzlich Dich verändert?

Agrippina.
Ein Wunder.

Herzog.
Gab' es Wunder!

Agrippina.
Läugnest Du's?
Und bist und athmest, sprichst und denkst und fühlst!
Blick' um Dich, Himmel und Erde sind ja Wunder,
Daß Bäume grünen, daß der Vogel singt,
Daß Sterne schimmern und daß Menschen fühlen —
Die ganze Welt ist ein erhab'nes Wunder.
Erstaunst Du, wenn ich mit dem Fuße stampfe,
Und rasch ein Fruchtbaum aus der Erde quillt?
Ich staune nicht, denn Größeres erlebt' ich;
In meinem Herzen schoß der Reue Saamen,
In einem Augenblick zum Lichten Wald,
Und darin will ich mich, wie Magdalena,
Vor aller Hoffarth dieser Welt verbergen.

Herzog.
So sprich! — Du willst —?

Agrippina.
Ein Kloster will ich bauen,
Für arme müde Pilger und für Kranke;
Dort will ich And're trösten, laben, heilen,
Und so des Herzens Ruhe wieder finden.

Herzog.
Allein bedenk:: Deine reichen Güter —

Agrippina.
Sie bleiben Dir zurück, der lebenstüchtig
Lebendigen Besitzes sich erfreut.
Doch leg' an's rasche Herz der Weisheit Zügel,
Daß es Dich nicht zu schlimmen Thaten leite,
Schwer ist's, die Macht der Jugend zu vereinen.

Herzog.
Ich hör' erstaunt, was Du gelassen kündest;
Nur Ungeheures konnte so Dich ändern.

Agrippina.
Du sollst, was Dir zu hören ziemt, erfahren;
Jetzt aber komm', die Schenkung aufzusetzen. —
Hier, wo die unscheinbare Hütte steht,
Soll künftig sich des Klosters Bau erheben;
In Sammlung, Fleiß und Wohlthun und Gebet,
Begründe sich mein zweites — inn'res Leben.
(Ab mit dem Herzog und Gefolge.)

Achte Scene.

Basko (allein).

So, so! Sie baut ein Kloster. Gut! Ich will sehen, daß ich die Lieferung dafür kriege. — Sie bereut? Nach Belieben. Die Reue ist auch so eine Extra-Speise für die vornehmen Leute. Für uns gemeines Volk paßt das nicht. Wenn der Magen brummt, schweigt das Gewissen. Leben ist das Erste. Wenn mir die Jugend zu essen gibt, so will ich mich bei ihr zu Tisch laden; wenn aber das Laster eine bessere Küche führt, dann trägt die Jugend selbst die Schuld, daß sie ihre Kostgänger verliert.
(Ab.)

Neunte Scene.

(Famagusta. Ein Theil des Hafens, dem Zuschauer zur Linken ein Hügel mit einem Kreuz. Man hört von der Seite des Hügels ein Betglöcklein wiederholt in Absätzen läuten. Mehrere Leute treten auf und gehen über den Hügel. Ritter Hugo, Beata und Pancratio kommen.)

Pancratio.
Recht sahst Ihr, edle Frau! Es naht ein Schiff.

Beata.
Ach, brächt' es Nachricht doch von unserm Sohn!

Hugo.
Glaub' sicherlich, mein Kind, es geht ihm wohl.

Pancratio.
Ihr habt noch Hoffnung, aber ich —?

Hugo.
Nun, nun!
Es wird noch Alles werden.

Pancratio.
Ach, ich habe
Mein armes Kind in Noth und Tod gesagt.

Hugo.
Man stirbt nicht gleich, man muß nicht gleich verzweifeln.
Was gilt's, wir sehen unsre Kinder bald?
Den ganzen Morgen juckt mein linkes Auge:
Das muß etwas bedeuten. — Aber kommt!
Der dritte Ruf des Glöckleins ist vorüber,
Die Orgel hör' ich schon.

Beata.
Das Schiff kommt näher.
Wir fragen doch die Leute, wenn sie landen,
Ob sie von Flandern Nachricht wissen?

Hugo.
Freilich.
Doch kommt jetzt, wir versäumen sonst die Messe.
(Alle ab.)

Zehnte Scene.

Fortunat und Rosamunde (treten auf).

Rosamunde.
Wie ist mir nur! was ist mit mir geschehen!

Fortunat.
Ruhe hier aus und sammle Deine Sinne. —
(Da Rosamunde sich setzt.)
(Zur Seh.) Ich danke Dir, Fortuna! Dein Geschenk
Hat nach der Heimath mich zurückgebracht.
Doch nimm den Zauberhut nur jetzt zurück,
Und auch des schnöden Reichthum's Quell, den Seckel,
Den thöricht ich erflehte, den Unheilbringer;
Was, hab' ich nicht um Weisheit Dich gebeten?
Vielleicht verleihst Du sie, wenn ich die Gaben
In's Meer versenkt, erkennend meinen Unwerth,
Sie zu besitzen, und sie klug zu brauchen.
Fahrt hin, Ihr Zaubergaben!
(Er wirft den Seckel und Hut in's Meer.)
(Sanfte Musik. In der Ferne wird ein Schiff sichtbar, welches Anker wirft.)
Ha! mir ist,

Als billigte die Göttin mein Verfahren;
Mein Sinn ist wieder frei und frisch, wie einst;
Das Leben glänzt mich wieder freudig an;
Was ich erlitt, steht dunkel hinter mir,
Und das Unheimliche verschwebt in Nebel;
Doch vor mir tagt es hell, und süße Sehnsucht
Verkündet mir ein nahes, dauernd Glück.

Elfte Scene.

Vorige. Der Schiffer (aus dem Grund).

Schiffer.

Verzeiht; kennt Ihr den Ritter Hugo, Herr? —
Allein was seh' ich? Ritter Fortunat! —

Fortunat.

Bist Du der Schiffer nicht, den aus Burgund
Ich mit Geschenken nach der Heimath sandte?

Schiffer.

So ist es, Herr, und dort ist Euer Schiff.
Mich wundert's, daß Ihr uns voraus gesegelt;
Befehlt's, wohin ich die Geschenke bringe.

Fortunat.

Laßt sie nur auf dem Schiff; ich komme nach,
Künd' Euch das Weitere.

Schiffer.

Wie Ihr befehlt.
(Ab auf das Schiff.)

Zwölfte Scene.

Rosamunde. Fortunat.

Fortunat.

Ich seh's: mein altes Glück ist nicht gewichen. —
Nun lieber Knabe, hast Du ausgeruht?

Rosamunde

(die indessen aufgestanden, erstaunt die Gegend betrachtend).
Wo sind wir?

Fortunat.

Staune nicht! In Famagusta,
In meiner Heimath.

Rosamunde.

—Gott! In Famagusta! —
Wie kamen wir hieher?

Fortunat.

Sei ohne Furcht!
Kein böser Zauber ist's, dem ich vertraut bin.

Rosamunde.

So sind wir wirklich denn in Famagusta? —
Ja, Alles kenn' ich hier: das Kreuz, den Hügel —
Ach, klingt nicht der Gesang aus der Kapelle?
Das ist die lang entwohnte Melodie!
Ihr holden Töne meiner theuern Heimath!

Fortunat.

Wie? Deiner Heimath? Deiner Heimath auch? —
Allein was ist Dir? Du bist ganz verändert!
Dein Blick, Dein Wesen, Deine Sprache ist anders —
Gleich eines lieblichen Erinnerung
Taucht vor mir auf, die mich schon einst ergriff!
Wer bist Du? Du bist nicht mein Diener Proteus;
Du bist ein Engel, der mein Leben schirmt!

Rosamunde.

Ich möchte wohl Dein Engel sein,
Doch müßtest Du zum Glück Dich leiten lassen;
Dir aber ist die weite Welt zu klein.
Du möchtest alles Glänzende erfassen.

Fortunat.

So war ich einst, nun bin ich's nicht,
Jetzt unterscheid' ich Glanz und Licht;
Und füge mich, bemäth'ger Weise,
Wie gern dem engen Lebenskreise!
Wie ich mich von mir selbst entfernt,
So hab' ich kennen mich gelernt;
Die Jugendstürme sind vorbei,
Gebändert ist mein Sinn und frei.
Die Heimath beut mir ihren Gruß;
Es zieht mich nach der Eltern Kuß;
Es schwillt das Herz von Liebesfülle,
Doch sehnt es sich nach Ruh' und Stille.

Rosamunde.

Und sonst — noch nichts?

Fortunat.

Soll ich's gesteh'n?
Ja, Rosamunde möcht' ich wieder seh'n,
Wenn auch ihr Anblick manches Leid,
Und manche alte Pein erneut.
Ach, trat' ich wieder vor sie hin,
Der ich im leichten Jugendsinn
Die ganze Welt mir offen glaubte,
Dem manchen schönen Traum das Leben raubte: —
Mit welchem Muth werd' ich ihr nah'n?
Sie sieht mich wohl mit ihrem Lächeln an,
Und sagt damit: was soll das eitle Jagen?
Ist dies der Ruhm, den Du davon getragen?

Rosamunde.

Das sagt sie nicht, das wird sie nimmer sagen!
Die liebende, die treue Rosamunde
Gießt Balsam und nicht Gift in ihres Freundes Wunde.

Fortunat.

Die Stimme wieder — ach wer bist Du? sprich!

Rosamunde.

Mein theurer Freund, erkenne mich:
Ich bin — erschrick nur nicht — ich bin
Dein Diener nicht, bin Deine Dienerin.

Fortunat.

Was sagst Du?

Rosamunde.

Sieh, ich kenne Rosamunden,
Mir sind so inniglich verbunden,
Daß ihre Laster meine Fehler sind,
Und daß ihr Blut in meinen Adern rinnt.

Fortunat.

Du bist —?

Rosamunde.

Glaub' nicht, ich wolle scherzen;
Sieh, meine Wunde hier am Arm
Ward nur vom Blut der Rosamunde warm,
Und machte ihr die meisten Schmerzen.

Fortunat.

Du bist's?

Rosamunde.

Ich bin es!

Fortunat.

Rosamunde!

Rosamunde.

Mein Fortunat!

Fortunat.

Nein, meine Rosamunde!
(Schließt sie in die Arme.)
Bist Du's denn wirklich? bist wirklich mein?
Wie kam nur Alles? wie kann es sein?
Allein was frag' ich? Ich habe Dich ja,
Das Glück ist wirklich, denn Du bist da!

Rosamunde
(sinkt ihm, wie erschöpft, an die Brust).

Ach!

Fortunat.

Zitterst Du, Liebe? — Was ist Dir? sprich!
War ich zu heftig? O höre mich!

Rosamunde (sich ermannend).

Ruhig, mein Freund! Ich bin ja stark;
Nur Freude erschüttert des Herzens Mark.
Die Leiden schwanden, gleich bösem Traum;
Ich habe Dich wieder, begreif' es kaum.

Fortunat.

Du, Du warst Proteus? Ich kannte Dich nicht?
Hat mich verblendet das strahlende Licht?

Rosamunde.

Erst wies ich Dich von mir, da ließest Du mich;
Du suchtest das Leben, ich suchte Dich.

Fortunat.

Du warst mein Diener? Ein Mädchen zart!

Rosamunde.

Lieben und Dienen sind gleicher Art.

Fortunat.

So dank' ich mein Leben der Freundin, Dir?

Rosamunde.

Hab' ich's erhalten so theil' es mit mir.

Fortunat.

Doch, Böse, wie konntest Du schweigen so lang?

Rosamunde.

Ich sah so Manches — mir macht' es bang.

Fortunat.

'S ist wahr — Du hast mich recht schwach gesch'n.

Rosamunde.

Ich litt' im Stillen — jetzt darf ich's gesteh'n.

Fortunat.

Hast Du Deine Leiden mir auch verzieh'n?

Rosamunde.

Wer denkt an Dornen, wenn Rosen blüh'n?

Fortunat.

Du treue Seele! so bist Du mein?

Rosamunde.

Ich fühl', ich lebe — so bin ich Dein.

Fortunat.

Kann ich es fassen? Begreif' ich es ganz?
Das Leben lacht mir im Morgenglanz;
Ich horch' Deiner Stimme lieblichem Klang,
Er tönt mir wie ferner Wundergesang;
So lang' ich denke, so lang' ich bin,
Erfüllest Du mir Gemüth und Sinn.
Auf Augenblicke verlor ich Dein Bild,
Wie Wolkenschatten die Sonne verhüllt;
Doch wie ich Dir fern und ferner blieb,
Dich suchte ich immer im dunkeln Trieb,
Dich suchte ich einzig so dort wie hier;
Das Schönste, das Beste — stets glich es Dir. —
Doch komm! Dort nahen Leute im Gedränge;
Noch scheut sich die bewegte Brust
Vor einer allzu lauten Menge,
Selbst vor dem lauten Ton der Lust. —
Komm' auf das Schiff! Dort heimlich und still
Schwatze Dein Herze, was es will;
Dann suchen wir die Eltern auf,
Im selig frohen Tageslauf. —
Was wir erlebten, es ist so reich,
Dem wunderbarsten Mährchen gleich;
Doch reicher in der eig'nen Brust
Bin ich des Lebens mir bewußt;
Und eine frohe Zukunft lacht,
Die reicher uns und reicher macht:
Erweitern wird sich, Dir zur Seit',
Das Leben zur Unendlichkeit.

(Beide Arm in Arm auf das Schiff.)

Dreizehnte Scene.

(Leute kommen von der Kapelle zurück; darunter auch Ritter Hugo, Beata und Pancratio. Auf dem Schiff wird der Schiffer sichtbar.)

Hugo (zu Pancratio).
Ich gäbe was, könnt' ich Euch heiter machen.
Denn seht, es freut mich, daß wir wieder Freunde
Und gute Nachbarn sind, wie ehedem.

Pancratio.
Ich hab' Euch oft gekränkt —

Hugo.
O still davon!
Wer hat nicht sein gemessen Theil von Fehlern?

Beata.
Mein lieber Mann! Das Schiff hat schon gelandet,
Willst Du nicht fragen geh'n?

Hugo.
Recht gern; allein
Wir werden eben wieder nichts erfahren.
(Nähert sich dem Schiff.)
He, guter Freund!

Schiffer.
Was wünscht Ihr?

Hugo.
Eine Auskunft.
Wo kommt Ihr her?

Schiffer.
Wir? aus Burgund.

Hugo.
So, so!
Ist Euch der Graf von Flandern nicht begegnet?

Schiffer.
Der Graf von Flandern, Herr? Der liegt erschlagen
Tief im Burgunder Wald.

Beata.
Erschlagen? Gott!
Und unser Sohn! und unser Fortunat!

Hugo.
Nur ruhig!

Schiffer.
Nanntet Ihr Herrn Fortunat?

Hugo.
Ihr kennt ihn?

Beata.
Lebt er noch?

Schiffer.
Frisch und gesund.
(Zu Hugo.)
Seid Ihr vielleicht —?

Hugo.
Sein Vater, Ritter Hugo.

Schiffer.
So, so! — Nun harrt ein wenig, edler Herr;
'S ist Jemand da, dem Euer Sohn bekannt ist.
(Ab.)

Beata.
Ich zittre! Wenn er doch gestorben wäre?

Hugo.
Pah! Sagte nicht der Mann: frisch und gesund!

Pancratio.
Ich hatte nicht den Muth, nach ihr zu fragen.

Hugo.
Nach Eurer Tochter? Ei, laßt mich nur machen;
Wir kriegen Nachricht. Doch da kommen Leute!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Fortunat, Rosamunde
(in Frauenkleidern, verschleiert, der Schiffer und Diener mit Geschenken kommen aus dem Schiff).

Fortunat.
Wo ist der Ritter Hugo?

Schiffer.
Hier, mein Herr.

Hugo (zu Fortunat).
Mein edler Herr, verzeiht! Bringt Ihr mir Kunde
Von meinem Fortunat?

Fortunat.
Ja, Euer Sohn
Schickt die Geschenke Euch.

Hugo.
Was? die Geschenke?

Fortunat.
So ist's! — Mein Vater!

Hugo.
Herr?

Fortunat.
Mein lieber Vater!

Beata (ihn erkennend).
Mein Fortunat!

Hugo.
Wär's möglich?

Fortunat.
Mutter!

Beata.
Sohn!

Hugo.
Sohn! Sohn! Mein Fortunat!

Zuschauer (die sich gesammelt).
Ei Fortunat!
(Umarmungen u. s. w.)

Fortunat.

Ich hab' Euch weiter, Vater, Mutter — Beide!

Beata.

Mein lieber Sohn!

Hugo.

Nun sagt' ich's nicht: er kommt!
Und ganz verändert, und doch ganz derselbe!

Fortunat.

Hier alle meine Freunde, wohlbekannte!
Gebt mir die Hand, Herr Balthasar, Francesco,
Pancratio — wenn wir auch feindlich schieden,
So reicht Ihr mir doch jetzt die Hand im Frieden!

Pancratio.

Von ganzem Herzen, junger Freund.

Rosamunde (die sich).

Mein Vater!

Hugo.

Sprich, lieber Sohn, dies Schiff und diese Diener —?

Fortunat.

Sind Euer, so wie Alles, was sie bringen;
Und hier die Dame, seht, ist meine Braut.

Beata.

Wie? Eine Braut hast Du Dir mitgebracht?

Fortunat.

Wenn nämlich, theure Eltern, Ihr's vergönnt,
Und Ihr, Pancratio.

Pancratio.

Was hab' ich zu sagen?

Fortunat.

Mehr, als Ihr glaubt. Die Dame bringt Euch Kunde
Von Eurer Tochter.

Pancratio (zu Rosamunden).

Meine Tochter! Sprecht!
Wo ist sie, wo, mein theures Herzenskind!

Rosamunde
(fällt ihm weinend um den Hals).

Pancratio.

Was ist's? was soll's?

Rosamunde.

Mein Vater —

Pancratio.

Rosamunde!
Mein Kind! Du lebst?

Rosamunde.

Vergebung, Vater!

Pancratio.

Kind,
O böses Kind, Du hast mich schwer betrübt!

Rosamunde.

Vergebt Ihr mir?

Pancratio.

Ich Dir, mein Kind, Du mir.

Fortunat.

So weiß Ihr jetzt den Eidam nicht zurück?

Pancratio.

Sohn, an mein Herz! Du brachtest sie mir wieder.

Fortunat.

Und, liebe Eltern, Ihr umarmt die Tochter! —
(Zu Rosamunden.)
Wir aber preisen unsre guten Sterne!
Denn, die die jungen Herzen früh berührt,
Die unverstand'ne Lieb', hat aus der Ferne
Sie liebender einander zugeführt.

Die Wette.

Dramatiſcher Scherz in 2 Aufzügen

von

Julius Moſen.

Perſonen.

Der Fürſt.
Graf von Freienburg.
Herr von Eichendorf.
Piffel, Polizeidirector.
Schniffel, }
Träffel, } Polizeicommiſſäre.
Riffel, }

Georg, Diener des Grafen von Freienburg.
Marie, Tochter des Herrn von Eichendorf.
Belinde, ihr Kammermädchen.
Diener, Polizeidiener u. A.

Erſter Aufzug.

(Zimmer in Piffel's Hauſe.)

Erſter Auftritt.

Marie. Belinde (kommt ſchnell herein).

Marie.

Wer jagt Dich, Belinde? Was haſt Du? Was bringſt Du?

Belinde.

Fräulein! Ach! Ach!

Marie.

Komme zu Dir!

Belinde.

Wie ich durch die Kloſtergaſſe ging, — ach, ich ſchäme mich zu Tode!

Marie.

Du erſchreckſt mich; was iſt Dir begegnet?

Belinde.

Denken Sie nur, da merkte ich, — mein Herz arbeitet wie ein Hammer —

Marie.

O, ſo behalte Deine Geſchichte für Dich, wenn es Dir ſo ſchwer wird, ſie zu erzählen!

Belinde.

Da ſah ich, daß ein junger, ſlinker Herr mir Schritt vor Schritt nachging, ich ging ſchärfer, er auch; ich lief faſt, — er auch; ich blieb ſtehen, — er auch!

Marie.

Das iſt ſeltſam.

Belinde.

Ich fürchtete mich, daß ich zitterte. Endlich im Durchhauſe —

Marie.

Und Du nahmſt einen ſolchen Weg?

Belinde.

Da kam er mir nach, und wie er zu mir ſagte: guten Tag, Belinde! — da hab' ich ihn gleich erkannt, auf den erſten Blick erkannt. Wir haben ja als Kinder zuſammengeſpielt, wir waren alle Tage beiſammen! Er war mein Hündchen, ich ſein Lämmchen, und da krochen wir im Graſe herum, er bellte und ich ſchrie wie ein Lämmchen, und aßen wir Butterbrod zuſammen.

Marie.

Von was? Von wem redeſt Du aber?

Belinde.

Ich ſchäme mich, — ich kann es nicht ſagen.

Marie.

So mag ich es auch nicht wiſſen.

Belinde.

Wenn ich es Ihnen nicht ſagen müßte! Ich rede ja vom Sohne des Schulzen aus unſerem Dorfe, der ſtudirt hat und ein groſser Herr geworden iſt.

Marie.

Und läuft Dir nach?

Belinde.

Warum nicht? Er iſt freilich jetzt ein Schreiber und gar bei einem Grafen, aber mein Vater war doch Schulmeiſter!

Marie.

Belinde, Du machſt mich ungeduldig! Ich habe zu viel Nachſicht mit Dir.

Belinde.

Er iſt aber auch gar ſo hübſch geworden. Recht galant! Das feine Hütchen und dann der knappe Rock mit dem Sammetkragen laſſen ihm zu gut! Und nun gar das Milchbärtchen, das er auf der Oberlippe getriegt hat; es iſt zum Todtlachen!

Marie.

Ich bin ſo unglücklich, und muß noch ſolche Geſchichten mit anhören! Ach, mein unſchuldiger Vater im Gefängniß und ich gezwungen in dem Hauſe ſeines Feindes!

Belinde.

Da faßte er meine Hand, und ich ſagte: Herr Jemine! Johannes! Und da flüſterte er ganz eifrig und fragte mich: ob ich Ihr Kammermädchen wär'? Und ſagte ich ihm: ei ja, ſeit heuer! Da gab er mir dieſen Brief, den ſollt' ich Ihnen geben, aber ganz heimlich, daß es Niemand merkte, und ſollte auch keine Seele dem Polizeidirector ſagen.

Marie.

Gib her!

Belinde (überreicht einen Brief).

O das feine Papier! Wer nur auch ſo einen Brief bekäm'!

Marie (öffnet und lieſt den Brief).

„Ich bin da, angebetete Marie! Ich habe im vorigen Sommer in Karlsbad mit dem Polizeidirector Hiffel gewettet, daß er, wenn ich hieher käme, mir über die Verwendung meiner Zeit innerhalb dreier Tage trotz aller ſeiner Spione nicht Rechenſchaft geben könne. Nun komme ich, meine Wette zu löſen und höre, daß Ihr edler Vater im Gefängniſſe ſchmachtet und Sie im Hauſe ſeines Anklägers und Richters, des Polizeidirectors, nicht minder gefangen ſind. Ich werde löſen und erlöſen! Ich bitte, dieſe Zeilen zu vernichten. L. v. F."

Belinde.

Sie werden bald roth, bald blaß, Fräulein. Das muß ein köſtlicher Brief ſein!

Marie (für ſich).

L. v. F.? Ludwig von Freienburg! Freienburg! (Sie fällt Belinden um den Hals.) Freue Dich, Mädchen! Freue Dich! Ach, was that ich? Biſt Du mir treu, Belinde? Nicht wahr, Du kannſt auch ſchweigen?

Belinde.

Fräulein! Wenn ich auch ein Mädchen bin, ſo wiſſen Sie doch: daß auch Mädchen verſchwiegen ſind, zumal in gewiſſen Dingen; da ſtehen wir Mädchen alle für einen Mann! oder: wir Mädchen alle für eins!

Marie.

Mädchen, wenn mein Vater frei würde, und ich dieſes Haus hinter mir hätte, — ach, ich wollte jauchzen wie eine freie Lerche im Frühling hoch empor in den blauen Himmel!

Belinde.

Und Graf Ludwig?

Marie.

Frage nicht! Du biſt gottlos! Du willſt mich beſchämen.

Belinde.

Aber dieſen Brief —

Marie.

Soll ich verbrennen? Dieſe geliebten Zeichen verbrennen?

Belinde.

Schnell! Schnell, ich höre den Polizeidirector kommen!

Marie.

Noch einen Kuß! (Sie küßt den Brief und wirft ihn dann in das Kamin.) Da lodert er in die Höhe wie meine eigene Seele.

Belinde (zudringlich).

Grämen Sie ſich nicht, mein Fräulein! Hat der Director ſeine Polizei, ſo haben wir Mädchen auch unſere Polizei. Liſt gegen Liſt! Polizei gegen Polizei!

Zweiter Auftritt.

Hiffel (kommt). Vorige.

Hiffel.

Kann ich das Vergnügen haben, mit Ihnen, Fräulein Marie, ein Viertelſtündchen zu verplaudern? Uns Geſchäftsleuten wird nur auf Augenblicke die Sorge abgenommen, um ſie nachher

deſto ſchwerer uns aufzubürden. Sie dürfen es wagen, mich ohne Zeugen zu ſprechen.

Marie (zu Beiden).

Ich werde Dich rufen.

(Beide ab.)

Hiffel.

Sie ſind mir gegenüber immer ſo ernſt und feierlich! Verdiene ich kein Zutrauen?

Marie.

Herr Director?

Hiffel.

Mein Titel erinnert mich nur an mein Amt. Fräulein, ich habe verlernt, mit Schmeicheleien um Herzen zu werben. Sie wiſſen, daß ich Sie anbete. Können Rang und Stellung eines Mannes, der als Polizeidirector ein ganzes Land beherrſcht, nicht ein Paar Jahre vergeſſen machen, welche ich in Ihren Augen vielleicht zu viel zähle?

Marie.

Herr Director! Sie haben mich in Ihr Haus gebracht, als mein Vater, mein unſchuldiger Vater gefangen geſetzt wurde; ſie haben mich mit Gunſtbezeigungen überhäuft und mir oft geſagt: daß ſie mich lieb hätten! auch von Ihrer polizeilichen Allmacht geſprochen und doch meinen armen Vater nicht retten können oder wollen?

Hiffel.

Wenn ich nun dieſen Vorwurf Ihnen zurückgebe und ſage: daß nur Sie Ihren Vater nicht retten wollen?

Marie.

Sie ſpotten!

Hiffel.

Angenommen, daß es in meiner Macht ſtände, Ihren Vater, der verdächtig iſt, verdächtig zu ſein des Verdachtes der Mitwiſſenſchaft um ein Complott, aus ſeiner Verlegenheit zu retten, — angenommen, daß ich ſeine Freiheit auf Ihre kleine, holde Hand ſetzte?

Marie.

Herr Director?

Hiffel.

Nehmen Sie dies zum Stoff für's Nachdenken! Ich habe die Ehre, Sie bei Tiſche wiederzuſehen!

Marie.

Nicht grauſam, Herr Director! Nicht grauſam!

(Marie ab.)

Dritter Auftritt.

Hiffel (allein).

Hiffel.

Wer will es mir verdenken, daß ich für die langen Jahre unendlicher Mühe, durch welche ich mich heraufgearbeitet habe auf die Spitze meiner Macht, einen Lohn begehre? Nur ein einziges Herz für ſo viele Mühe! Habe ich es nicht endlich dahin gebracht, daß ſich in mir alle Intereſſen von zwei Millionen Menſchen concentriren? Für alle die Nächte, die ich durchwacht habe, um das Inſtitut der Polizei, die Hierarchie der neueren Zeit, wie ein Uhrwerk einzurichten, begehre ich nur ein Herz, das Herz der Tochter meines Feindes, des alten, hitzigen, unbeſonnenen Mannes, des Herrn von Eichendorf! Die Tochter eines armen Adeligen! Er böſe ſeine widerſpenſtige Geſinnung in der Haft! Er böſe ſie damit, daß er mein Schwiegervater wird, und nehme die Unbequemlichkeit, die er jetzt hat, zum Lohne für ſeine allzukühnen Redensarten, die mir Gelegenheit gaben, an ihn zu kommen und ihn mürbe zu machen! Ich weiß es zu gut, daß er mir Ihre Hand außerdem nie gegeben haben würde! Mich und meine ganze Polizei bringt dieſes Mädchen aus dem Concerte. Jagen doch alle meine Gedanken wie berittene Gensd'armes hinter ihr drein! Ich muß dieſen kleinen Dieb haben und müßt' ich ihn um meinen Hals hängen! Director der Polizei, wohin verirrſt Du Dich? Liebe und Polizei ſind zwei ungleiche Roſſe! — Gelingt es mir, beide zuſammenzuſpannen, ſo mache ich Amor zum Polizeilieutenant! — Wenn mein Vater, der ehrliche, fromme Leinweber in dem verſchollenen Gaſſenwinkel, noch lebte und könnte meine Stellung begreifen, was er ſagen würde? Hinweg! Das ſind polizeiwidrige Gedanken!

Vierter Auftritt.

Georg (kommt und bringt einen Korb Wein). Hiffel.

Georg.

Einen unterthänigen Diener von meinem Herrn, dem Grafen von Freienburg, mit der Bitte, dieſen Wein gnädigſt zu verſuchen; er wäre von der Sorte, bei welcher Sie in Karlsbad gewettet hätten. Er läßt fragen: ob er Ihnen ſeine Aufwartung machen kann?

Hiffel.

Sehr verbunden! Sag' Er dem Herrn Grafen von Freienburg, daß er mir immer willkommen ſei.

(Georg ab.)

Fünfter Auftritt.

Hiffel (allein).

Hiffel.

O, ich durchschaue Dich, junger Graf! Ich kenne alle Deine heimlichen Wege und die Fäden, welche Du ziehst! Wie ein Gärtner über die Spargelbeete hinspäht und jeden Keim entdeckt und aussticht, so spähre ich den kleinsten Keim einer zukünftigen Meuterei aus. Dieser gräfliche Spargel bricht lustig hervor. Hüte Du Dich vor dem Gärtner und seinem Messer, und vor der Polizei und ihrer Zange!

Sechster Auftritt.

Freienburg (kommt). Hiffel.

Freienburg.

Ganz ergebener!

Hiffel.

Sie verbinden mich in jeder Beziehung zum Danke!

Freienburg.

Heute am letzten Tage unserer Wette komme ich, Ihnen den Sieg zu erleichtern, — ich bringe eine Viertelstunde bei Ihnen zu.

Hiffel.

Ich dachte kaum mehr an diesen Scherz.

Freienburg.

In der That habe ich von Ihrer Vigilanz so erstaunliche Dinge gehört, daß ich an Ihre Allwissenheit glauben möchte.

Hiffel.

Aufmerksamkeit im Dienste bewirkt Wunder. Von Jugend auf war es mein Studium, Alles zu wissen, was um mich her vorging. Ich habe mich, so zu sagen, auf polizeiwidrige Gesichter und Gefühle dressirt. Ich habe einen wahren Instinct dafür ausgebildet.

Freienburg.

Man hält Sie für einen Clairvoyant.

Hiffel.

Meinen Sie? (Er zieht einen Vorhang weg, und Bibliothek kommt zum Vorschein.) Sehen Sie hier meine Bibliothek! Meine Conversationslexica! Hier finden Sie jeden Namen, der sich bei der Polizei markirt hat; — unter andern auch Ihren Namen.

Freienburg.

Ich erstaune —

Hiffel (nimmt einen Band heraus).

Litera F. Sehen Sie! (Er lieft.) Freienburg, Ludwig von, Graf, geboren 1803. Haare: blond, Stirne: hoch —

Freienburg.

Mein Steckbrief?

Hiffel.

Besondere Zeichen: eine Schmarre auf der Stirne, Folge eines Duells mit dem Baron Schärfling im Jahre 1824 am 3. Mai, Vormittags ½ Minute vor 12 Uhr.

Freienburg.

Schrecklich!

Hiffel.

Ihr Charakter?

Freienburg.

„Geduldig wie ein Schaaf", ich wollte: „wie ein Löwe so brav." Ich weiß genug.

Hiffel.

Oder wollen Sie die Charakteristik einiger Gauner wissen? Zum Beispiel gleich die Biographie Ihres Hintermannes, des berüchtigten Freyer Hannickel?

Freienburg.

Ich bin sehr geräuhet von der Ehre dieser Gesellschaft. Ich danke! Herr Director, Sie werden mir fürchterlich.

Hiffel.

Das that mir leid. Polizei ist das Gewissen der Societät. In meinen Geschäftsgang habe ich, wie Sie merken werden, eine wahre Religion gebracht. Ich habe 10 Bureau's. Jedes Vergehen findet da sein standesgemäßes Unterkommen. Sie können nicht glauben, welche Gewalt in der einfachen Zahl liegt. Alles geht bei mir nach ganz einfacher Kettenrechnung!

Freienburg.

Ich wage fast kaum mehr nach der Wette zu fragen. Bei Ihnen könnte man an dem Dasein seiner eigenen Seele zweifeln lernen, so ungewiß wird man seiner, Herr Polizeidirector, in Ihrer Gegenwart! Man fühlt fast einen Seelenkorkzieher auf dem Kopfwirbel!

Hiffel.

Sie gestehen ein, daß der Rapport des ersten Tages richtig ist?

Freienburg.

Ohne Zweifel.

Hiffel.

Gestern haben Sie —

Freienburg.

Gegessen, getrunken, geschlafen —

Hiffel.

Daran zweifle ich nicht; — Sie waren auch im Theater!

Freienburg.

Richtig! Doch nach dem Theater?

Hiffel (sucht und lieſt in verſchiedenen Papieren).

(Für ſich.) Teufel! Schnappt da die Relation meiner Dienſtbaren ab? Was iſt das? (Lauter:) Theater, Loge Nr. 3, erſter Rang —

Freienburg.

Richtig! Doch nach dem Theater?

Hiffel (für ſich).

Verdammt mit ſeinem: Richtig! — Ich muß ihn hier ausholen! (Beiſeite und laut:) Herr Graf, Sie haben wirklich keinen übeln Geſchmack!

Freienburg (für ſich).

Hätt' er's doch erlauſcht!

Hiffel.

Einen ſehr feinen Geſchmack!

Freienburg (für ſich).

Er hat mich, der Fuchs!

Hiffel.

Ihr Geſchmack iſt faſt der meinige!

Freienburg (für ſich).

Ich bin verloren! (Laut:) Sagen Sie mir das letzte und ich gebe mich gefangen!

Hiffel.

Haben Sie keine Furcht, ich habe weder Urſache, Ihr Vergnügen zu ſtören, noch zu verrathen! Aber, wenn es Ihre Braut erführe, Herr Graf! — Haben Sie keine Furcht?

Freienburg (für ſich).

Glücklich daneben geſchoſſen! (Laut und munter:) O von dem, was ich thue, können Sie in die allgemeine Zeitung correſpondiren! Alſo nach dem Theater?

Hiffel (ſchlägt ſich an die Stirne).

(Für ſich:) Einfalt! (Laut:) Morgen, Herr Graf, ſollen Sie das ganze Facit haben!

Freienburg.

So habe ich die Ehre, mich für heute zu empfehlen!

Hiffel.

Auf Wiederſehen morgen früh, um die tauſend Ducaten bei dem Banquier, wo ſie hinterlegt ſind, mir auszubitten!

(Freienburg ab.)

Siebenter Auftritt.

Hiffel.

Hiffel (allein).

Ich ſollte alle meine Uniformirten auf das Zuchthaus ſchicken! Bringen mir da eine Menge Zettel, geben mir Bericht, wie oft Er den Tag über genicht, wie viel Knöpfe Er auf dem Frack gehabt, wie oft Er die Stubenthüre zugemacht, und brechen bei der wichtigſten Stunde ab und wiſſen Alle nicht, wo der Graf die Zeit von 10 bis 11 Uhr nach dem Theater außer dem Hauſe zugebracht hat! Es iſt zum Raſendwerden!

(Er klingelt.)

Achter Auftritt.

Schnüffel, Trüffel und Riffel (kommen).

Hiffel.

Hiffel (zu Riffel).

Riffel! Flink, mach' Dich auf die Beine! Verliere keine Secunde! Ich binde Dich an die Ferſe des Grafen von Freienburg. Du darfſt ihn nicht aus den Augen laſſen, und wenn er Dir drohte, Dich ſchnupfte, Dich prügelte, Dich todtſchlüge!

Riffel.

Zu Befehl!

(Riffel ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, außer Riffel.

Hiffel.

Saubere Geſellen! Bärenhäuter ſeid Ihr!

Schnüffel und Trüffel.

Zu Befehl!

Hiffel.

Tagediebe!

Schnüffel und Trüffel.

Zu Befehl!

Hiffel.

Ich vermiſſe im geſtrigen Rapporte über den Grafen die Angabe, wo er die Zeit von 10 bis 11 Uhr nach dem Theater zugebracht hat. Wurdet Ihr da alle auf einmal blind, taub, lahm, ſtumm! Was heißt das?

Schnüffel.

Am Theater fuhr ſein Wagen vor mitten unter das Menſchengedräng. Ich hing mich an den Wagen an unten über dem Hemmſchuh —

Hiffel.

Eine gute Fahrgelegenheit! —

Schnüffel.

Bei ſeinem Hotel hielt der Wagen; ich darunter hervor, ſchaute hinein, aber nichts darinnen! Erſt

um 11 Uhr kam der Graf heimlich in sein Hotel zurück.

Hiffel.

Und wo war er?

Schnüffel und Trüffel.

Pardon!

Hiffel.

Wo er war? (Schnüffel und Trüffel zucken mit den Schultern.) Antwort!

Schnüffel und Trüffel.

Weiß nicht!

Hiffel.

Wenn Ihr binnen hier und drei Stunden mir nicht gehörig rapportiren könnt, so jag' ich Euch aus dem Lande, wißt Ihr!

Schnüffel und Trüffel.

Zu Befehl!

Hiffel.

Schnell bietet alle Spione in der Stadt, in den Vorstädten auf, hetzt Alle auf den Grafen! Seid nur heute thätig, nur diesmal; ich verdoppele Eure Löhnung!

Schnüffel und Trüffel.

Gnädiger Herr Director!

Hiffel.

Ihr seid recht einfache, gutmüthige Naturmenschen! aber seid nur heute verschlagen! nur heute exact!

Trüffel.

Ich will meine Nase in die Höhe halten wie ein Gemsbock! Meine Beine von mir werfen, wie Zahnstocher! Ich will wie ein Iltis herumfahren!

Schnüffel.

Ich will so viel Augen haben, wie ein Pfauenschweif!

Trüffel.

Ich will seinem Schatten den Kopf abbeißen!

Hiffel.

Eilt und bietet unsere Leute auf!

Schnüffel.

Die Perrückenmacher!

Trüffel.

Die Essenkehrerjungen!

Schnüffel.

Die Wäscherinnen! Nähterinnen! Putzmacherinnen!

Hiffel.

Alle! Alle!

Schnüffel (forteilend).

Die Taschendiebe!

(Ab.)

Trüffel (forteilend).

Die Nachtvögel!

(Ab.)

Hiffel (nachrufend).

Alle! Alle! (Für sich.) Nun ist er verloren; denn nun komme noch ich! Und wer dem Hiffel, dem Trüffel, dem Schnüffel und dem Riffel entgeht, der hat von Glück zu sagen!

(Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Marions Zimmer.)

Erster Auftritt.

Marie. Belinde.

Marie.

Wie ist mir doch heute so seltsam zu Muthe! Meine Gedanken flattern umher wie Schmetterlinge, bunt durcheinander!

Belinde.

Das thut der alberne Frühling, der überall zu den Fenstern hereinbricht!

Marie.

Wie ich vorhin am Fenster mein Myrthenstöckchen mit tausend Blüthen übersät fand, da habe ich seine Wurzeln mit herzlichen Thränen begossen. Du gute Seele, Du bist das einzige Wesen, dem ich mich vertrauen kann! Das einzige fühlende Herz, das in meiner Nähe ist! Sieh, Belinde! seit ich weiß, daß Freienburg hier ist, fliegen alle meine Gedanken dahin zu ihm, wie die Bienen nach meiner blühenden Myrthe! (Sie verbirgt ihr Gesicht in die Hände.) Lache mich aus, Belinde! Belinde, lache mich aus! oder weine mit mir!

Zweiter Auftritt.

Freienburg (kommt in Hut und Mantel eines Polizei dieners). Vorige.

Marie.

Was ist das?

Freienburg.

Fräulein Marie!

Belinde.

Was will Er? Bei uns hat die Polizei nichts zu schaffen, weiß Er! Hier ist unser Revier! Scheer Er sich fort!

Freienburg (wirft Hut und Mantel ab. Zu Marie:) Kennen Sie mich nicht mehr!

Belinde.

Ah!

Marie.

Ludwig! Ludwig! (Sie will ihm in die geöffneten Arme fallen; sie besinnt sich schnell und zieht sich schen zurück.) Herr Graf? —

Freienburg.

Theuere! Unvergeßliche! Mitten durch tausend Gefahren, und in dieser tollen Verkleidung, die es allein möglich machte, die Polizei zu äffen, komme ich zu Ihnen, Sie zu sehen, Sie zu sprechen!

Belinde (vor sich).

Wenn bei der Polizei noch viele solche Leute sind, dann Gnade Gott uns armen Mädchen! Ich will mich aber ein Bischen auf die Lauer stellen, das kann nicht schaden!

(Belinde ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige, außer Belinde.

Freienburg.

Wie habe ich diesen Augenblick ersehnt, Dich, holdselige Marie, wiederzusehen! Auf die Alpen hinauf, auf dem Rheine hinab, überall hin begleitete mich ein guter Geist, die Rückerinnerung an die Stunde, wo ich Ihnen zuerst auf dem Feldwege vor Ihrem Landhause begegnete. Als ich Sie dort sah, zog ein weißer Taubenschwarm über unsere Häupter hinüber. Erinnern Sie sich daran?

Marie.

Ich habe nur zu oft an den jungen, polnischen Flüchtling gedacht. —

Freienburg.

Denken Sie nicht an meine Thorheit!

Marie.

Der mich um eine milde Gabe ansprach, —

Freienburg.

Ich trage noch immer das geschenkelte Goldstück auf meiner Brust, das Sie damals vom Nacken lösten und mir gaben!

Marie.

Es war ein Erbstück von meiner seligen Mutter, die mir immer sagte: es wäre ein guter Talisman!

Freienburg.

Und doch log ich es Ihnen ab! Vergebung! Ich durfte es behalten, als endlich Ihr Vater, dem Sie entgegengegangen waren, um die Ecke herumkam, Ihr Vater, der mich früher in der Stadt kennen gelernt hatte und mich nun in seine Arme schloß.

Marie.

Sie wurden da vor mir herzlich verlegen.

Freienburg.

Es war meine erste und allererste Lüge! Und diese Lüge und mein böses Gewissen jagten mich auch noch an diesem Tage von Ihnen hinweg, aber mein Herz wurde mir immer schwerer und kränker, bis ich hieher zurückflog und nun das Mißgeschick erfuhr, das über Sie und Ihren theuren Vater gekommen ist.

Marie.

Edler Mann! Ich flehe Sie an mit jeder Bitte: retten Sie meinen armen unschuldigen Vater aus den Händen seiner Feinde!

Freienburg.

Ich hoffe, er ist gerettet. Ich konnte dem verehrten Landesherrn so klare Beweise seiner Unschuld geben, daß er mir versprach, sich noch heute persönlich seiner anzunehmen! O, süße Marie! Wenn ich nun dann selbst zu Ihnen flehen würde: retten Sie auch mich! holde Marie!

Marie.

Ludwig!

Freienburg.

O, Du innigstgeliebte, theuerste Marie! Du bist mein auf ewig!

(Sie umarmen sich.)

Vierter Auftritt.

Belinde (kommt schnell herein). Vorige.

Belinde.

Schnell! Schnell, verbergen Sie sich, Herr Graf! Ich höre den Director über den Corridor schleichen. Er kommt hieher!

Marie.

Wir sind verloren.

Freienburg.

Ich springe aus dem Fenster.

Marie.

Es ist zu hoch hinunter.

Belinde.

Nein! Nein! Verstecken! Verstecken!

Marie.

Gott im Himmel! Wohin?

Freienburg.

Mädchen, rathe! hilf!

Belinde.

Da in die Schlafkammer des Fräuleins!

Marie.

Das ist nicht möglich.

Belinde (öffnet die Kammer und drängt den Grafen hinein).

Schnell! Schnell! Da ist Hut und Mantel! (Sie verschließt die Kammer.) So ist Alles versorgt!

Fünfter Auftritt.

Hiffel (im Costum eines Lakais kommt). Vorige, außer Freienburg.

Hiffel (mit verstellter Stimme).

Ist das Fräulein von Eichendorf zu sprechen?

Belinde.

Nein! Nicht zu Hause!

Hiffel (zu Marie).

Nicht zu Hause, Fräulein?

Marie.

Was soll diese Zudringlichkeit heißen?

Hiffel.

Ich habe ein zartes Billet an Sie abzugeben von einem jungen Cavalier. —

Marie.

Ich verbitte mir alle dergleichen Zusendung! Sagen Sie Ihrem Herrn, daß er sich sehr in meiner Person irre! Entfernen Sie sich!

Hiffel (ohne Verstellung).

Ich küsse Ihre Hand!

Marie.

Unverschämter! Belinde, schelle mit der Glocke!

Hiffel.

Kennen Sie mich wirklich nicht in meiner Maske? Wirklich?

Belinde.

Der Polizeidirector! Das ist zum Todtlachen!

Marie.

Sie in diesem Aufzuge?

Belinde.

Und den großen Backenbart ganz glatt weg rasirt? Und haben Sie nicht erst neulich hier erzählt, daß eine Zigeunerin in Ihrer Jugend prophezeit hat, Ihr Glück werde halten so lange, als Ihr Bart?

Hiffel.

Schweig, Unglücksvogel!
„denn immer neidisch sind des Schicksals Mächte!“

Belinde.

Und das rothe Jäckchen und das Tressenkäppchen!

Hiffel (zu Marie).

Wundern Sie sich nicht! In einer solchen gefährlichen Zeit, wo jede Fliege an der Wand ein zweifelhaftes Gesicht macht, muß die Polizei wachsam sein und kein Mittel scheuen, um hinter die Schliche der Malcontenten zu kommen. Sie sollen Wunderdinge hören! Ein gewisser Graf Freienburg hat hier eine große Verschwörung angezettelt —

Belinde (gegen die Kammerthür).

Verschwörung angezettelt?

Hiffel.

Heute Abend ist in seinem Hotel die Zusammenkunft der Verschwornen. Ich habe davon die genauesten Anzeigen.

Marie.

Entsetzlich!

Hiffel.

Ehe Sie es denken, werde ich mitten unter Ihnen sein!

Marie.

Graf Freienburg?

Hiffel.

Er steht mit Lafayette in Correspondenz; er ist ein Hochverräther!

Belinde (gegen die Kammerthür).

Ein Hochverräther!

Hiffel.

In wenigen Stunden soll er eine merkwürdige Wette verlieren. Fräulein, verhalten Sie sich ruhig in Ihrem Zimmer, was auch vorgehen mag! Sollten gar die Glocken ringsum in der Stadt stürmen — ruhig! — sollten Kanonen donnern — ruhig! — Ketten rasseln — ruhig! Mordiogeschrei hören — ruhig; die Polizei ist da, die Polizei bringt Alles in Ordnung! Und sollte der Himmel einfallen — ruhig; die Polizei ist da! Morgen sollen Sie Alles wissen! — Sie sollen den großen Abällino sehen, wie ich ihn morgen früh in Ketten zum Verhöre schleppen lasse! — mit Handschellen — versteht sich! —

Marie.

Er ist unschuldig! unschuldig!

Hiffel.

Ja?

Marie.

Erbarmen!

Hiffel.

Sie kennen ihn?

Marie.

Nein! Nein! Ach — er ist —

Belinde.

Fräulein, was machen Sie? Der Herr Director nimmt es für Ernst!

Hiffel.

Das Mitleid! Wer hat es doch in die Welt gebracht? Immer sind die Frauen damit da —

im Voraus verliebt — in pflichtwidrige Menſchen! Wär ich nicht Polizei, ſo möcht' ich — (Kopfſchüttelnd.) Hä! hä! hä!

(Ab.)

Belinde.

Sehen Sie: da geht der große Napoleon und ſpricht: Treue Liebe verläßt mich nicht! (Sie öffnet das Kammerfenſter.) Herr Hochverräther? —

Sechster Auftritt.

Freienburg. Vorige, außer Hiffel.

Freienburg.

Er war es in der That?

Belinde.

In Lebensgröße!

Marie.

Wie pocht mir mein Herz vor Angſt!

Freienburg.

Bald brauchen wir uns nicht mehr zu ängſtigen. Vor einer Stunde habe ich mit dem Fürſten, unſeren Landesherrn, geſprochen. Er hat mir befohlen, ein Feſtmahl anzuordnen. Du ſollſt dazu abgeholt werden.

Marie.

Iſt dies Deine Verſchwörung?

Freienburg.

Gegen Dich, theuerſte Marie!

Belinde.

Wer verſchwört ſich denn gegen mich?

Freienburg.

Kleiner Muthwille! — Hüte Dich vor meinem Secretair!

Belinde.

Johannes? — Dem will ich es ſchon ſagen!

Freienburg.

Werde ich glücklich, dann ſoll es auch Euch nicht fehlen. Wie Du roth wirſt! Doch ich muß eilen!

Belinde (ſteckt ihm den Mantel umgekehrt).

Daß die Männer auch gar ſo lang ſind!

Freienburg (Marien küſſend),

Deshalb müſſen wir uns vor Euch bücken! Auf Wiederſehen, holde Braut!

Belinde (mit dem Hute),

Der Hut, Herr Graf! der Hut!

Freienburg.

Tauſend Dank!

Marie.

Gott ſei mit Dir, Ludwig! (Sie reichen ſich die Hände.) Ludwig!

(Freienburg ab.)

Siebenter Auftritt.

Marie. Belinde.

Belinde (Sie ſetzt ſich).

Secretairin? Iſt das ein langer, ſchöner Titel!

Marie.

Laß mich an Deinem Herzen ruhen! Mich ſchwindelt!

Belinde.

Nicht wahr, Fräulein, Sie ziehen das neue blauſeidene Kleid an, das Ihnen ſo gut ſteht?

Marie.

Komm! Komm!

Belinde.

Ueber die Locken den weißen Schleier?

Marie.

Ich thue Dir Alles zu Gefallen.

Belinde.

Und die goldenen Armbänder?

Marie.

Ich habe keinen Willen mehr.

(Beide ab.)

Achter Auftritt.

(Ein feſtlich geſchmückter Saal.)

(Man ſieht viele Diener beſchäftigt. Georg tritt auf.)

Georg.

Munter! Munter, Ihr Leute! Spudet Euch! In drei Augenblicken müßt Ihr fertig ſein! Tragt Wein in die Nebenſtube, es kommen einige alte Rothnaſen mit! Stellt Spieltiſche mit Karten zurecht, es kommen einige alte Damen! Bringt ein Dutzend Flaſchen Eau de Cologne, es ſind nervenſchwache Fräuleins dabei! Lauft was Ihr könnt! Nehmt die Beine unter die Arme und den Kopf zwiſchen die Zähne! Lauft! Lauft! (Zu einem der Diener, welcher Wein vorüber trägt.) Bib einmal ſo einen alten Tröſter her! (Er nimmt eine Flaſche Wein.) Ein ehrwürdiges Alter! Ein bemooſter Muſje! Ich muß ihm nur unter die Kappe ſehen! Teufel ſteckt das feſt! (Er wirft den Stopfel weg.) Da iſt Kopfſteuer! (Er trinkt.) Nicht ganz übel! Mein Herr würde ſagen: nicht ohne

Talent! (Er trinkt.) Glück! Glück! Glück! 's ist doch eine hübsche Sprache, die deutsche! — Aber es ist doch schlimm, wenn man ein böses Gewissen hat, wie ich, und so viel Kummer, wie ich; da muß man trinken und in Einem fort trinken! Was nur mein Kanarienvogel nebenan macht? Der steckt und horcht! Die arme Polizei! Das kann eine schöne Geschichte werden. Sag' ich's meinem Herrn, so sagt er: Du bist ein braver Kerl! und damit Punctum! Sag ich ihm 's nicht, daß ich den Polizeidirector nebenan versteckt habe, so bekomme ich 50 hellgeschlagene Goldfische! Ob ich nun brav bin, oder ob ich das Geld nehme und werde ein Spitzbub? Das klingt garstig. Wär' ich vornehm, so sucht' ich dafür ein andres Wort! Wer macht mir da einen Reim darauf? (Er hält die Flasche in die Höhe.) Allerweltsbeichtvater, gib mir guten Rath! (Er trinkt.) Das heißt ein rechter Kernspruch! So ein altes, verständiges Weinchen von 1811, so ein Kometenzucker, ist doch ein recht guter Spielcamerad, so ein recht unterhaltender Bursche!

Neunter Auftritt.

Freienburg (kommt). Georg.

Freienburg.
Schon wieder bei der Flasche, Georg?

Georg.
Nur aus Aerger, Herr Graf!

Freienburg.
Du ärgerst Dich aber den ganzen Tag, bis Du mir und aller Welt ein Aergerniß gibst!

Georg.
Ich wollte mich wieder ehrlich trinken!

Freienburg.
Wie so?

Georg.
Verzeihung, Herr Graf! Ich bin ein Spitzbube, ich habe mich bestechen lassen!

Freienburg.
Pfui über Dich!

Georg (leise).
Der Polizeidirector ist da! Er hat mir funfzig Ducaten versprochen, bis ich ihn da in den Alkoven einsperrte. Er will heute Abend nur ein Bischen der Musik zuhorchen.

Freienburg.
Er geht weit in seiner Tollheit, aber Du bist ein braver Kerl!

Georg (für sich).
Sagt' ich's doch!

Freienburg.
Hast Du den Schlüssel abgezogen?

Georg (klimmert den Schlüssel).
Da ist er! Die Polizei steckt nun drinnen in lauter Finsterniß wie eine Eule!

Freienburg.
Braver Junge, Du bist werth, mein Diener zu sein!

Georg (für sich).
Das klingt doch besser, als Spitzbub, und nur einem ehrlichen Kerl schmeckt ein Glas Wein!

Freienburg.
Geh, geh! Hüte Dich vor dem Wein! Sieh auf Ordnung!

(Georg ab.)

Zehnter Auftritt.

Schnüffel, Trüffel, Riffel und viele Polizeidiener kommen, bis sich die Scene füllt. Freienburg.

Freienburg.
Was soll das?

Trüffel.
Gnädiger Herr Graf!

Trüffel (hielt mit den Uebrigen nieder).
Auf unseren Knieen bitten wir um Gnade!

Im Chor.
Gnade! Gnade!

Trüffel.
Wir haben Weiber und Kinder!

Im Chor.
Weiber und Kinder!

Trüffel.
Wir sind Familienväter!

Im Chor.
Familienväter!

Freienburg.
Was wollt Ihr von mir?

Trüffel.
Der Herr Polizeidirector will uns Alle außer Brod setzen —

Im Chor.
Außer Brod setzen!

Trüffel.
Aus dem Lande jagen!

Im Chor.
Aus dem Lande jagen!

Freienburg.

Glück auf die Reise!

Träffel.

Wenn er nicht die Wette gewinnt, die er mit Ihnen gemacht hat! Nun dürfen Sie uns nur sagen, wo Sie gestern Abend nach dem Theater gewesen sind —

Freienburg.

Das ist zu arg! Ihr wunderlichen Männer! Ich kann doch nicht meinen eigenen Angeber machen? Steht auf!

Im Chor.

Erbarmen! Erbarmen!

Freienburg.

Das wird zu toll! Geht nach Haus und laßt mich ungeschoren!

Träffel (heimlich zu Freienburg).

Auf ein Wort, Herr Graf!

Freienburg (geht mit ihm an die Thür des Alkovens, worinnen Hiffel verborgen ist).

Sag an!

Träffel.

Herr Graf! Sie wissen, daß wir Alle arme Teufel sind! Da Ihnen nun so viel daran gelegen scheint, daß nicht verrathen wird, wo Sie gestern nach dem Theater gewesen sind, so dürfte ich wol fragen, wie theuer Sie dieses Geheimniß schätzen?

Freienburg.

Ihr wißt es ja nicht!

Träffel.

Ich aber! Ich, Herr Graf! In Ihrer Loge zogen Sie den Livreerock Ihres Kammerdieners an, und stahlen sich so aus dem Theater und in den Garten, der hinter dem Hause des Directors liegt. Dort vor dem Fenster des schönen Fräuleins Marie von Eichendorf steht eine Linde, dort stieg ein Graf hinauf und fuhr durch das Fenster in das Zimmer. Sie können gut klettern, Herr Graf!

Freienburg.

Bei Gott, Du hast eine gute Nase!

Hiffel (im Alkoven).

Hallunken! Gauner! Diebe!

Alle (außer Freienburg davon eilend).

Der Director! Der Director!

(Schnüffel und der übrigen Polizeidiener ab.)

Eilfter Auftritt.

Freienburg. Stimme Hiffels aus dem Alkoven.

Freienburg (lachend).

Hahahaha! Ist denn heute alle Narrheit los?

Stimme Hiffels.

Träffel, Träffel, Du auch? Verräthst Du mich auch?

Freienburg.

Die Geisterstimme aus der Ferne! Die fehlt noch zum Roman!

Hiffel (trommelt an die Thüre).

Laßt mich hinaus! Ihr seid Alle unglücklich!

Freienburg.

Geduld! Geduld, Polizei! (Zur Seite.) Ich wähnte, dieses Marionettenspiel selbst zu leiten, und nun stehe ich hier und weiß nicht wie weiter! Ich bin gespannt, wie es sich endigen wird! Hier habe ich ein Gastmahl angestellt, Gäste geladen, und weiß eigentlich selbst nicht warum? Nur so viel merke ich, daß die Freude mit Schellen und Klingeln zu allen Fenstern hereinjauchzt!

(Musiker gehen über die Szene.)

Seid mir gegrüßt, fröhliche Künstler! Laßt Spiel und Tanz aufjauchzen, daß die Sterne vor Freude über den Himmel hüpfen!

(Gäste kommen. Freienburg begrüßt sie.)

Willkommen, verehrte Herren und Damen! Freudigen Dank, daß Sie mich mit Ihrer Gegenwart beglücken! Ich hoffe, über uns soll dieser Abend fröhlich sich hinauf wölben! Herzlich willkommen!

Zwölfter Auftritt.

Der Fürst (mit auf), an seiner Rechten Marie, bräutlich geschmückt, an seiner Linken Herrn von Eichendorf. Freienburg. Später Hiffel aus dem Alkoven heraus.

Freienburg.

Gnädigster Fürst! Wie kann ich dieser Huld mich würdig machen?

Fürst.

Daß Sie mir erlauben, Ihnen eine Braut und einen Schwiegervater an Ihr Herz zu legen!

Eichendorf (in Freienburg's Arme).

Freund und Retter! Diese Thränen aus den Augen eines alten Mannes mögen für mich reden, und da meine Tochter Ihnen danken!

Freienburg.

Du weinst, Geliebte!

Marie (in seinen Armen).

Ludwig, es sind Wonnethränen!

Freienburg.

Gnädigster Fürst, Sie haben drei Menschenherzen auf immer glücklich gemacht und zu ewiger Dankbarkeit verbunden!

Eichendorf.

Hoheit, ich bin ein alter Mann, aber ich hoffe, meine Enkel werden noch Gelegenheit finden, die Schuld Ihrer Väter mit ihrem Blute aufwägen zu dürfen!

Fürſt.

Still, ſtill, meine Freunde! Laſſen wir nun die Freude des Feſtes walten! denn auch ich bin glücklich!

Freienburg (den Alten umfaſſend).

Hoheit! darf ich Ihnen noch einen Gaſt vorſtellen?

Hiffel (herausſpringend).

Gewonnen, Herr Graf! Gewonnen! (Zu dem Fürſten.) Eure Hoheit verzeihen — ein Scherz!

Fürſt.

Was ſehe ich? Sie, Hiffel, en masque? Sie kommen zu rechter Stunde! Ich habe mit Ihnen ein Wort zu reden! Sie verdanken es nur der Fürſprache des Herrn von Eichendorf, daß ich Ihnen nicht den Proceß machen laſſe! In zweimal vier und zwanzig Stunden verlaſſen Sie Stadt und Land!

Hiffel.

Ich gehe! Ich gehe! Denn wo die Landeshoheit ſelbſt ſich gegen die Polizei verſchwört, da kann ich abkommen. Ich gratulire!

(Hiffel ab.)

Fürſt.

Er wollte mein Land zu einem Zuchthauſe machen; — es ſoll anders werden! Ich will von nun an fröhlich unter frohen Menſchen leben. Seit Jahrhunderten hat mein Geſchlecht glücklich dieſes Land beherrſcht; ich hoffe, wir werden auch ferner miteinander leben können, ohne daß ein thörichtes Wort meinen Fürſtenſtuhl um eine Linie verrückt! (Maskirte ab.) Dieſe Nacht ſoll es mit Trompetenſtößen in die Stadt hineinſchmettern, daß ein Fürſt glücklich ſein kann mitten unter den Seinen, auch — ohne geheime Polizei!

(Maskirte. Die ordnen ſich zum Tanze. Der Vorhang fällt.)

Druck von C. Polz in Leipzig.